3 1761 07827920 5

PRESENTED
TO
THE UNIVERSITY OF TORONTO
BY
Großherzogliche Bibliothek
Schwerin

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/allgemeineencycl09ersc

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Neunter Theil.

BENE — BIBEH.

Verzeichniss der Kupfertafeln und Landcharten, welche mit dem Neunten Theile der Allgemeinen Encyclopädie, und zwar zu den nachfolgend benannten Artikeln, ausgegeben worden sind.

Oestliche Halbkugel der Erde		Neue Geographie.
Bauholzverbindung. Tab. I. II. III.		Baukunst.
Amphistoma Ascaris (Hedruris) Androphora Ascaris oxyura et tetraptera	nachträglich	Naturwissenschaften.

(Vom Prof. Nitzsch nach der Natur gezeichnet.)

Für Acht Quart-Platten zu rechnen.

S D
E 734 a

Allgemeine

Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber
Professoren zu Halle.

Neunter Theil

mit Kupfern und Charten.

A 3552
25/11/98

BENE — BIBEH.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch 1822.

AE
27
E7
Sect. 1
Bd. 9

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

An die resp. Besitzer der Allgem. Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Es geschieht hierdurch von Seiten des Verlegers wiederholt die Bitte, dass man sich die Exemplare der allgem. Encyclopädie nicht umbinden lasse, bevor nicht der Schluss des Buchstaben B erfolgt ist, und alle Kupfer zu diesen beiden Buchstaben abgeliefert worden sind. Beides wird unstreitig mit dem 10ten und 11ten Theile geschehen seyn.

Sobald der 12te Theil erschienen seyn wird, hört der Subscriptions-Preis für die ersten 12 Theile, so wie er seither festgesetzt war, auf. Der Rest der Auflage wird complettirt, und nur insofern alsdann noch einzelne Theile übrig bleiben, sind solche einzeln zu erlangen.

Von einigen Seiten hat man die Besorgniss geäussert, dass dieses Werk ungleich voluminöser werden möchte, als es vom Verleger angekündigt worden ist. Wenn auch hierbei im ersten Ueberschlag ein gewiss sehr verzeihlicher Fehler vorgegangen ist, so lässt sich gegenwärtig, ungeachtet die Buchstaben *A* und *B* zusammen 10 à 11 Theile füllen möchten, dennoch die Stärke des Ganzen zwischen 40 und 50 Theilen annehmen, indem sehr viel rückwärts auf die ersten Buchstaben verwiesen wird und die historischen vollendeten Wörterbücher ungefähr dasselbe Verhältniss aufstellen, nach welchem *A* und *B* ein Fünftheil des Ganzen geben.

(Man vergleiche z. B. Bayle's historisch-kritisches Wörterbuch von Gotsched. 4 Theile in Folio. 1741.)

Ausserdem sieht sich der Verleger hier veranlasst, wiederholt zu erklären, dass nur bei wirklicher Vorausbezahlung, auf jedesmal zwei Theile, der so äusserst billige Subscriptions-Preis von 7 Rthlr. 16 Gr. auf Druck- und 10 Rthlr. auf Velinpapier gewährt wird, und dass solcher nach der Erscheinung des 12ten Theiles nur für die noch nicht erschienenen Theile erlangt werden kann.

Leipzig im September 1822.

B E N E

BENE, Stadt in der piemontesischen Prov. Mondovi, auf einem schönen Hügel, zwischen der Stura und dem Tanaro, mit 5000 Einw., hat ein altes Schloß, eine Kollegiatkirche, ein Hospital. Das Schloß hat noch einige Befestigung, die Festungswerke der Stadt aber wurden 1553 zerstört. In der Gegend lag die alte römische Kolonieſtadt Julia Augusta Bagiennorum, wovon man noch einige Überreſte findet; die Stadt wurde von den Römern verwüstet. Ihre Ruinen liegen ¼ M. von Bene. (*Röder.*)

BENEDEK (siebenbürgisch-sächsisch Benchesdorf, walachisch Benyik, lateinisch Villa S. Benedicti), Marktflecken an der Maros, im Großfürstenth. Siebenbürgen Unteralpenser Gespanschaft, unterm Cirkel Magnar-Igener Bezirk, ein großer von Ungern und Wallachen bewohnter Marktflecken; der hier erzeugte Wein gehört unter die besten Tischweine Siebenbürgens. Er hat eine reformirte, griechischunirte und nichtunirte Kirche. (*Benigni.*)

BENEDEK, Szent Benedek (d. i. Heiliger Benedict), slowakisch Swaty Benedik, Mkt. in der Barscher Gespansch. in N. Ungern, im Kr. diesseits der Donau, Tapolschaner Bezirk, auf einem Hügel nahe am Flusse Gran, ein guter Handelsplatz, wo öfters Versammlungen des Barscher Comitats gehalten werden. Hier ist eine alte, dem Graner Erzbisthum gehörige Kirche, von gothischer Architectur. Die Einwohner sind Katholiken. Im J. 1821 waren (nach dem Graner erzbischöfl. Schematismus) 1021. Den Namen Benedek führen auch viele Dörfer in Ungern, die man in dem topographischen Lexikon von Crusius verzeichnet findet. (*Rumy.*)

BENEDETTI (Alex.), einer der bessern medizinischen Schriftsteller des 15. Jahrh. Zu Legnago im Veronesischen geboren, ging er als Feldarzt des venetianischen Heers nach Kandia und Morea. Nach seiner Rückkehr 1493 ward er Prof. in Padua, aber schon nach zwei Jahren verließ er seine Stelle, um mit dem Heer seines Vaterlandes als Arzt gegen die Franzosen zu gehen. Um das Jahr 1525 starb er. Seine Werke sind zu Basel 1539 in Quart herausgekommen. Sie enthalten mehre gute und seltene Beobachtungen, auch manche wichtige praktische Regeln. Die gründliche Operation der Darmbrüche, welche man bis dahin mit dem Golddraht und mit Ätzmitteln bewirkt hatte, nahm er durch Unterbindung des Samenstranges vor. Er gab auch zuerst Nachricht von der Bildung künstlicher Nasen, die zu seiner Zeit eine geheime Kunst der Familie Vianeo oder Bojani in Kalabrien war. Man nahm zum Ersatz das Fleisch aus den Arm-Muskeln (opp. p. 1249.). (*Sprengel.*)

BENEDETTO, St., di Polirone, Flecken am Po, im lombardischen Reich, in der Deleg. Mantua, ist schön gebaut, und hat eine aufgehobene reiche Benedictinerabtei, in welcher die berufene Mathilde begraben lag, ehe ihre Leiche nach Rom geführt wurde. (*Röder.*)

Benedict von Nursia, s. Benedictiner.

BENEDICT Päpste. Außer Benedict I., der von 572 bis 577 auf dem päpstlichen Stuhle saß, führen noch vierzehn Päpste diesen Namen. Dieser erste sah die verwirrten Zeiten, als die Lombarden sich Italiens bemächtigten und selbst das Herzogthum Rom in Gefahr setzten. Benedict rief zu dessen Schutz die Hilfe des griechischen Kaiserhofs an, und Tiberius, zu jener Zeit Cäsar des Reichs, dem röm. Bischof mit besonderer Zuneigung gewogen, unterstützte Rom auf dessen Bitten mit Waffen und Lebensmitteln [1]). Der Papst soll aber aus Gram über das Kriegsglück der Lombarden gestorben seyn [2]).

Benedict II., ein Römer von Geburt, im J. 683 zum röm. Bischof erwählt, durch Verzögerung der kaiserlichen Bestätigung aber erst im Jahr 684 in sein Amt geweiht. Durch seine Mitwirkung wurde die unter dem Papst Agatho [3]) in einer Kirchenversamlung bestätigte Lehre von dem doppelten Willen in Christo auch in Spanien auf einer Synode zu Toledo angenommen [4]). Wichtiger aber war, daß Benedict, die Gunst des ost-römischen Kaisers Constantin II. (Pogonatus) benutzend, den Beschluß durchsetzte, daß der erwählte röm. Bischof sogleich nach seiner Wahl, ohne wie bisher die kaiserliche Bestätigung zu erwarten, ordinirt werden könne. War auch für die nächste Zeit damit nur wenig gewonnen (denn schon Justinian II. nahm diesen Beschluß zurück), so hatte das Band, welches den röm. Bischof noch mit dem ost-röm. Kaiserhof zusammenhielt, doch dadurch den ersten Riß bekommen [5]); und wie wichtig man noch späterhin diesen ersten Versuch zur Freiheit der röm. Kirche hielt, ersieht man aus dem Danke, den die Kirche durch die Heiligsprechung diesem Papst zuerkannte. Auch durch

1) *Platina* de vitis Pontif. Rom. p. 74. — 2) *Anastas.* Biblioth. Bower's Historie der röm. Päpste 3r Th. S. 497.

3) S. Artik. Agatho. 4) *Mariana* de reb. Hispaniae p 246. erzählt die Verhandlungen darüber. 5) *Anastas.* in vita Benedicti. *Baronii* Annal. an. 684.

prächtige Kirchenbaue hat er sich in Rom Verdienste erworben [6]). Er starb im J. 684.

Benedict III., wurde im J. 855 zum Papst erwählt, wider seinen Willen, da er als Geistlicher bei der Kirche des heiligen Calixtus bisher lieber frommen Betrachtungen und stillen Gebeten ergeben gewesen [7]). Seine Wahl erregte Uneinigkeit. Man hegte in Teutschland die Meinung, daß das alte Bestätigungsrecht der ost-röm. Kaiser über die Wahlen der römischen Bischöfe auf die Kaiserwürde des Abendlandes übergegangen sey. Benedict war aber gewiht worden ohne die Bestätigung des Kaisers Lothar, der deshalb, die Überbringer des Wahldecrets und einige Bischöfe gewinnend, einen Gegenpapst in Anastasius, einem abgesetzten Geistlichen, aufstellen ließ. Der Stolz der kaiserlichen Abgeordneten aber und die Frechheit des Gegenpapsts, der die von Leo IV. in der Peterskirche aufgestellten Heiligenbilder zertreten und verbrennen, und den frommen Benedict grausam mishandeln ließ, brachte die Römer in einen Aufruhr, der des Anastasius Vertreibung und Benedicts einstimmige Anerkennung zur Folge hatte [8]). Die Bestätigung des Papsts durch den Kaiser Lothar wurde dadurch wenigstens geltend gemacht. Bald darauf besuchte König Ethelwolf von England mit seinem Sohne Alfred auf einer Pilgerfahrt die Begräbnisse der Apostel in Rom, durch reiche Geschenke an die Geistlichkeit und durch eine merkwürdige Spende an den röm. Stuhl seinen Namen in der Kirche für immer verherrlichend [9]). Benedict starb im J. 858. Zwei aufbehaltene Briefe von ihm, deren einer für die Sittengeschichte seiner Zeit nicht unwichtig ist, findet man in der Collect. Concil. Gall. T. III.

Benedict IV., aus einer edlen röm. Familie stammend, und im J. 900 zum Papst ernant. Es ist weder viel rühmliches noch unrühmliches von ihm zu erzählen [10]); mag es nun seyn, daß die eiserne Zeit, in welcher er lebte, seinen Geist erdrückte, oder daß es ihm an Kraft gebrach, thätiger in die wüste Zeit einzuwirken. An dem Streit Berengars, Herzogs v. Friaul, und Ludwigs Bosonides um die Krone Italiens nahm er weiter keinen Antheil, als daß er den letztern als Sieger krönte, 901 [11]). Seine persönlichen Tugenden haben Lobredner genug gefunden [12]). Er starb im J. 903.

Benedict V., ward von den Römern gegen das dem Kaiser Otto I. geleistete eidliche Versprechen, an dem Papst Leo VIII. festzuhalten und ohne seine Genehmigung keinen röm. Bischof wieder zu erwählen, im J. 964 auf den päpstlichen Stuhl erhoben, nach des Kaisers Ankunft in Rom aber sogleich auch wieder abgesetzt [13]). Der Kaiser verwies ihn nach Hamburg, wo er 965 starb.

Benedict VI., im J. 972 mit Beistimmung Otto des Gr. zum Papst erwählt, ist bekanter durch seinen Tod, als durch sein Leben geworden. Otto I. Tod gab den Römern Muth zur Rache an seinen Anhängern in Rom, zu welchen man auch den Papst zählte. Crescentius, einer der neuerungssüchtigen Großen Roms, geübt, den Schwindel der Römer für die altrömische Freiheit zu seinen Zwecken zu benutzen, ließ durch einen gewonnenen Kardinal-Diaconus sich der Person des Papsts bemächtigen, warf ihn ins Gefängniß, wo er verhungerte oder erdrosselt ward [14]), im J. 974. Der von manchen Geschichtschreibern als Benedicts Nachfolger genante Papst Donus oder Dominus ist wahrscheinlich kein anderer als Benedict VI. [15]).

Benedict VII., im J. 975 zum röm. Bischof erwählt, zuvor Bischof zu Sutri, ein Verwandter Alberichs, des Fürsten von Rom. Auch von ihm ist nichts merkwürdiges zu erzählen, als daß er im J. 981 ein Concilium hielt, worin die Simonie verboten wurde. Er starb im J. 984.

Benedict VIII., zum Papst erwählt im J. 1012, Sohn eines Grafen Gregorius von Tuscoli, zuvor Bischof von Porto. Von einem Gegenpapst Gregorius vertrieben, begab sich Benedict nach Teutschland zum König Heinrich II., der auf seine Bitten im J. 1014 nach Rom zog und ihn in seine Würde wieder einsetzte [16]). Dafür krönte der Papst den König zum Kaiser und dieser bestätigte angeblich der röm. Kirche alle von den vorigen teutschen Königen und Kaisern ihr verliehenen Beschenkungen [17]). Als im J. 1016 die Saracenen aus Sardinien ins toscanische Gebiet einfielen, trat der Papst an die Spitze eines Kriegsheers, erschlug die Raubhorde bei Luni bis auf den letzten Mann, und bewog im nächsten Jahre die Pisaner und Genueser, sich Sardiniens zu bemächtigen [18]). Die Eroberungen der Griechen in Unteritalien, die sich Capua's bemächtigten, und das Verlangen des Kaisers Heinrich, das neuerrichtete Bisthum Bamberg von dem Papst eingeweiht zu sehen, bewogen diesen zu einer zweiten Reise nach Teutschland 1020. Der Kaiser zog darauf nach Italien, und nahm den Griechen Capua und einige andere Eroberungen wieder ab. Mit dem Ruhme eines strengen Eiferers gegen das unsittliche Leben vieler Geistlichen seiner Zeit starb dieser Papst im Jahr 1024. Der Aberglaube, womit er sich bis an seinen Tod peinigte, gehört mehr seiner ganzen Zeit, als ihm allein an.

Benedict IX., im J. 1033, erst gegen 18 Jahre alt, zum Papst ernant, ein höchst sittenloser Mensch, bei den Römern verhaßt und verachtet, und wiewol dreimal vom römischen Stuhle verjagt, durch Kaiser Konrad II.

---

6) *Platina* de vitis Pontif. Rom. p. 93 zählt sie einzeln auf.

7) *Platina* p. 149. erschöpft sich deshalb in Lobeserhebungen über ihn. 8) *Anastas.* in vita Bened. III. *Platina* p. 149. 9) *Hume* history of England T. I. p. 94. edit. Basil. Unter den Geschenken befand sich eine vier Pfund schwere goldene Krone, vielleicht dieselbe, mit welcher Benedicts Nachfolger, Nicolaus I., sich krönen ließ.

10) Selbst der gern rühmende *Platina* sagt: Nil suo tempore gestum est, quod magnopere sollaudari possit. 11) Muratori's Gesch. von Italien T. V. p. 287. 12) *Pledoard. Platina. Baronius.* 13) Continuat. *Lustprandi* L. VI.

14) *Platina* p. 147. Sismondi Geschichte der ital. Freistaten B. 1. S. 218. 15) Sismondi Gesch. der ital. Freistaten B. 1. S. 219.

16) *Dithmar* Chron. L. VI. spricht zwar etwas undeutlich von der Sache, so daß man glauben sollte, nicht Benedict, sondern Gregorius sey zum König gesetzen (wie der Übersetzer Muratori's auch annimt T. VI. p. 74. not. 1.), allein der Zusammenhang zielt doch offenbar auf Benedicts Flucht hin. S. Schröckh's Kirchengesch. 22r Thl. S. 322. 17) Urkunde bei *Baronius* an. 1014. Sie wird aber für unecht gehalten. Schröckh's Kirchengesch. ebendas. 18) *Dithmar* Chron. L. VII. Muratori's Gesch. v. Ital. T. VI. p. 98.

und seine Partei doch immer wieder in seine Würde eingesetzt. Durch sein zusammengeraubtes Geld wußte er das feile Rom zu allen seinen Lüsten und Greueltaten zu gewinnen. Da seine Gegenpartei Silvester III. zum Papst ernannte 1044, und Benedict die Papstwürde an den Erzpriester Johannes Gratianus, der sich Gregorius VI. nante, förmlich verkaufte, dennoch aber mit schnöder Betrügerei dieses Käufers den päpstlichen Namen fortführte, so gab es nun zugleich drei Päpste (tria terrirma monstra [19]), tres diaboli [20]). Im J. 1046 wurden sie alle drei vom Kaiser Heinrich III. in einer Kirchenversamlung zu Sutri abgesetzt. Nach dem Tode Klemens II. gewann Benedict durch Bestechung die päpstliche Würde noch einmal, aber nur auf acht Monate [21]).

Benedict X., gelangte im J. 1058 als Bischof von Veletri durch Bestechung einiger Vornehmen, besonders des Grafen Gregorius von Tusculi, zur päpstlichen Würde. Seine Unwissenheit, die gemeine Weise, durch welche er den röm. Stuhl gewonnen, und die Bestimmungen des vorigen Papsts Stephans IX., bewogen mehre Kardinäle und den damals schon sehr angesehenen Abt Hildebrand (nachmals Gregorius VII.) sich Benedicts Anerkennung zu widersetzen [22]). Durch des letztern Bemühungen wurde der Bischof Gerhard von Florenz, nachdem Benedict von Hildebrand in einer Kirchenversamlung verdamt worden war, zum Papst ernant. Benedict entsagte der Würde, wurde absolvirt und starb bald darauf. Er hatte die päpstliche Würde nur neun Monate [23]).

Benedict XI., zuvor Nicolaus Bocasini genant, aus Trevigi gebürtig, eines Hirten Sohn; trat in den Dominikanerorden, ward 1298 General dieses Ordens und darauf Kardinalbischof von Sabina, dann Bischof von Ostia und nach Bonifacius VIII. Tod 1303 zum Papst erwählt [24]). Als solcher zeigte er sich sehr friedlich gesinnt, legte den orgen Streit seines Vorgängers mit König Philipp von Frankreich gütlich bei, wohl einsehend, daß Bonifacius durch Rachsucht gegen den König zu weit getrieben worden sey, hob das über Frankreich ausgesprochene Interdict nicht nur auf, sondern setzte auch alle Widersacher des vorigen Papsts in alle ihre Rechte wieder ein [25]). Gegen Nogaret aber, der Bonifacius VIII. so schwer gemishandelt hatte und vor dem Gericht des apostol. Stuhls sich zu verantworten weigerte, sprach Benedict den Bann aus. Schwerer wurde es ihm, die Parteiungen in Rom beizulegen, indem er bei den Großen mehr Verachtung als Gehör und Gehorsam fand. Er verlegte deshalb seinen Aufenthalt von Rom nach Perugia, versuchte von da aus die Parteien der Neri und Bianchi in Florenz zu versöhnen, und sprach über die widerspenstige Stadt den Bann aus [26]). Rom war ihm durch das Unwesen der Parteien und durch die Schnödigkeit derer, die an ihrer Spitze standen, so verhaßt geworden, daß er den päpstlichen Hof in eine Stadt Lombardiens zu verlegen gedachte; er starb aber schon 1304 an Gift, welches ihm nach einigen der mistrauische König von Frankreich, nach andern einige Kardinale in Feigen reichen ließen. Von seinem Geiste zeugt schon sein Emporsteigen aus dem niedrigsten Stande zur höchsten Würde in der Christenheit; man rühmt seine Festigkeit des Willens, seine Klugheit in gefährlichen Verhältnissen und selbst seine Gelehrsamkeit; er schrieb einige exegetische Werke [27]).

Benedict XII., vorher Jacob Fournier genant, aus Saverdún gebürtig, geringer Ältern Sohn, Cistercienser-Mönch, dann Abt des Klosters Fontfroide in der Diöces Narbonne, darauf Bischof von Pamiers und Mirepoix, von Johann XXII. zum Kardinal-Presbyter von S. Prisca erhoben und im J. 1334 in Avignon zum Papst erwählt [28]); ein Mann von reinen und edlen Absichten, friedliebend, für seine Zeit reich an theologischen Kentnissen, aber mehr begabt mit natürlichem Verstande, als vielerfahren in öffentlichen Weltbändeln, weshalb er den Kardinälen bei seiner Wahl gesagt haben soll: sie hätten an ihm einen Esel zum Papst ernant [29]). Dennoch bewies er in seiner bedrängten Stellung zum König von Frankreich, wie in seiner Zuneigung zum Kaiser Ludwig IV. viel Klugheit und Einsicht. Im Gefühl der Entwürdigung des apostol. Stuhls unter dem Gehorsam und dem Einfluß des Königs von Frankreich beschloß er, seinen Sitz von Avignon wieder nach Italien und namentlich wegen der Parteiungen in Rom nach Bologna zu verlegen. Als aber der französ. König diesen Plan erfuhr, legte er Beschlag auf die Güter der zahlreichen französ. Kardinäle, die den Papst zu Avignon fest hielten [30]). Zu Ludwig IV. durch Ähnlichkeit des Charakters hingezogen, wünschte er nichts schnlicher als eine Aussöhnung des päpstlichen Stuhls mit dem Kaiserthron, und that dazu unaufgefodert die ersten Schritte schon im J. 1335, und Ludwig ging auf die Anerbietungen ein. Der König von Frankreich aber und die Partei der französ. Kardinäle stellten sich auch hier den redlichen Absichten Benedicts entgegen [31]). Zwei Jahre indessen (1335 bis 1337) fand es der König wegen seines Kriegs mit König Eduard von England in seinem Interesse, durch Benedict die Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser fortsetzen zu lassen, aber immer verhindernd, daß es nicht zur Versöhnung komme [32]), bis Ludwig sie selbst abbrach und sich mit Eduard verbündete, wiewol er die Versuche, sich mit der Kirche wieder zu vereinigen, noch

19) *Platina* p. 158. 20) *Benzonis* Paneg. in Henric. IV. 21) Vgl. *Hermann. Contract.* an. 1044. *Baronii* Annal. an. 1033—46. *Muratori's* Gesch. v. Ital. T. VI. Bowers Gesch. der Päpste B. 6. p. 369. ff.

22) *Petrus Damiani* epist. III. 3. 4. 23) Vgl. *Lambert. Schaffnab.* an. VII. 1058. Voigt's Gregor. VII. S. 48. Bowers Gesch. der Päpste B. 6. S. 443. *Platina* p. 162.

24) *Raynaldi* Annal. Eccles. T. XIV. p. 584. 25) Die Bulle vom 3. Mai, s. *Raynald.* p. 594. 26) *Villani* hist. Florent. L. VIII. C. 61.

27) Vgl. *Raynald.* Annal. Eccles. an. 1303—1304. *Villani* hist. Florent. L. VIII. C. 62—68. Muratori Gesch. von Ital. B. 8. p. 257. ff. Sismondi Gesch. der ital. Freistaten B. 4. S. 365.

28) *Baluzii* vitae Paparum Aven. T. I. p. 796. Anonym. vita Benedicti XII. in *Muratori* Scriptt. rer. Italicar. T. III. Über seine Wahl s. *Albert. Argentin.* p. 125. 29) Bowers Gesch. d. Päpste B. 7. S. 380. *Villani* hist. Florent. XI. c. 21. 30) *Raynald.* Annal. Eccles. an. 1335. *Albert. Argent.* p. 125. 31) S. die weitern Verhandlungen darüber in Mannert's Preisschrift: Ludwig IV. S. 377. 32) Die Verhandlungen s. in *Raynald.* Annal. Eccles. an. 1335—1337.

mehrmals wiederholte. So wenig indessen diese gelangen und bei den Bedrohungen des Königs von Frankreich gegen Benedict gelingen konten; so wenig ließ sich dieser doch auch bewegen, seines Vorgängers Bannspruch und Absetzungsdecret gegen Ludwig zu bestätigen, selbst da nicht, als durch den belanten s. g. Kurverein (1338) aller Einfluß des röm. Hofs auf die Wahl des röm. Königs und Kaisers vernichtet wurde. Und diese doppelte, französische und teutsche Rolle, mußte Benedict gezwungen bis an seines Lebens Ende fortspielen [33]). Achtung erweckt für diesen Papst auch theils seine standhafte Verweigerung der Zehnden-Gelder von den geistlichen Pfründen, die Johann XXII. dem König von Frankreich zu einem Kreuzzug bewilligt hatte, die dieser aber zur Rüstung gegen den König von England benutzen wollte [34]), theils seine Abneigung gegen Begünstigung seiner Verwandten, und seine Achtung und Belohnung des Verdienstes, besonders in der Wahl der Kardinäle und bei Besetzung geistlicher Ämter [35]). Mit allem Eifer arbeitete er an der Verbesserung der Kirchenzucht, vorzüglich an der Reformation des Benedictiner- und Augustinerordens, für die er strengere Gesetze verordnete, zog sich aber durch seinen Ernst und Nachdruck bei den Mönchen Haß und Verunglimpfungen zu. Das bekante papaliter bibere soll zuerst von den Mönchen in Beziehung auf ihn gesagt worden seyn. Er starb nach einer siebenjährigen Verwaltung seiner Würde im J. 1342 in dem prachtvollen Palast, den er zu Avignon zu bauen angefangen, aber nicht vollenden konte [36]).

Benedict XIII[a]., stamte aus einem alten aragonischen Geschlechte, hies vorher Peter de Luna, war 1375 zum Kardinal erhoben und von Clemens VII., seinem Vorgänger, oftmals zu wichtigen Sendungen gebraucht worden. Ausgezeichnet durch große Fähigkeiten, durch Kentnisse, besonders im canonischen Rechte, bewandert in Welthändeln und durch Klugheit und Willensfestigkeit unter allen Kardinälen hervorleuchtend, wurde er in der argen Zeit des großen Schisma nach Clemens VII. Tod im J. 1394 zum Papst in Avignon erwählt. Weil er vor seiner Wahl mit den andern Kardinälen eidlich gelobt hatte, die Kirchentrennung zu beendigen, seinen Eid aber nach der Wahl zurücknahm; so ließ Karl VI. von Frankreich, um den kirchlichen Frieden sehr besorgt, nach dem Beschlusse einer Synode (1395) dem Papst Benedict sowol, als dem Gegenpapst Bonifacius IX. die Abdankung anrathen, mit Überlassung der Entscheidung, wer von beiden Papst bleiben solle. Dieser halben Maßregel widersetzte sich Benedict, auch auf die ernstere Sprache der Universität Paris, die von ihm „an einen künftigen, einzigen, wahren, orthodoxen, und allgemeinen Papst" appellirte, nicht weiter achtend, als daß er ihre Appellation eine frevelhafte Schmähschrift nante. Im J. 1398 aber wurde er nach einer Verabredung zwischen Karl VI. und dem Kaiser Wenzel durch den Ausspruch einer Kirchenversamlung zu Paris für abgesetzt erklärt, von allen Kircheneinkünften entblößt, von allen seinen Kardinälen verlassen. Er selbst blieb unbeweglich, sogar da noch als auf des Königs Befehl der Marschall von Boucicault gegen ihn, den Einzigen, mit einem Heerhaufen vor Avignon anrückte, seinen Palast umzingelte und beschoß, und alles den Papst verließ außer seiner Dienerschaft. Vier Monate trotzte er der Waffenmacht; da entgingen ihm die Lebensmittel, er trat in Unterhandlungen und verstand sich zur Entsagung seiner Würde und zur Erscheinung auf einem Concilium, welches über beide Päpste richten sollte. Dabei versprach er, sich bis dahin aus seinem Palaste nicht zu entfernen. In dieser Gefangenschaft brachte er die Jahre von 1399 bis 1403 hin; da entkam er verkleidet als Bedienter eines Edelmanns aus der Normandie, gewann die Kardinäle, und gelangte durch Unterstützung des Herzogs von Orleans bei dem König und in einer deshalb gehaltenen Kirchenversamlung wieder zur Anerkennung in ganz Frankreich, jedoch nur unter gewissen Bedingungen. Unter dem Schein, diese erfüllen zu wollen, und namentlich seine Würde niederzulegen, sobald sein Gegner dazu ebenfalls geneigt seyn werde, trieb er bis zum J. 1408 mit den drei Gegenpäpsten, Bonifacius IX., Innocenz VII. und Gregorius XII., ein eben so künstliches als schnödes Spiel. König Karl VI. dieses Spiels endlich müde und dazu noch durch eine Bulle Benedicts gereist, wodurch dieser alle, die ihm den Gehorsam verweigerten, in den Bann erklärte, gab Befehle zu seiner Verhaftung. Der Papst aber, zuvor davon benachrichtigt, entfloh nach Spanien. Seine Kardinäle verließen ihn zum zweiten Mal, und vereinigten sich mit denen Gregorius XII., die ihr Oberhaupt ebenfalls verlassen hatten; beide Kardinalparteien erklärten auf dem Concilium zu Pisa 1409 beide Päpste für Ungehorsame, für Verbrecher, Ketzer und Meineidige und entsetzten sie ihrer Würde. Ein dritter gewählter Papst Alexander V. vermehrte nur die scandalöse Verwirrung. Benedict hielt unterdessen zu Perpignan, wo er sich aufhielt, eine eigene Kirchenversamlung von spanischen und einigen französischen Bischöfen, die ihn nach vielem Streit über den Weg der Vermittelung als den wahren und rechtmäßigen Papst von aller Schuld des fortdauernden Zwiespalts frei sprach. Außer Aragonien und Castilien erkanten ihn auch noch Schottland und der Graf von Armagnac als wahres Oberhaupt der Kirche an. Durch diesen Anhang hielt sich Benedict aufrecht bis zur Zeit des Conciliums in Costnitz, vor welchem seine Legaten mit dem Gesuche einer mündlichen Unterredung zwischen Benedict und dem Kaiser zu Nizza erschienen. Im Sommer des J. 1415 reiste der Kaiser nach Perpignan ab, entweder den Papst zur Niederlegung seiner Würde zu bereden, oder wenigstens den König Ferdinand von Aragonien zu vermögen, dem Papst seinen Schutz zu versagen. Das letztere erreichte der Kaiser, da Benedict auch jetzt noch die Entsagung standhaft verweigerte. Sein Trotz, mit welchem er dem Kaiser hochfahrende Bedingungen vorzuschreiben wagte und verlangte, der Kaiser müsse vor ihm, nicht er vor dem Kaiser erscheinen, entzog ihm in Spanien seine mächtigsten Anhänger. König Ferdinand gab Befehl zu seiner Verhaftung. Der Papst entfloh, nachdem er gegen jenen

33) Vgl. Mannert's Ludwig IV. 34) Vita Bened. ap. *Baluz.* T. I. p. 224. 817. 35) Bower's Gesch. der Päpste B. 7. S. 387. 36) Man hat von ihm eine eigene Lebensbeschreibung von einem Ungenanten; sie steht bei *Baluz.* vitae Papar. Avenion. *Muratori* Scriptt. rer. Ital. T. III. P. II. Die mönchischen Scribenten sprechen insgesamt sehr tadelnd von ihm.

den Bann geschleudert, nach Valencia, und während er da in einem festen Orte auf einem Felsen saß, wurde er zu Costnitz vor das Concilium geladen und bald darauf in der 37. Sitzung, am 26. Juli 1417 als ein Störer des Kirchenfriedens, als ein Förderer der Kirchenspaltung und als ein Meineidiger und Ketzer seiner Würde entsetzt. Er schleuderte von seinem Felsen Peniscola aus noch gegen verschiedene seiner Widersacher den Bann, starb aber daselbst am 29. November 1424 in einem Alter von 90 Jahren [37]).

Benedict XIIIb., hieß der Dreizehnte, weil die röm. Kirche den vorigen nicht als rechtmäßig anerkante. Er stamte aus der berühmten Familie Ursini neapolitanischen Zweiges, war der Sohn Ferdinands Ursini, Herzogs von Gravina, ward wider Willen seiner Altern unter dem Namen Vincentius Maria Dominicaner-Mönch 1667, dann von Clemens X. zum Kardinal ernant, als solcher Präsident der Congregation des tridentinischen Conciliums, im J. 1680 Bischof von Cesena, sechs Jahre nachher Erzbischof von Benevent und nach Innocenz XIII. Tod im J. 1724 zum Papst erwählt. Im Gefühl, wie wenig er zur Verwaltung des päpstlichen Amtes geschaffen sey, nahm er die Würde ungern an. Und in der That fehlte ihm Geist und Kraft zu seiner Würde. Schon sein bei dem Antritt seines Amtes mit den Kardinälen begonnener Perückenstreit brachte ihn in Spott: „Wir lassen dem Papst seinen Schnupftabak, lasse er uns doch unsere Perücken," ließen ihm die Kardinäle sagen. Die Nutzlosigkeit seiner auf einem Lateran-Concilium gefaßten Beschlüsse über Kirchenzucht und Kirchenverwaltung bewies ebenfalls, daß es ihm gänzlich an Kraft fehlte, nöthigen und nützlichen Verordnungen Wirksamkeit zu geben. Das einzige dauernde, wiewol unerfreuliche Resultat dieses Conciliums war der arge Streit über den Beschluß, daß die Bulle Unigenitus als Glaubensregel angenommen werden solle (dieser Streit gehört in die Geschichte der merkwürdigen Bulle, und muß hier übergangen werden). Einen andern reichen Stoff zu mönchischem und theologischem Gezänk warf Benedict durch seine Bulle Pretiosus in conspectu Domini aus, worin er dem Dominicaner-Orden, den er sehr begünstigte, auftrug, „die ganze Lehre des heiligen Augustin und Thomas, besonders aber die Lehre von der Wirkung der Gnade und Gnadenwahl ohne Rücksicht auf die guten Werke zu predigen." Die Jesuiten setzten sich der Bekantmachung der Bulle entgegen und wandten alle Künste an, ihre Wirksamkeit zu tilgen. Der Papst aber publicirte sie dennoch, legte aber endlich, des bitteren Gezänks darüber müde, beiden Parteien Stillschweigen auf. Vielen Kummer erzeugten ihm auch seine politischen Streitigkeiten. Er hatte kaum das unter Clemens XI. vom Kaiser Joseph I. besetzte und dem röm. Stuhl entzogene Comachio wieder zurückerhalten, als Kaiser Karl VI. die Herzogthümer Parma und Piacenza, die man immer für Lehen des päpstlichen Stuhls gehalten hatte, für Lehen des Reichs erklärte, und sie der Protestation des Papsts ungeachtet mit Einverständniß Frankreichs und Englands (Traktat zu Sevilla 1729) für den Infanten Don Carlos bestimte. Eben so wenig erfreulich für den Papst war die Beendigung des unter Clemens XI. schon angefangenen Streits wegen des s. g. Tribunals der sicilianischen Monarchie. Benedict mußte nachgeben, und in einer Bulle die Gerichtsbarkeit in geistlichen Sachen (mit wenigen Ausnahmen) dem König von Sicilien zusprechen. Seine andern Streitigkeiten mit dem König von Portugal, mit dem Kanton Lucern ꝛc. sind von minder großer Erheblichkeit. — Kein Papst hat die Zahl der Heiligen, besonders aus dem Mönchs- und Nonnenstande, so vermehrt als dieser Benedict. Der berühmteste unter diesen Heiligen ist Johannes Nepomuk, 1729 unter die Heiligen versetzt. Bei der von ihm vorgeschlagenen Canonisation des Papsts Gregorius VII. fand Benedict, weil er dabei etwas unvorsichtig verfuhr, vielen Widerspruch, besonders in Frankreich. Er starb im J. 1730 in einem Alter von 81 Jahren. Seine ganze Lebensgeschichte beweist, daß er zum Papst nicht geboren war; denn für seine Zeit reichte sein sonst gutmüthiger Sinn, sein strengmönchisches Leben und seine theologische Gelehrsamkeit keineswegs aus [38]).

Benedict XIV., hieß zuvor Prosper Laurentius Lambertini, stamte aus einem alten und berühmten Geschlechte Bologna's, war zuerst unter Clemens XI. verschiedenen höhern Ämtern vorgesetzt, von Benedict XIII., der sich öfters seines Raths in seinen Streitigkeiten bediente, im J. 1727 zum Bischof von Ancona und im J. darauf zum Kardinal erhoben worden. Clemens XII. ernannte ihn zum Erzbischof von Bologna 1731 und im J. 1740 bestimte ihm das Kardinalcollegium die päpstliche Würde. Sein Charakter sowol, der ihn fast über alle Päpste seines Jahrhunderts erhebt, als seine Gelehrsamkeit und Einsicht, machten ihn des hohen Amtes würdig. In allen Angelegenheiten, sie mochten unmittelbar die Kirche, oder weltliche Interessen betreffen, zeigte er viel richtigen Sinn und tiefen Blick in die Foderungen seiner Zeit. Wohl einsehend, daß der alte ausgebliebene Glanz der Hierarchie nicht mehr hinreiche, suchte er die früher auf Blindheit ruhende Achtung und Verehrung der Geistlichen durch die sicheren Stützen eines sittlichreinen Lebenswandels und gelehrter Bildung des Clerus bei dem Volke festzuhalten. Dahin zielen mehre gleich im Anfang seines Papstthums gegebenen Verordnungen. Theils von der Nutzlosigkeit, theils von der offenbaren Schädlichkeit der vielen kirchlichen Festtage für das Volkswohl überzeugt, verminderte er ihre noch unter seinen letzten Vorgängern vergrößerte Zahl. Wiewol seinem Charakter nach friedliebend, kam er doch durch die ihm übererbten Streitigkeiten Benedicts XIII. und Clemens XII. mit den weltlichen Fürsten in allerlei mißhellige Berührungen, legte aber die meisten dieser Streitigkeiten nachgiebig bei. Dem

37) Die Hauptquellen über seine Lebensgeschichte sind: Dietrich von Niem in s. Buche de schismate L. II. III. *Lucas d'Achery* Spicilegium veterum aliquot scriptorum T. VI. *Baluzii* vitae Paparum Avenion. *Juvenalis Ursini* vita Caroli VI. Die von Bower Gesch. der Päpste B. 9. S. 115. angeführten Schriftst. über das Costnitzer Concilium.

38) Hauptquellen für seine Geschichte sind: Leben und Thaten des Papsts Benedict XIII. *Guarnacci* vitae et res gestae Pontif. Romanor. a Clemente X. usque ad Clement. XII. Vgl. Bower's Historie der Päpste T. X. p. 345. ff.

König Johann V. von Portugal ertheilte er die Erlaubniß zur Besetzung aller erledigten Bisthümer und Pfründen in seinem Reiche 1740 und erfreute ihn acht Jahre darauf mit dem Titel: Rex fidelissimus. Mit Spanien schloß er 1753 ein Concordat, nach welchem dem König die Besetzung aller Pfründen und Stifter, mit Ausnahme von 52, die der Papst sich vorbehielt, überlassen wurde. Durch Ertheilung des nämlichen Rechts endigte er auch den unter Clemens XII. angefangenen Streit mit dem König von Sardinien. Wie hiedurch schon der Papst vieles von seiner Gewaltfülle und seinen Einkünften hatte aufgeben müssen, so mußte er es auch dulden, daß Friedrich II. von Preußen, gegen den er alle Fürsten der katholischen Kirche in einem Breve zum Kampf aufforderte, ihm durch Errichtung des Generalvicariats in Schlesien allen Einfluß auf kirchliche Verhandlungen und Streitigkeiten entnahm 1742. Schon in diesem Streit bewies er seine entschiedene Hinneigung zum östreichischen Hause; er bewies sie aber noch offner in dem Streit zwischen Östreich und Venedig über das Patronatsrecht des Patriarchats zu Aquileia, in dessen Besitz Venedig zwar schon Jahrhunderte hindurch gewesen war, worauf Östreich aber doch seit 1749 neue Ansprüche erhob; Benedict stillte den Zwist durch die Verwandlung des Patriarchats in zwei Bisthümer, deren Bischofssitze in Görz und Udine seyn sollten. Venedig konte freilich dem Papst diese Entscheidung der Sache nie vergessen. — Das Wichtigste aber, was Benedict that, war der von ihm gewagte erste Schrit zur Aufhebung des Jesuitenordens, dem er so abgeneigt war, daß er keinem Mitgliede des Ordens den Aufenthalt an seinem Hofe erlaubte, während er dessen Gegner, die Dominikaner, ganz besonders begünstigte. Schon die durchgreifende Sprache, in welcher Benedict den Streit der Jesuiten und Dominicaner in China über die s. g. Vergünstigungen des päpstl. Legaten Mezzabarba zu Gunsten der letztern entschied durch die berühmte Bulle ex quo singulari (1742), bewies, welchen Gegner die Jesuiten an diesem Papste gefunden hatten. Noch entschiedener aber trat er seit dem J. 1757 gegen sie auf, als der König Johann V. von Portugal die Jesuiten als Anstifter eines zu Porto ausgebrochenen Aufruhrs bei dem Papst anklagte. Dieser erließ 1758 ein Breve, worin er den Kardinal und Patriarchen zu Lissabon zum Visitator und Reformator der Jesuiten in Portugal, Algarbien, Ost- und Westindien, ernante und ihm eine Vollmacht gab, die vom Patriarchen streng ausgeführt dem Jesuitenorden schon bedeutende Nachtheile brachte. Benedict soll auch dem Kapuziner Norbert zu seinem Werke gegen die Jesuiten eine Menge von Dokumenten, die von den Verbrechen und Schleichkünsten der Jesuiten zeugten, ausgeliefert haben. Vielleicht wäre er in seiner Abneigung gegen diesen Orden, die wol mehr eine Gegenwirkung seiner Zuneigung zu den Dominikanern als ein reinmenschlicher Widerwille gegen den Jesuiten-Geist gewesen seyn mag, noch weiter gegangen, wäre er nicht schon einen Monat nach jenem Breve im J. 1758 in einem Alter von 83 Jahren gestorben. Um den Kirchenstat erwarb er sich große Verdienste durch Austrocknung von Morästen, durch Förderung des Ackerbaues, des Handels und der Künste, durch Verbesserung der Hafen zu Ancona, Nettuno und Anzio. Er hat vor dem Antrit der päpstlichen Würde und selbst noch als Papst manches geschrieben. Seine Schriften sind durch den Jesuiten Eman. de Azevedo in den Jahren 1747 bis 1751 zu Rom in 12 Quartbänden erschienen [39]. (*J. Voigt.*)

BENEDICT, d. Heilige von Aniane, Reformator der Klosterzucht in Westfranken unter den ersten Carolingern, Sohn eines gothischen Grafen von Magelone, geb. um 750 im heutigen Languedoc und am Hofe des Königs Pipin erzogen, dessen Mundschenk er ward. Im Gefolge Karls d. Gr. auf dem Zuge gegen die Longobarden in Italien rettete er seinen Bruder mit eigener Lebensgefahr vom Ertrinken. Der dabei erfahrne göttliche Schutz entschied seine schon früher gehegte Neigung zu außerordentlichen Proben der Frömmigkeit für den Mönchsstand, den er 774 im Kloster des h. Sequanus (St. Seine) in Burgund ergrif. Hunger, Wachen, Schmuz und Kasteiungen aller Art zeichneten ihn vor andern Mönchen aus, daher er 777 Keller- und Speisemeister und 780 zum Abt des Klosters erwählt wurde. Aber unzufrieden mit der verfallenen Klosterzucht entsagte er dieser Würde und legte auf dem Gebiete seines Vaters in Languedoc ein nach dem vorbeifließenden Anianus benantes Kloster mit wenigen Theilnehmern seiner freiwilligen Armuth und Strenge durch eigene Handarbeit an (vgl. d. Art. Aniane). Seine Absicht, nicht nur die echte Regel Benedicts von Nursia in Kraft zu setzen, sondern damit auch die Ubung älterer orientalischer Mönchsregeln zu verbinden, nöthigte ihn zur sorgfältigsten Auswahl unter den ihm zahlreich zulaufenden Mönchen. Schon 782 konte er prächtige Kirchen und geräumigere Wohnungen bauen, in denen er 300 Mönche sammelte. Mit ihnen theilte er nächst der Mönchsandacht jede Haus- und Feldarbeit, Studien und Unterricht, wozu er Bücher anschafte und eine Schule errichtete, die viele Kleriker gebildet hat. Verfallene oder verwilderte Klöster brachte er durch Mönchskolonien aus Aniane wieder in Blüthe und unter die von ihm erneuerte Regel, regirte sie dann aber auch als Generalabt. Karl d. Gr. gab ihm 788 für Aniane das Privilegium der Unabhängigkeit von weltlicher und bischöflicher Jurisdiction und brauchte ihn zur Bekehrung der Adoptianer (s. d. Art.). Durch die Einführung seiner Reform in allen aquitanischen Klöstern erwarb er sich einen Ruhm, der ihm die Rechtfertigung gegen die Beschuldigungen der Hab- und Herrschsucht vor dem Kaiser leicht machte. Besondere Gunst genoß er bei Ludwig dem Frommen. Als Kaiser rief dieser ihn 814 erst nach Maurmünster bei Zabern im Elsaß und bald darauf an seinen Hof nach Aachen, um ihn stets bei sich zu haben. Unweit Aachen errichtete Benedict nun auf kaiserliche Kosten das Kloster Inda oder Cornelismünster (d. h. Cornelius geweiht), regirte von dort aus die übrigen Klöster seiner Reform, und machte zugleich den Vermitler der Hilfsbedürftigen bei dem Kaiser, der sich seiner Leitung anvertraute und auf seinen Betrieb 817 eine Synode zu

39) Vgl. Bower's Gesch. der Päpste T. X. S. 440. Guarnacci vitae Pontif. Roman. T. II. Acta histor. eccles. Le Bret Statsgesch. von Venedig T. III. Walch's Entw. einer Historie der Päpste.

Aachen (s. d. Art Aachen Kirchenversaml.) zur Verbesserung der Klosterzucht unter seinem Vorsitze halten ließ. Die hier nach dem Muster der Benedictinischen beschlossenen Regeln sind Benedicts Werk, und sollten, nachdem ihm die Aufsicht über alle westfränkische Klöster übertragen worden war, in denselben beobachtet werden. Doch war diese große Reform noch lange nicht allgemein durchgesetzt, als Benedict den 11. Febr. 821 starb. Während seines 48jährigen Mönchsstandes hatte er nie Fleisch von vierfüßigen Thieren gegessen, und sich mehr abgetödtet, als Benedicts Regel fodert. Darum und wegen seiner Verdienste um die Wiederherstellung der Übung dieser Regel im fränkischen Reiche kam er unter die Heiligen, obgleich seine Reformen nicht lange nach seinem Tode wieder verfielen und die Mönche zur vorigen Ungebundenheit zurückkehrten. Daß er der Einsicht und Billigkeit, die manche seiner Vorschriften verrathen, bei seinem brennenden und oft kleinlichen Eifer für die alte Klosterzucht fähig war, gibt ihm einen besser beglaubigten Werth, als die Lobsprüche und Wundererzählungen, mit denen seine Biographen ihn geschmückt haben *). Man hat von ihm eine Samlung aller zu seiner Zeit bekanten Regeln für Mönche und Nonnen; sowol der ältern orientalischen von Antonius an als der abendländischen von Benedict von Nursia an, die Lucas Holstein nebst seinen Excerpten aus den Homilien der Kirchenväter an Mönche und Nonnen unter dem Titel: Codex regularum, quae SS. PP. monachis et virg. sanctim. praescripsere c. appendice, in qua Exhortationes PP. ad mon. et virg. de observantia vitae religiosae. Par. 1663. 4. herausgab, ohne die Kritik des Textes, das Glossarium und seine Anmerkungen vollendet zu haben. Correcter, obwol auch noch nicht kritisch gesichtet, ist die neueste mit Ordensregeln aus späterer Zeit vermehrte Ausgabe: *Luc. Holstenii* Codex regul. monast. et canon., et cet. auctus, amplif. et observatt. crit. illustr. a Marian. Brokie. Augsb. 1759. fol. 6 Vol. Ein andres Werk, worin Benedict die Übereinstimmung der ältern Regeln mit der Benedictinischen nachweist, ist seine Concordia regularum ed. Hugo Menard. Par. 1638. 4. Die von ihm nach den Beschlüssen der Synode zu Aachen aufgesetzten Antiquae consuetudines monasteriorum Ord. S. Bened. sind in *Mabillon.* Analecta vetera T. IV. Par. 1685. 8. p. 458. sqq. abgedruckt. Einige Briefe von ihm enthalten seine erwähnten Lebensbeschreibungen, sein Bußbuch unter dem Titel: Excerptus diversarum modus poenitentiarum, der Appendix von Steph. Baluzes Ausgabe der fränkischen Capitularien, und *Balazii* Miscellanea T. V. Par. 1700. 8. p. 1 — 62. noch einige kurze Abhandlungen über die Menschwerdung Christi, die Dreieinigkeit, die Taufe und gegen die Adoptianer, einen Brief und ein Glaubensbekentniß, welche ihm darum nicht abgesprochen werden können, weil die Überschriften ihn Levit nennen, aber sich auf keine Weise über seine Zeit erheben. (*G. E. Petri.*)

*) *Mabillon.* Acta SS. Ord. Ben. Sec. IV. Par. 1677. fol. T. I. p. 191. sqq. *Mabillon.* Annales ord. Bened. T. II. Par. 1704. f. p. 230. sqq. 261. sqq. 355. sqq. 428. sqq. 459. sqq. *Bollandi* Acta SS. mens. Febr.

BENEDICT von Macra wurde geschichtlich erst bekant, als der röm. König Sigismund ihn als Gesandten zur Schlichtung mancher Mißhelligkeiten zwischen dem teutschen Orden, dem König Jagello von Polen und Witold dem Großfürsten von Litthauen im J. 1412 nach Preußen schickte. Der nächste Zweck seiner Gesandtschaft war, den Streit der genanten Fürsten über die Landesgränzen zwischen Preußen, Litthauen und Masovien, über die Errichtung der festen Burg Welun, die Witold, wie der Orden vorgab, auf dem Ordensgebiet und gegen den Ausspruch des thorner Friedens erbaut hatte, und endlich über die Auswechselung der gegenseitigen Gefangenen beizulegen. An diesen bestimten Zweck seiner Sendung hielt er sich aber nicht nur nicht, indem er sich auch in andre Streitpunkte jener Fürsten einließ, sondern er zeigte sich auch bald dem polnischen Gelde und verlockenden Ehrenbezeugungen zugänglich. Vom Großfürsten Witold ließ er sich zum Ritter schlagen, und um sich für die dargebotenen Geschenke dankbar zu zeigen, nahm er auf die Beweise der Ordensgesandten über den unrechtmäßigen Aufbau des Hauses Welun und über die Berichtigung der Gränzen weiter keine Rücksicht, schob den angesetzten Richttag zu Kauen immer weiter hinaus, stellte (wozu er gar nicht befugt war) ein Zeugniß aus, worin die Klage des Ordens gegen den König von Polen wegen der Verletzung des Richterausspruchs des Königs Sigismund geradezu gegen den Orden selbst geführt und der König von Polen von aller Schuld frei gesprochen wurde, und ward so endlich als ein parteiischer und bestochener Schiedsrichter von dem Hochmeister, seinen Gebietigern und allen Rittern und Städten des Landes Preußen verworfen. So blieb der Zweck der Gesandtschaft Benedicts völlig unerreicht und der Orden stellte seine Streitsache wieder dem Gericht des röm. Königs anheim *). (*Voigt.*)

BENEDICTBEUERN, ehemalige Benedictinerabtei im baierischen Isarkreise, Landgericht Tölz und Bisthum Augsburg, in einer niedrigen Ebene, mit trefflichen Viehweiden, die aber auf einer Seite durch Sumpf unterbrochen sind. In der Nähe sind viele Wälder, Berge und Marmorbrüche. Gegenwärtig ist der Ort der Sitz einer Pfarrei mit 1400 Selen, einer Glasfabrik, worin auch vortreffliches Flintglas verfertigt wird, und einer Glasschleiferei. Der an drei Plätzen neben einander durch die Nagelfluhe hervor quellende, sogenante Heilbrunnen gehört nach Graffs Zeugnisse in der pragmat. Geschichte der baier. und oberpfälz. Mineralwässer (München 1805.) B. I. S. 3. u. ff. unter die ersten der kochsalz- und eisenhaltigen Wässer Teutschlands, enthält Kochsalz, feuerfestes Laugensalz im Überflusse, kohlenstoffsaures Eisen und vermuthlich gesäuerte Bittererde. Zum Baden leistet dieses Wasser gute Dienste in allgemeiner und örtlicher Schwäche; und zum Trinken ist es besser, als Bitter- oder Seidschützer-Wasser. Das Badehaus und die Anstalten sind bequem. (*Milbiller.*)

*) Vgl. Baczko Geschichte Preußens 3. B. S. 56. Kotzebue Preuß. ältere Gesch. B. 3. S. 132. Cod. diplom. Polon. T. IV. nr. 85. 86. Verschiedene Original-Briefe dieses Bened. v. M. und andre speciellere Nachrichten über die oben erwähnten Begebenheiten liegen noch im geh. Archiv zu Königsberg.

Benedictenkraut (Wurzel), s. Geum urbanum L.

BENEDICTI (Laurenz von Nedožer [Nedozser]), ums J. 1555 im Neutraer Komit. geboren, gehört unter die Gelehrten seines Zeitalters, deren Arbeiten bis jetzt von Slaven und Böhmen geschätzt werden. Den Anfang seiner gelehrten Laufbahn machte er in Iglau unter der Leitung des berühmten Lehrers Joachim Golcz, den Beschluß auf der prager Akademie, auf welcher sich sein Ruhm als Gelehrter gründete, so, daß er im J. 1594 als Rektor nach Ungrisch-Brod in Mähren berufen wurde. Drei Jahre darauf wurde er zum Baccalaureus, und 1600 zum Magister der Philosophie auf jener Akademie befördert, wo er nach Verlauf von 6 Jahren den Posten eines Professors der Mathematik bekleidete. Seine Verdienste um die Wissenschaften, und sein gelehrter Ruf brachten ihn auf die höchsten Ehrenstufen. Er wurde zum Praepositus domus Carolinae erwählt. Doch starb er noch in demselben Jahre 60 J. alt, und setzte zum Universalerben die philosophische Fakultät der Prager hohen Schule ein. Seine böhmische Grammatik, und die elementa arithmeticae e methodicis auctoribus concinnatae et popularibus exemplis illustratae (Pragae A. 1612.), sind die vorzüglichsten Werke, die wir von ihm besitzen. Außerdem war B. der erste, welcher die böhmischen Lieder und Gesänge nach latein. Sylbenmaße verfaßte, worin ihm Amos Comenius, Krmann, Hrusskovicz u. m. a. nachahmten. Nachher übersetzte er viele Psalmen Davids, namentlich den 75. 79. 80. 82. 90. 94. 96. 97. 101. 113. und ließ sie in Prag verlegen *). (*Zipser.*)

BENEDICTINER heißen die Glieder des ältesten und angesehensten Mönchsordens in der römisch-katholischen Kirche nach dem Stifter desselben Benedict von Nursia. Von vornehmen Ältern zu Nursia (jetzt Norcia) in Umbrien, wahrscheinlich 480 geboren, kam dieser Heilige als Knabe nach Rom, um wissenschaftlichen Unterricht zu genießen, aber erschreckt durch die Laster der Gelehrten, verließ er es schon 494 wieder in Begleitung seiner Amme, für die er auf der Reise sein erstes Wunder verrichtet haben soll, indem er ein zerbrochenes Sieb durch sein Gebet wieder ganz machte. Allein und nur einem Mönche Namens Romanus bekant, der ihm ein Mönchskleid gab, wohnte er nun als Einsiedler in einer unzugänglichen Höhle bei Sublacum (Subiaco im Kirchenstat unweit Palestrina), wo Romanus ihn mit Lebensmitteln versorgte, bis nach drei Jahren ein Priester, der ihm Essen brachte, und Hirten ihn entdeckten. An diesen machte er seine ersten Bekehrungsversuche, empfand aber auch bald, da er einst eine Amsel für den ihn versuchenden Teufel gehalten hatte, Reizungen zur Wollust, die er durch Umherwälzen seines unbekleideten Körpers in Dornen und Nesseln auf immer überwand. Der Ruf seiner Heiligkeit verschafte ihm Zulauf von Neugierigen und Andächtigen, und nach einiger Zeit wählte ihn ein benachbartes Kloster zu Vicovaro zum Abt. Weil die Mönche ihn wegen seiner Strenge vergiften wollten, ging er in seine Einöde zurück, sammelte Schüler um sich, und errichtete zwischen 520 und 527 in seiner Umgebung zwölf Klöster, jedes von zwölf Mönchen unter einem Abt, die er an die strengste Klosterzucht gewöhnte. Aus Neid von einem benachbarten Priester Namens Florentinus verfolgt, wendete er sich 528 mit einigen Mönchen nach Cassinus in Campanien, zerstörte auf dem Berge dieses Namens einen heidnischen Hain und Tempel Apollo's, bekehrte die noch dort lebenden Heiden, und baute an demselben Berge ein Kloster, das der Stammort seines Ordens wurde, und unter dem Namen Monte Cassino noch besteht. Der Mangel an Ordnung im Mönchsleben seiner Zeit, wo viele Mönche zuchtlos herumschweiften und fast jedes Kloster eignen, manches auch keinen Regeln folgte, veranlaßte ihn, selbst eine Regel für seine Mönche aufzusetzen, die er 529 vollendete. Gregor d. Gr. schmückt die Geschichte seines Lebens noch mit einer Menge von Teufelsanfechtungen, Wundern und Prophezeihungen; sie hat aber außer den noch zweifelhaften Sendungen seiner Schüler und der Stiftung einiger Klöster, z. B. Terracina 534, weiter nichts Merkwürdiges [1]). Nachdem er 14 Jahr Abt zu Montecassino gewesen, starb er daselbst den 21. März 543 [2]). Seine Gebeine kamen 653 in das Kloster Fleury oder St. Benoit sur Loire (s. d. Art. Aignif.) und als Heiliger wird er an seinem Todestage kirchlich verehrt. Seine Regel ist die einzige, von ihm vorhandene echte Schrift und wahrscheinlich mit Hilfe oder doch mit Einverständniß seiner Mönche geschrieben, wie Stellen, wo er im Namen derselben spricht, zu beweisen scheinen [3]). Er hatte dabei ältere

*) Alle Schriften Benedict's von Nedožer sind jetzt sehr selten. Der gelehrte Piarist P. Horányi schreibt in seiner Memoria Hungarorum scriptis editis clarorum, 2. Theil S. 689. von Benedict sehr schwankend und zugleich unrichtig: „Nudozerinus (M. Laurentius) Pannonius vertit in slavicum sermonem Psalmos, Prägae excusa est haec versio academiaeque vrbis illius dedicata. Frater illius fors erat M. Benedictus Nudozerinus, ab edita Pragae grammatica slavica clarus." Horányi macht also aus einer Person zwei Personen (was auch manchen berühmten Literateren in ihren Werken begegnete). Nur ein Benedicti von Nudozerin hat sich durch literarische Arbeiten ausgezeichnet. (*Rumy.*)

1) De vita et miraculis S. Bened. in Gregor. M. Dialog. L. II. Opp. ed. Bened. II. p. 207—276. ist die Quelle aus der alle spätere Biographen des h. Benedict (Acta SS. Martii T. III. p. 274. sqq. *Mabillon.* Acta SS. Ord. S. Bened. saec. I. p. 3. sqq. und Annales Ord. S. Bened. T. I. L. I.—V. endlich *Magnoald Ziegelbauer* histor. rei liter. ord. S. Bened. Aug. Vindel. 1754. fol. p. 1—34.) geschöpft haben. Der Biographie Gregor's ist in dessen Werken a. a. O. eine freie griechische Übersetzung derselben von dem Papste Zacharias beigedruckt, welche auch der Kardinal Querini in seine Ausgabe von Mabillons Leben Benedicts Venet. 1723. 4. aufgenommen hat. 2) Nach den genauen Berechnungen Mabillons Annales ord. S. Ben. I. p. 97. 98. 646. 647. 3) Von der Regel Benedict waren bis 1595 schon über hundert Ausgaben verbanden, s. *Arnold Wion* Lignum vitae s. initia ord. S. Bened. et cet. Venet. 1595. 4. T. I. p. 7., unter andern mit Commentaren von Jeb. v. Turrecremata, Smaragdus u. a. Köln 1575. Fol. Auch erschien sie in *Aub. Miraei* Codex regularum et Constitut. Antverp. 1638. fol. in *Luc. Holstenii* Codex regularum Par. 1663. 4. P. II. p. 5—40, mit gelehrtem Commentar von Hugo Menard in dessen Ausgabe Bened. Anianens. Concordia regular. Par. 1631. 4., besonders, Regula S. Bened. c. declarat. et constitut. PP. Congreg. Cassinens. Rom. 1642. 4. am besten, mit berichtigtem Texte von Edmund Martène Regula et Commentarius in reg. S. Bened. Par. 1690. 4. Auch Au-

orientalische Mönchsregeln, besonders die Institutionen Cassians vor sich; seine Regeln sind aber vollständiger, folgerichtiger und vernünftiger, als diese. Blos für wirkliche Cönobiten bestimt, schreiben sie beständig Clausur, gemeinschaftliches Leben ohne persönliches Eigenthum, unverzüglichen Gehorsam gegen die Obern, und ununterbrochene Beschäftigung vor. Diese sollte zwischen bestimten Andachtsübungen, nützlicher Handarbeit, zum Erwerb des Lebensunterhalts, welche Benedict zum Wesen eines wahren Mönchs rechnet, und Lesen erbaulicher Bücher nach einer genauen, jeden Müßiggang verhütenden, Eintheilung der Stunden abwechseln. In den eingemischten Sittenlehren Benedict's findet man gute christliche Moral und in den Disciplinargesetzen nicht mehr Strenge, als zum Zusammenhalten der Mönchsgesellschaften und Befestigen gehöriger Ordnung derselben bei den verwilderten Sitten jener Zeit nöthig war. Diesem Zwecke gemäß gab er seinen Klöstern eine monarchische Verfassung und den Äbten in Rücksicht der Zucht unumschränkte, durch die Anstellung von Unteraufsehern (Decani über je zehn Mönche) unterstützte Gewalt, den Mönchen aber nur in allgemeinen Angelegenheiten der Klöster das Recht der Mitberathung. Zur Kleidung bestimte er zwei Röcke mit Kugeln und ein breites auf beiden Seiten ofnes Schulterkleid (Scapulier) vom wohlfeilsten Stoff, dessen Wahl und Farbe er dem Befinden der Äbte nach Maßgabe des Klimas und andrer Ortsverhältnisse überläßt; für Essen und Trinken billiges Maß ohne übertriebene Kasteiung, die überhaupt auch in Hinsicht des Wachens und andrer mönchischer Abtödtungen in seiner Regel nicht geboten, und dem Geiste derselben fremd ist. Weil er den Genuß des Fleisches vierfüßiger Thiere nur Kranken und Schwachen erlaubt, den Gesunden aber ausdrücklich verboten hatte, erregte die Frage, ob die Benedictiner sich nun an das Flügelwerk halten dürften, einen gelehrten Streit *). Übrigens will Benedict, daß jedes Kloster in seinem Bezirk selbst besitze und erzeuge, was es bedarf, ja durch Kunstarbeiten noch Erwerb suche, aber sie billiger verkaufe, als weltliche Künstler, und auch Gastfreiheit gegen Jedermann übe **); Bestimmungen, welche den Orden zum Streben nach Reichthum führten. Einen damals gewöhnlichen Misbrauch, Kinder als Opfer ihrer Ältern in die Klöster zu nehmen, billigt Benedict; Novizen befiehlt er nur nach vollendetem Probejahre, in dem noch Rücktritt frei steht, dann aber durch schriftliche feierliche Gelübde zum Verbleiben im Kloster (Stabilitas loci), zur Beobachtung der Regel (Conversio morum, welche Armuth und Keuschheit in sich schließt) und zum Gehorsam gegen die Obern (Obedientia) auf immer zu verpflichten. Diese Regel begründete eine durchgreifende Verbesserung und schnellere Fortpflanzung des Mönchswesens im Occident; daher Benedict mit Recht Patriarch der abendländischen Mönche heißt. Wegen ihrer Milde kam sie in mehren schon bestehenden Klöstern zur Anwendung, und veranlaßte die Stiftung vieler neuen. Die von ihr bestimte Ordnung des Klosterlebens sicherte die Dauer des Benedictinerordens, und beförderte späterhin, weil die Mönche, sonst wie andre Laien an die Parochialkirchen gewiesen, nun wegen Beobachtung der Clausur für jedes Kloster eine eigne Kirche und eigne, bald nur aus ihrer Mitte gewählte Priester bedurften, auch der Welt weniger sichtbar und durch den Ruf größerer Heiligkeit ausgezeichnet wurden, die allmälige Gleichstellung ihres Standes mit der Geistlichkeit. Nicht weniger folgte aus der Erlaubniß Benedicts, Kinder aufzunehmen, die Errichtung von Schulen in den Klöstern, welche bald mit den bischöflichen Kathedralschulen wetteiferten oder vereinigt wurden, und die mit dem römischen Reiche untergegangenen Kaiserschulen ersetzten; aus der Vorschrift des Lesens entstand die Anlegung von Bibliotheken und zu deren Vermehrung fleißiges Abschreiben von Manuscripten, wodurch der Nachwelt die Schätze der alten Literatur erhalten wurden. Daß zwei Schüler Benedict's, Placidus und Maurus, seine Regel, jener schon 534 nach Sicilien, dieser 543 nach Frankreich gebracht haben sollen, und das Kloster Glanfeuil an der Loire bis 551 von Maurus gebaut worden sey, beruht auf Sagen, die Mabillons und Ruinarts Untersuchungen [5]) nicht außer Zweifel setzten, wenn sie auch mehr für sich haben, als der unhistorische Schluß [7]) von einigen Ähnlichkeiten der Regel Isidor's und der Beschlüsse des vierten Conciliums zu Toledo mit der Regel Benedict's auf Einführung derselben in Spanien vor 633. Ging doch ihre Verbreitung in Italien selbst, wo die Longobarden 580 Montecassino zerstörten, wegen der Unruhe jener Zeit nur langsam von Statten. Cassiodor schöpfte die Regel für seine Klöster in Calabrien aus gleichen Quellen mit Benedict, kann aber mit historischem Grunde nicht zum Benedictiner gemacht werden [8]), und auch in einigen andern italischen Klöstern galten noch ältere Regeln, bis der Papst Gregor d. Gr., selbst Benedictiner, Biograph Benedicts und Eiferer für dessen Regel, sie zunächst in Italien allgemein und durch Augustinus, den Bekehrer der Angelsachsen zur römischen Kirche, auch im südlichen England, wohin Augustinus 597 mit 40 Bene-

gustin Calmet gab einen Commentaire literal sur la regle de S. Ben. Par. 1734. 4. 2 Vol. heraus, der lateinisch Augsb. 1748. 4. erschien. Andere dem h. Benedict von Nursia beigelegte Schriften De ordine monasterii qualiter fratres studiose et religiose conversari debeant (mit der Regel von Arnold Wion. Venet. 1593. 16.) Epistola ad Pemigium Remens. episc. (in Chronico Cassinens. Venet. 1513. fol. p. 196.) Sermo in Passione Placidi (Ibid. p. 199.) Epistola ad S. Maurum (in Mabillon's Vita S. Mauri in Ac. SS. ord. Ben. saec. I.). Sermo in discessu S. Mauri (in Martyrologio Bened. XIV. Jan.) und einige Sentenzen (in Lib. Sentent. PP. Col. 1535. 8.) sämtlich nebst der Regel in Bibliotheca PP. maxima Lugd. 1677. f. T. IX. p. 640. sqq. abgedruckt, sind spätere Machwerke und jetzt allgemein dafür anerkannt. Cf. Oudini Commentarii de script. eccl. Lps. 1722. f. T. I. p. 1413. sqq. Benedict war kein Gelehrter und den Wissenschaften nicht günstig. 4) Mabillon hatte diese Frage Annal. ord. S. Bened. I. 376. verneint, dagegen noch Marquard Herrgott in seiner Vetus disciplina monastica Par. 1726. 4. praef. p. XVI. sqq. für die Freiheit der Benedictiner, Vögel zu essen, kämpfte. 5) Am Adriatischen sollen stets Gäste und Fremde essen.

6) *Mabill.* Annales ord. S. Ben. I. wegen Placidus p. 66., wegen Maurus p. 107—110. und p. 629. sqq. im Appendix. 7) *Mab.* Annales l. c. p. 74. 8) Schröckh's christliche Kirchengeschichte XIV. 139. fgg.

dictinermönchen kam, geltend machte. Aus dem von diesem um 600 gestifteten Domkloster zu Canterbury kam sie 668 nach Northumberland und noch später nach Irland. Im fränkischen Reiche waren die Regeln Cassians, Columbans und andrer Stifter von Klöstern vor der Mitte des 7. Jahrh. bekanter als die Benedictinische, mit der sie erst gegen Ende dieses Jahrh. allmälig, nicht ohne gewaltsamen Widerstand [9]), verschmolzen wurde, wenn es auch schon einige Benedictinerklöster in Frankreich und Teutschland gab [10]). Die ersten irischen Glaubensboten in Burgund, der Schweiz und Teutschland, Columban, Gallus, Kilian waren keine Benedictiner, daher ihre Verdienste um die Landeskultur nicht auf Rechnung dieses Ordens gebracht werden können. Diesseit des Rheins und der Donau setzte er sich erst gegen die Mitte des 8. Jahrh. durch die Stiftungen des Apostels der Teutschen Bonifacius fest [11]); und damit beginnt die Periode seiner glänzendsten Verdienste um die Ausbreitung des Christenthums und die Civilisation der Völker. Vom Main bis an die Donau herauf und den Harz herab wurden von den fleißigen Mönchen Wälder gelichtet, Felder und Gärten urbar gemacht, südliche Früchte angepflanzt, Gewerbe und Künste eingeführt, Schulen gegründet, Wissenschaften gepflegt, und den Einwohnern Beispiele einer Aufopferung, Milde und Sittenreinheit gegeben, die weit wirksamer, als die sehr unvollkommene und meistens zweckwidrig mitgetheilte Kirchenlehre, christlichen Sinn verbreiteten. Dasselbe geschah gleichzeitig im nördlichen Frankreich und später auch an der Weser und Elbe. Die Verbindung Karls des Großen mit Rom gab nun dem Fortgange der von den Päpsten jeder andern vorgezogenen Benedictinerregel neuen Schwung. Fränkische Synoden [12]) schärften sie im 8. Jahrh. allen Mönchen und Nonnen des Reiches ein, sie kam in die spanische Mark und machte sich unter Westgothen einheimisch. **Benedict von Aniane** (s. d. Art.) wurde durch Ausbreitung, Erläuterung und Einführung der Regel in den von ihm theils gestifteten, theils verbesserten Klöstern in Westfranken, besonders in seinem Vaterlande Aquitanien, Wiederhersteller derselben, und machte sie auf einer Synode der Abte zu Aachen unter seinem Vorsitz 817 mit den daselbst beschlossenen, ziemlich milden Ergänzungen und Verbesserungen [13]) zum Gesetz für alle Klöster des Reichs, die nun unter seine Aufsicht kamen. Ludwig der Fromme half dazu, was er nur vermochte. Aber wie wenig im Ganzen diese Reform durchdrang, zeigte sich bald nach Benedicts Tode (821). Die von ihm errichtete Verbindung von 12 Klöstern unter seiner Regirung, eine Art Congregation, löste sich auf, und andre Klöster, die die Regel nur aus Furcht oder zum Schein angenommen hatten, lebten wieder ungebunden oder doch nach besondern Satzungen, die die Verschiedenheit der Klöster von einander bis in das 10. Jahrh. fast eben so groß machten, als ihre Anzahl. Dazu kam der Misbrauch der Carolinger, Klöster in Laienhände zu geben und in Commendaturabteien zu verwandeln, wobei alle Zucht verfallen, und ein wildes, wüstes Leben gerade in den reichsten und berühmtesten Abteien Frankreichs und Italiens, selbst in Montecassino zuerst einreißen mußte [14]). Und dennoch waren in diesen Jahrhunderten der Barbarei die Benedictinerklöster nicht nur Zufluchtsörter für Wehrlose und Verfolgte [15]), sondern auch die einzigen Freistätten der Wissenschaft und Archive der Literatur. Hatten sich früher nur einige Klöster Italiens, Frankreichs, Irlands und Englands durch ihre Schulen und die darin gezogenen Gelehrten hervorgethan; so brachte das von Karl d. Gr. erweckte wissenschaftliche Leben nun auch in den teutschen Klöstern bis tief in das 11. Jahrh. reiche Früchte. Neben den Klosterschulen zu Rom und Mailand, zu Tours, wo Alcuin Gelehrte versammelt hatte, Clermont, Fleury, Corbie, Fontenay und Rheims, zu Armagh und Clogher, zu Canterbury, York, Westminster und St. Alban, wurden nun Salzburg, Regensburg, Fulda, wo Rabanus Maurus, der größte teutsche Schulmann des 9. Jahrh., lehrte, Hersfeld, St. Alban in Mainz, Hirschau, Reichenau, Corvey, von dem Ansgar, der Apostel des Nordens, ausging, Prüm u. a. m. die Sitze europäischer Gelehrsamkeit. Nur in solchen Klöstern und den meist auch von Benedictinern besorgten Kathedralschulen konten damals die höhere Geistlichkeit, Fürsten und Adel ihre Bildung erhalten; Gelehrte und Künstler von allen Fächern, Rathgeber der Könige, Lehrer und Hauspriester für die Großen fand man nur unter den Benedictinern. Sie waren die Theologen, Philosophen, Diplomaten, Rechtskundigen, Ärzte, Musiker, Maler und Bildhauer ihrer Zeit. Daher bestand und stieg das Ansehen und der Reichthum ihrer Abteien trotz aller Ärgernisse, die die Verwilderung derselben und die fast allgemeine Vernachlässigung der Regel gab. Gegen dieses Übel war die große Reform gerichtet, die von dem 910 gestifteten Kloster **Clugny** in Burgund ausging. Schon der erste Abt desselben, **Berno**, hatte die Klosterzucht zur ursprünglichen Strenge zurückgeführt und seine Verbesserungen auf 7 Klöster ausgedehnt; doch sein Nachfolger **Odo** (927) wurde der eigentliche Urheber der unter dem Namen der **Congregation von Clugny** berühmten Verbindung verbesserter Benedictinerklöster. Den Hauptgebrechen der alten Abteien (Theilung der Einkünfte unter die Conventualen, Vernachlässigung der kanonischen Andachtsstunden und üppiger Lebensgenuß z. B. Fleischessen) steuerte er durch vollständige Erneuerung der Regel Benedicts und der Aachner Beschlüsse [16]), und schärfte noch durch eine Menge kleinlicher Zusätze von seiner Erfindung z. B. Vermehrung des Betens und Singens, Prüfungen des un-

9) Vgl. d. Art. Aigulf. 10) Weltenburg bei Regensburg gest. 580, Weissenburg 630, Klingen 640, beide im Sprengel von Speier, Lobbes oder Laubes 638 im Lüttichschen, Stablo und Malmedy 648 im Kölnischen u. a. m. 11) Die Klöster Ordruf in Thüringen, Fritzlar, Fulda, die erste exemte Abtei, Hersfeld oder Hirschfeld, auch die Nonnenklöster Kitzingen, Ochsenfurt, Bischofsheim in Franken entstanden durch ihn. Benedictbeuren, Tegernsee, Elwangen, Lorsch, Prüm und viele andre teutsche und französische Klöster wurden in diesem Jahrhundert von Benedictinern gestiftet. 12) Zu Autun schon 670, zu Mainz 740, zu Frankfurt 794, zu Rheims 813. 13) Vgl. Aachen Kirchenversamlungen, s. auch *Herrgott* Vetus discipl. l. c. p. 23. sqq.

14) Vgl. Art. Abt und Kloster. 15) Freilich auch oft Gefängnisse für Fürsten, Bischöfe und andre vornehme Weltleute, vgl. *Ayermann* Commentat. histor. iurid. de Monasterio Carcere. Frcft. et Lps. 1747. 4. 16) Vgl. Not. 13.

bedingten Gehorsams, beständiges Stillschweigen, zu dessen Erleichterung er eine sehr verwickelte und lächerliche Zeichensprache einführte, möglichst genaue Eintheilung aller Tagesstunden u. dgl. m., welche die äußre Werthheiligkeit der Mönche allerdings auf eine höhere Stufe bringen und Unordnungen verhüten, aber auch Schwärmerei und Aberglauben nähren, den Eifer für die Wissenschaften schwächen und den Geist überhaupt niederdrücken mußten [17]). Kinder wurden den Aachner Beschlüssen gemäß nicht aufgenommen, oder doch zum Verbleiben im Kloster nicht gezwungen, daher es auch an Antrieb zur Unterhaltung guter Schulen in dieser Congregation fehlte. Eine Reihe kräftiger und genau über die Regel haltender Nachfolger Odo's († 942), Aymard († 965) Maveul oder Majolus († 994), Odilo († 1049), der in der katholischen Kirche ein fast patriarchalisches Ansehn genoß, Hugo († 1109), der allein 10000 Mönche in die Congregation aufnahm und sehr zweckmäßig das viele Beten und Singen zum Vortheil des Arbeitens und Lesens einschränkte, endlich nach kurzer Zerrüttung des Klosters durch den Abt Pontius, Peter der Ehrwürdige v. 1122—1156, der Gelehrte, z. B. Abälard schützte, und wie Hugo viele gute Manuscripte sammelte [18]), sicherten den Bestand und die Ausbreitung der Congregation. Clugny selbst wurde 946 eximirt d. h. von aller bischöflichen Gerichtsbarkeit freigesprochen und durch eine Menge von Schenkungen bereichert, unter denen Erwähnung verdient, daß 948 eine ganze Familie sich ihm zum Eigenthum übergab [19]). Die Einführung der Reform von Clugny veranlaßte zwar in mehren ansehnlichen Klöstern, deren Mönche darin eine Beeinträchtigung ihres bisherigen Besitz- und Rechtstandes, ja wie bei dem Versuche teutscher Bischöfe zur Reform der teutschen Benedictinerabteien um 941 [20]) grausame Verfolgung sahen, harte Kämpfe und blutige Auftritte, bei denen einzelen Widersprenstigen, auch wol ganzen Klostergesellschaften freier Abzug gestattet werden mußte, ging aber doch mit Hilfe der Fürsten und Bischöfe allmälig in solchem Umfange von Statten, daß diese Congregation im 12. Jahrh. an 2000 Klöster in Frankreich, Teutschland, Italien, England, Spanien und Polen zählte. Nach Polen brachte der Prinz Casimir aus einem teutschen Kloster, oder nach der gewöhnlichen Annahme aus Clugny selbst [21]), um 1040 die Benedictinerregel, und stiftete als König mehre Klöster in diesem Reiche. Besonders in Frankreich, wo sich die wenigsten Klöster von der Reform ausschlossen, gab sie Veranlassung zur Stiftung vieler neuen, die, von den Generalabten zu Clugny errichtet, als Prioreien dieser Abtei ganz von ihr abhängig wurden, und ihre Prioren, auch Coabbates, Proabbates genant, aus derselben erhielten. Ähnliche Verhältnisse der Abhängigkeit jüngerer Mönchskolonien (Cellae) von ihren Stammklöstern hatten gleich bei Errichtung des Ordens im 6. Jahrh. in Italien und nach Ansiedlung der Benedictiner in Teutschland, z. B. unter Fulda, Statt gefunden und nach den Aachner Beschlüssen, welche sie billigten, auch französische Abteien mit den von ihnen verbesserten Klöstern eingerichtet [22]). Seit Clugny sich als Stammort seiner Congregation über alle ihr zugehörenden Klöster stellte, traten solche Prioreien in die erste und nächste Stufe der Unterwürfigkeit zu ihm, aber alte Abteien, die die Reform von Clugny freiwillig angenommen hatten und sich gegen Anmaßungen zu behaupten wußten, in ein freieres Verhältniß zu dem dortigen Generalabt, wobei die Wahl ihrer Äbte unbeschränkt, und ihre Prioreien ihnen wie sonst untergeben blieben, dafür aber Anerkennung des Primats von Clugny, genaue Beobachtung der dortigen Statuten und Duldung gelegentlicher Visitationen von ihnen gefodert wurde. In diesem Sinne war Clugny die erste wirkliche Congregation, aber keineswegs ein für sich bestehender Orden, daher auch an eine förmliche Ordensverfassung dabei, wie im 10. Jahrh. überhaupt, noch nicht zu denken, der Verkehr entfernter Klöster mit Clugny, Synoden der Äbte (später Generalcapitel) ausgenommen, mehr durch gegenseitiges Bedürfniß und zufällige Umstände, als durch gesetzlichen Zwang bestimt, und die Dauer ihrer Theilnahme an der Congregation, wo Fürsten und Bischöfe nicht nöthigten, dem guten Willen überlassen. Überdies behielten die Bischöfe die kanonische Jurisdiktion über die nicht eximirten Klöster der Congregation in ihren Sprengeln. Nach dem Muster von Clugny, doch unabhängig von ihm und in eigenthümlichem Geiste, bildeten sich im 11. Jahrh. einige Provinzialcongregationen, von denen die in der sogenanten spanischen Mark die katalonischen und aragonischen Klöster in sich faßte und ihren eignen Generalabt hatte, doch nicht lange bestand, und wegen Mangel an zuverlässigen Nachrichten hier nicht näher beschrieben werden kann. Das 802 gestiftete, als Wallfahrtsort groß und reich gewordene Kloster Montserrat in Katalonien gehörte dazu. Bekanter ist die Congregation von Hirschau oder Hirsau im Schwarzwalde. Diese 838 von fuldaischen Mönchen errichtete Abtei erhielt nach langer Verödung 1069 aus St. Emmeran zu Regensburg den Abt Wilhelm, der bis 1080 neue Klostergebäude aufführte und die Regel von Clugny mit Abänderungen verband, die den Betrieb der Wissenschaften, Künste und Gewerbe begünstigten. Er bestimte ein besondres Schreibzimmer (Scriptorium), wo beständig 12 Mönche unter einem gelehrten collationirenden und corrigirenden Aufseher abschreiben mußten, um die Bibliothek mit Handschriften zu vermehren, auch wol dergleichen zum Verkauf zu fertigen, und nahm Laienbrüder, eine Gattung von Halbmönchen, welche zuerst in dem Orden von Vallombrosa um 1040 zur Verrichtung der Handarbeiten auf-

17) Antiquiores consuetudines Cluniacens. Monasterii L. III. Collectore S. Udalrico in D'Achery Spicilegium Vett. scriptt. ed. de la Barre. Par. 1723. fol. T. I. p. 641 — 703. auch im 4. Bde. der ersten Quartausgabe v. J. 1661. 18) Peter faßte auch neue Grundsätze mit Angabe der Motiven für Clugny und die ganze Congregation (Statuta Congreg. Cluniacens. in Bibliotheca Cluniacensi ed. Mert. Marrier et Andr. du Chesne. Par. 1614. fol. p. 1534. sqq., welches Werk auch urkundliche Belege zu den hier erzählten Thatsachen enthält) und ökonomische Hausgesetze ab. Dispositio famil Cluniac. in Baluz. Miscellaneis ed Par. 1700. 8. T. V. p. 443 — 453. 19) Das erste Beispiel dieser Art. s. *Mabill.* Annales T. III. p. 490. 20) *Wittekind* Annales L. II. in *Meibom.* Script. rer. germ. Helmst. 1688. f. T. I. p. 650. 21) Vgl. Schröth's christl. Kirchengesch. XXI. 503. fgg.

22) Daraus macht Helyot viele Congregationen, die es nicht waren.

gekommen war, als arbeitende Klasse in sein Kloster auf. Sie überhoben als Künstler, Handwerker und Landbauer die Mönche aller körperlichen Anstrengung. Kinder ließ Wilhelm nicht zu, doch entstand in Hirschau bald eine berühmte gelehrte Schule. Es zählte unter ihm 150 Mönche und 60 Laienbrüder, und wurde das Haupt einer Congregation von 69 teutschen Klöstern, welche die Consuetudines Hirsaugienses beobachteten [23]). Darunter waren 23, z. B. St. Gregor oder Reichenbach im Schwarzwalde, Zwiefalten, St. Peter in Erfurt, St. Peter in Weilheim, St. Martin in Baiern, Lauen in Kärnthen, Comburg bei Hall u. a. m., welche Wilhelm selbst gestiftet oder reformirt hatte. Schon im 12. Jahrh. löste sich diese Congregation nach und nach wieder auf und die Zucht in Hirschau selbst erschlaffte [24]). Minder bedeutend war die Congregation von Clusa, einer 966 gestifteten und um 1080 von Benedict d. jüngern, dasigem Abt, verbesserten Abtei in Piemont, die ihre Statuten in den von ihr abhängigen Prioreien einführte, bald auch 7 Abteien mit vielen andern Prioreien in Piemont und dem südlichen Frankreich dafür gewann, aber durch kriegerische Unruhen und einreißende Abweichungen der reich gewordenen, meist adeligen Mönche von der Regel schon im 12. Jahrh. in Verfall kam, und auch durch die neue Constitution, die ihr 1631 der Kardinal Moriz von Savoyen gab, nicht wieder gehoben werden konte. Die Congregation von Pulsano, welche von dem h. Johann von Matera durch Stiftung dieser Abtei am Berge Gargano in Apulien um 1130 gegründet, Mönchs- und Nonnenklöster in sich faßte, aber im 13. Jahrh., wo Pulsano Commende ward, gänzlich erlosch, ist nur durch das Leben ihres Stifters [25]) bekant geworden. Überhaupt hatte die Verfassung und Blüthe der Cluniacenser, — so nante man die Mönche der Congregation von Clugny — den Conföderationsgeist der Religiosen geweckt. Daher entstanden in Italien, wo Clugny am wenigsten bekant war, und in Frankreich, wo man es übertreffen wollte, seit dem 11. Jahrh. neue Mönchsgesellschaften nach Benedicts Regel, die durch so bedeutende Eigenthümlichkeiten ihrer Verfassung, Lebensart und Kleidung von den übrigen Benedictinern abwichen, daß sie als besondere Orden zu betrachten und in eignen Artikeln unter ihren Namen zu beschreiben sind; nämlich die Orden der Camaldulenser, von Fonte Avellana, von Vallombrosa, von Grandmont, von Fontevrauld, vom Jungfernberge, der Cartheuser, der Cisterzienser, zu denen Bernhardiner, die Mönche von Septfonds, Trappisten, Feuillanten und die Nonnen von Portroyal gehören, der Wilhelmiten oder Weißmäntel, der Gilbertiner, der Humiliaten, der Silvestriner, der Cölestiner, der Olivetaner, von Corpus Christi und der nach dem Muster von Fontevrauld in Schweden errichtete Birgittenorden. Von diesen neuen Orden unterschieden sich die alten Benedictiner mit Einschluß der Cluniacenser dadurch, daß sie keinen geschlossenen Ordenskörper unter einer Centralregirung ausmachten, die Regel weniger genau beobachteten und bei fortdauernder Willkür der einzelen, besonders der exemten Abteien, in der Lebensart dem alle die ganz schwarze Kleidung annahmen, daher sie seit dem 12. Jahrhundert die schwarzen Mönche genant wurden. Von diesem alten Stamme des Benedictinerordens ist und außer der Congregation von Clugny kann nur einer hier weiter die Rede seyn, da jene neuen Orden sich ganz von ihm absonderten und stets von ihm getrent blieben. Die Ausbreitung derselben, vorzüglich der Cisterzienser, und die Entstehung der Bettelorden im 13. Jahrh. that ihm durch den größern Glanz ihrer Mönchstugenden und durch ihr Streben nach Einfluß auf die Welt mehr Abbruch, als das Institut der regulirten Chorherren, das bis dahin durch seine Gelindigkeit und Ungebundenheit allerdings auch manches Kloster zur Untreue gegen Benedicts Regel verleitet hatte. So verloren die Benedictiner die Alleinherrschaft in der Klosterwelt nicht ohne ihre eigne Schuld. Schon im 12. Jahrh. entfernte sich das Leben in Clugny und in den mit ihm verbundenen Klöstern immer mehr von der alten Strenge; die alten, dieser Congregation nicht beigetretenen Abteien, besonders die exemten, übten noch ungebundener; Üppigkeit und weltliche Hoffart mochte sie gleichgiltig gegen ihre Regel und gegen den Ruhm der Mönchsheiligkeit; Arbeiten aller Art überließen sie den unter den Cluniacensern seit Ende des 11. Jahrh. allgemein eingeführten Laienbrüdern. Benedicts Regel verordnete nur die Anstellung eines Präpositus, eines Verwalters der Lebensmittel und Bewahrers der Gefäße (Cellerarius), eines Aufsehers über die Kleidungsstücke und andre Geräthe, eines Thürstehers, einiger von Woche zu Woche abwechselnden Köche, Aufwärter, Vorleser und Krankenwärter für jedes Kloster. Daraus wurden in größeren Abteien mehre ansehnliche Ämter, die, anfänglich für ein bestimtes Bedürfniß errichtet, bei wachsendem Reichthum und Übermuth zu dem Range von Großwürden und Pfründen, den Dignitäten und Prälaturen an den Kathedralkirchen gleich, heransliegen, und ihren Besitzern den Genuß ausgezeichneter Vorrechte sicherten, während ihre Geschäfte in die Hände von Vicarien und Dienern kamen. So hatte Clugny nächst dem Abte einen Großprior, mehre Dechanten, einen Klosterprior, Chorsänger, Scholasticus oder Lehrer, Prediger, Bibliothekar (Armarius), Kämmerirer, der die Kleider besorgte, Schatzmeister (Apocrisiarius), Großcellner, Gastpfleger, Almosenpfleger und Krankenpfleger. Die Äbte selbst stellten sich, wie sie vor der Verbesserung von Clugny gethan hatten, in ihrer Lebensart nun wieder den Baronen gleich, schmausten, jagten, spielten, hielten sich auch wohl Beischläferinnen, und ihre Beamten und Klöster ahmten dieses Herrenleben nach. Doch riß diese allgemaige Entartung des Ordens nicht in allen Ländern zu gleicher Zeit und in gleichem Umfange ein. In Italien war die Verwilderung und Unwissenheit der Benedictiner im 9. und 10. Jahrh. am ärgsten, während in England durch Dunstans Bemühungen im 10. Jahrh. alle Klöster zur Benedictinerregel bekehrt und viele neue gestiftet wur-

23) S. *Herrgott* l. c. 24) Chronica Monasterii Hirsaugiensis in *J. Trithemii* opp. histor. ed. Marquard. Freher. Frcft. 1601. fol. T. II. p. 1—235. Geschichte des Klosters Hirschau im Herzogthume Wirtemberg v. J. D. Christmann. Tübingen 1782. 8. Vgl. *Mart. Gerbert.* Historia nigrae sylvae Ord. S. Bened. colon. St. Blasien 1783. 4. T. I. 25) Acta SS. Antverp. T. IV. Mens. Junii. die 20.

den, in Teutschland unter den Ottonen ausgezeichnete gelehrte Bildung und in Frankreich die strengste Klosterzucht neben wissenschaftlicher Betriebsamkeit [26]) blühete. Dagegen regte sich im 11. Jahrh. unter den Benedictinern in Italien neuer Eifer für Klosterzucht und Wissenschaften, besonders für Medizin und Jurisprudenz, und in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts gründeten die Italiäner Lanfrank und Anselm, beide nach einander Äbte des Klosters Bec in der Normandie und Erzbischöfe von Canterbury, in ihrer Schule zu Bec das Studium der scholastischen Philosophie, an deren Entwickelung die Benedictiner späterhin weniger Theil nahmen, als Gelehrte anderer Orden. Doch erhielt sich unter ihnen noch bei der abermaligen Ausartung der Klosterzucht Thätigkeit für die Wissenschaften und Künste, die dem Leben näher sind. Teutsche, französische und englische Benedictiner machten sich als fleißige Chronikenschreiber [27]) um die Geschichte ihrer Zeit verdient. Merkwürdig sind auch die Versuche einiger teutschen Klöster, den niedern Volksklassen Schulunterricht zu gewähren, was namentlich Abt Otto von Ottobüren in Schwaben im 12. Jahrh. that. Aber in der Regel hatten es die Klosterschulen nur auf gelehrte Bildung abgesehen, und in dieser Hinsicht waren die englischen Benedictinerschulen, besonders St. Alban, noch im 13. Jahrh. berühmt, während die teutschen und französischen sanken. Der alte Grundsatz des Ordens: Ex scholis omnis nostra salus, omnis gloria, omnis felicitas, divitiae omnes ac ordinis splendor constansque stabilitas wurde seit dem 13. Jahrh. in den meisten alten Abteien über der Sorge für Einkünfte, Vorrechte, Weltehre und Lebensgenuß vergessen, und die nun großentheils adeligen Prälaten und Würdenträger überließen es mit vornehmer Indolenz den Bettelmönchen, in dem Dienste der Kirche und für die Bildung des Volks zu arbeiten. Im Anfange des 14. Jahrh. fühlten selbst die Päpste, wie sehr die Benedictiner einer durchgreifenden Reform bedurften, um aus weltlichen Herren wieder wirkliche Mönche zu werden. Daher verordnete 1311 die Kirchenversamlung zu Vienne unter Clemens V., daß die schwarzen Mönche, d. h. die Benedictiner in und außer der Congregation von Clugny unschicklichen Putz in ihrer Tracht und ritterlichen Schmuck on Gürteln, Messern, Sporen und Sätteln meiden, sich einfach kleiden, keine Waffen führen, nie selbst jagen, auch keine Falken und Jagdhunde halten, stets gemeinschaftlich und in Beobachtung der klösterlichen Übungen leben, Klosterpriesen nicht unter 25 Jahr, ordinirte Mönche nicht unter 20 Jahr alt seyn, Beamte ihre Ämter selbst verwalten, und in allen Klöstern Elementarlehrer der Grammatik und Philosophie angestellt werden sollten [28]). Und da diese Verordnung, wie 1322 eine Synode zu Valencia sagt [29]), bald wieder vergessen oder vielmehr in den meisten Klöstern gar nicht befolgt worden war, erließ der Papst Benedict XII. 1336 die unter dem Namen Benedictina bekante, mit Zuziehung des Abts Peter von Clugny und andrer französischer Äbte abgefaßte Constitution für den Benedictinerorden [30]). Die sämtlichen Klöster desselben wurden darin blos nach Maßgabe ihrer Lage in verschiedenen Ländern und erzbischöflichen Sprengeln ohne Rücksicht auf bisherige Verbindungen und mit Einschluß der exemten Abteien in 36 Provinzen getheilt, davon 7 in Italien, 1 in Sicilien, 1 in Sardinien und Corsica, 6 in Frankreich, 4 in Spanien, 1 in Irland, 1 in Schottland, 1 in England, 1 in Norwegen, 1 in Schweden, 1 in Polen, 1 in Ungern, 1 in Dacien, 1 in Böhmen, 1 in Illyrien und Dalmatien, 1 in Griechenland, 1 in Cypern, und 5 in Deutschland lagen. Nach der Benedictina sollte nun jede dieser Provinzen in jedem dritten Jahre ein Provinzialkapitel der Äbte und Deputirten aus allen darin liegenden Benedictinerklöstern unter einem aus ihrer Mitte zu wählenden Präsidenten halten, um die Berichte der ebenfalls vom Kapitel ernanten Visitatoren über den Zustand der Klöster in den einzelnen Diöcesen zu hören, die Rechnungen der Klöster über ihre Einnahme und Ausgabe zu revidiren, Strafen zu verhängen und über allgemeine Angelegenheiten der Provinz, die Beobachtung der Regel und die Constitution betreffend, Beschlüsse zu fassen, welche von besondern Definitoren vorzubereiten wären. Sie verordnete ferner für jedes Kloster mit seinen Priorein jährliche Generalkapitel zur Ablegung der Rechnungen und tägliche Bußkapitel, die priesterliche Ordination der Prioren, Pröpste und Decane, die Anstellung von Lehrern nach Vorschrift der Clementina und die Sendung fähiger Mönche auf Universitäten. Diese Studenten des Ordens, von je zwanzig Mönchen wenigstens einer, sollten in zwei Klassen von gleicher Anzahl getheilt werden, deren eine Theologie, die andre canonisches Recht zu studiren hätte, und auf den Universitäten unter Aufsicht besondrer Prioren des Ordens auf Kosten der zu diesem Zwecke besteuerten Beneficiaten der Klöster zusammenleben, was dem Orden aufs neue die wissenschaftliche Richtung gab, durch die er sich in spätern Jahrhunderten, besonders dem siebenzehnten, so rühmlich auszeichnete. Darauf folgen in der Benedictina noch zweckmäßige Vorschriften über die Verwaltung der Einkünfte und Ländereien der Klöster, über die Klosterzucht, Kleidung und Clausur, und gegen das Eindrängen der Bettelmönche in Benedictinerstiftungen. Übrigens läßt diese Constitution die alte Freiheit der Klöster, sich selbst zu regiren, und die Unabhängigkeit der Provinzen von einander bestehen, gibt den Präsidenten außer den Kapiteln keine Gewalt, und den Visitatoren nur das Recht

25) Vor allen andern in Fleury unter Abbo, da es an 5000 Schüler zählte, von denen jeder 2 Bände zur Bibliothek dieses Klosters schenken mußte. 27) Aus solchen Klosterchroniken und Heiligengeschichten von Chronisten des Ordens trug Mabillon seine vier häufig benutzten Jahrbücher Annales Ordinis S. Benedicti Par. 1703—1739. fol. T. I—VI. zusammen. Sie reichen nur bis 1157 und sind zwar über die Stiftung und Geschichte einzelner Klöster, auch über das Leben einzelner Äbte sehr ausführlich, zerstückeln aber den Stoff nach einzelen Jahren und geben keine Übersicht des Ganzen.

28) Clementin. L. III. T. I. X. cf. *Clementis V.* Constitutiones in concil. Vienn. nat. illust. a Hieron. Baldassino Rom. 1769. 4. p. 178. 29) cap. 12. cf. *Harduini* Collectio regia max. Concil. T. VII. p. 1471. 30) Benedictina in 39 zum Theil langen Kapiteln cf. Magnum Bullarium Romanum. Lugd. 1692. fol. p. 241—59. correcter in *Wilkins* Concilia Magn. Britan. T. II. Lond. 1737. fol. p. 538.

zu untersuchen, ohne Strafgewalt, die allein die Kapitel erhalten. Die Jurisdiction der Bischöfe über die nicht exemten Klöster blieb ebenfalls ungekränkt, und die ganze Verfassung dieser Provinzen blos auf Herstellung einer guten Ordnung berechnet, so daß die Benedictiner dadurch auf keine Art zu einem Ordenskörper zusammenwachsen konten. Dennoch fand die Ausführung der Benedictina in vielen Provinzen Widerstand. Clemens VI. mußte schon 1343 die scharfen Strafgesetze Benedicts gegen die Übertreter seiner Vorschriften aufheben und diese absolviren [31]). In England, wo die Benedictiner seit 1215 in zwei Provinzen, Canterbury und York, getheilt gewesen und nun die ersten waren, welche die Benedictina auf ihren zu Northampton gehaltenen Provincialkapiteln 1338 [32]), 1340 [33]), 1343 [34]), 1346 [35]) ins Werk setzten, wurde sie 1343 sehr modificirt, und durch daraus gezogene, in Rücksicht der Disciplin ungleich mildere Statuten verdrängt. Die englischen Benedictiner bildeten seitdem eine Provinz, hielten Kapitel, ordneten Visitatoren an und ließen Mönche aus jedem Kloster regelmäßig auf den Universitäten studiren, besserten aber ihre Klosterzucht so wenig, daß bald die alten Misbräuche wieder herrschend wurden. Noch lauer betrieb man die Einführung der Benedictina in Frankreich und Teutschland und überhaupt wurde während des 14. Jahrh. in den meisten Provinzen nichts dafür getban, wie der Mangel an Urkunden von Provincialkapiteln aus diesem Jahrh. außer England und Frankreich vermuthen läßt. Die Sorge Kaiser Karls IV. für die geistlichen Orden kam zwar auch den Benedictinern zu Statten, die unter ihm einige Klöster in Böhmen errichteten oder reformirten, hatte aber doch nur vorübergehenden Einfluß auf ihre Disciplin, und nur einzelne besser gesinte Äbte und Prioren bewirkten, wie der Abt Otto zu Castel in Baiern 1404, in ihren Klöstern Verbesserungen [36]), die nach ihrem Tode wieder eingingen. Höchst nöthig für den ganzen Orden war daher die Reform, welche das Concilium zu Constanz 1416 veranstaltete, und durch Provincialkapitel für die Provinzen Mainz und Bamberg in dem Kloster Petershausen bei Constanz 1416 und 1417 ausführen ließ [37]). In den Beschlüssen dieser Kapitel sind die Verordnungen Clemens V. und Benedicts XII. in Rücksicht der Kleidung, Clausur, Verwaltung der Klostergüter, des gemeinschaftlichen Lebens, der jährlichen und täglichen Kapitel, der Studien in den Klöstern und auf den Universitäten erneuert, Visitatoren bestellt, Abgaben und Geldstrafen bestimt, für die eine Provincialkasse mit einem Schatzmeister errichtet wurde, und andre Disciplinargesetze eingeschärft. Nach ihnen soll sich die Aufnahme neuer Mönche nicht mehr blos auf adelige beschränken, doch der adelige Noviz dem bürgerlichen vorgezogen werden. Von der wirklichen Befolgung dieser für alle Provinzen anwendbaren Constanzer Beschlüsse zeigten sich bald in und außer Teutschland erfreuliche Spuren. Clugny erinnerte sich seiner Pflicht als Haupt einer alten Congregation und sendete Visitatoren aus, die 1418 auch nach Teutschland kamen [38]). Ein Provincialkapitel in der Westminsterabtei zu London 1422 suchte wenigstens die allergröbsten Unordnungen der englischen Benedictinerklöster abzustellen, ohne sich an die Benedictina zu binden [39]). Mehr im Geiste derselben, obgleich immer noch ziemlich mild, waren die Beschlüsse eines Kapitels der vereinigten Benedictiner in der Provinz Trier und Cöln, welches die Deputirten (Äbte und Pröpste) von 59 Klöstern aus den Diöcesen Cöln, Trier, Münster, Lüttich, Utrecht, Tull, Metz und Verdun unter dem Vorsitz von 4 Äbten als päpstlichen Präsidenten im October 1422 im Kloster St. Maximin zu Trier hielten. Sie schärften alle constanzer Beschlüsse ohne Veränderung ein, verboten das Fleischessen durchaus, gaben den Visitatoren strenge Instructionen und setzten die Frist zwischen den Generalkapiteln der Provinz auf zwei Jahre herab. Wie groß aber auch hier die Verwilderung war, zeigen die gerügten und abgestellten Misbräuche. Da mußte das Jagen, Umherlaufen an Festtagen, Unterlassung des Gottesdienstes, Vertheilung der Klosterpräbenden in baarem Gelde, Ausschicken aufgenommener Bettelmönche auf Bettelei zum Nutzen der Benedictinerklöster erst verboten und herumschweifenden Mönchen aufgegeben werden, wenigstens in einem halben Jahre zu ihren Klöstern zurückzukehren [40]). Nicht Sache der Provinz, sondern Privatunternehmung, aber eben darum ernstlicher gemeint war die 1418 zu Mölk in Östreich angefangene und bald andern östreichischen Klöstern, z. B. Obenburg, Mariazell, Schottenkloster [41]) in Wien mitgetheilte Verbesserung der Zucht, welche sich durch gegenseitige Visitationen und seit 1464 durch Generalkapitel erhielt, denen die meisten Klöster der salzburger Provinz beitraten, ohne Mölk als Haupt zu betrachten [42]). Zur strengsten Beobachtung der Regel Benedicts und spätrer päpstlicher Erläuterungen derselben führte um 1420 Johann von Minden die verfallne Abtei Bursfeld bei Minden im Hannöverschen, deren Statuten seit 1425 und besonders um die Zeit der Kirchenversamlung zu Basel, welche stark auf Reformation der Klöster drang, von mehr als 130 Be-

31) *Wilkins* l. c. p. 716. 32) ib. p. 626. 33) ib. p. 656. 34) ib. p. 713. 35) ib. p. 729. 36) Ein Beispiel von Paderborn s. in *Herrmann v. d. Hardt* Magnum Oecumenicum Constantiense Concilium T. I. p. 1092. 37) S. d. Alten desselben in *Herrm. v. d. Hardt* M. Oecum. Constant. Concil. T. I. P. XXVI. p. 1095. wo auch Kaiser Siegsmund's Bestätigungs- und Geleitsbrief für die Visitatoren p. 1111. sq. zu lesen ist.

38) ibid. p. 1092. 39). *Wilkins* Concilia Magn. Brit. T. III. p. 415. sq. Dieses Kapitel erlaubt den Mönchen Taschengeld, erläßt Jünglingen, die im Wachsthum stehen, das Fasten, und befiehlt den Umgang der Weiber nur möglichst zu meiden. Seine Verordnungen zeigen, daß die Mönche sich damals jede Art von weltlichem Kleiderprunk erlaubten, obschon die einfache schwarze Mönchskleidung schon 1346 geboten worden war. 40) Acta Capituli generalis Nigrorum Monach. Prov. Colon. et Trev. a. 1422 celebrati in Martène De Antiquis Eccl. Ritibus ed. 2. Antverp. 1783. f. T. IV. p. 861—72. 41) Schottenklöster nent man die von Schotten und Irländern im 12. Jahrh. während der Kreuzzüge in Teutschland zur Aufnahme durchreisender Pilger ihrer Nation gestifteten Benedictinerklöster, die lange, das zu Wien 260 Jahre, von wirklichen Schotten besetzt waren, seit dem 14. Jahrh. aber von Teutschen eingenommen wurden. Im 18. Jahrh. gab es 7 solche Klöster in Teutschland, von denen das zu Wien noch besteht. 42) Chronicon Mellicense s. Annales Monasterii Mellic. aut. Ans. Schramb. Viennae. 1702. fol. ad ann. 1418. sq.

nedictinerklöstern und 64 Nonnenklöstern in Niederteutschland, Flandern und dem Sprengel von Mainz (Fulda und Hirschau traten selbst bei) angenommen wurden. Da sich Bursfeld wegen seiner größeren Strenge mit den Verbindungen von Mölk und Castel, wie 1461 versucht worden war, nicht vereinigen ließ, bildete es nun mit den ihm anhängenden Klöstern die berühmte bursfelder Congregation, die 1464 zu Bursfeld ihr erstes Generalkapitel hielt und sich ganz nach der Benedictina einrichtete, aber schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. wegen des schnellen Fortganges der Reformation Luthers wieder bis auf 40 katholisch gebliebene Klöster zusammenschmolz [43]), die im 18. Jahrh. noch bestanden. Die ansehnlichste unter den im 15. Jahrh. entstandenen Benedictiner-Congregationen wurde die von der h. Justina in Padua oder Montecassino. Da im 14. und 15. Jahrh. kaum noch ein Kloster in Italien die Statuten von Clugny beobachtete, und die Disciplin der Benedictiner überhaupt verfallen war, unternahm 1409 der Venetianer Ludwig Barba als Abt von St. Justina eine Verbesserung der Klosterzucht nach der mildesten Auslegung der Benedictina, aus der durch Beitritt vieler andern Benedictinerklöster in Italien eine 1417 vom Papste bestätigte Congregation erwuchs, welche 1424 zu Polirone ihr erstes Generalkapitel hielt, und Barba zu ihrem Präsidenten wählte. Da Julius II. 1503 Montecassino, welches bisher seit 1454 Commende gewesen war, wieder einem regulirten Abte untergab, vereinigte er dieses Stammkloster des ganzen Ordens nebst vielen ihm verbunden gewesenen mit der Congregation der h. Justina von Padua und nante sie nun Congregation von Montecassino sonst St. Justina. Sie verstärkte sich durch Beitrit der Congregationen von Cave im Salernitanischen, welche, um 1000 gestiftet, 29 Abteien und 91 Prioreien in Neapel und Sicilien unter sich hatte, von St. Nicolas von Avenes in Sicilien, welche 1483 durch Vereinigung von 6 Abteien gebildet worden war und 1506 mit Montecassino verbunden wurde, von Lerins, einem sehr alten Kloster auf der Insel dieses Namens in der Provence, das im 11. Jahrh. Haupt einer ansehnlichen Congregation war, die noch im 14. Jahrh. blühte, aber wegen verfallner Zucht 1515 zur Provinz Toscana in der Congregation von Montecassino geschlagen ward. Diese theilte ihre Klöster, unter denen 95 größere und 100 kleinere waren, in 7 Provinzen: Rom, Sicilien, Neapel, Toscana, Venedig, Lombardei und Genua, welche in jährlichen Generalkapiteln zusammentraten, und von jährlich neugewählten gemeinschaftlichen Obern, dem Präsidenten, den Definitoren und Visitatoren, regirt wurden. Die sehr gelinden Satzungen dieser Congregation wurden 1642 aufs Neue bestätiget und eingeschärft, aber nie ganz genau beobachtet. Sie glaubt die vornehmste Congregation in der Christenheit zu seyn, und war allerdings im 17. Jahrh. durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet, und bis auf die neuesten Zeiten die reichste, daher auch in die meisten Klöster derselben nur Adelige aufgenommen wurden. Ihre schwarze Kleidung zeichnet sich durch außerordentliche Weite der Ärmel und breite Scapuliere aus. Ihre Laienbrüder, fratres commissi, sind dunkelblau gekleidet und nicht gebunden [44]). Die alten Benedictiner in Sicilien, z. B. zu Montreal, deren üppiges Herrenleben in vielen neuen Reisebeschreibungen geschildert wird, gehören ihr an. Die politischen Veränderungen in Italien seit 1798 haben diese Congregation sehr geschwächt, und sie bestand nur noch dem Namen nach, als die Wiederkehr der alten Ordnung der Dinge in der neuesten Zeit auch ihr Hoffnung sich wieder zu heben gab. In wiefern die Benedictinerklöster in Italien noch jetzt mit einander zusammenhängen, ist mir unbekant, wie auch, in welches Ordensverhältniß die im 19. Jahrh. auf Mont Cenis (1801) und zu Modena (1817) errichteten Benedictinerklöster gesetzt sind. In Spanien erhob sich das 1390 gestiftete Benedictinerkloster zu Valladolid durch unverrückte Beobachtung der Regel (daher San Benito de los Beatos genant) im 15. Jahrh. zum Oberhaupte einer Congregation, der zwischen 1436 und 1512 alle spanische Benedictinerklöster beitraten. Sie heißt Congregation St. Benedicts von Valladolid oder Vallisoletanische Congregation, nahm 1550 die Kleidung und Regel von Montecassino an, und war bis in die neueste Periode der Secularisationen in Spanien, die auch die Benedictiner treffen, eben so lau in der Observanz, doch im 18. Jahrh. für die Wissenschaften noch thätiger, als die italische [45]). Dieses Beispiel veranlaßte 1566 die Stiftung der Congregation von Portugal, welche sich durch Regulirung vieler Commendaturabteien verstärkte, in Brasilien 1587 zu Bahia ansiedelte und nach der spanischen bildete [46]). Sie besteht noch in allen Theilen des portugisischen Reichs und in derselben Erschlaffung, wie die italischen Benedictiner. In England ging der Orden durch die Reformation, bei der er 1536 noch 40 Abteien, 14 Prioreien und 7 Cathedralkirchen inne hatte, wie in andern protestantischen Reichen unter. Doch stifteten englische Benedictiner 1603 Klöster zu Douai und Dienlwart in Lothringen zur Bildung von Missionaren des Katholicismus in England, aus denen eine besondere erst von Montecassino, dann von Valladolid, seit 1637 aber freie und für sich bestehende Congregation englischer Benedictiner, welche die Kleidung und Regel von Montecassino beibehielt und zu Paris, Lampspring im Cölnischen und Cambray neue Klöster errichtete, aber für den Zweck der Mission in England, zu dem sie sich durch ein viertes Gelübde verpflichtete [47]) wenig geleistet hat und im 18. Jahrh. erloschen ist. Unter den teutschen Benedictinern erwachte im 16. Jahrh. neuer Eifer für die Wissenschaften. Die Provinzialkapitel 1533 in Schwaben und 1536 in Cöln errichteten neue Klosterschulen für die philologischen, philosophischen und theologischen Studien und

43) *Leukfeldi* Antiquitates Bursfeldenses. Wolfenb. 1713. 4.

44) Origine e progressi della Congregazione Cassin. detta dell' Osservanza da Ant. Tornamira. Palermo 1675. 2 Vol. 4. Chronicon Cassinense. Par. 1668. f. Bullarium Cassinense Venet. 1650. fol. 2 Vol. 45) Monasterios de san Benito in Espana por Prud. Sandoval. Madrid. 1601. fol. 46) Benedicta Lusitana Ordenada p. Lao de St. Thomas. Coimbra 1644—50. fol. 2 Vol. 47) *Clem. Reyneri* Apostolatus Benedictinorum in Anglia. Duaci 1626. fol.

sorgten auch wiederum für die akademische Bildung der fähigsten Mönche. Dasselbe geschah auch in den übrigen katholischen Provinzen Teutschlands und der Schweiz, und da die Kirchenversamlung zu Trient [48]) die Vereinigung der noch nicht verbundenen und exemten Klöster in Congregationen befohlen hatte, bildeten sich 1623 die Congregationen der h. Schutzengel oder der befreiten Benedictiner in Baiern mit 19 Klöstern, des h. Geistes für den augsburger Sprengel mit 7 Klöstern, des h. Joseph für den constanzer Sprengel mit 11 Klöstern, und die von Mölk für die östreichischen Klöster, welche die zahlreichste war. Eine Generalversamlung aller teutschen Äbte zu Regensburg sollte 1630 diese Vereinigungen gleichförmiger, fester und fruchtbarer für die Wissenschaften machen; aber der Schwedenkrieg sprengte sie, und nur eine neue Congregation der salzburger Provinz, die noch im 18. Jahrh. mit 9 Klöstern bestand, war die Folge davon. In der Schweiz war schon 1602 eine Congregation der Klöster St. Gallen, Einsideln, Muri und Frischingen entstanden, zu der sich später noch fünf andre schweizerische Klöster gesellten. Durch Convente in jedem zehnten Jahre und Visitationen erhielt sie sich ohne Generalsuperior oder Präsident bis in das 18. Jahrh., dagegen die mölker Congregation bald nach der Mitte des 17. Jahrh. wieder aufgelöst wurde. Nur um den trienter Beschlüssen zu genügen, verband sich die reiche Abtei St. Waast zu Arras in Flandern 1569 mit den exemten Benedictinern zu Gent, St. Omer, Lobbes bei Lüttich, Cambray, Dornick und Oudenarde zu einer Congregation, die nichts Wesentliches in diesen Klöstern verbesserte. St. Waast schied 1660 aus, weil Arras an Frankreich kam, und die übrigen Klöster behielten bis in das 18. Jahrh. den Namen einer Congregation, ohne von ihren Misbräuchen zu lassen. In Frankreich waren zwar nach Benedicts XII. Constitution einige Kapitel der Provinzen gehalten und nach den Concilien zu Constanz und Basel Verbesserungen der Klosterzucht in Clugny (1458) und wenigen andern Klöstern versucht worden, aber bei weiten die meisten Benedictinerabteien und Prioreien, weil der König und die Bischöfe sie zu Commenden machten, um begünstigte Weltgeistliche und Laien damit auszustatten, auch wohl die Einkünfte für sich zu behalten, und manche Klöster während der bürgerlichen Kriege im 16. Jahrh. verwüstet wurden, noch im Anfange des 17. Jahrh. so sehr verwildert, daß sie die Regel kaum kanten, geschweige denn beobachteten. Selbst Clugny wurde 1528 weltliche Commende. Nur die Abtei Chezal Benoit in Bretagne machte davon eine ehrenvolle Ausnahme. Sie bildete 1502 eine Congregation ihres Namens (Congr. Casalis Benedicti) mit wirklicher Verbesserung, die mehrere andre Klöster, 1510 auch St. Germain de Prez zu Paris, annahmen, erhielt 1516 päpstliche Bestätigung und 1547 vom Könige das Recht, ihre Äbte, die dreijährig waren wie ihre Kapitel, selbst zu ernennen, artete aber gegen Ende des 16. Jahrh. ebenfalls aus. Erst im Anfange des 17. Jahrh. erwachte der alte, echte Sinn für Regel und Wissenschaft wieder unter den französischen Benedictinern, deren Mönchstugenden und literarischen Verdienste seitdem alle übrigen Congregationen des Ordens verdunkelten. Didier de la Cour begann, nachdem er sich in Montecassino von der verbesserten Einrichtung dieser Congregation unterrichtet hatte, 1600 als Prior von St. Vannes (lat. St. Viton) zu Verdun eine Reform, welche auch in der Abtei Moienmoutier oder St. Hidulph in Wasgau angenommen wurde, und durch die 1604 geschlossene Vereinigung beider Klöster zur Stiftung der Congregation von St. Vannes (Viton) und St. Hidulph Gelegenheit gab. Sie nahm die Kleidung und Verfassung mit Modificationen von Montecassino an, unterwarf sich aber viel strengeren Statuten in Rücksicht der Klosterzucht, nante ihre Obern, weil die Abtstitel den Commendatoren blieben, nur Prioren, hielt jährlich ein Generalkapitel, wo die Prioren wechselten [49]), und machte sich durch Gelehrte, wie Lami, Cellier Petitdier und Augustin Calmet berühmt. Alle Benedictinerklöster in Lothringen und Elsaß, auch einige Burgundische vereinigten sich mit ihr, so daß sie im 18. Jahrh. 49 zum Theil mit trefflichen Schulen der Philologie, Exegese und Kirchengeschichte ausgestattete Klöster zählte und erst durch die französische Revolution unterging. Mönche von St. Vannes brachten ihre Reform nach den Niederlanden, wodurch 1618 die Congregation von St. Placidus entstand. Nur 4 Klöster in Brabant vereinigten sich dazu, machten aber ihre Satzungen gelinder als in St. Vannes und ihre Superioren beständig. Nachdem auch einige französische Benedictinerklöster zu Limoges, Noailles, Meaux, Jumiege, Solignac, Corbie und Paris (Blancs manteaux) die Statuten von St. Vannes vorzüglich durch Lorenz Benard's (s. d. Art) Bemühungen angenommen hatten, beschloß das Generalkapitel zu St. Monfuy in Toul 1618 die Errichtung einer zweiten verbesserten Congregation in Frankreich, welche noch 1618 unter Begünstigung des Königs und vieler Großen auf einem Convent in dem ihr eingeräumten Kloster der Wilhelmiten (Weißmäntel, Blancs manteaux) zu Paris gestiftet wurde, und, um die Eifersucht der Klöster zu verhüten, nach dem angeblichen ersten Apostel der Benedictinerregel in Frankreich, dem h. Maurus, den Namen der Congregation von St. Maur annahm. Sie erhielt durch ein Breve Gregors XV. 1621 und durch eine Bulle Urbans VIII. 1627 päpstliche Bestätigung mit bedeutenden Privilegien und theils durch freiwilligen Beitritt vieler Klöster, theils durch die Befehle des Kardinal Richelieu, der alle französischen Benedictiner mit ihr vereinigen wollte, schnellen Zuwachs, so daß sie 1632 schon 40 Klöster zu den ihrigen rechnete [50]). So kam die Abtei Tiron in Poitou, die sich im 12. Jahrh. nach dem Muster von Fontevrauld reformirt und eine Congregation von 10 Abteien und 10 Prioreien gebildet hatte, aber 1550 Commende geworden war, 1629,

48) Sess. XXV. Decr. reform. cap. 8.

49) Außer Helyot T. IV. c. 35. vgl. B. Pez Bibliotheca Benedictino-Mauriana Aug. Vindel. 1716. 8. in der vorgesetzten Dissertatio hist. de ortu et progressu etcet. cap. I—IV. Regula Benedict. c. Declarationibus et Constitutionibus Congreg. St. Vitoni et Hidulphi. Tull. 1605. 32. 50) Pez l. c. cp. V. VI. Helyot Hist. des ordres monast. T. IV. chap. 37.

St. Denis bei Paris, das erst 1607 eine Congregation mit 9 exemten Abteien gebildet hatte, 1633, die ganze Congregation von Chezal Benoit 1636, Marmoutier (Majus monasterium) bei Tours, das sonst 200 Prioreien unter sich hatte, 1637, Chaise dieu, eine Kolonie von Clugny, 1640, die berühmte Abtei Fleury mit 30 Prioreien und Propsteien, und St. Benignus zu Dijon 1651, Sauve majour (Silva major) auf einer Halbinsel bei Bourdeaux 1660 zu der Congregation von St. Maur. Auch Clugny, das 1663 durch Einführung einer strengeren Observanz in einigen dazu gehörenden Häusern in zwei Parteien zerfallen war, sollte sich mit St. Maur vereinigen, was auch durch Verträge v. 1634 und 1636 unter der Bedingung geschah, daß die Congregation den Namen von Clugny neben dem von St. Maur führen sollte. Da aber diese Vereinigung sich schon 1644 wieder auflöste, fuhren die alten, nicht verbesserten Cluniacenser fort, mit den neuen von der strengeren Observanz zu hadern und zu rechten. Ihre von dem Kardinal Mazarin 1659 erzwungene Verbindung mit der Congregation von St. Vannes zerschlug sich wieder durch ihre Eifersucht 1661, und die innern Streitigkeiten der Cluniacenser stillte erst 1711 ein Vergleich beider Parteien, nach dem die alten Cluniacenser Pfründenbesitzer ohne reguläres Mönchsleben, den Observanten aber 29 französische Klöster blieben. Außer Frankreich gab es keine Cluniacenser mehr. Die Präbenden der Laienbrüder kamen an das Invalidenhaus zu Paris [51]). Wie eigentlich nur die Hofränke der vornehmen Herren, welche Clugny als Commendaturabtei besaßen und daher von jeder Veränderung Nachtheil für ihre Einkünfte fürchteten, die Vereinigung der Cluniacenser mit einer mehr geregelten Congregation den Absichten der Regirung zum Trotz vereitelt hatten, wußten sich auch mehre andre exemte Abteien in Frankreich durch den Einfluß ihrer Commendaturäbte und Pfründenbesitzer gegen die Verbindung mit St. Maur sicher zu stellen, z. B. St. Victor in Marseille, das 1668 lieber eine gelinde Verbesserung als die Statuten der Mauriner annahm, St. Claude in Condal am Jura [52]), das schon seit 1300 ein Stift für adelige Müßiggänger ohne Mönchsregel gewesen war; oder durch den Schein des Zusammenhanges mit Klöstern gleicher Art in einer Congregation diese Verbindung und zugleich die Jurisdiction der Bischöfe abzuwehren. Diese befreiten Benedictiner erfüllten so das Gebot der trienter Kirchenversamlung, um unabhängig und ungeregelt bleiben zu können [53]). Die Congregation von St. Maur hatte die Reform von St. Vannes angenommen und that sich anfangs nur durch selten gewordne Mönchstugenden hervor. Wegen der Abtstitel in gleichem Falle, wie St. Vannes, nante sie ihre Klosterobern nicht Äbte, sondern Prioren. Ein von dem Generalkapitel auf unbestimte Zeit gewählter General, zwei Assistenten desselben, ein Kollegium von Definitoren und sechs Visitatoren für die sechs Provinzen, in welche die Congregation ihre Klöster theilte, bildeten die Regirung derselben; die Prioren der Klöster wechselten nach Ermessen des Generals. Die Kleidung war weniger weit als in Montecassino, der Kirchendienst und die Klosterzucht nicht übermäßig streng und für ausgezeichnete, in Auftrag des Generals, besonders literarisch beschäftigte Glieder noch durch zweckmäßige Dispensationen erleichtert, der Gehorsam gegen die Obern nicht sklavisch, das Zeitliche d. h. Handarbeiten und mechanische Dienste durch Laienbrüder (frères commissi) besorgt, Reisen und Verwaltung der Seelsorge in den zu den Klöstern der Congregation gehörenden Pfarreien erlaubt und die Aufsicht der Bischöfe durch päpstliche Privilegien beinahe ganz beseitiget. An die Stelle der in Benedicts sonst ziemlich genau beobachteter Regel vorgeschriebenen Handarbeit trat Beschäftigung mit den Wissenschaften, deren Betrieb vorzüglich durch Gregor Tarisse [54]), der 1630—1648 General war, nach den Wünschen des Kardinals Richelieu in der Congregation aufkam. Dazu dienten die den Jesuiten abgelernten Vorbereitungen der Novizen in besondern Novizialhäusern, worin sie zwei Jahr Kirchenlehre, Regel und Ordenszeremoniell lernen und fünf Jahre Sprachen, philosophische, historische und theologische Wissenschaften studiren mußten, um dann nach einjähriger Rekollektion (d. h. andächtigen Samlung durch fromme Übungen in andern dazu bestimten Klöstern die Priesterweihe zu empfangen, zu welcher alle Benedictiner dieser Congregation gelangten. Außer den Novizialhäusern hatte sie noch höhere Lehranstalten in einigen Klöstern, wo die bereits ausgebildeten Mönche in der griechischen und hebräischen Sprache, in der positiven Theologie, der Casuistik und dem kanonischen Rechte von gelehrten Superioren unterrichtet wurden [55]) und in mehren Klöstern auch Seminarien oder Kostschulen für junge Adelige mit Freistellen, die sehr besucht waren. Jedes Kloster mußte eine Samlung von Büchern und Urkunden anlegen und einen gelehrten Mönch zum Bibliothekar haben. Der General war berechtigt bei literarischen Unternehmungen von bedeutendem Umfange unter die dazu geeigneten Glieder der Congregation nach Maßgabe ihrer verschiednen Fähigkeiten, Kentnisse und Neigungen die Rollen zu vertheilen, so daß Einige Materialien sammelten, Andre ordneten, Andre verarbeiteten, Andre die vollendeten Manuscripte prüften und feilten, ehe sie dem Druck übergeben wurden, und jeder mit Verzichtleistung auf persönlichen Ruhm nur zum Besten der Welt und zur Ehre des Ordens seinen Beitrag leistete [56]). Die Verfasser und Mitarbeiter wurden auf den Titeln der von der Congregation veranstalteten Werke oft nicht einmal genant. Das Zusammenwirken vieler tüchtiger Gelehrten in solchem Gemeingeiste, der freie Gebrauch der an trefflichen Urkunden und Handschriften reichen Archive und Bibliotheken des Königs, der Großen und der Klöster in Frankreich,

51) *Helyot* T. IV. chp. 20, wo die Geschichte von Clugny ausführlich erzählt ist. 52) Statuta Monast. S. Claudii ed. a Cand. d'Estrées. Par. 1704. 4. 53) Statuta et decreta reformationis Benedictinorum exemtorum. Par. 1582, 4.

54) S. d. Art. 55) Diese Klosterakademien ersetzten den Maurinern die in der Benedictina vorgeschriebenen Universitätsstudien. Die Mauriner wollten alles sich selbst verdanken und fanden die Universitäten in Frankreich damals nicht genügend für ihren Zweck. 56) Constitutiones pro directione regiminis Congr. S. Mauri Par. 1646. 4. Regula S. Benedicti cum declarationibus Congr. S. Mauri. Par. 1645. 8.

die Ausbeute wissenschaftlicher Reisen sachkundiger Mönche ins Ausland, die gänzliche Befreiung Aller von zeitlichen Sorgen, wozu der alte und noch zunehmende Reichthum ihrer Klöster jedes nöthige Mittel darbot, die den vorzüglichern Schriftstellern vergönnte Muße und Ungebundenheit in Eintheilung ihrer Zeit und die Dauer der durch Zufluß guter Köpfe von Geschlecht zu Geschlecht sich wieder verjüngenden Congregation machte ihr die Ausführung literarischer Werke möglich, an die sich kaum eine Akademie der Wissenschaften und nie ein einzelner Gelehrter wagen konte. So entstanden die Acten der Heiligen und die Annalen des Benedictinerordens, die herrlichen Ausgaben der Kirchenväter [57]), für deren Text und Erläuterung nie eine Korporation mehr gethan hat, als die Mauriner, die Samlungen der Quellen zur Geschichte Frankreichs und einzelner Gebiete desselben, die bändereichen Abdrücke von Urkunden und Quellen zur allgemeinen und localen Kirchengeschichte [58]), die Beschreibungen der Geschichte der bischöflichen Sprengel und der Abteien in Frankreich (Gallia christiana), die umfassenden Aufklärungen über profane und kirchliche Alterthümer [59]), die neuen, sehr verbesserten Ausgaben des Glossariums über die Latinität des Mittelalters von Dufresne und der Heiligengeschichten von Surius, die zur Geschichtsforschung unentbehrlichen Anweisungen zum Gebrauch der Urkunden, und zur Ausmittelung der Wahrheit bisterischer Thatsachen [60]) und die Literärgeschichte von Frankreich [61]) neben vielen andern exegetischen, ascetischen, dogmatischen, kirchenrechtlichen, philosophischen, genealogischen und biographischen Schriften. Selbstständige Forschung, sachkundige Umsicht, ausdauernder Fleiß und Belesenheit wird in keinem dieser Werke der Mauriner vermißt, und an manchen derselben auch seiner kritischer Sinn, Wahrheitsliebe, unbefangene und freimüthige Beurtheilung, glückliche Anordnung und geschmackvolle Schreibart bewundert. Solche Früchte bewiesen, um wie viel gründlicher der Unterricht und tiefer die Studien bei den Maurinern waren, als bei den Jesuiten. Gelehrte vom ersten Range wie Mabillon, Montfaucon und Martene, die Geist und Redlichkeit mit umfassender Gelehrsamkeit vereinigten, und soviel bleibende, wahre Verdienste um Geschichte, Alterthümer, Patristik, Literatur- und Kirchengeschichte, die auch bei den Protestanten dankbare Anerkennung fanden und noch finden, hatte die Gesellschaft Jesu doch nicht aufzuweisen [62]). War daher Richelieu's Absicht, durch diese Benedictiner der Literatur in Frankreich mehr Ernst und Gehalt und den auch in der gelehrten Welt herrschenden Jesuiten ein kräftiges Gegengewicht zu geben, vollkommen erreicht worden; so konten nun Angriffe des Neides und der Eifersucht von Seiten derselben gegen die Mauriner nicht ausbleiben. Diese hatten sich fast in jedem Decennium des 17. Jahrh. durch neuerworbene Klöster verstärkt. Im 18. Jahrh. besaßen sie in Frankreich, außer welchem sie keine Ansiedelungen unternahmen, 180 Klöster, unter denen St. Germains de Pres zu Paris wegen seiner großen, durch wichtige Schenkungen bereicherten Bibliothek und als der gewöhnliche Sitz des Generals und der vorzüglichsten Gelehrten das ansehnlichste war. Diese Blüthe gab der Congregation Selbstgefühl und der beständige Umgang mit den Wissenschaften auch Sinn für Wahrheit und Muth genug, es mit den Ränken der Jesuiten aufzunehmen. Sie trat auf die Seite der Appellanten gegen die Constitution Unigenitus; über 500 Mauriner waren sogar unter den Reappellanten und weigerten sich, trotz der Ungnade des französischen Hofes und des Papstes, welche die Congregation sich durch diese Kühnheit zuzog, die verhaßte Bulle anzunehmen. Der Kampf darüber, in dem Rom sie aufzulösen drohte und der König durch Eingriffe in die Freiheit ihrer Generalkapitel die Wahl der Reappellanten zu Superioren verhinderte, währte von 1718 bis 1735, wo sie endlich durch den Abfall ihrer Obern zu den Constitutionisten geschwächt, durch Verweisungen und Einkerkerungen der entschlossensten Reappellanten aus ihrer Mitte eingeschüchtert und durch Gunstbezeugungen gegen die Biegsamern umgestimt, die Bulle ohne Vorbehalt annahm [63]). Seit dieser Niederlage sank ihr Geist und Muth immer merklicher; sie lieferte außer den Fortsetzungen angefangener Werke weiter nichts Bedeutendes, zehrte von ihrem alten Rubme und hatte weniger Gelehrte als Mönche, als sie in der französischen Revolution mit andern geistlichen Orden aufgelöst und vernichtet wurde. Neben den Verdiensten der Congregation von St. Maur erscheinen die wissenschaftlichen Leistungen teutscher Benedictiner im 18. Jahrh. unerheblich. Da die Congregationen derselben klein blieben, auch zum Theil nicht lange bestanden, und außer der Stiftung neuer Schulen in einigen Klöstern Schwabens, Baierns und Östreichs keine erwähnenswerthe Früchte brachten, blieb ihre literarische Thätigkeit auf den Eifer einzelner gelehrter Äbte und Mönche beschränkt. Die beiden Peze in Mölk und Wien waren doch nur fleißige Samler, die böhmische Congregation, die unter der Kaiserin Maria Theresia auf Betrieb des Abts Löbel zu Prag das Theresianum, eine Lehranstalt für junge Adelige, stiftete, wurde in ihrem Vorhaben einer neuen Ausgabe der Scriptor. rer. Bohem., wozu Mauriner helfen sollten, durch den siebenjährigen Krieg gestört, die Germania sacra, welche die Benedictiner nicht allein unternahmen, blieb unvollendet, und was einzelne Klöster z. B. St. Blasien im Breisgau unter dem gelehrten Martin Gerbert, Banz in Franken, St. Emmeran in Regensburg, Benedictbeuren, Tegern-

57) Augustinus, Athanasius, Basilius M., Chrysostomus, Gregor. M., Hieronymus, Origenes, Ambrosius, Cyrillus Hieros., Gregor. Nazianz., Hilarius, Justinus Mart., Bernardus Clarevall., Cyprianus, Irenaeus, Anselmus Cantuar., Eadmerus et cet. 58) Von d'Achery (Spicilegium), Mabillon (Analecta), Martène und Durand (Thesaurus nov. Anecdotorum et Vett. scriptt. amplissima collectio). 59) Vornehmlich von Montfaucon und Martène. 60) L'Art de vérifier les dates des faits histor. in der neuen Ausgabe von 1818 noch nicht vollendet. 61) Histoire littéraire de la France von 1733 an 15 Quartbände. Beide Werke wurden nach Untergang des Ordens von andern Gelehrten fortgesetzt. 62) Histoire littéraire de la Congr. de S. Maur. (p. R. Prosp. Tassin) Brux. et Paris 1770) 4. Teutsch: Taffins Gelehrtengeschichte der Congr. v. St. Maur. Frkft. u. Lpz. (Ulm) 1773. 74. 8. 2 Bde.

63) Histoire de la Constitution Unigenitus, en ce qui regarde la Congr. de St. Maur. Utrecht. 1736. 8.

see, und östreichische Klöster wie Kremsmünster, Mölk, Göttweih und das Schottenkloster in Wien für die Geschichte der Diöcesen und Klöster, für Sammlung von Chroniken und Urkunden und ähnliche Zwecke thaten, blieb in Hinsicht der Kritik und noch mehr des Geschmacks weit hinter den Arbeiten der Mauriner zurück. Die gänzliche Abhängigkeit von den Äbten, in deren Reihe auf Freunde der Wissenschaft träge Weichlinge oder Frömler folgten, die Mangelhaftigkeit des klösterlichen Unterrichts in Hinsicht auf Philologie, Archäologie und Philosophie, die Ängstlichkeit in Beobachtung der Mönchsübungen, und die kleinliche Eifersucht der rohen Mehrheit, oft auch der ungebildeten Obern gegen gelehrtere Mönche ließen in den teutschen Benedictinerklöstern weder angeregten Eifer für die Wissenschaft lange anhalten, noch gute Köpfe zu gehöriger Ausbildung kommen. Nach den Abtsstellen in reichsfreien gefürsteten, oder sonst ansehnlichen exemten Abteien strebte der Adel, der den Lebensgenuß und die zeitliche Ehre immer mehr liebte, als das Wissen; und der beschränkte, noch bis gegen Ende des 18. Jahrh. wenig aufgehellte Geist der teutschen Kirche drückte auch die Benedictiner. Ihr letztes Aufstreben war der um die Mitte des 18. Jahrh. entworfene Plan einer teutschen gelehrten Benedictiner-Societät zur gemeinschaftlichen Bearbeitung der teutschen Landes- und ihrer Ordensgeschichte, dessen Ausführung nie ganz vollständig gelang und durch den Einfluß der französischen Revolution auf Teutschland endlich auf immer abgebrochen wurde. Die darauf folgenden Secularisationen trafen nach und nach alle außeröstreichischen, auch die baierischen Benedictinerklöster. Viele Mönche wurden Weltgeistliche oder gar Laien, die Bibliotheken fielen in die Hände der Landesherren und nur wenige Convente wußten sich durch Versetzung beisammen zu erhalten, wie St. Blasien, dessen Mönche 1806 nach Spital am Pyrhn ob der Ens und 1808 nach St. Paul in Kärnthen kamen, welches Kloster sie noch jetzt inne haben. Nächst ihnen zeichnen sich jetzt Mölk, Kremsmünster, Göttweih, Seitenstätten und St. Florian in Östreich durch einzelne gelehrte Benedictiner und durch großen Vorrath von Urkunden und Manuscripten aus [64]). Übrigens ist die Klosterzucht zu rühmen, welche die teutschen Benedictiner in den neuern Zeiten meist beobachteten, und dem ganzen Orden das Zeugniß nicht zu versagen, daß er sich der Welt nur durch Gelehrsamkeit, Seelsorge und hie und da im Luxus genährt, doch nie in politische Händel gemischt oder an die Höfe gedrängt hat. Die polnischen Benedictiner, welche auf Betrieb des Palatins von Plock, Joh. Karl von Wierchowicz 1670 zu einer Congregation des h. Kreuzes nach dem Muster von Montecassino zusammentraten (Congreg. Castrocassinensis), haben außer einigem Schulunterricht wenig Zeichen des Lebens von sich gegeben, und noch weniger die 1560 errichtete Congregation de Meléda in Dalmatien. Von den Benedictinern in Ungern gibt die Note [65]) Nachricht.

Zur Zeit der Kirchenversammlung zu Constanz zählte der Benedictinerorden mit seinen Zweigen 15107 Klöster, in deren jedem wenigstens 6 Mönche waren. Nach der Reformation sank diese Zahl, von der nur zwei Drittheile den eigentlichen Benedictinern oder schwarzen Mönchen angehörten, bis auf ungefähr 5000 Klöster derselben in allen Ländern der katholischen Christenheit herab, von denen jetzt kaum noch der sechste Theil wirklich besteht. Dennoch blieben die Benedictiner unter allen Mönchen die angesehensten und begütertsten. Den Stolz auf ihr Alter und ihren Rang unter den geistlichen Orden spricht

64) Wiener Jahrbücher v. J. 1821. Bd. XV. S. 225.

65) Mit dem ersten Jahre des 11. Jahrhunderts wurde dieser Orden auch in Ungern einheimisch, und kaum war noch die erste Hälfte desselben vorüber, so zählte er bereits 16 reich dotirte Abteien. Stephan der Heilige stiftete deren selbst fünfe, die erste und älteste auf dem heil. Pannon- oder Martinsberge bei Raab, deren Abt im J. 1385 zum präsidirenden Oberhaupte sämtlicher Abteien seines Ordens in Ungern eingesetzt wurde, und schon von da an für einen Erzabt galt, zu welchem ihn eigentlich erst die Bulle Leo X. erhob (1514). Stephans Nachfolger in der Arpadischen Periode, so wie auch einzelne Privaten, sorgten mit gleichem Eifer, und mit gleicher Freygebigkeit, wie für den Zuwachs neuer Abteien, so auch, für die noch reichlichere Ausstattung der bereits vorhandenen. In den spätern Jahren wurden wol die neuen Stiftungen immer seltner, theils weil sie eine so beträchtliche Aussteuer an Ländereien foderten, welche man bei andern Stiftungen ersparen konnte, theils weil der steigende Luxus auch die ungrische Gottseligkeit das Haushalten gelehrt hatte. Indeß geschah doch auch da noch Manches, und ehe der unglückliche Tag bei Mohács kam (1526, 29. Aug.), zählte der Orden an 90 Abteien im Lande. An den Folgen dieses Tages gingen die meisten derselben unter; doch erholten sich späterhin wieder mehrere, und als Joseph II. das Todesurtheil über den Orden aussprach (1786, 4. Dec.), waren noch dieselben vorhanden, denen nach 15 Jahren, sein Neffe K. Franz, das Daseyn und die Güter wieder zurückgab (1802, 25. April); nämlich die Erzabtei auf dem Martinsberge und die drei Filialabteien zu Tihány, Balonnybél und Dömölk. Große Verdienste um die Landes-Gemüths- und Geistes-Cultur erwarb sich der Orden in Ungern; und selbst da, als an die Stelle der Mäßigkeit, der Gottesfurcht, der Arbeitsamkeit und des Fleißes in Studien, die Verschwendung, Pracht, Schwelgerei und Üppigkeit traten, kam aus seinem Schoße des Guten noch immer unendlich mehr, als des Üblen. Auch gegenwärtig fährt er fort, der ungrischen Welt nützlich zu seyn. Mit seiner Wiederherstellung erhielt er auch die Verpflichtung, den Unterricht der Schuljugend in 8 Gymnasien, und der akademischen auf 2 Akademien zu besorgen. — Eine ausführliche Geschichte des Ordens und seiner vielen Abteien findet man in des Benedictiner Fuchsbofer Monasteriologia Regni Hung. Lib. I. S. 1—264. fol. und seinen neuesten Zustand in dem im J. 1817 zuerst erschienenen Schematismus desselben. (*Gamauf*.) Der Benedictiner-Orden hat sich in Ungern um die Erziehung der Jugend, um die Wissenschaften und um die Literatur unstreitig viele bleibende Verdienste erworben. Er versieht in dem Raaber Studien-Bezirk die königl. Academie und das königl. Archi-Gymnasium zu Raab, die königl. Gymnasien zu Komorn, Güns und Odenburg und das kleinere Gymnasium zu Pápa; in dem Pressburger Studien-Bezirk die königl. Akademie und das Archi-Gymnasium zu Pressburg, und die königl. Gymnasien zu Gran und Tornau. Im J. 1821 hatte dieser Orden in Ungern (zufolge des gedruckten Schematismus) 351 Individuen, namentlich einen Erzabt auf den St. Martinsberg (s. St. Martinsberg), 2 Unterabte, 89 Priester, 17 docirende Cleriker, 72 Alumnen, welche die Studien bereits absolvirt haben oder noch frequentiren, und Novizen. Das Gelübde hatten 142 abgelegt. Doctoren der Theologie zählte der Orden 6, Doctoren der Philosophie und der freien Künste 8. Die Seelenzahl betrug in der dem Orden gehörigen Erz-Abtei vom St. Martinsberg und den zwei Filial-Abteien von Balonnybél und Dömölk 24390, worunter 19719 Katholiken, 1784 Evangelische A. C., 2729 Reformirte, 3 nicht unirte Griechen, 84 Juden. (*Rumy*).

auch das ihren Äbten und einzelnen Mitgliedern beigelegte Prädikat: Herr. Dom, die kürzeste Zusammenziehung von Dominus, setzen sie vor den Namen jedes Mönchs, Domnus nennen sie den Abt, Dominus ohne Abkürzung aber nur Gott. Über die Literaturgeschichte des Ordens sind außer den genanten noch folgende Hauptwerke zu vergleichen: Historia rei literariae Ordinis S. Bened. a Magnoaldo Ziegelbauer, Ord. S. Ben. Theologo, August. Vindel. 1754. fol. 4 Bde. Bibliothèque générale des écrivains de l'ordre de S. Benoit. Contenant une notice exacte des ouvrages de tout genre etc., p. un Religieux Bénédictin de la Congr. de St. Vannes T. I—IV. à Bouillon 1777. 78. 4.

Benedictinerinnen scheinen erst nach dem Tode Benedicts von Nursia aufgekommen zu seyn, da die Stiftung eines Nonnenklosters durch seine Schwester Scholastika sich keineswegs erweisen läßt. Die occidentalischen Nonnen hatten im 6. und 7. Jahrh. theils ganz andre, theils nur mit der Benedictinischen gemischte Regeln. Erst im 8. Jahrh. wurden alle Nonnenklöster im fränkischen Reiche auf Benedicts Regel verwiesen, beobachteten sie aber nicht genauer, als die Mönche. Da sie stets unter der Aufsicht der Bischöfe blieben, und wenn sie sich an einige Congregationen der schwarzen Mönche anschlossen, von diesen doch nur unter Mitwirkung der Bischöfe visitirt werden durften, blieb die Verfassung ihrer Klöster stets von Localumständen abhängiger, als von Ordensgrundsätzen, und daher sehr verschieden. Im Mittelalter waren diese Nonnenklöster beinahe noch mehr verwildert als die Mönchsklöster, und da um die Zeit der Kirchenversamlung zu Constanz Ordnung, Sitte und sichrer Besitz bei ihnen wieder befestigt worden war, drängte sich der weibliche Adel in die meisten Pfründen derselben ein, und brachte das Bedürfniß größerer Ungebundenheit aufs neue unter die Benedictinerinnen. Viele Klöster derselben verwandelten sich in weltadelige oder freie Chorfrauenstifter. Diese waren bis zu ihrer Aufhebung nur dem Adel zugänglich und in der wenig klösterlichen Kleidung sehr verschieden. Sie behielten den Namen der Benedictinerinnen bei, und nur die seit dem Ende des 16. Jahrh. verbesserten Benedictinerinnen zu Montmartre bei Paris, zu Beauvais, zu Val de Grace in Paris, zu Douai und die 20 Häuser derselben in verschiedenen Gegenden Frankreichs, welche 1622 von Gregor XV. zur strengsten Beobachtung der Regel Benedicts verpflichtet wurden, führten zusammen den Namen der Congregation U. L. Fr. von Calvaria. Noch 1654 und 1676 entstanden zwei kleine Congregationen der Benedictinerinnen von der beständigen Anbetung des h. Sacraments, jene mit 9 Klöstern zu Paris und andern Orten, diese erst in Valdosne und dann in Charenton, beide mit dem vierten Gelübde, das Sacrament des Altars oder die h. Hostie ununterbrochen in ihren Klosterkirchen anzubeten, worin die Nonnen einander ablösten, und ihm wegen seiner in Kriegen häufigen Entheiligung an bestimmten Tagen öffentlich und feierlich Abbitte zu thun, welches eine Nonne wöchentlich in der Tracht einer Büßenden verrichten mußte. Beide Arten von Benedictinerinnen, deren erste die strengste war, trugen Hostie und Kelch von vergoldetem Kupfer in kleinen Ordenszeichen als Skapulier auf der Brust. Jetzt sind die Klöster der Benedictinerinnen mit wenigen Ausnahmen aufgehoben oder von selbst eingegangen.

Über die Geschichte und Verfassung der Benedictiner und Benedictinerinnen im Ganzen vergleiche das schon angeführte Werk von Helyot im 4. Theile (Bd. 5. und 6. der deutschen Übersetzung), der ganz von den Mönchen und Nonnen nach Benedicts Regel handelt und hier meist benutzt ist. (*G. E. Petri.*)

BENEDICTIS (Jacobus de), auch Jacoponus[1]) genant, geistlicher Liederdichter in der letzten Hälfte des 13. und zu Anfange des 14. Jahrh. Er stamte aus einem angesehenen italischen Geschlechte und war zu Todi (Tuder, daher Tudertinus) im Herzogthume Spoleto geboren; trat in den Orden der Franciskaner, und, den Stifter seines Ordens sich zum Muster nehmend, unterwarf er sich den strengsten Büßungen und suchte aus mönchischem Eifer seine Freude darin, von der Welt verachtet und verspottet zu werden. Durch allerlei Prophezeiungen, welche er unter das Volk brachte, und besonders durch lauten Tadel der Sitten und der Lebensweise Bonifacius VIII. (Benedictus Carteno von Anagni) zog er sich den Haß dieses Papstes zu, welcher ihn etwa im J. 1301 oder 1302[2]) zu Präneste in ein Gefängniß steckte. Jakobus de Benedictis starb am 25. Decbr. 1306, während der päpstlichen Regirung Clemens V. (Bernardo de Getto); ob wieder frei gegeben oder im Gefängniß, finde ich nicht erwähnt[3]). Er hat, außer einer noch handschriftlich in der Vatikanischen Bibliothek vorhanden seyn sollenden Weissagung, viele sogenante Rhythmen und Gesänge geistlichen Inhalts hinterlassen, welche in einer sehr ungebildeten Sprache und mit lächerlicher, dem Dichter zum Gespött gereichender Einmischung von allerlei plumpen Worten aus den verschiednen italischen Mundarten gedichtet seyn sollen[4]), und welche der Minorit Franciskus Fresa-

1) Jacoponus ob ingentem sui contemptum, sagt Wharton, ohne Zweifel an das griechische Wort πόπος denkend. 2) Bonifacius VIII. Papsthum hörte bekanntlich im J. 1303 auf. 3) Seine von Wharton mitgetheilte Grabschrift lautet:

Ossa B. Jacoponi de Benedictis
Tudertini, Fratris Ordinis Minorum,
Qui stultus propter Christum,
Nova mundum arte delusit,
Et coelum rapuit.
Obdormivit in Domino
Die XXV. Decembris, Anno MCCCVI.

4) Scripsit lingua rudi Italica Rithmos (Rhythmos) et poemata multa, quibus crassiora verba, Tudertina, Calabra, Sicula, Neapolitana, data opera immiscuit, ut lectoribus risum, sibi ludibrium moveret, sagt Wharton. Hat Jacobus de Benedictis dergleichen Einmischungen von Worten aus den italischen Dialekten auch bei lateinischen Gedichten gebraucht, was ich, bestimt zu behaupten, nicht wage, da die Samlung seiner Gedichte mir nicht zur Hand ist, so wäre er der älteste macaronische Dichter, welcher zur Zeit bekant ist, und würde eine Stelle in dem Artikel: Macaronische Poesie in Lessings Kollektaneen zur Literatur, herausgegeben und weiter ausgef. von J. J. Eschenburg (G. E. Lessing's sämmtl. Schriften Thl. 16. S. 100. u. f. w.) verdient haben. Diesen Lessingschen Aufsatz hätte ich bei dem Artikel: Antonius Arena, im 5. Theile dieser Encyclopädie, nicht übersehen haben sollen.

tus zu Rom 1558 in 4. herausgegeben hat; eine noch vermehrtere Ausgabe erschien zu Venedig 1617, gleichfalls in 4. Manche Sentenzen und geistliche Aussprüche von ihm sollen sich auch in des Matthäus Raderus Viridario Sanctorum finden. Sein allerbekanntestes Lied aber ist die durch Pergolesis vortreffliche Composition noch berühmter gewordene kirchliche Sequenz: „Stabat mater dolorosa," von welcher, außer den katholischen Kirchenübersetzungen in unserer Sprache [5]), auch zwei Nachbildungen von sehr berühmten teutschen Protestanten, Lavater und Klopstock, vorhanden sind. Die Klopstocksche Übersetzung des Liedes Stabat mater ist sehr frei, auch ist dem Gedichte in mehrfacher Hinsicht sein Charakteristisches genommen worden. Die beste vorhandene Übersetzung ist ohne Zweifel die von Ad. Ludew. Follen in den alten christl. Liedern und Kirchengesängen teutsch und lateinisch. Elberf. 1819. kl. 8. S. 40. u. f. w., von welcher auch eine frühere, in Wieland's t. Merk. 1781. Febr. und die Weinzierlsche in dem Gesangbuche der heiligen römisch-kathol. Kirche Augsb. 1816. 8. S. 105 u f. w. übertroffen wird [6]). In einer Nachricht, welche Joh. Georg Müller [7]) von dem Eindruck gibt, welchen dieses Lied bei seinem ersten Erscheinen in Italien gemacht habe, wird es dem Papste Johannes XXII. (Giacomo de Cusa) zugeschrieben. Auch ein andres, gleichfalls nicht unbekantes katholisches Kirchenlied, der Rhythmus de contemtu mundi, wird dem Jacobus de Benedictis beigelegt, jedoch erklären sehr bedeutende Stimmen hinsichtlich dieses Liedes sich für den heiligen Bernhard von Clairvaux [8]). †) (*Mohnike.*)

5) Eine recht gute kirchliche Übersetzung dieses Liedes, die sich von den vorhandenen ältern sehr zu ihrem Vortheile unterscheidet, steht in dem zu Paderborn gedruckten katholischen Gesangbuche. 3. Aufl. 1802. 8. Nr. 75. Sicher findet es sich auch, und ohne Zweifel noch besser, verteutscht in dem Gesangbuche der heiligen römisch-katholischen Kirche (nach dem römischen Meßbuch und Brevier übersetzt) von Fr. Jos. Weinzierl, Dompred. in Regensburg. Augsb. 1816. 8. 6) Die zuletzt genante Übersetzung hat Rambach etwas verändert abdrucken lassen. Die Lavatersche steht in des Verfassers vermischten Gedichten. Winterth. 1785; die Klopstocksche wird im protestantischen Teutschlande oft bei Aufführungen der Pergolesischen Composition gesungen. 7) Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen (Th. 2. S. 289) aus Georg Stella (Annales Gennens. bei Muratori in den Scriptorib. rerum Italic. Vol. XVII. p. 1170). 8) Rambach stellt S. 279 u. f. w. drei nach ganz verschiedenen Metris gedichtete Lieder, ohne sie jedoch ganz mitzutheilen, unter einer und derselben Überschrift zusammen, spricht auch S. 269 von ihnen, als von einem Liede. Ich halte sie unbedentlich für drei ganz verschiedene Lieder über denselben Gegenstand. Jedes derselben hat treffliche und mit vieler Innigkeit ausgesprochene Stellen. †) Über Jacobus de Benedictis sehe man die in dem Append. ad Historiam litterar. *Guil. Cave* etc. Col. Allobr. 1720 Fol. S. 5. und 6. enthaltene Notiz von Heinrich Wharton, und vergleiche A. J. Rambach's Anthologie christlicher Gesänge u. s. w. B. 1. Altona und Leipz. 1817 gr. 8. S. 268 u. f. w. Es leidet wol keinen Zweifel, daß auch Lucas Wadding in den Annal. Minorum, seu trium Ordinum a S. Francisco institutorum (Erste Ausg. in 8 Thln. Lyon 1625 bis 1654, der letzte Theil erschien zu Rom; zweite Ausg. in 19 Theilen. Rom 1731 bis 1741 in Fol.) und in den Scriptorib. ordinis Minorum, quibus accessit Syllabus illorum, qui ex eodem ordine pro fide Christi fortiter occubuerunt. Rom. 1650. Fol.), welche beide Werke mir nicht zu Gebote stehen, des Jacobus de Benedictis gedenkt. Sicher hat Wharton die Waddingschen Nachrichten benutzt. Ein Gedicht auf das Leben des Jacobus de Benedictis findet sich bei Jakob Balde (Sylvar. Lib. VII. Od. 2. Delectari se lectione vitae B. Jacoponi. Ed. Monach. 1643. 12. p. 176. sqq.).

*) Siehe über dieselbe Hesperus 1812, 11.

†) Einzelne sind in besondern Art. zu suchen. (*H.*)

BENEDICTUS, Sanct. Sowol dem Ordensstifter aus Nursia (s. Benedict), als auch dem Einsidler, von dem Berge Zobor gleiches Namens, sind in Ungern mehre Abteien, Propsteien und Kirchen gewidmet. Letzterer lebte um das J. 1008 in der Felsenhöhle Skalka, welche nördlich von Trentschin am rechten Ufer der Waag liegt*). Er war ein Schüler Zoerard's, der aus Polen kommend, zuerst gemeinschaftlich mit ihm in jener Höhle lebte, hernach sich aber von ihm trennte, und auf dem Berge Zobor bei Neitra, ein gottgeheiligtes Leben führte. Nach dem Tode seines Meisters, im J. 1010 führte er dieselbe Lebensweise in derselben Wildniß durch drei Jahre fort, bis er von Räubern überfallen, todt geschlagen, und in die Waag geworfen wurde; wofür ihn die ungrische Kirche, als heiligen Märtyrer verehrt bis auf den heutigen Tag. — Die Titularabteien, welche noch gegenwärtig den Namen jener beiden Heiligen führen, sind folgende: de Borchi, de Quinqueecclesiis, prope Strigonium, de Tercske; die Titularpropsteien aber: de Kaposfeö et Ruthenis und de Simegh. (*Gamauf.*)

Beneficien, Beneficiaten, s. Lehne u. Pfründen.

BENEFICIUM LEGIS. Diejenigen Gesetze, welche allgemeine Normen aufstellen, können bald eine allgemeine Regel festsetzen, bald Ausnahmen und Modifikationen für ganze Klassen von Personen, Sachen oder Rechtsverhältnissen verfügen. Die Gesetze, die das letzte thun, heißen privilegia, das Recht, welches durch sie begründet wird, führt den Namen jus singulare, die durch begünstigende Verfügungen dieses jus singulare entstehenden Befugnisse werden mit dem Namen beneficia legis bezeichnet. Dieser beneficia legis finden wir so viele und mannigfach verschiedene, daß eine Aufzählung derselben weder möglich noch zweckmäßig seyn dürfte †). (*v. Löhr.*)

BENEKENDORF (Karl Friedrich von), aus einer altadligen Familie entsprossen, die in der Mark Brandenburg, in der Gegend von Arnswalde ansässig war, und sich auch in Sachsen ausgebreitet hat. Er wurde ums J. 1720 auf seinem Familiengute Blumenfeld, in der Neumark geboren, widmete sich dem Statsdienste, und erhielt die Stelle eines Oberamts-Präsidenten bei der Regirung in Breslau. Da er aber mit den Reformen, die bei den Tribunalen vorgenommen wurden, nicht zufrieden war, so wurde er 1751 entlassen*), lebte seitdem auf seinem Gute Blumenfeld, und starb daselbst 1788. Durch sein widriges Schicksal aus einem Geschäftsmann im Justizfache in einen Ökonomen verwan-

†) Siehe über diesen Entlassung findet man nähere Aufschlüsse in einer Schrift, die den Titel führt: Abdruck der Commissarischen Relation und Urtheils in causa des gewesenen Oberamts-Präsidenten von Benekendorf und des suspendirten Oberamts-Directoris, Baron von Arnold. Berlin 1752. Fol.

delt, widmete er sich diesem Berufe mit einer Anstrengung, Thätigkeit und Einsicht, die ihn in hohem Grade achtungswerth machten. Unter den schreibenden Ökonomen galt er lange für einen klassischen Schriftsteller, indem seine eignen landwirthschaftlichen Erfahrungen, verbunden mit den dahin gehörigen rechtlichen Kentnissen, ihn über die Meisten erhoben, die in diesem Fache arbeiteten. Anerkant verdienstlich war sein Streben nach Aufstellung sicherer Grundsätze in der Landwirthschaft, seine bedachtsame Benutzung fremder Erfahrungen, und seine Vergleichung der Theorie mit der Praxis. Da aber Präcision im Vortrage und Ausbildung des Styls am wenigsten unter seine schriftstellerischen Tugenden gehörte, da er vielmehr verwirrt und wortreich schrieb, sich oft selbst wiederholte, und in spätern Schriften mit wenigen Veränderungen dasselbe vortrug, so verlor er dadurch an Achtung, und die Brauchbarkeit seiner Schriften wurde sehr vermindert. Die wichtigsten unter denselben sind die Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft. 7 Bde. jeder von 12 Stücken. Berlin 1771 bis 1785. 8. neue Aufl. des 1. Bds. 1789 (sowol dem Kameralisten als Ökonomen brauchbar, weil sie bei ökonomischen Geschäften ganz ins Detail gehen, und auf Vortheile aufmerksam machen, die klein scheinen, im Ganzen aber immer erheblich sind); die Oeconomia forensis, oder kurzer Inbegrif derjenigen landwirthschaftlichen Wahrheiten, welche allen Gerichtspersonen zu wissen nöthig sind. 8 Bde. Berl. 1775 — 1784. 4. Neue Aufl. des ersten Bds. 1781. Auszug aus der Oec. for. Eb. 3 Bde. 1788. 4. mit einem neuen Titel 1794 und die Oeconomia controversa, oder Entscheidung der verschiednen in der Landwirthschaft vorkommenden ökon. Streitfragen. Eb. 2 Bde. 1787. 4. Unter seinen übrigen Schriften sind zu bemerken: Einleitung zu einer vernünftigen Sparsamkeit in allen Theilen der Landwirthschaft. Breslau 1773. 4. Allgemeiner vollständiger Ackerkatechismus. Bresl. 2 Bde. 1776 — 1785. 8. Erfahrungsmäßige Abhandlung von den verschiedenen Seuchen und Krankheiten des Rindviehs. Berl. 1779; 1790. 8. Das Grab der Chicane, worin, daß häufige Prozesse das größte Übel eines Staats sind, gezeigt ꝛc. Stettin. 3 Bde. 1781—1785. 8. neue Ausg. in 4 Bden. 1792. 8. Abhandlung von richtiger Bedüngung der Felder, nebst Verzeichniß aller Düngungsarten. Küstrin 1784. 8. Kleine ökonomische Schriften. Eb. 2 Thle. 1784 — 1786. 8. Kleine ökonomische Reisen. Füllichau, 2 Thle. 1785. 8. Gesetzbuch der Natur für den wirthschaftenden Landmann. Halle, 3 Bde. 1786. 8. Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelms I. nebst verschiedenen Anekdoten von wichtigen unter seiner Regirung vorgefallenen Begebenheiten und merkwürdigen Personen. Berl. 10 Samml. 1787 — 1791. 8. (verdienen mehr Glauben, als manche ähnliche Samlungen)**). (*Baur.*)

BENEMHAMMED, ist der Name eines Ortes in Mittelägypten, der aus drei Dörfern besteht, die nur eine Viertelmeile von einander entfernt sind, an der Westseite des Nils ½ M. von Menie (Norden). Nördlicher ist ein andres Benemhammed, an der Ostseite des Nils, bestehend aus 2 Dörfern, die ½ M. von einander liegen. Ihm gegenüber (doch etwas drüber hinaus) an der Westseite des Flusses liegt das Dorf Kufr Benemhammed (Norden). Nach Wansleben werden in dem Dorfe Bene Mohammed il Kifur gegenüber Ruinen von einem alten Kloster, etwas weiter hin viele Grotten in dem sehr nahen Gebirge und noch etwas weiter hin, Benemzar zu, Ruinen von einem alten Schlosse gesehen. Das große, an der Westseite des Nils liegende Dorf liegt etwas nördlicher, als B. M. i. K. und war damals schon fast zur Hälfte vom Nil weggespühlt worden. Es ist wahrscheinlich Norden's Benemasaeg, Norden's Kufr Benemhammed komt wol bei Bruce unter dem Namen Kafoor vor. Er sagt: um Kafoor ist auf beiden Ufern nichts als Sand und kahler Boden. (*Hartmann.*)

BENESCHAU (Benessow). Ausser 4 Dörfern dieses Namens in Böhmen führen denselben noch 1) eine freie Schutzstadt unter dem Grafen Wrtby, 5 M. von Prag, mit 245 Häus. 1708 Einw., in Böhmen, Berauner Kr., an der Linzer Poststraße zur Herrschaft Konopischt gehörig, 1 St. von Bistritz in ebner Lage, mit einer Pfarre und einem Piaristen-Collegium seit 1703, einem Gymnasium seit 1819, und einem bürgerlichen Spital. Landwirthschaft ist das Hauptgewerbe. 2) Beneschau (Beneschow), Mktfl. in Böhmen, Budweiser Kreises, mit 150 Häus. und 1 Pfarre, zur gräflich Buquoischen Majoratsherrschaft Gratzen gehörig, 2 St. von Kaplitz. (*André.*)

BENESCHAU, adeliger Mktfl. im Ratiborschen Kr. des Reg.-Bez. von Oppeln, mit ungefähr 400 Einw. und einer kathol. Mutterkirche, wohin das gleichnamige Dorf mit fast 600 Einw. eingepfarrt ist. (*H.*)

BENESECH, Stadt in der ägypt. Prov. Bahari. Sie ist auf den Trümmern des alten Oryrinchus gebauet, und liegt etwa nur 1 Meile von der libyschen Gebirgskette entfernt: die sonst fruchtbare Gegend ist bereits in eine Wüste verwandelt; — der Sand dehnt sich immer mehr aus, und droht die Stadt zu verschlingen, wovon schon einige Wohnungen weggerafft sind. (Denon). (*Hassel.*)

Benesuef, Benesuief, s. Benisuef.

BENETNASCH, der arab. Name der sieben Hauptsterne des großen Bären, der aber jetzt nur auf den letzten Stern 2. Größe am Schwanze des Bären angewandt wird. Er glänzt im hellen, weiß gelblichen Lichte, und steht bei Bode Nr. 440.; bei Flamsteed Nr. 85., der ihn auch mit η bezeichnet. Er hat ger. Aufst. 205° 6′; nördl. Abw. 50° 14′, und ist am Himmel sehr leicht zu finden, da er die Spitze der Stange des bekanten großen Wagens macht. (*Fritsch.*)

BENEVENTO, eine zum Kirchenstate gehörige Delegation, in dem Umfange der neapolitanischen Provinz Principato ulteriore gelegen, mit einer Stadt gleiches Namens und acht Dörfern. Der ganze Landstrich besteht aus einer fruchtbaren, rings von Hügeln umgebenen Fläche, und wird daher auch Valle Beneventana genant; er mißt 4 Q.-M., und zählt gegen 20,200 Einwohner. Der Sabato und der Calore durchströmen die

**) Weidlich's biogr. Nachr. 3. Th. 15. Fortges. Nachträge 35. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd.

Ebene, welche Getreide, Wein, Öl und Obst in reichlichem Maße trägt. Ackerbau bildet daher den Hauptzweig des Erwerbes der Einwohner; diese sind jedoch meistentheils arm, da fast alle Landbesitzungen Kirchengüter sind.

Benevento, die Hauptstadt der Delegation, liegt an dem Zusammenflusse des Sabato und des Calore, ist der Sitz des Delegaten und eines Erzbischofs, hat sehr viele Kirchen und Klöster, und zählt 13,830 Einw., darunter eine bedeutende Menge Adliger. Sie ist ummauert, hat enge, unreinliche Straßen und unansehnliche Häuser. Die Einwohner treiben wenig Gewerbe, die meisten sind Gold- und Silberarbeiter, Gerber und Leinweber, aber bei weitem größer ist die Zahl der Handeltreibenden. Der Reisende besucht Benevent wegen einiger Überreste der alten Stadt, namentlich eines Triumphbogens des Kaisers Trajan, der jetzt zu einem Stadtthore dient und Porta aurea heißt, und eines Amphitheaters*).

Benevento war im Mittelalter die Hauptstadt eines Herzogthums, das 571 von den Longobarden gestiftet wurde, und sich 840 in zwey Herrschaften zertheilte. So bestand es bis 1053, in welchem Jahre es Papst Leo IX. von dem Kaiser Heinrich III. erhielt, gegen Erlaß einer jährlichen Abgabe von hundert Mark Silber, welche der Kaiser den Päpsten bis dahin für ein Privilegium zu Gunsten des Bisthums Bamberg zu zahlen hatte. Einigemal wurde diese Delegation den Päpsten von den Neapolitanern entrissen, aber bei Friedensschlüssen immer wieder zurückgegeben. 1798 eroberten die Franzosen Benevent und verkauften es an Neapel, aber bald darauf ernante Napoleon den Minister Talleyrand zum Fürsten des verkauften Landes. Der Wiener Kongreß brachte es unter die päpstliche Herrschaft zurück; jedoch genießt der König von Neapel einige oberherrschaftliche Rechte und Einkünfte.

Das Bisthum Benevent soll 40 Jahre nach Christi Geburt gestiftet worden seyn. Zu seinen Bischöfen gehört der heilige Januarius, Schutzpatron von Neapel. In der blühendsten Zeit der Kirche umfaßte das Erzbisthum Benevent 32 stimmengebende Bisthümer, die jetzt bis auf die Hälfte beschränkt sind. Die Päpste hielten hier mehre Concilien, und Benedict XIII. hatte eine besondere Vorliebe für diese Stadt. Sie gab dem römischen Stuhle drei Päpste, St. Felix, Victor III. und Gregor VIII. (*W. Müller.*)

BENEVOLI (Ant.), berühmter Wundarzt im Anfange des 18. Jahrh. 1685 zu Norcia im Kirchenstat geboren, lebte er in Florenz, wo er 1756 starb. Zuerst machte er sich durch seine Lettera sopra la cataratte. Florenz 1722. 8. bekant. Die Meinung, daß der Sitz der Kataraktе in der Krystall-Linse selbst sey, zuerst von Remi Lasnier aufgestellt und von Karl St. Yves bestätigt, fand an ihm einen vorzüglichen Vertheidiger. Auch seine Dissertazioni sopra l'origine dell'ernia intestinale. Florenz 1747. 4. sind bekant. Die Erschlaffung des Bauchringes wird als die häufigste Ursache der Brüche angegeben. (*Sprengel.*)

BENEZECH (Pierre), franz. Minister, aus Montpellier, geb. 1745, erhielt eine sorgfältige Erziehung, und war zu Paris Direktor eines Korrespondenz-Bureaus und Eigenthümer der kleinen Anschläge (petites affiches). Als die Revolution ausbrach, hielt er es mit der gemäßigten Partei, wurde 1791 Administrator des Departements der Seine und Oise, dann Kriegskommissar und im Nov. 1795 Minister des Innern. Seine glücklichen Bemühungen, der Theurung zu steuern, erwarben ihm Zutrauen; allein, gekränkt durch die ungerechten Beschuldigungen der Journalisten von der Demokratenpartei, verlangte er bald seine Entlassung, die ihm aber das Direktorium verweigerte. Zur Wiederherstellung des Handels und der Marine in Belgien begab er sich 1797 nach Brüssel, aber wenige Tage vor dem 18. Fructidor (2. Septbr. 1797) gab das Directorium seine Stelle im Ministerium dem Françeis de Neufchateau. Nach der Revolution des 18. Brumaire wurde er Staatsrath, und erhielt die Aufsicht über den Pallast der Tuilerien. Bonaparte sandte ihn mit dem General Leclerc als Kolonialpräfekten nach St. Domingo, wo er 1802 starb. Er war ein redlicher Patriot, unbestechlich und aufrichtig. Mehrmals sandte er während seines Ministeriums die Summen, womit Finanzspekulanten ihn bestechen wollten, in den öffentlichen Schatz*). (*Baur.*)

Benezet d. Heilige, s. Brückenbrüder.

Benezet, Ant., s. Neger.

BENFELDEN, Stadt im Distr. Schlettstadt des franz. Dep. Niederrhein. Sie liegt (Br. 48° 14′ L. 25° 15′) an der Ill, ist, nachdem die Festungswerke seit 1650 geschleift sind, ganz offen, schlecht gebaut, und zählt in 280 Häus. 1220 Einw., worunter 1802 14 Tabacksspinner und 8 Hausbereiter waren. In ihrer fruchtbaren Gegend wird eine große Menge von Tabeck gebaut, und ½ M. von der Stadt sprudelt ein Heilbad hervor, das man unter dem Namen der Hitzbäder kent. Sie gehörte sonst zu den bischöfl. Straßburgschen Besitzungen. (*Hassel.*)

BENGALEN, 1) eine Provinz in Hindustan, welche den östl. Theil dieses großen Landes ausmacht. Ihren Namen leitet das Aj. Akbery II. S. 7. von dem Bang, einem angeblichen Sohne Hinds, andre von dem malaiischen Worte Pengalan (emporium) und wieder andre von einer nicht mehr existirenden Stadt Bengala ab. Sie breitet sich zwischen 103° 56′ bis 110° 12′ östl. L. und zwischen 20° 9′ bis 26° 38′ nördl. Br. aus, gränzt im NW. mit Nepaul, im N. mit Sikkim und Bootan, im NO. mit Assem, im O. mit Birma, im S. mit dem bengalischen Golfe, im SW. mit Orissa und Gundwana, im W. mit Bahar, und hat im N. u. O. hohe Gebirge, im S. ein seichtes Meer zu natürlichen Gränzen. Der Flächeninhalt beträgt 4523 geogr. oder 97,244 engl. Q.-M. Ein Stufenland, das sich von

*) Beneventum, früher Maleventum, in der Provinz Samnium (*T. Livius* X., 15.), war eine der ältesten Städte Italiens, der man deshalb auch den Diomedes zum Erbauer gab. Im J. 485 nach Erb. der Stadt Rom ward die erste römische Kolonie dahin abgeführt. Übrigens vergleiche man noch *T. Livius* IX, 27. XXIV. 16. XXVII, 10. XXII, 13. und *Plinius* III. 11., der sie zu den Hirpinern rechnet. (*Sickler.*)

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univers. T. IV. Reichard's moderne Biographien. 1. Th. 124.

den Vorbergen des majestätischen Himalih allmälig bis zum indischen Ozean, der an seinen Küsten von ihm den Namen des bengalischen Golfs empfängt, absenkt, und in die Sunderbunds, oder die Marschen zwischen Hoogly und Megna ausläuft. Der Himalih, dessen Gipfel ewigen Schnee tragen, greift blos in Sikkim ein, zeigt sich aber immer ohnweit den Gränzen an Bootan laufend, in seiner furchtbaren Gestalt; die Garrows, eine Vorkette des Himalih, steigt hart an der Gränze auf, und die Gebirge von Tiperah und Chittigong ziehen sich im O. bis an den Golf, den sie in Birma erreichen. Das Binnenland von Bengalen ist eben, nur von wenigen Hügelketten besetzt, und die durch die vielfachen Arme des Ganges unendlich zerrissene Küste, die Sunderbunds so niedrig, daß sie fast mit dem Spiegel des Meers gleich steht und daher häufig durch Überschwemmungen leidet. Unter den Hügeln im Binnenlande sind die von Rajemahal die ausgebreitetsten, erheben sich aber nirgends zu einer bedeutenden Höhe. Die vornehmsten Flüsse sind: 1) der Ganges, welcher aus Babar in Bengalen trit, die von N. her strömenden Flüsse Teesta, Cosa und Mahanada neben vielen andern empfängt, und sich dann in eine Menge Arme zertheilt, welche für sich ihren Weg nach dem Busen suchen, wogegen der dadurch sich immer mehr schwächende Hauptarm seine südöstliche Richtung unverrückt behält, und nachdem er zu mehren Malen Seitenarme oder Kanäle zu dem Brahmaputra abgestoßen, endlich ganz sich mit demselben vereinigt, worauf sie dann beide vereint, aber selbst im Wasser noch getrent, ihren Weg als Megna bis zur nahen Mündung fortsetzen. Die verschiednen Arme des Ganges, worunter der westlichere der Hoogly der merkwürdigste ist, weil seine weite Mündung den Hafen von Calcutta macht, bilden ein höchst fruchtbares Delta, das an der Küste die mit dichter Waldung bedeckten Sunderbunds und eine zahllose Menge von Inseln hat; 2) der Brahmaputra, der von NW. in die Provinz drängt, mehre Flüsse darin an sich zieht, und unweit Luckipoor seine ungeheure Wassermasse mit dem Ganges vereinigt, und als Megna in der Golf strömt; 3) der Chittigong und Sunkar, die aus Chittigong, und 4) die Subunreeka, die in Jellasore dem Golf zufallen. So segenvoll Ganges und Brahmaputra dem Lande sind, so sehr leidet dasselbe durch ihre Überschwemmungen während der Regenzeit, die, wie im Nildelta, ziemlich regelmäßig erfolgen: so steigt der Ganges im Julius zu Jellahby bis auf 12 Fuß 6 Zoll, zu Dacca, wo er bereits schon geschwächt ist, nur 5 Fuß 6 Zoll. Seen hat die Provinz nur einige, die von geringem Umfange sind: Heilquellen viele, aber der Hindu zieht das Bad im Ganges allen Heilquellen der Erde vor. Der Boden ist im Binnenlande tiefer Thon, mit einer mächtigen Schicht von Humus bedeckt, im Delta zum Theil Sand, aber ebenfalls üppig fruchtbar. Die Jahreszeiten sind mit den herrschenden Winden in Übereinstimmung; man hat eine kühle, eine heiße und eine regnige Jahreszeit, welche die Einw. unter 6 Abschnitte bringen, wovon jeder 2 Monate faßt. Die periodischen Regen fangen mit dem Juny an und endigen im Septbr., doch steigt der jährliche Niederschlag auf 70, höchstens auf 80 Zoll, wenn es schon Tage gibt, wo 3 bis 5 Zoll Wasser herabstürzen. Die beiden letzten Regenmonate sind sehr schwül. Die Hitze in der heißen Jahreszeit mäßigen erfrischende Winde und kühlende Regen, aber auch heiße Landwinde sind eine häufige Erscheinung. Im Delta ist die Luft den Fremden nicht gesund, jenseit des Ganges gegen die Berge hin kann Bengalen durchaus für gesund gelten. Der Boden wird auf hindusche Art angebauet, würde aber noch unendlich mehr produziren können, wenn der Bengalese weniger faul, und der Rejot oder Bauer ein Eigenthum besäße, da er jetzt blos Pächter der Zemindare ist. Die Felder sind bei der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens so lohnend, daß sie in gewöhnlichen Jahren so vieles Korn produziren, als die starke Volksmenge bedarf; doch geschieht es nicht selten, da der Bengalese nie an Vorrath denkt, daß in Fehljahren in diesem so fruchtbaren Lande eine fühlbare Hungersnoth eintrit, und es gab in der Vorzeit Jahre, wo Hunderttausende von Menschen ihr Opfer wurden. 1793 erntete man 150 Mill. Maunds Reis, Weizen und Gerste, 112½ Mill. Rup. werth, 60 Mill. Maunds Hirse, 30 Mill. werth, 90 Mill. Maunds Hülsenfrüchte, 56½ Mill. werth, 43 Mill. Maunds Saatkorn, 28,380,000 Rup. werth, für 12 Mill. Ölsamen, für 70 Mill. Taback, Zucker und Baumwolle, und für 20 Mill. verschiedne andre Vegetabilien, es lieferte mithin blos das Pflanzenreich in Bengalen für 329,130,000 Rupien. Nach dem Reiße und den andern Kornarten, wovon einige Bengalen eigenthümlich angehören, machen Baumwolle und Zucker Stapelwaren, aber schätzbare Produkte des Ackerbaues, deren Gedeihen hier wie in ganz Indien von der Bewässerung abhängt, sind auch Betel, Opium, Indigo, Ingwer, Pfeffer; wild wächst die Kardamome, mehre Farbekräuter, und an Obst hat es die seltensten indischen Früchte, besonders Mangos, Palmen- und Arekanüsse, Ananas, selbst Weine und einige europäische Obstarten, die jedoch den Geschmack wie unter dem gemäßigten Himmelsstriche nicht haben. Holz hat es in den Sunderbunds, und an den Vorbergen des Himalih, häufig auch Bambus, Guminik- und Maulbeerbäume. Die Viehzucht ist stark: nach Hamilton soll Bengalen mit den Büffeln 50 Mill. Hausvieh unterhalten, aber das einheimische Pferd, der Tattoo fällt schlecht, und das Schaf trägt Haar, statt Wolle, Wilde Elephanten werden in den Wäldern von Tiperah häufig zur Zähmung eingefangen, sie erreichen hier eine Höhe von 9 Fuß und darüber. Unter den übrigen wilden Thieren sind zu bemerken der Königstiger, das wilde Schwein, das Nashorn, und in den Strömen die verschiednen Arten von Alligatoren. Hühner und Tauben werden häufig gehalten, wildes Federvieh ist in Menge, noch mehr Fische, wovon der Gemeine sich vorzüglich nährt; den Aussatz, der in Bengalen gemein ist, schreibt man dem häufigen Genusse von Fischspeisen zu. Die Austern von Chittigong sind nicht so schmackhaft, wie die Europäischen, der Honig und Wachs von den wilden Bienen vorzüglich. Die Seidenzucht wird fleißig getrieben, man hat aber auch eine Raupe im nordöstl. Bengalen, die wild Seide spinnt. Von Metallen werden blos Eisenminen gebaut, von andern Mineralien Salpeter bereitet und Salz in großen Quantitäten in den Sunderbunds und den Inseln abgeschlämmt. Der Bengalese ist ein industriöser Schlag von

Leuten, und Fabriken und Manufakturen über das ganze Land verbreitet; seine baumwollene Zeuge und Musseline sind schöner, als sie in Europa trotz aller Maschinerie geliefert werden können, eben so seine seidnen Shawls, seine Brokate, sein Taffet, die auch nach Europa gehen. Die Gerberei liefert mehre Arten von Leder; man macht schöne Gaze, Teppiche, Segeltuch aus Hanf und Baumwolle, thönerne Geschirre, Sattel, Taback, Zucker, Opium, Gold- und Silberwaren, Kupfergeschirr u. s. w. Bengalen hält fast den Handel von ganz Hindustan in Händen: seine Stapelwaren sind Baumwolle, wovon es 1808 nicht weniger als 1,010,532 Cntr., Indigo 1814 82,000 Cntr. ausführte, Seide, Zucker, Taback, Salz, Gummi Arabicum, Öle, Häute, Hanf, Opium, Korn und einige andre Artikel, die zum Theil nach Europa, zum Theil nach Arabistan und Iran, zum Theil nach Schina und Sumatra gehen, aber auch der Binnenhandel und der Handel mit den übrigen Provinzen Hindustans ist von dem größten Umfange, und wird durch die vielen schiffbaren Flüsse befördert; der Handel mit Thibet und dem Norden ist bloßer Karawanenhandel, und über die Pässe des Himalih müssen die Waren zum Theil auf den Schultern getragen werden, zum Theil nimt sie das Pferd und das Schaf auf. Bei der Binnenschiffahrt sollen allein 30,000 Bootsleute beschäftigt seyn. Der Außenhandel aber war dennoch bei weitem wichtiger: 1800 brachten ohne die Schiffe der Gesellschaft 372 Privatschiffe von 99,112 Tonnen für 18,360,398 Siccarupien Waren ein, und 343 Schiffe von 90,565 Tonnen führten für 28,083,816 Rup. aus; 1810 klarirten 536 Schiffe mit 125,911 Tonnen ein, und 547 mit 127,099 Tonnen aus, jene brachten an Waren für 28,968,092, und holten ab für 34,207,038 Rup., und 1815 führten 488 Schiffe mit 131,411 Tonnen für 32,695,541 Rup. Waren ein, und 489 Schiffe mit 134,549 Tonnen für 49,088,116 Rup. Waren aus. Der Handel hebt sich von Tage zu Tage; Opium macht in dem Handel mit Schina die Stapelware aus. Einen großen eigentlichen Hafen, noch weniger einen Kriegshafen besitzt ganz Bengalen nicht, aber die Mündung des Hoogly dient Calcutta und Moorshedabad, welches mit Dacca die größten Handelsplätze sind, als guter und sicherer Hafen. Zu Calcutta bestehen 2 große Banken und 14 Assekuranzgesellschaften. Die Zahl der Einw. wird von Hamilton auf 25,306,000 Köpfe angegeben, es kommen mithin deren 5599 auf den Raum einer Q.-M. Die Wohnplätze bestehen in Städten, wovon 3 über 150,000 und 9 über 18,000 Einw. zählen, und in Dörfern, deren es eine zahllose Menge gibt. Der Abstammung nach sind die Einw. theils Hindus, worunter es mehre Bergvölker mit eignen Sitten und Gebräuchen gibt, theils Mongolen oder Moslemimen, theils Armenier in geringer Zahl aber sehr wohlhabend, theils Europäer von verschiednen Nationen, besonders Briten. Auch gibt es einige kleine Völker von verschiedner Abstammung, wie die Kooties, die Garrows, die Mughs, die Cossech u. a. Die Hindus verehren die Dogmen des Brahma, die Mongolen den Koran; die übrigen Völker haben ihren besondern Kultus, und es findet eine allgemeine Denkfreiheit Statt. Die Erziehung ist sehr vernachlässigt, und die hindusche Gelehrsamkeit befindet sich im tiefen Verfalle; zu Nuddeah besteht ein großes indisches Seminar, aber die Briten haben in diesem Lande vieles zur Aufnahme und Beförderung der Gelehrsamkeit gethan, wovon ihre Institutionen zu Calcutta, wie die asiatische Gesellschaft und das Kollegium im Fort William den Beleg liefern. In das häusliche und sittliche Leben der Hindus, noch mehr in ihr politisches Leben greifen die Kasten mächtig ein, aber auch der vornehme Hindu hält wie der Mongole und Brite seine Haussklaven, deren Lage indeß durch die britischen Gesetze sehr gemildert ist. Bengalen ist ein Eigenthum der britisch-ostindischen Gesellschaft, die unter dem Schutze und der Leitung der Krone alle Majestätsrechte ausübt; es macht die erste ihrer Präsidentschaften aus, und der Generalgouverneur hat nebst dem obersten Rathe zu Calcutta seinen Sitz; seine Statssekretäre bilden das Ministerium. Der höchste Appellationshof für die Hindus ist das Sudder Dewannee und Nizamut Adawlut, unter welchen die Provinzialappellationshöfe zu Calcutta, Dacca und Moorshedabad, unter diesen die City Court oder Stadtgerichte, und die Zillah Courts oder Distrittsgerichte stehen. Die Briten gehören sämtlich vor den Supreme court of judicature. Es gibt 1 Handelsrath, 1 Finanzrath, 1 Viceadmiralitätsgericht, Ober- und Untereinnehmer und Agentien. Überhaupt herrscht in Bengalen die nämliche Verfassung, wie in allen britisch-indischen Provinzen. 1814 belief sich die Summa oder die Landtaxe von Bengalen allein auf 19,338,574, die Abkarry oder Accise auf 467,195 Sicca Rupien, wozu noch der Ertrag von Zöllen und sonst kam, so daß man das Total der Einkünfte auf 28,712,025 Sicca Rupien (zu 1s. 9d. gar. Conv.) anschlagen konnte. Bengalen wird in 18 Distritte eingetheilt: Backergunge, Birboom, Burdwan, Chittigong, Dacca, Jelalpoor, Dinagepoor, Hougly, Jessore, Momunsingh, Moorshedabad, Nuddeah, Purneah, Rajshahy, Rungpoor, Silhet, Tipperah, die 24 Pergunahs, und Midnapoor. Es gehört jetzt ganz den Briten, und die Paar kleine Rajas, die in demselben noch bestehen, sind blos als größere Grundeigenthümer anzusehen, selbst der Raja von Cooch Babar ist nichts weiter, und die Franzosen, die eine Niederlassung zu Chandernagore, wie die Niederländer zu Chinsura haben, besitzen diese Örter unter der völligen Oberhoheit der Briten. Es bildete in den ältern Zeiten ein Königreich, das 1203 von den Moslemimen über den Haufen geworfen wurde, die es durch Gouverneure regiren liessen. Indeß errichtete Falber und Deen 1340 von neuem einen unabhängigen Stat in Bengalen, dessen Dynastie sich bis 1538 auf dem Thron von Bengalen erhielt. In diesem Jahre eroberte es Kaiser Alber und verleibte es seinem großen Reiche ein, 1634 ertheilte der mongolische Subah den Briten zuerst die Erlaubniß, mit ihren Schiffen in Bengalen handeln zu dürfen, die dann bald Comtoire errichteten, wovon das wichtigste zu Chattanuttee eröffnet wurde; 1690 erhielten sie, so wie die Franzosen zu Chandernagore das Recht, ihr Comtoir oder Faktorei in Vertheidigungsstand setzen zu lassen, worauf sie dasselbe zuerst befestigten; 1700 wurde ihnen gestattet, die 3 Ortschaften Chintanuttee, Govindpoor und Calcutta anzukaufen, und nun erbauten sie das alte Fort, das

mit 129 Soldaten, worunter 66 Europäer waren, besetzt wurde; 1746 machten sich die Nabobs von Bengalen, die jetzt zu Moorshedabad residirten, gewissermaßen unabhängig; 1756 eroberte Serajehud Dowlah die Stadt Calcutta, die damals schon ziemlich angewachsen war, und ließ die schreckliche Scene in der schwarzen Höhle vor sich gehen, aber schon 1757 nahmen die Briten Calcutta wieder, schlugen den Nabob bei Plassey, und fingen nun an sich in die innere Verwaltung des Landes zu mischen, das sie bald von dem Großmogul für sich zu gewinnen wußten. 1765 überließ dieser den Briten Bengalen gegen eine Subsidie von 26 Lack Rupien, und seit dieser Zeit ging das Eigenthum des großen Landes völlig in die Hände der Briten über; die kleinen Rajas wurden unterworfen, und bald cessirte auch die Subsidie an den Großmogul (nach Stewart, Grant und vorzüglich nach Hamilton). — 2) Eine Präsidentschaft des britischen Vorderindiens, die sich über das ganze östliche Hindustan, über die Provinzen Bengalen, Bahar, Allahabad, Oude, Agra, Gurwal und Delhi, so wie über die Provinz Orissa in Decan, über die Prinz Wales Inseln, über die Nikobaren und Andamanen, über das Etablissement auf Sumatra und über die Insel Helena erstreckt, und zugleich über die britischen Vasallen in diesen Provinzen und in Malwah die Aufsicht führt. Sie ist die erste der 3 Präsidentschaften der ostindischen Gesellschaft in Vorderindien, und an ihrer Spitze steht unter dem britischen Parlamente, unter dem Board of council und dem court of directors zu London der Generalgouverneur als Oberhaupt der Civil- und Militärmacht, mit einer fast unumschränkten Gewalt bekleidet; ihm zur Seite der oberste Rath, worin er präsidirt. Das Land, das er regirt, beträgt außer den neuern Erwerbungen auf Decan, die ihm bis jetzt nur provisorisch untergeordnet sind, blos auf dem festen Lande von Hindustan auf etwa 15,256 geogr. oder 328,000 engl. Q.-M., von 57,500,000 Menschen bewohnt, wozu noch die tributären Fürsten mit 11,185 Q.-M. mit etwa 16 Mill. Unterthanen kommen; die Einkünfte beliefen sich 1816 auf 117,895,107, die Ausgaben auf 80,259,798, die Schulden auf 29,980,190 Rup.; die Armee von Bengalen bestand aus 8 Reg. Seapoys Kavallerie, 1 Reg. Artillerie, 1 Geniekorps, 1 Invalidenkorps, 1 Reg. europ. Infanterie und 25 Reg. Seapoys, zusammen über 120,000 Mann außer den königl. Truppen, die die Gesellschaft hier unterhielt. — 3) Ein Golf oder großer Meerbusen, welcher einen Theil des indischen Oceans ausmacht, und sich zwischen den beiden indischen Halbinseln im SW. bis zur Insel Ceilan, im O. bis an das Ende der Halbinsel Malakka erstreckt. — 4) Eine Straße oder Kanal im indischen Ocean zwischen Pulo Brasse und Pulo Way, etwa 2½ Meilen breit. (*Hassel.*)

Bengali, Bengalus, s. Fringilla.

Bengalisches Feuer, s. Kunstfeuer.

BENGASI, Bengazi, Stadt in dem afrik. State Tripolis auf einer Ebne am Meere in einem nordwärts offnen Busen, wo Schiffe sicher anlegen können. Sie ist auf den Trümmern des alten Berenice erbaut, ist noch voll schöner Quadersteine und Überbleibsel alter Gebäude, hat ein Schloß, wo ein Bey residirt, ist mit Mauern umgeben und mit Kanonen besetzt, und zählt 5000 Einw., wovon wenigstens die Hälfte Juden sind, die den Arabern aus den cyrenischen Bergen ihr Vieh, ihre Wolle, Butter, Straußfedern und Honig abnehmen und ihnen dafür Bernusse aus Tripolis (ein grobes Zeug), Geschirr, Matten, Pulver und Gewehre verkaufen. Vorzüglich besteht hier ein starker Ochsenhandel mit Malta. ¼ Meile entfernt sieht man die Trümmer von Tochira (nach della Cella). (*Hassel.*)

Bengayen, s. Celebes.

BENGEL, (Johann Albrecht), ein um die Kritik des Neuen Testamentes sehr verdienter protestantischer Theolog, geb. am 24. Juny 1687 zu Winnenden, im Herzogthum Wirtemberg, wo sein Vater Diaconus war. Nachdem er den ersten Unterricht in einigen Landschulen erhalten hatte, trat er 1699 in das Gymnasium in Stuttgart ein, wo er das Studium der Philologie und Mathematik mit besonderm Fleiße trieb, und durch die Lectüre der Schriften von Arnd, Gerhard, Franke, Schad ꝛc. den Grund zu der religiösen Stimmung legte, die ihm in seinem ganzen Leben eigenthümlich blieb. Im J. 1703 wurde er in das theologische Stipendium in Tübingen aufgenommen, schon im folgenden Jahre erlangte er die Magisterwürde, 1708 trat er in der besagten Anstalt die Stelle eines Repetenten, 1713 aber die eines Klosterpräceptors und Predigers in Denkendorf an, nachdem er zuvor eine gelehrte Reise nach Franken, Sachsen und in die Rheinländer gemacht hatte. Seinen Eifer für das gründliche Studium der Philologie bewährte er bald nach dem Antritte seines Lehramts in Denkendorf durch seine Ausgaben von Ciceronis epist. ad diversos (8. Stuttg. 1719.) und von des Chrysostomus Büchern De Sacerdotio (8. Stuttg. 1725.) die eben sowol durch Gelehrsamkeit und Forschungsgeist, als durch zweckmäßige Einrichtung für den Schulgebrauch sich auszeichnen. 1741 wurde Bengel, nachdem er sich in seinem vieljährigen Schulamte große Verdienste um die Bildung der für den geistlichen Beruf bestimmten Jugend erworben hatte, zum herzoglichen Rath und Propst zu Herbrechtingen, 1747 zum Mitgliede des größern, 1748 zum Mitgliede des engern landschaftlichen Ausschusses und 1749 zum Consistorialrathe und Prälaten zu Alpirspach ernant; 1751 aber beehrte ihn die theologische Facultät in Tübingen mit dem Doktordiplome. Er starb am 2. Novbr. 1752 im Besitze einer großen und allgemeinen Achtung, deren er bei dem theologischen Publikum durch seine wissenschaftlichen Verdienste, in seinem nächsten Wirkungskreise aber durch gewissenhafte Thätigkeit und Treue in der Verwaltung seiner Ämter, und durch lebendige religiöse Gesinnung und einen reinen frommen Wandel würdig geworden war.

Bengels Name ist durch seine kritische Arbeiten über das Neue Testament in der Geschichte der theologischen Literatur unvergeßlich geworden. Um diese Arbeiten mit Erfolg zu betreiben, begünstigten ihn, neben einer glücklichen Anlage, seine gründliche, grammatische Sprachkenntniß, seine Übung in der Kritik und Interpretation der Profanschriftenten, und die religiöse Scheu, mit der alles Heilige, und so auch der biblische Text von ihm behandelt ward. Schon im ersten Jahre seines akademischen

Aufenthalts hatte ihn der Gebrauch eines mit einer Vorrede von Franke versehenen Abdrucks des Fellschen N. T. auf die Verschiedenheit der Lesearten aufmerksam gemacht, durch die ihm der wahre Sinn des Textes bedenklich zu werden schien, und diese erste Erregung, fortgesetzt durch seine weitern Studien und durch seine Berufsarbeiten in Denkendorf, führten ihn zu dem Entschlusse, eine kritische Ausgabe des N. T. zu veranstalten. Nachdem er eine Menge Abdrücke des griechischen Textes, mehre Handschriften und Übersetzungen und die Citate der Kirchenväter entweder selbst verglichen oder durch andere Gelehrte, selbst in Frankreich, England und Rußland, hatte vergleichen lassen, erschien jene Ausgabe 1734 zu Stuttgart in 4. (als Handausgabe das letzte Mal. Tübing. 8. 1790.) mit einem angehängten Apparatus criseos sacrae, Millianae praesertim, compendium, limam, supplementum ac fructum exhibens, welcher Apparatus besonders abgedruckt, 1763 zu Tübingen in 4. mit vielen Zusätzen, durch die Besorgung Ph. Dav. Burks, das zweite Mal erschienen ist. In diesem Werke übertraf Bengel alle seine Vorgänger durch Reichthum und planmäßige Behandlung des Inhalts und machte dadurch Epoche in der Geschichte der neu testamentlichen Kritik. Zwar hinderte ihn die von seiner frommen Bedächtlichkeit ihm eingegebene Regel, keine Lesart in den Text aufzunehmen, die nicht in den gedruckten Ausgaben enthalten wäre, von welcher Regel er blos bei der Apokalypse abging, dem Texte unmittelbar diejenige Rectification zu geben, die er ihm wol hätte geben können; aber er bereitete sie dadurch vor, indem er die sonst entdeckten bedeutendern Lesarten an dem Rande oder unter dem Text beifügte, und nach strenger Prüfung ihren Gehalt unterschied. In dem Apparatus criticus entwickelte er die Grundsätze, auf die es bei Ausmittlung der richtigen Lesarten ankomt, gab interessante Erörterungen über die Entstehung der letztern und den Charakter der Handschriften, und machte zuerst auf die Verwandtschaft der letztern aufmerksam, was denn zu der später sehr fruchtbar benutzten Eintheilung der vorhandenen kritischen Zeugen für den neutestamentlichen Text in verschiedene Hauptrecensionen führte. Bei der Gewissenhaftigkeit, mit der Bengel bei diesen Arbeiten zu Werke ging, konte er sich leicht über das bald verhallende Geschrei derjenigen seiner theologischen Zeitgenossen trösten, welche durch die Kritik die Achtung verletzt sahen, die man, wie sie glaubten, den wörtlich inspirirten Offenbarungsurkunden schuldig war; wenn dagegen gelehrtere Widersacher, namentlich Chr. B. Michaelis, S. J. Baumgarten und J. J. Wetstein gegründete Einwendungen gegen manche Einzelheiten seines Werkes machten, und gegen das Ganze bemerkten, daß zur Herstellung eines genau berichtigten Textes bei einer weniger ängstlichen Behutsamkeit noch weit mehr hätte geleistet werden können, daß Bengel, mit Unrecht, nur einen Theil der Millischen Varianten und nicht die ganze Samlung in seine Ausgabe aufgenommen, daß er auf die Vulgata und die alexandrinische Handschrift ein zu großes Gewicht gelegt, daß er oft Lesarten von geringerer Erheblichkeit angeführt und wichtigere ausgelassen, und daß er durch die Regel, den Text nur aus gedruckten Ausgaben zu bilden, sich die Erreichung seines eigentlichen Zwecks unmöglich gemacht habe, so muß man einraumen, daß ihn hiedurch ein Tadel getroffen, gegen den er nicht zu rechtfertigen seyn dürfte.

Nicht dieselben Verdienste, die er sich um den neutestamentlichen Text erworben hat, erwarb er sich um die Erklärung seines Sinnes, so daß, wenn er blos uns seine exegetischen Schriften hinterlassen hätte, sein Name wol zu keiner bleibenden Celebrität gekommen wäre. Es war hauptsachlich die von ihm in der hallisch-spenerischen Schule aufgefaßte und von seinem religiösen Gemüthe treu bewahrte dogmatische Theorie, die ihn zu keiner unbefangenen und klaren Ansicht des Schriftsinns gelangen ließ, und ihn in Erklärung des letztern immer mehr auf den praktischen und erbaulichen, als auf den wissenschaftlichen Zweck leitete. Dies ist am meisten aus seinen Scholien über das Neue Testament ersichtlich, die 1742 unter dem Titel: Gnomon Novi Testamenti zu Tübingen in 4. erschienen und 1759 wieder aufgelegt wurden. Wenn aber gleich bei der besagten dogmatischen Befangenheit, in seinen Erklärungen, die meistens nur in kurzen Andeutungen bestehen, besonders auch das Streben, Emphasen, tiefliegende Ideen und Typen in den gewöhnlichsten Ausdrücken zu suchen, störend ist, so wird man dagegen wieder durch manche originelle und treffende Erklarung und im Ganzen durch gründliche Erläuterung des philologischen Wortverstandes entschädigt. Der besagte exegetische Charakter tritt auch in der teutschen Übersetzung des Neuen Testaments hervor, die erst nach seinem Tode erschien (gr. 8. Sttg. 1753) und durch das ängstliche Streben treu zu seyn und selbst die Stellung der Worte beizubehalten, oft geschmacklos und unverständlich, durchaus aber steif und unteutsch ist, wie denn überhaupt in seinen teutschen Schriften die vaterländische Sprache in einer Dürftigkeit und Unbehilflichkeit erscheint, die zu den Mustern, die zu jener Zeit Mosheim und Jerusalem schon gegeben hatten, auffallende Gegensätze bilden. Unter seinen exegetischen Arbeiten machten aber seine Deutungen der Offenbarung Johannis (Erklärte Offenbarung Johannis oder vielmehr Jesu Christi, 8. Stuttg. 1740. 2. Ausg. 1748. Sechzig erbauliche Reden über die Offenbarung Johannis oder v. J. Chr. 8. Stuttg. 1748. 2. Ausg. 1758.) mit denen seine chronologischen Werke (Ordo temporum a principio per periodos oeconomiae divinae historicus atque propheticus ad finem deductus, 8. Stuttg. 1741. ed. 2. 1753. Cyclus, sive de anno magno Solis, Lunae, Stellarum consideratio, 8 Ulm. 1745., teutsch Lpz. 8. 1773. Weltalter, darin die schriftmäßige Zeitenlinie bewiesen, 8. Eßling. 1746. 8. Heilbr. 1753.) zusammen hängen, unter dem großen Haufen seiner Zeitgenossen die meiste Sensation. Die typisch-föderalistische Erklarungsart der Schrift, die schon im 17. Jahrh. der reformirte Theologe Coccejus vorgetragen, sagte der Richtung der pietistischen Schule zu sehr zu, als daß sie in ihr nicht hatte Eingang finden sollen, und da Bengel ganz von dem Geiste dieser Schule ergriffen war, verflocht sich auch leicht jene Erklarungsart in seine Ansicht des Schriftsinns. So war ihm der Prophetismus ein Hauptzweck

der Offenbarung; er sah ihn zusammenhängend durch den gesamten Compler der heiligen Bücher hindurch laufen; seine letzte Entwicklung und das Bild der Zukunft erschien ihm in der Apokalypse; und so führte er den Beweis, daß die Welt gerade 7777⅞ Jahr stehen werde, daß die Zeitbestimmung Off. Joh. 12, 14. 777⅞ Jahre, die mit dem Jahre 1058 ihren Anfang nahmen, bezeichnen, daß in diese Periode alles gehöre, was von besagter Stelle an bis Off. Joh. 20, 1, geschrieben stehe, und daß in dem Sommer des Jahres 1836 das Ende kommen werde. Tausend Jahre werde dann der Satan gebunden seyn; ein zweites Jahrtausend hindurch werde die Regirung der Heiligen und vollendeten Gerechten bestehen; und sey auch dieses abgelaufen, so werde die Auferstehung der übrigen Todten und das Ende der Welt erfolgen. So mühsam der Fleiß und so groß der Aufwand an Gelehrsamkeit, Witz und Scharfsinn war, wodurch Bengel dieses sein chronologisch-apokalyptisches System zu Stande brachte, so konte es sich doch unmöglich in dem Lichte der Aufklärung halten, das bald nach ihm in den Schulen der teutschen Theologen anbrach; dagegen hat es noch immer den Glauben und die Bewunderung derjenigen, deren fromme Phantasie sich am Anschauen kühner religiöser Dichtungen ergötzt, so wie es auch die Grundlage und die Quelle des prophetisch-chiliastischen Charakters ist, durch den der Pietismus in Wirtemberg und überhaupt in Südteutschland sich unterscheidet *). (*Pahl.*)

BENGERMON, Stadt in der Prov. und dem State von Oude in Hindustan (26° 54′ Br. und 97° 41′ L.), an einem kleinen Flüßchen, ist mit Mangobäumen umgeben, und war einst viel bedeutender, als jetzt. (*Hassel.*)

BENGLER, Benglerbund, Gesellschaft mit den Bengeln, eine der Rittergesellschaften, die seit dem 14. Jahrh. in großer Zahl und unter mancherlei Namen in Teutschland sich bildeten. Sie waren eine Nachahmung der Turniergesellschaften, nur darin wesentlich von diesen unterschieden, daß ihr Zweck eigentliche kriegerische Unternehmungen gegen einen gemeinschaftlichen Feind, oder Vertheidigung gegen einen solchen waren, wogegen jene nur auf bessere Erhaltung der Ordnung bei Kampfspielen und Erregung des Wetteifers unter den verschiednen Gesellschaften, Beziehung hatten. Das Waffenrecht, welches der Adel im Mittelalter sich anmaßte, und sich dadurch zur Selbsthilfe gegen jeden, der ihn beleidigte, oder beeinträchtigte, ermächtigt hielt, gaben ihm auch die Befugniß, sich durch Bündnisse zu stärken. Das setzte sie dann auch in Stand, es mit Mächtigen, mit Besitzern ganzer Länder aufzunehmen. Ein solcher Adelsbund war auch die Gesellschaft mit den Bengeln. Aus den wenigen Nachrichten, welche durch alte Chroniken auf uns gekommen sind, weiß man nur, daß dieser Bund aus einem Theil des Adels in Hessen und Westfalen bestand, im J. 1391 gegen den Landgrafen Hermann von Hessen, besonders aber auch gegen den Bischof von Paderborn errichtet ward, und von den zum Kenzeichen angenommenen Bengeln, Prügeln, den Namen führte. Wenn aber die alten Chronisten sagen, daß sie mit Bengeln ausgezogen, oder dergleichen zum Streit geführt hätten; so wird niemand leicht dieses wörtlich verstehen wollen. Denn nicht nur würden Ritter sich einer solchen Waffe geschämt, damit aber auch wenig gegen Schwert und Lanze ausgerichtet haben. Die Bengel waren nur das silberne wie ein Prügel gestaltete Zeichen, welches jedes Bundesglied auf der Brust trug. So sagte auch eine alte Nachricht von ihnen in *Meibom.* Script. rer. Germ. — Der Stifter oder das Haupt des Bundes war Friedrich von Padberg oder Patberg, und als die vornehmsten Bundesglieder werden genant, die Spiegel v. Desenberg, Wolfe von Schartenberg oder Schwarzenberg, Hartingshausen und Falkenberg. Ihr Kampf gegen den Bischof war aber unglücklich. Viele Ritter und Knechte wurden gefangen, und mußten schweres Lösegeld bezahlen. — Die Erneuerung des Streits hatte keinen bessern Erfolg. Das Städtchen Patberg ward von dem Landgrafen zerstört, und der Bund löste sich nach manchen Verheerungen in Westfalen und Hessen bald wieder auf. — Wenn der bekante limburger Chronist sie Dengler nent, so ist solches wol nur ein Schreibfehler, oder, was noch wahrscheinlicher ist, der Herausgeber hat falsch gelesen, weil er das von dem Schreiber gebrauchte Wort: Klopel, st. Knüppel, Knüttel, wonach die Bengler auch die Gesellschaft von den Klopeln genant werden, nicht zu deuten wußte. (*v. Arnoldi.*)

Bengler, hießen auch die Flagellanten oder Geißelbrüder, s. diesen Art. (*H.*)

BENGO. Fluß auf der Westküste von Afrika in der Prov. Angola, der sich in den atlantischen Ocean stürzt. An seiner Mündung steht eine gleichnamige Stadt mit einer Rhede, die Sklaven zur Ausfuhr liefert und daher wol von europäischen und brasilischen Schiffen angethan wird. (*Hassel.*)

Bengtson, (J.), Erzbischof von Upsal, s. Karl VIII. König v. Schweden.

BENGUELA, eine Landschaft im südlichen Afrika und zwar an der Westküste zwischen 9° 10′ bis 13° 20′ S. Br. belegen, im N. an Angola, im NO. an Matamba, im O. an die Länder der wilden Schaaggas, im SO. an Bemba, im S. an die Schaaggas, und im W. an den atlantischen Ozean stoßend. Sie hat im O. oder landeinwärts sehr hohe Gebirge, die Dongo heißen und der Coanza das Daseyn geben, welcher Fluß im W. vom Dongo die Serras de Plata durchbricht und große Kataracte bildet, die man 6 Meilen weit hören soll. Außer der Coanza, die auf einer Strecke die Nordgränze macht,

*) Autobiographische Nachrichten von Bengel finden sich in J. J. Mosers erläutertem Wirtemberg I. S. 211. ff. und in Rathlefs Gesch. jetzt lebender Gelehrten, VI. S. 425. ff. Die Letztern wieder in der Burkischen Ausgabe des Apparatus criticus, S. 697. ff. Neben diesen können als Quellen gelten die seiner von W. G. Tafinger gehaltenen Leichenpredigt angehängten Personalien, Fol. Stuttg. 1752. und die zuverlässige Nachricht von dem Leben, Tod und Schriften J. A. Bengels, nebst einem Denkmale der Liebe aufgesetzt von J. Ph. Fresenie. 8. Frankf. u. Lpz., s. a. Sehr gründlich werden Bengels Verdienste um die neutestamentliche Kritik und Exegese dargestellt und erörtert in G. W. Meyers Geschichte der Schrifterklärung, IV. S. 180. ff. 293. ff. 390. 433. ff. Vgl. Schröth's Kirchengeschichte nach der Reformation, VII. S. 587. 592. 604.

strömen in dem Umfange des Landes zum Oceane der Longo, die Cuba, der Cuvo und die Gabarora, welche jetzt Benguela im S. vom Lande der Schaggas trent. Ein reiches Land, worin im Küstenstriche und auf den Ebenen eine ungemeine Hitze und ein ungesundes Klima herrscht, welches für die Europäer noch dazu wegen des schlechten Wassers tödtlich wird; im O. wird das Klima gemäßigter, die Luft reiner und gesunder, und hier breiten sich ungeheure Waldungen, mit den meisten Thierarten Afrikas angefüllt, aus. Übrigens ist das Land äußerst unbekant; die Eifersucht der Portugisen, die auf dieser Küste die Herrn spielen, schließt alle übrigen europäischen Nationen davon aus; wir wissen blos, daß die Serras Cashindeebar reich an Kupfer, daß die Einwohner Neger und mit den Bewohnern von Congo von einerlei Abstammung, daß Korallenperlen als Münze gäng und gebe sind, und daß ein König über das Land herrsche, der zu Tambo residire und ein großer Despot, selbst aber ein Vasall der Portugisen sey. Diese Nation hält den ganzen Handel in Händen, und besitzt die Stadt S. Felibe de Benguela (Br. 12° 58′ L. 31° 4′), am Meere, der Sitz eines portugisischen Statthalters, die einen ganz guten Hafen hat, und das Fort Massangano an der Coanza zur Beschützung der Kupferminen. (*Hassel.*)

Ben Hinnom, s. Gehenna.

BENI, بَنِي Söhne; dies ist der Vorname arabischer Stämme, besonders der freien Beduinen, deren Schechs noch jetzt in Sitten und Verfassung mit den alten Patriarchen verglichen werden können *). (*Rommel.*)

Auch sind damit viele andre Distrikts- und Ortsnamen besonders in Ägypten und der Berberei zusammengesetzt; wie Beni hassan u. a. m. (*H.*)

BENI (Paolo), ein Humanist und Kritiker, auf der Insel Candia um 1552 geb., abrr zu Gubbio im Herzogthum Urbino erzogen, daher er sich gewöhnlich den Zunamen Eugubinus beilegte. Er studirte bei den Jesuiten und lebte lange in ihrem Orden, verließ ihn aber aus Verdruß, weil die Väter ihm nicht erlauben wollten, seinen Kommentar über Plato's Gastmahl, wegen einiger allzufreien Stellen, bekant zu machen. Bei dem Kardinal Madrucci und dem Herzoge von Urbino Franz Maria II., versah er einige Zeit Sekretärsdienste, lehrte darauf zu Perugia die Theologie, und an dem Collegium der Sapienza zu Rom die Philosophie, wurde 1599 Professor der Beredsamkeit auf der Universität zu Padua, und starb daselbst den 12. April 1627. Beni besaß eine umfassende philologische Gelehrsamkeit und nicht gemeinen kritischen Scharfsinn, aber keinen gebildeten Geschmack, wovon unter andern dies ein Beweis ist, daß er den romanhaften Geschichtschreiber Curtius dem gediegenen Livius vorzog. Seine dreisten und gewagten Behauptungen, und die schonungslose Art, womit er diejenigen behandelte, die nicht seiner Meinung waren, verwickelte ihn in eine Menge gelehrter Fehden, daher sein Lobredner Tomasini mit Recht von ihm sagt: er war mehr ein Controversist oder ein Soldat, als ein Philosoph und Redner. Seine Polemik überschritt öfters die Gränzen der Wohlanständigkeit und der Mäßigung, und betraf nicht selten Gegenstände, die des Streites nicht werth waren. Unter seinen zahlreichen Schriften blieben mehre ungedruckt; von den gedruckten aber sind die bedeutendsten: In Timaeum Platonis, sive in naturalem atque divinam Platonis et Aristotelis philosophiam decades tres, cum disputatione de affectibus movendis ab oratore. Rom. 1594, und 1605. Patav. 1624. 4. Qua tandem ratione dirimi possit controversia, quae in praesens de efficaci Dei auxilio et libero arbitrio inter nonnullos catholicos agitatur. Patav. 1603. 4. Indem er Frieden stiften wollte, veranlaßte er einen noch heftigern Kampf, und sein Buch wurde unterdrückt. Disputatio in qua ostenditur, praestare comoediam atque tragoediam metrorum vinculis solvere, nec posse satis, nisi soluta oratione, aut illarum decorem ac dignitatem retineri, aut honestam inde voluptatem solidamque utilitatem percipi. Patav. 1600.; Ven. 1601. 4. Comparazione di T. Tasso con Omero e Vergilio. Pad. 1607.; verm. mit 3 Disc. ebend. 1612. 4. Er zieht den Tasso dem Homer und Virgil vor. L'anti-Crusca, ovvero il paragone dell' italiana lingua. Pad. 1612. 4. Rime diverse. ib. 1614. 4. Orationes quinquaginta. ib. 1613. 4. Commentarii in Aristotelis poeticam. ib. 1613. fol. Ven. 1623. fol. Platonis poetica, ex dialogis collecta. Ven. 1622. fol. Commentarii in rhetoricam Aristotelis. Ven. 1624. fol. De historia conscribenda libri IV. Ven. 1607 und 1611. 4. und in seinen Opp. ib. 1622. Vol. V. fol. *). (*Baur.*)

BENICARLO (16° 59′ L. 40° 21′ B.), Villa in der span. Prov. Valencia, Govierno de Peñiscola, im mittelländischen Meere, mit Mauern, 5860 Einw., altem Kastell, Vorstadt, Pfarrkirche, Kloster, Hospital, kleinem Hafen, Böttcherarbeit, Fischerei, Weinbau (der mit Viñaroz und Alcala im Durchschnitt jährlich 225,000 Cantaren einträgt) und beträchtlichem Handel mit weißen Weinen, von denen jährlich 7312½ Ohm ausgeführt werden. (*Stein.*)

BENIDORM (16° 44′ L. 38° 45′ B.), Villa in der spanischen Prov. Valencia, Govierno de Alcoy, auf der Küste, mit 2400 Einw., die sich von Wollspinnerei, Thunfisch- und Sardellenfang nähren. (*Stein.*)

Beni Faisara und B. Gerar, s. Bihuda.

BENIGANIM (16° 19′ L. 39° 2′ B.), Villa in der span. Prov. Valencia, Govierno de S. Felipe, mit 3600 Einw., die viel Wein bauen und guten Weinmost (Arrope) bereiten. (*Stein.*)

BENIGNO, S., ansehnlicher Flecken in Piemont, in der Provinz Turin, am Mallone, mit 3000 Einw. einem 1003 gestifteten, jetzt aufgehobenen Benedictinerstift, einer schönen Kollegiatk. u. einem Seminarium. (*Röder.*)

*) Vgl. Beduinen, so wie Beni Cheibar, Beni Halal und Beni Taher unter Ch. H. u. T.; Beni Aisa, s. Schlangenbeschwörer.

*) *Freheri* Theatrum P. IV. p. 1518. mit Beni's Bilde. *Baillet* jugemens. T. III. 54. *Tomasini* elog. P. I. *Bayle* Dict. *Clement* bibl. cur. T. III. 132. Biogr. univ. T. IV.

BENIHASSEN, eine Provinz in dem marokoschen Reiche Fes auf der NW. Küste von Afrika, die sehr reich an Korn ist, den Hafen Salee zum Hauptorte hat, und nach Jackson 300,000 Einw. zählt. (*Hassel.*)

Benimamet, s. Valencia.

BENI MESSAB, ein Distrikt in dem afrikanischen State Algier, und zwar im SW. an den Gränzen von Segelmesse, reich an Datteln, und von einem arabischen Stamme bewohnt, der jedesmal durch ein Heer zur Tributzahlung an Algier gezwungen werden muß. Der Hauptort soll Gardejah seyn. (*Hassel.*)

BENIN, 1) der Name eines großen Landstrichs, der sich auf der Westküste von Afrika in Guinea zwischen 21° 30′ bis 25° 40′ L. und 4° 20′ bis 8° Br. hinzieht, und unter dem Namen der Küste Benin bekant ist. Sie führt den Namen von dem Flusse Benin, der von NW. herströmt, aber in seinem Laufe noch gar nicht erforscht ist, und enthält mehre Negerreiche, worunter Benin das wichtigste ist. Dieses Reich wurde den Europaern zuerst 1486 durch Alfonso de Aveiro bekant, und ist nachher von mehren europäischen Schiffern besucht, worunter Legroing und Palisot-Beauvois Nachrichten darüber mitgetheilt haben. Die ganze Küste ist von Seearmen durchschnitten, die sich zum Theil weit in das Land erstrecken und eine Menge von Eilanden bilden; die Flüsse, die vom Lande herströmen, verlieren sich in diesen Kanälen, deren Ausdünstungen unter den lothrechten Strahlen der Sonne pestialisch sind, und die ganze Küste so höchst ungesund machen, daß sie jeder Schiffer flieht und nur Sklavenhändler sich ihr zu nähern wagen. Vor 1786 hatte noch keine europäische Seemacht auf derselben eine feste Niederlassung, aber in diesem Jahre gründeten die Franzosen an der Mündung des Formosa auf der Insel Borodo, die ihnen der Häuptling Owhere überließ, ein Fort und eine Niederlassung, die indeß 6 Jahre später von den Briten zerstört wurde, und seit dieser Zeit besteht hier kein festes europäisches Etablissement mehr, und blos die britischen und nordamerikanischen Sklavenhändler haben einen Markt zu Agathon im Reiche Benin eröfnet. — 2) Ein afrikanisches Negerreich, welches sich an dem räthselhaften Flusse Benin herauf erstreckt, und von einem Könige beherrscht wird, der einer der größten Despoten auf der Erde, aber so mächtig seyn soll, daß er wol 100,000 Krieger aufbringen kann; indeß scheint er doch gegenwärtig dem Statenverbande von Assiante anzugehören. Seine Unterthanen betrachten ihn als einen Halbgott, der sich dem Volke nur zwei Mal öffentlich zeigt; am Feste der Korallen und am Feste der Yams; die Korallen machen die Münze des Landes, die Yams die vornehmste Nahrung der Einw. aus. Bei jedem Feste werden Menschenopfer gebracht. Die Einw. verehren, wie die meisten Neger in diesem Theile Afrikas, ein höchstes gutes, und ein höchstes böses Wesen, und der gröbste Aberglaube hat sich über alle Klassen von Einw. verbreitet. Sie leben in Polygämie; der König und die Fidoës oder Prinzen unterhalten mehre 100 Weiber, und Palisot Beauvois fand in dem Hause eines Ministers deren 400. Auf den Weibern ruht die ganze Last des Hauswesens und der Landwirthschaft; die Aecker sind nicht so gut kultivirt, als bei den benachbarten Whydaern und Ardraern. Doch ist das Land fruchtbar und hat Überfluß an Yams, Reis, Zucker, Elephantenzähnen, was aber bisher die Europäer allein anzog, waren Sklaven, die das Land in Menge bergab, und zu Agathon oder Gato verhandelt wurden. Schleichhändler finden sich noch immer daselbst ein. — 3) Die Hauptstadt des Königreichs gleiches Namens. Sie liegt in einer weiten Ebne, ist mit tiefen Gräben umgeben, hat 15 Fuß breite Straßen und Häuser, die mit Blättern von Latanienpalmen bedeckt sind. Das Haus oder der Palast des Königs nimt einen großen Umfang ein, und besteht aus einer Menge eingeschlossener Vierecke, deren Dächer mit großen Schindeln gedeckt sind. Die Volksmenge scheint ansehnlich zu seyn, aber das Trinkwasser quillt ½ Meile von der Stadt hervor, und muß daher geholt werden. Täglich wird in den breitesten Straßen Markt gehalten (nach Legroing und Palisot Beauvois). (*Hassel.*)

BENINGA (Eggerik), merkwürdig als Verfasser einer für die friesische, und insbesondre für die ostfriesische Geschichte höchst wichtigen und unentbehrlichen Chronik. — Er stamte aus einer sehr alten ostfriesischen Häuptlings-Familie, von welcher im 14. Jahrh. vier ansehnliche Mitglieder derselben in den ostfriesischen Dörfern Grimersum, Grothusen, Manschlacht und Pilsum (sämtlich im jetzigen Amte Persum) ihre Sitze hatten, und auf Häuptlingsburgen daselbst hauseten. Sie führten den gemeinschaftlichen Namen Beninga, d. h. nach der altfriesischen Sprache Bene's oder Benings Söhne *), und galten in Ostfriesland, so wie die übrigen Häuptlinge für adelig, wegen ihrer ansehnlichen Landbesitzungen, auf welchen unstreitig ihre frühern Vorfahren Bauern gewesen waren. Die drei letzten Häuser, woraus von mütterlicher Seite die Grafen und Fürsten von Ostfriesland abstamten, starben im 14. und 15. Jahrh. aus. Auch die erstgenante Familie zu Grimersum, welche die älteste, und der Urstamm zu seyn scheint, und deren Ahnherr Lücrt Beninga schon im Anfange des 14. Jahrh. lebte, hielt sich nur bis etwa 1400, wo sie ebenfalls erlosch. Doch nahm der Gemal der letzten Erbtochter derselben, der Häuptling Imel Allena zu Osterhusen (im jetzigen Amte Emden) den Namen Beninga wieder an, und wurde auf diese Weise (im Anfange des 15. Jahrhunderts) der Stifter einer neuern beningaschen Häuptlings-Familie, die seitdem mehre Häuptlings-Burge besaß, und immer in Ostfriesland in einem vorzüglichen Ansehn stand, bis 1717 das männliche Geschlecht derselben ausstarb.

Aus dieser Allena-Beningaschen Familie war der ostfriesische Chronograph Eggerik Beninga, geboren zu Grimersum 1496, und im Verfolg, nach seinem Vater Garrelt, Häuptling daselbst, wie auch durch Erbschaft von seiner Mutter, Häuptling zu Jarsum und Widdetsveer, und endlich durch Heirath, Häuptling zu Borsum, bei Emden. — Er war zu seiner Zeit eins der angesehensten Mitglieder des ostfriesischen Adels,

*) Bene oder Bening — war ein altfriesischer Eigenname. Das angehängte a bedeutet in dieser Verbindung soviel als Sohn, — wie die Russen dazu ihr itsch, die Holländer ihr zon und die Schweden ihr son oder sen anknüpfen.

und einer der größten Statsmänner in seinem Vaterlande. — Ob er studirt habe, ist ungewiß, und bei dem ganz einfachen Gepräge seiner Chronik fast zweifelhaft. Doch war er ein Mann von vorzüglichen Einsichten, deswegen sich schon der ostfriesische Graf Edzard I. in Regirungsangelegenheiten seiner bediente. Seit 1525 war er eine Zeitlang Drost zu Leer; auch erhielt er die Probstei zu Weener, hinsichtlich der Einkünfte derselben. Nachher, unter dem Grafen Enno II. und seiner Witwe Anne war er Rath am gräflichen Hofe, und leistete denselben sowol bei der Regirung des Landes als auch in auswärtigen Angelegenheiten vorzügliche Dienste. Im J. 1557 wurde er abermals Drost zu Leer, und starb als solcher daselbst 1562. Seine Gemalin war Gela von Borsum, und seine Nachkommen zwei, vor der Ehe erzeugte, nachher legitimirte Söhne.

Beninga's ostfriesische Chronik ist, soviel man weiß, das erste und älteste historische Werk von Ostfriesland, und nicht nur für die Partikular-Geschichte desselben, sondern auch für die teutsche Geschichte überhaupt, so wie in mancher andern Hinsicht, ein sehr schätzbares Denkmal. Sie erstreckt sich von den ältesten Zeiten des friesischen Volks bis an das J. 1562, das Todesjahr des Verfassers. Sie besteht aus vier Büchern, die wieder in einzele Kapitel, mit besondern Überschriften, zerfallen, und ist in plattteutscher Sprache, ganz kunstlos und einfach, manchmal sehr naiv geschrieben. Der ganze Vortrag derselben trägt das Gepräge der Authenticität, Parteilosigkeit und Wahrheitsliebe. Sehr wichtig ist darin die Erzählung derjenigen Begebenheiten und Umstände, von welchen Beninga selbst Augenzeuge gewesen, oder die er aus einheimischen alten Urkunden, Familien-Nachrichten und mündlichen Zeugnissen seiner Zeitgenossen geschöpft hat. Da sehr viele seiner Berichte und Notizen die einzig vorhandenen sind, so würde ohne dieses Werk auf mehren Partien der ostfriesischen Geschichte ein nicht zu hebendes Dunkel ruhen, und in der teutschen Provinzial-Historie eine Lücke seyn, die niemand ausfüllen könte. Die Urschrift des Werks, von dem Verfasser selbst, befindet sich noch in dem Regirungsarchiv zu Aurich. — Es war über 140 Jahre lang nur in Abschriften vorhanden, bis es endlich 1706 zuerst durch den Professor zu Leiden, Antonius Matthäi daselbst in 8. im Druck erschien, jedoch zum Theil unvollständig und verstümmelt. Eine zweite Ausgabe besorgte der Prediger E. F. Harkenroht zu Emden, unter dem Titel: Volledige Chronyk van Oostfrieslant, etc. van den Heer Eggerik Beninga, Emden 1723. in 4. von 879. S. und mit hin und wieder hinzugefügten interessanten Anmerkungen des Herausgebers. Nach dieser Ausgabe hat sie der Professor Matthäi noch einmal herausgegeben, indem er sie seinen Analectis veteris aevi einverleibte, wo sie in der neuen Ausgabe von 1738 den ganzen 4. Band ausmacht. — Merkwürdig ist die Beningasche Chronik auch deswegen noch, weil Ubbo Emmius sie seit 1564 ins Latein übersetzte, auch diese Übersetzung 1587 drucken ließ, dadurch aber zugleich veranlaßt wurde, das Werk des alten Chronographen weiter auszuführen, so daß daraus zuletzt seine große, klassische rerum frisic. historia, Lugd. 1616. hervorging **). (*J. Ch. H. Gittermann.*)

BENINI (Vincenzio), geb. zu Bologna 1713., gelehrter Arzt, der zu dem Celsus lateinische Anmerkungen schrieb (in Bd. 2. der Ausg. von Padua 1750. 8.), nebenbei aber auch sich mit der schönen Literatur beschäftigte. Er übersetzte Fracastors Gedicht Syphilis in versi sciolti (gedruckt in Bd. 2. der lat. Gedichte Fracastors u. A. Padua 1759. 4.), welche Übersetzung man einer spätern vorzieht. Zu Alamanni's Gedicht la Coltivazione hatte er schon früher Anmerkungen herausgegeben. Padua 1745. 8. (*H.*)

BENINI (Gianvicenzo), bekannter unter seinem arkadischen Namen Cleofilo Sminteo, starb zu Cologna 1814 im 68. Jahre seines Alters. Obgleich er eigentlich die Arzneikunde in Padua studirt hatte, und sie in Dalmatien und Istrien ausübte, wo er eine Schrift über die Mittel die Luft um Pola zu verbessern, herausgab, so fand er doch noch immer Zeit genug um den Musen zu huldigen. Davon zeugen eine theilweise gedruckte Übersetzung des Horaz, sein Elogio del più virtuoso uomo italiano del secolo sedicesimo, col ritratto di Baldassare Castiglioni. Venezia 1784. m. Kpf. und vorzüglich seine geschätzte Übertragung von Pope's Hauptwerke ins Italische. Diese letzte erschien 1804 zu Venedig unter dem Titel: I capi d'opera di Alessandro Pope, tradotti e corredati di critici discorsi, di note e di rame *). (*Graf Henkel v. Donnersmark.*)

BENIOWSKY, BENYOWSKI (Moritz August von), ungerischer und polnischer Magnat, ein Mann von ungewöhnlicher Entschlossenheit und Standhaftigkeit, und einem ungemein feurigen Geiste, dessen Leben aus einer Reihe romanhafter Abenteuer besteht, die ihn zur Herrschaft auf Madagaskar führten. Er war der Sohn eines kaiserlichen Generals der Kavallerie und 1741 zu Verbowa in der neutraer Gespanschaft Ungerns, dem Erbsitz seiner Familie, geboren. In Wien, wo sein Vater sich meistens aufhielt, nach Gewohnheit des höhern ungerischen Adels erzogen, nahm er in seinem 14. Jahre ebenfalls Dienste bei der kaiserlichen Armee, zog als Lieutenant in den 7jährigen Krieg, und wohnte den Schlachten bei Prag und Schweidnitz bei, verließ aber 1758 die Armee, und begab sich zu seinem Onkel, dem Starosten Beniewsky, nach Littbauen, dessen Güter er in der Folge erbte. Dagegen entrissen ihm seine Stiefschwestern, nach dem Tode der Mutter, das ihm gebührende Erbtheil, und er verlor den Prozeß gegen sie wegen der ungestümen Hitze, die ihn zu Gewaltsamkeiten verleitete. Um sich zu zerstreuen, bereiste er Teutschland, Holland und England, und war im Begrif nach Ostindien zu segeln, als ihn 1767 einige polnische Magnaten einluden, bei der damals sich bildenden krakauer Konföderation Dienste zu

**) Vgl. *Mülleri* Dissert. de antiquis fris. orient. dynastis. Lugd. 1730. — Funks ostfries. Chronik, 8. Theil, S. 79. — *Bertrami* Parergа historico-literaria, Brem. 1740. p. 1 — 12. Tjadens gelehrt. Ostfriesl. Aurich 1786. 1. Th. S. 91. und andere ostfries. Schriften.

*) Vgl. *da Ponte* Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova 1804. Tomo VII. p. 240 und 1819. Tomo XLIX. p. 174.

nehmen. Er folgte der Einladung, wurde bald Oberster, Kommandant der Kavallerie und General-Quartiermeister, schlug bei Kumenka ein Detachement der russischen Armee, nahm Landskron in Besitz, ward aber am 20. Mai 1769 in einem Gefechte von den Russen verwundet und gefangen genommen. Seine Gefangenschaft war äußerst hart, er wurde mit den geringsten Gefangenen in die elendesten Löcher gesperrt, litt oft am Nothwendigsten Mangel, und, um ihm alle Mittel zur Flucht zu benehmen, ward er mit mehren Andern an die äußerste Gränze von Kamtschatka verbant. Hier machte er sich durch seine Kentnisse, besonders durch seine Stärke im Schachspielen, bei dem Gouverneur Nilew beliebt, der ihn zum Sprachmeister seiner Kinder annahm. Er veranlaßte die Erbauung eines öffentlichen Schulhauses, und that den Vorschlag, mit seinen Mitverbanten die südliche Landspitze von Kamtschatka, Lozatka genant, anzubauen, wurde dafür von der Verbannung losgesprochen, in kaiserliche Dienste aufgenommen, und mit der Hand der Tochter des Gouverneurs belohnt, die er nicht ausschlagen konte, ob er gleich eine Frau verlassen hatte. Während dieser günstigen Wendung seines Schicksals hatte er aber mit mehren Verwiesenen insgeheim den Plan entworfen, sich eines Schiffes zu bemächtigen, und damit zu entfliehen. Diese Verschwörung ward, ehe sie ausgeführt werden konte, verrathen, und Beniowsky sollte nebst seinen Kameraden gefangen genommen werden; aber mit einer seltenen Gegenwart des Geistes machte er Anstalten, sein Vorhaben dennoch auszuführen, schlug das gegen ihn ausgeschickte Kommando zurück, eroberte sogar die Festung Botscherezk, und sah sich genöthigt, den Gouverneur, der ihn mit der Pistole verwundet hatte, zu tödten. Einen Haufen Kosaken von 5 bis 600 Mann, die gegen die Festung anrückten, hielt er dadurch zurück, daß er ihre Weiber und Kinder in eine Kirche einschloß, und zu verbrennen drohte. Nun bemächtigte er sich des in der Festung befindlichen, der Krone gehörigen, Geldes und einer Menge kostbaren Pelzwerkes, an Werth zusammen anderthalb Millionen Piaster betragend, und verließ am 11. Mai 1771 mit seinen Kameraden, in allem 96 Personen, auf einem weggenommenen Paketboote, den Hafen von Botscherezk. Es war sein Plan, zuerst nach China zu segeln, und am 19. Mai landete das Schiff in der nach ihm benanten Moritzbai der Behringsinsel, einer der aleutischen Inseln. Seine Gefährten, die verschiedene Komplotte gegen ihn schmiedeten, zwangen ihn, statt nach China oder den Philippinen zu segeln, eine nordöstliche Fahrt um Tschudetschikas zu versuchen. Da dieser Versuch mislang, segelte er wieder rückwärts, hatte unterwegs viele Gefahren auszustehen, und landete an verschiedenen Inseln, wo er zum Theil feindlich behandelt, zum Theil aber auch freundschaftlich aufgenommen wurde, und Bündnisse mit den Einwohnern schloß. Vorzüglich gefiel es ihm auf der Insel Formosa, wo er den 28. August 1771 ankam. Da nun der westliche Theil dieser Insel damals den Chinesen unterworfen war, ⅔ derselben aber unabhängig, und nur ein Drittheil davon Wilde waren, so hofte er eine europäische Macht zu bewegen, eine Niederlassung darauf anzulegen, und ihn zum Oberhaupt desselben zu machen. Nach einem Aufenthalte von vier Wochen setzte er seine Fahrt nach Macao fort, verkaufte hier sein Fahrzeug nebst allem was darin war, verdingte sich auf ein französisches Schiff, und langte am 19. Mai 1772 in Frankreich an. Er erhielt daselbst ein Infanterie-Regiment, fand in Baar seinen Onkel aus Polen, ließ seine Gemalin aus Ungarn kommen, und that dem französischen Ministerium den Vorschlag, eine Kolonie unter seiner Anführung auf der Insel Formosa zu errichten. Das Ministerium war aber für Madagaskar, und gab ihm den Auftrag, eine Niederlassung daselbst für Frankreich anzulegen, in der Absicht, um den Inseln de France und Bourbon von daher Subsistenz zuzusichern, neue Handelswege zu eröfnen, und Leute zu ernähren, die in dem nächsten ostindischen Kriege dienstfähig wären. Es wurden ihm einige hundert Mann nebst Allem, was zu einem Etablissement nöthig ist, verwilligt, und der Gouverneur von Isle de France bekam Befehl, ihm alles dieses verabfolgen zu lassen, und das Vorhaben auf alle Weise zu unterstützen. Aber dieser war dagegen, weil er glaubte, der Handel auf Isle de France würde dadurch zu Grunde gehen, und legte dem Grafen alle möglichen Hindernisse in den Weg. Beniowsky landete dessen ungeachtet am 14. Jun. 1774 mit etlichen hundert Mann auf Madagaskar, baute ein Fort bei einem guten Hafen, und machte mit den anwohnenden Einwohnern Freundschaft. Diese erlaubten ihm sogar, eine Festung an einem gesunden Platze weiter ins Land hinein anzulegen, und verkauften ihm einen großen Strich fruchtbarer Felder. Einige Nationen waren unter einander in einen Krieg verwickelt, wobei er seinen Bundesgenossen Hilfe leistete, und ihre gemeinschaftlichen Feinde überwand. Es kam so weit, daß ihn alle Nationen auf Madagaskar zu ihrem Oberregenten oder Amparsakate ernanten, weil er ihnen vorzuspiegeln gewußt hatte, daß er ein Abkömling von der Familie derselben sey. Schon oft hatten die Franzosen versucht, Kolonien auf Madagaskar anzulegen, allein sie waren immer von den Einwohnern entweder getödtet oder verjagt worden, weil sie sich zu Herren über sie aufwerfen wollten, und diese keine fremde Herrschaft leiden mochten. Beniowsky aber behandelte sie als Freunde und Bundesgenossen, wodurch er ihr ganzes Zutrauen gewann. Die Kolonie würde auch den besten Fortgang gehabt haben, und wahrscheinlich die ganze große Insel französisch geworden seyn, wenn sie von Isle de France wäre unterstützt worden. Allein der dasige Gouverneur ließ ihr weder Volk noch Munition zukommen, und Beniowsky mußte die Bedürfnisse von anlandenden Handelsschiffen kaufen. Der Gouverneur hatte überdies dem französischen Ministerium den Grafen mit so schwarzen Farben geschildert, daß dasselbe Bevollmächtigte abschickte, die Sache zu untersuchen. Da nun die Kolonie durch Krankheiten sehr viele Leute verloren hatte, und keine Hofnung zu neuen sich zeigte, so entschloß sich Benjowsky, selbst nach Frankreich zu gehen, und die Beschaffenheit dem Ministerium vorzustellen. Er trat diese Reise 1776 an, wurde aber in Versailles so übel aufgenommen, daß er das Reich verließ, und sich, nachdem ihm ein förml. Begnadigungsdecret (v. 17. Oct. 1777) ausgefertigt worden — nach Östreich wandte, wo er von neuem in kaiserliche Dienste trat und in dem da-

mal. Kriege 1778 den Sieg bei Habelschwert gegen die Preußen erfocht, doch blieb er hier nicht lange. Schon 1783 begab er sich nach London, und legte den britischen Ministern einen Plan vor, worin er 3 Schiffe und für 50,000 Pfd. Sterl. Waren nebst Gewehr und Kriegsbedürfnissen, im Fall eines feindlichen Angriffs, verlangte, und sich dagegen anheischig machte, England bei einem ostindischen Kriege mit 5000 Mann zu unterstützen, die dortige Kriegsflotte mit Lebensmitteln zu versehen, nur britische Waren in Madagaskar einzuführen, und einem der jüngern königl. Prinzen eine jährliche Recognition zu bezahlen. Da seine Anträge keinen Eingang fanden, so segelte er 1784, nachdem ihm Privatpersonen für 4000 Pfd. Sterl. an Waren anvertraut hatten, nach Baltimore in Nordamerika, begab sich von da nach Brasilien, und kam im Juli 1785 wieder auf Madagaskar an. Er wurde freundschaftlich aufgenommen, beschäftigte sich mit Anlegung eines Ortes nach Art der Landeseinwohner, fing aber dann Feindseligkeiten gegen die Franzosen an. Es wurden daher 60 Mann reguläre Truppen von Isle de France gegen ihn abgeschickt, von denen er den 23. Mai 1786 in einem Gefechte erschossen wurde. — Beniowsky hat die Geschichte seines abenteuerlichen Lebens selbst beschrieben, in einem vielgelesenen, aber für Länder- und Völkerkunde wenig Erhebliches darbietenden Werke *).

Die Glaubwürdigkeit des Grafen ist verschiedentlich, und zwar nicht ohne Grund, bezweifelt worden. Verschiedne seiner Erzählungen haben sehr viel Romanhaftes, das für viele Leser anziehend ist, bei jedem andern aber, der die Lectüre nicht als bloßen Zeitvertreib betrachtet, den Gedanken oft erregen muß, die wahre Geschichte möge wol durch allerlei Dichtungen verschönert worden seyn. Die Herausgeber und Uebersetzer seines Werks haben zwar nicht unterlassen, seine Glaubwürdigkeit in Schutz zu nehmen, Andre aber **) haben behauptet, und wol nicht ohne Grund, daß er Wahres und Falsches untereinander gemischt, sich viele Rodomontaden erlaubt, mehre Inseln nicht entdeckt, sondern erfunden habe u. dgl. Dagegen können ihm andre vorzügliche Eigenschaften nicht abgesprochen werden: Muth, Unternehmungsgeist, Festigkeit, Menschenkentniß, Ueberredungskunst, Thätigkeit und Anstrengung in seinen Entwürfen ***). (*Baur.*)

BENISUEF, BENESUEF, Stadt in der ägypt. Provinz Wostani (Br. 29° 9′ 12″ L. 48° 42′ 15″), auf der Westseite des Nils in einer angenehmen Lage, ist die Residenz eines Bei, hat sehr viele Moscheen und theils backsteinerne Häuser, theils Lehmhütten. Die Einwohner beschäftigen sich mit der Teppich-, Wollen- und Leinweberei. (*Hassel.*)

BENIVIENI. Eine alte angesehene adelige, vielleicht noch jetzt existirende, Familie zu Florenz, aus welcher im 15. und 16. Jahrh. mehre namhafte Gelehrte hervorgegangen sind; wenigstens ist es wahrscheinlich, daß diese Männer, da Florenz ihrer Aller Geburtsort genant wird, aus einer und derselben Familie stamten.

1) Ant. Benivieni, Arzt in Florenz, der 1502 starb, ist der erste gute Beobachter, seit Wiederherstellung der Wissenschaften. Sein Werk: de abditis morborum caussis. Basil. 1529. 8. ist so wichtig, daß es noch jetzt eine neue Auflage verdiente. Unter andern machte er zuerst, nach Asklepiades und Antyllus, den Luftröhrenschnitt, um ein Geschwür in der Luftröhre auszuleeren und zu heilen (l. c. c. 88.). Er erzählt ferner Beispiele, wie bei Frauenzimmern der Blasenstein durch bloße Erweiterung der Harnröhre herausgeschaft worden (l. c. c. 88.). Den Bauchstich in der Wassersucht nahm er in der Gegend des Nabels vor (l. c. c. 11.). (*Sprengel.*)

2) Ant. Benivieni, der jüngere, ein Rechtsgelehrter, geboren zu Florenz 1533, war Kanonikus daselbst und Generalvicarius anfänglich zu Fiesole und darauf zu Florenz. Er beschrieb das Leben seines Landsmannes, Pietro Vettori, eines florentinischen Edelmanns — vielleicht dessen, der unter dem Namen Petrus Victorius als ausgezeichneter Humanist bekant ist, wiewol dieser erst 1585, 86 J. alt starb, — (Vita di Pietro Vettori l'antico, Gentiluomo Fiorentino. Fior. 1583. 4.); und starb am 7. Februar 1598. Ant. B. war ein Mitglied der Kommission, welche auf Befehl des tridentiner Conciliums zusammen treten mußte, um Boccaccio's Decamerone, das für keusche Leser und Leserinnen Anstößige zu nehmen. Die Ausgabe erschien 1573 in 4. mit

*) Es erschien zuerst (aus dem französischen Manuscript übersetzt) in englischer Sprache, unter dem Titel: Mémoirs and travels of Mr. A. count de Beniowsky, count of the Kingdoms of Hungary and Poland, contain. an account of his exile into Kamtschatka, travels in China etc., written by himself; translated from the original Manuscript (by Magelhan and Nicholson). Lond. 1790. Vol. II. 4. mit 28 Karten und Kpfrn. Es sind davon folgende 3 teutsche Uebersetzungen vorhanden: Benj. Schicksale und Reisen, übersetzt v. Ge. Forster. Lpz. 1791. 2 Bde. 8. mit Kpf. (der erste Band enthält die Kriegsoperationen in Polen und Gefangenschaft in Kamtschatka, der zweite die Reisen in das stille Meer, über Japan und Formosa nach China, und Errichtung einer franz. Kolonie auf Madagaskar). Reisen durch Sibirien und Kamtschatka über Japan und China nach Europa, nebst einem Auszug seiner übrigen Lebensgeschichte, übers. (von Dereth. Marg. Liebeskind), mit Anmerk. von J. Reinh. Forster, Berl. 1790. 8. mit Kpf. (auch als 3. Bd. des Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschr.). Begebenheiten von ihm selbst beschrieben, übersetzt von Ch. Dan. Ebeling und J. D. P. E. Ebeling, mit des erstern Anmerkungen und einem Anhange. Hamb. 1791. 2 Bde. 8. mit Kpf. (auch als 3. und 4. Bd. der neuen Geschichte der See- u. Landreisen). Wegen der vielen gehaltvollen Anmerkungen, Zusätze und Berichtigungen wird diese letzte Uebersetzung den beiden andern vorgezogen. Französisch erschien das Werk zu Paris 1791. Vol. II. 8. und holländisch zu Harlem 1791. Vol. IV. 8. **) J. B. Breitschneider, der den Grafen persönlich kante, in Meusels verm. Nachr. und Bemerkungen 110 — 115. und Rochon in seiner Voyage à Madagascar. Paris. 1791. 8. ***) Vgl. Zimmermanns Annalen der geogr. und statist. Wiss., 1. Jahrg. 4. St. 358. ff. Allgem. Lit. Ztg. 1790. No. 230 und 232. Gelb. gel. Ztg. 1790. ausland. Literat. 273 — 278. 281 — 283. Jahrg. 1791. S. 124 — 128. Allgem. d. Bibl. 101. Bd. 503 — 513. Baur's Lebensgem. 1. Bd. 348 — 365. neue Aufl. 353 — 369. Biogr. univ. T. IV. (*Baur.*) Auch *Horanyi's* nova mem. Hungar. Pesth. 1792. S. 410, ferner *Kövesy's* und *Melczer's* magyar Plutarkus 2. B. Pesth. 1816. S. 249 — 88. (*H.*)

dem Zusatze: emendata secondo l'ordine del sacro concilio di Trento [1]).

3) Dominico Benivieni, platonischer Philosoph in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., in welcher, wie bekant ist, vorzüglich durch Lorenzo de Medici und mehre mit ihm verbundene Gelehrte das Studium der platonischen Schriften mit solchem Eifer getrieben wurde, daß sich vorzüglich in Florenz eine eigne platonische Schule bildete, welche auf Poesie und auf alle Zweige der Gelehrsamkeit jener Zeit einen mächtigen Einfluß geäußert hat. D. B. wurde 1479 Professor der Dialektik zu Pisa, 1491 Kanonikus zu Florenz, und starb am 3. Febr. 1507. Von seinen Schriften sind nach Mazzuchelli noch mehre ungedruckt; die gedruckten, deren Titel sich auch bei Adelung zum Jöcher finden, besitzen sich sämtlich auf den durch seine Schriften, sein Leben und seinen Märtyrertod berühmt gewordnen Dominikaner Hieronymus Savonarola, welcher an D. B. einen eifrigen Vertheidiger fand (Trattato di difensione e probazione della dottrina e profezie predicate da Frate Jeronimo nella città di Firenze. Flor. 1496, 4. und Dialogo della verità della dottrina predicata da Frate Jeronimo. O. J. 4. Vorrede zu Savonarola's Buch Trionfo della Croce. Flor. 1497. u. 1516. 4.).

4) Girol. (Hieronymus) Benivieni, der berühmteste von allen seinen Namensgenossen, geboren 1453, gleichfalls Anhänger der oben genanten platonischen Schule jener Zeit, deren schwärmerisch-metaphysische Speculationen er seinen Gedichten einzuweben hat, so daß in denselben ein romantisch-philosophischer Geist der vorherrschende ist. Mit dem berühmten Grafen Pico von Mirandula, der ihm aber schon 1494 durch den Tod von der Seite gerissen wurde, lebte er in der innigsten freundschaftlichen Verbindung, und Graf Pico hat auch das berühmteste von allen Gedichten Benivieni's, die Canzone von der göttlichen Liebe, mit einem eignen sehr umständlichen Kommentar versehen (Commento sopra una Canzone d'Amore, composta da Girolamo Benivieni secondo la mente ed opinione de' Platonici [2]). Auffallen kann es, daß in dem von Marsiglio Ficino in einem seiner Briefe (Lib. XI. ep. 30.) gegebenen Verzeichnisse der Beförderer der neuern Philosophie zu Florenz, oder der platonischen Gastmäler Lorenzo's de Medici, gewissermaßen des Haupts dieser Schule, Girolamo Benivieni nicht mitgenant wird [3]). Auch dieser Benivieni war ein Verehrer des Savonarola und übersetzte das Buch desselben: De simplicitate vitae Christianae aus dem Lateinischen in das Italiänische (Libro del Reverendo Padre Fra Jeronimo Savonarola da Ferrara della Semplicità della vita Christiana zuerst gedruckt zu Florenz 1496 und mehrmals wieder aufgelegt) [4]). Benivieni starb als ein neun und achtzigjähriger Greis 1542, und seine Leiche wurde, wie er es bei seinem Leben gewollt hatte, neben der seines längst vorangegangenen Freundes Pico in der St. Markuskirche zu Florenz beigesetzt, wo beider Grabmal noch zu sehen seyn soll. Benivieni's einzele Gedichte als auch sämtliche Schriften sind sehr oft gedruckt, woraus auf den Beifall geschlossen werden kann, welchen sie bei ihren Zeitgenossen fanden [5]); mehre seiner Schriften sind noch als handschriftliche Überreste vorhanden [6]). (*Mohnike.*)

BENJAMIN (בִּנְיָמִין), der jüngste unter den zwölf Söhnen Jakobs, dessen Nachkommen den Stamm bilden, der seinen Namen trägt und sich nach der Trennung des Reichs an den Stamm Juda anschloß, mit dem er dann das Reich Juda, von dem Reich Israel geschieden, selbständig bildete. Von Benjamin selbst erzählt die biblische Geschichte blos, was er in seiner Jugend gelitten, nichts was er gethan habe. Schon seine schwere Geburt kostete seiner Mutter Rahel das Leben, und sie gibt ihm sterbend den Namen Benoni (בֶּן־אוֹנִי) Schmerzenssohn, welchen aber der Vater in Sohn der Rechten oder der Kraft, oder — wie der samaritanische Übersetzer gelesen haben muß, Sohn der Tage d. i. des Alters, verwandelt (1 Mos. 35, 17. 18). Im Andenken an die geliebteste seiner Frauen hängt er an ihm als dem Letztgebornen mit aller Zärtlichkeit und Weichheit des Alters, und findet in ihm den Ersatz für den auf immer verloren geglaubten Joseph. Daher muß er auch zurück bleiben, als die andern Brüder nach Ägypten gesendet werden um Korn zu kaufen und nur die, nach unserm Gefühl schwer zu rechtfertigende Maßregel des zum Großvezier erhöhten Josephs, zwingt endlich dem greisen Vater die Zustimmung ab, auch Benjamin nachreisen zu lassen, um den als Geißel zurückgehaltenen Simeon zu befreien (1 Mos. 43). Auch im Hofe Josephs erfährt er wechselnd Ehre und Beschimpfung. Die fünffache Portion bei der Tafel und dann der, um die Brüder zu ängstigen, heimlich in den Kornsack Benjamins versteckte goldne Becher, bleiben gleich räthselhaft für ihn, bis endlich in Joseph das bessere Gefühl siegt und er sich den Brüdern zu erkennen gibt, Benjamin aber als den einzigen leiblichen Bruder in seine Arme schließt (1 Mos. 44. 45.). Nach dieser rührenden Scene verschwindet er ganz aus der Geschichte. Jakobs letzte Orakelsprüche über seine Söhne — erkläre man sie als wirklich prophetische Abnungen, als Erzählung oder als eine später ihm untergelegte poetische Dichtung nach

1) Vgl. Bouterweck's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit B. 1. S. 206. Was Adelung in der Fortsetz. und den Ergänzungen zum Jöcher über Antonio Benivieni sagt, ist aus Mazzuchelli's Scritt. d'Italia T. II. genommen.

2) S. Bouterweck S. 342. 3) S. W. Roscoe's Leben Lorenzo's von Medici übers. von Kurt Sprengel (Berl. 1810. S. 154 u. f. w., besonders S. 157, wo die fragliche Stelle des gedachten Briefes abgedruckt steht.

4) Vgl. S. J. Baumgarten's Nachr. von merkw. Büchern, B. II. S. 128. u. f. w. 5) Opere poetiche di *Girolamo Benivieni*. In Firenze p. i Giunti. 1510. 8. Opere di *Girolamo Benivieni* con una canzone dello amor celeste e divino col commento di Giovanni Pico Mirandolano distinto in tre libri. In Firenze p. i Giunti 1519 8. In Venezia p. Nicolo Zoppino. 1522. 8. Sämtlich sehr seltene Ausgaben. S. Wideind's Verzeichniß von raren Büchern S. 388. 6) Von der italiänischen Literatur mögen hier hinsichtlich seiner angeführt werden: *Guil. Negri's* Historia degli scrittori Fiorentini p. 299. etc. und *Mazzuchelli's* Scrittori d'Italia T. II. p. 860. etc. Vgl. auch Bouterweck's eben genante Geschichte der Poesie u. s. w. B. 1. S. 341 und 342.

einem historischen Stoff — stellen Benjamins Stamm als kriegerisch und schonungslos kämpfend und raubend vor (1 Mos. 49. 23)

Benjamin raubt gleich dem Wolf,
Raub verzehrt er am Morgen,
Am Abend vertheilt er die Beut'.

So erscheinen auch die Benjaminiten, überhaupt, und Einzele des Stammes in der Geschichte; so Elud (Richt. 3, 29. 30), so Saul (1 Sam. 9, 1 u. C. 14, 47. 48. 2 Sam. 2, 3). Die alte Typologie fand so gern darin ein Vorbild des, Anfangs gegen die Christen Rache schnaubenden, dem Stamme Beniamin (Phil. 3, 5) angehörenden Paulus (Apost. 9, 1). Milder spricht von ihm das Lied Moses:

Sicher wird wohnen der Liebling Jehovahs,
Er schirmt ihn Tag für Tag
Und wohnt auf seinen Bergen.

Der Berg Zion und Moria gehörten nämlich zu dem Erbtheile des Stammes Benjamin. (*Niemeyer.*)

BENJAMIN der heilige, dessen Fest am 31. Mai gefeiert wird, starb den Märtyrertod in der Verfolgung des Christenthums in Persien (im 5. Jahrh.) die Abdas Bekehrungseifer herbeigeführt hatte. s. Abdas. (*H.*)

BENJAMIN, Ben Jona, aus Tudela (בן יונה), im span. Navarra, reiste seit 1160, 13 Jahre lang, in der Hoffnung seine Glaubensbrüder in Asien in einem blühenden Zustande zu finden, über Konstantinopel durch die Länder, welche dem caspischen und schwarzen Meere nordwärts liegen bis in die chinesische Tatarei und von da südwärts durch viele Länder des jenseitigen Indiens, über das indische Meer durch viele indische Inseln und kehrte von da über Ägypten wieder nach Europa zurück, mehren Angaben zufolge nach Castilien, wo er 1173 starb. Er brachte manche wichtige Nachricht über mehre europäische, asiatische und afrikanische Länder in Umlauf, aber auch viele Mährchen und falsche Vorstellungen, da er sehr leichtgläubig war (wie die meisten Pilger der damaligen Zeit), vorzüglich aber in seinen Ansichten den Juden nicht verläugnen konte. Am deutlichsten erhellt dies aus allen jenen Nachrichten, von denen er glaubte, daß sie seinen Glaubensgenossen zur Ehre gereichen könten, wohin namentlich die Notiz von Stämmen seiner Nation gehört, welche in entfernten Gegenden nach ihren eigenen Gesetzen leben sollen. Mehre Gelehrte, unter andern Bec, welcher eine neue Ausgabe von B's Reise mit Prolegomenen, einer Charte und Noten herausgeben wollte (welche aber Msc. geblieben *), haben die Vermuthung geäußert, B. habe die von ihm benante Reise nicht selbst geschrieben, sondern spanische Gelehrte haben sie aus seinen Reisenotizen redigirt und so wie wir sie jetzt haben, herausgegeben (S. *Koecher* Nova Bibl. hebr. T. I. p. 35). Diese Reisebeschreibung hat den Titel: מעשׂה של ר בנימין, zuerst gedruckt zu Konstantinopel 303 (Chr. 1543) in 12. und hernach öfters zu Ferrara 316 (Chr. 1556) 8., Freyburg im Breisg. 343 (Chr. 1583. 31 S. 8. **). (*J. M. Hartmann.*)

*) Befand sich zu Nürnberg in der Trew'schen Bibliothek vgl. *Schellhorn*, amoenit. lit. T. III. et IV. v. Murr Merkw. ꝛc. Thl. 3. S. 191. *de Rossi* Dizionar. T. I. p. 73. **) Zu den seltenen Ausgaben gehören die erste und eine Amsterdamer von 1698. Arias Montanus (der diese ꝛc nur für einen Auszug eines grö-

Ben Johnson, s. Johnson.

BENKEN, ref. Pfarrdorf von 900 Einw. im Oberamte Andelfingen, schweiz. Cantons Zürich, mit Weingelände und Torfstecherei; — ein Pfarrd. von 332 ref. E. im Unter-Bezirk des C. Basel, mit Weinwachs; — ein Pfarrd. von 1000 kath. Einw. im C. St. Gallen, mit fruchtbarem Gelände, und dem benkner Kanale, einem Theile der Correction des hier vormals weit umher versumpfenden Linth-Laufes. (*Wirz.*)

BENKENDORF (Ernst Ludwig von), wurde am 5. Juni 1711 zu Ansbach, wo sein Vater damals Hofmarschall war, als der älteste von fünf Brüdern, geboren. Von Jugend auf zeigte er einen heftigen aufbrausenden Charakter und große Neigung zum Soldatenleben. Sein Vater hatte ihn für eine bürgerliche Laufbahn bestimt; er studirte deßhalb drei Jahre zu Jena und hielt sich drei Jahr am Hofe des Fürsten Günther von Schwarzburg-Rudolstadt auf. 1733 trat er als Souslieutenant in die Dienste des Kurhauses Sachsen, dem er bis an seinen Tod mit der größten Treue und innigsten Neigung ergeben blieb. Er diente zuerst unter der Garde du Corps zu Dresden; als diese 1738 zum Theil reducirt wurde, kam er zu dem Kürassierregimente Maffei und 1742 wurde er wirklicher Kapitän bei dem Regiment leichter Reiter Prinz Karl von Kurland. 1741 und 1742 focht er in dem preußischen Heer gegen Östreich, 1745 aber gegen Preußen bei Kesselsdorf. 1746 wurde er Major und rückte mit seinem Regiment in das Standquartier zu Samber in Polen, nahe an der ungrischen Grenze und nur 18 Meilen von der Moldau entfernt. Er blieb hier zehn Jahre, richtete sich möglich bequem ein und arbeitete eifrig an der Verbesserung des Regiments, welches durch

fern von den alexandrinischen Juden aufbewahrten Werkes hielt) und Constantin L'Empereur haben sie ins Lateinische übersetzt und zugleich mit dem Original herausgegeben, der erste zu Antwerpen 1575, der zweite zu Leyden 1633. 8. Beide kommen nicht sehr häufig vor; an beiden ist hinsichtlich der Vollkommenheit auch manches auszusetzen. Wolf zieht die letztere der erstern weit vor. Renaudot in einem Schreiben (eingerückt in: Memoires de la literature de Salengre T. II. P. II. p. 366 sq.) tadelt an der letztern unter andern und vorzüglich, daß sie die nomina propria so entstellt habe. Die erstere erschien auch mit L'Empereur's Diss. ad Lector. und einigen seiner Noten: Helmstädt 1636. 8. Diese Reise wurde auch in andre Sprachen übersetzt, namentlich ins Teutsche (Frankfurt a. M. 1711. 8.; vorher mit rabb. Lettern zugleich mit Manasse Ben Israel, „Hoffnung Israels", Amsterd. 451. Chr. 1691. 8.); Holländische (durch Jan Bara, ebenfalls zugleich mit der erst genanten Schrift des M. B. Isr. Amsterd. 1666 in den täglichen Gebeten der Juden, 1666. 106 S. 12.) und ins Französische einigemal (vgl. Recueil de divers Voyages faits en Tatarie etc. T. I. n. 2. Lugd. B. 1729. 4.). Die beste französische Übersetzung ist die, welche der junge Baratier im 12. Jahre seines Alters zu Amsterd. 1734 mit einigen sehr gelehrten Abhandlungen begleitet, herausgab. Im J. 1784 erschien auch eine englische Übersetzung, welche Gerrans aus dem Original verfertigte und mit einer Dissertation und kritischen Noten versah. Er, so wie früherhin Bartolocius (Bibl. T. I. p. 116 sqq.), Wagenseil (Tel. ign. Satanae p. 374.), Reinesius (Varr. Lect. p. 233.), Hottinger (Histor. Eccles. Sec. XII. p. 241.) Conring (Paradox. de numm. hebr. p. 105.), Baratier u. a. haben die Prahlereien, Fehler ꝛc. des Reisenden bemerkt und das Unrichtige der Behauptung der Juden (denen Kircher vollkommen beistimt: Oedip. Aeg. T. I. p. 378), welche ihn als einen sehr glaubwürdigen Schriftsteller, erfahrnen Architekten ꝛc. hoch erheben, zu zeigen gesucht. Vgl. Basnage h. d. J. T. V. p. 1571 ff.

ihn mit moldauischen Pferden versehen wurde. Es befanden sich vier sächsische Reiterregimenter in Polen, welche nach der Gefangennehmung des übrigen sächsischen Heers bei Pirna im Oktober 1756, die gesamte sächsische Kriegsmacht bildeten und unter den Befehlen des Generals von Nostiz zum östreichischen Heer unter dem Feldmarschall Daun stießen, der bald darauf die Schlacht bei Collin lieferte (18. Juni 1757). Dieser Schlachttag war der rühmlichste und bedeutendste in Benkendorf's Leben, der jetzt als Oberstlieutenant das Regiment befehligte. Ein Angriff, den er mit demselben, ohne bestimmten Befehl, auf die preußische Infanterie des linken Flügels machte, und der von den andern sächsischen Regimentern und einem Theil der östreichischen Reiterei unterstützt wurde, entriß den Preußen den schon meistens errungenen Sieg und bewirkte die erste Niederlage, welche Friedrich II. im Lauf seiner Feldzüge erlitt; ein in seinen Folgen nicht zu berechnendes Ereigniß. Benkendorf hatte geahnet, daß dieser Tag ein ehrenvoller für ihn seyn werde, und seine Reiter dazu mit Eichenzweigen geschmückt. Sein Regiment hatte einen Theil der feindlichen Infanterie niedergehauen und 15 Fahnen erbeutet. Er wurde von seinem Könige zum Obersten ernant und fand zu Wien, wohin ihn Geschäfte führten, die beste Aufnahme. Während der ganzen Dauer des siebenjährigen Kriegs focht er mit seinem, ihm völlig ergebenen Regiment, in den Heeren der Kaiserin Maria Theresia, die ihm persönlich wohlwollte, und hatte an manchen glücklichen Erfolgen der Östreicher, z. B. an dem Siege bei Breslau am 22. Nov. 1757 und an der Wegnahme eines großen preußischen Transports bei Domstädtel im Juni 1758 bedeutenden Antheil. Aber ein Tag, wie der bei Collin, erschien ihm nicht wieder; oft waren seine Anstrengungen umsonst und die Schlacht bei Leuthen am 5. Dec. 1757, wo die sächsische Reiterei sehr mitgenommen, und ihr Anführer, der General von Nostiz, tödtlich verwundet und gefangen wurde, beugte ihn tief. Er nahm später auch an dem baierschen Erbfolgekriege gegen Östreich rühmlichen Antheil, stieg nach und nach bis zum General der Cavallerie und Chef der Garde du Corps zu Dresden, und überlebte als ein sehr muntrer Greis, der noch in einem Alter von 88 Jahren zu Pferde saß, fast alle seine Zeitgenossen. Sein Gedächtniß und sein scharfes Gesicht verließen ihn auch im hohen Alter nicht. Er liebte Wohlleben und die Tafelfreuden, besonders aber den Wein und bemerkte oft, daß er zeitlebens wol 100,000 Thaler für Wein ausgegeben habe; er hinterließ daher auch wenig. Er freute sich sehr, noch den Anfang des neuen Jahrh. erlebt zu haben. Sein Tod erfolgte am 5. Mai 1801, nachdem er fast 90 Jahre gelebt hatte, und noch Tags vorher, ungeachtet seiner Entkräftung, recht heiter gewesen war *). (*Rese.*)

BENKÖ (Joseph), von Közép-Ajta, geboren zu Bardocz in Siebenbürgen am 20. Dec. 1740, gestorben zu Anfang des Jahres 1815 als privatisirender siebenbürgischer Gelehrter von der reformirten Kirche. Ein um die Geographie und Geschichte des Großfürstenthums Siebenbürgen sehr verdienter Schriftsteller. Schon in seiner Jugend faßte er den Vorsatz, die ältere Geschichte und die Landeskunde seines Vaterlandes aufzuklären, welchen er auch durch schätzbare Werke ausführte. Er theilte mit vielen andern Gelehrten ein gleiches unverdientes Loos in ökonomischer Hinsicht. Er hatte nämlich nebst den Seinigen mit Mangel und Dürftigkeit zu kämpfen. Er konte weder eine ihn nährende reformirte Predigerstelle erhalten, noch wurde er von Mäcenen hinlänglich unterstützt. Auch mit der Botanik beschäftigte er sich für das gemeine Beste. Als er in dem letzten Decennium des 18. Jahrh. das siebenbürgische Gubernium auf den in Siebenbürgen einheimischen Gerberbaum oder Essigbaum (rhus coriaria), dessen Blätter zur Bearbeitung des Corduanleders, so wie jene des Sumach- oder Perükenbaums (rhus cotinus) tauglich sind, aufmerksam gemacht hatte, erhielt er vom Kaiser Franz zur Belohnung eine goldene, 20 Dukaten schwere Ehrenmünze *). Er beschäftigte sich auch mit Verbesserung des Tabakbaus zu Közép-Ajta **). (*Rumy.*)

BENKÖ (Samuel von), Doctor der Philosophie und der Medizin, Physicus des borschoder Comitats und Arzt zu Miskolcz im borschoder Comitat, reformirter Religion, gebürtig aus Siebenbürgen, gestorben im zweiten Decennium des 19. Jahrh. Er studirte die philosophi-

*) S. das Leben Benkendorf's in Schlichtegroll's Nekrolog für das 19. Jahrhundert. Band 4. S. 1—135.

*) S. siebenbürgische Quartalschrift V. S. 181. Schwartners Statistik von Ungern. 1. Band. S. 326. **) Seine im Druck erschienenen Schriften sind: 1) Transilvania, sive Magnus Transilvaniae Principatus, olim Dacia mediterranea dictus, orbi nondum satis cognitus, nunc multifariam ac strictim illustratus. Wien bei Kurtzbeck 1778. 2 Thle. 8. Schade, daß Benkö dieses Werk nicht ganz im Druck herausgeben konte. Die erschienenen 2 Bände dieses trefflichen, noch jetzt brauchbaren Werks enthalten nur die allgemeine Chorographie und Statekunde Siebenbürgens; die rückständigen 3 Bände sollten die specielle Chorographie, Statistik und Topographie des Landes der Ungern, Sachsen und Szekler enthalten. — 2) Milkovia, sive antiqui Episcopatus Milkoviensis per terram Transilvanicam maxima Dioeceseos suae parte olim enporrecti explanatio, quam ex variis certisque monumentis ad illustrandas res, praesertim ecclesiasticas Transilvaniae, cuius etiam Chorographia hucusque desiderata exhibetur. Ebend. 1781. 2 Thle. 8. Gleichfalls ein klassisches Werk. — 3) Diaeta, sive rectius Comitia Transilvanica eorumque Decreta, quae vulgo adpellantur Articuli Diaetales. Hermannstadt 1791. 4. Für das siebenbürgische Staatsrecht wichtig. — 4) Imago inclytae in Transilvania Nationis siculicae historico-politica, ex probatissimis historiis, legibus patriis atque comitiorum decretis adumbrata. Ebd. 1791. 8. Gleichfalls zur nähern Kenntniß der Szekler sehr schätzbar. — 5) Közép-Ajtai dohány, mellyet Nemes Erdély Országy gyüdése alkalmatosságával kolosvárra eladni Kuld B. J. (Közep-Ajtaer Tabak, welchen bei Gelegenheit des siebenbürgischen Landtags nach Clausenburg zum Verkauf schickt J. B.). Szeben (Hermannstadt) 1794. 4. — 6) Beschreibung der Orter des ehemaligen türkischen Gouvernements Szolnok in Ungern. (In Windisch's ungrischem Magazin 11. Band S. 303—308.) — 7) Beschreibung des ehemaligen Zustandes derjenigen Theile von Ungern, welche unter dem türkischen Joch seufzten, aus Paul Thuri. (Im ungrischen Magazin III. Bd. S. 478—490.) — In der Handschrift hinterließ er unter andern, außer den rückständigen Bänden seiner Transilvania, eine schätzbare Ausarbeitung in ungrischer Sprache von den in ungrischer Sprache verfaßten historischen Handschriften über Siebenbürgen, z. B. von Johann Szalárdi, Stephan Ennedi, Nicolaus Bethlen, Michael Eserey, David Rosnay u. s. w. Es ist die Bekanntmachung dieser Abhandlung durch den Druck versprochen worden. Ich kenne sie aus einer Abschrift.

schen und medizinischen Wissenschaft in Teutschland und zu Leyden, wo er auch im J. 1775 die Würde eines Doctors der Philosophie erhielt. Nach seiner Rückkunft aus Teutschland und Holland hielt er sich eine Zeitlang an der ungrischen Universität zu Tyrnau und Ofen auf und promovirte im J. 1778 zu Ofen als Doctor der Medizin. Am 21. Juli 1785 erhielt er von der gelehrten Societät zu Dijon das Accessit für seine Preisschrift über die aufgegebene Frage: Determiner les signes, auxquels dès le debut d'une fièvre continue ou intermittente on reconnaitra, si elle sera maligne, et ceux, qui dans son cours indiqueront le moment où elle sera sur le point de prendre un caractère de malignité. Diese Preisschrift steht in den Mémoires de l'academie des sciences et belles lettres de Dijon abgedruckt. Dr. Benkö war ein glücklicher praktischer Arzt, ein scharfsinniger medizinischer Schriftsteller in Betreff der Fieber, schrieb einen gelungenen Versuch einer medizinischen Topographie (von Miskolcz), und stellte viele Jahre lang meteorologisch-medizinische Beobachtungen an, die er durch den Druck bekant machte *). (*Rumy.*)

Ben – Lawers, – Ledi, – Lomond, – Macdulf, – More, s. oben Ben.

BENNEKENSTEIN, Stadt an der Roßbode, im nordhäuser Kr. des Reg. Bez. Erfurt, mit 2470 Einw., die sich mit Arbeiten in Eisenbüttenwerken, Nagelschmieden, Holzarbeiten ꝛc. nähren. Auch findet sich hier guter Thon zu Schmelztiegeln. (*H.*

BENNET, ein angesehenes Geschlecht in England, aus Clapcote bei Wallingford in der Grafschaft Berks abstammend. Ein Abkömling dieses Geschlechts war Georg Bennet, Graf von Arlington, geb. 1618 zu Arlington in der Grafschaft Middleser. Er studirte im Christchurch-Collegium zu Oxford, nahm beim Ausbruche des bürgerlichen Krieges unter Karl I. Dienste in der königl. Armee, und hielt sich tapfer. Als der König unterlag, begab er sich nach Frankreich und Italien, wurde 1649 Sekretär des Herzogs von York, der sich damals in Frankreich aufhielt, und Karl II., der ihn 1658 an den madrider Hof sandte, erhob ihn nach Wiedererlangung des englischen Thrones, 1662 zum Schatzmeister und ersten Statssekretär, 1672 aber zum Grafen von Arlington und Ritter des Hosenbandes. Er war ein Mitglied jener verrufenen Verbindung, die unter dem Namen Cabal in der englischen Geschichte bekant ist, und die von den Anfangsbuchstaben der fünf Theilnehmer (Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale) ihren Namen hat. Der Plan dieses Cabal-Ministeriums war, einen geheimen Bund mit Frankreich zu schließen, der die vereinigten Niederländer mit einem Krieg, und die Engländer mit dem Umsturze des Protestantismus und ihrer Constitution bedrohte; zum Glück des Landes waren die fünf Herren aber selbst nicht einig unter einander. Graf Arlington, der das Vertrauen der Nation verloren hatte, und allmälig auch in der Gunst des Königs sank, mußte 1674 seine Stelle als Statssekretär niederlegen, wurde nunmehr Lord-Kanzler und starb d. 28. Aug. 1685 ohne männliche Erben. Seine einzige Tochter Isabelle hatte 1672 den Herzog Grafen von Elsten, einen Sohn Karls II. von der Herzogin von Cleveland, geheirathet, der zum Herzog von Grafton erhoben wurde. Graf Arlington war nicht ohne Talente, aber sein zurückstoßender Stolz und seine Intrikensucht machten ihn allgemein verhaßt, und während er öffentlich sich zu den Protestanten hielt, insgeheim aber die Katholiken begünstigte, verdarb er es mit beiden Theilen. Nicht unerheblich für die Zeitgeschichte seines Ministeriums sind die nach seinem Tode gedruckten Briefe (Henry Bennet Earl of Arlington Letters to Sir W. Temple from 1664 to 1674. Lond. 1701. II. 8. Franz. Utrecht T. II. 1701—1706. 12.), obgleich der Herausgeber ihren Werth in Beziehung auf die Templeschen Briefe viel zu hoch angeschlagen hatte *). — Unter den englischen Gelehrten, die den Zunamen Bennet führten, zeichnet sich ein Gottesgelehrter und ein Arzt aus. Der erstere, Thomas, war 1673 zu Salisbury in der Grafschaft Wilt geboren. Er studirte zu Cambridge, wurde 1700 Rektor der Kirche bei St. Jakob zu Colchester, und erwarb sich einen großen Ruf nicht nur als Prediger, sondern auch als gelehrter Bestreiter der Katholiken, Dissenters, Quäker und anderer kirchlichen Parteien. Von Colchester kam er 1713 nach Chelsea, und

*) Seine gedruckten Schriften sind: 1) Tentamen Protogaeae Lugd. 1775. 8. (Sein schwächstes Geistesprodukt, nach der Exegese der damaligen holländischen Theologie abgefaßt.) — 2) Diss. inaug. med. de Insomniis. Ofen 1778. 8. — 3) Tent. aquae acidularis Rankensis in Inclyto Comitatu Abaujvariensi sitae theoretico-pract. Kaschau 1778. 8. — 4) A'Hójagos himlérél való tanács-adas. (Rath in Betref der Blattern.) Ebd. 1781. 8. — 5) Typographia Oppidi Miskolcz historico-medica. Kaschau 1782. 4. Eine neue Auflage gab nach seinem Tod der M. Dr. Joseph Szathmáry heraus (1818), die aber leider keine Zusätze und Verbesserungen enthält. — 6) Problema chirurg.: quisnam potest esse animi pathematum in morbos chirurgicos influxus? et quae remedia sunt contra effectus, qui ex ejusmodi influxu oriri possunt? Kaschau. 1783. 8. — 7) Tent. philopatriae in monarchiis et aristocratiis promovendae philosophicum. Wien. 1787. 8. — 8) A'fekete epés mértékletnek (temperamentum) et az alatt el rejtezett szamtalan és timéres betegségeknek, nevezetessen pedig a'Köszvények és láb Köszvények etc. az új tapasztalásokból, Különössen pedig Grant *Wilkelm Képzeményeiből*, részszerént Angliából Magyarra forditotta. (Von dem schwarzgallichten Temperament und den daher entspringenden unzähligen und bedeutenden Krankheiten, namentlich der Gicht und dem Podagra u. s. w., nach neuen Erfahrungen, vorzüglich nach den Meinungen von Wilh. Grant, zum Theil aus dem Englischen übersetzt.) Pesth 1791. 8. — 9) Ephemerides meteorologico-medicae Annorum 1780—1793 in toto Comitatu Borsodiensi, signanter in Regio Camerali Oppido Miskolcz factae. Cum exsculpta Comitatus geographica mappa. Wien 1794. 5 Vol. 8. (Ins Teutsche übersetzt von Dr. Eyerel in Wien.) — 10) Novae ephemerides astronomico-medicae Annorum 1794—1801 in I. Comitatu Borsodiensi, signanter in Regio Camerali Oppido Miskolcz factae. Wien. 8. — 11) Ratio medendi arcanis mixta, juxta synopsin Nosologiae methodicae. Miskolcz. 1818. 8. Ein opus posthumum. — Auch ist (nach der Versicherung des Dr. Vesprémi in seiner Succincta Biographia Medicorum Hungariae et Transilvaniae Tom. IV. p. 502) das vom Professor Dr. Samuel Racz in ungrischer Sprache herausgegebene Werk A'Skarlatos hidegnek leirása és orvoslása (Beschreibung und Heilung des Scharlachfiebers), Pesth 1784. 8., nach einer latein. Handschrift Benkös bearbeitet, die er der medizinischen Facultät der ungrischen Universität vergelegt hatte.

*) Vergl. die Geschichtschreiber der Regirung Karls II., besonders Burnet's History of his own time und Mackherson's Hist. of Great Britain, verbunden mit Somerville's History etc. Lond. 1792. 4.

zuletzt als Prediger nach London, wo er 1728 starb. Th. Bennet war ein gelehrter Kenner der griechischen, römischen und orientalischen Literatur, eine Hauptstütze der Kirche, zu der er sich hielt, ein furchtbarer Kontroversist, stolz und ungestüm, aber sonst ein Biedermann in Wort und That. Da seine Schriften sich größtentheils auf die kirchlichen Streitigkeiten seiner Zeit beziehen, und jetzt selbst in England nicht mehr gelesen werden, so können sie hier übergangen werden. Am bekanntesten ist seine Confutation of Quackerism etc. Lond. 1705. 8., die vornehmlich gegen Rob. Barclai *) gerichtet ist. Eine hebräische Grammatik, die er 1726 in London in 8. drucken ließ, wird noch jetzt sehr geschätzt **). — Christopher Bennet, geb. um 1617 in der Grafschaft Sommerset, studirte zu Oxford, übte die Arzneikunst zu London, und starb daselbst den 1. Mai 1655 an der Schwindsucht, über die er ein klassisches pathologisch-anatomisches Werk schrieb, unter dem Titel: Theatrum tabidorum sive phthiseos, atrophiae et hecticae xenodochium. Lond. 1654. 8. sehr oft gedruckt, nicht nur in England, sondern auch in Holland, Italien und Teutschland; Lips. 1760. 8. Er ist der erste, welcher die Existenz einer consensuellen Schwindsucht dargethan hat, auch findet man bei ihm die erste Spur vom Croup der Engländer. Gegen die Schwindsucht verordnet er Dämpfe, Fontanelle, Aderlassen, Opiate u. s. w. Sein Stil ist schwer ***). (*Baur.*)

BENNINGEN, Pfarrdorf im Neckarkreis des Königreichs Wirtemberg, O.-Amts Ludwigsburg mit 775 evangel. Einw, am Neckar, über welchen hier eine schöne bedeckte Brücke führt. In frühern Zeiten, und insbesondere im J. 1583 und 1597 wurden hier mancherlei Alterthümer ausgegraben, welche auf eine bedeutende römische Niederlassung schließen lassen. Unter andern wurde auch ein Altar gefunden von einem gewissen P. Quintius, Tribun der 24. Coborte, aus Sicca Veneria. Im J. 1352 schenkte Katharina von Reichenberg, geb. Gräfin von Veringen unter andern das Dorf Benningen den Grafen von Wirtemberg. (*Memminger.*)

BENNINGHAUSEN, eine zum Haardistrikt gehörige Pfarrei im Amt Erwitte, Herzogth. Westfalen, mit einem sehr alten, im 13. Jahrh. gestifteten, vormals adeligen Cistercienser-Nonnenkloster, welches, nachdem es 1804 aufgehoben worden, nunmehr durch die Bemühungen des königl. preußischen Oberpräsidenten Frhrn. von Vincke, die sehr edle Bestimmung eines Provinzialarbeitshauses für müßige Arme erhalten hat, und zu diesem Zwecke jetzt (1821) auch schon aufs vortreflichste eingerichtet ist. (*Joh. Suibert. Seibertz.*)

BENNINGTON, County des nordamerik. Staats Vermont, im N. an Rutland, im N. O. an Windsor, im O. an Windham, im S. an Massachusetts, im W. an Newyork gränzend, gebirgig und ohne beträchtlichen Fluß, aber fruchtbar und reich an Eisen, 1810 mit 18 Ortschaften und 15,893 Einw. Die gleichn. Hauptstadt liegt am kleinen Flusse Wallamscock, hat 1 Kirche der Congregationalen, 1 Rathhaus, 1 Gefängniß und 2,524 Einw. in 160 Häus. Sie ist die älteste Stadt des States: in ihrem Umfange erhebt sich ein kegelförmiger Berg S. Anton, in welchem eine merkwürdige Höhle mit mehren Kammern sich befindet. Bei diesem State fiel am 16. Aug. 1777 das merkwürdige Treffen vor, welches über das Loos der Bourgoyneschen Armee entschied. (*Hassel.*)

BENNISCH, Bensch, ein altes Berg- und Municipalstädtchen im östr. Schlesien, troppauer Kreises, zu den fürstl. Lichtenstein. jägerndorfer Kammergütern gehörig, mit 362 Häusern, 2120 teutschen Einwohn., die sich vorzüglich von Garn- und Leinwandhandel nähren; mit einer Pfarre, zwischen Lichtenau und Spachendorf; 2 Meilen von Jägerndorf, 3 M. v. Troppau. Sein Aufkommen verdankt es dem hier in früheren Zeiten stark getriebenen Bergbau; und noch gegenwärtig baut man auf Eisen und Silber. (*André.*)

BENNO, der Heilige, Bischof zu Meißen, im J. 1010 zu Hildesheim geboren, aus dem gräfl. Geschlechte der Bultenburger [1]) stammend, welches seine Stamgüter in der Nähe von Goslar hatte, kam schon in frühen Jahren in die Obhut und Schule seines Verwandten, des heil. Bernwards, Bischofs von Hildesheim, dessen Name nicht weniger berühmt war wegen seiner Gelehrsamkeit, als hochgeachtet wegen seines frommen und streng sittlichen Wandels [2]). Sein Lehrer, der Propst Wiger vom Kloster S. Michaels, der mit dem Knaben die Schriften der Alten las und ihn daneben besonders in der Dichtkunst übte, entdeckte in ihm bald sehr vorzügliche Anlagen und der Bischof Bernward zog ihn nun näher an sich. Das Wohlwollen dieses Mannes und die hohe Ehrfurcht, die Benno gegen ihn gewann, hatten auf seine geistige Ausbildung und seinen Charakter großen Einfluß. Während des Bischofs langen Krankenlagers kam Benno wenig von seiner Seite und erheiterte seinen Gönner durch Dichten, Lesen und Gespräch. Als Bernward starb, wollte Bennos Vater den Knaben, den der Tod des frommen Bischofs über seine Jahre bis zur tiefsten Schwermuth niederbeugte, ins weltliche Leben zurückbringen; da aber auch er bald starb und der Sohn von neuem Schmerz überwältigt, das einsame, beschauliche Leben um so mehr lieb gewann, so errtug er gern die strenge Klosterzucht, wodurch damals Hildesheim sich vor vielen andern Klöstern auszeichnete, und nahm in seinem 22. Jahre das Mönchskleid an [3]). Von einigen wird berichtet, daß er zuvor in Frankreich die Theologie studirt und den Doctorgrad erhalten habe [4]). Als er 25

*) S. den 7. Bd. dieser Encyclop. S. 367. Col. 2. **) Lebensbeschreibungen aus den brit. Biogr. 4. Th. 465. Biogr. univ. T. IV. ***) Sprengels Gesch. der Arzneik. 5. Th. 442, 530. 532. Biogr. univ.

1) Sein Vater wird Fridericus Bultenburgensis oder Frid. Bultenburgi Comes genannt; s. *Menckenii* scriptt. rer. German. T. II. p. 1841. Andere nennen das Geschlecht das Woltenbergische. 2) Chron. Hirsaug. T. I. p. 136. 3) *Emseri* vita s. Bennonis in *Menckeu* scriptt. T. II. p. 1848. Nach *Godofr. Henschenii* Commentar. wurde er im J. 1028 Mönch und würde dann nur 18 Jahre alt gewesen sein. 4) Sein Biograph bei *Menckeu* l. c. p. 1848 stimt dieser Angabe bei. Das Chron. Hirsaug. T. I. p. 199 erwähnt davon nichts; es erzählt aber, Benno sei Mönch in Corbey gewesen und im J. 1057 Abt des neu errichteten Klosters Gosek in Thüringen geworden. Dieses Amt habe er drei Jahre verwaltet und sei darauf, von einigen Mönchen wegen seines unzüchtigen Lebens angeklagt, von dem Grafen, der das Kloster gestiftet, verjagt worden und in eine Einsiedelei bei Goslar gegangen.

Jahre alt war, erhielt er die Würde eines Diaconus und in seinem 30. Jahre (im J. 1040) wurde er in die Priesterwürde eingeweiht. Schon jetzt genoß er bei seinen geistlichen Amtsbrüdern und allen, die ihn kannten, ungetheilte Hochachtung wegen seines Fleißes im Studium der heiligen Schrift, wegen seiner Gelehrsamkeit und seines frommen und streng nach den Kloster- und Kirchengesetzen bestimten Lebenswandels [5]). Nach dem Tode des Abts Adelbert in Hildesheim stimte bei der neuen Wahl der größere Theil der Mönche für Benno, ein geringerer für einen gewissen Sigebert, welchem jener nach drei Monaten das ihm aufgedrungene Amt auch abtrat, im J. 1042. Wenige Jahre darauf zog ihn der Kaiser Heinrich III., auf den seltenen Mann aufmerksam gemacht, an die neuerrichtete Kirche nach Goslar [6]), und ernante ihn mit in die Zahl der Domherren [7]). In diesem Domstift, lange Zeit eine wahre Pflanschule für teutsche Bischöfe [8]), blieb Benno 17 Jahre hindurch, seine frommen Übungen, seinen strengen Lebenswandel und sein Studium der heiligen Schrift in der gewohnten Weise fortsetzend. Damals war Anno, der nachmalige Erzbischof von Cöln, Propst in Goslar. Beide Männer lernten sich bald in hohem Grade lieben und werthschätzen, und als nun im J. 1066 das Bisthum Meißen erledigt ward, geschah es auch durch diesen Anno, der als Erzbischof unter Heinrich IV. damals die Reichsverwaltung führte, daß Benno zum Bischof von Meißen erwählt wurde [9]). Der zehnte Bischof dieser Kirche stand er ihr 40 Jahre mit größerem Ruhm als alle seine Vorgänger, aber auch unter manchen Mühseligkeiten vor. Er verwaltete sein Amt, dessen ganze Wichtigkeit er verstand, mit einer Gewissenhaftigkeit, wie vielleicht kein einziger Bischof seiner Zeit. Große Sorgfalt verwandte er auf die Verbesserung des Kirchengesangs [10]); jährlich bereiste er seinen ganzen Kirchensprengel bis auf einzele Städte und Dörfer, überall mit wachsamen Augen auf das sittliche Leben der Priester. Seine Gunst bei den Großen erwarb der Meißnischen Kirche manche Beschenkung an Gütern, selbst bei Heinrich IV. An den Granen seines Kirchensprengels noch von heidnischen Slavenvölkern umgeben, beschloß er, unter ihnen das Christenthum zu verbreiten und dem Glauben, da wo er vor ihm schon angenommen gewesen war, festere Stützen zu geben [11]. Da brach der verwüstende Krieg zwischen Heinrich IV. und den Sachsen aus, der nicht nur jenen Plan vorerst unausführbar machte, sondern auch dem Bisthum Meißen und seinem Vorsteher Unheil in Menge brachte. Unter der Zahl der sächsischen Großen, die Heinrich IV. abschworen und ihres Landes Freiheit und Recht mit Waffen zu beschützen sich entschlossen, war auch Benno [12]). Zwei Jahre nach dieser Verbindung aber (1075), als Heinrich in Sachsen einfiel, bemächtigte sich dieser auch der Stadt Meißen, nahm den Bischof gefangen und raubte alles, was ihm angehörte, obgleich, wie ein Zeitgenosse sagt [13]), keiner dem König weniger gefährlich war, als dieser „Mann in kirchlicher Armuth.“ Er wurde bald wieder frei gelassen, kam aber schon im J. 1076 in neue Bedrängniß, weil ihn zu gleicher Zeit der König zu der Reichsversammlung nach Worms, der Papst Gregorius VII. dagegen zu einem Concilium nach Rom vorluden [14]). Benno war nicht zweifelhaft, wem er hier folgen müsse; beinahe der einzige von den teutschen Bischöfen begab er sich nicht ohne große Gefahren nach Rom und ward deßhalb auch von dem Papst mit ausgezeichneter Huld aufgenommen [15]). Als man darauf in Teutschland an die Wahl eines neuen Königs dachte, begab sich Benno in einem Pilgerkleide in sein Bisthum zurück, von dem Papst mit vielen Reliquien und andern Geschenken beehrt, zugleich aber auch mit dem Auftrag versehen, unter den heidnischen Slaven den christlichen Glauben zu verbreiten. Seitdem lebte und wirkte Benno nur für dieses Werk der Bekehrung, und er lebte dafür noch über 20 Jahre mit dem glücklichsten Erfolg, denn viele Tausende nahmen von ihm im heiligen Thale bei Meißen [16]) die Taufe an, zerbrachen ihre Götzenbilder und wurden von ihm in der christlichen Lehre unterrichtet. Dieser Eifer erwarb dem Bischof den Namen eines Apostels der Slaven. Er starb am 16. Juni 1106 in seinem 96. Jahre. Im J. 1524 wurde er vom Papst Adrian VI. auf Ansuchen der Markgrafen von Meißen canonisirt. Luther, dessen ganzen Zorn diese Heiligsprechung aufreizte, schrieb dagegen ein Büchlein: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden.“ Auf diese Schrift antwortete Emser, der im J. 1512 schon das Leben des heiligen Benno in Beziehung auf seine Heiligsprechung mit Einmischung von mehren Hunderten von Wundern, die Benno verrichtet haben soll, geschrieben hatte. Bennos Leichnam wurde nachmals nach München gebracht, wo er als Schutzpatron der Stadt verehrt wurde [17]). (*Voigt.*)

BENOIT (St.), Stadt mit dem Beinamen du Sault im Distr. le Blanc des franz. Dep. Indre. Sie liegt in einer romantischen Gegend, hat aber nur 1 Kirche, 160 Häus. und 1148 Einw., die einige Gerbereien

5) Nicht blos *Emser* in vita b. Bennonis, sondern auch das Chron. Hirsaug. hebt seine Gelehrsamkeit besonders hervor. 6) Benno's Biograph nent sie *Imperii Capellam.* 7) *Lambert Schafnab* ed. *Krause* p. 49. Chron. Hirsaug. l. c. läßt ihn durch den Papst aus seiner Einsiedelei an die Kirche berufen werden. 8) *Emser* l. c. nent nicht weniger als 46 Bischöfe, die daraus hervorgingen. 9) *Meneken* l. c. p. 1852. *Lambert. Schafn.* p. 49. 10) S. darüber das Genauere in *Emseri* vita b. Bennon. 11) Schröckh's Kirchengesch. 21. Th. S. 459. 12) *Lambert. Schafn.* p. 93.

13) *Lamb. Schafn.* p. 180 nent ihn Homo ecclesiasticae paupertatis, et nihil aut parum habens pompae militaris. 14) Voigt's Gregorius VII. S. 412 ff. 15) Emser erzählt: Als Benno aus Meißen weggegangen sey, habe er die Schlüssel des Doms zweien Domherren mit dem Befehl gegeben, sie in die Elbe zu werfen, wenn der teutsche König die Küche betreten wolle; und der Befehl sey befolgt worden. 16) Emser sagt: Vallis ipsa sancta in hodiernum usque diem ab incolis nuncupatur. 17) Vgl. über ihn *Menckenii* scriptt. rer. German. T. II. p. 1824—1986, wo Emsers vita S. Bennonis mit manchen andern Nachrichten zusammengestellt und auch Bennos Bildniß zu finden ist. *Fabricii* annal. urbis Misnens. Spangenberg's Mansfeldische Chronik. Ritters Meißn. Gesch. S. 215. *Voigt.*) Dem Vf. dieses Art ist *Seyffhrt's* Ossilegium Bennonis. Monachii 1765 4. unbekant geblieben, ein Werk, das wie ein Kenner urtheilt, gute Nachrichten gibt aus Urkunden, die ältere Biographen nicht benutzten, und über die verfabelte Geschichte dieses Heiligen Licht verbreitet. (*H.*)

und etwas Leinweberei unterhalten, auch Jahrmärkte haben. (*Hassel.*)

BENOIT (René), Renatus Benedictus, ein zu seiner Zeit berühmter Theolog, geb. 1521 zu Saveriéres unfern Angers, wurde 1556 zu Paris in das Collegium von Navarra aufgenommen, und begleitete 1560 die unglückliche Königin Maria Stuart als Hofprediger und Beichtvater nach Schottland, kam aber nach 2 Jahren wieder nach Paris zurück. Hier versah er 40 Jahre lang die Pfarrstelle von St. Eustach mit großem Beifalle, und seit 1587 war er zugleich königl. Professor der Theologie im Collegium von Navarra. Als die Ligue in Paris die Oberhand erhielt, begab er sich 1591 in das Lager Heinrichs IV., und seine Ermahnungen trugen viel zur Rückkehr dieses Fürsten in den Schooß der katholischen Kirche bei. Der König ernannte ihn zu seinem Beichtvater, und verlieh ihm 1594 das Bisthum Troyes, allein er konte dazu die päpstliche Bestätigung nicht erhalten, wegen einer von ihm herausgegebenen französischen Übersetzung der Bibel (Paris 1566. fol. 1588. Vol. II. 4.), und wegen der oft wörtlichen Übereinstimmung derselben mit der Genfer Übersetzung. Aller Protestationen des Verfassers ungeachtet, hatte die Sorbonne 1567 das Verdammungsurtheil über Benoits Übersetzung ausgesprochen, und Gregor XIII. dasselbe 1575 bestätiget. Erst 1598, nachdem Benoit seine Verdammung unterschrieben hatte, wurde er wieder in die theologische Fakultät aufgenommen, aber die päpstliche Bestätigung als Bischof von Troyes konte er nicht erlangen. Nachdem er 11 Jahre lang die Einkünfte dieses Bisthums bezogen hatte, sah er sich genöthigt, dasselbe niederzulegen, worauf er nach wenig Jahren, den 7. März 1608, zu Paris starb. Benoit war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, und man findet ein langes Verzeichniß seiner Schriften in der Bibliothèque hist. de la France und beim Niceron; allein sie können hier übergangen werden, da sie theils nur erbaulichen Inhalts sind, theils Zeitmaterien betreffen, die ihr Interesse verloren haben, und überdies aller wesentlichen Eigenschaften eines deutlichen und angenehmen Vortrags ermangeln *). (*Baur.*)

BENOIT oder Benoist (Elias), Verfasser der Geschichte des Edicts von Nantes, geb. d. 20. Jan. 1640 zu Paris von unbemittelten reformirten Ältern, kränklich, frühreif und durch jugendliche Ausschweifungen in seinen Schuljahren gestört, verdankte der Noth und seinem Talent noch als Privatlehrer seine Bildung zum Prediger. Er wurde es 1664 zuerst in Beausse und 1665 in Alençon, wo er das Predigtamt 20 Jahre rühmlich verwaltete und unter schwierigen Umständen Geist und Gewandtheit bewies. Auch durch theologische Siege über den Jesuiten de la Rue in einer die Höllenfahrt Christi und die Genfer Bibelübersetzung betreffenden Streitigkeit hatte er sich Achtung und selbst hohe Gönner erworben, die ihn zur Zeit der Aufhebung des Edicts von Nantes in einer wider ihn verhängten Untersuchung wegen des Kirchenfonds seiner Gemeine schützten. In Folge des Verbotes der Religionsübung der Reformirten in Frankreich wanderte er 1685 nach Holland aus, und erhielt eine Predigerstelle bei der wallonische Gemeine zu Delft; hier, wo er den übrigen Theil seines Lebens zubrachte, trat er zuerst als Schriftsteller auf. Seine Histoire et Apologie de la retraite des pasteurs à cause de la persécution de France ohne Ort 1686. 12. und seine Defense de l'Apologie pour les pasteurs de France etcet. Frckf. 1688. 12. gegen die wider ihn gerichteten Sentiments desinteressés sur la retraite des pasteurs etcet. (Deventer 1688. 12.) des berliner Predigers d'Artis vertheidigen die von diesem Gegner getadelte Entfernung der französischen Prediger von ihren Gemeinen als einen durch die Zeitumstände und ältere Beispiele gerechtfertigten Schritt. Mit Hilfe der an politischen Erläuterungen reichen Memoiren, die ein ehemaliger Sekretär Ludwigs XIV. Tessereau 1689 zu Rotterdam hinterließ, schrieb Benoit seine Histoire de l'édit de Nantes etcet. Delft. 1693—1695. II. T. in 5 Quartbänden, ein Werk, das die Schicksale der Reformirten in Frankreich von der Regirung Heinrichs IV. an bis 1691 mit Anführung vieler Einzelnheiten genau und zuverlässig, doch auch mit Wärme für seine Glaubensgenossen erzählt. Jedem Bande sind die nöthigen Urkunden beigefügt. Seine Bemerkungen über die Unrechtmäßigkeit des Verfahrens der französischen Regirung veranlaßten 2 pariser Priester vom Oratorium zu Gegenschriften. L. Tomassin suchte ihn in Zusätzen zur zweiten Ausgabe seines Traité hist. et dogmatique des Edits et autres Moyens spirituels et temporels, dont on s'est serwi, pour établir et pour maintenir l'Unité de l'église cath. Par. 1703. II Vol. 4. und Bordes in seinem Supplement au Traité des Edits etcet. Par. 1703. 4. zu widerlegen. An den innern Streitigkeiten der Reformirten nahm Benoit freiwillig Theil, mit Jurieu gegen Saurin, gegen le Clerc's Erklärung von Joh. 1, 1—14 durch seine Dissertationes in Evang. Joh. Rotterd. 1707. 8., gegen Jaquelots irenische Briefe an die Prälaten der gallicanischen Kirche durch eine Wochenschrift Avis sincères à M. les Prelats de France und Lettres à tous les Reformés françois 1698. 12, zusammen 9 Stk., bis ihm wie seinem Gegner von der wallonischen Synode Stillschweigen geboten wurde, gegen van den Honert durch seine Amica expostulatio adv. epistolam v. d. H. de stylo N. T. Delphis. 1702. 4., gegen Toland durch seine Melanges de remarques crit. hist. philos. theol. sur les dissertations: l'homme sans superstition et les origines judaiques etcet. Delft. 1712. 8. Alle diese Schriften, auch seine Sermons sur divers sujets Delft. 1698. 8. erschienen anonym. Im Jahre 1715 trat er in den Ruhestand und starb zu Delft d. 15. Nov. 1728. Er hinterließ ein starkes Manuscript Memoiren, worin er seine 47jährige häusliche Noth mit einer zänkischen Frau und seinen Charakter schildert und viele eigenthümliche Ansichten verträgt. Er hielt z. B. Petrons Satyricon für eine Übersetzung aus dem Griechischen, antiquarische Untersuchungen für unfruchtbar, die Philosophie Descartes und Spinoza's für Träumerei u. dgl. m. Neben solchen schneidenden Urtheilen über Gegenstände der öffentlichen Bewunderung wagt er auch neue, mitunter sen-

*) Mémoires de Niceron T. XLI. p. 1 sq., Nouveau Dict. hist., Biogr. univ. T. IV. p. 197.

derbare Erklärungen biblischer Stellen. Gesunden Menschenverstand, Scharfsinn und eine gefällige Darstellung findet man auch in diesem Nachlaß, aber desto weniger Sinn für abstracte Wissenschaften, die Benoits mehr auf die reale Gegenwart und das praktisch Brauchbare gerichteten Geist nicht ansprachen*). (*G. E. Petri.*)

Benozzo, s. Gozzoli.

BENRATH, (unrichtig Benrad geschrieben), königl. preuß. Domaine mit Schloß und Kirchdorf im Land-Kr. und Reg.-Bez. von Düsseldorf, der in eine Prov. vereinigten Landschaften Jülich, Cleve und Berg, 2 M. von D., mit schönen Gärten, die sich durch ihre Orangerie auszeichnen, einer Posthalterei und 560 Einw. (*H.*)

BENSBERG, Bensburg, wie Benrath, königl. Schloß im Stadt-Kr. und Reg.-Bez. von Düsseldorf, nebst Flecken. An dem 1705 gebauten Jagdschlosse ist viel von dem in der Nähe brechenden grauen Marmor angebracht. (*H.*)

Benschen, s. Bentschen; Benschendorf, s. Benedek.

BENSEN (Pensen, Panzen, Bensdorf, Benesow), Herrschaft und Municipalstadt in Böhmen, Leutmeritzer Kr., mit 206 Häus., einer Pfarre, zwei herrschaftlichen Schlössern und bedeutender Papiermanufaktur an der sächsischen Gränze, am Polzenfluß, 1¼ St. von Tetschen, 2¼ M. von Böhm. Leippa und 10 M. von Prag. (*Andr.*)

BENSEN (Karl Daniel Heinrich), Professor der Kameralwissenschaften zu Würzburg, geb. zu Einbeck den 28. Ottbr. 1761. Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt, und seit 1775 das Hallesche Waisenhaus besucht hatte, begab er sich 1776 nach Göttingen, studirte daselbst drittehalb Jahre die Theologie, und bekleidete darauf fünf Jahre lang eine Lehrerstelle am Padagogium zu Halle. In dieser Zeit fing er an, Kameralwissenschaften und Rechtsgelehrsamkeit zu studiren, und ein mehrjähriger Aufenthalt in Erlangen und Göttingen, als Führer junger Edelleute, kam seinem Streben sehr zu statten. Er nahm 1794 in Erlangen die juristische Doctorwürde an, hielt mit Beifall Vorlesungen über Kriminalrecht, Polizei- und Kameralwissenschaften, wurde 1797 ordentlicher Professor der letztern und außerordentlicher Professor der Rechte, folgte 1804 einem Rufe als Lehrer der Kameralwissenschaften nach Würzburg, starb aber daselbst schon am 30. März 1805. Sein früher Tod vereitelte manche schöne Hoffnung, da er bei seltenen Naturgaben und vielen Vorbereitungskenntnissen, in den Wissenschaften, die er lehrte, gründliche Einsichten besaß, wovon seine mit Beifall aufgenommenen Schriften zeugen, unter denen die bedeutendsten sind: Versuch eines systematischen Grundrisses der reinen und angewandten Statslehre für Kameralisten. Erl. 3. Abth. 1798. 8. umgearbeitet unter dem Titel: System der reinen und angewandten Statslehre. Eb. 1. Thl. 1804; 2. Theil von J. P. Harl 1808. 8. Versuch einer systematischen Entwickelung der Lehre von den Statsgeschäften. Eb. 2. Thl. 1800. 8. (eigentl. eine Umarbeitung von A. L. Schlötz Vorbereitung zur jurist. Praxis). Materialien zur Polizei-, Kameral- und Finanz-Praxis, für angehende praktische Statsbeamte. Eb. 3 Bde. 1800 — 1804. 8. und die Fortsetzung davon, unter dem Titel: Abhandlungen aus dem Gebiete der Polizei- und Statswirthschaft. Eb. 1. Bd. 1. Abth. 1804. 8*). (*Baur.*)

BENSERADE (Isaac de), ein berühmter Dichter seiner Zeit, wurde 1612 zu Lions oder Lyons, einem Städtchen in der Ober-Normandie, in der reformirten Confession geboren, ging aber in früher Jugend mit seinem Vater, der nach einigen Nachrichten ein Sachwalter war, zur katholischen Kirche über. Der Vater starb früh und hinterließ ihm wenig, er fand aber Hilfsquellen in seinem Witz und poetischen Talent. Die Theologie, zu der er bestimmt war, verließ er aus Liebe für das Schauspiel und die Schauspielerin, und trat eben deshalb als Theaterdichter mit seiner Kleopatra auf; s. den Art. Bellerose (1635 aufgeführt und 1636 gedruckt). Der Cardinal Richelieu verlieh ihm ein Jahrgehalt. Nach dessen Tode (1642) verscherzte er das Wohlwollen von dessen Erbin, der Herzogin von Aiguillon, durch ein leichtsinniges Epigramm, des Inhalts, daß ihm der Tod des Cardinals nahe, der Verlust seiner Pension aber noch ungleich näher gehe. Allein die Königin Anna von Östreich ersetzte ihm denselben durch ein Jahrgeld von 3000 Livres. Noch mehr that für ihn der Cardinal Mazarin, dessen besondre Gunst er sich zu erwerben gewußt hatte; auch Ludwig XIV. selber und der Herzog von Orleans, gaben ihm Beweise ihrer Freigebigkeit. Er genoß ansehnliche Einkünfte aus einigen geistlichen Pfründen, und konte daher zu Paris mit Anstand leben und Equipage halten; eine Wohnung hatte er im königlichen Palast. Erst spät, im J. 1674 wurde er an Chapelains Stelle Mitglied der Akademie. Hochbejahrt und nach langen Leiden starb er zu Paris im Novbr. 1691, nachdem er sich in der letzten Zeit mit geistlichen Betrachtungen beschäftigt und die meisten Psalmen übersetzt hatte. Sein Biograph Tallemant sagt daher, man könne sein Leben nicht mit mehr Galanterie anfangen und mit mehr Gottesfurcht beschließen, als er. Benserade's kräftigere Jahre fielen in jene Zeit, wo an dem französischen Hofe, der spätern, bei vorgerücktem Alter Ludwig XIV. ein ernsteres Ansehn erhielt, noch die galante, witzige und tändelnde Poesie in den Formen des Sonetts, Madrigals, Rondeau's und leichten Liedes beliebt und begünstigt war. In diesem Fach, und besonders in der Kunst, den Damen mit Gewandtheit in Versen zu schmeicheln, thaten es Benseraden wenige gleich und Niemand zuvor. Einige Zeit hindurch war sogar der Hof wegen zweier Sonette in zwei Parteien getrent, die der Jobelins (zu teutsch etwa Hiobisten mit dem Prinzen Conti, und die der Uranisten, mit der Frau von Longueville an der Spitze; die erstern hielten ein Sonett über Hiob von Benserade, die letztern ein Sonett an Urania von Voiture für beifallswerther. Beide nachher vergessene Gedichte hat Laharpe in seinem Lycée Bd. 4. S. 144. fgg. wieder in Er-

*) S. d. Art. Benoist in *Chaufepié* Dictionnaire hist. et crit. wo Auszüge aus seinen erwähnten Memoiren zu lesen sind.

*) Meusel's gel. Teutschl. *Harless* de recentiss. fatis univ. litt. Frid. Alexandr. Comm. I. Erl. 1805. Fol. Fikenscher's Gel. Gesch. von Erl. 2. Abth. 309.

innrung gebracht. Außerdem glänzte Benserade's Talent besonders in den damals am Hofe sehr beliebten Balletten, welche die Stellen der Opern vertraten. Mit vieler Gewandtheit wußte er in demjenigen, was die dargestellten Personen sprachen, zugleich auf die Individualität der Darstellenden Rücksicht zu nehmen, und so insbesondée auch dem Könige selber, der mehrmals heidnische Götter u. s. f. darstellte, die feinsten Schmeicheleien zu sagen. Er spielte in diesen von ihm ausgearbeiteten Rollen auf die geheimsten Neigungen und Begebenheiten der Hofleute an, und man rühmt von ihm, daß er es auf eine Art getban, welche die Getroffenen nicht zum Zürnen kommen ließ, was allerdings viel Feinheit und — Glück voraussetzt. Perrault, der bekante Verfechter der Neuern, spricht mit Bewunderung von diesen Versen des Benserade†), als einer der modernen Poesie angehörenden Erfindung, und selbst Voltaire in seinem Siècle de Louis XIV. erwähnt einiger in dieser Manier auf den König gedichteten Verse mit Beifall. Diese Art des Witzes, den man auch unter uns auf dem Theater angewendet bat, gehört freilich nur dem Augenblick an; er verschwindet, so bald eine Rolle einen andern Darsteller erhält. So sehr übrigens Benserade den größten Theil seines Lebens geachtet wurde, so sank doch sein Ansehn schon vor dem Ende desselben und noch weit mehr nach seinem Tode. Unter andern haben ihn Furetiere und Gottsched (in einer Anmerkung zum Artikel Benserade in seiner Übersetzung des Bayle) streng getadelt, und man muß allerdings gestehen, daß Benserade zunächst nur ein Dichter für seine Zeit war, daß seine Manier ziemlich beschränkt und nichts weniger, als tadelfrei erscheint, und daß der Beifall des Hofes, auf welchen sich sein Ruhm vornehmlich gründete, für die Nachkommen kein großes Gewicht haben kann. Äußerte sich doch schon Boileau über den Geschmack der Hofleute seiner Zeit bitter genug! Benserade's Dramen (er lieferte sowol Trauerspiele als Lustspiele), sind auch nur mittelmäßig, und seine Rondeaux sur les Métamorphoses d'Ovide, zu deren Ausschmückung mit Kupfern der König 10,000 Livres gab, erfuhren die ungünstigste Aufnahme. Seine Oeuvres diverses erschienen nach seinem Tode, Paris 1697. 2 Bde. 12. mit einem voranstehenden Discours touchant la vie de Mr. de Benserade, vom Abt Talemant, und wurden im folgenden Jahr in Holland nachgedruckt. — Benserade war auch im geselligen Umgange ein aufgeweckter witziger Kopf, der sich nicht scheute, den Großen mit guter Miene die offene Wahrheit zu sagen, aber durchaus keinen Tadel seiner Verse vertragen konte. Er war nicht eigentlich gelehrt, und kante insbesondre die Alten wenig, weshalb sein Lobredner Pavillon es ihm zur Ehre anrechnete, daß er alles seinem Genie verdankt habe. Die sehr bekante Antwort, welche er einst der Herzogin von Orleans auf eine mythologische Frage wegen des Unterschiedes zwischen Dryaden und Hamadryaden gab††), mag allerdings auch ihren Grund in seiner Unkunde gehabt haben; man muß aber gestehen, daß dieser augenblickliche Einfall witzig und lustig genug war. Über ihn vergleiche man außer dem schon erwähnten Discours von Tallemant noch die Biblioth. franç. Tom. XVIII. S. 287 fgg. *Perrault* hommes illustr. de France. Tom. II. S. 79. Histoire du Théatre franç. Tom. VI. S. 112 — 118. Niceron Bd. XI. Die bekanten Wörterbücher von Moreri und Bayle, wo man der literarischen Nachweisungen noch sehr viele findet. (*Rese.*)

BEN-SEW, ein gelehrter Jude und vortreflicher Literator, von israelitischen Eltern in einem kleinen Städtchen Polens 1763 geboren. Von seltenen Fähigkeiten und ungemeinem Fleiße unterstützt, machte er schon in früher Jugend im Talmud, und in der grammatikalischen Erklärung desselben Fortschritte, die allgemeine Bewunderung erregten. Erst 21 Jahre alt, schrieb er einen Kommentar über das philosophische Werk: Emunot wedeul, und einige Jahre später gab er eine schätzbare hebräische Grammatik unter dem Titel: Talmud leschon iwri heraus, von der 1806 in Wien eine neue Auflage herauskam. Nicht lange darauf erschien sein Sirach, eine Übersetzung aus dem Syrischen, mit einem vortreflichen Kommentar. Seine letzten literarischen Arbeiten waren ein Elementarbuch für die Jugend, ein Wörterbuch (das Einzige, was die jüdische Nation in dieser Art aufzuweisen hat), und ein gehaltvolles Werk über den Glauben. Die allzugroße Anstrengung seiner Kräfte schadete seiner Gesundheit, und er starb zu Wien den 15. Febr. 1811. Voll Eifers, an der Bildung der Sprache und des Geistes seiner Nation zu arbeiten, erwiederte er, als man ihn bat, sich selbst zu schonen: „Es liegt in der Natur des bessern Menschen, sich seiner Nation hinzugeben, um ihr Glück zu befördern*).“ (*Baur.*)

BENSHAUSEN, Benzhausen, Marktfl. im preuß. Reg.-Bez. Erfurt, Kr. Schleusingen, am Bensbauser Wasser, das weiter unten sich mit der Schwarza vereinigt, mit 266 Häus., 1530 Einw., 1 Eisen- und 2 Zainhammern, Weinhandel, eisenhaltigen Mineralquellen. (*Stein.*)

BENSHEIM, großherzogl. hessische Stadt, an der Bergstraße und in dem fruchtbarsten Theile derselben, 5 Stunden von Darmstadt und 7 von Heidelberg gelegen; ein sehr alter Ort, der schon in den Jahren 765 und

†) Seine Worte verdienen hier, als bezeichnend eine Stelle. Er sagt: (Parallelle des Anciens et des Modernes. Amsterdam 1693. Tom. II. pag. 210.) „Nous examinons presentement les nouvelles sortes de Poësie, qu'on a ajoutées aux anciennes. Je vais vous en dire encore une, ce sont les vers admirables, que Monsieur de Benserade faisoit pour les Ballets du Roi. Avant lui, quand on faisoit les stances, sur Jupiter, par exemple, qui fait une entrée, où il foudroye les Cyclopes, ces stances ne parloient que de Jupiter comme Jupiter, et point du tout de la personne, qui le representoit; Monsieur de Benserade tourne ses vers de manière, qu'ils s'entendent également et de l'un et de l'autre, et comme c'étoit ordinairement le roi, qui representoit Jupiter, d'autres fois Neptune, quelquefois Mars ou le Soleil, rien n'en est plus admirable, que la finesse des louanges, qu'il lui donne, sans s'adresser à lui. Le coup porte sur le personnage, et le contrecoup sur la personne, ce qui donne un double plaisir, en donnant à entendre deux choses à la fois, qui belles separément, deviennent encore plus belles étant jointes ensemble.“ — —

††) Er sagte nämlich, beide unterschieden sich von einander, wie die Bischöfe und Erzbischöfe.

*) Becker's Nationalzeit. der Teutschen. Apr. 1811. S. 329.

774 unter den Namen Basinsheim, Basinesheim, Besinsheim vorkomt. Er war ein Eigenthum des berühmten Klosters Lorsch und sehr früh berühmt, denn im Jahr 956 erhielt letzteres bereits von Kaiser Otto dem Großen das Privilegium eines öffentlichen Jahrmarktes für dessen Villa Basinsheim. Der Wohlstand des Ortes vergrößerte sich von dieser Zeit an eben so sehr, als seine Einwohner an Menge und Ansehn zunahmen. Schon frühzeitig fand man unter den Bewohnern viele adelige und andre reich begüterte Personen, die ihr Eigenthum ganz oder zum Theil dem Kloster Lorsch schenkten oder zu Lehn auftrugen, und als Lehn zurückerhielten. Stadtrechte hatte sich Bensheim sehr zeitig erworben, nach Urkunden von 1318, 1320, 1321, 1434. Nach Einverleibung des Klosters Lorsch mit dem Erzstifte Mainz (1232) kam auch Bensheim unter Mainz. Im J. 1461 verpfändete der Erzbischof Diether von Mainz dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz die Städte Heppenheim und Bensheim, nebst Mörlenbach, Starkenburg und allen dazu gehörigen Dörfern, Rechten, Renten und Gefällen um 100,000 Gulden, welche Verpfändung auch Erzbischof Adolph im J. 1463 bestätigte. Von dieser Zeit an blieb Kurpfalz im ruhigen Besitze der obgedachten Orte oder der Mainzischen Bergstraße. In der baierischen Fehde (1504) wurde die Stadt Bensheim von dem Landgrafen Wilhelm von Hessen 11 Tage lang mit großem Ernst, aber vergeblich belagert. Die Bürger hielten sich äußerst tapfer, wie solches eine in Stein gehauene Denkschrift am Auerbacher Thore bezeugt. Bei der bekanten Melatischen Mordbrennerei am Rheinstrome und an der Bergstraße, 1689, hatte Bensheim das Glück, durch einen französischen General, der im dortigen Kapuzinerkloster krank lag, von dem Brande und der Plünderung gerettet zu werden. Damals stand Bensheim wieder unter kurmainzischer Landeshoheit; denn bereits im J. 1621 geschah die Aufkündigung der Pfandschaft der Mainzischen Bergstraße, und im J. 1623 erfolgte die wirkliche Besitznahme von Kurmainz, jedoch mit Widerspruch von Kurpfalz. Die Schweden trieben die Mainzer im J. 1631, und die Kaiserlichen wieder jene, 1634, aus dem Besitze. Endlich wurde in dem Westphälischen Frieden, 1648, die Auslösung förmlich gestattet, und diese erfolgte durch den Bergsträßer Rezeß 1650. Von dieser Zeit an blieb Kurmainz in völligem Besitz bis zum J. 1802, wo durch den Regensburger Rezeß unter andern auch das Oberamt Starkenburg, mit den Städten Heppenheim und Bensheim dem hessendarmstädtischen Hause als Entschädigung zugetheilt wurde.

Die natürliche, sehr günstige Lage der Stadt Bensheim, indem die berühmte Bergstraße mitten durch die Stadt zieht, die große Fruchtbarkeit ihrer Felder, die Menge vortreflicher Weinberge, Obst- und andrer Gärten, am meisten aber die Industrie und fast allgemeiner Handelsgeist der Einwohner, haben die Stadt in einen blühenden Zustand versetzt †). Viel schöne Häuser trift man indessen in Bensheim nicht an, indem die Bewohner mehr auf ihre Keller und ihr Gewerbe, als auf ihre Häuser sehen. Das Rathhaus, mitten auf dem Markte, ist die schönste Zierde der Stadt; nur schade, daß seine innere Einrichtung seinem äußern Ansehn gar nicht entspricht. Außer diesem findet man hier mehre landesherrliche und adelige Höfe, unter letztern zeichnet sich der von Rodensteinische vortheilhaft aus. Die Stadt hat 4 Kirchen, und außer der teutschen und einer Industrieschule, ein Gymnasium und eine Normalschule. Vier Jahrmärkte, wovon der erste bereits durch ein Privilegium des Kaisers Otto des Großen im J. 956 entstanden ist, sind sehr berühmt, und werden, so wie die Wochenmärkte, stark besucht. Die Stadt hat viel Waldung, aber leider, wenig Holz.

Unter die vorzüglichen Weinberge gehören der Pfaffenberg, der Kirchberg, Leimenberg und Hemsberg. — B. ist auch der Sitz eines Justiz-, Hoheits- und Rentamtes; es gehört aber zu dem erstern bis jetzt nur, nebst der Stadt B., das kleine Dorf Fehlheim, an dem alten Neckarbette gelegen, beinahe 1 St. von B.††). (*Dahl.*)

BENSON (George), Doctor der Theologie und presbyterianischer Prediger in London, geb. den 1. Sept. 1699 in dem Flecken Gerat Salkeld, am Ufer des Flusses Eden in der Provinz Cumberland. Er studirte 4 Jahre lang mit großem Fleiße die theologischen Wissenschaften zu Glasgow, wo er sich von der reformirten Kirche zu den Presbyterianern wendete, fieng 1721 an zu predigen, und wurde im folgenden Jahre von der Gemeinde der Presbyterianer zu Abington, in der Grafschaft Berk, einmüthig zum Lehrer erwählt, nachdem schon 17 andre Kandidaten zu dieser Stelle sich durch eine Probepredigt empfohlen hatten. Nach 7 Jahren folgte er dem Rufe zu einer andern presbyterianischen Gemeinde, die sich damals in einer Gegend von Southwark versammelte, 1740 aber kam er nach London, wo er neben seinen gewöhnlichen Amtsverrichtungen junge Studirende zu den akademischen Studien vorbereitete, und den 6. April 1762 starb. Ohne ausgezeichnete Talente hatte er sich durch anhaltenden Fleis viele theologische, besonders exegetische Kentnisse erworben, und er stand unter der englischen Geistlichkeit in hohem Ansehn, nicht allein wegen seiner amtlichen und schriftstellerischen Verdienste, sondern auch wegen seines menschenfreundlichen, friedliebenden und toleranten Karakters. Überzeugt, daß das Christenthum eine allgemeine Menschenliebe, Duldung und Vertragsamkeit fodere, gestand er jedem die vollkommenste Freiheit des Urtheils in Religionssachen zu, vertrug gern Widerspruch, und nahm die Wahrheit wo er sie fand. Alles,

†) In der Stadt selbst und in dem kleinen zum Amte Bensheim gehörigen Dorfe Fehlheim, welche nur 575 Häuser und 3700 Bewohner enthalten, findet man unter andern folgende Gewerbs-, Handels- und Handwerksleute: 17 Bäcker, 6 Branntweinbrenner, 2 Büchsenmacher, 3 Drechsler, 2 Essigsieder, 13 Handelsleute, 4 Hutmacher, 9 Judenhandelsleute, 3 Kammmacher, 16 Küfer, 17 Leinweber, 7 Mahl-, 2 Öl-, 1 Leh- und 1 Schneidemüller, 3 Mehlhändler, 12 Metzger, 3 Nagelschmiede, 12 Rothgerber, 6 Sattler, 5 Schlosser, 6 Schmiede, 20 Schneider, 10 Schreiner, 60 Schuhmacher, 2 Silberschmiede, 4 Strumpfweber, 3 Wagner, 3 Weißgerber, über 30 Wirthe, 3 Wollenweber, 2 Zeugschmiede, 5 Zinnmeleute, 2 Zinngiesser, 5 Zucker- und Lebkuchenbäcker.

††) Eine alte aber schöne Zeichnung dieser Stadt und Gegend findet man von Merian in Zeiler's Topographia Palatinatus Rheni, p. 12.

was er drucken ließ, unterwarf er zuvor der Kritik seiner gelehrten Freunde, und gestand gern öffentlich, was er ihnen zu danken hatte. Zur Hauptaufgabe seiner wissenschaftlichen und schriftstellerischen Beschäftigung machte er die gemeinnützige Erklärung des neuen Testaments, und er hat sich in dieser Beziehung anerkanntes Verdienst, zunächst in seinem Vaterlande, und dann auch in Teutschland erworben, wo seine Schriften in vielgelesenen Übersetzungen manche bessere religiöse Ansicht verbreiten halfen. Zwar hatte er seine besondern dogmatischen Meinungen, welche er in Erklärung mancher Schriftsteller begünstigte, es fehlte ihm auch an umfassenden und tief eindringenden Sprachkentnissen, aber sehr glücklich traf er oft den Sinn des Schriftstellers aus dem Zusammenhang seiner Rede, aus seinem Geist und Karakter, und aus den Umständen derjenigen, für welche er zunächst geschrieben hatte. Von seinen vielen Schriften bemerken wir folgende, als die vorzüglichsten, jetzt aber auch durch bessere verdrängten: A Paraphrase and notes on the epistles of St. Paul to Philemon, 1 and 2 to the Thessalonians, 1 to Timothy, to Titus, 2 to Timothy. Ed II. Lond. 1752. 4.; erschien zuerst einzeln, so wie seine Arbeiten über die Briefe Jakobi, Petri, Judä und Johannis mit der Überschrift: A Paraphrase and notes on the seven (commonly called) catholic epistles etc. ib. 1739. 4. Alle diese Paraphrasen wurden von J. P. Bamberger ins Teutsche übersetzt, unter dem Titel: Erklärungen und Anmerk. einiger Bücher des N. T. Leipz. 1761 4 Bde. 4.; besonders erschien: Ge. Bensonii Paraphrasis et notae philologicae in epistolam St. Jacobi, latine vertit et suas ubique observationes addidit I. D. Michaelis. Halae 1747. 4.*). The history of the first planting of the christian religion. Lond. 1753; ed. II. 1756. Vol. II. 4 teutsch von J. P. Bamberger. Halle 1768. 2 Bde. 4. (eigentl. eine Erklärung der Apostelgeschichte). The reasonableness of the christian religion, as delivered in the scriptures. Lond 1743, ed. III. Vol. II. 1759. 8. teutsch, von J. P. Bamberger. Halle 1763. 8. Collection of various tracts. Lond. 1747. 8. teutsch, von Bamberger. Halle 1763. 8.**). (*Baur.*)

BENSTÄDT, Pfarrdorf, dem Prinzen August Ferdinand von Preußen gehörig, in dem preuß. Reg.-Bez. Merseburg, Mansfelder Seekreis, mit 57 Häus. und 382 Einw. Der hier gegrabne weiße Thon wird zu den Formen in der Porzelanfabrik zu Berlin gebraucht. (*Stein.*)

BENTEKA, der Name eines malabarischen Baums bei Rheede hort. mal. 4. t. 30., den auch Lamarck enc. I. 401 aufgenommen, obwol seine Verwandtschaft und Stellung im System ungewiß ist. Er hat abwechselnd stehende, eiförmig zugespitzte, unten weichhaarige Blätter. Die Blüthen stehen in Trauben, sind weißgrünlich und angenehm riechend. Der Kelch ist glockenförmig und fünfzähnig, die Corolle fünftheilig, die Frucht eine oben zweifächerige Beere. (*Sprengel.*)

BENTHAM, 1) Thomas, berühmter engländischer Theolog, geb. 1513 in Yorkshire, gest. 1578. Protestant im Herzen, hielt er jedoch unter Heinrich VIII. seine Gesinnung zurück, bekante sie unter Eduard VI., und zeigte sich als großer Eiferer unter Maria; wurde entsetzt und predigte nun zu Zürich und Basel, kehrte aber heimlich nach London zurück, wurde im zweiten Regierungsjahre der Elisabeth zum Bischof von Lichtfeld und Coventry ernant, und von der Universität zu Oxford zum Professor der Theologie in London. Die engländische Übersetzung der Psalmen, des Ezechiel und Daniel in der Bibel der Elisabeth ist von ihm. — — 2) Jakob, geb. zu Ely 1708, gest. 1794, studirte zu Cambridge, war dann an verschiednen Orten Vikar, und erhielt zuletzt eine Präbende beim Stift zu Ely. Durch seine Geschichte und Alterthümer der Kathedrale von Ely seit Stiftung des Klosters 675 bis zum Jahre 1771 (Cambr. 1771. 4. m. K.) hat er sich als Alterthumsforscher rühmlich bekant gemacht. Die Bemerkungen in der Einleitung über sächsische, normannische und gothische Bauart verdienen besondre Bemerkung. (*H.*)

BENTHEIM, eine Grafschaft an den Gränzen von den Niederlanden, jetzt eine Provinz Hanovers. Sie hat den Namen von dem Schlosse Bentheim, wird von den Niederlanden, der preuß. Provinz Westphalen und den Kreisen Meppen und Emsbühren umgeben, und ist 18,^{90} Q.-M. groß; die Oberfläche aber, von der Vecht, welche durchaus flöß- und von Northorn bis Zwoll schiffbar ist, bewässert, und besteht theils aus Morästen und Vehnen, theils aus guter Geest, worin man auch auf Waldungen, wie den Bentheimer Wald und den Wengselmbruch stößt, die die letzten Enden des Teutoburger Waldes ausmachen. Das sonst gemäßigte und milde Klima wird durch die vielen Nebel, die über diesem Lande hängen und die es mit Holland theilt, unfreundlich. Die Geest ist gut angebaut, und erzeugt Korn, Rübsamen, Flachs und Kartoffeln im Überflusse, und die Vehne geben zureichenden Torf, der indeß immer mehr abnimt. An Vieh wurden ohne das, was dem Examte gehörte, 1788 nach Weddigens Tabelle an Pferden 3681, an Rindvieh 21,465, an Schafen, welches meistens Haidschnaken waren, 54,893 Stück, an Schweinen 5155 und an Bienenkörben 12,128 Stück gezählt. Von Federvieh werden besonders Gänse gehalten. In den Waldungen gibt es Kleinwild, in den Gewässern Fische, in den Hügeln bei Bentheim und Gildehaus Sand-, Mühl- und Quadersteine, die besonders zum Wasserbau nach Holland abgesetzt werden, auch hat man Töpferthon, Steinkohlen, etwas Raseneisen und reichlich Torf, so daß es dem Lande an den Nothwendigkeiten des Lebens nicht fehlt. Garnspinnerei und Leinweberei ist über das ganze Land verbreitet, aber dies und die Gewerbe in den Städten geben doch den Bewohnern nicht durchaus Auskommen, daher häufig nach Holland gewandert wird. Das Land benutzt seine günstige Lage zum Handel und die schiffbare Vecht wenig; es treibt keinen

*) Benson's Paraphrasen schließen sich an die ähnlichen Arbeiten von Joh. Locke und James Peirce an. Der erste hat die Briefe an die Galater, Corinther, Römer und Epheser paraphrasirt; Peirce bearbeitete die Briefe an die Colosser, Philipper und Hebräer, und Benson die übrigen, ohne jedoch seine Vorgänger zu erreichen. **) Sein Leben von Dr. Amory vor Benson's History of the life of Jesus Christ. Lond. 1764. 4. Britt. theolog. Magaz. 2. Bd. 387 — 407. Strodtmann's neues gel. Europa 19. Th. 565 — 582. Allg. d. Bibl. Anh. zum 1 — 12 Bd. 1 Abth. 123 — 129.

Kommissions- und Speditionshandel und begnügt sich an dem Verschleisse seiner eignen Produkte, die meistens Holland abnimt. An Einw. hatte das Land 1812 24,364 in 3 Städten, 1 Marktflecken, 62 Bauerschaften und 3798 Häus. Die westphälische Mundart ist gemein, doch findet man auch schon holländische Sprache und noch mehr holländische Sitten. Die Reformirten besitzen 14, die Katholiken 5 Kirchspiele, beide mit gleichem Rechte. 1788 waren ausser 5 Edelhöfen 10,562, und 12,247 schutzpflichtige Unterthanen vorhanden. Das Land hatte sonst Provinzialstände, wozu der Prinz von Oranien wegen seiner Bentheimschen Güter, 5 Edelhöfe, 2 Klöster und 3 Städte gehörten, aber diese essiren jetzt, und Bentheim sendet zum hannöverschen Landtage 2 Deputirte, 1 von der Ritterschaft, 1 von den Städten. Es steht unter einer eignen Provinzialregirung und Kammeradministration, die wie die Steuerkassen zu Bentheim den Sitz haben. Von dem dasigen Tribunale gehen die Berufungen an die Justizkanzlei zu Osnabrück. Untergerichte sind die 5 Ämter. Der Oberkirchenrath respizirt die 13 ref. Pfarren, und hat eine Einrichtung, wie die übrigen hannöverischen Konsistorien; die Katholiken gehören zum Sprengel von Osnabrück; das ganze Land macht nur eine Oberförsterei mit 6 Förstern und Forstaufsehern aus. Die Steuern sind unbeträchtlich: die Landsteuer beträgt 42,700, der Militärbeitrag 17,300 Rthlr., aber die Domänen bringen über 100,000 Rthlr. auf. Die Provinz wird in die 5 Ämter Bentheim, Emblichheim, Neuenhaus, Nordhorn und Ulsen abgetheilt. — Schon seit den ältesten Zeiten hat das Land seine eigne Grafen, die mit denen von Holland einerlei Ursprung haben. Seit 1500 theilen sie sich in 2 Linien: 1) Teclenburg, welche aber die Grafschaft längst nicht mehr besitzt, dafür aber gegenwärtig unter preuß. Oberhoheit die Souveränitätsländer, die Herrschaft Rheda und Hohenlimburg 4 Q.-M. mit 13,856 Einw. und etwa 50,000 Gulden Einkünften. Der Graf ist gegenwärtig in den preuß. Fürstenstand erhoben und residirt zu Hohenlimburg; 2) Bentheim-Bentheim, welches die Grafschaften Bentheim und Steinfurt besaß. Aber Graf Friedrich Karl Philipp, den große Schulden drückten, verpfändete 1753 dieses sein Stammland gegen einen Vorschuß und gegen Übernahme der Schulden auf 30 Jahre an Hanover. Beides betrug 900,000 Rthlr. Die 30 Jahre waren 1783 abgelaufen, und das Pfand wurde reklamirt, da aber die Zurückzahlung des Pfandschillings nicht erfolgte, so blieb Hanover bis 1804 im Besitze, in welchem Jahre der Graf an Frankreich, das damals Herr von Hanover war, einen Theil der Pfandsumme bezahlte, und mit Protestation Hanovers in das Land wieder eingesetzt, doch bald darauf mediatisirt und das Land unter Bergensche Hoheit gezogen wurde. Als Hanover 1813 wieder zum Besitze des Kurfürstenthums gelangte, setzte es sich von neuem in den Besitz von Bentheim, welches auch der Wiener Congreß bis dahin, wo der Graf den Pfandschilling zurückgezahlt haben würde, bestätigte, und zugleich die Grafschaft mediatisirte. Hanover, das jetzt in dem völligen Besitze geblieben ist, gibt dem Grafen eine jährliche Subsidie von 13,000 Rthlr. Als preuß. Standesherr, als welcher er auch in den Fürstenstand erhoben ist, besitzt er noch die Herrschaft Steinfurt — 1 Q.-M. mit 1980 Einw. — und die Herrschaften Alpen im Kreise Rheinberg, und Batenburg in Geldern, woraus er etwa 60,000 Gulden Einkünfte hat und zu Burg Steinfurt residirt — Bentheim, der Hauptort der Grafschaft, der Sitz der hannöverschen Provinzialbehörde und eines Amts, wozu die Stadt Schuttdorf und 7981 Unterthanen gehören, ist ein Marktflecken (Br. 52° 18′ 32″ L. 24° 47′ 45″), hat 1 noch alterArt befestigtes Felsenschloß, 1 reform. und 1 kath. Kirche, 298 Häus. und 1378 Einw., die sich von den Ausflüssen der Collegien, einiger Leinweberei, Gerberei und Pergamentfabriken nähren, auch einen Gesundbrunnen*). (*Hassel.*)

BENTHEM oder Bentheim (Heinrich Ludolph), ein lutherischer Theolog, geb. den 2. Novbr. 1661 zu Zelle, studirte in Rinteln, Helmstädt und Jena, ward nach gelehrten Reisen in Holland und England 1689 Archidiakonus zu Dannenberg, 1692 Superintendent zu Bardewick, 1704 Superintendent und Propst zu Ulzen und 1710 Generalsuperintendent, Konsistorial- und Kirchenrath zu Haarburg, wo er den 9. Juli 1723 starb. Sein Neueröffneter enaellandischer Kirchen- und Schulenstat Lüneb. 1694 8. verbessert und vermehrt von Balth. Menzer Lpz. 1732 8., und der nach seiner 1694 unternommenen zweiten holländischen Reise erschienene holländische Kirchen- und Schulenstat Frtfrt. und Leipz. 1698 2 Bde. 8. sind noch jetzt zur Kentniß des damaligen kirchlichen Zustandes und wissenschaftlichen Lebens beider Länder brauchbar und besonders reich an literärischen Nachrichten. Doch vermißt man zweckmäßige Auswahl und Vollständigkeit in den Angaben über die kirchliche Statistik von England und findet auch in dem reichhaltigeren und besser geordneten Werke über Holland bisweilen fremdartige Dinge eingemischt. Die Dedication desselben an den Kurfürst Friedrich von Brandenburg spricht den lebhaftesten Eifer für die Vereinigung der Reformirten und Lutheraner aus. Vorschläge dazu machte Benthem in einer pseudonymen Schrift: Pacifici Verini unmaßgebliche Bedenken, ob und wie heutiges Tages die gesuchte Vereinigung diene zum Wohlstand der Kirche Christi. Brschw. 1700. 8. Gegen die darin aufgestellte Meinung, daß beide Parteien eben so gut kirchlich verbunden seyn könten, als die Calvinisten und Arminianer in der engellandischen Kirche, machte Fr. Ulr. Calixtus in seiner Gründlichen Vorstellung, welches das einzige wahre Mittel zur Vereinigung der beiden evangel. Kirchen sey, 1700 8. die Nothwendigkeit der Übereinstimmung in der Glaubenslehre geltend, daher sich Benthem in einer andern Schrift (Irenici Philalethae Animadversiones in adnotata Calixti 1701 8.) vertheidigte. Als ein freimüthiger und aufgeklärter Theolog zeigte er sich in diesen Schriften, doch sind sie, wie seine unbedeutenden Passionsbetrachtungen, Hirtenbriefe, und Übersetzungen aus

*) Dieses Bentheimer Mineralwasser ist ein Schwefelwasser, das, ausser Schwefel und mehren Neutralsalzen, 50 Kubikzoll Kohlensäure in 1 Pfd. enthalten soll. Seine ärztliche Wirkung ist die allgemeine der übrigen Schwefelwasser, (s. K. A. Hofmann's Taschenb. f. Ärzte, Physiker und Brunnenfr. ꝛc. Weim. 3 Aufl. 1815. kl. 8. S. 76. ꝛc. — Trampel's med. chir. Bemerk. S. 132.) (*Th. Schreger.*)

dem Englischen vergessen. Dieses Schicksal theilt seine mehr guten Willen als tiefe Gelehrsamkeit verrathende Vorstellung und Betrachtung der Schriften der alten Kirchenlehrer von der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion; Hamb. 1727 8., deren Vorbericht seine hier benutzte Lebensbeschreibung enthält†). (*G. E. Petri.*)

BENTINCK (Johann Wilhelm), aus einer alten niederländischen Familie, die ihre Güter in Overyssel und Geldern hatte (man findet sie schon im 14. Jahrh.), war der Freund Wilhelms III. Königs von England, und Statthalters der vereinigten Niederlande. Er hatte sich diese Freundschaft durch ein seltenes Opfer erkauft. Erst zum Edelknaben, nachher zum Kammerjunker und endlich zum Kammerherrn des Statthalters angestellt, wartete er diesen, als er im J. 1675 die Blattern bekam, mit so unermüdeter Treue, daß dieser nachher erklärte, „er wisse nicht, ob Bentinck in sechzehn Tagen und Nächten geschlafen habe; wenigstens habe er nie sein erstes Anrufen unbeantwortet gelassen.“ Die Krankheit, die den Fürsten verließ, ergriff den Diener in einem weit stärkern Grade; doch war er kaum der größten Lebensgefahr entkommen, so wollte er dem Prinzen zur Armee folgen. So viele Beweise von Anhänglichkeit rührten ein Gemüth, welches sonst der Freundschaft nicht sehr zugänglich war, aber die Wenigen, denen es sich öffnete, auch mit standhafter Liebe umfaßte. Er genoß seitdem des Prinzen ganzes Vertrauen, der ihn in die holländische Ritterschaft erhob, ihm im Jahr 1677 und 1685, doch vorzüglich 1688 die schwierigsten und heimlichsten Angelegenheiten vertraute, um nämlich die Herzoge von Würtemberg und Braunschweig-Lüneburg, den Kurfürsten von Brandenburg, den Landgrafen von Hessen, und (welches unendlich schwer war), die Stadt Amsterdam, das Haupt der holländischen Opposition, für des Prinzen Unternehmung nach England, und deren Unterstützung zu gewinnen. Gleich nach der gelungenen Unternehmung erklärte Wilhelm, jetzt König geworden, seinen Freund zum Grafen von Portland, und Pair von Großbritannien. Dieses aber verwickelte ihn wieder in einen Streit mit der Stadt Amsterdam, welche, gleich nach dem glücklich beendigten Zuge des Statthalters, ihr altes Mißtrauen gegen dessen Gewalt nun desto lebhafter fühlte, da sie mit königlicher Macht über ein mächtiges Reich verstärkt war. Portland wollte in der Statenversammlung von Holland als Ritter wieder Sitz nehmen, Amsterdam widersetzte sich, weil er im Dienst einer fremden Macht sey; aber nicht nur der ganze Adel der Provinz erklärte sich für Bentinck, sondern auch der König betrachtete die Sache als seine eigne, und obschon die Amsterdamer Deputirten anfangs der Versammlung in Portland's Gegenwart nicht beiwohnten, ließen sie sich endlich, nach Beilegung andrer Zwistigkeiten, dazu bewegen. Es ist sonderbar, daß Portland's Gunst beim Könige nicht nur die Unzufriedenheit der Holländer, sondern auch der Engelländer weckte, daß man öffentlich im Parlamente sagte, England hätte nicht blos die Franzosen und irländischen Rebellen, sondern auch die Niederländer zu fürchten; doch Wilhelm blieb seinem Freunde unveränderlich ergeben. Im J. 1697 trug er, in geheimen Unterhandlungen mit dem Marschall von Boufleurs viel bei zum Abschluß des Rißwyker Friedens, und zur Anerkennung Wilhelms III. als König durch den französischen Hof, wohin er sich gleich nach dem Frieden als Gesandter begab. Doch die unerwartete Gunst des jungen Keppel, auch eines Niederländers, den Wilhelm zum Grafen von Albemarle erhob, weckte die Eifersucht Portland's in dem Grade, daß er alle seine Ämter niederlegte, doch dem Könige als Statsmann (vorzüglich beim Theilungstraktat der spanischen Monarchie 1700) seine Dienste nicht entzog. In Wilhelms Todesstunde war Portland nicht zugegen, der König ließ ihn rufen, er kam, schon hatte jener die Sprache verloren, doch drückte er noch Portland's Hand an sein Herz. Nach Wilhelms Tode entfernte sich Portland von allen Geschäften, und starb (den 4. Novbr. 1709) auf seinem Landgute in Berkshire. Unter seinen Nachkommen, die in England naturalisirt blieben, hat sich Sir William Bentinck von 1811 bis 1814 durch seine Thaten in Sicilien, Spanien und zu Genua gegen die Franzosen bekant gemacht. Ein andrer Zweig der Bentinckschen Familie ist in Holland geblieben, und hat sich theils im Seedienste (in der Schlacht bei Doggersbank den 5. August 1781, wo ein Bentinck tödtlich verwundet wurde), theils im State ausgezeichnet. Die Bentinck waren immer warme Anhänger des oranischen Hauses*). (*v. Kampen.*)

BENTINKSCHE MÜNZSAMLUNG. Dieser von den Numismatikern oft gerühmte Münzschatz verdient auch darum einige Aufmerksamkeit, weil er ein rühmlicher Beweis des Eifers ist, den Münzliebhaberei erregen kann. Die reiche Gräfin Bentink, geb. Gräfin Aldenburg, sammelte auf einer Reise durch Italien, Teutschland und in den Niederlanden alte Münzen und Bronzen, zu denen aus dem Ennerschen Kabinette sehr seltne Stücke hinzukamen. Aus der blossen Schaulust ward nach und nach Studium, und im 62. Jahre wagte sich die Dame daran, das Verzeichniß ihrer beträchtlichen Samlung zu geben, das wirklich binnen 7 Monaten zu Stande kam und bei mancherlei Mängeln, die daraus entstanden, daß der Verfasserin die gelehrten Kentnisse und Kritik abgingen, doch manche seltnere Münzen durch gute Kupfer zur allgemeinern Kentnis brachte†). Dies Verzeichniß erschien unter dem Titel: Catalogue d'une collection de medailles antiques, faite par la Ctsse. Donairière de Bentink née Ctsse. d'Aldenburg, Dame de Varel, Kniephausen et Doorwerth. Amsterd. 1787 4., dem 2 Supplementbände rasch folgten. Manche unechte Münzen galten der Besitzerin freilich als Schaustücke, z. B. die Artemisia (T. I. p. 69.); doch bewies Heyne, durch Mittheilungen in den Gött. gel. Anzeigen, wie sehr es im Sinne der Gräfin war, daß die Wissenschaft durch die wirklichen Schätze der Samlung gefördert, und sie selbst dem allgemeinen Nutzen zugängig gemacht würde.

†) Vergl. Jöcher's Allgem. Gelehrten-Lexicon. I. 974.

*) Man sehe über Bentinck-Portland Wagenaar's vaterländische Historie XIV. XV. und XVII. Bd. *Burnet* History of his own time'd Reign of William III.

†) Es ist mir zu seiner Zeit glaubhaft versichert worden, daß die Gräfin, die damals in Hamburg lebte, sich dazu der Hilfe eines französischen (ausgewanderten) Gelehrten bediente. (*Ersch.*)

Nach dem Tode der Gräfin sollte dieser Schatz nur zusammen verkauft werden. Hr. v. Schlichtegroll machte in einer eignen Nachricht, München 1815 auf ihren Bestand, der manchem Kabinette hätte aufhelfen können (denn sie enthielt 257 Königs- 576 Städte und Völker- 348 römische Familien und 3364 römische Kaisermünzen, unter denen 968 goldne und silberne waren) und auf die damit verbundne beträchtliche Münzbibliothek aufmerksam; doch fand sich kein Käufer. Gesamt ging sie daher an den Erben der Gräfin, Hr. v. Donop zu Meiningen, über, der diesen Schatz durch neue Erwerbungen vermehrt hat, und neue Erweiterungen der Wissenschaft aus ihr mitzutheilen entschlossen scheint. (*Hase.*)

BENTIVOGLIO, Name einer italischen Familie, aus welcher eine Reihe angesehener Staatsmänner und Gelehrter entsprossen sind. Das Geschlecht war keineswegs ein altadeliges, vielmehr findet man in den ersten Chroniken von Bologna, daß es daselbst in die Zunft der Fleischer eingeschrieben war. Zu Ende des 14. Jahrhunderts finden wir aber schon seinen großen Einfluß auf die Republik.

1) Giovanni hatte durch Talente, Thätigkeit und Ehrgeiz zum höchsten Range sich erhoben, und wurde am 28. März 1401 vom Volke als Herrscher Bologna's ausgerufen. Zwar war seine Regirung nur kurz, denn am 26. Jun. 1402 verlor er gegen Johann Galeazo Visconti eine Schlacht, und Tags darauf bei einem Volksaufstand das Leben: allein seine Nachkommen gründeten doch hierauf Ansprüche; und da im fortwährenden Kampfe Bologna's mit der Kirche die Bentivoglio stets auf der Gegenpartei der Päpste waren, so verschmolz sich ihre Partei in den Augen des Volkes mit der Partei der Freiheit. Hiezu trug bei das Schicksal von

2) Antonio, dem Sohne des Vorigen, welcher nach einem Exil von 15 Jahren im J. 1435 zurückberufen wurde. Die Volksgunst, deren er zu genießen schien, fürchtend, ließ Papst Eugen IV. ihn zu Ende dieses Jahres verhaften, und ohne Urthel hinrichten.

3) Annibale, sein Sohn, wurde im Jahr 1438 durch den Herzog von Mailand an die Spitze der Regirung gestellt, und um mit diesem noch inniger verbunden zu seyn, vermählte er sich mit einer natürlichen Tochter desselben. Nichts desto weniger wurde er im J. 1442 auf Befehl des Mailänder Feldherrn Piccinino verhaftet und auf die Citadelle Varrani gebracht. Seinen Freunden gelang im folgenden Jahre seine Befreiung. Kaum war er zurückgekehrt, so griff das Volk zu den Waffen, vertrieb die mailändische Besatzung, und setzte sich wieder in Freiheit. Annibale war, wenn gleich ohne öffentliche Würde, Haupt des States. Erbittert über solchen Einfluß eines bloßen Bürgers verschwuren sich die adeligen Geschlechter der Canedoli und Ghisilieri gegen ihn, und ermordeten ihn am 24. Juni 1445 beim Austritt aus der Kirche. Das Volk wüthete gegen die Verschwornen, deren Häuser niedergerissen und Güter eingezogen wurden. Einige blieb man auf den Straßen nieder, andre wurden hingerichtet, manche flüchteten sich zum Heer des mailänder Herzogs, der an der Verschwörung Theil genommen.

4) Santi oder Sancho, natürlicher Sohn eines Bentivoglio, damals 22 Jahre alt und Wollen-Manufakturist zu Florenz, wurde aufgefodert, die Regirung zu übernehmen. Mit Pomp empfing ihn das Volk am 13. Nov. 1446, und 16 Jahre lang regirte er die Republik mit so viel Kraft als Mäßigung, Klugheit und Uneigennützigkeit, nie sich mehr Gewalt anmaßend, als die Bolegneser und der Papst als Protektor ihm selbst zugestanden. Allgemein betrauert starb er im J. 1462, und ihm folgte

5) Giovanni II., Annibale's Sohn, der in Bologna ungefähr dasselbe Ansehn erhielt, wie Lorenzo von Medicis zu Florenz. In ganz Italien stand er in Achtung, und vermählte nach und nach seine Familie mit allen souveränen Häusern. Wie Lorenzo, war er ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, berief Maler, Bildhauer, Dichter und Gelehrte, die er fürstlich belohnte, schmückte Bologna mit prächtigen Gebäuden, und legte für Künste und Wissenschaften reiche Samlungen an. Dagegen war er gefährlich für alle, die ihm verdächtig waren, und unversöhnlich gegen seine Beleidiger. Der Versuch der Malvezzi, ihn zu stürzen, hatte nur ihren eignen gänzlichen Sturz zur Folge. Die Geschichte der Republik verlor sich immer mehr in die Geschichte dieses Fürsten. So hatte er 44 Jahre lang regirt, als der ehrgeizige Papst Julius II. den Plan entwarf, Italiens Städte wieder zu unterwerfen. Im J. 1506 führte er ein starkes Heer gegen Bologna, und da Giovanni sah, daß er auf den erwarteten Beistand Frankreichs nicht rechnen konte, so begab er sich mit seinen Kindern und kostbarsten Schätzen nach Mailand, wo er im J. 1508 starb.

6) Annibale und Hermes, seine Söhne, wurden zwar durch Frankreich, dessen Treulosigkeit sie vertrieben hatte, im J. 1511 in die Regirung von Bologna wieder eingesetzt, schon im nächsten Jahr aber übergab sich Bologna dem Papste durch Kapitulation, und die Bentivoglio, nach Mantua und Ferrara flüchtend, entsagten für immer der Souveränetät über diesen Stat. (*H.*)

Von andern berühmten Männern aus dieser Familie machen wir namhaft:

Bentivoglio, Ercole, war der Sohn des Annibale Bentivoglio II. und wurde in dem Jahre geboren, in welchem seine Familie die Herrschaft von Bologna verlor (1506). Aus seiner Vaterstadt in der Wiege nach Mailand geführt und dort erzogen, ging er schon in seinem 7. Jahre an den Hof von Ferrara, wo er als Neffe des Herzogs Alfonso I. mit Auszeichnung aufgenommen und weiter ausgebildet wurde. Er diente auch, seinem Vater zu Liebe, als Kapitän in dem päpstlichen Heer und wohnte der Belagerung von Florenz bei. Bald darauf nahm er seinen Abschied und widmete sich ganz seinen Lieblingsstudien, der Poesie und Musik. Seine letzten Jahre brachte er in Venedig zu, wo er 1573 starb. Er versuchte sich mit Glück in mehren Gattungen der Poesie. Seine Satyren gehören zu seinen Jugendarbeiten, sie erschienen aber erst 1560, in der Samlung von Sansovino, zusammen mit denen des Ariosto, Alamanni, Vinciguerra und Andrer. Er nahm sich darin den Horaz und Ariost zum Muster; sie sind leicht im Styl, wie im Scherz. Seinen Lustspielen fehlt die

Vis comica, aber sie sind in einem eleganten Styl und Versmaße geschrieben. Man kent deren drei, von denen das erste J. Romiti, verloren gegangen ist; die andern sind: Il Geloso und Il Fantasma, gedruckt Venedig 1544, 1545 und nachmals öfter wiederholt. Als Lyriker gehört Bentivoglio zu den Nachahmern des Petrarka, an denen sein Zeitalter sehr reich ist. Eine Tragödie von ihm ist verloren gegangen. Eine Analyse seiner Satyren und Komödien gibt Ginguené VI. 294. IX. 149. (*W. Müller.*)

Bentivoglio, Guido, wurde 1579 zu Ferrara geboren und studirte in seiner Vaterstadt und zu Padua Philosophie und die Rechte. Er diente den Päpsten Clemens VIII., Paul V., Gregor XV. und Urban VIII. in verschiedenen wichtigen und schwierigen Unterhandlungen und Gesandtschaften, namentlich in den Niederlanden und in Frankreich, und bekleidete zahlreiche geistliche Würden. Paul V. gab ihm den Kardinalshut, den aber erst Gregor XV. ihm nach seiner Rückkehr aus Frankreich 1622 aufsetzte. Nach dem Tode Urbans VIII. 1644 glaubte man allgemein, daß Bentivoglio zum Papst erwählt werden würde; aber er starb gleich nach seinem Eintritt in das Conclave, den 7. Sept. desselben Jahres. — Er gehört zu den elegantesten Stylisten der Italiäner. Wie Bembo, strebt er nach antiker Präcision, und unterscheidet sich dadurch rühmlichst von der Weitschweifigkeit der italischen Prosa. Freilich aber weiß er dieses Streben nach klassischer Eleganz nicht genug zu verbergen, um nicht oft affektirt und precids zu scheinen. Besonders schädlich wirkt die überwiegende Sorge, immer schön, glatt und fein zu erzählen, auf den eigentlichen Gehalt seiner geschichtlichen Darstellung. — Seine Werke sind: Relazioni del Card. B. in tempo delle sue Nunziature di Fiandra e di Francia. Antwerpen. 1629 Paris. 1631. Venedig 1633. 4. und öfters. Raccolta di lettere in tempo delle sue Nunziature di F. e di Fr. Cöln 1631. 4. Memorie del Card. B. con le quali descrive la sua vita etc. Venedig 1648. 4. Das wichtigste seiner Werke ist die Geschichte der flandrischen Unruhen und Kriege, über die er theils als Augenzeuge, theils doch an Ort und Stelle genau unterrichtet und mit allen lokalen und nationalen Verhältnissen vertraut, geschrieben hat. Sie führt den Titel: Della Guerra di Fiandra Parti III. 1632. 1636. 1639. Cöln oder Rom in 4. Bentivoglio's Parteinahme gegen die Protestanten muß man dem Kardinal wol nachsehen; im übrigen zeigt er sich durchaus als ein Geschichtschreiber von scharfem Blick und klarer Übersicht, und eine edle Humanität mildert selbst die Ungerechtigkeit des eifernden Katholiken. (*W. Muller.*)

Bentivoglio, Ippolito, geboren zu Ferrara in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., gest. das. d. 1. Febr. 1685, Edler von Ferrara, Venedig und Bologna, Marquis von Magliano und Graf von Antignato war ein vielfach ausgezeichneter Mann. Rühmlich diente er als Krieger, und beschäftigte sich zugleich aufs eifrigste mit Wissenschaft und Kunst. Er verstand Griechisch, Lateinisch, mehre lebende Sprachen, Musik, Civil- u. Kriegsbaukunst. Für das Theater soll er sehr sinnreiche Maschinerien erfunden haben. Auf dem Theater zu Ferrara wurden drei Schauspiele von ihm aufgeführt (l'Annibale in Capoa; li Filli di Tracia; l'Achille in Sciro), und sein Tiridates zu Venedig (1668). Ein Lustspiel in Prosa: Impegni per disgrazia, erschien nach seinem Tode (Modena 1687). Lyrische Gedichte von ihm enthalten verschiedene Samlungen, hauptsächlich die Rime scelte de' Poeti Ferraresi. (*H.*)

Bentivoglio, Cornelio, des vorigen Sohn, geb. zu Ferrara 1668, gest. zu Rom 1732. Seine Kentnisse in Philosophie, Theologie, Rechtslehre und schöner Literatur zogen bald die Aufmerksamkeit des Papstes Clemens XI. auf ihn. Unter dem Titel eines Erzbischofs von Karthago ging er 1712 als Nuncius nach Paris, wo er, mehr aus Amtspflicht als Überzeugung, für die Sache der Bulle Unigenitus sich sehr eifrig bewies. 1719 ward er zum Kardinal erhoben, wurde nachmals legatus a latere in der Romagna, und zuletzt spanischer Minister in Rom. Seine Landsleute rühmen ihn als guten italischen Dichter, was er besonders bewiesen durch seine Übersetzung des Statius: la Tebaide di Stazio tradotta in verso sciolto da Selvaggio Porpora (ein angenommener Name) Rom 1729. gr. 4. Mail. 1731. 2 Bde. 4. Sonette von ihm stehen in Bd. 3. der Samlung von Gobbi. Eine von ihm in der Malerakademie gehaltene Rede ist zu Rom 1707 gedruckt unter dem Titel: l'Utile delle belle arti riconosciuto per l'academia del disegno. (*H.*)

BENTLEY (Richard), war zu Oulton, einem Dorfe bei Wakefield in Yorkshire den 27. Jan. 1662 geboren. Dort war sein Vater, Thomas Bentley, ein ansässiger Hufschmiedt oder Gerber. Frühzeitig scheint die mehrgebildete Mutter, welche im Verein mit ihrem Vater Richard Willis, der ehemals als Major unter König Karl I. gedient hatte, sich des Unterrichts, selbst in der lateinischen Sprache, annahm, auf den Charakter des Knabens entscheidend eingewirkt zu haben, indem sie, die Fähigkeiten des erwachenden Verstandes richtig würdigend, auf Weckung und Läuterung des Selbstgefühls hinwirkte, welches ihm durchs ganze Leben in aller Thätigkeit, des Jünglings hohen Eifer, des Mannes Tugend und Fehler bedingte. Er ward bald zur Schule nach Wakefield gebracht. Hier zeichnete er sich in raschen Fortschritten der Schulbildung aus. Im Jahr 1676 ward er, 15 J. alt, in das St. John's College zu Cambridge aufgenommen, wo er vorzüglich das Studium der Theologie betrieben und namentlich zur biblischen Exegese Vorarbeiten gefertigt zu haben scheint. Er ward Baccalaureus und erhielt 1683 die Stelle eines Lehrers an der Schule zu Spalding in Lincolnshire; doch verließ er bald diesen engen Beruf und begleitete, einer höhern Laufbahn zugewendet den Sohn des D. Stillingfleet zur Universität in Oxford, welche er selbst wegen Benutzung der literarischen Schätze ausgewählt hatte. Dort mag er die Bearbeitung der alten klassischen Schriftsteller liebgewonnen und die Handschriften der bodlejanischen Bibliothek benutzt haben, doch erwähnt er selbst auch einer Art Hexapla, welche er während jener Zeit im 24. Jahr, um das Hebräische nicht aus den spätern Rabbinern sondern aus den alten Übersetzungen zu erlernen, gefertigt und mit einer Samlung von verschiedenen Lesarten und Ver-

besserungen des hebr. Textes verbunden hatte [1]). Im Jahr 1684 erhielt er die Würde eines Master of Arts, und ward 1689 in das Wadham's-College aufgenommen [2]). Stillingfleet, in dessen Hause er lebte, ertheilte ihm als Bischof zu Worcester, 1692 die Stelle eines Hauskapellan und eine Präbende an der Kirche. Dem Auslande ward sein Name durch Erscheinen einer kleinen kritischen Schrift (1691) auf eine so rühmliche Weise alsbald bekant, daß man in ihm den Aufgang eines neuen Glanzsterns auf dem Gebiete der philologischen Literatur verkündigte [3]). In England aber galt er vorzüglich in jener Zeit als gelehrter Theolog und Kanzelredner. Als der Ritter Robert Boyle die Stiftung zur Vertheidigung der Grundwahrheiten der natürlichen und geoffenbarten Religion gründete, ward er zum ersten Redner erwählt. Auch trat er mit großer Kraft und den Waffen eines geregelten Scharfsinns den damals giltigen atheistischen Zeitphilosophen entgegen, und bediente sich mathematischer Beweise für das Daseyn Gottes, weshalb er auch mit J. Newton in Briefwechsel trat. Seine Reden wurden von den Vorstehern und nachfolgenden Rednern des Instituts als stehende Muster betrachtet. Nachdem er 1693 oder 1694 die Aufsicht über die königlichen Bibliotheken zu St. James nach Justels Tode erhalten hatte, wendete er seine Studien, wie es scheint, ausschließlich auf alte griech. und lat. Schriftsteller und arbeitete für Ordnung und Bereicherung der Bibliothek. Die Verhältnisse des neuen Berufs führten Gelegenheit zu gelehrtern Streitigkeiten herbei, und diese gewannen bald ein so allgemeines Interesse, daß nicht blos Kritiker, sondern Gelehrte aller Art, ja Statsmänner und satyrische Dichter daran Theil nahmen; doch scheint Bentley auch unter solchem Andrange vieler Gegner und im Kampfe mit gelehrter Gemeinheit dennoch des Lebens nicht vergessen zu haben. Als er 1700 die reichlich besoldete Stelle eines Vorstehers des Dreicinigkeitscollegiums (Master of Trinity) erhalten hatten, und 1701 Archidiakonus zu Ely geworden war, heirathete er und trat in begünstigende Familienverhältnisse. Doch legte ihm der amtliche Beruf auch so vielfache zerstreuende Thätigkeit auf, daß er selbst bekante, die Lectüre der alten Schriftsteller nur zur Erheiterung betreiben zu können [4]). Sein stets reges und im Bewußtseyn eigner Kraft kräftig wirkendes Gemüth fand überall Widerspruch und Anstoß, und wenn er in selbstständigem Verfahren durchgriff, blieb Verletzung Andrer nicht aus. Daher entspann sich gegen ihn seit 1709 ein rechtlicher Streit über Verwendung der Gelder des Collegiums und willkürliche Anordnungen, so wie über Beeinträchtigung der akademischen Verfassung. Es wurden viele Streitschriften gewechselt und Bentley in seinen Verdiensten um das Collegium gegen falsche Anklagen und Verleumderung durch ehrenswerthe Männer gerechtfertigt, so daß das Endurtheil 1713 zu Bentleys Gunsten ausfiel. Im Jahre 1716 wurde er zum Professor der Theologie an der Universität zu Cambridge ernant und gewann erhöhte Gehalte. Doch auch hier zog er schon 1717 heftigen Streit auf sich, als er bei einer übertragenen Creation einiger theologischen Doctoren außer dem gewöhnlichen Honorar noch ein Mehres verlangte und auf der Foderung hartnäckig bestand. Er ward durch den Vicekanzler seiner akademischen Würden auf eine Zeit beraubt, dann wegen Ungehorsams förmlich entsetzt. Irregeleitet durch eigenmächtiges Verfahren mochte er die Mitglieder des Collegium verletzt, allein mehr noch sein unleugbarer Ruhm den Neid aufgeregt haben. In Ruhe verbrachte er fünf Jahre, als er nach einer Vorstellung seines Rechts bei dem König 1728 in seine Würden wieder eingesetzt und für erlittene Beeinträchtigung entschädigt wurde. Was später ihn aufs Neue in beunruhigende Thätigkeit versetzte, war das Unternehmen einer nach verglichenen Handschriften verfaßten Ausgabe des Neuen Testaments, gegen welches als Gegner Conyers Middleton, Zach. Pierce und A. auftraten und durch scheelsüchtige Verkleinerung es vereitelten. Seit dieser Zeit kehrte er nicht wieder zu theologischen Studien zurück, sondern beschäftigte sich in behaglicher Ruhe mit römischen Dichtern und mit Homer. Sein Umgang blieb auf wenige Freunde beschränkt, doch erhielt sich ihm die allgemeine Verehrung seines hohen Werthes und erwarb ihm die auszeichnende Gunst der Prinzessin von Wales, Caroline, welche ihm oft den Zutritt erlaubte; wie er denn oft mit Vernachlässigung seines Lehrberufs in London verweilte. Er starb den 14. Juli 1742 im 80. Jahre und hinterließ 3 Kinder, von denen, ein Sohn, Richard, als Dichter bekant, des Vaters Nachfolger an der Bibliothek zu St. James ward. Eine einfache Inschrift benent in der Kapelle vom Trinity-College zu Cambridge seine Grabstätte.

Um Bentley's Charakter zu bezeichnen, bedarf es weniger Grundzüge; denn er gehört zu den großen Männern, deren inneres Leben leicht erkendar vor Augen liegt, wenn die reine Grundform der selbständig gediegenen Kraft aufgefunden worden ist. Es bedarf bei ihm nirgends der Vertheidigung einzeler Schwächen (wie einige Biographen es für nöthig erachtet), weil auch diese als nothwendig aus der Einheit des Wesens hervorgingen. Der Beruf und das Leben kante in ihm keinen Andern als welchen seine kritischen Schriften bewähren; überall erschien er, auch in den Mängeln menschlicher Schwäche, bewunderungswerth und groß. Zwar wurde er im Leben viel gehaßt und misverstanden, doch schon der allgemeine Antheil, welchen man an ihm und seinen Streitigkeiten nahm, gilt als Beweis seines vorausgesetzten Werthes. Wen Swift und Pope hassen und geißeln konten, mußte ihnen überboten haben. Es waren die Gegner unversöhnlich, weil sie mit einem Nimmerweichenden zu kämpfen hatten, und ein fester Wille sich der Willkür entgegenstellte. Bentley stand ungebeugt und regte dadurch noch mehr gegen sich auf. Mochte aber immerhin der schnell im Auslande verbreitete Ruhm frühzeitig neidische Beurtheiler erweckt haben, so konte es B. nicht an liebenswürdigen Eigenschaften fehlen, welche ihm bald und fort-

1) In Proposals for printing a new Edition of the Greek Testam. p. 35. der Ausg. von 1721. 2) A. Wood in den Fastis Oxon. am Ende des 2. Buchs. 3) Grävius in der Vorrede zu Callimachus S. 633. der Ernest. Ausg. 4) Hare in s. Epistola critica gegen Bentl. Phädrus am Ende.

dauernd eine Anzahl treu verbundener Freunde und Verehrer erwarb.

Das Bildniß (vor der Ausgabe des Manilius) und die Schilderungen der Zeitgenossen lassen selbst seine äußere Gestalt einen Spiegel des innern Charakters seyn. Ein voller kräftiger Körper stimte zu der dauernden Selbständigkeit, der ohne bestimte Blick deutete auf Festigkeit der Sele, aber auch auf Behaglichkeit der Neigungen und Strenge der Leidenschaft hin, ein edler Ausdruck gewann ihm Aufmerksamkeit und Zuneigung. Unter den zu großer Freiheit vielseitiger Bethätigung entwickelten Kräften des Geistes ragt ein starker, mehr in Scharfsinn und Witz als in tiefdringender Spekulation geübter Verstand hervor. Dieser Verstand aber gab ein erhöhtes Selbstgefühl, die Richtung der Entwicklung, und erzog einen rüstigen Kämpfer in jeder Art Streit gegen Beschränktheit und Vorurtheil. Wäre dies Gefühl zu einer beschaulichen Ruhe gelangt und hätte es sich unbefangen dem Idealen zugewendet, würde Bentley Unbeschreibliches vermocht haben; denn wahrhaft groß war er, wo er mit Selbstverleugnung sich der unmittelbaren Ansprache der Wahrheit hingab und für dieselbe stritt, nicht für eine Ansicht oder Meinung. Allein Bentley's Verstand kann ein leidenschaftlicher heißen, sein Gefühl ein selten unbefangenes. So ward sein Urtheil alsbald zur besonderen Meinung, und der Entscheidung diente eine vielfach gewandte Kunst, bei welcher der lebendigste Scharfsinn und Witz den Gedanken zu dem einmal gesteckten Ziele auf irgend einem Wege durchführte. Das Gemüth ward dabei nur zu leicht in Anspruch genommen. Es besaß Bentley einen nicht vergleichbaren Reichthum von Kentnissen und war im Besitz des Wissens alter und neuer Zeit. Wo er sie für Resultate geschichtlicher Art mit Freiheit der Umsicht ordnet, gleicht ihm Keiner. Feinsinnig gelingt die Combination; treffend ist die Schlussfolge. So in den Untersuchungen über die Echtheit der Briefe von Phalaris und A. Wo aber das unbefangene Gefühl erfoderlich war, in ruhiger Auffassung Wahrheit und Schönheit zu ergreifen, um ein unmittelbares Urtheil ohne Voraussetzung zu Stande zu bringen, da gebrach es ihm an Ruhe, und leicht ward der Übergang zu einem Überbieten des absichtlichen Verstandes. Auch das Subtile und Kleinliche ward dann nicht von ihm verschmäht, ja bisweilen die Wahrheit der Thatsachen verleugnet. So in der kritischen Behandlung der römischen Dichter, wie in der Verbesserung von Milton's verl. Paradiese. In der höheren Kritik historischer Art leistete er am meisten, und würde in Erklärung der prosaischen Schriftsteller glücklich gewesen seyn, wenn er vermocht hätte den fremden Gedanken mit ruhiger Forschung bis in dessen Elemente zu verfolgen. Allein eine bewegliche Einbildungskraft zog ihn zur Dichterwelt, und diese mit bloßem Scharfsinn zu behandeln war gefährlich. Er konte nicht seiner selbst so ganz vergessen, um dem Gefühl eines Andern sich anzuschmiegen, und die Selbständigkeit seiner ganzen Denkweise hob jene Congenialität auf, ohne welche ein fremdes Geisteswerk nimmer ganz erfaßt werden kann. Sein Selbst nahm an dem Urtheile unbewußt Antheil und modificirte dasselbe. Am leichtesten und freisten bewegte sich sein Geist in dem, was die Divinationsgabe allein in Anspruch nahm und wo er nach Willkür zu wählen vermochte. So lag auch das vollständigste Bekentniß in der Antwort an seine Tochter, welche einst beklagte, daß er Zeit und Talent einzig auf die Kritik fremder Werke verwendet und eigne Produkte nicht geliefert habe. „Er fühle selbst, sagte er, daß er seine natürlichen Talente wol besser habe anwenden können; indessen habe er früher zur Ehre Gottes Einiges gethan, dann habe ihn der Genius des heidnischen Alterthums angezogen und in der Verzweiflung sie in ihrer Höhe zu erreichen, sey er ihnen auf die Schultern gestiegen um so über ihre Köpfe wegzusehen." So blieb in allen seinen Werken das Gefühl eigener Gediegenheit, der versteckte Mittelpunkt, von welchem aus er die Sache so darstellte, wie er nach eigner Bestimmung sie ansah und mit Gründen voraussetzte; was weniger das fremde Interesse für sich gewinnen würde, wenn hiebei nicht überall ein Großartiges kund würde und die Gewandtheit, mit welcher er die Waffen des Scharfsinns jeder Art führte, nicht unbedingte Bewunderung erwürbe. Daß ihm das Edle und Große verwandt war, zeigte er in seinen Streitigkeiten, in denen er nur würdiger Kunst sich bediente, und darauf ausging, den Gegner zum Schweigen, aber nicht zu Schaden zu bringen. Nur ein Mal vermochte er gegen Middleton nicht der Leidenschaft zu entgehen. Wo er irrt, belehrt er dennoch; denn in seinem Irrthum ist strenge Methode; er verarbeitet gewöhnlich einen reichen Stoff von Kentnissen, welcher an sich schon seine Giltigkeit auch außer der aufgestellten Meinung bewährt. Protestant war er nicht allein als er gegen die papistische Partei auftrat, sondern immer, auch als Kritiker alter Schriftsteller. Nach seines Enkels Cumberlands Schilderung erschien er im Leben zartfühlend und gemüthlich, ja weich und zugleich streng, gebieterisch und stolz, je nachdem er frei von fremder Berührung stand oder seine Kraft vergleichend maß. Gegen Untergebene und Näherverbundene trat er mit so entschiedenem Urtheil auf, daß er dem Schwachen furchtbar ward, den Halbkräftigen zum Widerstand reizte. Gesellige Tugend mag er in dem engern Kreise seiner Familie geübt haben und seine durch Achtung erworbnen Freunde bezeugten stets seine Treue und Redlichkeit; doch Bescheidenheit wie die Welt sie gegen Jedermann fodert, übte er nicht, daher nicht Anmaßung gewöhnlicher Art, wol aber ein gegen Unwürdigkeit trotzendes und auf Anerkennung dringendes Selbstgefühl ihm eine so große Zahl Gegner aufrief.

Seine Studien waren von Theologie und biblischer Sprachkunde ausgegangen, doch wendete er sich bald entschieden dem klassischen Alterthume zu. Seine erste Schrift war ein Brief an John Mill über einige Stellen in dem griech. Geschichtschreiber Johann Malala, welcher der von Chilmead verfaßten Ausgabe (Oxf. 1691) angehängt wurde. Durch diese erste Probeschrift erwarb er sich alsbald die Achtung der Philologen im Auslande; denn die eingestreuten Verbesserungen griech. Schriftsteller verriethen Scharfsinn und Belesenheit. Seit 1694 und früher beschäftigte er sich mit Bearbeitung des Philostratus, des Manilius, des Hesychius, und sammelte die Fragmente griechischer Dichter. Doch ließ er von diesen Studien nur einige Proben über Hesychius bekant werden. Anmerkungen zu Callimachus Epigrammen und

Hymnen erschienen in Grävius Ausgabe 1697. Man vgl. die Vorrede von Grävius S. 633. der Ernest. Ausgabe. — Der Streit über die Echtheit der Briefe des Phalaris führte ihn auf tiefe Forschung der Literaturgeschichte und Kritik. Eine persönliche Beleidigung gab der Polemik Stacheln [5]), doch bewährte sich auch vielfach die selbständige freie Forschung, wie in den Untersuchungen zur Geschichte der griechischen Komödie und Tragödie. Während des mühseligen und geistlähmenden Berufsgeschäftes konte Bentley nur mit Einzelnen sich befassen, und theilte daher den Herausgebern alter Schriftsteller, wie eben sie ihn dazu aufforderten, gelegentlich Bemerkungen mit. So an Hemsterhuis 1708 Verbesserungen in den Bruchstücken griechischer Komiker, welche so geistreich und glücklich waren, daß Hemsterhuis nach solchen Mustern sich geraume Zeit nicht getraute seine kritischen Versuche fortzusetzen [6]). Davies machte Anmerkungen zu Cicero's Tusculan. Quaest. in der zweiten Ausgabe 1709 bekant, in welchen namentlich die metrische Herstellung der eingestreuten Verse den Kenner der Metrik bezeugten, wenn auch im Übrigen Cicero's eigenthümlicher Styl weniger berücksichtigt ward. Anmerkungen zu Aristophanes Plutus und Wolken ließ Küster seiner Ausgabe 1710 zur Zierde gereichen. Gegen Clericus (le Clerc) trat B. als Gegner einer sich brüstenden Unwissenheit mit Heftigkeit unter dem Namen Philelentherus Lipsiensis auf, in der von Burmann herausgegebenen Schrift: Emendationes in Menandri et Philemonis reliquias ex nuppera editione le Clerici. Trai. ad Rh. 1710 und Cantabr. 1714 [7]). — Die Ausgabe des Horatius erschien nach lang aufgehaltenem Drucke 1711 und begründete in der Kritik und lateinischen Sprachforschung eine neue Periode, indem alle Vorurtheile über Echtheit und Erklärung des vielgelesenen Dichters erschüttert wurden. Genaue Kentniß des Schriftstellers, feine Beobachtung des Kunstreichen, dialectische Beweisführung und treffender Scharfsinn stellten hier Muster der möglichen Leistung auf, wenn auch der Verstand oftmals vorschnell entschied, das Gefühl nicht der dichterischen Begeisterung folgte, sondern von kühner Subtilität ihre geleitet wurde. Gegenschriften verfaßten Rich. Johnson und Cunningham, außer minder Würdigen, wurden aber von Bentley nicht weiter beachtet [8]); nur wenige Nachträge zur Ausgabe selbst fanden sich in den hinterlassenen Papieren [9]). Als 1724 Hare eine nach metrischen Grundsätzen verbesserte Ausgabe des Terentius erscheinen ließ, glaubte Bentley diesen seinen bis dahin ihm treu ergebenen Freund dem er aber durch irgend eine Ursache plötzlich entfremdet worden war, auf Eingriffen in fremdes Gebiet zu finden und stellte demselben 1726 eine eiligst besorgte, wenn auch lange vorbereitete [10]) eigne Ausgabe des Komikers entgegen. Sie enthielt zugleich den Phadrus und Syrus, und eine selbständige von den engen und falschen Regeln der Grammatiker freie Behandlung der Metrik. Ohne auf eine philosophische Begründung einzugehen oder die musikalischen Grundgesetze zu berücksichtigen, fühlte B. gleichsam hier das Wahre heraus, und gab der sehr vernachlässigten Lehre neues Licht und Leben, erwarb sich das höchste Verdienst, an welches Hermann in neuer Zeit das seinige anschloß. Die übrige Behandlung des Textes, obgleich gute kritische Hilfsmittel auch schätzbare Verbesserungen gewährten, enthält vieles Gewagte und Übereilte, so daß mehr die Neigung für abweichende Meinung und Umänderung des bisher Giltigen, mehr das freie Spiel des Scharfsinns als Gründlichkeit der Sprachforschung und besonnenes Gefühl für Wahrheit kund wird. Noch hatte Bentley eine Ausgabe vom Lucanus verheißen, doch fand man nach seinem Tode nur Bemerkungen zu den ersten drei Büchern, welche s. Enkel Rich. Cumberland herausgab. Auch hier gewähren geniale Einfälle und gewagte Behauptungen reichen Stoff für sorgfältige Prüfung [11]). Durch seines Bruders Sohn Richard B. ließ er 1739 den Manilius, welchen er frühzeitig behandelt hatte [12]), erscheinen, und zeigte damit, wie viel bloße Conjecturalkritik, jedoch ohne entschiedenen Gewinn für den behandelten Schriftsteller, wagen könne. Er überhob sich hier selbst zu eignem Nachtheil, denn statt des Dichters Gedanken im vollen Umfang und innerer Bedingung zu durchdringen, spielt oft der Scharfsinn nur mit Worten und deren möglichen Veränderung. Dieses Verfahren mußte am meisten bei Homer mißlingen, wie die durch Heyne bekant gewordenen Vorschläge zur Verbesserung bezeugen. Die Lectüre der Alten betrieb Bentley stets mit bessernder Hand, daher seine Handexemplare, welche im britischen Museum bewahrt werden, viele beigeschriebene Conjecturen und sonstige Bemerkungen enthalten. Der Ausarbeitung seiner Schriften selbst widmete er wenige Zeit, und fast in jeder spricht er von Eile der Arbeit und von extemporirten Gedanken [13]).

5) Zuerst erschien *Wotton's* Reflexions upon ancient and modern learning with a Dissertation upon the Epistles of Phalaris Themistocles, Socrates, Euripides and Aesop's Fables by Dr. Bentley. Lond. 1697. Die Gegenschrift: Dr *Bentley's* dissertation on the Epistles of Phalaris and the Fables of Aesop examin'd by Charl. Boyle. Lond. 1698, darauf zweite Bearbeitung: a Dissertation upon the Epistles of Phalaris with an answer to the Objections of the hon. Charles Boyle Esq. by Rich. Bentley. L. 1699. Gegenschriften von Whately, Milner, Friend, Dodwell und Ungenanten verzeichnete Wolf in der unten angef. Schrift S. 12. f. 6) Sie erschienen in Ruhnkens Eloge Hemsterhusii, in der zweiten Ausgabe 1789. 7) Dagegen erschien: Infamia emendationum in Menandri reliquias nuper editarum auct. Philel. Lips. Lugd. B. 1710. *Philargyrii* Cantabrigiensis (Pauw) emendationes, ubi quaedam Grotii et aliorum, plurima vero Philel. Lips. errata castigantur cum Praef. Jo. Clerici. Amstelod. 1711. 8) Aristarchus Anti-Bentleianus autore Rich. Johnson. Nottingh. 1717. *Alex. Cunningamii* Animadversiones in Rich. Bentleii notas et emendationes ad Q. Horat. T. I. Hagae Com. 1721. Odes and Epodes of Horace in Latin and English, with an translation of Dr. Bentley's notes Lond. 1712. 9) Abgedruckt in Museum Critic. Cantabrig. N. II. Oct. 1813. p. 194. 10) Hare in s. Epistola critica über den Phädrus S. 92. der Burmann. Ausg. sagt: in Terentio, opere per triginta fere annos promisso, sed iam tandem festinavius ut exemit de properato etc. 11) Die Ausgabe erschien Strawberry-Hill 1760. 4. und in neuen Abdrucken Glasgow 1816. und mit reichen Zusätzen durch *C. F. Weber*, Lips. 1821. II Vol. 12) S. Vorrede zur Dissertation upon the Epistles of Phalaris. Preface p. LXII. 13) Ein Verzeichniß derselben findet sich in Class. Journ. 1812. N. X. for June. p. 432. Bemerkungen zu Lucretius wurden bekant durch Wakefield in dessen Ausgabe von 1813. zu Silius Italicus in Class. Journ. N. VI. Jan. 1811. p. 381. zu Persius N. XXXV. Sept.

Sein Beruf hatte Bentley auf das Studium der Theologie verwiesen, doch bezeugt die vielfach erhobne Klage Andrer über Vernachlässigung der theologischen Vorträge, daß das Interesse dafür ihm in spätern Jahren geschwunden war. Im Beginn seiner Laufbahn war er als Kanzelredner berühmt geworden, und seine im Boyles Institut gehaltnen Reden galten als Muster. Sie erschienen als: A Confutation of Atheism, or eight Sermons preached at Boyle's Lectures. Lond. 1694. und dann oftmals wieder und in Übersetzungen [14]). Gegen den Freigeist Anton Collins sprach er mit mehren als Vertheidiger des alten Glaubens, und entschied durch die Gewandtheit seines Scharfsinnes und die Feinheit des Witzes in dem für seine Zeit bedeutsamen Kampfe auf immer [15]). Bis in späte Zeit beschäftigte ihn eine kritische Bearbeitung des Neuen Testaments. Er gedachte einen nach Handschriften revidirten Text zu geben, und kündigte die Erscheinung des Werkes durch eine Probe an; doch trat Middleton als Widersacher des Unternehmens hervor und vereitelte es. Es erschien eine Menge Streitschriften, welche mehr der Leidenschaft als dem wissenschaftlichen Eifer dienten [16]). Auf fremde Veranlassung besorgte er 1732 eine Ausgabe von Miltons verlornem Paradiese, welches er gleich einem alten Klassiker kritisch behandelte und durch spitzfündige Verbesserungsvorschläge sich den Tadel von Pope und Andern zuzog [17]), obgleich seine Bemerkungen, reich an Sprachbeobachtungen und Vergleichung mit den Alten, in Hinsicht auf Gelehrsamkeit und Urtheil der Beachtung werth sind. Als Dichter gab er selbst nur ein Gedicht in der Collection of Poems by Dodsley Vol. VI. p. 188. [18]). Seine hinterlassenen Papiere befinden sich theils in dem britischen Museum zu London theils in der Bibliothek der Universität zu Cambridge. Eine Samlung von Briefen gab Charles Burney 1807 zu London heraus [19]) (*Hand.*)

BENTSCHEN, Besnchen, Benczin (polnisch Zbonszyn), adelige Stadt im meseritzer Kr. des Reg. Bez. Posen, am Einflusse der Obra in die Warthe, mit 940 Einw., unter denen sich an 200 Juden befinden, mit einem Schlosse und einer Poststärterei. Außer Brauerei und Brantweinbrennerei findet man hier auch Kattun- und Tuchweberei. (*H.*)

BENTZUR oder BENZUR (Joseph), Rektor an den evang. Lyceen zu Käsmark und Presburg, zuletzt Senator zu Presburg, gestorben im September 1784, ein gründlicher ungrischer Geschichtforscher und Publicist. Er war geboren zu Jeszenova in der Arver Gespanschaft den 28. Febr. 1728. hatte auf den teutschen Universitäten zu Jena und Halle studirt und empfahl sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland bei dem Hofe und bei dem gelehrten Publikum durch eine publicistische Schrift gegen die preußischen Ansprüche auf Schlesien. Im J. 1755 wurde er als Rektor an dem evang. Lyceum zu Käsmark angestellt. Der Ruf von seiner großen Gelehrsamkeit verschafte ihm nach dem Tode des berühmten Tomka Szászky 1760 den Ruf als Rektor nach Presburg, doch kehrte er theils wegen Familienverhältnisse, theils um mehr Zeit auf historische Arbeiten zu verwenden, 1771 als Rektor nach Käsmark zurück. Er hatte indeß noch einige Werke im Druck herausgegeben, die ihm großen Ruhm brachten. Von der Königin Maria Theresia erhielt er eine goldene Dose mit 100 Dukaten. Zu Anfang des J. 1776 erhielt er die Würde eines Rathsherrn in Presburg, Kaiser Joseph II. ernante ihn 1784 zum Vice-Registrator bei der königl. ungrischen Hofkammer, und als solche von Presburg nach Ofen versetzt wurde, und er eben das Archiv in Ordnung bringen wollte, erhielt er den Ruf als k. k. Bibliothekar in Wien. Allein noch im September desselben Jahres endigte ein Schlagfluß sein Leben *). (*Rumy.*)

1818, zu Ovidius N. XXXVII. March. 1819. p. 168. Der verbesserte Text des Nikander in Mss. crit. N. III. und IV. 1814. 14) Lateinisch von D. E. Jablonski Berlin 1696. Teutsch von C. M. Seidel Hambg. 1715. 15) Remarks upon a late Discourse of Freethinkings in a Letter to F. H (Hare) by Phileleutherus Lipsiensis. 1713. 8. 16) Man findet sie verzeichnet bei Wolf S. 46. f. 17) *Pearce's* Review of the text of Miltons Paradise lost. Lond. 1733. *Milton* restor'd and Bentley depos'd. Lond. 1732. A friendly Letter to Dr. Bentley occasioned by his new Edition of Parad. lost. Oxon. 18) Auch in *Sam. Johnson's* Prefaces biograph. and critical to the Works of the English Poets. Lond. 1779. Vol. I. p. 97. 19) *Rich. Bentleji* et doctorum virorum Epistolae, partim mutuae. Lond. 1807. 4. — Über Bentley's Leben und Schriften verbreiten sich: Memoirs of Rich. Cumberland, written by himself. Lond. 1806. Biographical and literary Anecdotes of Will. Bowyer — by John Nichols. Lond. 1782. Bamberger's biographische und literar. Anekdoten. 2. Bd. S. 276. Biographia Brit. Vol. II. p. 734. nach der 2. Ausgabe von Kippis p. 224. f. Daraus in der teutschen Bearbeitung des Niceron Th. IV. p. 391. *Fower's* British Biography Vol. VII. The Classical Journal N. X. 1812. p. 276. Herder in Adrastea 5. Bd. Richard Bentley von F. A. Wolf in den literar. Analecten 1816. N. I. p. 1. f. Zusätze II. p. 493. *Hermanni* Dissert. de R. Bentleio eiusque editione Terentii Lips. (1819.)

*) Seine im Druck erschienenen Schriften sind: 1) Praetensio Brandenburgica electoralis in Carnoviensem, Lignicensem, Brigensem et Wohlaviensem, quatuor Silesiae Principatus adnexasque iisdem Dynastias se ipsum exertens. s. l. (Wien) 1758. 4. — 2) Ungaria semper libera suique juris et nunquam vel principi vel genti alicui externae obnoxia, quod ex gentis literarum monumentis eruere, et quae in contrarium adducuntur, examinare confutareque studuit J. B. ib. 1764. 4. — 3) Compendium Hungariae geographicum ad exemplar notitiae Hungariae novae historico-geographicae Matthiae Belii, cum sua praefatione et quibusdam additionibus. Pressb. 1768. 8. (Ist noch in vielen ungrischen Schulen als Compendium vorgeschrieben). — 4) Commentatio juridico-critica de haereditario jure Sereniss. Domus Austriacae in Apostolicum Regnum Hungariae, de jure eligendi regem, quod ordinibus regni quondam competebat, de corregente, rege juniore et ducibus regiis, quos olim Hungaria habebat. Wien. 1771. 8. (Würde von B. unter dem angenommenen Namen Eusebius Verinus herausgegeben). — 5) Jurium Hungariae in Russiam minorem et Podoliam Bohemiaeque in Oszvicensem et Zatoriensem Ducatum praevia explicatio. Cum documentis num. XVII. Wien. 1772. 4. (auch Teutsch). — 6) Schreiben an einen Freund, darin einige Zweifel wider die Echtheit der Stiftungsurkunde, welche der heilige Stephan, König von Ungarn dem Benediktiner-Kloster des heiligen Martin 1001 ertheilt haben soll, den Gelehrten zur Prüfung vorgelegt werden. Wien 1779. 8. (Diese kleine freimüthige Schrift erregte in Ungern einen diplomatischen Krieg, indem katholische Schriftsteller die Echtheit der angefochtnen Urkunde zu vertheidigen suchten, und legte den Grund zur kritischen Diplomatik Ungerns). — 7) Notulae in Agamantis Palladii (angenommener Name des Bischofs, Grafen Batthyani) ad dubia Anonymi adversus privilegium S. Stephani Abbatiae S. Martini de Monte Pannoniae 1001 concessum proposita. ib. 1780. 8. — 8) Anim-

BENVENUTI, Carlo, Jesuit, als Mathematiker und Physiker nicht unrühmlich bekant, wurde zu Livorno im J. 1716 geboren. Zuerst machte er sich bekant durch eine Übersetzung von Clairaut's Geometrie (Rom 1751. 8.), und gab in einem Jahre heraus seine Synopsis physicae generalis 1754. 4. und de lumine dissertatio physica *), worin der berühmte Boscowich den Schluß geschrieben hat, weil der Verf. durch Krankheit daran verhindert wurde. Im J. 1772 erschienen zu Rom Riflessioni sul Gesuitismo, wogegen er herausgab Irreflessioni sul Gesuitismo. Wegen dieser Schrift sah er sich genöthigt, Rom zu verlassen, und ging nach Warschau, wo er bei dem König Stanislas eine gute Aufnahme fand, und im J. 1789 starb. (*H.*)

BÉNY, zwei ungrische Dörfer in der graner Gespansch. in N.-Ungern im Kr. diesseit der Donau, parkónyer Bezirk, neben einander liegend, an der Gran, Nagy (Groß-) und Kis (Klein-) Bény, dem Grafen Pálfy gehörig, mit kathol. Einwohnern und Weinbau, merkwürdig wegen der großen türkischen Schanzen, die hier zu sehen sind. (*Rumy.*)

BÉNYE, zwei ungrische Ortschaften in der zempliner Gespanschaft in O.-Ungern, im Kr. diesseit der Theiß, 1) Erdö Bénye, in den tokayer Bezirk, ein verschiednen Herrschaften gehöriger Marktfl., mit einer kathol. Pfarre und kathol. und einigen reformirten Einwohnern, einem guten Weingebirg, 950 Jochen Ackerland. Man findet hier Carniole, Topase und Versteinerungen. Einwohnerzahl (nach dem kaschauer Diöcesan-Kalender): 948 Katholiken. 2) Legyes Benye, gleichfalls in dem tokayer Bezirk, mehren Herrschaften gehörig, mit einer reform. Kirche und reformirten Einwohnern, und Weinbau. Den Namen Bény führen auch einige siebenbürgische Dörfer, die mit den ungrischen Ortschaften nicht zu verwechseln sind. (*Rumy.*)

Benyowski, s. Benjowski.

BENZEL (Benzelius), ein schwedisches Geschlecht, aus dem eine ehrenwerthe Reihe gelehrter Männer hervorgegangen ist. Dieses Geschlecht erhielt seinen Namen von dem kleinen Dorfe Benzeby in Westgothland, und als es sich durch seine Verdienste den Adel erworben hatte, wurde der Name Benzel in Benzelstjerna verwandelt. In dem genanten Dorfe wurde, als der erste dieses Namens, der sich aus der Dunkelheit erhob, Erik oder Erich (Ericus Benzelius) 1642 geboren. Da sein Vater wegen Armuth auf die Erziehung des fähigen Sohnes wenig verwenden konte, so sandte er ihn zu seinem Bruder Olai Benzel nach Upsal, der ihn daselbst Theologie studiren ließ. Als er den akademischen Kursus vollendet hatte, nahm ihn der königliche Kanzler, Graf de la Gardie, zum Lehrer seiner Söhne an. Er machte mit denselben eine Reise durch Dänemark, Teutschland, Frankreich, England und Holland, und war bereits im Begriff nach Italien zu gehen, als ihm 1665 in Upsal das öffentliche Lehramt der Geschichte und Moral, und im folgenden Jahre der theologische Lehrstuhl übergeben wurde. Im Jahr 1675 wurde er Doktor der Theologie, zwei Jahre darauf erhob ihn Karl XI. zum Bischof von Strengnäs, 1700 wurde er Erzbischof von Upsal, und am 17. Febr. 1709 erfolgte sein Tod. Er unterrichtete Karln XII. in der Religion, und genoß zeitlebens die besondre Gunst dieses kriegerischen Monarchen. Man hat von ihm ein Breviarium historiae ecclesiasticae Vet. et Nov. Test. Upsaliae. Ed. III. 1717. 12., mehre Dissertationen über Gegenstände der Theologie und Kirchengeschichte, und eine lateinische, mit Anmerkungen versehene Übersetzung verschiedener Homilien des heiligen Chrysostomus, die er aus den Manuscripten der Oxforder Bibliothek entlehnt hatte. Unter seiner Aufsicht erschien die Ausgabe der schwedischen Bibelübersetzung, die Karl XII. 1703 drucken ließ, und die in Schweden noch den Namen dieses Königs führt. Die Übersetzung war mit der vorher üblichen meistens gleichlautend, und man mußte Abänderungen einer spätern Zeit überlassen, weil die schwedischen Theologen im Anfange des 18. Jahrh. sich über die Erklärung mehrer schweren Stellen nicht vereinigen konten. Eine neue, den Erwartungen des Publikums entsprechende, Übersetzung wurde erst unter der Regirung Gustavs III. begonnen. Der Erzbischof Benzel war zwei Mal verheirathet, und hatte von seiner ersten Gemalin 13 Kinder, unter denen 3 Söhne Erzbischöfe von Upsal waren, und überhaupt folgende fünf den Ruhm des väterlichen Namens bis auf unsre Tage fortpflanzten [1]):

1) Benzel (Erich), der jüngere, geb. zu Upsal den 27. Jan. 1675. Sein Vater ließ ihn, nach Vollendung der akademischen Studien, von 1697 — 1700 eine ausländische gelehrte Reise machen, auf der er viele teutsche Hochschulen besuchte, und in Holland und England mit den berühmtesten Gelehrten in Verbindung kam. Als er ins Vaterland zurückgekehrt war, wurde er 1702 zu Upsal Bibliothekar, 1719 Doktor und 1723 Professer der

advers. in P. Chrysostomi Novák vindicias Diplomatis Stephanei. ib. 1780. 8. — 9) Was hat der Regent für ein Recht über päpstliche Bullen? näher beantwortet und aus dem ungerischen Staats- und Kirchenrechte erläutert. Wien 1782. 8. (Sehr gründlich und treffend). — 10) Kann ein apostolischer König die ungerische Klerisei in Ansehung der Kirchengüter regutiren, ohne die ihr zukommenden adeligen Rechte und Freiheiten zu schwächen? Frankf. u. Lpz. 1784. 8. (Eine treffende Apologie der Reformen Josephs II. in Betreff der ungrischen Klerisei). — 11) De dominio eminenti Apostolici Regis Hungariae et juribus cum eo connexis. Frankf. u. Lpz. 1784. 8. — Auch sind in der Handschrift viele seiner Werke vorhanden, besonders seine sorgfältig ausgearbeiteten lateinischen Vorlesungen, von welchen einige noch jetzt den Druck verdienten, z. B. seine Geschichte von Ungern, sein Jus publicum Regni Hungariae, sein Jus ecclesiasticum Protestantium in Hungaria. Seine Biographie steht in *Horányi* Memoria Hungarorum scriptis editis clarorum T. p. 276. ff. und dessen Nova Memoria Hungarorum etc. p. 403. ff. und in Christian Genersich's Merkwürdigkeiten der königl. Freistadt Käsmark, 2. Theil (Leutschau 1804).

*) Nicht zu verwechseln mit der Diss. physica de lumine Wien 1761. 4. von Benvenuti. Dieser hieß Joseph, und war Arzt, geb. im Luchesischen 1728, und ist Verfasser mehrer medizinischen Schriften.

1) Von dem ältern Benzel siehe: *Joh. Ludergii* Lilia in tumulum et monumentum Erici Benzelii, sive oratio in ejus obitum; abgedr. in *Chr. Nettelbladt* Memor. viror. in Suecia eruditissimor. redivivo. Semidecade IV. p. 19. sq. Rost. et Lips. 1731. 8. Acta erud. Lips. T. IV. suppl. p. 373. u. an. 1704. p. 341. *G. Gezelii* Försök til et biografisk Lexikon etc. Stockh. 1778. 8. p. 65.

Theologie. Er war eine Zierde der Hochschule, an der er lehrte, und der eifrigste Beförderer der wissenschaftlichen Kultur in seinem Vaterlande. Zur Belohnung seiner ausgezeichneten Verdienste wurde er 1726 Bischof zu Gothenburg, 1731 zu Linköping, zuletzt Erzbischof des Königreichs Schweden und Prokanzler der Akademie zu Upsal, und starb 1743. An Kentniß der gelehrten und nordischen Sprache, der Kirchen und Gelehrtengeschichte, der schwedischen Historie, besonders der Geschichte der mittlern Zeit und der schwedischen Alterthümer hatte er wenig seines gleichen[2]). Vielfache Beweise davon enthalten seine Schriften: Siclus Judaicus, sive Mosis Maimonidis tractatus de siclis capita duo latine versa, et not. illustr. Upsal. 1708. 4. Joh. Vastovii vitis aquilonita, sive vitae Sanctorum regni Sueo-Gothici, emend. et notis illustr. ib. 1708. 4. Monumenta historica vetera ecclesiae Sueo-Gothicae ex Codd. MSS. collecta et illustr. ib. 1704 — 1709. Vol. VI. 4. Margaretae abbatissae Vadstenensis chronicon de S. Brigitta, ex Codd. MSS. cum vers. lat. et not. ib. 1710. 4. Notitiae literariae, sectionis primae capita decem, quae res Judaeorum exhibent, edita dissertationibus academicis tribus. ib. 1716 4. Diarium Vax-Stenense ab ipsis monasterii initiis ad ejus destructionem, ex Cod. MS. αὐτογράφῳ, bullis ac diplomatibus auctum ac notis illustr. ib. 1721. 4. Periculum Runicum s. de origine et antiquitate runarum tentamen. ib. 1724. 8. Vikast till Svenska Folkets historia. ib. 1725. 8. Praefatio ad Sac. Serenii dictionarium Anglo-Suethico-Latinum, qua agitur de nova, quam parat editione Ulphilae. Hamb. 1734. Diese Ausgabe des Ulphilas erschien unter dem Titel: Sacrorum evangeliorum versio gothica, ex codice argenteo emendata atque suppleta, cum interpretatione latina et annotatt. Erici Benzelii. Edid., observatt. suas adjecit, et grammaticam gothicam praemisit Ed. Lye. Oxon. 1750. 4. (S. die Nova Act. erud. a. 1754. p. 577 — 584. und Jöchens Lexikon teutscher Dicht. und Prof. 5. Bd. 106. Die Ausgabe ist prachtvoll gedruckt, und in Teutschland äußerst selten). Außerdem hat man von ihm Reden, Dissertationen, Predigten in schwedischer Sprache, eine Ausgabe von Theophrasts Charakteren ꝛc. Er stiftete auch 1720 die Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsal, die erste nordische und von der Regirung bestätigte Akademie, und war Herausgeber der Acta literaria Sueciae. Ups. 1720 — 1733. 4.; und als 1739 die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm gestiftet wurde, war er eines der ersten Mitglieder derselben. Einen vieljährigen Fleiß verwendete dieser unermüdete Bischof, der auch einen sehr ausgebreiteten gelehrten Briefwechsel führte [3]), auf eine neue Ausgabe des Philo, die er aber nicht zu Stande brachte, und Mangey, der den Philo in London 1743 in 2 Bänden Fol. herausgab, und dem Benzel seine davon gemachte Übersetzung und Anmerkungen zusandte, damit sie dort unter dessen Namen gedruckt würden, hat sein Versprechen gegen ihn schlecht erfüllt. Zu der Ausgabe von Meursii opera, woran in Florenz gearbeitet ward, trug er auch bei. So viel richtige Einsicht und strenge Prüfungsmethode er übrigens in geschichtlichen Erörterungen bewies, so theilte er doch mit andern gelehrten Forschern seiner Zeit die überspannten und unhistorischen Vorstellungen über das Alter der Runen [4]). — Dieser jüngere Erich hinterließ einen Sohn, Karl Jasper Benzel, geb. den 16. Jan. 1714 zu Upsal. Er widmete sich daselbst dem geistlichen Stande, wurde 1738 Prediger und Magister, und 1742 königl. Hofprediger. Nachdem er schon früher eine ausländische gelehrte Reise gemacht hatte, verließ er 1743 sein Vaterland zum zweiten Mal, und wurde 1744 zu Helmstädt Doktor der Theologie. Im Jahr 1750 folgte er einem Rufe als Professor der Theologie nach Lund, wurde 1776 Bischof zu Strengnäs, 1786 Mitglied des Nordsternordens, und den 2. Jan. 1793 starb er zu Strengnäs. Er schrieb eine Commentatio de Joh. Duraeo pacificatore celeberrimo, maxime de actis ejus suecanis, praes. J. L. Moshemio Helmst. 1744. 4.

II) Benzel (Lars), geb. zu Upsal den 27. März 1680. Nachdem er daselbst studirt hatte, wurde er 1700 Auscultant in dem königl. Bergkollegium, und disputirte 1703 zu Upsal de re metallica Sueo-Gothorum. Im folgenden Jahre trat er eine Reise nach Dänemark, Teutschland, Frankreich, Holland und England an, auf welcher er die Naturgeschichte überhaupt, und die Mineralogie insbesondere zum vornehmsten Gegenstand seiner Forschungen machte. Er kam 1706 nach Schweden zurück, wurde 1708 Vice-Notar im königl. Bergkollegium, und 1713 Bergmeister der Bergwerke im schwedischen Thallande. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er 1719 den Adel, und führte seitdem den Namen Benzelstjerna. Eine Assessorstelle im Bergkollegium bekam er 1722, und 1744 wurde er Bergrath; 1747 erhielt er den Charakter eines Landhauptmanns, 1748 den Nordsternorden, 1751 wurde er Schatzmeister aller drei königlichen Orden, und starb den 10. Jun. 1755. Um Verbesserung der schwedischen Bergwerke hat er sich sehr verdient gemacht, und auch als Schriftsteller war er nicht unbekant. Unter andern schrieb er einen Bericht von neuen Entdeckungen verschiedener Erze und Mineralien im Reiche, welcher in den Abhandlung. der schwed. Akad. d. Wiss. Bd. 3. S. 274. ff. abgedruckt ist. Den Ruhm seines Namens pflanzten 3 Söhne fort, die bei des Vaters Tode folgende Ämter bekleideten: Lars, geb. 1719, war Professor der griechischen Sprache zu Upsal; Karl, geb. den 15. Okt. 1723, dirigirte die neuen Kupferbergwerke in Westmoorland; Friedrich, geb. den 9. März 1729,

2) Wolf nent ihn in der Dedikation zum 3. Bde. seiner Curae phil. et crit. „Doctorem Theologum inter egregios eximium — singulari doctrinae purioris studio, candore et pietate pridem commendatissimum et Philologum de literis variis generis cum primis elegantioribus meritissimum. 3) Von dem gedruckten Briefwechsel mit seinem Bruder Gustav, s. dessen Artikel Nr. IV.

4) Götten's gel. Europa 3. Th. 16—20. Nova Acta regiae soc. Upsaliensis. Vol. I. Ups. 1773. 4. Vol. I. p. 209. sq. Dalin's Gedächtnißrede auf ihn, aus dem Schwed. ins Teutsche übers. in den Actis hist. eccles. Vol. X. 586 — 608. *Gezelii* Forsok etc. l. c. Hist. Bibl. Fabric. P. V. 528. sq. *Saxii* Onomast. T. VI. 33. Wachter's Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. 413.

stand als Kapitän bei dem spenstischen Regimente in Stralsund [5]).

III) Benzel-(Jakob), geb. zu Upsal den 25. Febr. 1683. Nachdem er die Vorlesungen auf der Hochschule seiner Vaterstadt besucht hatte, wurde er 1703 daselbst Magister, 1704 Adjunkt der philosophischen, und 1706 der theologischen Fakultät. Im folgenden Jahre trat er eine gelehrte Reise nach Dänemark, Teutschland, Frankreich und Holland an, kam 1709 in sein Vaterland zurück, und erhielt bald darauf das Prabende-Pastorat Näs unweit Upsal. Seit 1718 bekleidete er ein theologisches Lehramt zu Lund, wurde 1731 Bischof zu Gothenburg, 1744 Erzbischof des Königreichs Schweden und Großherzogthums Finnland, auch Prokanzler der Akademie zu Upsal, und starb den 14. Jun. 1747. Er schrieb (unter dem Titel: Repetitiones theologicae und Epitome repetitionum) theologische Lehrbücher, die auf königl. Befehl zum Unterricht in den Schulen, Gymnasien, und auf der Akademie zu Upsal, Lund und Abo eingeführt wurden, auch mehre Dissertationen de Palaestina; de fatis Palaestinae etc. Er hatte einen Sohn, Johann Jakob von Benzelstjerna, der 1720 geb. war, und nach geendigten Studien zu Upsal, zuerst in Greifswald die Rechte lehrte, dann aber Instruktor des Herzogs Friedrich Adolf von Ostgothland wurde. Als Bancodeputirter traf ihn das Schicksal, daß er 1766 mit allen andern Deputirten abgesetzt wurde, worauf er bald nachher starb [6]).

IV) Benzel (Gustav), geb. zu Upsal 1687. Er war erst beim Reichsarchiv, dann bei der Kanzlei angestellt, ward 1719 geadelt, 1732 königl. Bibliothekar und 1737 zugleich Censor librorum, gestorben 1746 mit dem Rufe eines einsichtsvollen Gelehrten, trefflichen Bibliothekars und scharfsinnigen Kritikers, den von Celse virum ab eruditione et candore clarissimum, qui Benzelianae gentis decora vel aequavit vel auxit nent. Vielfache Beweise davon enthält der lange nach seinem Tode gedruckte Briefwechsel mit seinem Bruder Erich: Brefväxling emellan Aerke-Bishop Eric Benzelius den Yngre, och dess Broder, Censor librorum, Gustav Benzelstjerna; efter Originalerne utgiven af Joh. Hin. Liden. Linköping. 1791. 8. (mit dem Bildnisse des Erzbisch. Benzel). Der Inhalt dieses Briefwechsels betrift fast lauter gelehrte Sachen: neue Ausgaben wichtiger Werke, innerhalb und außerhalb Schweden, alte Urkunden und Beitrage zur vaterländischen Geschichte, Nachforschungen und Erläuterungen über Werke des Alterthums über alte Geographie und Münzen, etymologische Untersuchungen aus den alten nordischen Sprachen, Nachrichten von alten oder doch seltenen Büchern und Handschriften u. dgl. Allenthalben findet man Spuren einer wahrhaft gelehrten und gründlichen Kritik [7]).

V) Benzel (Heinrich), geb. zu Strengnäs den 7. Aug. 1689. Er studierte zu Upsal die theologischen Wissenschaften, begab sich dann auf Reisen, und kam zu seinem Könige Karl XII. nach Bender in die Türkei, wo sich dieser nach der unglücklichen Schlacht bei Pultawa (1709) 5 Jahre lang aufhielt. Karl hatte damals den Entschluß gefaßt, einige Gelehrte nach Palästina reisen zu lassen, und seine Wahl fiel unter andern auf Heinr. Benzel. Dieser begab sich 1714, nachdem ihn die Tatarn gefangen genommen, aber wieder in Freiheit gesetzt hatten, nach Konstantinopel, und von da nach dem Archipelagus, Syrien, Palästina und Aegypten. Ehe er in sein Vaterland zurückkehrte, besuchte er Italien, Teutschland und Holland, unermüdet im Streben nach Erweiterung seiner Einsichten, daher er z. B. längere Zeit in Altdorf verweilte, und daselbst Vorlesungen besuchte. Schweden ehrte und belohnte seine Verdienste. Er wurde 1719 Propositus der Kommunität und außerordentlicher Professor der Philosophie zu Lund, 1729 Professor der morgenländischen Sprachen, 1732 Professor und bald darauf Doktor der Theologie, 1738 Dompropst zu Lund und 1740 Bischof daselbst. Als sein Bruder Jakob 1747 gestorben war, erhielt er dessen Würde als Erzbischof zu Upsal, wo er den 20. Mai 1758 starb. Das Tagebuch seiner orientalischen und europäischen Reisen wird in Upsal handschriftlich verwahrt, und ist niemals gedruckt worden; viele einzele gehaltreiche Beobachtungen und Untersuchungen, zum Theil als Resultate seiner Reisen, findet man aber in seinen (in Rom verbotenen akademischen Dissertationen, welche unter dem Titel zusammen gedruckt wurden: Syntagma dissertationum, quibus varia theologiae, philologiae, antiquitatum et historiae capita illustrantur. Cum praef. J. E. Kappii. Francof. et Lips. 1745. 4. Sie handeln de quatuor orbis monarchiis; de peregrinationibus religiosis; de sectis ecclesiae nostri temporis; de Melchisedeco; de Bileamo; de LXX hebdom. Danielis; de numero quatern. Pasch. Christi; de classe Salomonis; de Alexandria; de censu Augusti; de Apolline loquente et muto; de Asylis; de sortibus veterum; de tabernaculo Mosis; de proselytis Judaeorum; de forma reipublicae Judaicae; de synedrio magno rabbinorum; vindiciae concilii Nicaeni etc. [8]). (*Baur.*)

BENZINGERODE, Pfarrdorf im braunschweigischen Kreisamte und Distr. Blankenburg. Es liegt am Hallbache, enthält 2 Landgüter, 79 Häus. und 580 Einw., die auf 22 Kalkrevieren Kalk brennen. Die Umgegend ist wegen ihrer vielen Hünensteine merkwürdig, und auf dem Struvenberge erblickt man noch Trümmer einer vormaligen Ritterfeste. (*Hassel.*)

BENZOE, Asa dulcis (chemisch, pharmaceolog. und technisch). Dieses feste Harz mit einer Säure fließt aus den in den Stamm und die Äste von Styrax Benzoin Banks gemachten Einschnitten von selbst, und komt zu uns in hellbraunen, weiß und gelb gefleckten, spröden,

5) (Ranft's) neue genral. hist. Nachr. 68. Th. 836. 6) *Gezelii* Försok etc. T. I. p. 68. Schmerfahl's Nachr. v. verst. Gel. 1. Bd. 153. 7) *Gezelii* Försok etc. — Fjerde Delen-eller Supplement. 1787. p. 30. Allgem. Lit. Ztg. 1791. Sept. No. 251.

8) *Ed. Carleson's* Ammineksetal ofw. Biskopen H. Benzelius; s. Götting. gel. Anz. 1760. Seite 410. f. Schmerfahl's Nachr. 1. Th. 70. *Gezelii* Försok etc. p. 70. Nova acta hist. eccles. 7. Bd. 823 — 844. 8. Bd. 101 — 106. Biogr. univ. T. IV.

glänzenden Massen von muschligem, fettglänzendem Bruche. Je mehre weiße, glänzende, zerbrochenen Mandelkernen ähnliche Körner sie eingemengt enthält, desto besser ist die Benzoë, und heißt dann Benzoë amygdaloides. Die braune, ungefleckte, schmuzige Benzoë in sortis ist ganz verwerflich zum Arzneigebrauch. Gute Benzoë hat ein spec. Gewicht von 1053—92, riecht, besonders beim Reiben, angenehm, und schmeckt süß gewürzhaft, stechend. Weingeist und Äther lösen sie leicht und ganz auf; ersterer bildet damit eine rothbraune, durch Wasser, Schwefel-, Salz- und Essigsäure fällbare Auflösung; der Niederschlag durch Schwefelsäure löst sich in einem Überschuß derselben wieder roth auf. Salpetersäure verwandelt sie schnell in eine pomeranzengelbe Masse, die sie in der Wärme auflöst; diese blaßgelbe, bittre Auflösung setzt beim Erkalten Krystalle von Benzoësäure ab, und enthält künstlichen Gerbestoff. Vitriolöl löst die Benzoë in der Wärme unter Sublimation von Benzoësäure auf; die anfangs dunkelrothe Auflösung gibt bei längerer Digestion nach Hatchett viel künstlichen Gerbestoff und Kohle. Ammoniumlauge löst nur wenig, siedendes Wasser, Kali und Natron mehr Benzoë mit brauner Farbe auf. Essigsäure löst sie in der Kälte auf. Angezündet brent sie mit lebhafter, dampfender Flamme, und hinterläßt Kohle. Sie sublimirt in der Schmelzhitze Benzoësäure, und trit diese an Wasser, kohlensaure Natronlauge, Kalkmilch ꝛc. ab. Mit Kali gekocht, muß gute Benzoë fast den 10. Theil ihres Gewichts Säure geben. Äther- und Fettöle wirken nicht auf sie ein. Sie enthält nach Bucholz 83,3 Benzoëharz, 1,7 dem Perubalsam ähnliche Materie, 0,5 aromatisches, in Wasser und Weingeist lösliches Princip, 12,5 Benzoësäure und 2 holzigen, unreinen Rückstand. Bei der trocknen Destillation liefern 100 Benzoë: 3,5 kohlens. und Wasserstoffgas, 5,5 saures Wasser, 9,0 Benzoësäure, 50,0 butterartiges Öl, und 22,0 Kohle.

Die Benzoë ist ein Bestandtheil der verschiednen Einbalsamirungsmittel für Leichen. — Arzneilich wendete man sie sonst zu 5 — 10 Gr. bei Brustbeschwerden, Asthma, Hysterismus innerlich, und zu Räucherungen bei Gicht, Contracturen, Rhachitis ꝛc., so wie die Tinctura Benzoës Bor. bei Geschwüren, wie die Myrrhentinktur, und die Tinctura Benzoës compos. Bor. wol auch innerlich, zu 10 — 30 Tropfen, bei Verdauungsschwäche, Flatulenz, fehlendem Monatsflusse ꝛc. an, jetzt wird sie blos noch äußerlich, wie die Myrrhentinktur ꝛc., gebraucht. — Technisch dient die einfache Benzoëtinktur, mit Wasser vermischt, wodurch sie milchig wird, und die sogenante Jungfernmilch gibt, als kosmetisches, und Waschmittel bei rauher, schuppiger, pustulöser Haut. (*Th. Schreger.*)

Benzoëblumen, s. **Benzoësäure.**

Benzoëharz, ein Bestandtheil der Benzoë, nach Bucholz, von röthlichbrauner, in Pulver röthlichweißer Farbe, durchsichtig, spröd, auf dem Bruche glänzend, von nicht ganz so angenehmen Geruch in der Wärme, wie die Benzoë. Es bildet mit Kalilauge eine gelbe Auflösung, welche abgedampft, eine braune, durchscheinende, anfangs zähe, dann leichtbrüchige Harzseife hinterläßt, die sich wenig in Wasser löst, und aus der Auflösung durch überschüssiges Kali niedergeschlagen wird. Eine dergleichen Benzoëharzseife läßt sich aus 3 Unz. Benzoëharz, 1 Unze Kali, und 1 Pfd. Alcohol nach Absiedung des Alcohols bereiten. In Weingeist und Äther ist das Harz leicht, und mit gelblichrother Farbe, aber nur $\frac{1}{4}$ davon in Terpentinöl auflöslich (s. Bucholz in Trommsdorff's Journal der Pharm. XX. 1. S. 73. ꝛc.). (*Th. Schreger.*)

Benzoënaphtha, Äther benzoicus, von Scheele entdeckt, eine farblose, schwach nach Benzoë riechende, stechend schmeckende, ölige Flüssigkeit, die etwas schwerer, und fast so flüchtig, wie Wasser ist, mit heller Flamme und Ruß verbrent, und längere Zeit mit Kalilauge geschüttelt, verschwindet. Die Auflösung enthält benzoësaures Kali und Weingeist. Weingeist, mit Benzoësäure mehre Mal destillirt, erzeugt keine Naphtha, wol aber bildet sie sich nach Thenard aus 4 Weing. mit 2 Benzoësäure und 1 conc. Salzsäure bis auf $\frac{1}{4}$ Rückstand übergezogen; die Naphtha wird mit heißem Wasser und etwas Kalilauge abgewaschen. Sie löst sich nicht in kaltem, wenig in heißem, leicht in Weingeist auf, und wird daraus durch Wasser gefällt. Durch einen Überschuß von Benzoësäure wird sie gelblich, und unter 25° C. fest (vgl. Aether). (*Th. Schreger.*)

Benzoësäure, Acidum benzoicum (chem. und pharmaceol.). Sie ward in der Benzoë schon im 16. Jahrhunderte entdeckt. Außerdem ist sie im Storax, flüssigen Storax, im sogenanten Drachenblute, im Peru- und Tolubalsam, und andern natürlichen Balsamen, in der Vanille, nach la Grange i. d. Kalmuswurzel (?), in alter Zimmet Cassia, im Zimmetöle, nach A. Vogel in der Tonka-Bohne (Dipterix odorata Willd.) und in den Melilotenblumen (Trifol. caeruleum), nach Braconnot in der Salvia sclarea; nach Lowitz i. d. Birkenrinde (?), im Majoranöle, in der Milchzuckersäure, sowie im Harne der Pferde, Kühe, Kameele, des Rhinoceros ꝛc. (zu $\frac{1}{100}$) und in manchem Menschen-, zumal Säuglingsharne, nach Laugier auch im canadischen Bibercil enthalten. Sie bildet sich nach Braconnot, als Thenards Fettsäure, bei der Destillation von Schmalz, Talg oder Markfett, bei der Behandlung des Talgs mit Salpetersäure. Ihre Bildung aus dem ätherischen, mit Salpetersäure behandelten Bittermandelöle ward neuerlich von Giese bestätigt. Die aus Harn gewonnene Säure läßt sich nach Vauquelin durch nochmalige Sublimation mit $\frac{1}{10}$ Benzoëpulver von ihrem eignen Harngeruch befreien. Am reinsten und ziemlich geruchlos läßt sie sich nach Suersen und Bucholz durch Digestion und Destillation aus der Benzoë mittelst gewässerten Alkohols, und nachmalige Rectification durch Kohlenpulver, oder nach Fischer durch Kochen der Auflösung mit frischgeglühtem Kohlenpulver, und nachheriges Krystallisiren darstellen. Nach Hatchett soll man das Benzoëharz in Schwefelsäure digeriren, und durch Sublimation mehr und reinere Säure gewinnen. Die durch Sublimation erhaltene enthält flüchtiges Öl, aber die auf nassem Wege bereitete wenig Öl mit vielem Extraktivstoff. Um sie von beiden möglichst zu reinigen, kann man sie entweder 3 Mal mit Kali oder Kalk verbinden, und durch Salzsäure wieder abscheiden, oder in möglichst wenig Weingeist auflösen, und durch Wasser fällen, oder

mit Salpetersäure kochen, abdampfen, wieder auflösen, und anschießen lassen, oder endlich sie, oder ihre Verbindung mit einem Kali vermittelst Kohlenstaubs behandeln. Sehr leicht zu reinigen ist jede gefärbte Benzoësäure durch vorsichtig wiederholte Sublimation.

Sie besteht aus trocknen, luftbeständigen, sehr zarten, etwas biegsamen, silberweißen, perlmutterglänzenden, langspiessigen, oder bandartigen oder blätter- und federartigen ꝛc. Kristallen von 0,667 spec. Gew. Ihr benzoëartiger Geruch läßt sich nicht ganz wegschaffen; ihr Geschmack ist mehr mild süßlich bitter, unmerklich sauer, hinterher stechend, auf der Zunge und besonders im Halse kratzend, eigen brennend. Sie löst sich in 20–24 und darüber siedenden, und etwa 2—500 kalten Wassers auf; die Auflösung röthet das Lackmus, heiß auch den Veilchensaft, und läßt beim Erkalten $\frac{4}{5}$ der Säure wieder fallen, zu einer Masse gerinnend, die aus Nadelkristallen besteht. Auch in Kalkwasser und in der Lösung des salzsauren Kalks ist sie auflöslich, ohne beide zu trüben. Ihre weingeistige Auflösung läßt sich mit Kampher und Aetherole, ohne Trübung vereinigen, und verbrennt mit hellrother, rauchender, zuletzt funkensprühender Flamme. Auch schon für sich löst sie sich in Aetherölen auf. In der Wärme zerfließt sie wasserhell, und gerint, erkaltend, wieder zu einer oberflächlich strahligen Masse. Der Hitze immerfort ausgesetzt, verflüchtigt sie sich schnell ohne Rückstand, mit einem weißen, für Augen, Nase und Lunge sehr empfindlichen Dampfe, der, aufgefangen, theils in lockern, schneeweißen Blumen, theils weiß kristallinisch anfliegt, und nur eine Spur kohligen Rückstands, fast keine von brenzlichem Öle, und nichts von wäßrigem Dunste zeigt. Eben so schnell verfliegt sie mit den Dämpfen des sied. Wassers, und selbst mit dem Alkohol in beträchtlicher Menge (nach Bucholz). An der Flamme entzündet sie sich, verbrent ganz, und verpufft fast wie flammender Salpeter. Auf Glühkohlen verbreitet sie einen stechenden Geruch. — In starker Schwefel- und Salpetersäure löst sie sich ruhig auf, färbt jene braun, diese gelblich, und wird durch Wasserzusatz unzersetzt wieder ausgeschieden. In kalischen Flüssigkeiten ist sie leicht löslich, und verbindet sich damit in kohlensaurem Zustande, so wie mit Kreide und Wasser vermischt, unter schwachem Aufbrausen, wird aber durch jede Säure unverändert davon getrent. Berthollet vermuthet, daß ihre Basis harzartig, oder von der Natur eines flüchtigen Öls sey. Nach Berzelius besteht sie aus 74,41 Kohlenstoff, 5,10 Wasserstoff und 20,43 Sauerstoff, wozu noch Phosphor und Kalk kommen dürften. Durch Behandlung mit Salpetersäure läßt sie sich in Essigsäure verwandeln. — Ein gutes Reagens für die freie Benzoësäure ist nach Bucholz die Auflösung des möglichst neutralen salpetersauren Queckſilberoxyduls. (*Th. Schreger.*)

Benzoesaure Salze. Die kalischen und erdigen schmecken etwas scharf und balsamisch von dem flüchtigen Öle der Säure, sind in Wasser leicht löslich, und lassen bei der Einwirkung der Schwefel- u. übrigen Säuren, mit Ausschluß der Kohlen- u. Borarsäure, Benzoësäure unverändert fallen, oder setzen diese oft, als einen Rahm auf die Oberfläche ab. Auch die benzoës. Metallsalze lösen sich meistens in Wasser auf, und Mineralsäuren sondern aus deren kalten concentr. Auflösung die Benzoësäure ab. Beim Erhitzen entwickeln alle benzoës. Salze theils unzersetzte, theils in Kohle, Kohlensäure und brenzliches Öl zersetzte Benzoësäure. Mit Phosphorsäure erhitzt, sublimiren sie wahrscheinlich unzersetzte Benzoësäure:

1) benzoës. Kali: a) neutrales gibt nadelförmige Kristalle, zerfließt an der Luft, löst sich in Wasser und absolutem Alkohol auf, und schießt daraus in fettähnlichen Massen an; b) saures in ähnlichen, aber luftbeständigen Kristallen, die wenig salzig, etwas süßlich schmecken, und in 10 kalten Wassers sich auflösen, sowie in siedendem Alkohol;

2) b. Natron in größern Nadeln, die weniger scharf schmecken, an der Luft zerfallen, dann schwerer in Wasser, und wenig oder gar nicht in Alkohol sich auflösen;

3) b. Lithon, eine weiße, undurchsichtige Salzmasse, die nicht zerfließt, aber sich in Wasser leicht auflöst, durch Glühen zu kohlensaurem Lithon wird, und eine sehr umfängliche Kohle zurückläßt;

4) b. Ammonium: a) neutrales kristallisirt federartig, schmeckt scharf, etwas brennend, wird an der Luft etwas feucht, ist leicht auflöslich in Weingeist, und sublimirbar; b) saures schießt federartig oder körnig an, und löst sich etwas in absolutem Alkohol auf; seine concentr. Auflös. wittert strauchartig aus;

5) b. Kalk aus 100 Säure und 40 Kalk, in glänzenden spießig federartigen Kristallen von schwachsüßlichen, hinterdrein erdigem Geschmack, die sich erst in 20 Wasser mittl. Temperatur auflösen, in der Hitze liquid werden, und etwas unzersetzte kristallin. Säure, ein brenzliches, nach Perubalsam riechendes Öl entwickeln;

6) b. Baryt in zarten, luftbeständigen Nadeln, die bitterlich stechend schmecken, und etwas schwer löslich, zumal in kaltem Wasser sind;

7) b. Strontian bildet 6seit. Tafeln, und bei Säureüberschuß aus spießigen Nadeln zusammengesetzte Sterne, die an der Luft glanzlos werden, und in sied. Wasser leichter, als in kaltem sich auflösen;

8) b. Talkerde, kleine federartige Kristalle von bitterlich-scharfem Geschmack, die etwas verwittern, und in Wasser leicht löslich sind;

9) b. Alaunerde kristallisirt schwierig, schmeckt herb, und zerfließt an der Luft.

Die Stufenfolge in der Affinität der Kalien und Erden zur Benzoësäure ist: Kalk, Baryt, Kali, Natron, Ammonium, Strontian, Talk- und Alaunerde;

10) b. Goldoxyd, luftbeständige, undeutliche Kristalle, die im Wasser schwer, und in Alkohol fast gar nicht sich auflösen, in Feuer zerstört werden und reguliniſches Gold zurück lassen. Das salzs. Gold wird nicht durch benzoës. Kali niedergeschlagen;

11) b. Platinox. in kleinen, gelben, luftbeständigen Sternkristallchen, die in Wasser schwer, und in Alkohol gar nicht auflöslich sind;

12) b. Silberox. ein weißer Niederschlag, der an der Luft sich nicht verändert, am Lichte nach und nach bräunt, nur in siedendem Wasser leicht auflöslich ist, im

Feuer zerstört wird, und das Silber metallisch zurückläßt;

13) b. Queckſilberoxydul, ein in Wasser unauflöslicher Niederschlag;

14) b. Queckſilberoxyd, ein weißes, luftbeständiges, im Wasser schwer, und in Alkohol gar nicht auflösliches Salz, welches sich im Feuer zu weißen, strahligen, federartigen Blumen sublimirt;

15) b. Bleioxyd: a) neutrales, ein leichtes, etwas in Wasser lösliches, über 100° schmelzbares krisstallin. Pulver, das aus 46,49 Bleiox., 49,66 Säure 3,85 Wasser besteht; b) saures in lockern, glänzenden, luftbeständigen, blättrigen weißen Kristallen, die süßlich herb schmecken, in Wasser und Alkohol sich auflösen, und in Feuer zerstört werden; c) basisches aus 74 Basis und 26 Säure;

16) b. Kupferoxyd, kleine, spießige, in Wasser schwer, und in Alkohol nicht auflösliche, an der Luft verwitternde, und in Feuer zerstörbare dunkelgrüne Kristalle von bitterm Geschmack, oder auch ein etwas auflöslicher bläulicher Niederschlag, der durch Trocknen schön grün wird;

17) b. Eisenoxyd: a) neutrales von sublimirter Benzoësäure, ein fleischfarbiger Niederschlag, der in der Hitze zu einer rothen Fettmasse schmilzt, aufschwillt, raucht, sich verkohlt, und Eisenoxydul läßt; auf nassem Wege erhalten, bildet es einen gelbbraunen Niederschlag, und verkohlt sich in Feuer, ohne zu schmelzen. Kalilauge oder kohlens. Ammon. entsäuren das Salz nur zum Theil, und lösen etwas basisches Salz roth auf; b) saures in gelben, süßlichen, verwitternden Kristallen, die in Wasser und Weingeist unter Absatz von Ocher sich auflösen; c) basisches erhielt Berzelius durch Behandlung des neutralen mit Kali. — Die Eisenoxydulsalze werden durch Benzoësäure nicht gefället. Das Eisenmetall löst sich nur schwach in derselben auf;

18) b. Zinnoxydul, ein auch in warmen Wasser schwer löslicher Niederschlag aus benzoës. Kali in salpetersalzs. Zinn, u. a. Zinnsalzen. Weder Zinnmetall, noch Oxyd wird von der Benzoës. aufgelöst;

19) b. Zinkox., dendritische Baum- oder Büschelförmige, herbsüßliche, in Wasser und Weingeist leicht lösliche, u. a. d. Luft verwitternde Kristalle. Auf Zinkmetall wirkt die B.-S. nur schwach;

20) b. Wismuthox., in kleinen, weißen, spießigen, luftbeständigen Kristallen, die bei der Lösung in Wasser und Weingeist etwas Wismuthoxyd wieder fallen lassen;

21) b. Spiesglanzox., eine weiße, blättrige, an der Luft effloreszirende, in Wasser und Alkohol leicht lösliche Salzmasse;

22) b. Arſenikox., schön federförmige, verwitternde Kristalle von saurem und etwas stechendem Geschmack, die besonders in heißem Wasser sich auflösen, und in mäßiger Hitze sublimiren, bei stärkerer sich zersetzen;

23) b. Kobaltox., in Blättern, die in Wasser auflöslich sind. — Die Kobaltsalze werden nicht durch benzoës. Kali niedergeschlagen;

24) b. Nickelox., blättrig, grün, an der Luft beschlagend, Lackmus röthend, in Wasser, und zum Theil in Weingeist löslich;

25) b. Manganoxydul, in wasserhellen, luftbeständigen, erst süß, dann herbe, zuletzt bitterlich schmeckenden Nadeln, die in der Hitze Wasser, und ein dem Zimmetöl ähnliches brenzl. Öl liefern, und in 20 kalten, in viel wenigerm heißen Wasser sich lösen;

26) b. Uranox., blaßgelb, sehr wenig in Wasser löslich;

27) b. Molybdänoxydul, ein blaues, in Wasser auflösliches Pulver;

28) b. Cereroxydul, kristallinisch pulverartig, von schneeweißer Farbe.

Die Affinität der B.-S. zu den Metallen ist auf dem nassen Wege folgende: Zink, Eisen, Mangan, Kobalt, Nickel, Blei, Zinn, Kupfer, Wismuth, Antimon, Arsenik, Queckſilber, Silber, Gold, Platin ꝛc.

Endlich verbindet sie sich auch mit Alkohol, Äther, mit Ätherdl und mit Fetten.

In ihrer arzneilichen Wirkung weicht sie, vollkommen rein, von den übrigen Pflanzensäuren nicht ab. Aber durch das ihr gewöhnlich anhängende Ätherdl wirkt sie erregend auf das Nerven- und Gefäßsystem, die Ausdünstung vermehrend, vorzüglich aber auf die Respirationsorgane. Man räth sie daher bei asthenischen Brustleiden, beim schleimigen Asthma, bei Lungenverschleimungen, bei typhösen, und in der letzten Periode der reinen Lungenentzündungen, wo viele Schwäche vorwaltet, zu 4 — 10 Gran, am besten in Pulver mit Zucker abgerieben. Bei Unterleibs- und hysterischen Beschwerden ersetzen sie wirksamere Arzneimittel. Endlich ist auch die Benzoësäure mit ihren Salzen, nach Peſchier u. Berzelius, ein ausgezeichnetes Reagens auf Eisen, das sie, wenn die Auflösung gänzlich neutralisirt, verdünnt, und das Eisen möglichst vollkommen oxydirt war, vom Mangan, Nickel, Kobalt und den meisten Metallen und Erden scheidet. Nur muß man um dasselbe aus einer mehre Erden- und Metalloxyde enthaltenden Auflösung zu fällen, das überflüssig zugesetzte Benzoësalz durch Kochen mit irgend einer Säure zersetzen *). (*Th. Schreger.*)

BENZONI. Als im 13. Jahrh. in fast jeder Stadt Italiens sich ein Herrscherling aufwarf, fehlte es auch Crema nicht daran. Venturino Benzone wurde Oberherr, und seit 1258 bis 1310 hatte die Familie der Benzoni hier den größten Einfluß. Georg Benzone

*) Vgl. üb. Benzoësäure Scheele i. s. Opp. II. S. 23. — Lichtenstein i. Crell's N. Entdeck. d. Ch. IV. S. 9, und in Dessen Ausw. d. N. Entd. I. S. 319. 355. — Westrumb i. Crell's Ann. d. Ch. 1784. I. S. 340. — Hermbstädt in Crell's Ann. d. Ch. 1785. II. S. 305. u. i. s. ph. ch. Beobacht. u. Vers. II. S. 197. — Trommsdorff in Crell's Ann. d. Ch. 1790. II. S. 30., u. in seinem Journ. d. Pharm. I. 1. S. 162. VI. 2. S. 197. XIX. 1. S. 244., u. in Dessen neuem Journ. II. 1. S. 134. ꝛc. — Bucholz in s. Taschenb. f. Scheidekünstler u. Apotheker. Weim. 1810. — Fourcroy u. Vauquelin in Scherer's a. Journ. d. Chem. II. S. 433. — v. Grotthuß in Gehlen's n. J. f. Ch. ꝛc. 1809. VIII. 3. S. 708. — Bucholz Ebendas. IX. S. 340. ꝛc. u. bei Trommsdorff XX. 2. S. 73. ꝛc. Berzelius b. Schweigger XXVII. S. 129. — Hisinger in Scherer's a. nord. Ann. der Chemie, ꝛc. II.

benutzte die Unruhen in der Lombardei, und brachte im J. 1403 die Herrschaft nochmals an sich, ward aber im J. 1421 genöthigt, die Stadt an den Mailänder Herzog Philipp Maria zu übergeben, wodurch die Unterwerfung der Lombardei unter Mailand vollendet wurde. Georg trat damals in Dienste von Venedig, und seine Familie wurde in das goldne Adelsbuch dieser Republik eingetragen. (*H.*)

BEOBACHTUNG ist die absichtlich und methodisch, auf Gegenstände der Erfahrung gerichtete Achtung (s. Acht. Bd. 1. S. 321.), zum Zweck einer vollkommenern Erkentniß solcher Gegenstände. Wie die Achtung (Achtgeben), so ist auch die Beobachtung nur auf ein sinnlich-Gegenwärtiges gerichtet, und steht auch in dieser Hinsicht entgegen der Spekulation, die zugleich über die Erfahrung hinausgeht, während die Beobachtung nur innerhalb des Kreises der Erfahrung Statt findet. Da dieser aber eine doppelte Welt umfaßt, die Außen- und Innenwelt, so kann die Beobachtung eine äußere oder eine innere seyn; man kann auch sagen Natur- od. Menschenbeobachtung. Die Veranlassung dazu ist allezeit ein für den Gegenstand, wegen gemuthmaßter Beschaffenheiten, Eigenschaften, Wirkungen oder Umstände, gefaßtes Interesse, zufolge dessen die möglich genaueste Erkentniß desselben als wichtig erscheint. Die Beobachtung setzt daher allezeit eine wenigstens vorläufige Kentniß von dem Gegenstande voraus. Erst muß man ihn wahrgenommen, dann bemerkt haben. Bemerken stamt ab von Marke, March, welches bedeutet 1) Grenze, 2) Grenzeichen, 3) Kenzeichen überhaupt, — Merkmal. Diesemnach heißt auch Bemerken 1) einen Gegenstand aus einer Menge heraus heben, isoliren, begrenzen, und 2) auf die Kenzeichen seine Sinne und Gedanken richten, um ihn daran zu erkennen. Dies gibt deutliche Vorstellungen. Haben diese ein besonderes Interesse, so entsteht Aufmerksamkeit, die, wenn sie willkürlich auf einen sinnlich gegenwärtigen Gegenstand gerichtet ist, zum Achtgeben wird. Dabei gelingt es jedoch nicht immer, daß einem nicht dies oder jenes entginge, und sobald man dies vermuthet hat, tritt das Beobachten ein. Absichtlich geht man bei diesen zu Werke, und darin liegt es schon, daß es mit geschärfter, und bis zur Erreichung des Zweckes fortgesetzter, Aufmerksamkeit geschehen werde. Die Folge davon ist allezeit eine Entdeckung, nur nicht allezeit eine neue, sondern es kann auch blos Bestätigung schon gemachter seyn, wodurch man nur an größrer Gewißheit und eigner Überzeugung gewinnt. Das Aufmerken darf aber nicht dem Zufall überlassen bleiben, sondern der Beobachter muß wissen, was er erkennen wolle, und wie er zum Zweck der gewünschten Erkentniß gelangen könne; es muß mithin methodisch angestellt werden, d. h. mit Bewußtseyn der dazu erforderlichen Regeln. Beobachten ist eine Kunst, und muß daher, wie jede Kunst, nach Regeln getrieben werden, erfodert aber auch, wie jede Kunst, ihre eignen Fähigkeiten und Fertigkeiten. Gewöhnlich nent man den Inbegrif der beim Beobachten zu befolgenden Regeln die Beobachtungskunst, und den Inbegrif der dazu nöthigen Fabigkeiten und Fertigkeiten den Beobachtungsgeist, beide jedoch nicht völlig angemessen. Jene Beobachtungskunst würde schicklicher Theorie des Beobachtens oder Anleitung zum Beobachten genant werden, und Beobachtungsgeist sollte man nur dem zuschreiben, der durch seine Anlagen von der Natur vorzugsweise zum Beobachter bestimt wurde. Daß dazu eigenthümliche Anlagen gehören, erhellet schon daraus, weil der Beobachtungsgeist und das abstrakte und spekulative Denken sich gegenseitig, wenn nicht ausschließen, doch beschränken. Da nun bei diesem Denken Verstand und Vernunft hauptsächlich in Thätigkeit sind, so folgt, daß gerade diese Selenvermögen keine zum Beobachten wesentlichen seyn müssen, sondern vielmehr die andern. Namentlich sind ein richtiger und feiner Sinn, ein treues Gedächtniß, eine scharfe Urtheilskraft in ihren beiden Äußerungen als vergleichender Witz und unterscheidender Scharfsinn, und eine mit Leichtigkeit kombinirende Einbildungskraft wesentlich dazu vonnöthen. Ein Kopf, in welchem diese so vereinigten Selenvermögen vorherrschend sind, ist zum Beobachten organisirt, und wird, von Natur dazu aufgelegt, bei ausharrender Geduld, die ein nothwendiges Erfoderniß ist, seine natürlichen Fähigkeiten zum Beobachten, bald zu Fertigkeiten erhöhen. Die Regeln, durch deren Befolgung er seinen Zweck sicherer erreicht, wird er bei fortgesetzter Übung bald ausfindig machen, wenn sie es noch nicht sind. Folgende dürften die wesentlichen seyn: 1) Wähle zur Beobachtung die gehörige Zeit und Umstände; 2) gebe nicht mit vorgefaßter Meinung ans Beobachten, sondern überlasse dich unbefangen den Wahrnehmungen und Eindrücken; 3) laß dir keinen für den Zweck bedeutenden Umstand entgehen, und fasse so vollständig auf als treu; 4) unterscheide aber sorgfältig zwischen dem Wesentlichen und Zufälligen, jedoch halte nichts vorschnell für zu klein und geringfügig, bis du es nicht im Zusammenhange mit allem Übrigen erwogen hast; 5) wo es möglich ist, so wiederhole die Beobachtung öfter, um dich von der Wahrheit derselben desto gewisser zu überzeugen, und 6) vergleiche die eignen Beobachtungen mit den fremden. — Was die daraus zu ziehenden Folgerungen betrift, so gehören diese nicht hieher (s. Erfahrung).

Allerdings ist jeder Mensch des Beobachtens fähig, indem keinem von Natur die dazu erfoderlichen Eigenschaften mangeln. Ungeachtet aber jeder dazu angeleitet werden, und durch fortgesetzte Übung selbst Fertigkeit darin erlangen kann; so ist doch nicht zu leugnen, daß gewisse Köpfe vorzugsweise dazu organisirt sind, während Andre, mit Vorliebe das Abstrakte und Spekulative betreibend, sowol geringe Neigung als Geschicklichkeit dazu beweisen. Diese Köpfe sind sich in Richtung und Ziel so entgegengesetzt, daß schon unter den alten Philosophen ein langer Streit entstand, der sogenante Streit über das Eine und Viele, welcher ganz derselbe ist, wie der noch jetzt dauernde zwischen denen, die sich wissenschaftlich Gebildete, und ihre Gegner, nicht ohne verächtlichen Seitenblick, Empiriker nennen. Der spekulative Platon mochte allein von dem Beobachter Demokritos nichts hören, und zwischen Platon und Aristoteles war das Verhaltniß nicht viel anders, ungeachtet Aristoteles gerade der ist, der am besten zeigt, wie abstraktes und spekulatives Denken mit Beobachtungsgeiste vereinigt seyn kann. Immer aber blieb

doch wegen dieser Verschiedenheit der ursprünglichen Geistes-Organisation die Methode beider Denker verschieden, ja entgegengesetzt. Bedenkt man nun, daß sie durch eben diese Methode zu ihren entgegengesetzten Resultaten kamen; so muß man, wenn man die Wahrheit liebt, um so begieriger auf die Entscheidung werden, auf welcher Seite sie sich denn befinde. Jede unbefangene Prüfung wird zu dem Urtheil kommen, welches Garve hierüber gefällt hat in seinen Beobachtungen über die Kunst zu denken (Versuche II. 398), wo er auch der bemerkenden oder beobachtenden Methode gedenkt. „Beide Arten der Meditation, sagt er, die beobachtende und die durch Schlüsse fortschreitende, beziehen sich auf zwei verschiedne Arbeiten, die zu der Vollendung des Gebäudes der menschlichen Erkentniß gleich nothwendig sind. — — — Wenn wir daher nach Wahrheit und Billigkeit urtheilen, so besteht der Werth beider philosophischer Arbeiten sehr wol mit einander. Und da die Fähigkeiten zu beiden von der Natur oft unter verschiedene Menschen vertheilt worden sind: so ist ihre brüderliche Vereinigung desto nöthiger, wenn jede Klasse zu der möglich größten Vollkommenheit in ihrem Fache gelangen soll." Er hätte noch hinzufügen können, daß die Spekulation, welche sich von der Beobachtung trent, allezeit in Gefahr ist, in einen willkürlichen Dogmatismus zu verfallen. Wohin es aber damit kommen könne, beweist zur Gnüge der Zustand der Philosophie und Naturwissenschaften während des Mittelalters, die erst dann in einer reineren Gestalt und heilbringend für die Menschheit wieder hervortraten, als Baco von Verulam, dieser Aristoteles der neuen Welt, die Beobachtung wieder in ihre gebührenden Rechte eingesetzt hatte. In seinen Werken de interpretatione naturae und de augmentis scientiarum gab er zugleich die erste Anleitung zum Beobachten, welches seitdem zahllose Irrthümer, Vorurtheile, Täuschungen und Betrügereien verdrängt hat, in der Philosophie namentlich dadurch, daß durch immer fortgesetzte Beobachtungen über die Innenwelt des Menschen endlich eine gereinigte Psychologie aufgestellt werden konte. Durch den Eifer, welchen Astronomen, Physiker und Physiologen im Beobachten bewiesen, ward endlich auch eine neue Naturphilosophie möglich: und wenn späterhin die Spekulation sich über jene anthropologische und diese Naturphilosophie noch erhoben hat, so darf sie ja nicht vergessen, wem sie das Vorzüglichere, was sie leistet, verdankt, und mag sich wol hüten, mit den Beobachtungen in Widerspruch zu gerathen. Sie vermeide aber auch die Klippe, Beobachtungen zu Gunsten von Hypothesen zu modifiziren, oder sie unter Gesetze zu zwingen, unter die sie nicht gehören.

Eine nicht unwichtige Frage ist die, ob es dieselben Anlagen sind, welche den Naturbeobachter und den Menschenbeobachter machen? Da es jener mit der Außenwelt, dieser mit der Innenwelt zu thun hat; so ist in dem letzten Fall eine besondere Feinheit und Schärfe auch des inneren Sinnes erfoderlich, und zwar darum, weil alle Menschenbeobachtung mit der Selbstbeobachtung anheben muß, und ein jeder die Beobachtung Anderer eigentlich erst mit dem von ihm Abweichenden anfängt. Da ferner außer dem, was in die Sinne fällt — Gestalt, Mimik, That und Wort —, weit mehr Nicht-Sinnliches hier zu beobachten ist, und auf dieses auch die äußere Erscheinung bezogen werden muß; so wird zu dem Menschenbeobachter auf jeden Fall auch eine noch lebhaftere Einbildungskraft und ein noch höherer Grad von Kombinationsgabe erfodert. Zu der Ruhe und ausharrenden Geduld, deren auch er bedarf, muß sich aber auch Klugheit gesellen, indem ein Gegenstand beobachtet werden soll, der sich, sobald er merkt, daß er beobachtet wird, entweder der Beobachtung entziehen, oder, verstellen, wenigstens selten ganz derselbe bleiben wird. Das Talent des Menschenbeobachters ist daher eben so angeboren als das Talent des Naturbeobachters, und nur wem es angeboren ist, wird mit Leichtigkeit jeden noch so leisen Zug bemerken, und alle zerstreuten Züge in ein Ganzes vereinigen. Der Blick des einen ist aber schärfer für den äußern Menschen (Maler, Bildhauer, Schauspieler), der des andern für den innern (Dichter, Psychologen); der des Anthropologen muß für beides gleich scharf seyn, denn er soll den Menschen allseitig auffassen. Daß dies nur dann geschehen konte, wenn eine Menge einzeler Beobachtungen vorausgegangen war, bedarf keines Beweises, man müßte denn den historischen anführen, daß erst nach Homer und den Tragikern, der Psychologie Platons, der Blüthe der Bildnerkunst zu Athen und den Zergliederungen Demokrits, Aristoteles als der erste Anthropolog auftreten konte. Als solcher steht er auch in dieser Sphäre mit seiner Beobachtung der Spekulation entgegen, und dieser Gegensatz hat für die Philosophie eben so bedeutende Folgen gehabt als in der Naturwissenschaft. Wenn der willkürlichen Behauptungen und Anmaßungen aller Art, des Aberglaubens und sophistischen Truges weniger geworden ist, so verdanken wir auch dies hauptsächlich der reinen Beobachtung und einem auf sie gestützten Räisonnement. Durch die Beobachtung ist es aber hier endlich auch so weit gekommen, daß es der Spekulation immer schwerer werden wird, ihre Willkür durchzusetzen, denn dem Beobachtungsgeist ist es gelungen, des Geistes Gränzen im Erkennen zu entdecken. Innerhalb derselben hat er freilich für die Willkür noch weiten Spielraum genug, zumal wenn er Beobachtungen anstellt, oder der Beobachtungsgeist selbst sich irrt, was bei aller Vorsicht nur zu leicht möglich ist, hauptsächlich in den dunklen Regionen des Gefühls und der Einbildungskraft.

Man könte die von dem Beobachtungsgeiste gemachten Beobachtungen natürliche, und diejenigen, welche zufolge einer Theorie methodisch gemacht werden, künstliche nennen, wenn man nicht den Ausdruck künstliche Beobachtung bereits für eine solche eingeführt hätte, bei der man sich künstlicher Hilfsmittel bedient, um die wahrnehmenden Organe zu schärfen und zu verstärken, wie der Lupen, Teleskope u. a. Hiebei ist zu erinnern, daß bei der Beobachtung nie beliebige Veränderungen mit dem Gegenstande vorgenommen werden. Macht man solche damit zum Behuf der Erkentniß, so stellt man einen Versuch an (experimentirt), den man aber auch wieder beobachten muß, wenn man die gewünschte Erkentniß erlangen will. Stellt man solche Versuche mit Menschen an, indem man sie in Umstände

und Verhältnisse bringt, welche hoffen lassen, daß ihre Denkart, Gesinnung und Handlungsweise sich bestimter werde erkennen lassen, so sagt man, daß man sie auf die Probe stelle. Es versteht sich, daß man sie dabei auch beobachten muß *). (*Gruber.*)

Beooja, s. **Grenadinen.**

BEOCSIN (spr. Beotschin), serbisches Basilianer-Kloster auf dem Berge Fruschka Gora (zu den Zeiten der Römer Almus oder Alma genant) in Sirmien, in einer romantischen Gegend mit gutem Weinbau. Dem Kloster steht ein Hegumen vor. Die Zahl der Mönche beträgt nur neun. Denselben Namen führt das nahe, zur Herrschaft Komenics gehörige Gebirgsdorf im illoler Bezirk des sirmier Dist. in der sirmier Gesp. in Slavonien, mit einer griechischen nicht unirten Kirche. (*Rumy.*)

BEQUEMLICHKEIT. Bequem heißt buchstäblich: was bei oder zu uns komt, — was uns entgegen komt. Denn Kommen lautete ehedem Quemen, und noch früher Ohueman, und davon stamt Bequem ab. In diesem ursprünglichen Sinne ist auch der Ausdruck noch jetzt nicht ganz fremd. Itisall's bequeme Nymphen bei Wieland sind entgegen kommende. — Was aber uns entgegen komt, das erleichtert uns die Mühe. Daher nennen wir eine Sache bequem, sofern sie uns Mühe erleichtert, oder wenigstens keine Mühe, keine Beschwerde verursacht. Eine bequeme Treppe z. B. ist so beschaffen, daß es uns dadurch leicht gemacht wird, hinauf zu steigen, und ein bequemes Kleid macht uns wenigstens keine Mühe oder Beschwerde, wie im Gegentheil etwa ein solches, was zu enge ist, uns drückt und preßt, und die Freiheit unsrer Bewegungen hemt. Bequemlichkeit ist die Beschaffenheit einer Sache, wodurch sie uns bequem ist; so wie z. B. die Bequemlichkeit einer Treppe in derjenigen Einrichtung derselben besteht, wodurch es uns leicht gemacht wird, sie zu ersteigen. Auch wird wol die Sache selbst, welche uns bequem ist, eine Bequemlichkeit genant. Eine Kutsche, sagt Adelung, ist eine große Bequemlichkeit. — In einem besondern Sinne hat man den letztern Ausdruck gebraucht, um einen Ort im Hause anzudeuten, den der Anstand geradezu zu nennen verbietet, ob er gleich fodert, daß es in einem wohl eingerichteten Hause an einer Bequemlichkeit dieser Art nicht fehle. — Aus dieser Bedeutung nun, nach welcher Bequemlichkeit eine Beschaffenheit der Gegenstände ist, diese nämlich, daß sie uns Etwas leicht machen, ist, nach einer nicht seltenen Figur, diejenige entstanden, nach welcher Bequemlichkeit uns selbst zugeschrieben wird, und in der Neigung besteht, Alles bequem haben zu wollen; besonders, sofern diese zu stark oder übermäßig ist. Dieser Begrif ist also ein abgeleiteter, und nicht, wie Adelung es vorstellt, der Grundbegrif von Bequemlichkeit. — Aus demselben gehet aber unmittelbar hervor, daß es einen Vorwurf einschließt, wenn Jemand ein bequemer Mensch genant wird, und daß diese Neigung nicht anders als nachtheilig seyn kann. Denn, wer sie hat, der scheuet alles Unbequeme mehr, als er sollte. Das aber schadet 1) der Entwickelung seiner natürlichen Kräfte und Anlagen. Denn diese erfodert Anstrengungen, die nicht bequem seyn können, und auch nicht seyn sollen. 2) Steht es der Sittlichkeit im Wege. Denn auch Pflichterfüllung ist nicht immer bequem, und Bequemlichkeit wird daher sehr leicht zu Unterlassungssünden verleiten; deren viele, die weit härter beurtheilt werden, gewiß nur aus dieser Quelle entspringen. (*Maass.*)

BEQUET, eine Stadt am rechten Ufer des Lorenz-fl. (46° 40′ Br. und 287° 56′ L.) in der britischen Prov. Unteracanada, 1810 mit 421 Häus. und 2790 Einw., meistens Franzosen, die Gewerbe und etwas Handel unterhalten, sich aber übrigens von dem Landbau und der Fischerei nähren. (*Hassel.*)

Ber (in den semit. Dialekten), s. **Bir.**

BÉR. Diesen Namen führen mehre Ortschaften in Ungern. Davon ist hier zu merken der Mrktfl. Kis Bér (Klein-Bér) in der komorner Gespanschaft in N. Ungern diesseit der Donau, im gestrescher Bezirk, in der gleichnamigen gräfl. batthyanischen Herrschaft, mit einem Schlosse, einer römisch-kathol. Pfarre, einer Majolika-Geschirrfabrik, einem herrschaftl. Wirthshause, Mahlmühle und Schäferei. Die Einwohner sind Magyaren, ihre Zahl wird (nach dem raaber bischöfl. Schematismus von 1816) auf 1560 Kathol., 72 Protestanten, 5 nicht unirte Griechen angegeben. — Mit diesem Mrkt. muß nicht verwechselt werden das Dorf Kis Bér in der eisenburger Gesp. in N. Ungern jenseit der Donau, im kemenesallyer Bezirk. (*Rumy.*)

BERA, ein beträchtlicher Bezirk auf der Insel Celebes, zwischen dem Flusse Bampang bis zur Spitze von Lassoa auf der Küste gelegen, und den Niederländern von dem Raja von Boni überlassen. Er ist zwar zum Theil gebirgig und felsig, enthält aber doch gute Wälder, die Schiffbauholz liefern; die Einwohner sind brauchbare Lootsen und Matrosen, bauen Schiffe und verfertigen schöne weiße baumwollne Zeuche, die sie in den Handel bringen. (*Hassel.*)

BERACHIA, Bar Nitronai, von seinem Geschäfte die Handschriften der Bibel mit Vokalpunkten zu versehen, Nakdan (Punktator) genant, blühte im 13. Jahrh. *). Er schrieb משלי שועלים eine Samlung von 108 eignen, meist aber dem Äsop (nicht dem Reineke Vos) nachgebildeten Fabeln in Versen, welche sich durch Eleganz und Reinheit der Sprache empfehlen. Es werden aber in denselben nicht blos Füchse (wie man etwa nach dem Titel des Buches, Fabulae vulpium vermuthen

*) Über Theorie der Beobachtung ist das Vorzüglichste bei Lambert im Neuen Organon Bd. 1. VIII. 348 und in den Beiträgen zum Gebrauche der Mathematik Th. 1. — Seuebier's Preisschrift l'art d'observer Genf 1775. — Über Menschenbeobachtung, s. Menschenkenntniß.

*) Wolf In s. B. H. T. I. p. 167 u. 272 sagt: flor. 5160. Chr. 1400, bezweifelt aber T. III. p. 165. die Richtigkeit dieser Angabe in den Worten: siquidem *filius* ejus extiterit *R. Elias Hannakdan*, qui Cod. bibl. Berolinensem an. 5094. i. e. C. 1334 absolvit. Sehr richtig; nur hätte statt filius gesetzt werden sollen filius filii ejus oder nepos; vgl. T. I. p. 166. — Einige Gelehrte nennen ihn irrig Barenton, Bartoleccius sagt: er habe auch den Beinamen Krispi gehabt.

möchte) sondern auch andere Thiere, auch Vögel, redend eingeführt, welche sich über die Sitten ꝛc. der damaligen Zeit unterhalten und die Besserung derselben bezwecken. Das Werkchen wurde gedruckt Mantua 317 (Chr. 1557) 12 oder kl. 8. und mit einer (nicht sehr vorzüglichen) lateinischen Übersetzung des Jesuiten Melchior Hanel zu Prag 1661. 435 S. 8. Die Mantuaner Ausgabe ist nach den Zeugnissen der Bibliographen, eines Clement, Wideklind ꝛc., jetzt sehr selten. Die Prager punktirt nur den Text der Fabeln (doch nicht immer grammatisch richtig) läßt aber die Moralien ohne Punkte. De Rossi besitzt diese Fabeln im Mse. (Cod. 478.). Einige derselben in den jüdisch-teutschen Dialekt übergetragen stehen in R. Moses Walch ס"ס משלים Frankf. in 4. *). De Rossi besitzt von diesem Verf. noch 2 bisher unbekante Werke im Mse. (Cod. 482.) nämlich: 1) Ein Compendium des ס" אמונות des R. Saadia und also eine Übersetzung aus dem Arabischen, mit Anmerkungen, und 2) ein Lehrbuch der Moral. Auf dem Titel dieser Schriften fehlt das Wort Nakdan, woraus de Rossi schließt der Verf. habe diese Bücher geschrieben, ehe er sich dem Punktationsgeschäfte gewidmet habe. (*J. Fr Hartmann.*)

BERAR, eine Provinz in Decan, die im N. an Khandesh, im O. an Gurdwana, im S. O. an Beeder, im S. W. an Aurungabad, im W. an Khandesh gränzt und etwa 1110 geogr. □M. groß ist. Sie bildet ein weites Thal, das von den Ghats nun umzogen und durchsetzt wird, und worüber mehre Pässe, wie Botal, Badoolah u. a. führen: der Tapty strömt auf ihrer nördlichen, die Wurda auf der südlichen Gränze, und die beiden Poorna und die Payn Gunga bewässern das Innere. Ihr fruchtbarer Boden, der in Decan nur den Namen des schwarzen Baumwollebodens führt, bringt Weizen, Mais, Hülsenfrüchte, Wicken, bengalisches Korn, Flachs und Baumwolle hervor; auch wird eine bedeutende Viehzucht unterhalten. Die Einw. sind meistens Hindus, aber dieses unglückliche Land ist theils durch die Plünderungen der Pindarries und Bheels, theils durch mehre Hungerjahre so entvölkert, daß nur noch ein geringer Theil der Volksmenge sich darin erhalten hat. Sie zerfällt in 7 Distritte: Beytalbarry, Nernullah, Pawelghur, Maibter, Waussim, Mahore und Kullum, und macht jetzt größtentheils einen Theil von des Nizams Besitzungen aus. Die Berar Maharatten, die sonst von dieser Provinz den Namen führten, sind seit den neuesten Zeiten fast ganz aus derselben vertrieben. (*Hassel.*)

BERARD (Pierre), Apotheker zu Grenoble um die Mitte des 17. Jahrh. Er hat viel über die Pflanzen der Dauphiné gearbeitet und handschriftlich ein großes Werk betitelt: Theatrum botanicum 1653 in sieben trefflich erhaltenen Folianten hinterlassen, das seit 1780 auf der öffentlichen Bibliothek seiner Vaterstadt aufbewahrt wird. Es enthält nicht nur alle im Pinax von Gaspard Bauhin erwähnte Gewächse, sondern auch noch die Beschreibung einer großen Anzahl anderer, die er von seinen in ganz Europa zerstreueten Korrespondenten erhalten hatte. Ihn selbst findet man oft in den botanischen Schriften seiner Zeitgenossen angeführt. Sein Landsmann Villars hat eine Pflanzengattung nach ihm genannt*) (s. folg. Art.). (*Graf Henkel v. Donnersmark.*)

BERARDIA. So nante Villars (flor. de Dauph. 3. p. 27.) eine Pflanze, die mit Onopordon *L.* sehr nahe verwandt, von dem letztern durch eine doppelte Samenkrone unterschieden wird. Dalechamp hatte die Pflanze zuerst unter dem Namen Arction quorundam, hist. lugd. p. 1307., C. Bauhin darauf als Lappa montana altera lanuginosa pin. 198. aufgeführt, und Richer de Belleval sie t. 87. als *βοτανοχτιοειδές* abgebildet. Da indeß die Samenkrone wirklich nicht anders gebildet ist, als bei Onopordon, so nante Allioni die Pflanze mit Recht On. rotundifolium fl. pedem. t. 38. f. 1., unter welchem Namen sie auch von Willdenow sp. pl. 3. p. 1690. aufgenommen ist. Dagegen nennen sie Guettard mém. de Dauph. 1. p. 170. t. 19. Villaria subacaulis, Lamark und de Candolle (fl. franç. 4. 75) Arctium lanuginosum. (*Sprengel.*)

BERAT (برأت), das arabische Wort für Befreiung und Privilegium und daher auch für Freiheitsbrief und Diplom, ein in der levantischen Geschäftssprache allgemein übliches Wort, das in derselben zunächst die den Konsuln und ihren Dolmetschen ertheilten Freiheitsbriefe oder Diplome bedeutet. Da nämlich bei Anfang diplomatischer Verhältnisse zwischen der Türkei und europäischen Höfen diese keine eigenen Landskinder, sondern osmanische Unterthanen, nämlich Griechen oder Armenier zu Dollmetschen gebrauchten, so wurden diese mit solchen Beraten versehen, wodurch ihnen alle den fremden Unterthanen und Gesandtschaftsbeamten traktatenmäßig gebührenden Vortheile, Befreiungen von Steuer und Abgaben zugesichert wurden. Die Gewinnsucht der europäischen Gesandten auf einer Seite, und auf der anderen das Interesse der Pforte die Gesandten durch ihr eignes zu gewinnen, machten diese Berate bald zu einem Gegenstande anerkanter Mäklerei. Der Gesandte begehrte, die Pforte gewährte, so viel sie wollte, manchen der begünstigten oft 30—40, welche an reiche Armenier und Griechen mit dem darin enthaltenen Titel vom Konsul oder Dolmetsch verkauft wurden, ein Konsul-Berat zu 5000—6000 ein Dolmetsch-Berat zu 2—3000 Piaster. Endlich als der Misbrauch von Seiten der Gesandten, und der oft mit ihnen theilenden türkischen Statsbeamten zu groß ward, wurde dieser ganze Sportel vor ungefähr 10 Jahren aufgehoben, und damit versiegte eine der reichsten Quellen der außerordentlichen Einkünfte außerordentlicher Gesandten in der Türkei. Berat heißen auch alle andere Belehnungsdiplome der türkischen Stats-

*) Die Schrift ס" משלי שועלים welche (nach Wolf B. H. T. IV. p. 860) 136 Fabeln enthält und aus dem Hebr. in jüdisch-teutsche Verse von Koppelmann übersetzt worden und Brisgojae an. 348 (Chr. 1588) 8. erschienen seyn soll, ist mir nicht weiter bekant.

*) Vergl. *Villars.* Histoire des plantes de Dauphiné I. Préface XLVIij. III. p. 27. und Dictionnaire d. sc. nat. Tom. IV. p. 309.

kanzlei vom kleinsten Timarioten angefangen bis zum ersten Beglerbeg des Reiches. Leiletol-Berat d. i. die Nacht der Befreiung heißt auch die Funfzehnte des Mondes Ramasan, eine der sieben festlichen Nächte des Islams, wo nach dem Glauben der Moslimin die beiden Schutzengel des Menschen und auch der Todesengel ihre Diplome, worauf die guten und bösen Handlungen und die Todtenliste der Menschen fürs verflossene Jahr aufgezeichnet waren, in den Archiven des Himmels niederlegen, und fürs nächste Jahr neue empfangen. Von dem türkischen Handlungsdiplome Berat ist vermuthlich auch das italiänische Wort barattare abzuleiten, welches einen Tauschhandel bedeutet. (*v. Hammer.*)

BERAT (برات), Der Sitz einer besonderen Statthalterschaft in dem südlichen Theile von Albanien. Die Stadt, welche an der Stelle des alten Eordea steht, hat ungefähr 12000 Einwohner. Vaudoncourt memoirs of the Jonian Islands. (*v. Hammer.*)

BERAUN (Bern, Slawossow, Verona, Berauna), königl. unter dem Landeskammeramte stehende Stadt in Böhmen, berauner Kreises, am Einfluß der Litawka in die Mies, welche hier erst den Namen Beraun erhält; mit 270 Häus. und 1900 Einw. mit einer Dechantei, einer Piaristenresidenz, Poststation und einem Bürgerspital; 4 M. südwestlich von Prag. Das Hauptgewerbe besteht in der Landwirthschaft und in der Verfertigung irdener Geschirre und Messer. (*André.*)

BERAUN (oder Mies), Fluß in Böhmen, entspringt im Böhmerwalde im pilsner Kreise in der Gegend von Plan nach Tachau als Mies, fließt in südöstlicher Richtung vor der Stadt gleiches Namens vorbei, dann in östlicher Hauptrichtung nach Pilsen, wendet sich nun durch mehre bedeutende Bäche verstärkt nordwärts, erhält nach Aufnahme des Schnell-Bachs (Litawka) bei Beraun den Namen Beraun, geht in nordöstlicher Richtung in den südlichsten Theil des rakonitzer Kreises, fließt südöstlich in den berauner Kreis, zur Stadt Beraun, und endlich östlich mit südlichem Bogen bei Königssaal in die Moldau. (*André.*)

Berauner Kreis in Böhmen, ist von den 3 Kreisen, welche die Mitte dieses Königreichs einnehmen, der südwestlichste. Er gränzt in S. O. an den taborer, im S. an den prachiner, im W. an den pilsner, im N. an den rakonitzer, im O. an den kaurzimer Kreis und seine nordöstliche Spitze ist 8 St. von Prag entfernt, wo auch der Sitz des Kreisamtes ist. Er enthält 52½ □ M., ist 11 M. von Westen nach Osten lang, 7½ M. breit, und macht etwa den 18. Theil des Königreichs aus. Darin die königl. Kreisstadt Beraun, 2 königl. Bergstädte (vorzüglich Przibram), 8 Schutzstädte, 22 Marktflecken und 771 Dörfer; bewohnt von 150,690 Menschen — etwa der 24. Theil der Gesamtbevölkerung Böhmens — in 23,421 Häusern; so daß 2843 Menschen auf 1 □ Meile kommen. Nach der kirchlichen Eintheilung bestehen 5 Vicariate, 8 Decanate, 55 Pfarreien, 21 Lokalien und 1 akatholisches Pastorat; 1 Gymnasium, 4 Stadtschulen und über 100 Trivialschulen. — Die herrschende Sprache ist die böhmische. Der ganze Kreis ist sehr gebirgig und waldig, fast mehr als irgend ein Kreis Böhmens, vorzüglich in der westlichen Hälfte; aber die Gebirge sind weder hoch noch rauh, meistens sanft und nur an den Ufern der Flüsse steil und klippig. Der Gebirgswald Brdi zieht sich zwischen der Beraun und Moldau von Südwest nach Nordost, und fast parallel mit ihm, weiter in Nordwesten das Hausina-Gebirge. Die Moldau, Litawka, Beraun und Sazawa bewässern ihn. Erstere durchfließt ihn von Süden, aus dem prachiner Kreise kommend nach Norden, und nimt erst bei Dowle, die von Osten herkommende Sazawa, dann später bei Königssaal die von Westen herkommende Beraun auf. — Drei von Prag auslaufende Hauptstraßen durchschneiden den Kreis: 1) in seinem nordwestlichsten Theile die Hauptreichsstraße nach Baiern über Beraun und Rokitzan im pilsner Kr. nach West Südwest; 2) über Königssaal in den prachiner Kr. nach S. W., von welcher eine Seitenstraße nach Pisek und Passau abläuft; 3) über Beneschau von N. nach S. in den taborer Kreis nach Linz. Unter den Mineralprodukten herrschen vor: 1) Eisen zu Zbirow, Königshof, Totschnik, Dobrzisch, Hluboseh, Ginetz und Horzowitz, am letztern Orte in ausgezeichneter Vollkommenheit verarbeitet. Mehre Hochöfen, viele Eisendrath- und Blechhammerwerke zu Dobrzisch, Obecznik, Totschnik, Ginetz, Hluboseh, Horzowitz, Königshof, Zbirow. 2) Silbererze und silberhaltig Blei zu Przibram, auf der Herrschaft Dobrzisch. 3) Ehemals Gold bei Knin. 4) Schwarze Steinkohlen zu Zebrak und Stilletz bei Horzowitz, mit Bergbau. 5) Kalk, gemeiner vorzügl. bei Zditz, und als Marmor in der Gegend bei Karlstein. 6) Kieselschiefer in ganzen Bergmassen, besonders bei Zbirow. 7) Mandelstein an mehren Orten. Holz ist das wichtigste Produkt des Pflanzenreichs, das sowol als Brenn- wie als Nutzholz aller Art auf der Moldau und Beraun nach Prag geflößt wird. — Als Fabrikanstalten zeichnen sich nur die neuerlichst wieder in Aufnahme kommende Zuckerraffinerie von Königssaal, dann die Steingutfabrik in Teinitz bei Konopischt, die Baumwollenspinnfabrik in St. Johann bei Karlstein aus. Viele Tuchmacher sind in Zebrak, Horzowitz, Beraun und Neweklau. — Garnspinnerei und Leinweberei wird noch am meisten, doch im Verhältniß zu den übrigen Kreisen Böhmens schwächer betrieben. In der Nägelfabrikation aber ist der berauner Kreis einer der stärksten in Böhmen. — Der benutzte Boden, der von mittlerer Größe ist, beträgt 418,679 Joch 469½ Klafter; davon Ackerland 192,223 Joch; Wiesen, Garten, Weideland und Teiche 65,223 J.; Wald 160,223 Joch; Korn und Hafer sind die Hauptgetreidearten. Die Schafzucht wird in diesem Kreise stark betrieben, am vorzüglichsten und zwar die höhere in Horzowitz und Zbirow. Wein wird blos bei Dobrzichowitz gebaut. Man schätzt den Durchschnittsertrag der Haupt-Landwirthschaftl. Produkte auf 460,000 Nied. Östr. Metzen Korn, 338,000 N. Ö. M. Hafer, 162,000 N. Ö. M. Gerste, 88,000 N. Ö. M. Weizen, 250,000 N. Ö. Centner Heu und Grummet, 130,000 Klafter weiches, und 30,000 Kl. hartes Holz. Das Mineralbad Kuchelbad nahe bei Prag wird wenig gebraucht.

Die wichtigsten Güter dieses Kreises sind: 1) die 3 königl. Krongüter Königshof, Tocznik mit uraltem Schlosse, und Zbirow, letzteres das wichtigste; 2) das königl. Damenstiftsgut Karlstein mit dem von Karl IV. erbauten Schlosse Karlstein; 3) die königl. Lehngüter Cselln und Rjzka; 4) die fürstl. Lobkowitzische Herrschaft Hochchlumez mit dem Gute Skrgschow und Irkow; die fürstl. Colloredo Mannsfeldische Herrschaft Dobrzisch; 5) das fürstl. schönburg. Hluboscb und Pitschin; 6) die gräfl. Worazitzische Herrschaft Smilkau mit dem Gute Dintkow und Herzmanitz, die v. Zarabaraschen Güter Tmain und Suchomaß; die gräfl. wratislavische Herrschaften Wossow, Wscheradziz und Wottitz; das Gut Wosserschan; d. gr. lützowsche H. Lochowitz; die Herrschaft Tloskau; die gräfl. Unwertsche H. Minissek; gräfl. wrbnasche H. Ginetz und Horzowitz; die gräfl. wrtbysche H. Teinitz und Konopischt; das Gut Langen-Lhotta. — Das prager Domkapitel besitzt die Herrschaft Leschan; die Kreuzherren mit dem rothen Stern in Prag, Altkein, Dobrzichowitz und Klutschenitz; die Prämonstratenser in Strahof, Hradisko und Zduchowitz. — Aufgehobne und in Kammeralherrschaften verwandelte Klöster hatten die Cisterzienser zu Königssaal — die Jesuiten zu Kraschowitz, die Benedictiner die Güter Slapp und Dawle.

Noch bestehende Klöster sind: die Augustiner zu St. Benigna und die Franziskaner zu Horzowitz, Wottitz und Skalka; die Piaristen in Beraun und Peneschau.

Überhaupt enthält der Kreis 69 Dominien, einen Freisassen Ältesten in Stupschitz und über 300 Gemeinden. (*André.*)

BERBEREI. Der große Landstrich, welcher sich auf der Nordküste des afrikanischen Kontinents längs dem mittelländischen Meere hinzieht, und im W. den Ozean, im S. die Sahara von Sudan, und im O. Ägypten zu Gränzen hat, wird in den Erdbeschreibungen unter dem Namen der Berberei oder Bärberei begriffen.

Die alten Ureinwohner der Berberei, so alt wie die Kopten in Ägypten, waren die Berbern und Mauren; aber eine Reihe von Ansidlungen und Eroberungen haben nach und nach Phönizier, Griechen, Römer, Vandalen, Gothen, Normänner, Franken überhaupt, Juden, Neger, Araber und Türken als fremdartige Bestandtheile der Bevölkerung hineingeführt, die kaum noch durch Farbe, Sprache und Religion theilweise herauszufinden sind. Orientalischer Despotismus, nur mit verschiedenen Abstufungen des Rechts zu leben, hat endlich eine traurige Art von Einheit über das für seine Wichtigkeit viel zu wenig gekannte Land gebracht. Was von europäischer Cultur sich übersidelte, kam fast nur durch Sklaven, gewinnsüchtige Kaufleute oder schimpfliche Tribute dahin.

Man kann die Geschichte der Berberei in die alte, mittlere und neue theilen: die alte spaltet Schlözer in die vorrömische und römische Zeit. Jene knüpft sich hauptsächlich an die damaligen zwei Hauptstaaten Ägypten und Karthago (880 v. Ch.). Griechische Ansidlungen wie Cyrene, Barka, Länder wie Numidien und Mauretanien haben nur noch eine isolirte Stellung. Wichtiger aber und bekanter wurde die Berberei in der römischen Periode wie schon die genauere Eintheilung Nordafrikas beweiset. Auf Ägypten vom Sinus plinthinetes an folgte Marmarica, der sandige Tummelplatz nomadischer Horden; dann Cyrenaica, das fruchtbare griechische Colonieenland bis zur großen Syrte. Von da das Gebiet von Karthago bis zum schönen Vorgebirge oder westlich das Land zwischen der großen und kleinen Syrtis regio Syrtica, heutzutage das Königreich Tripolis; dann das eigentliche Gebiet von Karthago (das heutige Königreich Tunis) in regio Byzacena im Süden und regio Zeugitana im Norden zerfallend. Weithin an der Küste erstreckten sich Colonieen der Karthaginenser, mit der Mutterstadt Interesse, Sprache, Religion und Cultur. Hinter ihnen Numidien und Mauretanien, Cäsariensis und Tingitana (Algier, Fez und Marocco) von nomadischen Stämmen mehr durchschwärmt als bewohnt, unzugänglich der Cultur, weil sie, alles mit sich tragend, nichts zu verlieren haben. Die Schicksale des nördlichen Afrikas in dieser Periode weiset die römische Geschichte nach. Was jener furchtbare Senat und die Cäsaren, die Erben seiner Macht, wenn auch nicht seiner Politik, auf den sieben Hügeln beschlossen, tönte so gut in Alexandria, Cyrene, Cirtha, Adrumetum und Utika, auf den Trümmern Karthagos, in Tingis und Cäsarea als in Athen, Jerusalem, Gades, Massilia und Eborakum oder York, und Taurunum oder Belgrad wieder. Afrika wurde das Kornfeld Italiens, und römische Proconsules verwalteten es meist als Sultane mit einjähriger, also desto schneller zu nutzender Gewalt. Doch lastete unter den spätern Imperatoren, wegen ihrer Entfernung, selten gleiche Despotie auf dieser Provinz, wie auf dem Hauptlande selbst. Bei der neuen Statseintheilung unter Konstantin war es die dritte Diöcese der dritten Präfectur oder Italiens und blieb bei der Theilung des römischen Reiches 395 bei Rom, während Ägypten zu Byzanz geschlagen wurde. Bald nachher (429) nahmen die Vandalen den Römern die Provinz Karthago weg, und rächten durch Einfälle in Italien und Plünderung Roms — 600 Jahr hatte die Nemesis gewacht, um den rechten Augenblick zu finden — des alten Karthago vom Vertilger selbst beweintes Geschick. Aber sie unterlagen verweichlicht ein Jahrhundert später 534 Justinians tapferm Feldherrn. Die griechischen Kaiser beherrschten Nordafrika wieder, doch stand das Ganze mehr in ihrem Statsschematismus als in ihrer wirklichen Gewalt. Viele Stükke der Berberei mögen sich völlig unabhängig gemacht haben. Durch die Römer-Juden und von Ägypten aus, dem Vaterland ascetischen mönchischen Unsinns, wurde das Christenthum bekannt, aber nicht befestigt. Die Gothen-Ansidlung in einem Theile von Mauretanien war nur vorübergehend.

Eine andere Gestalt erhielt die Berberei und das ganze nördliche Afrika durch die Araber. Der Islam und eine fremde Cultur verdrängte die Überbleibsel der griechisch-römischen. Schon waren Syrien, Phönizien, Palästina und Ägypten dem griechischen Reiche entrissen, als der Kalife Othman (647) seinen Halbbruder Abdallah Ebn Said zur Eroberung Afrikas gegen den griechischen Statthalter Gregorius ausschickte. Mörderisch

wurde mehre Tage lang bei Jacubeh gefochten, Gregor unterlag, Saptelah, Sphax fielen und viele andere feste Plätze der Griechen. So wurde nach und nach von Moawijah (665), Okbah, der Kairwan (Cyrene) anlegte, Hassan (der 688 Karthago nahm) ganz Nordafrika bis auf wenige feste Plätze, wo noch spanische Gothen herrschten, erobert. Aber auch diese wurden verdrängt, und von Tarif, Tarik und Muza in ihrem Spanien besiegt und unterjocht (von 711 an), so weit sie nicht in den nördlichen Gebirgen des Landes Sicherheit fanden. Eine Hofintrigue zu Damask und Karl Martel machten, daß Frankreich, Teutschland, Italien und Byzanz für diesmal unbeschnitten blieben. Die Araber in Mauretanien erhielten durch Gewohnheit und Verwechslung den Namen Mauren, ganz Nordafrika bekam aber in der arabischen Staatsgeographie neue Namen. Dejar Mesr (Ägypten); Magrab al Aufath (occidens medius), oder Tripolis, Tunis und Algier, das alte Libyen; Magrab al Atsa (occidens extremus), das alte Mauretanien, oder jetzt Fez und Maroko. Aber nur von 712—755 dauerte dieses arabische Weltreich. Der Geist der alten Sitten war nicht mehr in ihren Nachkommen. Die Dynastie der Ommiaden fiel durch die Abbassiden, und häufiger Dynastienwechsel taugt so wenig, wie der der einzelen Regenten, zur Behauptung eines mit den Waffen zusammengebrachten unnatürlich großen Reiches. Von der neuen Residenz Bagdad war ein solches Reich nicht zu übersehen, vielweniger zusammen zu halten. Die Statthalter in Spanien, dann die in Afrika rissen sich los, Ägypten zuletzt. In Spanien herrschten die Ommiaden; Harun al Raschids Statthalter Ibrahim Ben Aglab stiftet eine eigene Dynastie (Aglabiten — 908) im mittlern Magrab und seine Nachfolger verlegten die Residenz von Kairwan nach Tunis. Edris Ben Edris gründete ein eigenes Reich zu Fez (nach 788); seine Nachkommen herrschten bis zur zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Andere arabische Stämme schweiften wild an der Gränze der Wüste herum, wurden angeregt durch einen Reformator Dschaubar fanatisirt und bildeten unter Abu Bekr die Sekte der Morabethuns. Sein Nachfolger Jusuf gründete Maroko 1056—1149. Noch heute sind diese Marabuts eine sehr geachtete Klasse unter den Mauren. Eine ähnliche Sekte stiftete Abdolmumen (die Muahedim — 1269), der ganz Nordafrika (1159), wo auch die Normänner ihm nicht widerstehen konten, eroberte. In Ägypten (868) hatte des Türken Tulun Sohn Achmed die Dynastie der Tulumiden, dann Ikschid 935 die nach ihm benante Dynastie gegründet; aber die Nachkommen von Mohammeds Tochter Fatimah, die Fatimiden (die auch schon die Aglabiten verdrängt hatten und 941 Fez eroberten, so daß sie dann Herren des ganzen Nordafrika waren, aber 980 den Zairiden wieder erlagen) stürzten sie und gründeten bis 1171 eine eigene Herrschaft daselbst, die der Atabek Nureddin, ein Türke, durch seinen Feldherrn Schirkuah, einen Kurden, und dessen größern Neffen Saladin Ebn Ajub endlich verdrängte. Diese Sultane (Ajubiten) dauern bis 1250, wo Aleddin Ibet Befehlshaber ihrer Mamluken (Sklaven, Leibwächter) den letzten: Al-Moatham verdrängte und die beharidische Mamlukendynastie stiftete (bis 1382), denen bis 1517 die der circassischen Mamluken folgte, wo sie den Osmanen erlagen.

Gegen das Ende der Herrschaft der Muahedim (1269) über die Berberei entstehen hier drei neue Dynastien. In Magrab oder Fez und Maroko das Reich der Meriniden (unter denen sich die Portugisen Ceutas bemächtigten) dann die jüngere Linie der Dalazen bis 1550, in dem östlichen Theile von Fez, dem jetzigen Temesan, die der Zianiden, unter denen die Spanier Oran nahmen und endlich gar einen Tribut abzwangen, bis die Töpfersöhne von Lesbos, Horuk und Schereddin Barbarossa (siehe d. Art. Barbarossa) den Grund zur türkischen Herrschaft legten, und 1560 Temesan von den Türken mit Algier vereinigt wurde. In Tunis entstand um 1206 die Dynastie der Abuhaffier; Ludwigs des Heiligen Angrif auf Tunis 1270 war erfolglos; aber es kam doch allmälig die Zeit, wo man von Europa aus Eroberungen im nördlichen Afrika versuchte. Nicht ohne Reibungen behaupteten sich die Abuhaffier in Unabhängigkeit, bis 1533 Barbarossa Tunis für die Osmanen eroberte, und die bisherigen Regenten bald türkische bald spanische Vasallen waren. — Mit den Arabern war eine neue Sprache und Cultur, vorzüglich Gelehrsamkeit in Nordafrika eingewandert und von da nach Spanien übergegangen. Die Dichtkunst war hochgeehrt und selbst von Königen geübt oder königlich bezahlt. Arznei, Philosophie, Mathematik blühte bei den Arabern, und was man jetzt freie Künste nent, hieß man damals arabische Studia. Diese orientalische Gelehrsamkeit steckte auch bald die afrikanischen Juden an.

So war die Lage der Dinge beim Anfange des 16. Jahrh. mit dem die neue Geschichte der Berberei beginnt. Mamluken in Ägypten, Meriniden und Zianier in Maroko, Abuhaffier in der eigentlichen Berberei. Außerdem einige kleinere arabische Staten, schweifende Horden, und christliche Besitzungen an der Küste; innere Befehdung und Verwirrung. Dazu kamen nun an den Spaniern und Osmanen neue Feinde. Die osmanischen Türken, Herren Vorderasiens und Konstantinopels, eroberten schon 1517 Ägypten; der kühne Seeraub Schereddin Barbarossa verschafte ihnen Algier; von da aus wurde Tunis für sie unterjocht, und Tripolis (das alte Taraplus) hatte dasselbe Schicksal. Nur in Maroko und Fez, wo Meriniden zu Velez, Fez, Maroko nicht ohne innere Zerrüttung und Kampf mit den Portugisen herrschten, gründet ein fanatischer Betrüger Mehemed der Scherif (d. i. Abkömling des Propheten) 1550 eine neue Dynastie der Scherifs von Maroko, aus welcher Muley Soliman, der Bruder des Ungeheuers Muley Hezid, jetzt seit 1797 über die Reiche Fez, Maroko, Sus, Tremesan, Tafilet, mit 13,000 □ Meilen und 14 Mill. Unterthanen völlig unumschränkt herrscht, nachdem er seinen Bruder Mulai Hischam besiegt und einen andern Usurpator unterdrückt hatte. Unter ihm regiren mehre Prinzen die Provinzen des Reichs. Die erste Linie der Scherifs war die Saadische von 1550—1654, dann folgte die Alidische aus Jambo seit 1654.*)

Während hier eigene und unabhängige Fürsten, nur

* Über die einzelen Regenten und ihre Geschichte vgl. Joh. Gfr. Eichhorns Gesch. d. 3 letzten Jahrh. 3 Aufl. VI. S. 162—204.

misbräuchlich in der neuesten Zeit Kaiser genant, regirten, wurde die übrige Berberei bis auf einen gewissen Grad in Abhängigkeit von der hohen Pforte zu Konstantinopel gesetzt. — Der jetzige Stat von Algier war um 1500 nur ein Aggregat der kleinen Reiche von Tremesan, Tunes, Algier, Budscha, Dschidscheri. Gegen die Spanier, die sich in Oran, Budscha und andern Orten festgesetzt hatten, riefen die Algierer den Horuk Barbarossa zu Hilfe, der sich mit einer Seeräuberflotte mit Gewalt dort eindrängte, aber gegen die Spanier blieb. Sein Bruder Dschereddin übertrug daher um 1520 dies neue Königreich der Pforte als eine Art Lehn, wofür ihm nun Selim I. Truppen sendete, mit welchen er Tunis eroberte, sich selbst 1541 gegen Karl V. behauptete und das Land als Pascha oder türkischer Vicekönig regirte. Diese Paschas blieben dem Namen nach auch, bis die türkischen Truppen um 1600 die Erlaubniß auswirkten, sich selbst einen Befehlshaber oder Dey (Oheim) zu wählen, die aber nun mit den Paschas bis nach 1710 über die eigentliche Regirung stritten, und endlich diese ganz zu entfernen wußten. Doch nahm man statt dieser fortwährenden, bei wichtigen Gelegenheiten temporäre Gesandte der Pforte an. Desto abhängiger war der Dey dafür von seinen Soldaten, deren Offiziere den Divan bildeten, der den Dey wählet und die militärische wie die gesetzgebende Gewalt hat. Mit Frankreich, England und Holland wurde eine lange Reihe von Kriegen geführt, und während derselben erhob sich die Macht des Dey über den Divan immer mehr. Die Tribute, welche die europäischen Seemächte den Raubstaten zahlen, sind hoffentlich nur ein Überbleibsel früherer Zeit, da die Amerikaner unter Commodore Decature bei Karthagena (20. Juni 1815) und Lord Exmouth mit dem niederländischen Admiral van Capellen (Aug. 1816) gezeigt haben, daß man ihre Flotten schlagen und ihre Hauptstadt bombardiren kann. Aber es kann auch der Eigennutz Englands fodern, sie nicht ganz zu vernichten, wenn man nur selbst ihrer versichert ist. — Tunis kam aus Barbarossas Händen durch Spanien und unter dessen Hoheit wieder an die Abubassiter, wurde aber 1570 von Algier aus durch die Türken erobert, die es, jedoch blos auf 2 Jahre, 1572 durch Don Juan d'Austria verloren. Ein türkischer Pascha, dann ein Aga, endlich seit 1575 ein Dey, regirten das Land, bis es 1694 einerbar an Algier wurde. Ein erblicher Bey (aus Morats Hause), nach dessen Willen sich selbst der Dey und der Divan fügten, behielt die Regirung. Der Großherr zu Konstantinopel erhält als Oberschutzherr Geschenke, der Dey von Algier Tribut als Oberherr. Seit dem 19. Decbr. 1814 regirt Bey Sidi Mahmud Flassen. — Die kleinste dieser Raubrepubliken Tripolis stand in früherer Zeit lange unter Tunis, dann unter spanischen Statthaltern, die aber fast nur die Hauptstadt inne hatten. Die Maltheserritter, welche Tripolis zu beschützen hatten, schicken einen Ritter als Gebieter der christlichen Besatzung dahin, verloren es aber bald an den kühnen Seeräuber Dragut und die Türken. Die von der Pforte seitdem ernanten Paschas regiren mit ihrem Offizierdivan das Land. In den einzelen Provinzen herrschen Beys; ein jährlicher Tribut geht nach Konstantinopel. Auch mit Tripolis schlossen die europ. Mächte vielfache Bündnisse, die aber dem afrikanischen Raub- und Erpressungssystem nur wenig Einhalt thun, was noch Dänemark 1815 erfuhr *). (*C. W. Böttiger.*)

Die Berberei reicht von 5° 10′ bis 47° 20′ östl. L. und von 24 bis 30° nördl. Br., und umfaßt gegenwärtig 4 große Staten: Marokos, Algier, Tunis und Tripolis, die zusammen nach den Gränzen, die auf den Charten wol ziemlich willkürlich gezogen sind, einen Flächenraum von 30,600 □ Meilen einnehmen, wovon etwa 8280 auf Marokos, 9000 auf Algier, 3600 auf Tunis und 9720 auf Tripolis kommen mögen, doch ist hierin auch das begriffen, was Marokos und Algier in der Sahara von Sudan, was Tripolis von Barka besitzt, so wie das ganze Fezzan, da dessen Häuptling an den Bey von Tripolis einen Tribut bezahlt. — Die Oberfläche dieses großen Landes entwickelt eine von dem übrigen Afrika ganz verschiedene Charakteristik: Land und Bewohner scheinen hier noch mehr Europa als Asia anzugehören. Die äußere Ansicht des Landes, seine Vegetation, sein Klima ähnelt so ziemlich denen der pyrenäischen, hesperischen und hellenischen Halbinseln, der Mensch trägt noch kein wolliges Haar, noch nicht die Physiognomie des Negers, seine Hautfarbe komt so ziemlich mit der des südlichen Europäers überein, er gehört mit ihm zu einer und derselben Menschenrasse und erst, wo das Land endet, fängt an der Baba Sudan das Reich der Schwarzen an. Der Westen ist fast nur ein Conglomerat von Gebirgen, und nur der Osten trägt noch lange Gebirgsketten, wenn er schon im Ganzen ebner als der Westen ist, mehre Ebenen und selbst schon Wüsten hat, die im W. erst da beginnen, wo das Gebirge sich in der Sahara verflächt. Im Westen erhebt sich der Atlas oder der große Atlas aus den Fluten des Meeres, aber nicht in einer Kette, sondern als eine Gebirgsmasse, wie der Alpenstock Helvetiens: zwischen Fes und Marokos steigen die Gipfel des Gebirges bis hoch in die Schneeregion, mithin über 10,800 Fuß auf, doch sieht man hier nicht die gräßlichen Schneefelder und Gletscher Helvetiens, blos die die Schneelinie überstreigenden Gipfel, wie der Hanteta, sind mit ewigem Schnee und Eise bedeckt. Südwärts fällt es allmälig und sanft nach der Sahara zu ab, im Westen stürzt es gegen den Ocean in Bergflächen, Felsenrissen und unzähligen Felsenklippen ab, die das Küstenmeer zwischen Agadir und der Estrecho di Gibraltar füllen. Hier löset sich das Gebirge, welches die Geographen unter dem Namen des kleinen Atlas begreifen, und zieht sich in mehren parallel streichenden Ketten längs dem Gestade des mittelländischen Meeres hin oder vertheilt sich in den Binnenlande: die das Meer begleitende Kette endet im Ras Addar oder Kap Bon, die östlichste der Binnenketten, deren keine doch dem großen Atlas an

*) A. L. Schlözer summarische Geschichte von Nord-Afrika. Gött. 1775. 8. — Cardonne Gesch. von Afrika und Spanien unter der Herrschaft der Araber, übers. v. Ebr. Gli. v. Murr. Nürnberg 1768. 3 Th. 8. — Chenier Gesch. und Statsverf. der Königreiche Marokos und Fez. Teutsch. Leipz. 1788. 8. — Thom. Shaw's Reisen oder Anmerkungen verschiedene Theile der Berberei und Levante betr. (Teutsch v. Merk). Leipz. 1765. 4. — Eichhorn's Geschichte der 3 letzten Jahrhunderte. VI. 58—209.

Höhe gleich kommt, keine einen Gipfel hat, der 7200 Fuß übersteigt, unter dem Namen des garianischen Gebirgs im Golf von Sidra mit Kap Mesurat. Hier scheint das Ende des Atlasplateau zu seyn: wenigstens sind es nur niedrige Berge, die den Busen von Sidra umgeben, und kleine Hügelketten, die sich über die Küste von Barka verbreiten. Aber im S. O. des Busens von Sidra steigt tief im Binnenlande das wüste tausendfältig zerrissene Klippengebirge, der schwarze Harusch (mons ater) auf, wirft sich vor die Sahara, und hängt sich an das Gebirge Marai an, welches unter den Benennungen Gerdebah und Mogarra bis an die Gränzen Ägyptens fortsetzt. — Die Meere, welche die Berberei umgeben, sind im W. der Ocean, der von dem Atlas den Namen trägt, im N. das mittelländische Meer, welches durch die Estrecho di Gibraltar mit dem Ozeane zusammenhängt und zwischen Sicilien und der Küste von Afrika auch wol das afrikanische Meer heißt. In den Ocean springen mehre Vorgebirge als Nun, Agalon, de Geer, Tafelneh, Cantir, Blanc und Spartel, letztres im W. der Straße von Gibraltar, in das mittelländische Meer die Kaps Tresforcas, Falcon, Bugaroni, Ibatel, Tedeles, Bon, Vada, Zoara, Tajuri, Mesurat, Rasat und Luco vor, letzteres bildet zwei größere Busen von Sidra, die große Syrte der Alten, zwischen den Kaps Mesurat und Luco, und den Busen von Kabes zwischen den Kaps Vada und Zoara. — Der Boden an der Küste ist meistens leicht und sandig, aber da, wo er natürliches Wasser hat oder durch Kunst bewässert werden kann, höchst fruchtbar; wo dieses fehlt, dürr und vernachlässigt; der Gebirgsboden zwar strichweise steinig und felsig, aber da auf den Bergen sich viele Quellen öfnen und den Erdboden tränken, mit blühender Vegetation, die Flächen im S. des Atlas sind mit Kies und Flugsande angefüllt: man findet zwar Brunnen, aber höchst selten Quellen, und nichts von Vegetation, als das Buschwerk auf einigen Wadeys, das den Kameelen zum Futter dient: hier treiben sich blos Nomaden mit ihren Heerden umher, und auch diese würden nicht vegetiren können, wenn ihnen die Natur nicht zur Brodfrucht die Dattel gegeben hätte. — Die ganze Berberei hat keinen einzigen Strom von Bedeutung: dem Hochplateau des Atlas entquellen zwar eine Menge kleiner Flüsse, aber diese erhalten nur während der Regenzeit eine bedeutende Wasserfülle und vertrocknen im Sommer ganz. Diese Flüsse theilen sich in Küstenflüsse, worunter in Marokos der Sus, Tensif, Morbese, Rebat und Sabu, die sich in den Ozean münden, und der Mullwie, welcher dem mittelländischen Meere zufällt, in Algier der Schallif und Sammaiar, in Tunis der Medscherda einen längern Lauf haben, und in Steppenflüsse, worunter der Wad Drah in Marokos, der Wad Djedi in Algier die merkwürdigsten sind. So wenig Tripolis als Barka hat einen eigentlichen Fluß. Von Binnenseen ist der Terkiri, der doch mehr ein grosser Sumpf ist, in Algier, und der Lowdeah in Tunis ansehnlicher: die kleinen Binnenseen haben sämtlich brakisches oder gesalznes Wasser. Von den vielen heißen Quellen verdienen die bei Hammam Meskutin bei Konstantina eine Erwähnung. — Das Klima ist sowol an der Küste als in der Ebene ausserordentlich heiß, wird jedoch an jener durch Seeluft etwas gemildert, nur dann, wenn der durch die glühende Sahara unmäßig erhitzte und hier nicht einmal durch die Fluten des Meers etwas abgekühlte Sirokko wüthet, erstirbt unter seinem Hauche die ganze organische Natur. Auf den Bergen dagegen herrscht eine weit gemäßigtere Temperatur: die Europäer fanden hier nach der fürchterlichsten Hitze auf der Ebene die reine frische Luft ihres Vaterlandes wieder. Übrigens hat man auf der ganzen Berberei blos einen Regenwinter: Eis und Schnee kennen die Ebenen so wenig als Reif, und allein auf den höhern Gebirgen verwandelt sich der Regen in Schneegestöber. Die Luft ist allenthalben gesund, die Pest nicht endemisch, und wird nur von aussen durch Ansteckung eingebracht, auch spürt man selten Erdbeben. — Das Land hat mancherlei schätzbare Produkte; aus dem Thierreiche von Hausthieren das Dromedar, besonders die schnellfüßige Art, die Maherri heißt, eine der edelsten Pferderassen, Esel, mehre Büffel als gemeines Hornvieh, Schafe mit Fettschwänzen, Ziegen und verschiedenes Federvieh, besonders Hühner und Tauben, von wilden Thieren die furchtbarsten Thiere des Katzengeschlechts, den Löwen, den Panther, den Parder und den Leoparden, aus dem Hundegeschlechte den Wolf, die Hyäne, den Schakal, kleine Füchse und weiße und schwarze Hunde, dann den Bär, die Giraffe, den Wadan, eine Art wilder Büffel mit zottigem Felle und von der Größe eines Esels, den Bubal und andre Gazellen, den Argali, mehre Arten von Affen, den Klipdas, den Springhasen, das Kaninchen, das Frettel, die Zibethkatze, die Genetkatze, das Großohr (vi-verra aurita) u. a.; von Vögeln den Strauß, Adler, Geier, Raben, Eulen, Mandelkräben, Perlhühner, Tauben, Flamingos, Reiher und alle Arten von Zugvögeln; von Amphibien Schildkröten, Eidechsen, Chamäleone und Schlangen, worunter auch die boa constrictor; wenige und meistens nur Seefische; von nutzbaren Insekten und Würmern die Biene, den Seidenwurm, die Kantharide, die Perlenmuschel und die Koralle, wovon man an den Küsten der Berberei die schönsten Exemplare findet, aber auch viele schädliche Insekten, besonders die Heuschrecke, die eine Landplage ist, die Muskiten, die Termiten. Auch das Pflanzenreich liefert sehr schätzbare Produkte: Weizen und Gerste in solchem Überflusse, daß die kornarmen Länder Europens damit versorgt werden, Reis, Soraho, die Haferart Gasoolu, die wol 7 bis 8 Fuß hoch wird, vielerlei Hülsenfrüchte, besonders Linsen, Bohnen und Lupinen, Gemüse, vorzüglich Melonen, Arbusen und Kürbisse, edle Früchte, worunter aber allein die Datteln als Brodfrucht, die Granatäpfel, einige Arten von Agrumen, Mandeln, Kastanien, Korra, die zu dem Lotusgeschlechte gehört, eine bessere Güte haben, Aprikosen, Äpfel und Feigen aber schlecht sind, 7 Arten von Wein, Zuckerrohr, das man doch nicht gehörig benutzt, Oliven als eine Stapelware, Indigo, Safran, Tabak, Sennesblätter, Henna, Kologuinten, Lotus, Eichen mit eßbarer Frucht, Cedern und andre Forstbäume, wovon einige Gummi und Mastix geben: indeß sind der Waldungen doch im Ganzen wenige. Das Mineralreich ist fast ganz unbekant: wahrscheinlich sind edle Metalle vorhanden, aber sie werden nicht gebauet, und was an Kupfer, Blei, Eisen, Reißblei und Antimonium zu Tage gefördert wird, von

keiner Bedeutung: noch haben die Reisenden Marmor, Avanturinos, Töpferthon, Kreide, Kalk, Gyps, Walker- und Seifenerde, Schwefel und vor allen Quell-, Bai- und Steinsalz angeführt. — Die Volksmenge wird sehr verschieden angegeben: so berechnet Jackson das Menschenkapital von Marokos, aber offenbar übertrieben, auf 14,986,000, Chenier und Höst dagegen nur auf etwas über 8 Mill., Maggill die von Tunis auf 2¼, Holt dagegen auf 3 Mill.; einige Statistiker geben die ganze Volksmenge der Berberei auf 50, Gräberg auf 10 und Tullo, der 10 Jahre Resident zu Tunis gewesen, auf 15 Mill. an, und wahrscheinlich nähert sich diese Angabe der Wahrheit am meisten, da man für Marokos mit seinen Dependenzen wol 8, für Algier 3½, für Tunis 2½ und für Tripolis mit Zubehör 1 Mill. annehmen darf. Einige Striche des Landes besonders an der Küste, und die Gebirge sind meistens sehr gut bewohnt, dagegen die Ebenen im S. des Atlas und fast der ganze Osten von der großen Syrte an bis Ägypten hin eine völlige Wüste, wo nur die Gebirge und einige Oasen bewohnt sind. Die Einwohner unterscheiden sich in Berbern, Araber, Mauren und Juden. 1) Die Berbern. Ein afrikanisches Volk, das nicht blos das Innere der Berberei bewohnt, sondern sich wol über das ganze nördliche Afrika verbreitet und wahrscheinlich von jeher durch die Sahara von den Negern Sudans getrennt war. Daß es vor Ankunft der Phönizier hier herrschend war, daß es mit den Puniern gleichzeitig die Provinzen Lybia, Numidia, Mauretania, selbst das flache Land vom eigentlichen Afrika bewohnte, scheint wol keinem Zweifel unterworfen zu seyn: es unterlag in der Folge, wie Karthago, dem Glücke der Römer, wurde sodann den Vandalen unterwürfig und zuletzt von den Arabern in die Gebirge der Berberei, in die unwegsamen Oasen der Wüste geworfen, wo wir sie noch finden. Wahrscheinlich nahmen sie nach der Ankunft der Araber alle diejenigen Flüchtlinge von punischer und vandalischer Abkunft unter sich auf, die sich, wie sie, den fremden Herrschern nicht unterwerfen, nicht zu der neuen Lehre bekennen wollten. Aber doch scheinen sie bei weitem den größern Theil ausgemacht zu haben, da sie ihre Nationalsprache und mit ihr ihre übrige Nationalität unvermischt erhalten konten. Die Berbern bewohnen gegenwärtig nicht allein die Gebirge und Thäler des Atlas, sondern auch die nördlichern Oasen der Sahara, im Fezzan, Augila, Siwah, und nach Seetzen finden wir sie sogar am obern Nil in Sennaar, doch behauptet Cosaz, daß die Barabras in Nubien ein von den Berbern ganz verschiednes Volk seyen (*Mémoire sur la Nubie et les Barabras. Descr. de l'Egypt. Vol. I*), vermuthlich aber stammen die jetzt ausgestorbenen Guanchen auf den Canarias von den Berbern ab. Die Berbern gehören zu der kaukasischen Menschenrasse, und sind keine Neger, haben aber in ihrem Äußeren vieles mit den Arabern, besonders den Beduinen, gemein; sie unterscheiden sich wie diese:

1) in Stadtbewohner, Mauren (siehe unten 3) und 2) in Gebirgs- und Flächenbewohner. Dahin gehören besonders: a) die Errifi, welche den großen Atlas in der gleichn. marokoschen Provinz bewohnen, ein starker athletischer Menschenschlag, kühn und unternehmend, und in der Regel wohlgebildet, nur zeichnet ihr Gesicht ein wilder bösartiger Zug und ein dünner Bart aus, den sie mit allen Berbern theilen. Ihr Charakter ist so wild wie ihr Blick: Raub und Plünderung ihr Element, sie sind treulos, im höchsten Grade rachgierig, und geben nicht, wie die Araber, offen zu Werke, sondern nehmen zu List und Betruge Zuflucht. b) Die eigentlichen Berbern. Sie bewohnen den mittleren Atlas in den Umgebungen von Fez und Marokos: ebenfalls ein kriegerisches Volk, stolz auf seine Unabhängigkeit, aber weniger als die Errifs; 3) die Shillah von Susa und Haha, die sich südlich von Mogador bis an die äußerste Gränze der Herrschaft des Cid Heshem ausbreiten, und von der Seeküste bis an die östliche Gränze des Atlas. Sie sind kleiner als die übrigen Berbern und haben einen weibischen Ton der Stimme, sind sanfter und gastfreier, aber eben so thätig, unternehmend, dabei höchst eigennützig und unversöhnliche Feinde. Sie leben auf den hohen Gebirgen als Troglodyten; ihre Nahrung besteht meistens nur aus Gerste und Honig, daher sie auch sehr mager sind. 4) Die Kabilen, die sich aber selbst Schowiah nennen. Sie bewohnen den kleinen Atlas in Algier und Tunis, Menschen mit blonden Haaren, rother Gesichtsfarbe und eigenthümlichem Dialekt. 5) Die Tuariks in Fezzan, Augila, Siwah und überall auf dem großen Oasenzuge der Sahara, das vornehmste Handelsvolk im nördlichen Afrika; 6) die Tibbos an der Südseite des großen Handelszugs und in der Mitte zwischen Negern und zum Theil Troglodyten; 7) die Magrebys der großen und kleinen Oase, welche nach Browne 30,000 Krieger stellen können. Sie sind Nomaden der Lybischen Wüste, treiben Pferde- und Kameelzucht, und sollen die größten Räuber der Wüste seyn. Sie reden denselben Dialekt, wie die Bewohner der Oase Siwah; 8) die Mauren in der Wüste, die Nomaden und wol von den Mauren der Berberei zu unterscheiden sind. Indeß ist es zweifelhaft, ob sie die Sprache der Berbern reden, und wahrscheinlich sind sie ein Mischlings-Volk, das sich gegenwärtig über einen großen Theil von Sudan verbreitet. Alle diese Stämme sind in unzählige kleine Stämme zersplittert, deren jeder einen Ältesten an der Spitze hat, wonach sich der Stamm nent. Die Macht derselben beruht gewöhnlich auf ihrer Abstammung von einem geheiligten Vorfahren, oder auf einer besondern Auszeichnung des Individuum. Sie bekennen sich jetzt sämtlich zum Islam, bauen den Boden und treiben Viehzucht und Handel. Diejenigen, die in den Gebirgen der Berberei wohnen, haben Häuser von Steinen und Holzwerk; die Nomaden wohnen unter Zelten. (Nach Dupuis, Tully, Hornemann u. a.). 2) Die Araber. Es sind die Abkömlinge jenes Volks, das im Anfange des 11. Jahrhunderts die Eroberung des nördlichen Afrika vollendete, und die Völker zerstreute und ausrottete, welche sich ihrem Vordringen widersetzten oder die Annahme des Islam verweigerten. Sie machen wol den beträchtlichsten Theil der Bevölkerung der Berberei aus, und sind über das ganze flache Land bis an die Gränze von Sudan oder der Sahara verbreitet. Der Araber in der Berberei ist in der Regel lang und stark, hat feine Gesichtszüge und ausdrucksvolle Mienen; das Haar ist schwarz und lang, das Auge groß, schwarz und durchdringend, die Nase sanft gebogen, der Bart voll und dicht, die

Zähne gut und dauerhaft. Ihre Hautfarbe spielt in das Tiefbraune, aber bei denen, die der Sahara nahe wohnen, in das Schwarzbraune, und einige Stämme sind ganz schwarz, doch ohne das Wollhaar, die weiten Nasenlöcher und den Lippenwulst, die ein Eigenthum der Neger sind. Ihr Charakter ist edler und besser, als der der Berbern: man kann ihm Kühnheit und Unternehmungsgeist nicht absprechen, er handelt offen, ist nicht treulos, nicht verschlossen und gegen Menschen seines Glaubens gastfrei und wohlwollend. Die Araber sind unter einander die zuverlässigsten Freunde, aber unversöhnliche Feinde von allen, die Berbern und Mauren sind, und unmenschlich gegen jeden Christen, der durch einen Schiffbruch oder auf eine andre Art in ihre Hände fällt: können sie ihn nicht als Sklaven verkaufen, so muß er unerbittlich sterben. Sie sind in kleine Stämme oder Familien getheilt: jeder Stamm hat sein Oberhaupt, nach dessen Namen er sich nent, und jeder besitzt einen Landstrich für sich. Meistens wohnen sie unter Zelten, die aus Zeuchen von Ziegenhaaren und der faserigen Wurzel der Palmeta verfertigt werden. 20 bis 100 dieser Zelte bilden ein kreisförmiges Lager, das dann unter einem allgemeinen Scheith oder Richter steht, und worin beständig ein eignes Zelt für den Gottesdienst und zum Gebrauche von Reisenden befindlich ist. Ihre Beschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht, dabei treiben sie auswärtigen Handel. Sie sind fast immer im Kriege, entweder mit andern Stämmen oder mit den Berbern, und mit den Truppen der Regirung, die von ihnen die Abgaben beitreiben sollen. Ihre Feindseligkeiten werden mit der wildesten Grausamkeit geführt, und weder Alter noch Geschlecht verschont. Sie bekennen sich sämtlich zum Islam. 3) Die Mauren, eigentlich kein Volk, sondern die Bewohner der Städte in der westlichen Berberei, die verschiedner Abstammung sind, aber sämtlich unter folgende Klassen gebracht werden können: a) Stämme, die von arabischen Familien abstammen und mehr oder weniger ihren Brüdern, den Beduinen, gleichen; b) Stämme, die von Berbern ihren Ursprung ableiten, und sich von ihren Vorfahren blos durch die Lebensart unterscheiden; c) die Butharie, oder Stämme, die von Negern aus Sudan abstammen, und theils sich mit städtischen Gewerben beschäftigen, theils das stehende Heer des Sultans von Marokos bilden. Sie verheirathen sich meistens nur unter sich, und haben daher ihre Negernphysiognomie zum Theil beibehalten, zum Theil aber auch mit Arabern oder Berbern vermischt, woraus eine Mulattenrasse entstanden ist, die gegenwärtig wol zahlreicher als die eigentliche Negerrasse ist; d) die Stämme, die von den Andalusiern oder denjenigen Arabern abstammen, die einst Spanien erobert hatten und nach der Eroberung von Granada aus diesem Lande vertrieben wurden. Sie bewohnen besonders die Städte auf der nordwestlichen Küste und sind ebenfalls sehr zahlreich. Alle Mauren sind Kauf- und Gewerbsleute, und alle bekennen sich gegenwärtig zum Islam. 4) Die Juden, überall in den Städten, und zwar in so großer Zahl zerstreuet, daß Maggis sie im Reiche Tunis allein auf 100,000 Indiv. berechnet. Sie leben in der Berberei, wie überall, vom Schacher und Handel, und haben auch hier ihre Nationalphysiognomie, ihren Charakter und ihre Religion beibehalten. Außer diesen 4 Hauptklassen der Nation findet man auch noch viele Negersklaven, die aus Sudan jährlich eingeschleppt werden, in den Korsarenplätzen aber eine Menge Christensklaven und Renegaten, wie an den Höfen von Tunis, Algier und Tripolis, und die sogenante osmanische Miliz. Die Berberei zerfällt in 4 große Staten: 1) Marokos, der unter einem Sultane steht; 2) Algier; 3) Tunis und 4) Tripolis, die man mit dem Namen Freistaten belegt, die aber nichts weiter als militärische Wahldespoticen sind. (Nach Jackson, Höst, Jardin, Maggil, Holk, Ali Bey, Tully u. A.) (*Hassel.*)

BERBERIDEEN, eine natürliche Pflanzen-Familie, die meines Erachtens zwischen den Menispermeen und Rutaceen mitten inne steht. Es sind Sträucher oder Kräuter mit einfachen Blättern, deren Familien-Charakter in der Stellung der Corollenblätter gegenüber den gefärbten Kelchblättern und in der Öffnung der Antheren von unten nach oben, so wie in der Stellung der Staubfäden den Corollenblättern gegenüber und in ihrer Einfügung in den Fruchtboden besteht. Die Früchte sind Beeren, Nüsse oder Kapseln. Die Samen enthalten den Embryo in der Are des Eiweißkörpers. Die meisten Pflanzen aus dieser Familie kommen im südlichen Amerika vor. Außer der Hauptgattung Berberis gehören folgende Gattungen dazu: Epimedium, Leontice, Nandina Thunb., Mahonia Nuttall, und Diphylleia Mx. (*Sprengel.*)

BERBERIS, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Berberideen und der sechsten Linnéschen Klasse. Char. sechsblättriger Kelch, mit Bracteen umgeben. Sechs Corollenblätter, jedes an der Basis mit zwei Drüsen versehen. Sechs elastische Staubfäden, vierklappige Antheren. Einfächerige, oben offene Beere, mit zwei bis drei Samen.

I. Mit einfachen Blättern und vielblüthigen Stielen.

1) Berberis *vulgaris* L., (Berberitzen) mit dreitheiligen Dornen, umgekehrt eiförmigen gesägt-gewimperten Blättern, herabhangenden vielblüthigen Trauben und ungetheilten Corollenblättern. Wächst durch ganz Europa. Ein Strauch von 2 bis 6 Fuß Höhe, mit gelben Blumen und gelbem festen Holz. Die Beeren sind gewöhnlich roth, doch kommen auch weiße, schwarze und gelbe vor. Bisweilen schlagen die Samen fehl, und die Beeren sind dann ohne Kerne. Manchmal komt eine Abart mit glattrandigen Blättern vor, die man die iberische nent. Die Staubfäden, mit einem Knie versehen und vor völliger Reife in den hohlen Corollenblättern gedrückt, springen, wenn sie ausgewachsen sind, oder berührt und gereizt werden, eben so hervor, wie der Cylinder der Staubfäden aus dem Kiel der Medicago, welche Erscheinung mehr Folge einer mechanischen Einrichtung als der Reizbarkeit ist. Auf den Blättern der Berberitzen erscheint häufig ein Staubpilz (Aecidium Berberidis), von dem man fälschlich den Rost im Getreide herleitet, wie Hornemann vortreflich bewiesen (Landtbr. Acad. Annal. 1818. 2. S. 122. Fries vom Brandoch Rost pa Wäxter S. 29. 30.) Das Holz benutzen die Drechsler wegen seiner Härte und schönen gelben Farbe. Aus den Beeren wird ein rother, trefflicher Essig gemacht; auch hat

man sie auf Brantwein und Zucker versucht*). 2) B. *emarginata* Willd. enum. 395., ist ganz der gewöhnlichen gleich, nur hat sie ausgerandete Corollenblätter. In Sibirien. 3) B. *canadensis*, ist ebenfalls sehr verwandt mit der gewöhnlichen und blos durch entfernt gesägte, oben glattrandige Blätter unterschieden. In Nordamerika. 4) B. *sinensis* Desf., mit bisweilen fehlenden Dornen, ablangen stumpfen fast glattrandigen Blättern. In China. 5) B. *aristata* Cand., mit einfachen Dornen, die an der Basis zwei unmerkliche Zähnchen haben, ablangen gesägten fast dornigen Blättern und offen stehenden Blüthentrauben. In Nepaul. 6) B. *cretica* L., mit dreifach fünftheiligen Dornen, ablangen glattrandigen oder gesägten Blättern und wenig-blüthigen Trauben, die fast kürzer als die Blätter sind. Auf Kreta, Euböa und Cypros. 7) B. *crataegina* Cand., mit einfachen Dornen, ablangen netzförmig geaderten kaum gesägten Blättern und vielblüthigen Trauben, die fast eben so lang sind als die Blätter und aufrecht stehen. In Klein-Asien. 8) B. *Thunbergii* Cand., mit unten dreitheiligen, oben einfachen Dornen, ablangen an der Basis verdünnten glattrandigen Blättern und wenigen Blumen in den Trauben. (B. *cretica Thunb.* jap. p. 146.) In Japan. 9) B. *glauca* Humb., mit dreitheiligen Dornen, umgekehrt eiförmigen unten blaulich grünen glattrandigen Blättern, aufrecht stehenden Blumenrispen und umgekehrt eiförmigen Corollenblättern. Bei Sta Fé de Bogota. 10) B. *monosperma* Ruiz. et Pav., mit dreitheiligen Dornen, umgekehrt eiförmigen krautartig gestachelten, oder auch unten dornigen Blättern und nickenden vielblüthigen Trauben. Auf den Andes in Peru. 11) B. *latifolia* R. et P., mit dreitheiligen oder einfachen kurzen Dornen, umgekehrt eiförmigen, unten bleichen, glattrandigen, krautartig gestachelten Blättern und drei- bis sechsblüthigen Stielen, die kürzer als die Blätter sind. Auf den Andes in Peru. 12) B. *flexuosa* R. et P., mit dreitheiligen Dornen, gebogenen Zweigen, umgekehrt eiförmigen, glattrandigen, blaulich grünen krautartig gestachelten Blättern und gehäuften Blüthentrauben, die wenig Blumen enthalten. Auf den Andes in Peru. 13) B. *ruscifolia* Lam., mit dreitheiligen Dornen, ablangen zugespitzten, grob gezähnten Blättern, deren Zähne dornig sind und kurzen vierblüthigen Stielen. Bei Buenos Ayres. 14) B. *paniculata* Juss., mit kurzen dreitheiligen Dornen, lanzettförmigen glattrandigen oder mit wenigen dornigen Zähnen besetzten Blättern, winkligen aufrechten Blüthenstielen, die in Rispen übergehen. In Peru. 15) B. *ilicifolia* Forst., mit dreitheiligen Dornen, eiförmigen dornig gezähnten Blättern, kurzen vierblüthigen Stielen, die in Doldentrauben übergehen, und flaschenförmigen Beeren. Auf dem Feuerlande. 16) B. *asiatica* Roxb., mit dreitheiligen und einfachen Dornen, ablangen zugespitzten, glattrandigen oder dornig gezähnten Blättern, kurzen vielblüthigen Trauben und kugeligen Beeren. In Ostindien. 17) B. *rigidifolia* Humb., mit dreitheiligen Dornen, ablangen dornigen kaum gezähnten Blättern und wenigen Blüthen in der Dolde. In Süd-Amerika. 18) B. *quindiuensis* Humb., ohne Dornen, mit ablangen krautartig gestachelten dornig gezähnten Blättern und aufrecht stehenden behaarten vielblüthigen Trauben. Auf den Bergen bei Quindiu in Süd-Amerika.

II. Mit einfachen Blättern und einblüthigen Stielen.

19) B. *tomentosa* R. et P., ohne Dornen, mit eiförmigen unten dicht filzigen kaum dornig gezähnten Blättern und dünnen Blüthenstielen. (Ruiz et Pav. fl. per. 3. t. 282. 6.) Bei Concepcion in Chili. 20) B. *lutea* R. et P., ohne Dornen, mit umgekehrt eiförmigen, glattrandigen oder dreispitzigen Blättern, behaarten Zweigen und Blüthenstielen, die kürzer als die Blätter sind. (Ruiz et Pav. l. c. t. 280.) Auf den Andes. 21) B. *inermis* Pers., ohne Dornen, mit elliptischen glattrandigen Blättern, die kürzer als die Blüthenstiele sind. An der Magelhaensstraße. 22) B. *buxifolia* Lam., mit dreitheiligen Dornen, ei-lanzettförmigen glattrandigen Blättern und Blüthenstielen, die länger als die Blätter sind. Auf dem Feuerlande. B. *microphylla* Forst., ist eine Abart davon. 23) B. *empetrifolia* Lam., mit dreitheiligen Dornen, linienförmigen, am Rande umgebogenen Blättern und einblüthigen Stielen. An der Magelhaensstraße. 24) B. *cuneata* Cand., mit dreitheiligen Dornen, die fast länger als die keilförmigen dreitheilig dornigen glatten Blätter sind, und einblüthigen Stielen von gleicher Länge an den Blättern. Am Desado-Hafen in Süd-Amerika. 25) B. *heterophylla* Juss., mit dreitheiligen Dornen, ei-lanzettförmigen Blättern, von denen einige glattrandig sind, andere in drei stechende Spitzen auslaufen und Stielen von gleicher Länge wie

*) Der aus den länglichen, röthlichen reifen Früchten dieses Strauchs, den Berberitzen- oder Sauerdornbeeren, gepreßte, abgeklärte, filtrirte und in Glasflaschen mit etwas darauf gegossenem reinen Provenceröl an einem kuhlen Orte aufbewahrte rothliche Saft, welcher, zumal frisch, viele freie Äpfel- und Weinsteinsäure nebst etwas Citronensäure enthält, je nach dem verschiedenen Grade der Beerenreife, läßt sich meist statt des Citronensaftes, namentlich als Zusatz zu Arzneien, zum Punsch, zu Gelees ꝛc. anwenden. Mit ⅓ Limonensaft einige Zeit digerirt, filtrirt, und bis zur Hälfte gelinde abgeraucht, schießt er im Kühlen zu einem festen sauren Salze an. — Auch der angenehme Berberitzensyrup, Syrupus berberum, kann füglich den Citronensyrup vertreten. — Die Berberiszuckerkügelchen schmelzen im Munde, und stillen einigermaßen den heftigen Durst Gesunder und Kranker. —

Die lieblich sauern Blätter empfiehlt man im Absude zum gelind adstringirenden Mundwasser bei lockerm Zahnfleisch, und davon wackelnden Zähnen.

Die Wurzel und innere Rinde des Stammes, in weinigem Aufguß wirkt stark auf den Stuhl, und wurde sonst gegen Gelbsucht ꝛc. verordnet. Beide nebst den Ästen (Bugia) färben damit gekochtes Linnen-, Wollen- und Seidenzeug gelb; aber nur auf der mit Alaun gesottenen Schafwolle steht die Farbe. Zugesetzter Weinstein gibt mit dem Berberitzen-Pigment ein schönes Citrongelb, trockne und gestoßene Heidelbeeren aber damit eine grüne Farbe. Häufiger wendet man es jetzt zum Safrangelb-Färben an. Auch läßt sich daraus eine Art Saftgelb bereiten, das Erbsengelb. — Die Blätter und Zweige taugen getrocknet zum Rein- und Hochgelbfärben des Tuchs, mit Alaun zum Paille-, und mit Eisenvitriol zum Dunkelolivengrün-Färben desselben. — Die Beeren färben ohne Weinsteinzusatz lederroth; durch Alaun wird die Farbe lichter. Der Saft davon gibt mit Alaun eine rothe Tinte. — Mit Tamarindenmark u. dergl. finden sie bei der Zubereitung mancher Tabakssaucen ihre Anwendung, um einen Theil des Nicotins, jenes narkotischen Kaloids in den Nikotianaarten, zu zerstören. Übrigens können sie auf Brantwein, Essig ꝛc. und zum Rothfärben der Conditoreiwaren benutzt werden. (*Th. Schreger.*)

die Blätter. An der Magelhaensstraße. 26) B. *virgata* R. et P., mit kleinen unmerklichen Dornen, ruthenförmigen Zweigen, umgekehrt eiförmigen, entweder glattrandigen oder dornig-gezähnten Blättern und Blüthenstielen, die von gleicher Länge wie die Blätter sind. (Ruiz et Pav. l. c. t. 281. f. B.) In Peru. 27) B. *sibirica* Pall., mit drei- bis siebentheiligen Dornen, umgekehrt eilanzettförmigen gesägt-gewimperten Blättern und Blüthenstielen, die kürzer als die Blätter sind. Im östlichen Sibirien.

III. Mit gefiederten Blättern.

28) B. *tragacanthoides* Cand., eine zweifelhafte Art, die de Candolle in Tournefort's Samlung aus Kaukasien fand. Sie hat kleine dreitheilige Dornen, zweipaarige gefiederte Blätter, deren Stiel in einen kleinen Dorn übergeht. 29) B. *caraganaefolia* Cand., der vorigen ähnlich, aber eben so zweifelhaft, da gar keine Blüthen an dem Exemplar sind, welches Staunton aus China in Banks Herbarium verwahrt hat. (*Sprengel.*)

Berbern, s. Berberei.

BERBICE, eine (von dem gleichnamigen Flusse benante) Kolonie der Briten auf dem Kontinente von Südamerika und zwar in demjenigen Theile der Halbinsel, der Guyana heißt. Ein Holländer, Namens van Peer, aus Vliessingen gebürtig, versuchte 1626 hier die erste Niederlassung, aber da diese verschiedne Unfälle betrafen, so verlaufte der Gründer dieselbe an einige Amsterdammer Kaufleute, welche anfangs die Gesellschaft von Berbice van Hoorn und Comp. stifteten, 1732 aber den Handel dahin allen Holländern gegen eine gewisse Abgabe frei gaben. So lange die Holländer Herren des Landes waren, konte die Kolonie sich durchaus nicht heben, und erhielt sich in einem so schwachen Zustande, daß 1778 ihr ganzer Volksbestand sich nur auf 250 Weiße und 7000 Neger belief und die Ausfuhr an Zucker auf 2679, an Kaffee auf 15,000, an Kakao auf 1300, und an Baumwolle auf 2400 Entr. angeschlagen wurde. 1796 wurde sie von den Briten genommen, 1802 im Frieden von Amiens war zurückgegeben, aber schon 1803 wieder erobert und 1814 im Pariser Frieden behalten. Seit dieser Zeit hat die Kolonie sich sehr gehoben, besonders da viele Pflanzer von den westindischen Inseln, wegen deren Erschöpfung, das Festland vorzuziehen anfangen. — Berbice liegt zwischen 320 bis 321° 10′ Ö. L. und 4° bis 6° 30′ N. Br., gränzt im N. mit dem Ozeane, im O. mit Surinam, im S. mit dem franz. Guyana, im W. mit Demerary und hat etwa 130 Q.-M. Flächeninhalt. Der Abarry macht die Gränze mit Demerary im W., der Corantin scheidet sie von Surinam, die Mitte durchströmt der Berbice, der 40 Meilen aufwärts schiffbar ist und den ebenfalls auf eine Strecke von 6 Meilen schiffbaren Canje aufnimt. Sie bildet eine weite bis zum Gebirge Tamacuraque sich ausdehnende Ebene, die freilich im Innern nur einen Wald darstellt und bis jetzt blos an den Strömen angebaut ist. Das Gestade des Meers ist niedrig, ringsumher mit einem Bollwerke von Bäumen eingefaßt, hinter welchen die Savannen den Anfang nehmen. Diese Savannen stehen während der Fluth stets unter Wasser, und sind zur Zeit der Ebbe wegen des tiefen Schlamms unzugänglich. Wo man indeß dem Eindringen der Fluth Schranken gesetzt hat, da entwickelt sich die äußerste Fruchtbarkeit, nur sind die eingedeichten Polder der Gesundheit der Europäer äußerst nachtheilig und verursachen die gefährlichsten Krankheiten. Das Klima ist dabei zum Ersticken heiß: man hat 2 Jahreszeiten, zwei trockne und zwei nasse. Der außerordentlich fruchtbare Boden produzirt alle Arten von Tropenfrüchten, und überhaupt eine Pflanzenfülle, wie man sie nur in Südamerika finden kann. Stapelwaren sind indeß Zucker, wovon 1812 9084 Entr. und 23,139 Rum allein nach den britischen Häfen, und vielleicht eben so viel nach Nordamerika ausgeführt wurde, Kakao, wovon die Ausfuhr sich 1810 auf 22,582 Entr. belief, Zucker, 1810 8050 Entr. Export, und Baumwolle 1809 18,742, und 1810 16,560¼ Entr. Export; außerdem erntet man, doch in geringern Quantitäten, Vanille, Indigo, edle Früchte, Orleans und andre Farbehölzer, sehr schönes Tischlerholz, Cassia, Copaivabalsam, selbst Reis, Mais und andre Cerealien. Die europäischen Hausthiere haben sich außerordentlich vermehrt, und schwärmen zum Theil in zahllosen Haufen wild umher. — Blos die Flußufer, an welchen sich gegen 700 Pflanzungen herunter erstrecken, sind bisher angebauet, das Innere des Landes, wo noch einige Stämme von Urbewohnern und Scharen von entwichnen Sklaven umherstreichen, ist völlig unbekant. Die Briten haben indeß bereits Wege durch die Küstengegenden gehauen, den Corantin mit dem Berbice dadurch in Verbindung gesetzt, und auch Niederlassungen am Corantin errichtet, die sich immer mehr verbreiten. Die Kolonie hat eine ähnliche Administration wie Demerary erhalten, einen besondern Gouverneur und britische Gesetze, doch ist die holländische Sprache noch in den Gerichten und auf der Kanzel beibehalten. Die Volksmenge belief sich 1811 nach den dem Parlamente vorgelegten Tabellen auf 550 Weiße, 240 Farbige und 25,169 Schwarze, zusammen auf 29,959 Köpfe, die sich seitdem bedeutend vermehrt hat. Hauptort und Sitz des Gouverneurs ist Fort Nassau am Berbice, etwa 10½ Meile von dessen Mündung, eine andre Stadt New Amsterdam am Zusammenflusse des Berbice und Canje und ein volkreicher Ort, der 1811 5500 Einw. hatte. Die Ausfuhr wurde 1809 auf den Werth von 1,936,630, die Einfuhr auf 496,620, die Ausfuhr 1810 auf 1,915,566, die Einfuhr auf 517,850 Gulden angegeben. Die Einkünfte fließen aus der Kopfsteuer, der Accise auf Zucker, und aus dem Schiffszolle. (Nach Bolingbrole und dem Edinb. Gazetteer.) (*Hassel.*)

Berbir, s. Gradiska.

Berbis, Berebis in Pannonien, s. St. Georgen.

BERCH Karl Reinhold), schwedischer Finanzrath und Ritter des Nordstern-Ordens, geb. zu Anfang des 18. Jahrh. und gest. 1777, hat sich durch verschiedene historische Werke rühmlich bekant gemacht. Vornehmlich werden ausgezeichnet seine Beschreibung der Münzen und Denkmünzen Schwedens, und die nach Münzen bearbeitete Geschichte der Könige und denkwürdigen Personen Schwedens. (*H*)

BERCHEM, Marktfl. in dem Distr. Oudenarde der niederländ. Prov. Ostflandern an der Schelde mit 1475 Einw. Er hat Leinweberei und Leinbleichen. —

Das gleichnamige Dorf im Distr. Herzogenbusch der niederländ. Prov. Nordbrabant enthält in 250 Häus. an 1300 Einw. (*Hassel.*)

Berches, Birchath, s. Segen.

BERCHING, Stadt des Landgerichts Beilngries im baierischen Regenkreise, an dem Flüßchen Sulz, mit 6 Kirchen, 242 Häus. 1206 Einw., verschiednen lebhaften Gewerben, einem katholischen Decanate und Franziskaner-Hospitium. Vormals gehörte dieser Ort zum Fürstenth. Eichstädt, war dem Oberamte Hirschberg zugetheilt und trieb einen bedeutenden Weinhandel; so, daß das Sprichwort galt: Eichstädt hat in Berching den besten Wein, in Beilngries das beste Fleisch, in Greding das beste Brod und in Kipfenberg das beste Bier. Im J. 1309 wurde der Ort vom K. Heinrich und 1381 vom Bischof Raban mit verschiednen Freiheiten beschenkt. (*Eisenmann.*)

BERCHTESGADEN, ein Fürstenthum im Königreiche Baiern (dermalen im Isarkreise.). Die Landschaft Berchtesgaden, von hohen Kalkgebirgen rund umstellt, und jenseit derselben von der Salzach und Saale umflossen, liegt im südwestlichen Theile des alten Salzburggaus, im Umfange des Dynastengebiets der Hallgrafen (um Reichenhall), die als solche aus dem weit verbreiteten Stamme der Grafen vom Chiem- und Salzburggau hervorgingen. — Tuval (vielleicht das tiefe Thal und der tiefe Wald), ist urkundlich eine der ältesten Benennungen dieser Landschaft, worin bisher, so nahe dem berühmten Juvavium, keine Spur eines römischen Wohnsitzes gefunden wurde. Der Name Berchtesgaden, in den ältesten, bis zum Ende des 11. Jahrh. zurückweichenden Urkunden — Bertbersgadmen — erklärt sich nach dem keltisch-germanischen Idiom aus der Geschichte der ersten Anbauung der Gegend im Gegensatze von Grafengaden. So hieß das äußere Thal zwischen dem berufenen Untersberg und den Vorgebirgen des Göhls, mit einer Burg der Hallgrafen, heute St. Leonhard, wozu die herrschaftliche Meierei (Barton) im tiefern Wald- und Alpenrevier gehörte [1]).

Irmengard, aus den Dynasten von Rott am Inn, zuerst in das Haus Mögling (Medelinga) verehelicht, dann Gemahlin des Hallgrafen Engelbert III. von Wasserburg, erbaute die erste Zelle des heil. Martin am Priesterstein in Berchtesgaden ums J. 1088; und widmete mit Beihilfe ihres Gemahls die Ortschaften Grafengaden und Berchtesgaden und den ringsum gelegenen ungeheuern Wald zu einer Stiftung, die aber erst im J. 1111 durch Irmengard's Tochter aus dem Hause Sulzbach im Nordgau, Adelheid und deren Gemahl Berengar vollzogen wurde. Eberwein, ein tüchtiger Zögling des verständigen Propst Ulrich von Raitenbuch (Rothenbuch) an der Ammer, welche Stiftung der Welfen im verdienten Rufe einer vorzüglichen Disciplin von der Regel der Chorherren des h. Augustin die Pflanzschule verschiedener Klöster in Baiern und Sachsen ward, führte die ersten Mönche nach Baumburg (an d. Alz) und nach Berchtesgaden. Denn die Errichtung beider Stifter war gleichzeitig, und zum Theil aus gemeinschaftlichen Gütern der Hallgrafen und Dynasten von Mögling. Im J. 1122 weihte Erzbischof Konrad von Salzburg das Münster zu den hh. Johann Täufer und Peter, und Eberwein [2]) zum ersten Propsten in Berchtesgaden ein. Durch ursprüngliche und spätere Schenkungen der Hallgrafen, der Grafen von Sulzbach, Plaien und Peilstein, der von Ortenburg, Kraiburg, der Dynasten von Mögling, Dornberg, Leonsberg und Julbach u. s. w., besaß dieses Chorherrenstift mit einem Frauenkloster zur Seite, außer dem geschlossenen Waldgebiete auch beträchtliche Güter und Rechte im vordern Salzburggau, im Chiemgau, Pinzgau, Pongau, in Östreich, in Niederbaiern, in der Oberpfalz, und selbst in Franken. — Im J. 1122 finden sich schon mit Salzburg gemeinschaftlich betriebene Salzgruben am Tuval, dem südöstlichen Gehänge von Grafengaden; der Marktflecken Schellenberg nahm hievon seinen Ursprung.

Im J. 1156 erhielt das Stift Berchtesgaden von Kaiser und Reich das Salz- und andere Regalien, 1194 die weltliche Gerichtsbarkeit, 1294 den Blutbann.

Gegen Ende des 15. Jahrh. ward dem Propsten von Berchtesgaden selbst vom Kaiser der Titel eines Reichsfürsten gegeben, wie denn auch seiner (von Ulrich II, 1486—1496 an) dieser Titel behauptet wurde. Seit dem 15. Jahrh. nahm das Stift nur adelige Capitularen auf. Es zählte bis zu seiner Auflösung 47 Pröpste, und darunter mehre, welche in der Geschichte Teutschlands merkwürdig geworden sind [3]). Der letzte Fürstpropst Joseph Konrad, Freih. von Schraffenberg, gest. 1803, war zugleich Fürstbischof von Freysing und Regensburg. Sehr wichtig für die Menschen- und Länderkunde ist die Kulturgeschichte dieser Thäler von 8 — 9 Geviertmeilen Flächenraums, die ein Kranz von 6 — 8000 Fuß hoben Gebirgen, aus deren Mitte der Watzmann (Waxeman) mit 9000′ über's Meer ragt, umschließt, und worin sich außer den beiden Marktflecken Berchtesgaden und Schellenberg die 8 Genossenschaften (hier Gnotschaften) Oedenberg, Gern Au, Scheffau, Salzberg, Schönau, Ramsau und Bischofswiese bildet. Neben der beschränkten Feld- und einer ungleich weitern Alpenwirthschaft ist der Salzbergbau der älteste und vorzüglichste Erwerb des Stifts. Die gemeinschaftlichen Gruben am Tuval wurden bald aufgegeben, und dafür tiefer im Lande die am Geldenbach eröffnet, wozu die Pfanne zu Schellenberg gehörte. Seit dem J. 1517 stehen die beutigen reichen Salzberge Berchtesgadens mit den Pfannen zu Frauenreut im Betriebe. Der Selbständigkeit wegen hatte Berchtesgaden von Salzburg her manchen Kampf zu bestehen, und in Salzausfuhr verschiedene Bedrückungen zu leiden. Ein anderer schon in das 13. Jahrh. zurückreichender Nahrungszweig Berchtesgadens ist die Verferti-

1) Seit 150 Jahren wird zwar öfter auch Bertholdsgaden geschrieben, welches aber auf einem offenbaren Irthume und in der Unkunde der ältern Sprachen beruht; denn es findet sich in der Spezialgeschichte von Berchtesgaden eben so wenig ein Bertbold, als in der von Braunschweig ein Brune, von welchen diese Ortsnamen mit Fug abgeleitet werden könnten.

2) *Lapidum artificibus* monasterii fundamenta locavit — Eberwinus. Wirklich zeigen die Marmorsäulen des Kreuzgangs noch von der damaligen Kunststufe. 3) M. s. hierüber: Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden und seiner Salzwerke ꝛc. München 1815 vom Ritter v. Koch Sternfeld.

zung der Holz- und Beinwaren, welche, zum Theil als Nürnberger Waren — ihrer unglaublichen Wohlfeilheit wegen als Spielzeug und Hausgeräth in ganz Europa gesucht, und bis Amerika versendet werden. — Zu Ende des 17. Jahrh. kam in der Pfarre Schellenberg von Hallein her auch die Baumwoll-Strickerei auf, deren auswärtigen Absatz die Webmaschinen schon lange mehr als die benachbarten Zölle beeinträchtigen. — Die Pfarrgemeinde Ramsau hält sich an den solidesten Nahrungszweig, an die Viehzucht; sie zählt die kräftigsten Menschen und keinen Bettler. Die Volksmenge des Fürstenthums schwankt nach den Verhältnissen der bemerkten Nahrungszweige zwischen 8 und 9000 Menschen.

Im J. 1803 ward auch dieses unmittelbare Reichsstift säcularisirt, und mit dem Herzogthume Salzburg dem Großherzoge von Toscana eingeräumt. Durch den Presburger Frieden kam es mit Salzburg (1806) an Östreich; — durch den Wiener Frieden (1809) zur Disposition Frankreichs; — 1810 an Baiern. Es ward ein Landgericht zweiter Klasse. Durch den Statsvertrag von 1816 wurden Salzburg und Berchtesgaden, welches bairisch blieb, wieder getrennt. — Im J. 1817 ließ die Regirung durch den k. Salinenrath v. Reichenbach mittelst der neuern Soolenleitung die Salzberge Berchtesgadens mit den Salinen Reichenhall, Traunstein (diese beiden waren seit 1618 durch die Soolenleitung Reissenstuls in Verbindung) und mit Rosenheim verbinden.

Berchtesgaden, der Marktflecken, der Sitz des kgl. Landgerichts, eines Dekanats und Salzoberamts, liegt 2018′ über dem Meere, hat eine fürstliche Residenz, 3 Kirchen, mehr als 140 Häuser, und merkwürdige Warenlager. Die im J. 1820 eingeäscherte Salzpfanne Frauenreut ward wieder im größern Umfange hergestellt. Von Salzburg, Hallein, und Reichenhall führen sehr gut unterhaltene Landstraßen nach Berchtesgaden und durch das Fürstenthum, insbesondere auch zum vielbesuchten Königs- oder Bartholomä-See. Hier und im Windbachthale werden große Jagden gehalten, und die Gemsen zahlreicher, wie nirgends in Europa, gehegt; die höchsten Felsenklüfte bewohnt das Murmelthier, und die Tiefe der Seen der köstliche Salmling. Der Freund und Kenner der erhabenen Natur, der Geognost, der Botaniker, der Technolog und Maler —: keiner wird anderswo auf einem so engen Raume des Herrlichen und Unterrichtenden so viel finden*). (*von Koch Sternfeld.*)

Berchthold, s. Zähringen.

BERCHTHOLD (Bruder), ein Minorit, der zu Regensburg geboren und gestorben seyn, und nach dem Tode noch Wunder gewirkt haben soll. Vitoduran erwähnt seiner zwischen den Jahren 1265 und 1273. Allein er muß weit später noch gelebt haben. Er predigte umherziehend dem zusammengelaufenen Volke, welchem er seine Plätze nach der Richtung des Windes anwies, dessen Zug er vermittelst einer an einen Faden gebundenen Feder beobachtete. Er bekehrte viele Sünder und Sünderinnen. Eine solche, welche ihre Fehltritte öffentlich sogleich eingestand, nahm eben so schnell auf seine Empfehlung und eine Ausstattung von 10 Pfund, bei deren Einsammlung abermals ein großes Wunder geschah, welches darthun sollte, daß der Prediger selbst das Künftige vorher sah, Einer aus dem Volke zum Weibe. In Winterthur habe er nie gepredigt ob theloneum pessimum, welchen die Stadt nicht habe abschaffen wollen. — Thes. Hist. Helvet. p. 6. und 7. — Er ist nicht zu verwechseln mit einem andern Bruder Berchthold von Offringen, der ein Kriegsmann Kaiser Rudolphs I gewesen war, und nach der Ermordung Kaiser Albrechts ein von der Witwe desselben, Elisabeth, auf der Stätte, wo die That war begangen worden, erbautes Bruderhaus bewohnte. Als nachher die durch die schreckliche Blutrache, so wie durch Beharrlichkeit und Gewandtheit bekante Tochter Albrechts, die Königin Agnes, auf diesem Platze das Kloster Königsfelden erbaute, und der alte Eremit seine Zelle in der Nähe aufschlug, konte Agnes den oft vorüber Wallenden nie bewegen, ihre Kirche zu betreten. Berchthold sprach zu ihr die auf die Nachwelt übergegangenen sinnvollen Worte: „Frau! es wird Gott nicht sonderlich gedient, wenn man raubet, vieles und zwar unschuldiges Blut vergießt, und dann aus diesen Gütern Klöster stiftet". (*Meyer von Knonau.*)

BERCHTOLD (Leopold Graf v.), wirkl. k. k. Kämmerer und Ritter des St. Stephan Ordens, Güterbesitzer in Mähren, gest. im Aug. 1809, verdient als ein zweiter Howard eine Ehrenstelle in den Jahrbüchern der Humanität. Dreizehn Jahre durchreiste er Europa und vier Jahre mehre Länder Asiens und Afrika's, um Menschenelend und die Mittel zu dessen Linderung kennen zu lernen, und überall wirkte er durch Schrift und That, Menschenliebe zu befördern, bis er selbst das Opfer seiner Anstrengungen wurde. Auf diesen großen Zweck waren auch alle seine Schriften gerichtet, die er immer in der Sprache der Länder schrieb, in welchen er sich eben aufhielt, und größtentheils unentgeldlich verbreitete. So macht er in seinem Essay to direct and extend the Inquiries of patriotic Travellers etc. (London. 1789. 2 V. 8.*) die Reisenden vorzüglich auf die Erkundigung nach den Mitteln zur Erhaltung des Lebens und zur Versorgung der Armen, so wie nach den von den Barbaresken gefangenen Unterthanen seefahrender Staten und den Maßregeln zu deren Befreiung, und andere dergleichen Gegenstände aufmerksam; in einem Anhange ist selbst Hawes Anweisung zur Wiederherstellung der dem Anscheine nach Ertrunkenen oder auf andere Weise Erstickten abgedruckt. Er selbst wurde in London Mitglied der bekanten Human Society oder Rettungsgesellschaft,

4) Wer sich über diese Landschaft umständlich unterrichten will, lese die Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden und seiner Salzwerke in 3 Büchern. Vom Ritter J. E. von Koch Sternfeld. Salzburg und München 1815.

*) Das Werk (dessen zweiter Theil ein, nach den Ländern und Städten Europens alphabetisch geordnetes, aus Stuck geschöpftes, Verzeichniß von Reisen und topographischen Nachrichten enthält) wurde von dem thätigen Beförderer alles Guten in Frankreich, Lasteyrie, 1797 ins Französische übersetzt; früher erschien die teutsche Übersetzung eines Ungenanten, vom verstorbenen Bruns durchgesehen, zu Braunschweig 1791. 8.

beförderte Fothergill's und Poppe's Schriften, und sorgte dafür, Struve's Hilfstafeln in Umlauf zu setzen. Seine nächste 1791 ohne Namen herausgegebene Schrift war die nach Frank, Hensler, Hufeland und andern Ärzten bearbeitete „Kurzgefaßte Methode, alle Arten von Scheintodten wieder zu beleben und der allergrausamsten Mordthat, Lebendige in das Grab zu legen, vorzubeugen, bekant gemacht von einem reisenden Teutschen" (Wien 1791. 8.), die er in Wien unentgeldlich vertheilen und noch in demselben Jahre ins Französische übersetzt, der Nationalversamlung zu Paris vorlegen ließ. Später machte er sich, bei seinem Aufenthalte in Portugal, durch einige ebenfalls unentgeldlich in Umlauf gebrachte Schriften um die Verbreitung menschenfreundlicher Gesinnungen verdient, durch einen „Versuch über die verschiedenen Mittel zur Erhaltung des menschlichen Lebens in verschiedenen Gefahren" (Liss. 1792) und einen dem Originale nach in Wien abgedruckten „Versuch, die Gränzen der Wohlthätigkeit gegen Menschen und Thiere zu erweitern" (Liss. 1793). Von seinem gewagten Unternehmen, die Pest an Ort und Stelle kennen zu lernen, und von dem dagegen empfohlenen specifischen Mittel der (Oliven-) Öl-Einreibungen, belehrte er das Publikum in seiner „Nachricht von den im St. Antons Spitale in Smyrna mit dem allerbesten Erfolg gebrauchten einfachen Mittel, die Pest zu heilen, und sich vor derselben zu bewahren, welche im Lande selbst gesammelt worden ist und zur unentgeldlichen Vertheilung herausgegeben wird von —" (Wien 1797. 8.) In den letzten Jahren sorgte er eifrig für die Verbreitung der Schutzpocken. Bei diesen kosmopolitischen Bestrebungen vernachlässigte er keineswegs sein Vaterland und dessen Nachbarschaft. Er stiftete eine Humanitätsgesellschaft in Mähren, und Rettungsanstalten in Prag und Brünn**), errichtete im J. 1801 auf seinem Gute Buchlau eine Baumschule für die Jugend, unterstützte in dem Hungerjahr 1803 die bedrängten Bewohner des Riesengebirges, für die er an 65000 fl. sammelte, gab 1807 „Tabellen für Ackersleute und Handwerker über die Gefahren bei ihrem Berufe und die Mittel dagegen", und 1809 „Beiträge zur Veredlung des östreichischen Landwehrmannes" heraus; dies war seine letzte Schrift; bald darauf führte ihn seine letzte menschenfreundliche Handlung dem Grabe zu. Auf dem erwähnten Gute Buchlau hatte er sein schönes Schloß Buchlowitz zu einem Lazarethe für die östreichischen Krieger eingerichtet; hier ergriff ihn das epidemisch wüthende Nervenfieber, dessen Opfer er wurde ***). (*Ersch.*)

BERCKHEYA Ehrh., eine Pflanzengattung †) aus der natürlichen Familie der Compositae, aus der dritten Ordnung der neunzehnten Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in dem einblättrigen Kelch, mit geschuppten oft dornigen Deckblättern umgeben. Der Fruchtboden ist voll Zellen mit kurzen Spreuspitzen umringt. Die weichzottigen Samen sind mit Spreublättchen gekrönt. Alle Arten wachsen am Kap.

1) B. *incana* W., mit abwechselnden ablangen dornig gezähnten dreinervigen geaderten unten grau zottigen Blättern, und dornigen Hüllblättern des Kelches. (*Thunb.* in Naturf. Sellsk. Skrift. 3. t. 11.) Am Kap wie alle folgende Arten. 2) B. *obovata* W., mit entgegenstehenden ablang lanzetförmigen, an der Basis verdünten dornig gezähnten platten Blättern. (*Jacqu.* ic. 3. t. 591.) 3) B. *lanceolata* W., mit linien-lanzetförmigen, entfernt gewimperten, dornigen, zurückgeschlagenen, unten filzigen Blättern. (*Thunb.* l. c. t. 4.) 4) B. *cuneata* W., mit abwechselnden keilförmig ablangen dornig gezähnten, auf beiden Seiten zottigen Blättern. (*Thunb.* l. c. t. 10.) 5) B. *spinosissima* W., mit entgegen stehenden verwachsenen, ungleich dornig gezähnten, unten zottigen Blättern, und halb gefiederten dornigen Hüllblättern des Kelches. (*Thunb.* l. c. t. 12.) 6) B. *palmata* W., mit abwechselnden, lanzetförmigen, halb gefiederten, unten filzigen Blättern, deren Fetzen glattrandig und an der Spitze dornig sind, mit drei- bis fünftheiligen Hüllblättern des Kelches. (*Thunb.* l. c. t. 13.) 7) B. *grandiflora* W., mit entgegenstehenden lanzetförmigen dreinervigen dornig gezähnten unten filzigen Blättern. (*Vahl* in Naturf. Sellsk. Skrift. 2. t. 7.) 8) B. *sulcata* W., mit lanzetförmigen gewimperten dornigen, dachziegelförmig auf einander liegenden, unten gefurchten, glatten Blättern. (Gorteria spinosa *Jacqu.* Schönbr. 3. t. 372.) 9) B. *uniflora* W., mit abwechselnden lanzetförmigen, dornig gezähnten, unten filzigen Blättern, einem einblüthigen Stamm und lanzetförmigen gesägten Hüllblättern des Kelches, die so lang als der Strahl der Blumen sind. (*Thunb.* l. c. t. 7.) 10) B. *cynaroides*, mit Wurzelblättern, die glattrandig und dornenleer sind, Stammblättern, die herzförmig den Stengel umfassen, gewimpert und dornig sind, und glattrandigen Hüllblättern des Kelches.

Die andern Willdenow'schen und R. Brown'schen Arten gehören theils zur Gattung Cuspidia Gärtn. theils zur Cullumia *R. Br.*, theils sind sie noch nicht näher untersucht. (*Sprengel.*)

BERCKMANN oder BERKMANN (Johann), auch wol Barkmann, und, nach jetziger Schreibart, Bergmann, wie auch schon Sastrow ihn nent, pommerscher und zwar speciell stralsundischer Chronikant im 16. Jahrh. Die Zeit seiner Geburt muß in das letzte Jahrzehend des 15. Jahrh. fallen, und vielleicht war Stralsund sein Geburtsort, wenigstens lebte er dort schon zur Zeit des Papstthums als Augustiner-Mönch[1]). Zum

) Auch hatte er auf die Abfassung eines Lehrbuchs der Humanitäts-Anstalten einen Preis von 1000 fl. gesetzt. *) Vgl. Nat. Zeit. 1809 vom 28. Sept. und (Böttiger) im Morgenbl. 1809 vom 17. Oct.

†) Benant von dem holländ. Botaniker J. Lefrance v. Berkbey, Vf. einer expos. characterist. structurae florum, qui dicuntur compositi. (Leyden 1761 4.)

1) Sastrow (Bürgermeister zu Stralsund) sagt in der Vorrede zu seiner Selbstbiographie (s. die Note zu Th. 2. dieser Encyclopädie S. 58.) ausdrücklich von Joh. Berckmann: „den man sonst den Augustiner dahero nennete, daß er althie in St. Johannis Kloster Augustiner-Ordens eingekleideter Mönnich gewesen." Das St. Johannis Kloster war übrigens eigentlich Franziscaner-Ordens; nach Sastrow's Worten und andern stralsundischen Nachrichten müssen auch Augustiner darin gelebt haben. Ein

Lutherthume bekante er sich, wie es scheint, nicht gar lange vor 1527, und Prediger desselben war er, nach seiner eigenen Angabe, zuerst zu Brandenburg in der Mittelmark[2]), von wo er aber, weil er in den bischöflichen Bann gethan wurde, weichen mußte. Im J. 1527 ward er in Stralsund Diakonus an der dortigen St. Marien-Pfarrkirche[3]), und blieb dies bis Johannis 1555, um welche Zeit er, entweder weil er in Folge einer schon zu Brandenburg ihm zugestoßenen Lähmung an den Füßen[4]) zu schwach war, dem Amte länger vorzustehen, oder, wie er selber es darstellt, auf Anstiften des damaligen ersten Predigers zu St. Marien, Gregorius Hepelin, vom Rathe zu Stralsund seiner Stelle entlassen wurde[5]). Im J. 1556 wurde ihm zwar das Predigtamt und die Selsorge bei den noch übrig gebliebenen und zur Zeit der Einführung der Reformation in Stralsund nach St. Catharinen verpflanzten Brigittiner (eigentlich Birgittiner) Nonnen[6]) wieder anvertraut; jedoch nach kaum einem halben Jahre 1557 auch wieder genommen. Er starb im J. 1560 den 12. März[7]).

Von ihm ist noch ein plattteutsch geschriebenes speciell stralsundisches Geschichtswerk unter dem Namen: „Chronica Johann Berckmann's" vorhanden, welches, obgleich von pommerschen Geschichtschreibern, namentlich von den Erzählern der Einführung der Reformation in Stralsund[8]) mehrmals genant, doch seinem ganzen Inhalte nach bisher so gut als gar nicht bekant gewesen, viel weniger benutzt worden ist. Die unsichtigsten, sorgfältigsten und gelehrtesten stralsundischen Geschichtforscher, Joh. Ehrenfr. Charisius und Joh. Albr. Dinnies[9]) haben sogar diese Chronik nie zu Gesicht bekommen, und äußerten sich, daß sie verloren gegangen seyn müsse. Was aus ihr von diesen Beiden und andern Geschichtschreibern stralsundischer Begebenheiten, angeführt wird, ist aus den sogenanten Conzestis Buschii genommen. Der Verf. dieses Artikels, in dessen eigenthümlichen Besitz diese Chronik, wie er vermuthet, in der von Berckmann selbst verfertigten Urschrift, vor einigen Jahren gekommen ist, verdankt ihr selber unter andern auch diejenigen Nachrichten, welche er oben von dem Leben ihres Urhebers gegeben hat.

Die Chronik begint mit 1230; bis 1510 sind die gegebenen Nachrichten indeß sehr fragmentarisch; von da an bis 1559 geht aber die Erzählung in ununterbrochener Folge fort. In Hinsicht der Darstellung kann der Verf. keine Vergleichung aushalten, weder mit Kantzow, Klempzen, Valentin Eichstedt (nur von den teutschen Annalen desselben ist hier die Rede) und Sastrow, noch mit Wedel und Engelbrecht[10]); Sastrow selber, der diese Chronik einige Male anführt, spricht tadelnd und wegwerfend von ihr hinsichtlich des Inhalts und der Darstellung[11]); doch scheint dem Urtheile des Bürgermeisters eine gewisse Animosität zum Grunde zu liegen, denn Berckmann spricht an mehren Stellen ziemlich frei über Einrichtungen und Verfügungen des Raths, besonders in geistlichen Dingen. Indeß, wie der schriftstellerische Werth dieser Chronik auch beschaffen seyn mag, so ist sie in mehrfacher Beziehung auch jetzt noch von Wichtigkeit, denn viele einzele stralsundische Begebenheiten aus den 5 ersten Jahrzehenden des 16. Jahrh. lehrt sie allein uns kennen; über die Geschichte der Sitten und Gebräuche jener Zeit verbreitet sie vielfaches Licht; der in ihr vorherrschende Ton der Unzufriedenheit über Manches läßt Eines und das Andere aus einem andern Gesichtspunkte betrachten, als es sonst erzählt wird; für die Kirchengeschichte Stralsund's und für die Kentniß der damaligen Rathsmitglieder und Geistlichen gibt sie nicht wenig Ausbeute; selbst manches auf das Allgemeine der Reformationsgeschichte sich Beziehende komt in ihr vor, und der gelehrte Forscher der plattteutschen Sprache jener

eignes Augustiner-Mannskloster war nicht in Stralsund. 2) In der Chronik zum J. 1555. Die Bestimmungen der Jahre sind aus eigenen Angaben Berckmann's genommen. Mir ist es wahrscheinlich, daß Berckmann mit den übrigen Mönchen, welche 1523 (dies ist das rechte Jahr des Abzuges) aus Verdruß die Stadt verließen, weggezogen ist, damals dem Papstthume noch anhängend. 3) Diese Zahl geht aus eigner Angabe hervor, auch nent Dröge (Levendt u. s. w. Heren Frans Wessel's Rostock 1570 S. 84.), wiewol irrend hinsichtlich dessen, was er von dem Hinzuge Berckmann's von St. Marien nach St. Nicolai sagt, das J. 1527. Adam Fabricius in dem Catalege der stralsundischen Prediger vor Mich. Lobes historischer Erzählung von dem Reformationswerke in Stralsund ist durch Dröge verleitet worden, den Berckmann nach St. Nicolai ziehen zu lassen. An dieser Kirche war aber Berckmann niemals Prediger. 4) Wie er zu dieser Lähmung kam, die im Verlaufe der Zeiten so stark wurde, daß er durchaus nicht gehen konte, erzählt er selbst zum J. 1555, bei welchem er auf seine frühern Begebenheiten komt. Sastrow nent ihn zu verschiednen Malen „den lahmen Augustiner." 5) So erklärt es sich, warum er eine 1555 abgefaßte Schrift der stralsundischen Geistlichkeit nicht mit unterschrieben hat. M. v. Fabricius bei Lobes im angef. B. S. 55. 6) S. J. A. Dinnies Nachricht von dem vormals vor der Stadt Stralsund belegenen Kloster Brigittinerordens, Marienkron genant, in T. H. Gadebusch's pommerschen Samlungen Heft 2. und 3. S. 147. u. s. w. Den bis dahin noch katholisch gebliebenen Nonnen wurde, nach Berckmann, im Jahr 1556 zur Pflicht gemacht, die neue Lehre anzunehmen; das mußte Kniepstrow, der auch von Wolgast und Greifswald aus mit stralsundischen Kirchen-Angelegenheiten sich noch öfters befaßte, ihnen im Namen des Fürsten antündigen; widrigenfalls würde man sie aus dem Kloster herausjagen. Da forderten sie den Joh. Berckmann zu ihrem Prediger. Kniepstrow war der Vermittler bei dieser ganzen Angelegenheit; auch wurde er vom Rathe wieder nach Stralsund verschrieben, als man den Berckmann seines Amtes von neuem entlassen wollte. 7) Bei Dröge S. 84. 8) Gregorius Langemak in der Oratio secularia de Providentia divina circa Sundensem Reformationem etc. Strales. 1723. 4. und Michael Lobes in der kurzen historischen Erzählung u. s. w. Stralf. 1723. 4. 9) Beide als Vorsteher des stralsundischen Gemeinwesens, als Geschichtforscher für ihre Vaterstadt und für ihr Vaterland, und als Gelehrte überhaupt so ehrenwerthe und verdiente Männer, daß keine Zeit ihre Namen aus der stralsundischen Geschichte vertilgen wird. 10) Vgl. über diese Geschichtschreiber und Chronikanten das Urtheil von Rühs in seinem Handbuche der Geschichte des Mittelalters S. 790. 11) Sastrow ist auf Berckmann in hohem Grade erbittert; wie aus mehren Äußerungen über ihn hervorgeht; z. B. aus einer Stelle, wo er seine Erzählung Kalelei nent. Freilich kam ihm Berckmann weder an Talent, noch an Gelehrsamkeit und Bildung gleich, auch tante der Bürgermeister manche städtische Geschichte wol besser und genauer als der an den Füßen gelähmte Prediger, der vielleicht kaum weiter, als aus seiner Wohnung in die Kirche kam, sie kennen konnte.

Zeit möchte auf Manches stoßen, wodurch er für die Mühe, welche das Lesen dieser ziemlich spröden auch stellenweise unordentlich und mitunter ziemlich nachlässig hingeworfenen Chronik macht, belohnt würde. Der verewigte Rühs hat daher schon mit Recht auf diese Chronik aufmerksam gemacht, und der Verf. dieses Aufsatzes auch schon Eines und das Andere aus ihr gelegentlich angeführt[12]). Übrigens hat B. seine Chronik erst nach dem Jahre 1543 angefangen, wie aus der Chronik selber erhellt. (*Mohnike.*)

BERCY, Dorf im Bez. Secaux des franz. Dep. Seine, unweit Paris am rechten Ufer der Seine, hat ein Schloß mit einem Parke, verschiedne andre geschmackvolle Landhäuser, 388 Häus. und 1665 Einw., worunter viele Sattler, deren Arbeit Ruf hat. Auch bestehen große Gerbereien, 1 Kattundruckerei, 1 Vitriol- und 1 Zuckersiederei. Die Pariser Weinhändler besitzen hier eine große Weinniederlage. (*Hassel.*)

BERDA. So heißen 2 kleine Flüsse in Rußland, von denen der eine an den Gränzen der Jekaterinoslawschen Statthalterschaft und Taurien entspringt, der andre aber aus den Gebirgen in Kolüwan fließt und 50 M. unter Barnaul in den Ob fällt. Dieser hat eine ziemlich fruchtbare Umgegend und ist gut bewohnt. Oben an der Berda sind Schieferberge, in welchen (nach Falk's Versicherung in seinen Reisen), Silber- und Kupfererzanbrüche enthalten seyn sollen. Unter vielen Uferhügeln an beiden Seiten ist auch, etwa 3 M. über der Mündung der Sapotschlaja Gora ein isolirt stehender kegelförmiger, gegen 30 Klafter hoher Berg (von andern für noch höher geschätzt) der ganz das Ansehen eines künstlichen hat. (*J. Ch. Petri.*)

BERDA oder BRDA (ein Neutrum plurale in der serbischen Sprache), Gegend in Albanien an der Gränze von Montenegro. Ihr Name komt oft in den serbischen Volksliedern vor. (*Rumy.*)

BERDAA, der Name eines Sandschaks in der Landschaft Wan, berühmt wegen der schönen und kühlen Lage, wodurch dieselbe öfters der Sommeraufenthalt armenischer Könige und Königinnen ward (Dschihannüma). (*v. Hammer.*)

BERDIS oder Bardis, in Oberägypten, an der Westseite des Nils, zwischen Dschirdsche und Madfune, nach P. Lucas ein Dorf, nach Sonnini ein Flecken, nach Norden aber eine ziemlich ansehnliche Stadt, ist der Sitz eines arabischen Schechs und hat eine schöne Moschee, bei welcher südwärts ein Kanal aus dem Nil und eine ziemliche Strecke ins Land hineingeht. Ein ziemlich ansehnliches Gebiet des arabischen Schechs hat von diesem Orte den Namen, so wie auch das zu Oberägypten gehörende Caschefflik Berdis davon benant ist. (*J. F. Hartmann.*)

BERDITSCHEF (Berdiczow), ein Flecken im shitomirschen Kr. des Gouvernements Volhynien, dem Fürsten Radzivil gehörig, am Flüßchen Gniloped, 38 Werst von Shitomir, berühmt durch seine (5 Jahrmärkte, zu welchen sich Kaufleute aus den vornehmsten russischen Städten, aus Galizien, Preußen, Polen, der Türkei, Moldau und Walachei einfinden, seidne und baumwollene Zeuge, Tücher, Weine, Gewürze und Thee, so wie im Durchschnitt bis 10,000 Pferde und 18,000 Stück Hornvieh jährlich auf dem Markt und zwischen 14 bis 2 Millionen Rubel in Umlauf bringen.— Der Flecken hat ein, in dortiger Gegend berühmtes Karmeliterkloster, 613 Häuser, einen geräumigen steinernen Kaufhof, seine eigne Kaufmannsbörse und 3678 Einw., meist Juden. Der Land-Schleichhandel hat die Umgebungen dieses Orts in den neusten Zeiten vorzugsweise ausgezeichnet. (*v. Wichmann.*)

BERDO, zwei Berge in Kroatien, der eine diesseit der Save, agramer Gespanschaft, Herrschaft Fuccine; durchschneidet die caroliner Straße zwischen den Poststationen Pikot und Fuccine und ist steil; der andere liegt diesseit der Save, warasdiner Gespanschaft. — Den Namen Berdo führen auch mehre Dörfer in Kroatien, die Crusius in seinem Postlex. verzeichnet hat. (*Rumy.*)

Berdoa, s. Sahara.

BERDURAN, ein Stamm der Afghanen, seßhaft im N. O. von Afghanistan zwischen dem Hindukusch, dem Sind, der Salzsette und dem Kuh Soliman. Er zerfällt in mehre Äste, worunter die Jusoffei der zahlreichste ist; es sind tapfre, thätige und betriebsame, aber auch zanksüchtige, unredliche und im höchsten Grade von sich eingenommene Menschen, die weit abergläubiger und unduldsamer, weit lasterhafter und ausschweifender als die übrigen Afghanen sind, mit welchen sie die übrigen Charakterzüge theilen. Sie treiben meistens Ackerbau und sind mit Ausnahme der Jusoffei in eine Menge kleine Gemeinden getheilt, die sich zu gemeinsamer Vertheidigung in Guadys vertheilt haben. Die Jusoffei, die wieder in Zweige zerfallen, haben zwar ihre Khane, doch aber sonst eine ziemlich demokratische Verfassung. Sie sind die zahlreichsten unter den Berduran, und zählen mit ihren Fakirs oder Unterthanen aus andern Völkerstämmen gegen 700,000 Köpfe. Die Turkolaner in Batschaur zählen 12,000 Familien mit 30,000 Fakirs, die Othmankail 10,000, die Khejder 12,000, die Khattaks 24,000 und die Pischaur außer 30,000 Fakirs 35,000 Familien (nach Elphinstone). (*Hassel.*)

Bere, s. Abere.

BEREALSTON, ein Weiler in der britischen Shire Devon in England, der am Tamar liegt und nur 100 Häus., aber doch das Recht hat, einen Wochenmarkt zu halten, und zwei Deputirte in das Parlament zu senden. (*Hassel.*)

BERECZK oder BERETZK, Marktfl. im Großfürstentb. Siebenbürgen, haromszeker Stuhl unterm Zirkel Altbezirk, zu den Tatalörtern gehörig, mit einem eigenen Magistrate, dessen Bewohner bei Errichtung der sekler Militärgränze zu derselben gezogen wurden, und nun theils zum zweiten sekler Gränzinfanterie, theils zum sekler Gränzhusarenregimente gehören. Das sehr weitläufige, besonders Holz- und weidereiche Territorium dieses Fleckens

12) Rühs in der Recension von Kosegarten's Ausgabe des Kanzow in der halleschen Allgem. Lit.-Zeit., nachdem er die Chronik selbst zuerst bei mir gesehen hatte; ich selbst gleichfalls in der halleschen Allgem. L.-Z.

erstreckt sich bis an die moldauische Gränze, und durch dasselbe führt der Hauptpaß Ojtosch in dieses Fürstenthum. — Die barcsker Gemeinde hat die Verpflichtung auf sich, den dahin führenden sehr beschwerlichen Gebirgsweg stets in gutem Stande zu erhalten, aber auch dafür das ausschließende Recht, die über diesen Paß kommenden Kaufmannsgüter nach Kronstadt zu verführen. (*Benigni.*)

BEREDSAMKEIT. Was man im Allgemeinen Beredsamkeit nent, ist bekant genug. Aber ob und in welcher Beziehung die Beredsamkeit überhaupt zu den schönen Künsten gezählt werden soll, darüber scheinen sich die Ästhetiker noch nicht vereinigen zu wollen. Gewöhnlich werden Beredsamkeit und Poesie unter dem gemeinschaftlichen Titel schöne Redekünste zusammengestellt. In dieser Beziehung unterscheidet man dann die Beredsamkeit im weitern Sinne des Worts, von Einigen auch Wohlredenheit genant, oder die Kunst der schönen Prosa in ihrem ganzen Umfange, von der Beredsamkeit im engern Sinne oder der eigentlich oratorischen Kunst *). Man verlangt von der Beredsamkeit überhaupt, daß sie eine ähnliche Wirkung auf das Gemüth thue, wie die Poesie, also einen Eindruck mache, wie man es nent, das heißt, Gefühle aufrege, und nicht blos den kalten Verstand beschäftige. Von der Poesie hat man, besonders nach den Grundsätzen französischer Kritiker, die Beredsamkeit dadurch hinlänglich zu unterscheiden geglaubt, daß man gesagt hat, die Poesie wolle nur gefallen, die Beredsamkeit aber überreden. Wie unbefriedigend alle diese Zusammenstellungen und Unterscheidungen sind, läßt sich leicht nachweisen.

Daß die Beredsamkeit überhaupt, als Redekunst betrachtet, eine Schwester der Poesie ist, beweiset noch nicht, daß sie, wie die Poesie, eine schöne Kunst sey. Denn alle schönen Künste oder Künste des Schönen stimmen mit einander darin überein, daß ihr unmittelbarer Zweck in ihnen selbst liegt, das heißt, daß ihre nächste Bestimmung nicht ist, zu belehren, zu bessern, zu erbauen, oder auf irgend eine besondre Art theoretisch, oder praktisch, zu nützen, sondern unmittelbar durch einen Eindruck, der den Gesetzen des Schönen gemäß ist, zur Veredlung des menschlichen Daseyns mitzuwirken. Die Beredsamkeit aber trägt bekantlich ihren Zweck nicht in sich selbst. Sie will belehren, bessern, erbauen, überhaupt etwas bewirken, wobei der Eindruck, den die Worte machen, als Mittel in Betracht komt. In der Anwendung dieses Mittels unterscheidet sich allerdings die Beredsamkeit im engern Sinne oder die oratorische Kunst von den übrigen Gattungen der Kunst der schönen Prosa. Aber tiefer kann man doch die oratorische Kunst nicht herabwürdigen, als wenn man sie, im Gegensatze mit der Poesie, für eine bloße Überredungskunst erklärt. Denn Überredung besteht überhaupt darin, daß man durch die Art, wie man zu dem Andern spricht, ihn glauben macht, was er nicht glauben würde, wenn er nur der Kraft der Gründe Gehör gäbe, die zur eigentlichen Überzeugung führen; oder, daß man auf dieselbe Art den Andern bewegt, zu thun, was er nicht gethan haben würde, wenn er nur nach überzeugenden Gründen gehandelt hätte. Wäre die Beredsamkeit nichts weiter, als Überredungskunst, so müßte Jeder, der den Werth einer vernünftigen Selbstbestimmung zu schätzen weiß, in das mißbilligende Urtheil einstimmen, das Kant (Kritik der Urtheilskraft, S. 213.) über die Beredsamkeit ausspricht. Überreden kann man überdieß auch ohne Beredsamkeit durch kalte Sophismen, die den Verstand von dem rechten Gesichtspunkte der Beurtheilung ablenken.

Abgesehen von allen vorgefaßten Meinungen, kann man der Beredsamkeit überhaupt nur insofern einen Platz unter den schönen Künsten einräumen, als sie, um ihre nicht ästhetischen Zwecke zu erreichen, das Gemüth auf eine ähnliche Art angreift, wie die Poesie.

Die sogenante Wohlredenheit oder Kunst der schönen Prosa in ihrem ganzen Umfange, nähert sich der Poesie, in mancherlei Verhältnissen und Abstufungen. Wer sich nicht geschmacklos ausdrückt, drückt sich darum noch nicht schön aus. Eine gewisse negative Übereinstimmung mit den allgemeinen Gesetzen des Schönen gehört zur Vollkommenheit jeder Art des prosaischen Ausdrucks unsrer Gedanken und Gefühle. Der Ausspruch Herder's: „In nichts herrsche Ungeschmack", findet seine Anwendung bei dem gemeinsten Geschäftsbriefe und dem gewöhnlichsten Gespräche eben so wol, wie bei den Briefen einer Savigné, oder einem platonischen Dialoge. Auch wo nur der kalte Verstand beschäftigt werden soll, sind Sprachfehler, Dunkelheit und Unbestimtheit des Ausdruckes, ein verworrener, steifer und schleppender Styl, Beleidigungen des guten Geschmacks. Eine Anweisung zu einem guten prosaischen Style überhaupt muß lehren, wie man diese Fehler vermeidet. Die verschiedenen Arten des prosaischen Ausdrucks unsrer Gedanken und Gefühle können sich aber auch positiv der eigentlichen Poesie nähern, wenn in den Formen einer Beschreibung, einer Erzählung, einer Abhandlung, eines Gesprächs, eines Briefes, Gefühl und Einbildungskraft aufgeregt werden, damit das ästhetische Interesse als Mittel diene, den nicht ästhetischen Zweck, um dessen willen man spricht, oder schreibt, erreichen zu helfen. Immer aber muß dann das ästhetische Interesse dem wissenschaftlichen, oder praktischen, oder auch religiösen, untergeordnet bleiben, wenn die schöne Prosa nicht in sogenante poetische Prosa ausarten soll. Diese poetische Prosa ist ein geschmackloses Gemenge von Poesie und Beredsamkeit. Die allgemeine Theorie der Wohlredenheit muß so genau, als möglich, anzeigen, wie weit man sich in einer prosaischen Beschreibung, oder Erzählung, oder Abhandlung, oder in einer andern prosaischen Form dem Geiste und den Formen der wahren Poesie nähern darf. Die vorzüglichsten Beispiele einer schönen Prosa, die nicht über ihre Gränzen ausschweift, muß man noch immer bei den alten griechischen und römischen Schriftstellern aufsuchen.

*) Die Morgenländer unterscheiden die künstliche Gewandtheit der Rede von der natürlichen Fertigkeit derselben. Die erste nennen sie Belaghat, d. i. Beredsamkeit, und die zweite Fasahat d. i. Wohlredenheit. Beide sind indeß Zweige der Redekunst, Ilmol Bejan. (*v. Hammer.*)

Die eigentliche Beredsamkeit oder oratorische Kunst ist eine besondre Modification der Wohlredenheit oder Kunst der schönen Prosa. Sie läßt sich deswegen auch von den übrigen Gattungen der Kunst der schönen Prosa nicht scharf absondern. Ein schön geschriebnes historisches Werk zum Beispiel, und sogar ein Brief, können fast auf dieselbe Art das Gemüth ergreifen, und dieselbe Wirkung hervorbringen, wie eine eigentliche Rede. Der Redner, den man vorzugsweise so nent, will, der Regel nach, einen bestimten praktischen Zweck erreichen. Er will Gesinnungen und Entschließungen bewirken. Er muß also räsonniren, um den Zugang zu der Vernunft derer zu finden, auf die er wirken will. Er muß Bewegungsgründe aussprechen, auch wenn es nur Scheingründe sind. Er muß diese Gründe in einem vernünftigen Zusammenhange logisch ordnen. Bei den Alten, bei Aristoteles, schließt sich deswegen die Rhetorik unmittelbar der Logik an. Aber weil kalt ausgesprochene Bewegungsgründe, auch wenn sie dem gesunden Verstande einleuchten, doch auf den Willen nur selten die erwünschte Wirkung thun, so ruft der Redner, um seinen Zweck zu erreichen, das Gefühl und die Einbildungskraft zu Hilfe, und nähert sich dadurch bald mehr, bald weniger dem Dichter. Er misbraucht also seine Kunst, wenn er durch den Eindruck, den die Rede auf das Gemüth macht, den Verstand verdunkelt, damit ein blindes Gefühl den Ausschlag gebe. Diese täuschende Überredungskunst ist die verwerfliche Art von Beredsamkeit, an welche Kant dachte, als er sich über die Beredsamkeit überhaupt misbilligend erklärte. Der Redner, wie er seyn soll (vir bonus, dicendi peritus), will nie blos überreden, wo er durch Gründe überzeugen kann. Aber es gibt im menschlichen Leben nicht wenige Fälle, wo man durch Einwirkung auf das Gefühl dem Verstande zu Hilfe kommen muß. Alle unsre moralischen Urtheile sind keine kalten Verstandesurtheile. Sie hängen auf das innigste zusammen mit den Gefühlen, die man unter dem allgemeinen Namen moralisches Gefühl zusammenfaßt; ja sie gründen sich größtentheils auf diese Gefühle. Der Redner, der sich dieser Gefühle zur Erreichung eines vernünftigen Zwecks bemächtigt, handelt also den Grundsätzen einer gesunden Moral nicht nur nicht entgegen; er kann sich am rechten Orte um diejenigen, auf die er zu wirken hat, verdienter machen, als der kalte Demonstrator, der zwar gute Grundsätze ausspricht und beweiset, aber im menschlichen Gemüthe den Punkt nicht zu treffen weiß, wo die Begriffe in Gesinnung und Entschluß übergehen.

Über die Arten und Gattungen der eigentlichen Beredsamkeit muß die Rhetorik weitere Auskunft geben. Die Statsberedsamkeit kann sich nur in Republiken, oder in Staten, deren Verfassung sich der republikanischen nähert, entwickeln, weil nur in solchen Staten jedem freien Manne das schöne Recht zugestanden wird, über öffentliche Angelegenheiten frei und ganz nach eigner Einsicht öffentlich zu urtheilen, und diesen Angelegenheiten nach seinem Ermessen innerhalb der Schranken der Gesetze eine bestimte Richtung zu geben. Die religiöse Beredsamkeit ist zwar an kein besondres kirchliches System gebunden; aber sie hat, ungeachtet ihres reichen Stoffes, doch ein engeres Feld, als die politische, weil ihr nur selten ziemt, besondre Fälle des wirklichen Lebens, wo unter gegebenen Umständen etwas zu thun, oder zu unterlassen ist, zu ihrem Gegenstande zu wählen. Sie führt gewöhnlich nur ein allgemeines Thema aus, und nähert sich dadurch mehr der Abhandlung. Die gerichtliche Beredsamkeit kann sehr kunstreich werden, aber nicht leicht ihre eigne Sache vor dem Richterstuhle der Vernunft vertheidigen; denn da der Richter auf dem bürgerlichen Richterstuhle verpflichtet ist, über den gegebenen Fall mit kaltem Verstande nach dem Buchstaben und dem Geiste der Gesetze zu urtheilen, so nähert sich jeder Versuch, durch das Gefühl auf ein solches Urtheil einzuwirken, einer Bestechung. Lobreden werden fast immer schmeichlerisch, auch wenn sie keine Unwahrheit enthalten; denn dem Lobredner ziemt nicht, bei den Schwächen und Fehlern der gepriesenen Person zu verweilen; er gibt uns also kein wahrhaft treues Gemälde, indem er das Lobenswerthe so hervor hebt, daß das Tadelnswerthe kaum bemerkt wird. Trauerreden, Glückwünschungsreden, und ähnliche Gelegenheitsreden verlieren sich fast unvermeidlich in Gemeinsprüchen, wenn der Gegenstand nicht in sich selbst ein ungewöhnliches Interesse hat.

Was man körperliche Beredsamkeit nent, ist die mit der eigentlichen Beredsamkeit sich verbindende Geberdenkunst und Declamation. Wenn diese im mindesten ein Bestreben, zu gefallen, ausdrückt, oder überhaupt künstlerisch erscheint, fällt sie in das Theatralische, und schadet der Rede selbst, deren Bestimmung nicht ist, wie ein Gedicht, nur durch den Eindruck allein zu interessiren (vgl. Rhetorik). (*Bouterweck.*)

BEREG, BEREGH, BEREGER COMITAT (Gespanschaft), ungr. Bereg (Beregh) Vármegye, sl. Berecka (spr. Beretzka) Stolice, Gespanschaft in Oberungern im Kreise diesseit der Theiß, von einem verfallnen Schlosse (s. nachher) benant, — die Gränzen sind gegen Osten die marmaroscher und ugotscher Gesp., gegen Süden die szathmarer Gesp., gegen Westen die zempliner und ugotscher Gesp., gegen Norden die Karpaten, durch welche sie von Galizien getrent wird. — Die von Unghvár über Munkács (spr. Munkatsch) führende Straße theilt die Gespanschaft in den nördlichen und südlichen Theil. Der nördliche ist gebirgig und enthält zum Theil sehr hohe Berge, der südliche dagegen ist eben. Den obern oder nördlichen Theil scheidet wieder der in dem Gebirge Beszkid entspringende Fluß Latorcza in den östlichen und westlichen Theil. An der nördlichen und westlichen Gränze ist der hohe Berg Osztra und die Szinnaër Berge. Aus diesen entspringen die Berge, die sich bis zum rechten Ufer der Latorcza und bis Munkács erstrecken und die Thäler der Flüsse Szdenyava, Pinne, Hrabonicza und Visnicza bilden. Weit von diesen Bergen steht auf einer Ebene einzeln der munkatscher Berg, mit seinem Schlosse. Aus den östlichen Gränzgebirgen Berzava und Borló entspringen die Berge, welche die östlichen Umgebungen der Latorcza bedecken. Eine große Gebirgskette von Borló geht unter dem Namen Háterdö ostsüdwärts, umgibt den Fluß Hosva samt mehren kleinen Flüssen,

die aus ihr entspringen und verliert sich bei Polyanka. Aus Háterdő entspringen großentheils die Gewässer, welche zwischen dem Marktfl. Beregh und Munkács den 2 Meilen langen und eine M. breiten Sumpf Szernye bilden. Das Gebirge Beszkid an der galizischen Gränze gehört zu dem großen karpatischen Gebirgszug. Die Gespanschaft ist reich an Flüssen und Bächen. Die Theiß ist gegen Süden ein Gränzfluß. In den beträchtlich großen Fluß Latorcza ergießen sich rechts die kleinern Flüsse Zsdenyava, Pinye, Hrabonicza, Viznicza und Sztara, links der kleine Fluß Viesa. In dem südlichen Theil fließt die Hosva mit der aus der marmaroscher Gespanschaft kommenden Borsova zusammen; der vereinigte Fluß erhält den Namen Vérke, vereinigt sich mit dem aus dem Sumpfe Szernye kommenden Fluß und fließt unter dem Namen Szernye bis Agtelek, nachdem er kurz zuvor die vereinigten Bäche Csaroda und Micz aufgenommen hat. Die Gespanschaft ist eine der minder fruchtbaren in Ungern, der untere Theil ist etwas fruchtbarer als der obere. Das Klima ist in dem untern Theil wärmer, in dem obern wegen der vielen Berge kälter, jedoch überall gesund. Produkte. Auf den Ebenen wächst zwar allerhand Getreide, aber nicht hinlänglich für die Bedürfnisse der Einwohner der Gespanschaft; zwischen den Bergen wird viel Hafer und noch mehr Mais oder Kukuruz gebaut. Hanf wird stark gebaut. Der Obstbau ist beträchtlich. In manchen Gegenden wird auch der Weinbau mit gutem Erfolg getrieben, besonders bei Munkaj. Mit Waldungen sind sowol Ebenen, als die Berge bedeckt. Aller landwirthschaftlich benutzte Boden wurde im Jahr 1790 zu 502,716 Joch angegeben. Davon waren 205,489 Joch Ackerland, 18,378 Joch Wiesen, 4970 Joch Weingärten, das übrige meistens Waldung. In den Wäldern werden Schweine und Hornvieh geweidet; auch findet man darin viel Wildpret. Die zahlreichen Flüsse, besonders die Theiß, haben einen Überfluß an Fischen. An zahmen und wilden Federvieh ist kein Mangel. Auch gibt es hier sehr schöne und große Schildkröten. Bei Kushyánfalva, Alsó Vicsenicze, Csabina sind Einsenerze, bei Munkaj sind Spuren von Golderzen. Bei Verecske findet man kleine Kristallen *). Bei Munkaj wird Kreide gegraben. Bei Munkács, Munkaj, Kovasz und Nagy Begány werden viele Alaunsteine gefunden und in den Alaunsiedereien dieser Ortschaften wird Alaun verfertigt, der dem berühmten römischen an Güte nicht nachsteht. Sauerbrunnen findet man bei Bukova, Dragobertsalva, Alsó und Felső Hrabonicza, Koropecz, Laturka, Nelipina, Paszika, Polena, Szolocsina, Podhering, Sztrojna, Zdenova, Szelvya. Bei Dußina ist ein warmes Bad. Die Größe beträgt $67\frac{4}{10}$ Q. M. Die Länge nicht über zehn, die Breite nicht über 5 Meilen. Der Einwohner sind: 83,649 (nach Szennowitz 82,447), worunter 4432 Edelleute. Auf eine Quadratmeile kommen 1240. Sie wohnen in einer Festung (Munkács), 7 Marktflecken (Verecke, Munkács, Kaßony, Vásáros Námény, Beregh-Száß, Vári, Beregh), 261 Dörfer, 7 Prädien **). Ihrer Abstammung und Sprache nach sind die meisten Einwohner Rußniaken oder Ruthenier (wahrscheinlich Nachkömlinge jener Russen, die von Kiow aus die Magyaren nach Ungern begleiteten und in dem nördlichen gebirgigen Ungern blieben, während die Magyaren sich in den Ebenen ausbreiteten), welche 163 Ortschaften fast ausschließend bewohnen, Magyaren, die nur den dritten Theil der Volksmenge ausmachen und in 69 Ortschaften vorherrschend sind, Teutsche in 5 Ortschaften, Slowaken in einer einzigen. Die meisten Einwohner — die Rußniaken — bekennen sich zum katholisch-griechischen oder unirten Ritus und stehen unter dem Munkáczer unirten Bischof, der in Unghvár seine Residenz hat. Die Zahl der Römisch-Katholischen und der Unirten beträgt 52,632, der Reformirten 23,142 (sie sind sämtlich Magyaren), der Evangelischen A. C. oder Lutheraner 150, der nicht unirten Griechen 8, der Juden 3353. Die Juden haben sich seit 18 Jahren um 691 vermehrt. Die Einwohner leben vom Feldbau, von der Viehzucht, von Handwerken. Die Rußniaken sind von Armuth und Dürftigkeit niedergedrückt, und zwar gutherzig, aber roh und unwissend, weil es ihnen an Schulen und gebildeten Geistlichen fast gänzlich fehlt ***). Die Contribution beträgt nach 35 Porten nur 27,399 Fl. 58½ Kr. Die um 10 Q.M. kleinere ödenburger Gespanschaft zahlt mehr als zweimal so viel. — Die Gespanschaft wird in 4 Bezirke (Prozesse) getheilt, den Munkáczer gegen Norden, mit der bekanten Festung, den Felvidéker mit Beregh südesiwärts, den Fiszabáter südwestwärts, den Kaszonyer gegen Westen. Die große Munkácser Herrschaft, ehemals ein Herzogthum und die Herrschaft Szent Miklós gehören dem Grafen Schönborn, dessen Familie die Obergespanswürde erblich besitzt †). (*Rumy.*)

BEREG, BÉREGH, ein privilegirter zur Herrsch. Munkács gehöriger magyar. Marktfl. in der bereger Gespansch. in Oberungern diesseit der Theiß, felvidéker Be-

*) Nicht Diamanten wie Windisch S. 59. im zweiten Theil seiner Geographie von Ungern, und Bályi S. 180. versichern.

) In der Josephinischen Conscription vom Jahr 1787 wurden in dieser Gespanschaft nur 64,229 Einwohner gefunden, worunter 31,312 vom weiblichen Geschlecht waren. Unter den männlichen Eingebornen waren 170 Geistliche und 2188 Edelleute. Im Jahr 1794 wurden 6 Marktflecken, 186 Dörfer und 2 Prädien, und in diesen 10,698 Häuser von 64,223 Menschen bewohnt, worunter man 31,324 weiblichen Geschlechts zählte. Bis zur Militär-Conscription im J. 1805 hatte sich die Bevölkerung bereits ansehnlich vermehrt, denn damals wurden allein an Nichtadeligen 79,217 in 267 Wohnorten (1 Festung, 7 Märtten, 258 Dörfern und 2 Prädien) gezählt. Unter den männlichen Bewohnern waren im J. 1805. 680 Gewerbsleute und 8372 behauste Bauern. * Ein Munkatscher Domherr (Illyevics) sagt in einem lateinischen Gedicht treffend von den unwissenden und armen Rußniaken, deren Kräfte und Talente noch vergraben sind:

Innumeros equidem, verum sub nocte jacentes
Atque sepultos tristi paupertate Ruthenos.

†) Eine Comitats-Karte von Joh. Budinszky findet man im Görögschen Magyar Atlas. — Vgl. über diese Gespanschaft: Windisch Geographie des Königr. Ungern, Preßburg 1780. II. Theil S. 59 — 66.; *Bályi* Magyar Országnak leirása, 1. Band, Pesth 1796. S. 179. 180.; Liechtenstern Handbuch der neuesten Geographie des östreich. Kaiserstats, III. Th. Wien 1818. S. 1420 — 1423.; *Magda* Magyar Országnak leirása, Pesth 1819, S. 425 — 429.

zirk, am Flusse Borsova und dem Sumpfe Szernye, ziemlich groß und volkreich, mit reformirten magyar. Einwohnern, samt einem alten ganz verfallenen Schloß, wovon nicht von dem Marktflecken Beregh-Száß, wie Vályi behauptet) die bereger Gespanschaft ihren Namen hat. Hat Obst- und Weinbau, guten Ackerbau, Weiden und Eichenwaldungen. — Beregh-Száß, ein privileg. zur Herrschaft Munkács gehöriger großer Marktflecken in der bereger Gespanschaft in Oberungern, diesseit der Theiß, Tiszahäter Bezirk, mit magyar. und rußniatischen Einwohnern. Den Namen Beregh-Száß (d. i. Sachsen-Beregh) hat der Ort daher, weil er einst von teutschen Kolonisten wegen des Bergbaus angelegt und bewohnt wurde. Liegt an beiden Ufern des Flusses Vérke. Hier haben die Comitats-Versammlungen der bereger Gespanschaft Statt. Es gibt hier eine katholisch-unirte ruthenische und reformirte Pfarre. Die Zahl der Ruthenier und der Römisch-Katholischen beträgt 588. Im Jahr 1815 betrug die gesamte Seelenzahl 4226. Die Goldbergwerke dieser Gegend sind längst eingegangen. Dagegen gibt es hier Mühlsteine von der besten Gattung, gute Weinberge, gute Wiesen, große Waldungen, guten Feldbau. Die Wochenmärkte werden stark besucht. Die alte große Kirche wurde einst samt den übrigen Gebäuden von den Polen in einem Kriege zerstört und seit jener Zeit wird die Ortschaft nicht mehr von Teutschen bewohnt. (*Rumy.*)

BEREENS. Unter diesem Namen führen John Sinclair*) und Hanna Adams **) schottische Dissenters an, die 1773 aus der Presbyterialkirche ausschieden um einem strengern Supranaturalismus zu folgen. Sie bekennen sich zu der Meinung, daß der Mensch Recht und Unrecht zu unterscheiden von Natur unfahig und daher eine natürliche Religion nicht denkbar sey, sondern alle religiöse Wahrheit nur aus der, sonst überflüssig erscheinenden, Offenbarung Gottes komme, der auch den Glauben daran durch übernatürliche Gnadenwirkung im Menschen hervorbringe. Die Zuversicht des durch Christum erworbenen Heiles halten sie für unabhängig von dem sittlichen Verhalten der Gläubigen und den Unglauben für die Sünde gegen den h. Geist, welche nie vergeben werden könne. Dabei sind sie entschiedene Particular-Prädestinatianer und Anhänger der typischen Theologie, denen im A. T. überall Vorbilder des Versöhnungstodes und des Reiches Christi erscheinen. Ihre Absonderung fing unter Leitung Barclay's, eines presbyterianischen Kandidaten der Theologie, 1773 zu Edinburg an und pflanzte sich auf wenige schottische, englische und nordamerikanische Gemeinden fort***. Vater (a. a. O.) macht Bereens und Barclay zu Stiftern der Sekte, was den Ursprung ihres Namens erklären würde, weist aber die Quellen dieser Angabe nicht nach. In Ständlin's allgem. Kirchengeschichte von Großbritannien (Götting. 1819. 8. II.) sind sie nicht genant, wahrscheinlich weil ihre Zahl sehr gering, ihr Dissent nicht öffentlich anerkant und ihre Abweichung von den altgläubigen Presbyterianern nur eine der Übertreibungen ist, dergleichen unter den mannigfaltigen Schattirungen der religiösen Denkart in Großbritannien, wie in Teutschland (z. B. die Harmsianer), viele vorkommen, ohne zu förmlichem Separatisismus zu führen. (*G. E. Petri.*)

*) The statistical account of Scotland. Edinburgh. 1792. fgg. 8. T. V. p. 47. T. IX. p. 599 fgg. **) A View of Religion. Boston. 1801. 8. Art. Bereens. ***) Vgl. Histoire des sectes religieuses, qui, depuis le commencement du siècle dernier, sont nées etc. p. M. *Gregoire* anc. Evêque de Blois. Par. 1810. 8. T. I. p. 58 60. J. S. Vater erwähnt sie in seiner Fortsetzung von Henke's Allgem. Gesch. d. christl. Kirche (Th. VIII. Abth. II. Bschwg. 1820. S. 77.).

BEREGLI (برکلی), unter diesem Namen ist in der türkischen Geschichte ein Mola berühmt, mit seinem ganzen Namen Mohammed Pir Ali genant und gestorb. im J. d. H. 981. (1573). Er ist der Verfasser mehrer theologischen und grammatikalischen Werke, welche ihrer Gemeinnützigkeit wegen Schulbücher geworden, und deshalb auch in Konstantinopel gedruckt sind: als des Risalei Bergewi d. i. die Abhandlung des Beregli oder Bergewi, der türkische Katechismus; Awamil dschedid d. i. der Kommentar des Traktats über die Partikeln und mehrer andern. Er war auch das Organ der unterdrückten Wahrheit bei den höhern Behörden und überhaupt seiner Wahrheitsliebe wegen berühmt (Betschewi). (*v. Hammer.*)

BEREKET, ein großer Arm des Busan, welcher sich in der Statthalterschaft Astrachan in die Achtuba (einen parallellaufenden Seitenfluß der Wolga) ergießt. Seiner Mündung gegenüber, an dem linken Ufer der Achtuba, ist alle Jahre ein kleiner Handel mit den Kalmüten. (*Petri.*)

BEREKÖZEN, ein im Gebiet des Usmen in Daghestan am kaspischen Meer etwas nordöstlich von den Kaidacken wohnender Völkerstamm *). (*Rommel.*)

BEREKYNTHIA (Βερεκυνθία), ein Beiname der Kybele von dem phrygischen Gebirge Berekynthos, dem Hauptsitz ihrer Verehrung. (*Ricklefs.*)

Ber el Ajam und Ber el Arab, s. Rothes Meer.

Berelos, s. Brulos.

BERENCS (spr. Berentsch), ein an sich unbedeutendes Dorf der neutraer Gespanschaft in Niederungern, diesseit der Donau, ist historisch merkwürdig. Ein altes Schloß, von dem nur noch Ruinen übrig sind, krönt den Scheitel eines vollkommen runden einsam stehenden Berges, und scheint von großem Umfang gewesen zu seyn, war auch eine Gränsfestung gegen die Böhmen, die nach König Uladislaus Tode, aus dem benachbarten Mähren, so manchen Streifzug nach Ungern unternahmen, und den nachfolgenden Königen viel zu schaffen machten. Im J. 1663 flüchteten alle adelige Familien der umliegenden Gegend hieher, vor den anrückenden Türken, bloß Stephan Pilarik, evangel. Prediger A. C., der sich bei einem Krankenbesuche verspäter hatte, fiel einer Horde vorauseilender Ungläubigen in die Hände, ward

*) S. M. R. Biberstein Beschreibung der Länder zwischen dem Kur und Terek. S. 16. und Reinecke Karte vom Kaukasus.

nach groben Mishandlungen in die Gefangenschaft geschleppt, und erhielt nur durch ein Wunder sein Leben und seine Freiheit. Als im J. 1674 unter Kaiser Leopold I. die Verfolgung der Protestanten anhub, wurden mehre Prediger aufgehoben, und bis zu ihrer fernern Abführung auf die Galeeren nach Neapel, in diesem Schlosse aufbewahrt. (*Baron Mednyanszky.*)

BERENG, Stadt in der afghanischen Prov. Kaschmir, merkwürdig wegen eines kleinen Teichs, auf einem Berge in der Nähe, der von den Hindus sehr heilig gehalten wird. (*Hassel.*)

BERENGAR, als König von Italien der Erste dieses Namens, war der Sohn Eberhard's, Herzogs von Friaul. Durch seine Mutter Gisela, einer Tochter Ludwig's des Frommen, schloß er sich dem Karolingischen Geschlechte an, so wie er von väterlicher Seite aus dem alten longobardischen Königshause abstamte. Kaiser Karl der Dicke schickte ihn im J. 883 mit einer Armee gegen den Herzog Guido von Spoleto, der sich unabhängig zu machen unternommen hatte; aber der kaiserliche Feldherr richtete wenig gegen den Rebellen aus. Nach Karls des Dicken Absetzung im J. 887 versuchte Arnulf, der Bastard Karlmann's, sich der Herrschaft von Italien zu bemächtigen, fand aber harten Widerstand von Seiten der Italiäner, die des karolingischen Joches überdrüssig, keinen auswärtigen Fürsten, am wenigsten aber einen Bastard, als ihren König anerkennen wollten. Da warfen sich drei Fürsten des Landes, als Vertheidiger der Unabhängigkeit Italiens, auf, und theilten sich auf folgende Weise in das karolingische Reich von Italien und Frankreich: Markgraf Adelbert von Toscana begnügte sich mit dem ungeschmälerten Besitze seines Landes; Guido, Herzog von Spoleto, zog nach Frankreich, wohin ihn die Gegenpartei des Grafen Odo (Eudes) rief, um die Krone dieses Reiches zu erringen; Berengar wurde 888, durch Anselm, Bischof von Mailand, mit Einstimmung des Papstes Stephan VI., zu Pavia zum Könige von Italien gekrönt. Bei dieser Krönung bediente man sich zum ersten Male der berühmten eisernen Krone der lombardischen Könige. Als Arnulf Nachricht von Berengar's Abfall erhielt, eilte er mit einer Armee nach Italien, um den neuen König zu entthronen. Dieser aber, zu schwach, um dem Arnulf die Spitze bieten zu können, und eines Angriffs von einer andern Seite gewärtig, geht seinem Gegner nach Trient entgegen, huldigt ihm, und läßt sich mit dem Königreiche Italien belehnen. Kaum ist dieses Ungewitter abgewendet, so zieht ein zweites gegen Berengar heran. Guido von Spoleto war zu spät nach Frankreich gekömmen, und fand seinen Nebenbuhler um die französische Krone, den Grafen Odo, bereits auf dem Throne. Sogleich wandte er sich nun nach Italien zurück, um es dem König Berengar zu entreißen. Dieser zog ihm entgegen und siegte unter den Mauern von Brescia über die feindliche Armee. Aber im J. 889 litt er eine harte Niederlage an dem Ufer der Trebia, im Gebiete von Piacenza, welche ihn zwang, sich in das Veronesische zurückzuziehen, und seinen Gegner in dem Besitze des übrigen Italiens zu lassen. Guido berief nach diesem entscheidenden Schlage eine große Versamlung der italischen Bischöfe nach Pavia, von welcher er feierlichst zum Könige von Italien erwählt wurde. Der Papst Stephan wohnte zwar dieser Versamlung nicht selbst bei, billigte aber die Wahl der Bischöfe und lud den Guido nach Rom ein, um die Kaiserkrone von ihm zu empfangen, die er ihm im J. 891 wirklich aufsetzte. Nach des Papstes Tode in demselben Jahre entstanden neue Unruhen im Lande. Arnulf schickte seinen natürlichen Sohn Zwendebold mit einer Armee gegen den Guido nach Italien; und da dieser unverrichteter Sache heimkehrte, so zog Arnulf selbst aus, im J. 893, züchtigte die wankelmüthigen Italiäner und führte den Berengar zurück, der sich mit seinem Anhange der teutschen Armee anschloß. Nach der Besitznahme von Verona, Mailand und Pavia mußte Arnulf aus Italien abziehen, um den treulosen König Rudolf von Burgund zu züchtigen, und die Truppen, die er zu Berengar's Unterstützung zurück ließ, waren nicht genügend, der Gegenpartei Stand zu halten, welche nach Guido's Tode, im J. 894, dessen Mitregenten und Sohn, Lambert, mit dem Titel eines Kaisers an ihre Spitze stellte. Der neue Papst Formosus, ein eifriger Anhänger des teutschen Hauses, vermochte Arnulfen zu einem zweiten Feldzuge nach Italien 895. Aber unterdessen hatte Berengar, seiner Lehnspflicht uneingedenk, sich mit Lambert und Adelbert gegen die Teutschen vereinigt. Arnulf nahm Rom mit stürmender Hand ein, wurde von dem Papste zum Kaiser gekrönt, und wollte eben gegen seine Feinde losschlagen, als eine plötzliche Krankheit ihn zur Rückkehr nach Baiern nöthigte. Sein natürlicher Sohn Radold blieb als Statthalter in Mailand zurück, mußte aber bald Lamberten weichen und nach Teutschland flüchten.

Nun vereinigten sich Lambert, Berengar und Adelbert in einem Vertrage zu Pavia 896, um die Herrschaft Italiens. Aber ihre Eintracht dauerte nicht lange. Frauenehrgeiz entzweite Lambert und Adelbert, und der junge Kaiser fiel, als ein Opfer der Rachsucht, im Walde von Marengo, im J. 898. Als Berengar sich dieses Nebenbuhlers entledigt sah, machte er sich zum Herrn der ganzen Lombardei, und glaubte sich fest gesichert in seinem Reiche, als auch Arnulf im folgenden Jahre starb. Den jungen König von Teutschland, Arnulf's Sohn und Nachfolger, Ludwig, fürchtete er wenig, und der teutschgesinnte Papst Formosus war schon 896 gestorben. Um diese Zeit brachen die Ungern in Teutschland ein, und der König Ludwig, der zu schwach war, ihnen zu widerstehen, verstattete ihnen gern den Durchzug durch seine teutschen Länder, und wies sie nach dem gesegneten Italien, wo sie bessern Unterhalt finden würden. Berengar zog ihnen 899 entgegen und trieb sie, ohne daß die Barbaren sich in ein entscheidendes Treffen einließen, bis an die Brenta zurück. Die Ungern baten jetzt um einen ungehinderten Rückzug, aber Berengar, der sich an ihnen den Namen eines Helden verdienen wollte, verfolgte sie und nöthigte die Verzweifelten zu einer Schlacht, am 24. September desselben Jahres [1]), in welcher sein Heer fast gänzlich aufgerieben wurde. Die Ungern waren nun Her-

1) Rhegino gibt fälschlich das folgende Jahr an.

ren der Lombardei, und zogen sengend und plündernd durch das wehrlose Land. Durch diese Niederlage verlor Berengar viel von seinem Ruhme und Ansehen in Italien, das jetzt mehr als jemals eines mächtigen und tapfern Herrschers bedurfte. Denn auch in Unteritalien drängten die Sarazenen immer näher und näher gegen den Kirchenstat an, und Benedikt IV. rief vergebens nach Hilfe gegen die Feinde der Christenheit. Da luden mehre italische Herren, welche schon lange Berengar's Lehnsherrschaft nur mit Widerwillen ertragen hatten, den König von Arles und Provence, Ludwig, einen Sohn des Boso, nach Italien und spiegelten ihm die Kaiserkrone vor. An der Spitze der Misvergnügten sollen, nach Luitprand[2]), die beiden Adelberte gestanden haben, der schon genante Markgraf von Toscana, den Berengar aus Lambert's Gefangenschaft befreit hatte, und Adelbert, Markgraf von Ivrea, der Schwiegersohn Berengar's. Ludwig marschirte nach Italien, im Jahre 900, wurde aber von Berengar zurückgedrängt, und machte Friedensvorschläge. Berengar nahm sie an und Ludwig versprach, nie wieder einen Fuß in Italien zu setzen. Bald darauf erschien der Prätendent mit einer stärkern Armee in Italien, eroberte einen Theil der Lombardei und drang bis Rom vor, wo Papst Benedikt ihn 901 zum Kaiser krönte. Die Kirche täuschte sich in ihrer Hofnung, an dem neuen Kaiser einen Streiter gegen die Sarazenen gefunden zu haben; Ludwig war weder ein Liebling des Mars, noch der Fortuna, und die Italiäner wurden seiner sehr bald überdrüßig. Auf seinem Rückzuge aus Italien wurde er von Berengar, der sich unterdessen in den Gebirgen versteckt gehalten hatte, in sorgloser Ruhe zu Verona überfallen, gefangen und geblendet nach der Provence zurückgeschickt, 905. Im folgenden Jahre brachen neue Horden der Ungern in Italien ein, und Berengar mußte durch einen Tribut den Frieden von ihnen erkaufen. Jetzt ging Berengar's Bestreben nach der kaiserlichen Krone, und da er seit Ludwig's Vertreibung alleiniger Herr der Lombardei war, und der Kirche Hilfe gegen die Sarazenen zu leisten anfing, so fügte sich Papst Johann X. seinen Ansprüchen, und krönte ihn zu Rom, am Osterfeste des Jahres 915. (Die Angabe 919 ist falsch.) Berengar behauptete sich in dieser Würde über acht Jahre, unter beständigen Stürmen und Kriegen. Schon in den nächsten Jahren empörte sich gegen ihn Adelbert von Ivrea, der nach dem Tode seiner ersten Gemalin, der Tochter Berengar's, Gisela, eine Tochter des Markgrafen Adelbert von Toscana, Ermengard, geheirathet hatte; und nach dem Tode des alten Markgrafen von Toscana vermochte dessen herrschsüchtige Witwe, Bertha, ihren Sohn Guido zum Abfall von dem Kaiser. Dieser machte zwar beide zu Gefangenen, ließ sie aber wieder los, da die listige Bertha sich der Treue ihrer Statthalter in den Städten zu versichern gewußt hatte, und Berengar durch Großmuth und Gnade die Freundschaft dieser mächtigen Frau zu gewinnen hoffte. Diese Hofnung schlug gänzlich fehl: Bertha in Verbindung mit ihrer Tochter Ermengard und ihrem Sohne Guido schloß einen Bund gegen den Kaiser mit Lambert, Bischof von Mailand, der nicht minder, als jene, Berengar's Wohlthaten, dem er seine Würde verdankte, mit Undank belohnte. Auch mehre von Berengar's Hofbedienten gehörten zu der Verbindung, und dieser war gutherzig und unvorsichtig genug, die Verschworenen, die er in seiner Gewalt hatte, nach der Entdeckung ihrer Pläne, ungestraft zu lassen. Die Partei Lambert's und Guido's wuchs mächtig empor und rief, im Jahre 919 den König Rudolf von Burgund, mit Anerbietungen, ihm die Krone von Italien zu verschaffen, über die Alpen. Rudolf erscheint, nimt mehre Städte ein und wird zu Pavia gekrönt. Aber einige Monate darauf bringt ihm Berengar eine Niederlage bei. In einer zweiten Schlacht, am 29. Juli 923, siegte Rudolf, und Berengar rettet sein Leben nur dadurch, daß er seine Kleider von sich wirft, sich mit dem Leibe gegen die Erde unter die Todten hinstreckt, und sich mit seinem Schilde bedeckt. Ein Soldat verwundet ihn mit der Lanze im Schenkel, und läßt ihn liegen, da er ihn für todt hält. In der Nacht rafft sich Berengar auf und erreicht Verona, die einzige Stadt, die ihm treu geblieben war. Hier faßt er den verzweifelten Entschluß, die Ungern zu seiner Hilfe in das Land zu rufen. Die Ankunft der gefürchteten Barbaren, im J. 924, entfremdete ihm die Herzen seiner wenigen Anhänger, und auch die treuen Veroneser fielen von ihm ab. Ein gewisser Flambert, den Berengar aus der Taufe gehoben und von seiner Kindheit an mit zahlreichen Wohlthaten überschüttet hatte, ließ sich zu dem Morde seines Kaisers bereit finden. Berengar entdeckte die Verschwörung und versuchte sie durch Gnade zu stillen. Der gedungene Mörder erhielt von ihm einen goldnen Becher, und noch in derselben Nacht durchbohrte ihn der Bösewicht, als er zum Gebete in die Kapelle gehen wollte. Nach seinem Tode blieb der Thron des westlichen Kaiserthums unbesetzt bis 962, wo Otto I. ihn bestieg.

Berengar war verheirathet in der ersten Ehe mit Bertila, einer Tochter des Herzogs Suppo von Spoleto, wie gewöhnlich angenommen wird. Sie wurde gegen 910 wegen ihrer Liederlichkeit und Treulosigkeit vergiftet. Von ihr hatte Berengar zwei Kinder, Gisela, die schon erwähnte Gemalin des Markgrafen Adelbert von Ivrea, und Bertha, nachmals Äbtissin zu S. Julia in Brescia. Berengar's zweite Gemalin war Anna, deren Herkunft unbekant ist.

Sehr mit Unrecht ist Berengar I. von einigen Geschichtschreibern als ein grausamer und übermüthiger Tyrann geschildert worden. Sein politisches Betragen mag schwankend erscheinen, aber sein moralischer Charakter hat große Züge, und blieb sich in dem stürmischen Wechsel seines Schicksal, im Glück wie im Unglück, gleich. Er schwindelte nicht leicht auf der Höhe der Macht, und verzagte nicht unter den Schlägen des Unglücks. Er war nicht ohne Stolz und Ehrgeiz, aber auch herablassend und nachgiebig. Seine Gnade war unerschöpflich, und er hörte bis zu dem letzten Tagen seines Lebens nicht auf, mit großmüthigen Wohlthaten gegen seine Feinde zu kämpfen. Wenig Herrscher sind wol so arg und vielfach hintergangen und verrathen worden, wie er; dennoch erschütterten die traurigsten Erfahrungen seinen Glauben an die Menschheit nicht. Daß in einer so bewegten Regirung, wie die

2) *Luitpr.* l. I. c. 12.

einige, nicht einzele Thaten der Rachsucht und des gereizten Stolzes uns begegnen sollten, die seinen Charakter beflecken, bedarf wol kaum einer Entschuldigung, und die Blendung eines treulosen Nebenbuhlers ist in den Annalen des 9. Jahrh. nicht so unerhört, daß sie den Charakter Berengar's als grausam und rachsüchtig bezeichnen könte. Daß er gegen Ende seines Lebens die Ungern nach Italien zurück rief, brachte allerdings über dieses Land ein unsägliches Elend. Aber dieser politische Mißgrif, den die verzweifelte Lage des unglücklichen Kaisers einigermaßen entschuldigen muß, trifft auf keine Weise seinen moralischen Charakter, sondern seine Staatsklugheit, als Vorwurf [3]). (*Wilh. Müller.*)

Berengar II., war der Sohn des Markgrafen Adelbert von Ivrea und der Gisela, Berengar's I. Tochter, und folgte 925 seinem Vater in den Lehen von Ivrea, welche den größten Theil Piemont's umfaßten und als Gränland gegen Frankreich um so wichtiger für ganz Italien waren. Nicht lange ertrug der herrschsüchtige Jüngling die Vormundschaft, welche Ermengard, seine Stiefmutter, sich über ihn anzumaßen versuchte, und bald wußte er sich ein so furchtbares Ansehn zu erringen, daß Hugo, König von Italien, diesen mächtigen Vasallen durch Bande der Verwandtschaft noch enger an sein Haus knüpfen zu müssen glaubte. Es walteten bereits Verwandtschaftsverhältnisse zwischen Hugo und Berengar II. ob; denn Hugo war der Sohn der Berta, die in zweiter Ehe mit dem Markgraf Adelbert von Toscana verheirathet war. Ermengard, Berengar's Stiefmutter, war also Hugo's Stiefschwester (s. die Artikel: **Hugo, Adelbert, Berengar I.**). Er gab dem Berengar seine Nichte Willa, seines Bruders Boso, Markgrafen von Toscana Tochter, zur Gemalin, im Jahre 934. Doch auch dieses neue Band vermochte Hugo und Berengar nicht zusammen zu halten. Der mistrauische König beschloß, sich seiner mächtigsten und unruhigsten Vasallen, als deren Haupt er den Berengar betrachtete, zu entledigen, und scheuete kein Mittel, diesen Plan zu vollführen. Gegen Berengar wagte er keinen offenen Angrif, obgleich er wußte, daß jener mit Empörung wider ihn umgehe, und lud ihn daher freundschaftlich zu sich ein — wie Luitprand behauptet — in der Absicht, ihn zu überfallen und zu blenden. Lothar, des Königs Sohn und Mitregent, warnte den sorglosen Berengar und rettete so das Leben dessen, durch den er einst sterben sollte. Berengar floh nach Teutschland, wohin ihm auch seine Gemalin Willa folgte. Anskar, der Stiefbruder Berengar's, Markgraf von Spoleto, mußte seine Theilnahme an den brüderlichen Unternehmungen mit dem Leben bezahlen. Berengar fand Schutz und Hilfe bei dem teutschen Könige Otto, an dessen Hofe er sich einige Jahre aufhielt. Während dieser Zeit durchzog ein gewisser Amadeus, ein vertrauter Freund Berengar's, in Pilgerkleidern Italien, und suchte die Gemüther der Großen und des Volks von Hugo abzulenken, und für seinen Herrn zu gewinnen. Nach vielen Abenteuern und Gefahren kehrte der listige Kundschafter zu dem Markgrafen nach Teutschland zurück, und stellte diesem die Unternehmung gegen Hugo von der einladendsten Seite vor. Und Amadeus hatte nicht zu viel verheißen. Denn als Berengar 945 mit einer sehr kleinen Armee in Italien erschien, öfneten ihm die lombardischen Städte ihre Thore, und begrüßten ihn mit Jubel, als ihren Befreier und Retter. Er empfing zu Mailand die Huldigung der Barone des Landes, und Jedermann erwartete, daß er jetzt die Krone Italiens auf sein Haupt setzen würde, um so mehr, da er bereits angefangen hatte, königliche Gewalt auszuüben und königliche Beneficien unter seine Anhänger zu vertheilen. Hugo, von ganz Italien verlassen und verhaßt [4]), dankte zu Gunsten seines Sohnes Lothar ab, und ging mit den Schätzen, die er in Italien zusammengehäuft hatte, nach seinem Vaterlande, der Provence zurück 946. Dort schmiedete er neue Pläne auf Italien, deren Ausführung sein Tod hemte 947.

Berengar gönte dem schwachen Lothar den Titel und die Krone eines Königs von Italien, und spielte den Großmüthigen gegen ihn, indem er das von seinem Vater erlittene Unrecht ihm nicht zu gedenken versprach und ihn als seinen rechtmäßigen König anerkante. Berengar's Handlungsweise und der Plan, den er verfolgte, ist vielfach gedeutet worden; wahrscheinlich hatte Lothar noch einigen Anhang in Italien, den Berengar fürchtete, und außerdem lebte auch Hugo noch, der mit seinen Schätzen in der Provence nicht unthätig war. Berengar opferte auch nichts auf, als den Titel und die Krone Italiens; denn die königliche Macht und Herrschaft war ganz in seinen Händen. Unbegreiflicher ist es hingegen, daß Berengar den Hugo ungehindert mit seinen Schätzen abziehen ließ, wenn man nicht annimt, daß Hugo Gelegenheit fand, seine Gelder heimlich fortzuschaffen.

Fünf und ein halb Jahr trug Lothar, gleichsam unter Berengars Vormundschaft, die Krone von Italien. Er starb gegen Ende des J. 950, nach der Sage, an dem Gifte, welches Berengar ihm hatte beibringen lassen. Wahrscheinlich fürchtete dieser, Lothar's gutmüthiges Wesen möchte die Herzen der Italiäner gewinnen, oder auch, seine Gemalin Adelheid, die Tochter Rudolfs II., Königs von Burgund, könte den schwachen Mann zur Mündigkeit bringen. Auch Willa, Berengar's Gemalin, ein herrschsüchtiges und grausames Weib, scheint mit zu dieser That angereizt zu haben, da sie lüstern nach der Königskrone und eifersüchtig auf die schöne und tugenhafte Adelheid war.

Gleich nach Lothar's Tode, den 15. December 950 wurde Berengar zum König von Italien erwählt, und mit ihm sein Sohn Adelbert. Im folgenden Jahre warb Berengar für diesen seinen Sohn und Mitregenten um die Hand der verwitweten Königin Adelheid, die damals nicht viel über zwanzig Jahr alt war. Adelheid wies den Antrag mit Würde zurück, und Berengar, gereizt von seinem eignen Stolze, wie durch die eifersüchtige

3) Außer den bekanten Quellen *Luitprand*, *Rhegino*, Annal. Fuldenses und mehren andern, die sich in *Murat.* Script. Rer. Ital. vereinigt finden, vergleiche besonders *Muratori* Annali d'Italia T. V. *Denina* Rivoluz. d'Italia. Buch 9. In den chronologischen Angaben sind wir *St. Allais* Art. de vérifier les Dates. T. II. (Ed. in 4.) gefolgt.

4) Muratori nent ihn einen kleinen Tiber.

Wuth seiner Gemalin, nahm die unglückliche Witwe gefangen und sperrte sie mit einer einzigen Magd in einen Thurm des Schlosses Garda ein (den 20. April 951). Nach viermonatlicher schwerer Haft befreiete sie ein Priester aus ihrem Gefängniß, und der Bischof von Reggio ließ sie nach der Festung Canossa bringen, wo Albert Azzo, Markgraf von Este, den Schutz der verfolgten Witwe übernahm und sein belagertes Schloß tapfer vertheidigte. Von hier aus wandte sich Adelheid an den teutschen König Otto und rief ihn um Hilfe an. Dieser dringt ungesäumt mit einer Armee nach Italien ein, macht sich zum Herrn der Lombardie, entsetzt Canossa, und vermält sich zu Pavia mit der verwitweten Königin. Berengar war vor dem rächenden Schwerte des teutschen Königs geflüchtet, aber nach dessen Rückkehr in die teutschen Länder, beschloß er, besonders bewogen durch Herzog Konrad von Lothringen, Otto's Schwiegersohn, der mit einer teutschen Armee in Italien zurückgeblieben war, sich dem mächtigen Otto zu unterwerfen. Er reiste nach Teutschland, that zu Merseburg einen Fußfall vor dem König der Teutschen, und wurde mit seinem Sohne Adelbert von diesem auf dem Reichstage zu Augsburg 952 mit dem Königreiche Italien belehnt, jedoch mit Ausnahme von Friaul und Verona, das Otto seinem Bruder Heinrich, Herzog von Baiern, gab. Kaum war Berengar nach Italien zurückgekehrt, so warf er die Vasallenmaske ab, zog zuvörderst gegen den Markgrafen Azzo zu Felde, um ihn für den Schutz, den er der Königin Adelheid geleistet hatte, zu strafen und belagerte ihn in Canossa. Otto, von den teutschen Angelegenheiten bedrängt, konte nicht eher, als nach drei Jahren Truppen nach Italien schicken, um den treuen Azzo zu befreien. Dieser vertheidigte sich tapfer in seinem festen Schlosse, bis ein teutsches Hilfsheer, unter Ludolf, Otto's Sohne in Italien erschien und Berengarn nöthigte, die Belagerung von Canossa aufzuheben, 956. Berengar flüchtete nach der Festung S. Giulio, ohne eine Schlacht gegen die Teutschen zu wagen. Tapferer erwies sich sein Sohn Adelbert, aber das Glück war ihm nicht gewogen. Er fiel als Gefangener in Ludolf's Hände, und dieser schenkte ihm großmüthig die Freiheit. Berengar wurde bald darauf von seinen eignen Leuten Ludolfen ausgeliefert, und von dem teutschen Königssohne nicht minder großmüthig behandelt, als Adelbert. Ludolf starb schon im folgenden J. 957, und alsbald riß Berengar das verlorne Reich von Italien wieder an sich, und, ungebessert durch seine Unglücksfälle, herrschte er grausamer und willkürlicher, als jemals. Da wandten sich seine eigenen Unterthanen an den teutschen König, mit dem Gesuche, sie von der Tyrannei Berengar's zu befreien, und mit ihnen vereinigten sich die Klagen des Papstes, Johann XII., und vieler Bischöfe über die Schmälerung ihrer Rechte und Freiheiten. Diese Vorstellungen mögen einen besondern Nachdruck durch die verheißne Kaiserkrone erhalten haben. Otto zog an der Spitze eines Heeres nach Italien, und Berengars Truppen, unter Anführung seines Sohnes Adelbert, weigerten sich, für den Tyrannen zu kämpfen [5]).

Otto machte sich nunmehr ohne Widerstand zum Herrn der Lombardei, und nachdem Berengar und dessen Sohn der Herrschaft Italiens zu Pavia, im Oktober 961 entsetzt worden waren, wurde er zu Mailand zum Könige von Italien ausgerufen und mit der eisernen Krone gekrönt. Berengar flüchtete mit einem kleinen Haufen seiner Anhänger nach der Bergfeste S. Leone im Gebiet von Monte Feltro. Die Königin Willa wählte die feste Insel S. Giulio im Lago di Orta zu ihrem Zufluchtsorte, und fiel nach einer zweimonatlichen Belagerung in die Hände des Siegers. Otto schickte sie zu ihrem Gemale nach S. Leone, und hofte, sie werde diesen zur Übergabe der Festung bewegen. Aber Willa wandte ihren ganzen Einfluß an, um die Festung zu halten, und nur durch Hunger wurde endlich Berengar zur Übergabe gezwungen, im Jahre 964. Otto schickte den Gefangenen nach Bamberg, wo er 966 starb. Berengar hatte mit der Willa drei Söhne erzeugt, Adelbert, Guido und Conon. Der erste irrte nach der Absetzung lange flüchtig umher und starb zu Autun; der zweite blieb 965 in einer Schlacht gegen Otto; der dritte ging nach Konstantinopel, wo er auch starb. Willa endigte ihr Leben in einem Kloster.

Berengar gehörte zu den leidenschaftlichsten und grausamsten Tyrannen. Er war leicht reizbar, unversöhnlich in seinem Hasse, zur Verstellung geneigt, stolz und herrschsüchtig, aber scheute auch keine Demüthigung, wenn sie zu einem Mittel dienen konnte, ehrgeizige oder rachsüchtige Pläne zu vollführen. Als Soldat hat er sich wenig Ruhm erworben, und seine kühnsten Entschlüsse und Thaten scheinen durch seine Gemalin Willa in ihm angeregt worden zu seyn, die ihren Gemal an Bosheit und Leidenschaftlichkeit, aber auch an Charakterstärke übertraf [6]). (*Wilh. Müller.*)

BERENGAR (Raimund), 29ster Großmeister des Ordens des heil. Johannes von Jerusalem, war aus dem alten im Delphinat ansässigen Hause der Berengare entsprossen, welches die unsichern von den Geschichtschreibern des Johanniterordens angenommenen Genealogieen bald zu den alten italiänischen Berengaren, welche zur Zeit der Kaiser Arnulf und Otto's des ersten des Königreichs von Italien und der kaiserlichen Krone sich anmaßten, bald zu den Grafen von Catalonien, in deren Geschlechte bekantlich die Verbindung der Namen Raimund Berengar herrschte, zurückführen [1]). Nach dem Tode seiner Gemalin übergab unser Raimund Berengar seine Erbgüter seinem Sohne, trat in den Johanniterorden, und erst von dieser Zeit an beginnt sein Ruhm. Durch die Tapferkeit, welche er mehre Male im Kampfe gegen die Ungläubigen bewies, erwarb er sich das Zutrauen seiner Ordensbrüder in solchem Maße, daß er, obgleich schon in sehr vorgerücktem Alter, nach dem Tode des Großmeisters Roger de Pins im J. 1365 zu dessen Nachfolger gewählt wurde. Der Papst Urban V. billigte diese Wahl seines Landsmanns so sehr, daß er auf die, durch den damals

5) Ein ungenanter Salernitanischer Geschichtschreiber (*Anon. Salernit. ap. Camill. Peregr.*) liefert einige nähere Umstände über Berengar's Absetzung, von denen aber Luitprand nichts erwähnt, daher wir sie übergangen haben. Vgl. *Denina* Kirol. B. 9. 6) Die Quellen sind dieselben wie bei Berengar I., besonders wichtig ist aber Luitprand, Berengars Sekretär.

1) Einige Nachrichten über dieses Geschlecht stehen in *Chorier* Histoire de Dauphiné (Genève 1732. fol.)•T. I. p. 230.

an seinem Hofe anwesenden Johanniter-Prior von Castilien, Juan Fernandez Heredia, davon erhaltene Nachricht, dem neu erwählten Großmeister mit einem Glückwünschungsschreiben zuvor kam, ohne die Ankunft der Gesandtschaft abzuwarten, wodurch Berengar ihm die auf ihn gefallene Wahl kund that. Der neue Großmeister bewies sich auch sogleich des hohen Amtes würdig durch den kühnen Angrif auf Alexandrien in Ägypten, womit er bald nach der Übernahme des Großmeisterthums in Gemeinschaft mit dem Könige Peter I. von Cypern, vermöge eines nur dem Papste bekanten geheimen Bündnisses, den Sultan von Ägypten (Malek al Mansur Mohammed, aus der Dynastie der bahariſchen Mamluken) überraschte. Obgleich der Großmeister dieser Unternehmung nicht selbst beiwohnte, sondern deren Leitung dem Könige von Cypern überließ; so nahm er doch sehr lebhaften und thätigen Antheil an ihrer Ausführung. Die Stadt Alexandrien, welche nach einer sehr schwierigen Belagerung von der aus 100 Schiffen bestehenden und mit 1400 Reutern und 10,000 Mann zu Fuß besetzten vereinigten Flotte des Königs von Cypern und des Ordens am 4. Oktober 1365 mit Sturm erobert und ausgeplündert wurde, konte zwar nicht behauptet werden, sondern wurde, als der Sultan mit einem zahlreichen Heere zu ihrer Wiedereroberung anzog, zu großem Verdruß derer, welche gehofft hatten, daß von Alexandrien aus ein neuer Kreuzzug nach dem gelobten Lande beginnen werde, durch Feuer zerstört und verlassen [2]); der Zweck der Unternehmung aber, die Türken, welche die christlichen Küstenländer des mittelländischen Meeres damals häufig beunruhigten, zu schrecken, wurde gleichwol erreicht. Obwol der Sultan von Ägypten den Schein sich gab, als ob er wegen der Zerstörung von Alexandrien schwere Rache üben wollte und große Rüstungen machte: so unternahm Berengar doch bald hernach wiederum, auf den Rath des Ritters Borelli Assanti von Ischia, einen gemeinschaftlichen Zug mit dem Könige von Cypern gegen Tripolis und Tortosa in Syrien, und auch diese Städte wurden erobert und geplündert [3]). Im J. 1367 besuchte der Großmeister seinen Landsmann, den Papst Urban V., zu Avignon, begleitete ihn auf einem großen Theile seiner berühmten Reise nach Rom, und lieferte das Schiff, auf welchem der Papst von Marseille nach Genua fuhr [4]). Nach der Ermordung des Königs Peter von Cypern (18. Jan. 1369) durch seine Brüder begab er sich im J. 1371 mit Vollmacht des Papstes Gregor's XI., als päpstlicher Nuncius, nach Cypern, um in Gemeinschaft mit Eleonora, der Witwe Peter's I., die Angelegenheiten des Königreichs zu ordnen, und den minderjährigen Sohn des ermordeten Königs, Peter den zweiten (gewöhnlich Petrinus genant), im Besitze des Throns zu befestigen [5]).

Die schnellen Fortschritte, welche damals die osmanischen Türken machten, indem sie den größten Theil von Macedonien eroberten, bewogen den Großmeister, nicht nur eine Gesandtschaft zu den Verhandlungen zu schicken, welche im J. 1373 wegen gemeinschaftlicher Maßregeln gegen das Wachsthum der türkischen Macht zu Theben von mehren christlichen Fürsten und Bischöfen gehalten wurden; sondern auch die in dem Orden eingerissenen Misbräuche einer strengen Untersuchung zu unterwerfen. Auf seinen Antrag gebot der Papst die Versammlung eines General-Kapitels des Ordens, wozu im September des Jahrs 1373 in einem der päpstlichen Residenz nahe gelegenen Orte vier Ritter und zwei der im Kloster residirenden von jeder Zunge zusammen treten sollten, um über die Abstellung der bemerkten Misbräuche zu berathen; das Anerbieten des Großmeisters aber, in Person dieser Versamlung beizuwohnen, lehnte Gregor XI. ab, unter dem Vorwande, daß das hohe Alter des Großmeisters eine so beschwerliche Reise nicht mehr zulasse, und seine Anwesenheit in Rhodus wegen der von den Ungläubigen drohenden Gefahr nothwendig sey. Diese Antwort, in welcher Berengar Zurücksetzung und Mangel an Vertrauen wahrnahm, scheint ihn damals bewogen zu haben, einen ihm verwandten Ordensritter an den Papst zu senden mit dem Ansuchen um die Erlaubniß zur Niederlegung seiner Würde, welche ihm aber gleichfalls versagt wurde. Das General-Kapitel des Ordens fand indeß zu Avignon wirklich Statt, unter dem Vorsitze des vorhin genanten Juan Fernandez Heredia, als Stellvertreters des Großmeisters; und außer manchen nützlichen Einrichtungen für die innere Zucht des Ordens, wurde von dieser Versamlung der Streit über die Priorate von Ungern, Capua und Barletta und über einige italische Commenden zwischen der italischen und provenzalischen Zunge durch einen im November 1373 vollzogenen Vertrag ausgeglichen. Um diese Zeit starb Raimund Berengar, nachdem er beinahe acht und ein halbes Jahr die Angelegenheiten seines Ordens mit Ruhm geleitet hatte.

Unter den Verordnungen, welche er für die innere Verfassung seines Ordens auf zwei General-Kapiteln festsetzte, verdienen hervorgehoben zu werden: 1) das Gesetz, daß kein Ritter mehr als Eine große und zwei kleine Commenden besitzen, und die jährlichen Beiträge an den Großmeister für gemeinschaftlichen Zwecke des Ordens (franz. les responsions, ital. le risponsioni) nicht über zweihundert Gulden steigen sollten; wodurch der übermäßigen Bereicherung einzelner Ritter und ihrer Familien, und der Widerspenstigkeit der Commenthure gesteuert wurde, welche jene Beiträge entweder gar nicht, oder nur als freiwillige Geschenke zugestanden; 2) die Bestimmung, daß die Wahl der Großmeister durch zwei Ritter von jeder Zunge geschehen sollte, anstatt daß bisher die Wahlherrn ganz willkürlich ernant worden [6]). (*Wilken.*)

2) *Philippi Mazzerii* (damal. Kanzlers des Königr. Cypern, welcher dieser Unternehmung beiwohnte) vita S. Petr. Thomasii (in *Bollandi* Actis Sanctorum, Januar. T. II.) p. 1013—1015. Aus der Erzählung dieses Schriftstellers geht übrigens gegen Vertot und andere neuere Schriftsteller hervor, daß Raimund Berengar selbst der Eroberung von Alexandrien nicht beiwohnte. 3) J. P. Reinhard Gesch. von Cypern. Th 1. S. 256. 257. 4) *Marulli* vite de' gran Maestri etc. p. 339—342. 5) *Raynaldi* Ann. eccles. ad a. 1371. §. 9. T. XVI. p. 496.

6) Über diesem Großmeister sind außer den in den vorhergehenden Anmerkungen angeführten Schriften zu vergleichen: *Fra Geronimo Marulli* vite de' gran Maestri della sacra religione di S. Giovanni Gierosolimitano (Napoli 1638. fol.) p. 329—345. *F. A. de Naberet* Histoire des chevaliers de l'ordre de S. Jean de Jerus. (à Paris 1629. fol.) p. 74—77. *Vertot* Histoire des chevaliers de Malthe (à Paris 1778. 8.) T. II. p. 205—211.

BERENGAR oder **Berenger von Tours**, wahrscheinlich in dieser Stadt, wo er Verwandte hatte, um das Jahr 1000 geboren, bildete sich zum Gelehrten und philosophischen Denker in der damals berühmten Schule zu Chartres unter Fulbert, der seit 1007 auch als Bischof daselbst noch unterrichtete und ihn seinen Lieblingsschülern beizählte, ging spätestens 1028, wo Fulbert starb, nach Tours zurück, wurde daselbst Kleriker und ungefähr in seinem 30. Lebensjahre Canonicus an der Kirche zu St. Martin, zugleich aber auch Scholasticus an der Domschule. Diese Schule erlangte unter seiner Leitung einen hohen Grad von Berühmtheit. Vor 1040 erhielt er das Archidiakonat an der bischöflichen Kirche zu Angers, blieb jedoch dabei in seinen Ämtern als Lehrer zu Tours. Wegen seiner Lehrgaben, Kentnisse und dialektischen Fertigkeit als einer der ersten Gelehrten seiner Zeit anerkannt und auch in Hinsicht seines Charakters und seiner tadellosen Sitten allgemein geachtet, genoß er vor der Mitte des 11. Jahrh. die schönste Blüthe seines Ruhmes. Wie viel er galt, beweisen zwei Briefe von ihm aus dieser Zeit [1]). Im ersten derselben gibt er einigen Eremiten von diesen erbetene, sehr erbauliche Anweisungen zum gottseligen Leben und verwirft den Pelagianismus mit der Einschränkung, daß Gefallene nicht ohne ihr eigenes Bemühen durch die Gnade Gottes gebessert würden, im andern ertheilt er sehr behutsam zweckdienliche disciplinarische Rathschläge zur Beilegung der Streitigkeit eines Diakonus mit seinem Bischof, der über jenen, um ihn wegen seiner Verheirathung zu bestrafen, den Kirchenbann verhängt hatte. Mit seinen philosophischen und philologischen Studien, die, wie der erste dieser Briefe beweist, auch die römische Literatur umfaßten, verband Berengar erst im Mannsalter die theologischen, namentlich Exegese und Dogmatik. Zwar hatte er schon als Schüler Fulberts bei dialektischer Behandlung theologischer Streitfragen sich über den Zwang des Kirchenglaubens hinweggesetzt, doch bis gegen die Mitte des 11. Jahrh. machte er keine davon abweichende Meinung geltend. Aus einer jetzt nicht mehr vorhandenen Schrift des Johannes Scotus (Erigena) gegen des Paschasius Radbertus Transsubstantiationslehre nahm er die Vorstellung auf, daß Brod und Wein im Abendmahle nur Bild, Zeichen und Unterpfand des Leibes und Blutes Jesu wären, doch physisch unverändert blieben und keineswegeS eine substantielle Verwandlung erleiden könten, was sein philosophischer Verstand ohnehin ungereimt finden mußte. Die Kirche hatte die Schrift des Johannes Scotus noch nicht förmlich verworfen und eben so wenig Radberts Meinung schon zum Glaubensartikel erhoben, aber in welchem Grade diese Meinung herrschend geworden war, sollte Berengar bald schmerzlich empfinden. Sein Schulfreund Adelmann, Scholasticus zu Lüttich, suchte ihn in zwei Schreiben, von denen nur das vor 1048, wo er Bischof von Brescia wurde, geschriebene zweite vorhanden ist [2]), von seiner Meinung abzubringen, stellte sie jedoch blos nach Hörensagen unrichtig dar. Adelmanns Beziehung auf seinen ersten, zwei Jahre früher an Berengar geschriebenen Brief läßt schließen, daß dieser ungefähr um 1045 angefangen habe, der Radbertischen Transsubstantiationslehre zu widersprechen. Wahrscheinlich 1048 hatte der Bischof Hugo von Langres in einer Unterredung mit Berengar dessen Ansichten vom Abendmahle kennen gelernt und setzte ihm bald darauf eine Widerlegungsschrift [3]) entgegen, die ihm, wie Adelmanns Brief, die ungegründete Folgerung aufbürdet, daß er Jesu keinen wahren oder nur einen unkörperlichen Leib beilege, weil er den physischen Genuß desselben wirklich läugnete. Statt aller Antwort schrieb Berengar 1049 an seinen gelehrten Freund Lanfranc, Prior des Klosters Bec, er halte es mit der Abendmahlslehre des Johannes Scotus, die schon bei Ambrosius, Hieronymus und Augustinus zu finden sey, und wundere sich, wie ein Mann von Lanfrancs Geiste sie ungeprüft verwerfen und die Radbertische Lehre annehmen könne [4]). Dieser blos vertrauliche Brief kam in die Hände der Mönche zu Bec und durch einen Angeber, vielleicht nicht ohne Langfrancs Schuld, nach Rom, Lanfranc aber dadurch in Sorge, wegen solchen Verkehrs mit einem Ketzer selbst der Ketzerei verdächtig zu werden. Er reiste daher nach Rom und rechtfertigte sich daselbst, indem er seinen Freund Berengar als Ketzer anklagte und auf einer Synode Leo's IX. zu Rom im April 1050 ungehört verdammen und excommuniciren half. Zugleich wurde auch die Schrift des Johannes Scotus verworfen [5]). Berengars Versuch, zum Schutz gegen diesen Angrif den Herzog Wilhelm von der Normandie für sich zu gewinnen, führte nur zu einem Colloquium in Brione, wo ihn die Mehrheit überschrie [6]). Ungeachtet jener ersten Entscheidung veranstaltete Leo IX. im September 1050 eine andere Synode zu Vercelli, auf der Berengar erscheinen sollte und gestützt auf das gallicanische Kirchenrecht anfangs nicht wollte, aber endlich doch nur darum nicht erschien, weil der wider ihn aufgeredete König Heinrich I. von Frankreich als Abt der Martinskirche zu Tours ihn auf seine Bitte um Sicherheit zu einer Reise nach Rom verhaften und der Einkünfte seines Canonicats berauben ließ [7]). Er wurde daher zu Vercelli von italischen Bischöfen abermals nebst Johannes Scotus Buche ungehört verdamt, ja der Papst warf zwei für Berengar daselbst auftretende Kleriker von Tours ins Gefängniß [8]) und eine, von dem Könige Heinrich I. gegen den Rath des, für unverzügliche Bestrafung Berengars stimmenden

1) *Martene* et *Durand*. Thesaur. nov. Anecd. Par. 1717. fol. I. 191 — 196. 2) *Adelmanni* de veritate corporis et sanguinis Dom. ad Berenq. epist. e Cod. Guelpherb. emend. et suppl. cum epist. Bereng. ad Adelman ed. Conr. Arn. Schmid. Brunsv. 1770. 8.

3) Tractatus de corp. et sang. Christi im Anhang der Opp. *Lanfranc.* Cantuar. ed. d'Achery. Par. 1648. fol. 4) Diesen Brief Berengars gibt d'Achery in demselben Werke in den Noten zu Lanfrancs Leben S. 22. 5) *Lanfranc* de corpore et sanguine Dom. c. 4. in Opp. ed. d'Achery p. 234. 6) Nach des Abts von Troarn, Durand, Tractatus de corp. et sang. Dom. contr. Berengar. c. 9. in Append. Opp. Lanfranc. p. 71 — 97. und daraus in *Harduini* Collect. reg. max. Concilior. Par. 1715. fol. T. VI. P. I. p. 1017. Conventus Briotnens. 7) So berichtiget Berengar in seiner zu Wolfenbüttel aufgefundenen Schrift Lanfrancs l. c. gegebene Nachrichten. S. Ständlins Berengarius Turonensis in Ständlin's u. Tzschirner's Archiv f. alte u. neue Kirchengesch. Bd. II. Lpz. 1814. Stck. 2. S. 33. 34. 8) Ebendas.

Bischofs Deoduin zu Lüttich [9]), noch in demselben Jahre zu Paris veranstaltete Synode erklärte den inzwischen wahrscheinlich freigelassenen, doch daselbst nicht gegenwärtigen Irrlehrer nebst seinen Anhängern gleichsam für vogelfrei [10]). Dennoch blieb dieser zu Tours in seinem Schulamte ungestört wirksam und gegen thätliche Anfechtungen gesichert, da der Bischof Frolland von Senlis ihm 1051 die Gunst seines Königs wieder zuwendete [11]). Berengar konte auch billige Beurtheilung erwarten, da er bis dahin eigentlich nur der Ansicht des Johannes Scotus beigetreten war und selbst versichert [12]), im Jahre 1050 habe noch Niemand seine Meinung bestimt und richtig angeben können, weil er selbst damit noch nicht im Reinen gewesen sey. Nun veranlaßte ihn aber vielfältiger Misverstand zu näherer Bestimmung seiner Lehre [13]), wobei er sich heftig über die voreilige Verdammung derselben und über den Papst selbst ausließ. Günstig war ihm die Anwesenheit des Kardinals Hildebrand auf einer Synode zu Tours 1054. Dieser wußte den Zorn der daselbst versammelten Bischöfe sehr geschickt durch Aufforderung zu einer gelehrten Untersuchung der Sache zu bändigen und sie dahin zu leiten, daß Berengars einfache Erklärung: Brod und Wein sey nach der Consecration Leib und Blut Christi, und sein Schwur, eben so zu glauben wie er spreche, genügend befunden wurde [14]). Die mit Hildebrand zu völliger Niederschlagung des Streites verabredete Reise Berengars nach Rom unterblieb, weil Leo IX. in diesem Jahre starb. Doch hatte er nun an diesem Kardinal einen vielvermögenden Gönner gewonnen, der ihn persönlich achtete und seine Lehre nicht für gefährlich hielt, ja vielleicht gar billigte. Daher blieb er nicht nur mehre Jahre ohne Beunruhigung in seinem Wirkungskreise, sondern ging auch voll der besten Hofnung 1059 freiwillig nach Rom, um seine Sache auf der in diesem Jahre unter Nicolaus II. gehaltenen Kirchenversamlung zu führen. Aber die von Lanfranc und dem Kardinal Humbert aufgereizte Versamlung ließ ihn zu keiner Vertheidigung kommen, sondern nöthigte ihn durch körperliche Mishandlungen und Androhung des Todes zur Unterschrift und Beschwörung einer von Humbert abgefaßten Formel, worin er feierlich die ihm Schuld gegebene Ketzerei, daß Brod und Wein nach der Einsegnung blos das Sacrament, aber nicht wahrhaftig Leib und Blut Jesu sey, verwünschte und zu glauben gelobte, daß Brod und Wein nach der Einsegnung der wahre Leib und das wahre Blut Christi sind und sinnlich nicht blos im Sacrament, sondern in der Wahrheit mit den Händen des Priesters betastet, gebrochen und mit den Zähnen der Gläubigen zermalmt werde. Nach dieser seiner Todesfurcht abgenöthigten Unterwerfung wurde er absolvirt in seine Heimath entlassen [15]). Dieses gegen einen schon früher verdamten Ketzer gelinde Verfahren verdankte Berengar ohne Zweifel dem Einflusse Hildebrands, der ihn freilich gegen den Eifer für die zum Volksglauben gewordene Brodverwandlungslehre nicht zu schützen vermochte. Doch nur Erbitterung über das in Rom erlittene Unrecht findet man in den Äußerungen Berengars aus dieser Zeit. Während der Triumph über seine Bekehrung in der päpstlichen Bekantmachung derselben überall laut wurde, bekante er seine Reue über den aus Todesfurcht geschworenen falschen Eid, schalt in den stärksten Ausdrücken auf den Papst und die römische Kirche und fuhr ohne Rückhalt fort, seine Lehre durch seine Schüler immer weiter auszubreiten [16]). Dagegen schien man in Rom die Sache als beendigt anzusehen; während Alexanders II. Regirung (1061 — 1073) erhielt er von diesem Papste nur eine sanfte, schriftliche Ermahnung, die Kirche nicht länger zu beunruhigen, worauf er ungescheut antwortete, er werde bei seiner Meinung bleiben [17]). Auch die Verdammung seiner Lehre auf Provinzialsynoden, wie zu Angers 1062 und zu Rouen 1063, brachte ihm keinen persönlichen Nachtheil. Aber sein Herz hätte der vortrefliche Brief des Bischofs Eusebius Bruno von Angers treffen sollen. Dieser war sein Schüler und noch als Bischof einige Zeit Anhänger seiner Lehre gewesen, aber bald von der Nutzlosigkeit eines Streites über solche Geheimnisse überzeugt, vielleicht auch aus Amtsrücksichten ohne Theilnahme daran, doch stets sein zuverlässiger Freund geblieben. Nun (1062 oder 63) schrieb er achtungsvoll und bescheiden an Berengar, daß Beruhigung bei dem einfachen Sinne der Einsetzungsworte Christi wol der vernünftigste Mittelweg und Berufung auf Aussprüche der Kirchenväter, die selbst nicht völlig mit einander übereinstimten, hier nicht rathsam sey [18]). Berengar konte einer so weisen und freundschaftlichen Ermahnung zum Frieden ohne Untreue gegen die erkante Wahrheit Folge leisten. Die Kirche hatte ihn im Grunde nicht widerlegen, sondern nur zum Stillschweigen bringen wollen und ihm selbst mußte einleuchten, daß die Subtilität seiner Ansicht nicht geeignet sey, den damals herrschenden, der Sinnlichkeit seiner Zeitgenossen entsprechenden Volks- und Kirchenglauben zu verdrängen. Dennoch hörte er nicht auf, seine Meinung in Schriften zu verfechten, aus denen nur Bruchstücke in der ausführlichen Widerlegungsschrift aufbehalten sind, welche Lanfranc damals gegen ihn schrieb [19]). Durch einen herrischen, absprechenden Ton, durch Entstellung von Thatsachen aus Berengar's Leben und gehässige Verdächtigungen seines Charakters suchte Lanfranc in diesem, was die Behandlung der streitigen Lehre selbst und die gelehrte Vertheidigung des Glaubens an die Transsubstantiation betrift, schwachen, ungründlichen Werke

9) *Mabillon* Vett. Analect. T. IV. Par. 1685. 8. p. 446. sqq. 10) *Durand.* l. c. 11) Frollands für Berengar sehr schmeichelhafter Brief an denselben befindet sich in *d'Achery* Spicileg. vett. script. und de la Barre, Par. 1723. fol. II. 509. und in *Oudin* Comment. de scriptt. eccl. Lpz. 1722. II. 629. sqq., d'Achery theilt (ibid. p. 510.) einen etwas früher geschriebenen Brief Berengars an einen Abt Richard mit, worin sich B. über die ungerechte Verdammung seiner Lehre beschwert und um Fürsprache bei dem König bittet. 12) Im Wolfenbüttelschen Mscrpt. nach Ständlin a. a. O. S. 17. 13) In einem Brief an den Mönch Ascelin zu Bec in Opp. *Lanfranc.* not. ad vit. Lanf. p. 24. 14) Lanfranc in der not. 5. citirten Stelle und den berichtigenden Berengar bei Ständlin a. a. O. 45. fgg.

15) Ebendas. 16) Nach Bruchstücken aus einer Streitschrift Berengars bei Lanfranc l. c. cp. 4. sq. 17) *Hardouin* l. c. 1015. 18) In *Franc. de Roye* antecessor Andegavensis ad can. Ego Berengar. 41. de consecrat. distinct. 2. ubi vita, haeresis et poenitentia Berengarii Andegav. 1656. 4. p. 48 — 51. 19) Die not. 5. angeführte Schrift.

seinen Gegner niederzuschlagen. Und daß es ihm damit gelungen sey, konnte den französischen Benedictinern [20]) so lange nachgesprochen werden, bis Lessing eine augenscheinlich gegen dieses Buch Lanfrancs gerichtete Schrift Berengar's unter den Weißenburger Manuscripten der Bibliothek zu Wolfenbüttel entdeckte und durch seinen geistvollen Bericht von dem Inhalte derselben neues Licht über die Geschichte Berengar's verbreitete [21]). Das merkwürdige Manuscript kam zur Zeit des Königreichs Westphalen durch Versetzung der Wolfenbüttelschen Handschriften in die Universitätsbibliothek zu Göttingen unter Ständlins Hände, der es als geübter Kirchenhistoriker noch besser als Lessing zur Aufklärung der Geschichte Berengar's benutzte [22]). Es ist vor Hildebrand's Erhebung zur päpstlichen Würde, also vor 1073, wahrscheinlich um 1070 geschrieben und widerlegt Schritt vor Schritt Lanfrancs erwähntes Werk, das daher vor 1070 in Umlauf gekommen seyn muß. Berengar zeigt sich darin als geübter Dialektiker, einsichtsvoller Exeget und freimüthiger Theolog. Er setzt die Vernunft in Glaubenssachen über die Autorität der Traditionen und der Kirchenversamlungen und stellt seine Abendmahlslehre lichtvoll und bündig dar. Nach dieser Schrift und einem bald darauf geschriebenen Briefe Berengar's an Adelmann [23]) bestand das Eigenthümliche seiner Lehre in folgenden Hauptsätzen: 1) Christus brauchte bei der Einsetzung des Abendmahls die Worte Leib und Blut tropisch, Brod und Wein aber im eigentlichen Sinne. 2) Brod und Wein werden durch die Einsegnung nur so verwandelt, wie aus Saulus Paulus ward, daher die Verwandlung blos in einer Veredlung besteht, welche die Materie dieser Substanzen nicht vernichtet und keineswegs etwas ganz Anderes an ihre Stelle setzt, sondern ihnen nur eine höhere Bedeutung gibt. 3) Demnach wird Leib und Blut Jesu im Abendmahle nur dem innern Menschen dargestellt und von demselben geistig angeschaut und genossen, während der Mund Brod und Wein empfängt. 4) Nur die würdigen Communicanten und wahren Glieder Christi genießen Leib und Blut desselben, doch nicht die Gottlosen, welche blos Brod und Wein empfangen. 5) Das Meßopfer ist nur eine memnonische Darstellung des Opfers Christi, welches ein für alle mal geschah und nicht wiederholt werden kann. Dieser abermalige, noch bündigere und dreistere Widerspruch gegen die kirchliche Abendmahlslehre veranlaßte nicht nur mehre Streitschriften [24]) von Gegnern Berengar's, sondern auch neue Verdammungen seiner Lehre auf Synoden zu Mairent 1075 und zu Poitiers 1076 [25]). Auf der letzten war Berengar gegenwärtig und in Gefahr, ermordet zu werden. Doch auch hier fielen nur einzele Gegner ihn an, die Kirche selbst und ihr Oberhaupt hatte seit 1059 nichts wider ihn gethan und als Gregor VII. ihn 1078 nach Rom rief und fast ein Jahr bei sich behielt, geschahe es ohne Zweifel nur um ihn zu schützen. Gregor ließ ihn auf einer Synode zu Rom d. 1. Novbr. 1078 das einfache Bekentniß ablegen, Brod und Wein sey nach der Einsegnung der wahre Leib und das wahre Blut Christi, das am Kreuz geflossen, duldete auch nicht, daß man ihn Ketzer schalt, berief sich zu seiner Rechtfertigung auf die Lehren der Kirchenväter und des Petrus Damiani und half sich sogar mit dem Vorgeben einer himmlischen Offenbarung, wodurch Berengar's Lehre für schriftmäßig erklärt worden seyn sollte. Dennoch wurden die mächtigen Feinde desselben dadurch noch nicht beschwichtiget. Um nicht selbst in den Verdacht einer ketzerischen Gleichgültigkeit gegen die Transsubstantiationslehre zu kommen, mußte der Papst ihnen nachgeben und seinen Schützling durch Androhung lebenslänglicher Gefangenschaft nöthigen, vor einer andern Kirchenversamlung zu Rom im März 1079 auf den Knieen zu bekennen, daß Brod und Wein des Altars durch das Geheimniß des heiligen Gebets und durch das Wort Christi substantiell in den wahren und eigentlichen Leib und das wahre Blut Christi verwandelt werde. Nachdem Berengar hierauf zu gänzlichem Stillschweigen über die Abendmahlslehre verpflichtet worden und noch einige Monate im Genusse der Gunst Gregors zu Rom geblieben war, entließ ihn derselbe mit Schutzbriefen an die Bischöfe zu Tours und Angers, worin er ausdrücklich verbietet, ihn weiter zu beunruhigen und über alle, die ihn an seiner Person oder seinen Einkünften schaden oder Ketzer nennen würden, eventuell den Bann ausspricht [26]). Berengar trat nach seiner Rückkehr in seine Heimath, ungeachtet der Angelobung des Stillschweigens, mit einer neuen Rechtfertigungsschrift [27]) hervor, worin er die Vorgänge in Rom erzählt, seine Reue über den dort abermals geschwornen Meineid bezeugt, seinen Gönner Gregor VII. des Wankelmuths beschuldiget und bei Widerlegung der zweiten, ihm 1079 abgenöthigten Formel zu beweisen sucht, daß seine Meinung sich im Grunde auch noch mit ihr vereinigen lasse. Dieselbe Beschönigung hatte er schon in Hinsicht seiner frühern Beschwörung der Transsubstantiationslehre versucht, doch nur in sofern mit einigem Erfolge, als er die ihm aufgedrungenen Formeln in seinem eigenen, der Absicht ihrer Verfasser ganz entgegen-

20) Hist. liter. de la France. VIII. 212 sqq. 279—282. 21) Berengarius Turonensis, oder Ankündigung eines wichtigen Werks desselben ꝛc. v. G. E. Lessing. Braunschw. 1770. 4. 22) Ständlin's not. 7. angeführte Abhandlung S. 1—98. Er vermuthet nicht ohne Grund, daß die Handschrift von Berengar selbst geschrieben sey und verspricht eine vollständige Ausgabe derselben, die im Buchhandel noch nicht erschienen ist. Vielleicht befindet sie sich in akademischen Gelegenheitsschriften, die mir nicht bekannt wurden. 23) Bei Martene und Durand l. c. IV. 109—113. auch in Schmid's angeführter Ausgabe von Adelmann's Briefe p. 34—45. 24) *Guitmund* de corp. et sang. Chr. veritate in Eucharistia in Bibl. PP. Colon. XI. 351—376. heftig und verläumderisch. *Alger* de sacr. corp. et sang. Chr. LL. 3. in Max. Bibl. PP. Lugd. 1677. XXI. 251—292, nur weitere Ausführung der Streitschriften Lanfranc's und Guitmund's. Beide sind ohne wissenschaftlichen Werth. Gozechin Leod. Epist. ad Valcherum in *Mabillon* Analect. ed. de la Barre. Par. 1723. fol. 437—446. klagt über Vermehrung der Anhänger Berengar's. 25) *Labbé* Bibl nov. Mss. II. 212. 26) *De Roye* l. c. p. 75 sqq. 27) Acta Concil. Rom. sub Gregorio VII. in causa Berenq. ab ipso Berenq. conscripta, cum ipsius recantatione in *Martene* et *Durand* Thesaur. nov. Anecd. IV. 103—109. Die Echtheit dieser bei obiger Erzählung benutzten Schrift, welche die katholischen Theologen, um von dem Papste Gregor VII. den Verdacht einiger Begünstigung der Ketzerei Berengars abzuwenden, mit großem Eifer bestritten haben, ist von Ständlin a. a. O. 82—89. überzeugend vertheidiget worden.

gesetzten Sinne zu erklären und durch dialektische Kunstgriffe auf seine Seite zu drehen wußte. Daß er seine Meinung je aufgegeben habe, kann nicht bewiesen werden. Er verantwortete sich deshalb noch 1080 auf einer Synode zu Bourdeaux [28]), erfuhr aber weiter nichts Widriges, mochte auch selbst des Streitens müde seyn. Um diese Zeit gab er sein Lehramt auf, zog sich auf die Insel St. Cosmas bei Tours zurück, lebte daselbst in mönchischen Übungen der Gottseligkeit und starb 1088 fast 90 Jahr alt im Rufe vorzüglicher Heiligkeit [29]). Sein ehemaliger Schüler Hildebert, vorher Bischof zu Mans, damals zu Tours, und der Bischof Baldrich von Dole setzten ihm Grabschriften voll Lob seiner Tugenden, Kenntnisse und Talente, ohne seiner Ketzerei oder Bekehrung dabei zu gedenken [30]). Die Canonici zu St. Martin in Tours ehrten noch im 18. Jahrh. sein Andenken durch eine jährliche Todtenfeier auf der Insel St. Cosmas am Osterdienstage [31]). An Geist und Gewandtheit im Philosophiren, an Scharfsinn und Fertigkeit in Erklärung der h. Schrift und der Kirchenväter gab Berengar keinem Gelehrten seiner Zeit etwas nach. Bei Bekanntmachung seiner Abendmahlslehre folgte er unstreitig seiner eigenen bessern Überzeugung mehr, als irgend einer Leidenschaft, doch ist sein Betragen bei der Fortsetzung seiner Streitigkeiten von Ehrgeiz und Übertreibungen nicht frei zu sprechen. Zum Reformator der Kirche besaß er Lebhaftigkeit, Kühnheit und Unternehmungsgeist genug, nur fehlte ihm der Muth, für die Wahrheit zu sterben. Seine hinterlassenen Schriften, von denen nur die angeführten vorhanden sind, tragen in der unreinen, oft schwülstigen Sprache und scholastischen Form das Gepräge seines Jahrhunderts [32]). Bekante Anhänger hatte Berengars Lehre [33]) nach seinem Tode nicht mehr, doch war sie einigen Secten des Mittelalters nicht fremd und erhielt seit der Reformation neue Freunde und Vertheidiger unter den Protestanten. (*G. E. Petri.*)

Berengarius Carpensis, s. Carpi.

BERENGER (Jean Pierre), geb. zu Genf 1740, gest. das. 1807, war ein Haupttheilnehmer an den Genfer Unruhen, wurde deshalb i. J. 1770 verwiesen, und ging nach Lausanne, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, die er auch nach der Rückkehr in sein Vaterland fortsetzte. Er gab heraus die Werke Abauzit's, die historische Geographie von Osterwald, das geographische Wörterbuch von Vosgien-Ladvocat, übersetzte (abkürzend und vermehrend) Büschings Erdbeschreibung, und verfertigte eine Samlung der Reisen um die Welt (9 Bde.), und der drei Cook'schen insbesondre (3 Bde.). Seine Histoire de Genève, depuis son origine jusqu' à nos jours 1772—73 (6 Bde. 12.), welche zu Genf verbrant wurde, behandelt den Theil, den Spon bereits ausgeführt hatte (bis in die Mitte des 17. Jahrh.) nur kurz, desto ausführlicher aber die politischen Streitigkeiten des vorigen Jahrhunderts. Von diesem Werk ist das Tableau historique et politique des révolutions de Genève dans le 18me siècle von Francis d'Ivernois (1782. 12.) eine Fortsetzung. (*H.*)

BERENHORST (Georg Heinrich von, nicht, wie Meusel: Franz Leopold), natürlicher Sohn des Fürsten Leopold I. von Dessau, geb. d. 26. Oktober 1733 zu Sandersleben, einem kleinen Städtchen im Dessauischen nahe am Harze, wo seine Mutter lebte. Er erhielt in Dessau eine „trübselige" Erziehung, und schon in seinem 15. Jahre 1748 trat er die Kriegsdienste bei dem preuß. Infanterie-Regiment von Anhalt, das damals Fürst Leopold Maximilian von Dessau befehligte, an. 1757 kam er zum Generalstabe des Prinzen Heinrich von Preußen, lebte an dessen Hofe, und begleitete ihn in den ersten Feldzügen des siebenjährigen Krieges. 1760 machte ihn König Friedrich II. zu seinem Adjudanten; als solcher war er mit dem Grafen Friedrich von Anhalt in der Schlacht bei Torgau neben dem Könige, als diesen eine matte Kugel traf, und die Schlacht verloren schien. Beide fingen den König auf, der etwas außer Fassung gerieth, und nachher nie dieses Vorfalls gedachte. Auf irgend eine Art wirkte dieses gewiß zu dem Entschlusse den Abschied zu nehmen, sey es, daß er sich zurückgesetzt fand von dem Könige, der die Zeugen seiner Schwachheit nicht gern sah, oder nur gekränkt durch dessen Schweigen. Er verließ also 1761 die Kriegsdienste, da er dem „beilosen" Soldatenleben nicht geneigt und überhaupt mehr zu einem ruhigen, wissenschaftlichen geeignet war, und lebte seitdem am Hofe zu Dessau. Von 1765 bis 1768 unternahm er eine Reise nach Italien, Frankreich und England mit dem Prinzen Hans Jürge, ältestem Bruder des Fürsten Franz, welcher zu gleicher Zeit mit v. Erdmannsdorf diese Reise machte. Beide Brüder waren zusammen in Rom *) und in Paris, wo der Prinz und v. Berenhorst am längsten verweilten. 1777 ward er Aufseher und Vorsteher des gesamten fürstlichen Hauswesens d. h. Präsident der Rechenkammer, Hofmarschall und Schloßhauptmann, in welchem Beruf er mit Eifer, vielleicht mit etwas zu vieler Strenge thätig war. 1785 ward er auch noch zum Oberhofmeister des damals sechzehnjährigen, 1814 verstorbenen Erbprinzen Friedrich ernant, zu dessen völliger Ausbildung der Fürst eine kleine Akademie von Gelehrten unter Berenhorsts Oberaufsicht versammelte. Außer einem Pariser Parlamentsadvokaten Rey de Vauclair, welcher dem Fürsten von dort empfohlen wurde und bald starb, waren diese: Busse (vorher Lehrer am Philanthropin und der Schule zu Dessau, jetzt

28) *Labbé* l. c. 29) *Martene* et *Durand* ampliss. collect. vett. scriptt. V. 1005—1168. *Guilielm. Malmesbur.* de reb. gest. reg. Angl. III. 113. 30) In der Fortsetzung von *Beda* de reb. Angl. III. c. 27. und *Duchesne* Histor. Franc. vet. IV. 259. 31) *Moleon* Voyages liturgiques de France. Par. 1757. p. 129 sqq. 32) Über seine Geschichte vgl. außer den angeführten Werken *Mabillon* Acta SS. Ord. Bened. Saec. VI. P. II. Praefat. §. II. III. IV. V. VII. und in *Vogt* Bibliothek. hist. haeresiol. I. 97 sqq. *Oudin* Dissert. de vita, scriptis et doctrina Berenq. l. c. II. 622—643. Hist. liter. de la France VIII. 197—238. 33) Guitmund (vgl. not. 24.) unterscheidet 4 Gattungen der Berengarianer: 1) die Brod und Wein blos für Schatten und Bild des Leibes und Blutes Christi hielten, 2) die den Leib Christi wirklich, aber auf verborgene Art in das Brod eingeschlossen (impanari daher impanatio) glaubten, 3) die nur eine theilweise Veränderung annahmen, 4) die zwar an die Brodverwandlung glaubten, aber sie nicht auf unwürdige Communicanten anwendeten.

*) Winkelmann's Briefe v. Daßdorf herausg. Th. I. S. 125. 127.

Prof. an der Bergakademie zu Freiberg), Buttmann (jetzt Mitgl. der Akad. der Wissenschaften und Bibliothekar zu Berlin), Hugo (jetzt Prof. in Göttingen), J. L. E. de Marées (damals Superintendent in Dessau) und Wieland (vor nicht langer Zeit gestorben als großherzogl. badenscher Statsrath). Nach zwei Jahren löste sich dieser Verein nicht völlig mit gegenseitiger Zufriedenheit, und der Prinz ging nach Potsdam in preußische Kriegsdienste. Schon seit längerer Zeit hatten v. B. die Abnahme seines Gesichts und Gehörs die Verwaltung seiner Ämter beschwerlich gemacht, endlich in seinem 57. Jahre 1790, „des öffentlichen und Hof-Lebens unherstellbar müde", bat er um seine Entlassung, die ihm auch Fürst und Erbprinz bewilligten, und ihm „großmüthig wohlwollend seine Ruhe durch Bequemlichkeit sicherten." Nun lebte er nur sich selbst, seiner Familie, wenigen vertrauten Freunden, und den Wissenschaften. Nach einer 1781 geschloßnen, aber bald getrennten Ehe hatte er sich 1783 an seinem 51. Geburtstage zum zweiten Male verheirathet mit einem Fräulein v. Bülow, die ihm 1 Sohn und 5 Töchter gebar, von welchen nur eine vor ihm starb, deren Tod ihn sehr betrübte. Sein vorzüglichster Umgang war, so lange dieser in Dessau lebte, sein „großer, treuer Freund", der Prinz Hans Jürge; seine hohe Gönnerin und Freundin bis an ihren Tod 1811 war auch die Fürstin Luise, nur beschränkte das schwere Gehör Beider zuletzt sie auf briefliche Unterhaltung. Durch sie war er der Freund Häfeli's (ihres Hofkaplans, dann Predigers in Bremen und zuletzt Superintendenten in Bernburg) und Elisa's v. d. Recke geworden, die bei ihren Besuchen in Dessau einige Male in seinem Hause wohnte. Auch mit dem aus Göthe's Leben bekanten Hofrath Behrisch, der erster Erzieher des Erbprinzen Friedrich gewesen war, hatte er vielen Umgang. Sein ältester und vertrautester Freund war der Zürcher Arzt Hotze, Bruder des östreichischen Feldherrn, den er in seinem 23. Jahre kennen lernte. Unter den Freunden seiner letzten Lebenszeit, die ihm seine Schriften erwarben, mag besonders der auch als Schriftsteller bekante preuß. General v. Valentini genant werden. Alle diese Verbindungen löste nur der Tod, was einen ehrenvollen Beweis für seine Treue und Beständigkeit gibt. B. Berenhorst starb den 30. Oktober 1814 (nicht 1808 wie das Konvers.-Lexik. sagt) nach eben vollendetem 81. Jahre.

Wie seinen Körper — er war einer der schönsten Männer noch in seinem Alter — hatte die Natur auch seinen Geist reich ausgestattet, wie dieses seine Schriften hinlänglich beweisen. Er besaß, zumal in frühern Jahren, einen feinen und treffenden Witz, eine ganz ungemein anziehende Gabe zu erzählen und immer durch die bezeichnendsten und ausdrucksvollsten Worte, die ihm ungesucht zuflossen, lebendig darzustellen; die außerordentliche Anmuth seiner geistreichen Unterhaltung zog noch in seinem Alter selbst Jünglinge unwiderstehlich an. Der ganz gewöhnliche, höchst manaelhafte Unterricht seiner Jugend hatte ihm wenig gegeben, er war fast Alles durch sich selbst geworden, durch beharrlichen mit unendlicher Mühe verbundenen Fleiß; daher das ausgezeichnete, eigenthümliche Gepräge seines Geistes und Charakters, wie auch manche Sonderbarkeit in seinem Äußern und in seiner Schreibart. Er las viel und gern von früher Jugend auf, und Prinz Heinrich insbesondere feuerte ihn an, sich mehr Kentnisse zu erwerben. Langsam studirte er, aber was er einmal gelesen hatte, hielt auch sein treues Gedächtniß für immer fest. Außer der teutschen hatte er sich vorzügliche Bekantschaft mit der französischen Sprache und Literatur erworben. Erdbeschreibung, Geschichte, Kriegs- und Statskunst waren die Wissenschaften, welche er vorzüglich liebte, und worin er gründliche Kentnisse besaß. Aber auch Philosophie und Religion waren, am meisten in den letzten Jahren, Hauptgegenstände seines Nachdenkens. Durch Beispiel und damalige Sitte, besonders am Hofe des Prinzen Heinrich, durch Lesung mehrer Schriften, namentlich von Helvetius, war auch er Epikureer und Freigeist geworden, und darin durch Voltaire, Bayle und seine Reisen, besonders durch seinen Aufenthalt in Frankreich, bestärkt worden. Der Tod eines Bruders von mütterlicher Seite, der sehr geduldig litt, und seine Gesinnungen auf dem Todbette änderte, machte zuerst einigen Eindruck; er prüfte von neuem und las Jerusalems Betrachtungen, Haller's und Leß's Recensionen in den Gött. Anzeigen, die Bibel. Mendelssohn's Betragen gegen Lavater ärgerte ihn, und stimte ihn nicht für die Philosophen. Seit 1771 hatte er Basedow „einem wilden, aber starken Denker", viel zu verdanken, mit dem er oft stritt, und der freilich sein eignes Christenthum hatte, aber immer die Nothwendigkeit des Glaubens verfocht. Er las immer mehr, und einige neue Todesfälle führten ihn vollends dem Christenthum wieder zu. Auch Erbauungsschriften und Herrnhutische nahm er jetzt in die Hand, und machte die persönliche Bekantschaft von Spangenberg „dem schönsten und holdseligsten aller Greise." Auch Lavater wirkte viel auf ihn, als er durch den Fürsten und die Fürstin mit ihm bekant ward; und auch ihm blieb er bis an sein Ende zugethan; Jacobi's und Mendelssohn's Streit über Lessing reizte ihn zum Studium der Philosophie, vorzüglich las er Kant, den er sehr bewunderte.

Als Schriftsteller trat er erst spät auf. Seine Betrachtungen über die Kriegskunst, „eine gewissermaßen Kantische Kritik derselben", schrieb er vom Jan. 1795 bis zum April 1796, „in der Absicht den Herrschern das Kriegführen zu verleiden." In der Zeit las und dachte er fast nichts, als dahin Gehöriges. Sie erschienen ohne seinen Namen, der ganz wider seinen Willen bekant ward. Die Schrift erregte großes Aufsehen, da sie wissenschaftlich die bisherige, so gepriesene Taktik zu stürzen suchte, welche die Begebenheiten des französischen Krieges schon etwas um ihren Ruhm gebracht hatten. Doch fand sie fast allgemeinen Beifall, und ward gepriesen, als mit der vollständigsten Sachkentniß, dem größten Scharfsinn, dem reifsten Urtheile geschrieben, als Epoche machend in der Literatur der Kriegskunst, als gleich wichtig für Krieger, Geschichtschreiber und Philosophen, und als oft meisterhaft in der Darstellung, wenn auch zuweilen etwas rhapsodisch und gesucht *).

*) Vgl. unter andern Allg. Lit. Zeit. 1797. II. N. 128. 1799. I. N. 13. 1800. I. No. 81.

Seine Schriften sind, außer einigen blos für Freunde gedruckten Kleinigkeiten: 1) Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. Auch für Laien verständlich, wenn sie nur Geschichte wissen. 1. Abtheil. 1797. 2. Abtheilung. Leipzig bei G. Fleischer d. J. 1798. 3 Abtheilungen. 1. und 2. Abschn. 1799. 286,457, kl. 8. 2) Nothwendige Randgeloſſen zu den Bemerkungen (von Maſſenbach) über einige Unrichtigkeiten in den Betrachtungen ꝛc. Leipzig 1805. 8. 3) Aphorismen, von Vf. d. Betr. Leipzig 1805. 8. (militär., philoſ. und religi. Inhalts). 4) Einzelne Aufſätze in Archenholz's Minerva z. B. 1805. Dez. S. 436. und andern Zeitſchriften, welche geſammelt zu werden verdienten, und Rezenſ. in der Allgem. Lit. Zeitg.

(Nach eigenhändigen Nachr. und z. Th. mit eigenen Worten.) (*de Mardes.*)

BERENIKE (*Βερενίκη*), oder bei den Römern Berenice, 1) aus Macedonien, verheirathete ſich mit Philippus, einem Macedonier von niedriger Herkunft [1]), welchem ſie drei Kinder gebar: Magas, ſpäter Statthalter und dann Dynaſt von Kyrene, Antigone, Gemalin des Pyrrhus v. Epirus und Theogene, Gem. Agathokles von Syrakus. Als Antipater ſeine Tochter Eurydike mit Ptolem. Lagi verheirathete, ſchickte er Berenike mit ihr nach Ägypten [2]). Ptolem. gewann ſie lieb und wählte ſie zur Gemalin, obgleich Eurydike noch lebte. Er verſtieß damit zwar nicht gegen die alt ägyptiſchen, wol aber gegen die griechiſchen und macedoniſchen Sitten, und bald zeigten ſich auch die Folgen der Polygamie. Denn wie er Berenike am meiſten liebte, ſo gab er auch den Kindern den Vorzug, welche ihm von ihr geboren wurden: Ptolemäus (2. Philad.) Argäus, welchen jener ſpäter tödten ließ, Arſinoe (Gemalin Lyſimachus Königs von Thracien, Ptolem. Keraunus, zuletzt Ptolem. 2.)) und Philotere. Sein älteſter Sohn von Eurydike, Ptolem. Keraunus, hätte ihm als der Erſtgeborne in der Regirung folgen ſollen; auch ſuchte dies Demetrius Phalereus, der Athen., welcher ſich damals in Alexandrien aufhielt und von dem Könige ſehr geachtet wurde, zu bewirken [3]): allein Berenike ſetzte es durch, daß der König Ptolemäus, (2. Philad.) ihrem Sohne, die Nachfolge beſtimte; er ernante ihn ſogar zwei Jahr vor ſeinem Tode (286 v. Chr.) zu ſeinem Mitregenten. Aus Dankbarkeit gab dieſer einer Stadt ſeiner Mutter Namen. — 2) Eine Enkelin der vorigen, Tochter des Ptolem. Philadelphus von Arſinoe, der Tochter des Lyſimachus von Thracien, welche mit ſeiner Schweſter und zweiten Gemalin Arſinoe nicht verwechſelt werden darf. In der Geſchichte dieſer Berenike finden ſich viele Dunkelheiten und Widerſprüche, beſonders in den Nachrichten von ihrem Tode. Apame, die Gemalin des Magas von Kyrene, veranlaßte 260 v. Chr. einen Krieg zwiſchen Philad. und ihrem Bruder Antiochus 2. Theos, Könige von Syrien, mit deſſen Hilfe ſie Kyrenaika zu behaupten hoffte. Allein die Könige verglichen ſich 252; Antiochus verſtieß ſeine Gemalin Laodike, welche er ſehr liebte, und vermälte ſich mit Berenike. Philadelphus begleitete ſie bis Peluſium, und gab ihr eine ſo reiche Ausſteuer, daß man ihn deshalb *φερνοφορος* nante [4]). Auch ſchickte er ihr fortwährend Nilwaſſer, nicht in irgend einer religiöſen Beziehung, ſondern weil es ſehr kühl war und, auch ohne mit Wein vermiſcht zu ſeyn, einen lieblichen Geſchmack hatte [5]). Indeß rief Antiochus Laodike wieder an den Hof, welche ihn 247 vergiften ließ, weil ſie fürchtete, er möchte ſeine Geſinnung abermals ändern und ſeinen Sohn von Berenike bei der Beſtimmung der Erbfolge dem ihrigen verziehen. So folgte ihr Sohn Seleukus 2. Kallinikus. Sie tödtete darauf auch den Sohn der Berenike, welche ſich in Daphne bei Antiochien einſchloß [6]), und ſich hier muthig vertheidigte, bis ihre Nebenbuhlerin ſie durch einen Vertrag täuſchte und dann durch zwei vornehme Antiochener ermorden ließ [7]). Panariſte und einige andre ihrer Dienerinnen verbargen ihren Leichnam bis zur Ankunft ihres Bruders Ptolem. 3. Evergetes, welcher Syrien eroberte, und ſeine Schweſter durch den Tod der Laodike rächte [8]). — 3) Eine Tochter des Magas, Beherrſchers von Kyrene, und der Apame. Dieſe überredete ihren Gemal aus Ehrgeiz, gegen Ptolem. 2. Philadelphus die Waffen zu ergreifen, 266 v. Chr. Er bereute es aber bald, da ihm Ruhe und Bequemlichkeit mehr galten als Eroberungen, und ſchloß einen Vergleich, nach welchem er ſeine einzige Tochter Berenike mit Ptolemäus, (3. Evergetes) dem älteſten Sohne des ägyptiſchen Königs, verheirathen und ihr Kyrenaika zur Ausſteuer geben ſollte. Apame ſuchte dies zu verhindern, wobei ſie auf die Hilfe des ſyriſchen Hauſes rechnete, aus welchem ſie ſtamte. Auf ihr Anſtiften kündigte Antiochus 2. Theos, König von Syrien, 260 Philadelphus den Krieg an, welcher über Magas Tod (258) hinaus fortdauerte, aber 252 zu einem Vergleiche führte, bei welchem Apame ſich in ihren Erwartungen getäuſcht ſah. Die Heirath zwiſchen Berenike und Ptolemäus 3. kam zu Stande, obgleich erſt nach Philadelphus Tode (246), und aus dieſer Ehe ſtamten Ptolemäus (4. Philopator), Magas, welchen jener ermorden ließ, und Arſinoe, Gemalin ihres älteſten Bruders. Ptolem. III. unternahm ſogleich nach ſeinem Regirungs-Antritt einen großen Rache- und Eroberungskrieg gegen Syrien [9]) und ſeine Gemalin Berenike gelobte ihr Haar den Göttern zu weihen, wenn er glücklich zurückgekehrt ſeyn würde. Ihr Wunſch wurde erfüllt und ſie ſchickte das Haar in den Tempel der Venus Arſinoe Zephyritis, welchen Philadelphus zu Ehren ſeiner Gemalin Arſinoe erbaut hatte. Am andern Tage [10]), oder doch bald nachher, verſchwand es, ohne Zweifel auf Anſtiften einiger Hofleute, welche eine Gelegenheit ſuchten, dem königlichen Paare zu ſchmeicheln; denn man beſänftigte Evergetes, welcher darüber erzürnt war, durch die Verſicherung Conons, eines Aſtronomen aus Samos: das Haar ſey unter die Sterne verſetzt; er zeigte dabei auf die 7 Sterne nahe am Schwanze des Löwen. Sie hießen ſeitdem das Haar der Bere-

1) *Pausan.* 1. 7. 2) Derſ. 1. 6. 3) *Diog. Laert.* 5. segm. 75 ff. vgl. *Jos. Scalig.* ad Euseb. Chron. p. 133.

4) *Hieron.* in *Daniel.* p. 1123. 5) *Polyb.* Fragm. 54. *Achill. Tat.* de Clitoph. et Leucipp. amor. 4. c. 18. 6) *Justin.* 27. 1. 7) *Hieron.* l. c. 8) *Polyaen.* strat. 8. 50. 9) S. d. vorig. Art. 10) *Hygin.* poetic. astronom. 2. 24.

nike (s. Berenike's Haupthaar). Kallimachus, welcher sich damals am ägyptischen Hofe aufhielt und Berenike in einem Epigramm (54) zur vierten Huldgöttin erhob, schrieb ihrem Haare zu Ehren ein Gedicht, nach welchem Catull seine 66. Elegie entwarf. Die Klugheit und Entschlossenheit der Berenike, welche Kallimachus veranlaßte, sie die Hochherzige zu nennen, überhaupt männliche Tugenden und Bestrebungen, wie man sogar ihre Pferde zu Olympia beim Wettrennen sah, beförderten ihren Untergang. Denn als Ptolem. III. 221 gestorben war, hoffte Sosibius d. A. ihren 20jährigen Sohn Ptolem. IV. Philopator, welcher weniger schlecht als schwach war, zu beherrschen, wenn sie aus dem Wege geräumt seyn würde. Philopator, der Ältern-Mörder, wurde ihrer Leitung bald überdrüssig und genehmigte den Plan, sie zu tödten. Sie war sehr beliebt; man fand daher nöthig, sehr viele zu gewinnen, auf die Gefahr, verrathen zu werden, selbst Kleomenes, König von Sparta, welcher seit der unglücklichen Schlacht bei Sellasia in Alexandrien lebte, und bei den peloponnesischen Miethtruppen in dieser Stadt in großem Ansehn stand. Gewiß ist, daß er den Mord zu verhindern suchte [11]), obgleich Polybius [12]) dem zu widersprechen scheint. Berenike wurde verhaftet, und Sosibius ließ sich den Auftrag geben, sie zu bewachen. Dies Schicksal schien ihr weder verdient noch erträglich; sie nahm Gift und starb. Bald fühlte Philopator schmerzliche Reue; das Bild seiner sterbenden Mutter ließ ihn am Tage keine Ruhe finden, und schreckte ihn in der Nacht von seinem Lager auf. Um ihre Manen zu versöhnen, erbaute er ihr mitten in Alexandrien ein Grab, welches später vorzugsweise Σῆμα genant wurde. Auch seine Ahnen und der Körper Alexander des Gr. wurden auf seinen Befehl darin beigesetzt, und in Agiala weihte er der Mutter als Rettungs-Göttin einen Tempel [13]). — 4) Berenike oder, wie sie als Königin genant wird, Kleopatra, war die einzige echte Tochter Ptolemäus VIII. Lathurus [14]), welcher außerdem nur zwei natürliche Söhne hinterließ. Sie folgte ihm daher nach seinem Tode 81 v. Chr. in der Regirung. Allein schon nach 6 Monaten, 80, mußte sie auf Sulla's Befehl ihre Rechte an Ptolem. Alexander (II.) abtreten, welcher ein Sohn von Alexander I. einem jüngern Bruder des Lathurus war. Die Koer, auf deren Insel er seine Jugendjahre verlebt hatte, lieferten ihn an Mithradates d. Gr. aus, von welchem er zu Sulla entfloh. Dieser begünstigte ihn, weil er durch ihn Ägypten zu plündern hoffte [15]). Da hier die weibliche Erbfolge nach dem Herkommen zulässig war, fürchtete Alexander als Thron-Räuber zu erscheinen. Deshalb vermälte er sich mit Berenike, tödtete sie aber nach 15 Tagen und regirte allein. — 5) Die älteste Tochter des Ptolemäus Auletes, wurde bei der Unmündigkeit ihrer beiden Brüder von den Alexandrinern zur Königin gewählt, als ihr Vater 58 v. Chr. in einem Volksaufstande vertrieben war und für todt gehalten wurde. Um sich auf dem Throne zu befestigen, vermälte sie sich mit Seleukus, einem Sohne Antiochus X., Eusebes, Königs von Syrien und der Selene. Er war von mütterlicher Seite ein Enkel von Ptolem. VII. Evergetes, und schien schon deshalb rechtmäßiger Regent zu seyn. Allein seine gemeinen Sitten und sein Geiz machten ihn verächtlich. Die Alexandriner nanten ihn deshalb, da er sogar für den Hof kochte, aus Spott Kybiosaktes, den Fischhändler [16]), und Berenike ließ ihn wenige Tage nach der Vermälung tödten. Sie verheirathete sich nun mit Archelaus, einem Asiaten [17]). Indeß gewann Auletes die Gunst des Pompejus, welcher ihn durch Gabinius, Proconsul in Syrien, zurückführen ließ. Archelaus fiel 56 v. Chr. nach mehren Niederlagen in einem Gefechte und Berenike wurde auf Befehl ihres Vaters getödtet. (*Drumann.*)

BERENIKE (Städte, 1) eine Stadt am westlichen Ufer des arabischen Meerbusens wurde von Ptolemäus Philadelphus zum Behuf der ostindischen Handlung angelegt und, wie Plinius ausdrücklich hinzusetzt, nach dem Namen seiner Mutter benant (s. Berenike 1.). Sie hatte, wie Strabo bemerkt, keinen Hafen, aber gute Herbergen, und war daher von vielen Kaufleuten besucht. Nach Ptolemäus lag sie mit Syene unter derselben Polhöhe. Von Kift (Koptus) führte, nach Bruce, ein Durchgang durch das Gebirge nach Berenike, in dessen Nachbarschaft, nach ebendemselben, der Jibbel Zümrud (Smaragdenberg) lag, welchen Strabo, Edrisi u. a. m. in eben diese Gegend hin setzen. Über das was Ptolemäus gethan, um die Verbindung des Nils mit dem rothen Meere noch mehr zu erleichtern, vergl. Bruce (I. 505 f.) *). — 2) Stadt an der Küste des arabischen Meerbusens. Sie hat nach Plinius den Beinamen Panchrysos (etwa von Goldbergwerken in der Nähe derselben?). — 3) B. mit dem Beinamen Epideres (nach Ptolemäus von dem nahe gelegenen Orte Dere also zubenant) die dritte Stadt an der Küste des arabischen Meerbusens. Ihre Lage, sagt Plinius, ist merkwürdig. Sie liegt an einer weit in das Meer hineinlaufenden Landzunge, deren äußerste Spitze nur 7½ M. von Arabien entfernt ist. Nach Strabo ist dieses B. eine Stadt der Sabäer. (*Hartmann.*)

BERENIKE'S Haupthaar, coma Berenices. Dieses Sternbild findet sich am nordlichen Himmel von 176. Grade d. ger. Aufst. bis zum 203., u. von 16 Gr. nördl. Abweichung bis zum 33. Sterne erster, zweiter u. 3. Größe findet man darin nicht, wol aber ein mannichfaches Gedränge kleinerer teleskopischer Sterne, wie man denn eine bedeutende Menge sogenanter Herschelscher Nebelflecke und Nebelsterne in diesem Sternbilde wahrnehmen kann. Außerdem zählt man gewöhnlich darin 7 Sterne der 4., 23 der 5. und 31 der 6. Größe. Es liegt zwischen dem großen Bär, Arktur, den Jagdhunden, der Jungfrau und dem Löwen. — Über seine Benennung s. oben Berenike 3. — Eratosthenes erwähnt dessen im 12. Cap. und sagt: „über dem Löwen sieht man in einem Dreiecke gegen den Schwanz (des Löwen) hin sieben dunkle (mattleuchtende) Sterne, welche die

11) *Plutarch.* Cleom. 33. 12) 5. 36. 15. 25. 13) *Zenob.* Proverb. Cent. 3. 94. 14) *Pausan.* 1. 9. 15) *Appian.* de bello civ. I. p. 414.

16) *Casaub.* zu Strabo 17. 796. *Dio Cass.* 39. p. 117. 17) S. Archelaus, Sohn des Archelaos. Enc. Th. V. S. 133.

*) Plin. H. N. 6, 29. *Strabo* 17. p. 815.

Haarflechte der Berenike des Evergetes genant werden" (πλόκαμοι Βερενίκης Εὐεργέτιδος) In den alphonsinischen Tafeln heißt dies Gestirn Trica, welches im mittlern Latein ebenfalls Haarflechten bedeutet. s. Du Fresne glossar. „crines intexti, implicati, e Graec. θρίξ.") Vom Himmel, wie es scheint, eine Zeitlang verschwunden, — denn auf dem borgianischen Globus aus dem Anfang des 13. Jahrh. findet es sich nicht, und auf dem dresdner aus dem Ende desselben Jahrhunderts sieht man an dieser Stelle in der Hand der Jungfrau eine Spinnrocken ähnliche Figur, die indessen den arab. Namen Helbah (Haar) führt; — ist es von Tycho de Braye wieder an seinen Platz gestellt worden. — Bayer zeichnete an dieser Stelle eine Korngarbe, wie er versichert, nach einem alten Manuscript; doch hat Doppelmaier in seinem Himmelsatlas die coma Berenices, und diese findet sich auch schon auf ältern Himmelsgloben v. Falk u. a. — Hygin im poëticon astronom. Cap. XXIV. erzählt nicht nur die ganze Fabel von diesem Haar, sondern sagt insbesondere ausdrücklich: sunt aliae VII. stellae ad caudam Leonis in triangulo conlocatae, quas crines Berenices esse Conon Samius mathematicus et Callimachus dixit." Mit diesen 7 Sternen scheint man indessen die vordern Sterne auf dem Haupte selbst gemeint zu haben, die wirklich dem bloßen Auge, welches die paarweise, nahe bei einander stehenden Sterne für einen ansieht, wie 7 in einem ziemlich gleichschenkligen Dreieck zusammengestellte Sterne erscheinen. (S. Bode Uranogr. 7. Blatt.) (*Fritsch.*)

Berennen, s. Festung.

BERENT, Berendt, Behrend, auch Bern, (poln. Koscierz), Kreisstadt des davon benanten Kreises *) im westpreuß. Reg. Bez. von Danzig an der Ferse, mit 140 Häus. und 800 meistens polnisch-kathol. Einw., mit 2 kathol. und 1 luth. Pfarrkirche; die Einw. beschäftigen sich besonders mit Wollarbeit und Bierbrauerei. Zu dem hies. königl. Amte gehören insonderheit die Vorstadt, Amtsfreiheit genant, ein Krug und eine Mühle. (*H.*)

BERENY (spr. Berenj oder nach franz. Schreibart Beregne), diesen Namen führen in Ungarn verschiedne Marktflecken und Dörfer, welche zum Unterschiede mit Vornamen versehen sind. Wir wollen nur die vorzüglicheren anführen. 1) Berény, großes Pfarrdorf in der Tolner Gespansch. in N.-Ungern, Kreis jenseit der Donau, Simontornyaer Bezirk, dem Grafen Appony gehörig, mit 935 kath. Einw. (nach dem Fünfkirchner Schematismus), der Boden ist gebirgig, jedoch fruchtbar an Getreide, und dessen Absatz wegen der Nähe der Donau bedeutend. 2) Jász-Berény, privileg. Marktflecken an beiden Ufern der Zagywa, in dem Lande der Jazyger in N.-Ungern, diesseit der Donau, Centralort des Jazyger-Landes und von Groß- und Klein-Kumanien, mit einer kath. und reformirten Pfarre, einem Franziskaner-Kloster, einem Königl. Gymnasium, einem eignen Gerichtshofe für die Jazyger und einem Gemeindehause für alle drei Distrikte (Jazyger-Land, Groß- und Klein-Kumanien), einem Postwechsel. Er hat über 2000 Häus. und über 12,700 magyarische Einw. (Der Erlauer erzbischöfl. Schematismus von 1817 gibt 12,151 kath., 570 reform., 40 nicht unirte griechische, und 10 evang. Einw. an.) In dem Marktflecken ist auf einer kleinen Insel der Zagywa, zu Ehren des Palatins von Ungern, Joseph, der den Ort im J. 1797 besucht hatte, ein schöner Obelisk errichtet worden. In dieser Gegend sind viele alte Waffen und andere Alterthümer ausgegraben worden, namentlich auch das sogenante Horn des Leel (magyarischen Feldherrn unter dem ungrischen Herzog Tonus, der von Otto dem Großen bei Regensburg geschlagen und daselbst aufgehängt wurde), das wahrscheinlich ein altes, etwa celtisches, oder germanisches Jagdhorn war*). Einige Schriftsteller, z. B. Ottrokocsi, suchen an dieser Stelle eine Residenz des Hunnenkönigs Attila. Nach Aventin hatte hier der Avaren-Chagan Thudun ein Prätorium und wurde hier begraben. Daß der Ort einst befestigt war, beweisen Ruinen von Wällen und andern Festungswerken. Die Türken, die diesen Ort in Besitz hatten, wurden von hier im J. 1594 vom General Tiefenbach vertrieben. Marktprivilegien erhielten die Einwohner von Leopold I. im J. 1692, von Maria Theresia 1779, von Joseph II. 1782. — Die Ortschaft hat Weingärten und ist ziemlich fruchtbar an Getreide. Auch haben die betriebsamen Einwohner einen Wald angelegt**). 3) Jháros-Berény, Pfarrdorf in der Schimegher Gespansch. in N.-Ungern, Kr. jenseit der Donau, Marczaler Bezirk, der adeligen Familie Inkey gehörig, von Magyaren, Teutschen und Kroaten bewohnt, mit einer kath. und evang. Kirche und einem Postwechsel. Zahl der Einwohner (nach dem Weßprimer Schematismus) 361 Katholiken, 478 Evangelische A. C., 10 Juden. Das Terrain ist eben und hat einen Überfluß an Getreide, auch an edlem Wein, das dazu gehörige Prädium Kereßtúr ist bergig und enthält die prächtige herrschaftl. Wohnung und mehre herrschaftl. Gebäude. 4) Lovas-Berény, eine Herrschaft und Marktflecken in der Stuhlweissenburger Gespansch. in N.-Ungern, jenseit der Donau, Csákvárer Bezirk, mit einer römisch-kathol. Pfarre, einer reformirten Kirche und einer Juden-Synagoge, bekant durch einen Steinbruch, der treffliche Steine liefert. 5) Mezo-Berény, ein großes, von Teutschen, Magyaren und Slowaken bewohntes Pfarrdorf in der Bétescher Gespanschaft in O.-Ungern, im Kr. jenseit der Theiß, Csaber Distrikt, der freiherrl. Wenkheimischen Familie gehörig. Das Dorf liegt fast in der Mitte der Bétescher Gespansch., und ist der Größe nach die fünfte der 20 Ortschaften der Gespanschaft. Das ganze Terrain ist 37,317,513 Quadratklafter groß, Bauerngründe

*) Früher gehörte die Stadt zum Stargarder Kreise.

*) S. über dieses in Ungern berühmte Horn: A' Jász vagy is Jjász Kurtzán lévö mészszekröl és azoknak értelmökröl, irta Nemes Dessy Antal (Von den Sculpturen auf dem Jazyger-Horn und deren Bedeutungen, von Anton v. Dessy). 2 Theile, Kaschau gedruckt bei Ellinger 1815 und 1816, und die kritische gründliche Recension dieser Schrift im Tudományos Gyüjtemény 1817. IV. Heft. **) Mehr über Jász-Berény s. in Petri Horvath Commentatio de initiis ac majoribus Jazygum et Cumanorum, Pestini 1801. S. 201 bis 207. Der Verf. irrt jedoch, wenn er Seite 206. mit Franz Molnár, der im J. 1789 in Wien eine Beschreibung des Leel-Horns samt Abbildung herausgab, annimt, daß die Sculpturen auf dem Leel-Horn den Auszug der Magyaren aus Scythien darstellen.

hat es 271¼, das Dorf hat 964 Bauernhäuser und 31 freie oder herrschaftliche Häuser, mit Einschluß der drei Kirchen (einer teutschen und einer slavischen evangel. A. C. und einer magyarischen reformirten) und der Schulgebäude. Die Zahl der Einwohner betrug in der Conscription vom J. 1805: 5702, darunter waren evangelische Slaven 2715, evangelische Teutsche (Colonisten aus Teutschland) 1718, reformirte Magyaren 1206, nicht unirte Griechen 100, Katholiken 40. Die Einwohner-Zahl ist im Steigen, denn zu Ende des Jahres 1816 betrug sie bereits 9492 und zu Ende des Jahres 1817 9611. Der Boden der Ortschaft wird von dem Flusse Körös bespült, der nur zum Fischfang und zum Holzflößen dient. Das Terrain besteht aus den drei Haupttheilen: Berény, Nemes Kereki und Fel Halom. Der Boden ist zum Getreidebau sehr geschickt. Die Dorfgemeinde hat auch auf der Puszte Kis Kamuth 1575 Joche und auf der Puszte Bél Megyer 3264 Joche gepachtet. Die Bauern, die sich im Durchschnitt im Wohlstand befinden, erzeugen Weizen, Gerste, Hafer, Mais (Kukurutz), womit viele Schweine gemästet werden, Kartoffeln, guten Wein, der aber für die Bedürfnisse der Einwohner nicht hinreicht, Kopfkohl zu Sauerkraut, Melonen und einige andere Küchengewächse. In dem Flusse Körös fängt man Krebse, Karpfen, Hechte, die gedörrt mit Vortheil an die Walachen für ihre lange Fasten verkauft werden. Das Dorf hat kein andres Holz als Brennholz und wenig Weide, 22 Mühlen (eine Windmühle, alle übrigen Pferdemühlen), worunter 2 Ölmühlen. Die Hauptgebäude in dem Dorfe sind: die herrschaftliche Sommerwohnung und das Gemeindehaus, worin die lateinischen Schulen sind, und ein herrschaftliches Getreidemagazin, für 25000 Metzen Getreide. Die Ortschaft wird von Maulbeer- und Akazienbäumen geziert. Das Klima ist gesund. Das Dorf hat 3 kleine Schulen und eine gut eingerichtete lateinische evangelische Senioralschule oder ein kleines Gymnasium***). 6) Nagy-Groß-Berény oder Som-Berény, großes magyar. Pfarrdorf in der Schimegher Gespansch. in N.-Ungern jenseit der Donau, dem Weßprimer Domkapitel gehörig, mit einer kathol. und reform. Pfarre und Kirche. Das Terrain hat abwechselnde Hügel und Thäler, fruchtbare Aecker, Waldungen und ein Gebirge, welches guten Wein erzeugt. Zahl der Einwohner (nach dem Weßprimer bischöfl. Schematismus) 640 Katholiken und 230 Reformirte. 7) Veres-(Roth) Berény, großes magyar. Pfarrdorf in der Weßprimer Gespansch. in N.-Ungern, jenseit der Donau, im gleichnamigen Bezirke, eine Religions-Fonds-Herrschaft, mit einer eigenen kathol. Pfarre, Kirche und ehemaligen Jesuiten-Residenz, und einer evangel. Pfarre und Kirche, am Plattensee (Balaton), hat (nach dem Weßprimer bischöfl. Schematismus) 199 kath. und 405 evang. Einw. Der Ackerboden ist fruchtbar. (*Rumy.*)

***) Der vormalige Rector dieses Gymnasiums, Andreas Skolka (gest. im J. 1816 als evangel. Prediger zu Neu-Verbaß in der Bätscher Gespansch.), hat im J. 1806 eine lateinische Topographie von Mezö-Berény drucken lassen. Er arbeitete sie später in teutscher Sprache um und erweiterte sie. Diese erweiterte teutsche Topographie steht in Andre's Hesperus 1814 Nr. 17 bis 19, 21 — 23. 25. 27. 29. 30. 34. 38. und ist als Muster einer Dorfbeschreibung zum Nachlesen zu empfehlen.

BERESFORD, eine Gruppe von Eilanden im nördlichen Australi-Ocean unter 50° 52′ Br. und 230° 3′ L., vom Kapt. Diron so benant, und aller Wahrscheinlichkeit nach diejenigen, die Perouse Sartines Inseln getauft hat. (*Hassel.*)

BERESINA, ein bedeutender Fluß in Rußland, der unterhalb Polesk seine Quelle hat, durch das Gouvernement Minsk fließt und bei Dobroiska in den Dnepr fällt. Er ist in der neuesten Zeit berühmt worden durch die große Niederlage, welche der Admiral Tschitschagow der Armee Napoleons an dessen Ufern bei Stachow und Brilow am 17. Nov. des Jahres 1812 beibrachte, an welchem Tage viele Tausend Franzosen in den Fluten der Beresina und unter ihren Eisschollen den Tod fanden. Merkwürdig ist auch der 1797 angefangene und 1801 beendigte Beresinakanal, durch welchen vermittelst der Düna und des Dnepr das baltische mit dem schwarzen Meere in Verbindung gesetzt worden ist, u. der stellenweise Nebenkanäle hat. (*J. C. Petri.*)

Beresme, s. Barsom.

BERESOW, Kreisstadt im Gouvernement Tobolsk, (63° 56′ 14″ w. Br. und 34° 30′ östl. L.) an der Soßiwa, welche in den Ob fällt, 922 Werste von Tobolsk und in dem frühern Obdorien gelegen, wurde 1593 erbaut und erhielt ihren Namen von den rund umher auf niedrigem Moorgrunde wachsenden Birken; daher auch drei Birken im silbernen Felde, im Stadtwapen. Die Stadt zählt 3 steinerne Kirchen, 3 Kronmagazine, 173 Häuser und 324 Einwohner, worunter 26 Kaufleute. Die hölzernen Festungswerke mit ihren 4 Thürmen sind verfallen. Die Einwohner nähren sich von der Fischerei, Jagd und Rennthierzucht und treiben Handel mit Pelzwerk und getrockneten und gefrornen Fischen. Der Fürst Menschikow wurde mit seiner Familie 1727 hieher verwiesen und starb 1729 in diesem Exil. (*v. Wichmann.*)

Beresowkische Tatarn, s. Tatarn.

Beresowsche Goldgruben, s. Jekaterinenburg.

Berethalom, s. Birthelm.

BERETTINI (genant Pietro da Cortona), geb. zu Cortona 1596, wurde, wegen seiner großen Anlagen zur Malerei, von seinem Vater, einem unbedeutenden Bildhauer, sehr jung nach Florenz in den Unterricht des Comodi gegeben. Dieser reiste aber 1611 in seinen eignen Angelegenheiten nach Rom, wohin ihm kurz darauf der junge Pietro, kaum 14 Jahre alt, folgte. Der Unterricht, den er in Rom unter der Leitung seines Lehrers genoß, und welchen der Schüler treflich zu nutzen wußte, währte nur 2 Jahre. Comodi reiste wieder von Rom ab, empfahl aber seinen Zögling der Aufsicht des Baccio Ciarpi. Unter der Leitung dieses treflichen Mannes studirte er die vorzüglichsten Meisterwerke der Malerei, Statuen und Basreliefs. — Durch eine Kopie von Raphaels Galathe, lernte ihn der Marchese Sacchelli kennen, der ihn als Landsmann nicht allein unterstüzte, sondern ihn auch seinem Bruder dem Kardinal empfahl. Beschäftigt für diese hohen Gönner, und geachtet von dem Ritter Marino, für den er mehre Gemälde zur Zufriedenheit ausführte, welche ihm als Maler einen Namen erwarben, suchte auch der Kardinal für sein ferneres Fort-

kommen zu sorgen, indem er ihn mit dem Kardinal Francesco Berberini, einem Neffen Papst Urbans VIII. bekant machte, welcher ihn dem Papste selbst empfahl, um von ihm einiges in der Kirche der heiligen Bibbiana malen zu lassen. Die eine Hälfte der Auszierung wurde daher dem Pietro übertragen, und den andern Theil erhielt der Florentiner Agostino Ciampelli. Wenn gleich der Letzte, durch öffentliche Arbeiten mehr bekant, verachtend auf seinen Gegner sah, so verstumte er doch bald über die treffliche Ausführung Berettini's, denn hier zeigte sich seine Manier ganz eigenthümlich; sie ist kräftig ohne Härte, und enthält alle Annehmlichkeiten des Pinsels [1]). — Durch das kostbare Gemälde, das er für die Salvatorkirche in Lauro, jetzt Unsre liebe Frau zu Loretto genant, ausführte, die Geburt Christi vorstellend, und welches eines seiner vorzüglichsten Werke ist, stieg sein Ruf immer mehr, ja dieses Gemälde wurde der Grund seines Glücks; denn als Papst Urban den Palast alle quattro Fontane für seine Verwanden gekauft hatte, ließ er denselben unter der Aufsicht des Bernini vergrößern und auszieren, wozu die berühmtesten Maler gebraucht wurden; durch Verwendung seiner Gönner wurde Berettini die Kuppel desselben übertragen. Dieser Saal ist 95 Palmen lang, und 53 breit, und das Gewölbe läuft schief zu. Unter der Leitung des Dichter Francesco Braniolini unternahm er diese große Arbeit, und vollendete sie mit dem größten Ruhme; er ist reich in der Zusammensetzung, herrlich verziert, und mit so einem meisterhaften Pinsel ausgeführt, daß alles an einem Tage gemalt zu seyn scheint, ungeachtet er diese Arbeit 12 Jahre bedeckt hielt. In dieser Zeit unternahm er noch vieles, sowol in der Baukunst als Malerei; auch reiste er nach Florenz, und malte für den Herzog die Zimmer im Pittischen Palast. Außer einigen Gemälden, die er für die Galerie des Buonarotti ausführte, und die durch ihre Schönheit sich auszeichneten, machte er schon Anstalten das fünfte Zimmer in diesem Palaste zu malen, als er, auf eine empfindliche Art beleidigt, seinen Abschied nahm, und ohne die Arbeit zu vollenden, nach Rom zurück kehrte [2]). Unter die großen Werke, die er hier noch vollendete, gehören die Kuppel und das Gewölbe der neuen Kirche der Padri dell' Oratorio; die Galerie Pansili, in der er die vorzüglichen Thaten des Äneas darstellte. Nachdem er für Alexander VII den Säulengang der Kirche della Pace verziert hatte, welches Unternehmen für ein Meisterstück gehalten wird, erhielt er vom Papste die Ritterwürde. Er starb 1669, und wurde in der Kirche des heiligen Lucas begraben, für die er mehr als 100,000 Scudi verwendet hatte.

Berettini besaß eine feurige Einbildungskraft, wodurch es ihm leicht wurde, die Schwierigkeiten in seinen großen Compositionen zu heben. Er war Meister in der Malerei auf nassem Kalk; sein Kolorit ist lebendig, die Führung des Pinsels leicht; Helldunkel und Contraste sind auf das Beste beobachtet; doch zeigt er sich weniger glücklich in dem mannigfaltigen Ausdruck, in der Gleichmäßigkeit der Formen und der Gewänder. Außer seinen großen Verdiensten als Maler, ist er auch als geschickter Baumeister bekant [3]). (*Weise.*)

BERETTYO, ein morastiger Fluß, der die biharer Gespansch. in O.Ungern jenseit der Theiß durchströmt. Er entspringt auf dem Gebirge Veres (Weresch), fließt bei Margita Város, Abrány, Szent, Jób, Szent Imre und Szalárd vorbei, scheidet Vajda und Hodos, wird bei Batonyszeg am breitesten, bildet große Moräste und um Félegyháza kleine Seen, fließt von da an regelmäßiger in seinem Flußbett und läßt nur an seinen Ufern stehende Wässer zurück, fließt von Félegyháza bis zur Brücke von Polyvajd zwischen Wiesen und Feldern, vereinigt sich bei Pocsaj und Kismanja mit dem Flusse Er, fließt noch bei Berettyó-Ujfalu vorbei und fällt zwischen Tót und Szarbas in die Körös. Der Fluß ist reich an Fischen, insonderheit großen Krebsen, Schildkröten, wilden Enten, schwarzen Blaßhühnern (fulica atra, ungrisch szárcsa) und andern wildem Geflügel. Bei Batonyszeg findet man in ihm Perlenmuscheln. (*Rumy.*)

BERETTYO-UJFALU (Berettyó-Neudorf), großer magyarischer Marktfl. in der biharer Gespansch. in Oberungern jenseit der Theiß, Szérether (Scharether) Bezirk, am Flusse Berettyó, dem Fürsten Eszterházy gehörig, mit einer reformirten Pfarre. Dahin gehören auch die angränzenden Prädien: Szent Kozma (Heil. Cosmas), Puszta Kovácsi, Andahása, Herpaj, Ujfalu, Szent Dienes (Heil. Dionys), Bors und Szomolyom. Hatte im Jahre 1816. 4520 reformirte, 25 evang., 19 kathol., 4 nicht unirte griech. und 53 jüdische Einw. (*Rumy.*)

Bereum, s. Bireum.

BEREZNA, rußniatisch Brezni, zwei rußniatische Ortschaften in der ungh. Gespansch. in Oberungern diesseit der Theiß, im gleichnamigen ungh. Bezirk. 1) Kis Brezna (Klein-Brezna), rußniatisch Male Brezni, ein zur Cameralherrschaft Ungh. gehöriges Pfarrdorf, mit einer griechischen Kirche und Pfarre und einer königl. Salz-Legstatt. Auf einem nahen Hügel liegt ein griechisches Basiliten-Kloster samt Kirche. Hier vereinigen sich die Flüsse Vublya und Ungh. 2) Nagy Brezna (Groß-Brezna), rußniak. Velke Brezni, ein zur Herrsch. Ungh. gehöriger Marktfl., mit einer griech. und römisch-kathol. Kirche und Pfarre, einem Comitatshause, einem Stuhlrichter, Forstbeamten und Waldbereutern, auch einer Mühle am Flusse Ungh. Der Boden ist bei Kis Brezna fruchtbarer an Getreide als bei Nagy B., die Wiesen sind bei beiden Ortschaften gut und die Weide hinreichend. Nach Kis Brezna wallfahrten auch viele Rußniaken (Ruthenier) aus den benachbarten Ortschaften und selbst aus Galizien. (*Rumy.*)

BERG, Berge in der Naturk. s. Gebirge; die damit zusammengesetzten teutschen Namen von Thieren s. unter den lateinischen Gattungs-Namen.

BERG, das Herzogthum, dehnt sich am rechten Ufer des Rheines, seiner westlichen Gränze, von den Nassau-Weilburgschen Landen bis zum Herzogthum Cleve hinab, östlich von der Grafschaft Mark, dem Herzogthum Westphalen und dem Nassau Siegenschen umschlossen. — Von

1) Passeri Leben der Maler und Bildhauer Übers. S. 471. beschreibt diese Gemälde ausführlich. 2) Ciro Feri, ein Schüler des Berettini vollendete diese Arbeit in der Folge.

3) Eine kritische Beurtheilung über Berettinis Werke, findet man in Fiorillo's Gesch. der Malerei Th. 1. S. 433—436.

vielen und waldigen Gebirgen bedeckt, worunter, auf der südlichen Gränze, das herrliche Siebengebirg; von der Sieg, Agger, Wupper, Düssel, Anger, Ruhr und einer Menge kleiner Bäche durchströmt, ward es eine frühe und freundliche Wohnstätte des regsamsten Kunst- und Gewerbfleißes, der vorzüglich in den Städten Barmen, Elberfeld u. a. durch die feinsten Spinnerei-, Woll- und Seidengeweben aller Art, unter andern auch durch das Geheimniß der türtischrothen Farbe; in Solingen, Remscheid und der Umgegend aber durch Eisen- und Stahl-Fabrikation, vom rohen Produkt bis zur kunstvollsten Bearbeitung und Politur, die glänzendste auf den Handelsplätzen Europa's längst anerkante Stufe behauptet; und nährt[] größtentheils hiedurch auf einem Raum von 54 □ Meilen 261,559 Bewohner im Wohlstande, bei einem übrigens leichten, ja schlechten Boden, dem nur das Bedürfniß solcher Bevölkerung, die jetzige noch nicht immer zureichende Ergiebigkeit abgewinnen konte.

In den frühesten Zeiten wurde die Gegend von den Ubiern, die sich später in das jetzige Cölnische zusammenzogen, dann abwechselnd von teutschen Völkern bewohnt, die unter den Namen Sigambrer, Tencterer und Brueterer berühmt sind, stets durch den muthvollsten Widerstand gegen den Andrang der eroberungssüchtigen Römer ihre Unabhängigkeit behaupteten, und sie hinderten diesseitig, Deutz (Divitense munimentum Tuitium) allein ausgenommen, weilenden Fuß zu fassen, während auf der gegenüber gelegenen Rheinseite eine Reihe von Städten und Vesten Roms längere Herrschaft bezeichnet; zuletzt aber bei der großen Völkerwanderung, unter den bis hieher gedrungenen Franken sich verloren. — Unter fränkischer Herrschaft blieb das Bergische bis nach den Zeiten Karls des Großen, — gehörte zur Provinz Ripuarien, die sich westseits Rheines von der Mosel bis zur Waal erstreckte, und bezeichnet noch jetzt, in seiner östlichen Ausdehnung gegen Westphalen, die Gränze der Franken und Sachsen der Vorzeit. Das Land war damals in 4 Gaue getheilt: 1) der Ruhr- oder Duisburger Gau, 2) der Kehldachgau an der Wupper, 3) der Deutzer Gau, 4) der Auel-Gau an der Sieg. Ersterer lag im Gebiete der Pfalzgrafen; — im Deutzer Gau aber, an dem Fluß Düne stand das Stammschloß Berg, aus dem die bergischen Dynasten, die mit jenen des Schlosses Altena, später Mark genant, eines Stammes sind, hervorgingen. Der Erste, der den Titel eines Grafen von dem Berge in erblicher Würde trug, hieß wahrscheinlich Adolph, so bereits ums Jahr 1102 tregirte. Seinem Bruder Everhard, der einst mit ihm einem blutigen Treffen beigewohnt, dann von Reue ergriffen als Büßender die Heimath verlassen, und bei Morimund als Schweinehirt wiedergefunden ward, schenkte er das Schloß Berg, wo dieser 1133 eine Cisterzienser-Abtei stiftete, die spätee nach Aufbau eines neuen Schlosses, Neuenberg genant, den Namen Altenberg annahm, und die Grabstätte der Grafen und Herzoge von Berg wurde; wo auch Adolph I. seine letzten Tage als Mönch verlebte und 1152 starb. Ihm folgte sein Sohn Adolph II. — Bereits gegen Ende des 7. Jahrh. hatte das Christentbum begonnen, auf bergischem Boden Wurzel zu fassen. Suidbertus ein Abgesandter Beda's in England, predigte hier der Erste, unter dem Schutze Pipins, das Evangelium und gründete auf einer Rhein-Insel bei Düsseldorf, das Stift Kaiserswerth, wo er 713 oder 717 starb. Bald folgten das Stift Gerresheim, die Abteien Siegburg, Altenberg, Heisterbach u. a. m., die bei ihrem Beginn unverkennbar den wohlthätigen Keim früher sittlicher Cultur verbreiteten, endlich aber dem Geiste und Zwecke ihrer Stiftung entwachsen, 1803 aufgelöst wurden. — Als im 12. Jahrh. das Christentbum die Lohnung zum heiligen Kampfe ward, nahm auch das Bergische den thätigsten Antheil. — Die wenigstens ehedem geheime Kunst der damascener Klingen- und anderer Waffen-Fabrikation, worin das Bergische seit Jahrhunderten berühmt ist, soll daher stammen. — Überhaupt trugen diese Kampfzüge, welchen Adolph II. und fast alle seine Nachfolger, im glänzenden Rittergefolge und mit ausgezeichneter Tapferkeit beiwohnten, sehr zu dem immer mehr steigenden Ansehen eines Grafen von Berg bei. Von den 5 Söhnen Adolph II. war einer, auch Adolph genant, der den Vater zum heiligen Lande begleitet, vor Damascus gefallen. Ein anderer, Friederich war 1156 zum Erzbischof von Cöln, und ein dritter, auch Adolph genant, zum Abt von Werden gewählt worden. Auf den Sohn Everhard aber ging beim Tode des Vaters, 1160, die Grafschaft Altena, die später den Namen Mark annahm, und auf Engelbert, die Grafschaft Berg über. Engelberts I. Sohn und Nachfolger, Adolph III. fiel auf einem Kreuzzuge vor Damiette und mit ihm erlosch im Mannsstamme das erste bergische Grafengeschlecht. In der Heimath hinterließ er eine einzige Tochter Irmgard, die mit Heinrich, dem ältesten Sohne des Herzogs von Limburg, vermält war, und einen Bruder, den berühmten Erzbischof Engelbert von Cöln. Dieser hatte während Adolphs III. Zuge ins H. Land, die Verwaltung der Grafschaft geführt, und auch nur erst mit seinem Tode 1225 konte Irmgard zum Besitze derselben gelangen. — Das altbergische Wapen, welches mehre gezahnte Balken führte, ward nun mit dem limburgischen, einem rothen Löwen im silbernen Felde, vertauscht, und die Grafschaft blieb bei dem Hause Limburg, bis sie mit dem Tode Adolphs VI., der 1348 kinderlos starb, an dessen Schwestertochter Margaretha, so mit Gerhard von Jülich vermält war, vererbt ward. Seit dem sind die Herzogthümer Jülich und Berg bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts vereinigt geblieben; ihre gemeinsame Geschichte wird der Artikel Jülich und Berg ausführlicher behandeln. — Durch den lüneviller Frieden 1801 ward das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten, und das Herzogthum Berg blieb dem Pfalzbaierischen Hause, ward von Maximilian Joseph von Baiern 1804 an den Herzog Wilhelm von Baiern aus dem Hause Pfalz Birkenfeld Gelnhausen übertragen, 1806 aber an den Kaiser der Franzosen, und von diesem am nämlichen Tage, an Joachim Murat abgetreten, welcher dasselbe nach mehren Vergrößerungen, 1808 wieder an Napoleon abtrat, der es dem ältesten Sohne seines Bruders, Ludwig Bonaparte schenkte; ehe aber dieser großjährig, und zum Besitz kam, ward durch das siegende Heer der verbündeten Mächte alle fremdherrliche Herrschaft gelöst, und auf dem Congresse zu Wien, dem Königreiche Preußen das Herzogthum Berg einverleibt, und dasselbe in die

Regirungs-Bezirke Düsseldorf, Cöln und Arnsberg vertheilt. (*Fallenstein* u. *Lacomblet.*)

BERG, Weiler mit Marktgerechtigkeit, im Neckarkreis des Königreichs Wirtemberg, am Neckar, ohne eigene Markung, theils auf stuttgarter, theils auf canstatter Markung gelegen, und daher mit seinen Einwohnern entweder in die eine, oder die andere Stadt eingebürgert. Der Ort ist nach Gaisburg eingepfarrt, hat aber seine eigene Kirche, welche sehr malerisch auf einem Hügel liegt, und in ihrer Umgebung nach die Spuren von der Burg der ehemaligen Herrn von Berg trägt, die im J. 1287 von Kaiser Rudolph auf seinem Zuge gegen Stuttgart zerstört wurde. Bey dem Orte befindet sich ein k. Holzgarten, worin das auf dem Neckar und auf der Rems herbeigeflößte Holz für die Bedürfnisse des Hofs und der Regirung aufgestellt wird. Auch befinden sich hier eine treflich und nach englischer Art eingerichtete, mechanische Baumwollspinnerei, eine ansehnliche Lederfabrik, eine Türkischrothfärberei und eine Seidenwattfabrik; ein Kanal des Neckars setzt mehre Mühlen und andre Werke in Bewegung *).

Noch mehre andre wirtembergische Orte führen den Namen Berg, worunter hauptsächlich das Dorf Berg im Donaukreis, Oberamts Ehingen, als der Stammsitz der ehemaligen Grafen von Berg und Schelklingen bemerkt zu werden verdient. (*Memminger.*)

BERG. So heißt 1) ein ref. Pfarrdorf am Berge Irchel, im zürcherischen O.-Amte Andelfingen, in der Schweiz, mit 350 E. treflichem Weingelände und einer der Jagd günstigen Lage; zu dem Schlosse, bei welchem sich neben ausgedehnten Grundstücken auch geschmackvolle Gartenanlagen befinden, gehört das Gut Eigenthal, beides Besitzthum des Hrn. Oberst Escher von Berg aus Zürich; — 2) Pfarrdorf von 168 kath. Einw. im C. Thurgau; der davon benante Kreis im O.-Amt Weinfelden umfaßt die zwei Civil-Gemeinden Berg und Hugelshofen; — 3) Pfarrdorf von 500 kath. Einwohn. im St. gallischen Bezirk Rohrschach. — Berg, am Berg, auf, im, inner, außer, unter, ober, hinter, vorder Berg, heißen eine Menge größere und kleinere Ortschaften, Weiler, Höfe, Häuser und Gegenden in der teutschen Schweiz; ähnliche Benennungen finden sich im rhätischen, italischen und französischen Idiom der übrigen nicht teutschen Schweiz. (*Wirz.*)

BERG, weisser (Bila Hora), Anhöhe 1 St. von Prag mit öffentlicher Kapelle und Wirthschaftsamt, zur Herrschaft Tachlowitz gehörig, im rakonitzer Kreise, berühmt durch die hier 1620 gelieferte, für Böhmens Schicksal so entscheidende Schlacht. (*André.*)

BERG, Berge, eine der ältesten adeligen Familien im Hennebergischen, die sich bald am Berg, bald von dem Berge, oft auch de Monte schrieb und in der Mitte des 14. Jahrh., nach Heinrichs von Berge Verheirathung mit Ritter Wolfram Schrimpfs Tochter, ihrem Geschlechtsnamen noch den Namen Schrimpf vorsetzte. Die Schrimpfe vom Berge waren Erbkämmerer der Grafschaft Henneberg. Auch waren sie hennebergische Burgmänner auf Henneberg, Wasungen ꝛc. Die Familie blühte vorzüglich im 13. und 14. Jahrh. und mehre aus derselben bekleideten die ansehnlichsten Ehrenstellen im Hennebergischen und kommen oft in Urkunden als Zeugen vor. Sie besaßen Güter zu Altenbreitungen, Aue, Behlriet, Ellingshausen, Haselbach, Heigendorf, Helba, Hermannsfeld, Mühlfeld, Nordheim, Oberelsbach, Oberkatz, Reumels, Rippershausen, Schwallungen, Stedlingen und Wasungen, die sie aber alle nach und nach bis auf Rippershausen und Helba veräußerten. Der Letzte der Familie, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. in männlicher Linie ausstarb, war Philipp Schrimpf vom Berge, der 1600 die Kirche und 1619 das Schloß zu Helba erbaute und sich als Sächs. Henneberg. Abgeordneter 1605 zu Coburg und 1606 zu Bamberg auf den Konventen der Fürsten des fränkischen Kreises zu Regulirung des Münzwesens befand. Seine einzige Tochter, Christine Elisabethe, heirathete Hanns von Bose auf Ellingshausen. Mit dieser Familie von dem Berge darf die Lüneburgische Familie gleiches Namens nicht verwechselt werden, die 1623 mit dem Braunschw. Landrath Friedrich von dem Berge ausstarb und das Erbschenken-Amt des Fürstenthums Lüneburg bekleidete. (*G. Emmrich.*)

BERG, Joachim von, der wichtigste Mann dieser in Schlesien noch blühenden Familie. Er ward 1526 geboren, genoß von seinem zwölften Jahre an fünf Jahr den Unterricht des berühmten Schul-Rektors Trozendorf zu Goldberg, schloß hier eine vertraute Freundschaft mit dem rühmlich bekanten Caspar Peucer und ging 1544 nach Wittenberg, wo er Luthern und Melanchton hörte. Nach geendigten Universitäts-Jahren besuchte er die Niederlande, England, Frankreich, die Schweiz, Italien, Ungern und Polen. 1559 begleitete er den Kaiser Ferdinand I. im Namen der schlesischen Stände auf den Reichstag nach Augsburg, ward im folgenden Jahre kaiserlicher Reichshofrath, war bei den Krönungen Maximilians, nahm 1565 die Huldigung der Lande am Inn ein und ging dann mit Christoph von Carlowitz zu den Herzogen von Sachsen wegen der grumbachischen Unruhen. Die Gesandtschaft nach Konstantinopel und die nach Warschau lehnte er 1567 ab, konte aber die nach Kopenhagen, um den Frieden zwischen Dänemark und Schweden zu vermitteln nicht ausschlagen. Nach rühmlicher Ausführung dieses Auftrags nahm er seine Entlassung, um dem Vaterlande und den Musen zu leben. Zwar wurde er 1570 wieder nach Prag in den Rath berufen, erhielt aber bald auf wiederholtes Ansuchen seine Entlassung auf immer. Nun ward er Landes-Ältester und Landes-Gerichtsbeisitzer und blieb es bis an seinen Tod 32 Jahr. Auf seinen Reisen hatte er die Bekantschaft mit den gelehrtesten und berühmtesten Männern seiner Zeit gemacht, zu Orleans mit dem berühmten Rechtsgelehrten Anne de Bourg, zu Bourges mit François Duarenne, zu Genf mit Calvin, zu Basel erneuerte

*) Das dasige Mineralwasser ist eines der vorzüglichern eisenhaltigen, muriatischen Wasser, das nach Kielmeyer, (s. dessen Disquis. ch. acidularum Bergensium, et Goeppingensium Stuttg. 1786. 4.), in 1 Pfunde, 9½ Gr. Kochsalz, 8 Gr. kohlens. Kalk, Gips, Bittersalz, 1½ kohlens. Eisen, 3½ K. Z. kohlensaures und 164 K. Z. hydrothionsaures Gas enthält. — Man trinkt es, und badet darin bei Gicht, Rhenmatismen, chronischen Hautexanthemen ꝛc., (vergl. Molwitz über eisen- und schwefelhaltige Gesundbrunnen und Bäder ꝛc. Stuttg. 1803. 8.). (*Th. Schreger.*)

er die mit seinem von Thuan und Bayle gerühmten Universitäts-Freunde Hubert Languet, in Italien mit Cölius Secundus und Vicentius Maggi, zu Strasburg mit Johann Sturm und Hieron. Zanchius. Er starb am 5. März 1602. Da ihm von 10 Söhnen nicht einer am Leben blieb und er seine Tochter mit 16 Jahren verlor, so machte er aus seinen Gütern Herrndorf und Kladen ein Majorat und eine sehr ansehnliche Stiftung für Studirende. Aus dieser erhalten 6 Jünglinge vom Bürger- oder Bauerstande aus dem glogauischen Fürstenthume, die studiren wollen, drei Jahre lang auf der Schule jeder jährlich 25 Thaler, 12 junge Leute, Bürger- oder Bauern-Knaben aus dem Glogauischen auf der Universität jeder jährlich 100 glogauische Mark. Ein armer Adliger der studiren will, erhält daraus drei Jahr lang jährlich 130 Thaler. Diese mit ausdrücklichen Worten nur für protestantische Jünglinge bestimte und vom kaiserlichen Amte bestätigte Stiftung entzog der Kaiser Leopold 1679 den Protestanten und eignete sie den Katholiken zu, welches auch 1704 bestätigt wurde. Die preußische Regirung hob aber diese Ungerechtigkeit wieder auf*). (*Worbs.*)

BERG (Johann Peter), geboren zu Bremen am 3. September 1737. Dem Studium der Theologie aus eigner Neigung gewidmet, besuchte er das Pädagogium und das Gymnasium illustre seiner Vaterstadt, wo er besonders unter der Anführung Konrad Iken's den ganzen Koran durchlas. Im J. 1758 ging er nach Leyden. J. J. Schultens, Joh. Alberti, und P. von Muschenbroek waren hier seine Lehrer. An Schultens schloß er vornehmlich sich an, benutzte dessen auserlesene und an Seltenheiten reiche Büchersamlung, so wie die mit Schätzen der orientalischen Literatur angefüllte Universitätsbibliothek. In der zweiten Hälfte des J. 1759 hielt er sich eine kurze Zeit in Frankfurt an der Oder auf; kehrte aber bereits im folgenden Jahre nach Leyden zurück, schrieb dort unter andern die sämtlichen noch ungedruckten Confessus des Hariri ab, und gab seine erste gelehrte Arbeit heraus. (Specimen animadversionum philologicarum ad Selecta V. T. loca Lugd. Bat. 1761). Zu Anfang des J. 1762 erhielt er die Lehrstelle der griechischen und morgenländischen Sprachen an dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und wurde zugleich Mitglied der teutschen Gesellschaft daselbst. Im J. 1763 ward er nach Duisburg als ordentl. Professor der Theologie und der morgenländischen Sprachen berufen, welches Amt er, nebst der im J. 1777 noch hinzugekommenen Professur der Kirchen-Geschichte, bis an seinen im J. 1800 den 3. März erfolgten Tod verwaltet hat.

Berg war ein Mann von großen Geistesgaben und unermüdeter Thätigkeit; ein seltner Kenner der alten sowol als der lebenden Sprachen (vorzüglich beschäftigte er sich mit der arabischen, wovon die zahlreichen Zusätze und Nachweisungen zu seinem, der ehemaligen duisburger Universitätsbibliothek vermachten, jetzt in Bonn befindlichen, Exemplare des Golius die Beweise liefern); ein bedachtsamer Kritiker, ein eben so gründlicher, als geschmackvoller Ausleger der heil. Schrift, vornehmlich des A. T.; ein mit dem Kirchensysteme, der Dogmen-Geschichte und den scholastischen Terminologien innig vertrauter, dabei aber sehr liberaler, duldsamer und in Privatäußerungen freimüthiger Dogmatiker; als akademischer Lehrer gründlich, lebhaft, überaus angenehm zu hören (in treflichem Latein), allein für Anfänger zu gelehrt und weitläufig; als Mensch sehr achtungswerth wegen seiner Frömmigkeit, Wahrheitsliebe, Humanität, mit gerechtem Selbstgefühle verbundenen Bescheidenheit und Duldsamkeit gegen Andersdenkende. Seit 1782 war er Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Utrecht, und seit ihrer Stiftung im J. 1787 auch der Haag'schen zur Vertheidigung der christlichen Religion. Seiner Schriften sind wenige. Zerstreute Aufsätze von ihm finden sich in den duisburger Intelligenzblättern; desgleichen ein Specimen animadversionum criticarum in loca quaedam Jobi hinter der von Weidenbach besorgten teutschen Ausgabe von H. A. Schultens Übersetzung des Buchs Hiob Leipzig 1797. Handschriftlich hinterließ er außer den Anmerkungen zum Golius eine Reformationsgeschichte der niederrheinischen Provinzen, Commentare über Joel und Micha, Hiob, Koheleth, die Psalmen und einen noch unvollendeten über die Briefe an die Thessalonicher*). (*Beckhaus.*)

BERGA, nach Ptol. (III. 13) eine Stadt in der macedonischen Landschaft Bisallia 48, 48: 41, 40 am Strymon, wenige Meilen nördlich von Amphipolis, verrufen durch Antiphanes. Scymn. 652. (*Rickleſs.*)

BERGA, 1) S. weimar. Stadt an der Elster, im A. Weida, mit 1 Schlosse, 98 Feuerstellen, 450 Einw. (*Zahn.*) 2) großes Pfarrdorf von 205 Häus., worunter 7 Rittergüter; zusammen mit 1070 Einw., zur goldnen Aue, in das jetzt preußischer Hoheit unterworfene schwarzburg-Rudolstädtische Amt Kelbra gehörig. (*Hellbach.*)

Bergali, Louise, s. Gozzi.

Bergama, s. Pergamus.

BERGAMO, eine der neun Delegationen des Gouvernements Milano, im lombardisch-venetianischen Königreiche. Sie gränzt nördlich an Sondrio, östlich an Tirol und Brescia, südlich an Lodi und westlich an Mailand und Como, begreift nach verschiedenen Berechnungen $54,^{10}$, $63,^{48}$ oder $79,^{20}$ □M., und zählte 1817. 300,225 Einw. Der nördliche Theil der Provinz ist sehr gebirgig und mit Waldung bedeckt; der südliche Theil aber gehört zu der fruchtbaren lombardischen Ebene. Die Gebirge durchschneiden ihre Hälfte in zusammenhängenden Ketten und bilden viele Thäler, die von reißenden Flüssen durchströmt werden, auf denen das Bauholz in das ebene Land geflößt wird. Die größten sind der Serio und Brembo, beide nicht schiffbar, aber zur Bewässerung der Felder dienend; außerdem ist der Oglio und Cherio, welcher letztere aus dem geoßen See Lago di Spinone entspringt. Ein zweiter See ist der Lago Iseo, und auch einige Mineralwasser verdienen Erwähnung, namentlich die von Treseore, S. Pellegrino und S. Omobuono.

*) Der erste Majoratsherr Christoph George von Berg († 1627) hat das Andenken dieses verdienten Mannes in der Memoria Bergiana erhalten.

*) S. A. C. Borheck Memoria J. P. Berg. Duisb. 1800 fol. L. W. P. Möller Denkschrift zur Ehre des Namens und der Verdienste J. P. Berg's. Duisburg 1801. 8.

Die Provinz ist gut angebauet und bevölkert; sie besteht aus 18 Distrikten und umfaßt eine Stadt, 22 Marktflecken und 333 Dörfer. — Seide und Eisen sind die Hauptquellen des Wohlstandes der Bergamasker, die fleißig und betriebsam sind, und wanderlustiger, als die übrigen Italiäner. Die Seiden- und Tuch-Manufakturen beschäftigen die meisten Hände; nächst ihnen die Eisenminen, Stahlhämmer, Marmor- und Wetzsteinbrüche. Der Getreideertrag genügt nicht für das Bedürfniß der Provinz; dagegen ist die Viehzucht, unterstützt durch treffliche Weiden und Wiesen, sehr bedeutend. Der Holzhandel ist schon erwähnt. — Der Charakter der Bergamasker hat sehr scharfe, eigenthümliche Züge, die von den übrigen Italiänern als plump und roh verschrieen werden. Daher trägt man sich mit einer Menge Bonmots, Anekdoten und Prellereien (Belle) auf Kosten der Bergamasker herum, und hat die beiden Possenreißer der italischen Volkskomödie aus dieser Provinz genommen und als stehende Rollen eingeführt. Der erste dieser Zanni ist der tölpische Arlechino, ein armer Teufel, der ein aus kleinen Stücken bunter Stoffe zusammengeflicktes Kleid und einen durchlöcherten Hut mit einem Hasenschwanze darauf trägt; ein Kopfputz, der noch jetzt bei den bergamaskischen Bauern gefunden wird. Dieser Arlechino ist aus der bergamaskischen Ebene; aufgeweckter und schlauer, wie alle Gebirgsbewohner, ist der Brighella, der ränkevolle, spitzbübische, bebende Bediente, dessen Spielball der gutmüthige Harlekin immer seyn muß. Beide sprechen den Dialekt ihrer Provinz, der das Komische sehr befördert *). — Der bergamaskische Dialekt gehört zu den rauhesten und plumpesten in ganz Italien. Er verstümmelt die Wörter, entstellt die Abkürzungen, hat den genuesischen Laut ö, den Nasenlaut n, verwandelt o in ou, g u. gg in z, d und t in g, gl in j, c in s u. s. w. andrer Eigenthümlichkeiten nicht zu gedenken **). (*W. Müller.*)

BERGAMO, Hauptstadt der Delegation Bergamo, im Alterth. Bergamum, eine von den Galliern gegründete Stadt ist auf mehren Hügeln amphitheatralisch gebauet und hat mit den Vorstädten gegen sieben ital. Meilen im Umfange. Seine Lage ist fest von Natur; die Mauern, Wälle und Kastelle sind jetzt zur Vertheidigung unbrauchbar. Es zählt 15 Kirchen, 4 Hospitäler, 6 Waisen- und Versorgungshäuser und 23,700 Einw., ist der Sitz eines Bischofs, und hat ein Lyceum und einige gelehrte Gesellschaften. Die Seiden- und Wollen-Manufakturen bilden den Hauptzweig des Erwerbs und Handels. Bedeutend ist die Messe von Bergamo, gegen Ende des Augusts, welche vierzehn Tage lang in dem großen, massiven Marktgebäude (Fiera), das gegen 500 Buden faßt, gehalten wird, und besonders Seidenwaren absetzt. Auch der Viehmarkt von Bergamo hat einen Namen. Außer dem Marktgebäude umschließt Bergamo mehre ansehnliche Bauwerke, namentlich das Rathhaus nach Scamozzi's Plan, die Kirche S. Alessandro und mehre Privatpaläste. Die Familie Tasso gehört zu der ältesten dieser Stadt, und Bernardo Tasso ist hier geboren. (*W. Müller.*)

BERGAMOTTÖL (oleum Bergamotae, essenza di Bergamotta), ein sehr feines, weißgelbliches Öl von sehr starkem, höchst verbreitsamen, bleibendem Wohlgeruche, der sich, schon beim äußern Gebrauche des Öls, dem Harn als Veilchengeruch mittheilt. Es hat einen würzigbittern Wohlgeschmack, und wird von der Frucht eines auf Barbados vorzüglich heimischen Baumes, einer Spielart zwischen Orangen und Citronen, durch eine einfache mechanische Behandlung gewonnen, wobei die Ölbläschen der Fruchtschalen zerrissen werden, und das Öl in ein Untersetzgefäß abläuft. Das mit Weinalcohol verfälschte wird, mit Wasser geschüttelt, mehr oder weniger milchig, nicht mertlich, wenn es nur 8 Proc. 0,817 specif. schweren Alcohols enthält. Bei mehrem Zusatz wird der Überschuß davon gesondert, indem etwa ½ seines Volums Öl sich auflöst. Wenig Wasser, das mit Alcohol vermischt ist, vermindert seine Wirkung auf das Öl auffallend. Denn Alcohol, 0,880 specif. schwer, löst blos $\frac{1}{10}$ seines Volums auf, hingegen reiner Alcohol fast die Hälfte von diesem. Wenn Alcohol, 0,847 specif. schwer, mit 0,856 spec. schwerem Öl vermischt wird, so sinkt jener zu Boden, und dieses schwimt eben auf, weil letzteres, während es eine Quantität des erstern absorbirt, leichter wird, hingegen der zurückbleibende Alcohol, schwächer werdend, an specifischer Schwere zunimt. Das mit Mandelöl verfälschte Bergamottöl läßt, auf weißes Papier getropft, und über Glühkohlen verdunstet, einen durchsichtigen Fettflecken zurück. Oder, wenn man einen Theil des verdächtigen Öls mit 6 Wasser unter einander schüttelt, so löst sich blos das Bergamottöl auf, und das Mandelöl bleibt unaufgelöst am Boden liegen. —

Pharmaceologisch benutzt man das Bergamottöl seines lieblichen Geruchs wegen, als Zusatz zu andern, besonders äußerlichen Arzneimitteln, um sie wohlriechend und mehr reizend zu machen, übrigens technisch zu mancherlei Parfümerieen. (*Th. Schreger.*)

Bergara, s. Vergara.

Bergatrenthe, s. Weingarten.

Bergbalsam, s. Erdharz.

BERGBAU. Der Gegenstand des Bergbaues ist Gewinnung nutzbarer Fossilien. Die Nutzbarkeit desselben hängt von der Anwendung ab, welche sie in andern Gewerben und im gemeinen Leben, entweder in dem Zustande, in welchem sie dem Schoße der Erde abgewonnen werden, oder nachdem sie zuvor eine angemessene fernere Bearbeitung erfahren haben (m. vgl. Aufbereitung und Hüttenwesen, finden [1]). Wir können daher den Untersuchungen über den Bergbau eine verschiedne Ausdehnung geben, je nachdem wir diese fernere Bearbei-

*) Mehr über diese Masken s. in *Goldoni's Mémoires* Bd. II. 192 sqq. Vgl. W. Müller's Rom, Römer u. Römerinnen. Bd. II. S. 115 ff. **) S. Fernows römische Studien Bd. III. S. 382.

1) Ohne fernere Bearbeitung sind besonders die unterirdischen Brennmaterialien, sogleich einer Anwendung in den Gewerben und in der Hauswirthschaft fähig; eine blos mechanische Vorbereitung erfordern nach ihrer bergmännischen Gewinnung, die Farbenerden und einige als Farben anwendbare Metalloxyde, und einer hüttenmännischen Bearbeitung (durch Siede- und Schmelzprozesse) bedürfen vorzüglich die Salze und Metalle.

tung der Fossilien, durch welche sie erst allgemeine Brauchbarkeit erlangen, und dadurch zum Gegenstande des allgemeinen Handels werden, in dieselben einschließen oder davon trennen. In so fern indeß die technische Ausübung des Bergbaues (im engern Sinne) auf ganz andern Gründen beruhet, auch ganz andre Geschicklichkeit und andre Hilfsmittel erfodert, als die Aufbereitung und hüttenmännische Verarbeitung der Fossilien, werden wir bei unsern Untersuchungen über das Technische des Bergbaues jene fernere Verarbeitung ausschließen, wogegen sich die übrigen allgemeinen Untersuchungen auf dieselbe mit erstrecken müssen, da sie in der Wirklichkeit nicht von dem eigentlichen Bergbau getrennt werden können.

Die Lehren des Bergbaues lassen sich auf sehr verschiedne Weise eintheilen, je nachdem man die engere oder weitere Bedeutung des Bergbaues, oder ein verschiednes Eintheilungsprinzip dabei zum Grunde legt. Wir lassen jedoch für jetzt die verschiednen Benennungen unberücksichtigt, welche man dem Bergbau nach Verschiedenheit der Lagerstätten der Fossilien, (in welcher Hinsicht man z. B. Gang-Bergbau, Flötz-Bergbau ꝛc. unterscheidet) oder nach der Verschiedenheit der Fossilien selbst (als Steinkohlen-Bergbau, Gold-Bergbau, Kupferschiefer-Bergbau, Eisenstein-Bergbau ꝛc.) oder endlich nach der Verschiedenheit der technischen Verrichtungen, der Abbau-Methode ꝛc. ertheilt, sondern verweisen wegen der weitern Untersuchungen über diese Gegenstände auf die betreffenden besondern Artikel, und lassen hier zunächst die Wernersche Eintheilung der Bergwerkskunde, oder des Inbegriffs aller wissenschaftlichen Grundsätze, welche der Bergmann kennen und anwenden muß, und der Bergbaukunst, oder der Lehre, wie die nutzbaren Fossilien aufgesucht, an den Tag gebracht, mechanisch geschieden und die dabei vorkommenden Hindernisse geschickt überwunden werden können, folgen, um einen Überblick der gesamten Bergwerkswissenschaften zu geben, worauf wir sodann die verschiednen Gesichtspunkte andeuten werden, unter welchen wir bei unsern fernern Untersuchungen den Bergbau zu betrachten denken.

Die Bergwerkskunde zerfällt demnach nach Werner in folgende Haupt- und Unterabtheilungen:

I. Mineralogischer Theil, welcher wieder umfaßt: 1) Oryktognosie, 2) Geognosie, 3) mineralogische Geographie, und 4) Oryktturgie oder ökonomische Mineralogie.

II. Chemischer Theil, derselbe begreift außer den nöthigen Grundlehren der allgemeinen Chemie: 1) Metallurgie, 2) Halurgie, und 3) Probirkunst.

III. Mathematischer Theil, welcher sich erstreckt, über: 1) Markscheidekunst, 2) mechanische Wissenschaften (oder Lehren vom Gleichgewicht und der Bewegung fester und flüssiger Körper), mit Inbegrif der Maschinenlehre, 3) Wasser-baukunst, 4) Zeichenkunst.

IV. Technischer Theil, welcher es mit der Kentniß der Handarbeiten zu thun hat, als: 1) Maschinenabwartung, 2) Häuerarbeiten, 3) Grubenausbau, 4) Aufbereitung, und 5) Hüttenarbeiten.

V. Ökonomischer Theil, derselbe trägt vor: 1) Grubenwirthschaftslehre, 2) Revierwirthschaftslehre, 3) Hüttenwirthschaftslehre, 4) Berg-Kommerzwissenschaft, 5) Berg-Kameralwissenschaft (über Leitung, Administration, Beaufsichtigung beim Bergbau), 6) Berg-Komtoristik (vom bergmännischen Rechnungswesen).

VI. Rechtswissenschaftlicher Theil: 1) Berg-Gesetzgebung, 2) Positives Bergrecht, a) B. Statsrecht, b) B. Privatrecht, 3) Bergpolizei.

VII. Historischer Theil: 1) Bergwerksgeschichte, 2) Bergwerksgeographie, 3) Bergstatistik.

Die Bergbaukunst zerfällt nach Werner in folgende Haupt- und Unter-Abtheilungen:

I. Gemeiner Theil der Bergbaukunst, 1) aus der Geognosie entlehnte Sätze, 2) vorläufige Kentnisse vom Grubenbau, 3) bergmännische Orientirung und bergmännisches Augenmaß, 4) mineralogisch-bergmännische Beobachtung und Beurtheilung einer Gegend, 5) vorläufige Versuchsarbeiten des Bergmanns, 6) Häuerarbeiten (Trennung der Fossilien, der nutzbaren sowol, als des tauben Gesteins vom Ganzen), 7) Veranstaltung und Betrieb der Grubengebäude, 8) Gruben-Ausbau (Verwahrung der Grubenräume und ihre Sicherstellung gegen Einsturz).

II. Mechanischer Theil der Bergbaukunst: 1) Wetterlehre (Kentniß von den Eigenschaften der Grubenluft), 2) Wasserwesen, 3) allgemeine Begriffe des Maschinenwesens, 4) Förderungslehre (Kentniß derjenigen Arbeiten, durch welche das in den Gruben Gewonnene, vom Platze der Gewinnung weiter, und zu Tage geschafft wird), 5) Wasserhaltungslehre (Kentniß der Mittel, durch welche man den Andrang des Wassers in die Grubenräume abzuhalten, und die zudringenden Wasser fortzuschaffen sucht), 6) Aufbereitungslehre (m. s. diesen Artikel).

Bei dem uns zu Gebote stehenden beschränkten Raume, können wir uns jedoch nicht über alle Zweige der Bergwerkswissenschaften ausführlich verbreiten, sondern müssen uns begnügen, indem wir im Allgemeinen, wegen der Hilfswissenschaften, auf die ihnen gewidmeten besondern Artikel verweisen, den Bergbau unter folgenden Gesichtspunkten zu betrachten:

1) In technischer Hinsicht, wo wir die physischen Bedingungen untersuchen, von denen die wirkliche Ausübung des Bergbaues abhängt; es müssen also hier die Hilfsmittel, Vorrichtungen und Geräthschaften, deren sich der Bergmann zur Gewinnung der Fossilien, und zur Überwindung der dabei vorkommenden natürlichen Hindernisse, bedient, betrachtet werden, wobei wir jedoch uns größtentheils darauf beschränken müssen, die Artikel anzugeben, welche großen Zweigen des technischen Bergbaues gewidmet seyn werden, wo man also die weitere Ausführung zu suchen hat. 2) In statswirthschaftlicher Hinsicht. Es wird hier die Rede seyn, von den Vortheilen, welche der Bergbau dem State gewährt, und von den Zwecken, welche der letzte durch ihn zu erreichen im Stande ist. Es sollte hier eigentlich auch noch von der Beziehung des Bergbaues zum Ackerbau, zur Forstwirthschaft, zu den übrigen Gewerben und dem Steuerwesen gehandelt werden, indeß gestattet der Raum diese vollständige Ausführung nicht. 3) In rechtswissenschaftlicher Hinsicht, wo die Rechte und Pflichten des Stats gegen die Unternehmer des Bergbaues, der letzten unter einander, gegen die Bergarbeiter und gegen

die übrigen Statsbürger, in so fern sie durch den Bergbau mit ihnen in Berührung kommen, untersucht, und die positiven Gesetzen, Bestimmungen und Observanzen, welche in verschiednen Staten, in Beziehung auf den Bergbau bestehen, vorgetragen werden. Alles hieher Gehörige, ist unter Bergrecht und den übrigen Artikeln, auf welche daselbst verwiesen wird, zu suchen. 4) In statistischer Hinsicht, wo man eine historische Darstellung und Vergleichung der wichtigsten Bergwerkserzeugnisse der verschiednen Staten zu suchen hat. Es würde sehr interessant seyn, mit der Production dieser Gegenstände auch die Konsumtion derselben in Vergleichung zu stellen, indeß befinden wir uns nur bei wenigen Staten im Besitz der dazu nöthigen Notizen. 5) In historischer Hinsicht. Hier würden wir ebenfalls nur im Stande seyn, sehr unvollständige Bruchstücke zu liefern, theils weil von dem Zustande der Bergwerke in ältern Zeiten nur äußerst unvollständige Nachrichten vorhanden sind, theils weil der Bergbau in verschiednen Gegenden auch sehr verschiedne Schicksale gehabt, und sehr verschiedne Fortschritte gemacht hat; es scheint uns daher zweckmäßiger, um Wiederholungen zu vermeiden, die Geschichte der Bergwerke einzeler Gegenden oder Länder, mit den, der allgemeinen Geschichte dieser letzten, gewidmeten Artikeln zu verbinden.

Wir wenden uns nun zu der nähern Betrachtung des technischen Bergbaues. Die Fossilien, welche den vorzüglichsten Gegenstand bergmännischen Gewinnes ausmachen, sind ein Theil der festen Rinde unsers Erdkörpers, und entweder Glieder in der Reihe der Gebirgsarten, welche nach bestimmten Lagerungsverhältnissen geschichtet, eben jene Erdrinde, so weit sie uns bekant ist, ausmachen, oder sie treten unter diesen Gebirgsarten gewißermassen als Fremdlinge auf, welche Spalten, oder andere Räume zwischen den Gebirgsarten ausfüllen, wie dies z. B. bei den Gängen der Fall ist[2]). Die Eintheilung der verschiednen Gebirgsarten, und jener Fremdlinge unter ihnen, nach den muthmaßlichen Bildungsepochen, und dem relativen Alter, ist Gegenstand der Geognosie, auf welchen Artikel wir daher wegen der weitern Ausführung des Hiehergehörigen, verweisen müssen. Es ist eine Folge der Gestalt und Lage der verschiednen Lagerstätten der Fossilien, und ihres Verhaltens gegen das übrige Gebirge, daß sie größtentheils von andern Lagerstätten, oder wenigstens von Dammerde oder Gerölle bedeckt sind, und nur an einzelen Stellen bis an die Oberfläche der Erde hervortreten, oder zu Tage ausgehen. Wo dies aber auch geschieht, ist doch gewöhnlich das sogenante Ausgehende durch den Einfluß der Luft und Feuchtigkeit, in Verbindung mit Licht und Wärme, und vielleicht anderen Naturkräften, so verändert (verwittert), daß es nur einem geübten und aufmerksamen Auge, und oft nicht einmal einem solchen, noch kentlich ist. Diese Art des Vorkommens der Fossilien macht ihre Aufsuchung zu einem besondern Geschäft des Bergmannes, welches ihrer eigentlichen Gewinnung vorangehen muß. Die vorzüglichsten Regeln, welche bei dieser Aufsuchung befolgt werden müssen, sind Lehnsätze aus der Geognosie, ihre Anwendung ist jedoch nicht so sicher, und nicht hinreichend, um andre Untersuchungen entbehrlich zu machen, gewöhnlich gewähren sie nur den (jedoch sehr wichtigen) Nutzen, daß sie das Vorhandenseyn eines Fossils wahrscheinlich machen, und in Verbindung mit directen, sich auf örtliche Eigenthümlichkeiten beziehenden Erfahrungen die Gränzen bestimmen helfen, zwischen denen das Fossil zu suchen ist, und daher zu erkennen geben, welche Ausdehnung die eigentlichen Versuchsarbeiten erhalten müssen, um über das Vorhandenseyn des gesuchten Fossils Gewißheit zu haben. Wir haben bei der Aufsuchung der Fossilien, die vorläufige Untersuchung der Gegend von den bestimten Versuchsarbeiten (deren erster Zweck es ist, die Lagerstätte des Fossils wirklich vor Augen zu legen, welche aber auch dienen müssen, um über die Erstreckung der Lagerstätte, nach den verschiednen Richtungen, und über die Brauchbarkeit des gesuchten Fossils zu bestimten Zwecken, Auskunft zu geben, zu unterscheiden; bei ersterer komt es außer geschickter Anwendung der Lehren der Geognosie, auf die Zusammenhaltung aller Umstände, besonders der Thatsachen an, welche uns über das Vorhandenseyn eines Fossils nur immer Aufschluß geben können, wobei wir die leisesten Fingerzeige nicht übersehen dürfen, da eine auf solche Andeutungen gestützte Muthmaßung durch das Zusammentreffen von mehren derselben, schon zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben werden kann. Obgleich nun die Umstände, welche bei der vorläufigen Untersuchung einer Gegend berücksichtigt werden müssen, von sehr verschiedner Art seyn können, und sich daher eben so wenig vollständig aufzählen, als in ein System bringen lassen, so können wir bei einer solchen Untersuchung doch folgende drei Hauptfälle unterscheiden: es ist nämlich 1) in einer Gegend bereits Bergbau im Umtriebe, oder 2) in frühern Zeiten in derselben Bergbau getrieben worden, oder endlich 3) es ist in derselben weder Bergbau im Umtriebe, noch sind Spuren von altem Bergbau vorhanden, d. h. man hat es mit einem unverritzten Gebirge zu thun. Im ersten Falle wo man die örtliche Beschaffenheit eines Gebirges, und das Vorhandenseyn und die Ausdehnung der Lagerstätte nutzbarer Fossilien durch Erfahrung kent, oder wo das Gebirge durch den Bergbau aufgeschlossen ist, ist es oft leicht mit hoher Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, wie sich die an einigen Stellen bebauete Lagerstätte, an andern verhalten werde, und selbst auf das Verhalten noch nicht bebauter Lagerstätten, läßt sich aus dem Verhalten der bebauten zuweilen schließen. Die Untersuchung eines solchen Gebirges wird daher, abgesehen davon, daß der vorhandene Bergbau, und die mit ihm in Verbindung stehenden Arbeiten, oft Veranlassung geben, neue Lagerstätten zu entdecken, auch bei solchen Lagerstätten erleichtert, deren Entdeckung mit dem vorhandenen Bergbau nicht in unmittelbarer Verbindung steht. Ist in einer Gegend in ältern Zeiten Bergbau getrieben worden, was sich durch Halden- und Bingen-Züge verräth, so komt es, insofern die Absicht dahin geht, das alte Grubengebäude selbst von neuem zu gewältigen, zunächst darauf an, die

2) Außer der Gewinnung fester Fossilien, ist auch die Aufsuchung der süßen, gesalznen und Mineralwasser, und die Ausführung der zu ihrer Zutageförderung nöthigen Verrichtungen, eine, wie wohl seltener vorkommende, und zum Theil nicht ausschließliche Beschäftigung des Bergmannes.

Gründe des Erliegens zu erfahren, weshalb man alle sich auf den vormaligen Bergbau beziehenden Traditionen, und wo möglich besonders schriftliche Nachrichten zu sammeln bemüht seyn muß, und es ist in der Benutzung derselben nur Behutsamkeit zu empfehlen, da mündliche Nachrichten durch allmälige Zusätze oft bis zum Abenteuerlichen entstellt sind, und selbst alte Aufstände den Zustand der Bergwerke häufig viel zu vortheilhaft schildern, um neue Gewerke zu locken. Kann man aber auch die Gründe des Erliegens nicht geradezu erfahren, so läßt sich doch aus der Zeit des Erliegens, in so fern dieselbe mit andern Ereignissen, z. B. mit verheerenden Kriegen, zusammenfällt, vermuthungsweise auf jene Gründe schließen, oder man kann wenigstens einigermaßen beurtheilen, ob unsere Vorfahren zur Zeit des Betriebes schon im Besitz der Hilfsmittel gewesen sind, welche uns jetzt in den Stand setzen, die natürlichen Hindernisse zu besiegen. Die Resultate jener Untersuchung mögen indeß ausfallen wie sie wollen, so wird es immer am sichersten bleiben, wo möglich die Lagerstätte, auf welche die Alten gebaut haben, im unverritzten Felde aufzusuchen, und daselbst einen ganz neuen, regelmäßigen Bergbau anzufangen. In allen diesen Fällen aber ist die sorgfältigste Untersuchung der alten Halden dringend zu empfehlen, indem ihre Größe und die Zahl und Richtung derselben auf den Umfang und die Ausdehnung des alten Bergbaues, und die in den Halden vorkommenden Gesteinsarten auf die Beschaffenheit des Gebirgs schließen läßt. Selbst von dem Fossil, welches der eigentliche Gegenstand der Gewinnung gewesen ist, werden sich noch Spuren auffinden lassen, welche die Beschaffenheit desselben verrathen, obgleich ein ausgebreiteter Bergbau für sich selbst schon die Brauchbarkeit des gewonnenen Fossils in den meisten Fällen hinlänglich darthut. Nur die edeln Metalle machen davon eine Ausnahme, weil der Werth derselben seit der Eröffnung der reichen amerikanischen Goldbergwerke sehr gesunken ist. Es finden sich daher in mehren Gegenden von Teutschland Spuren von nicht unbedeutendem Bergbau auf Gold, an dessen Wiederaufnahme auf keine Weise zu denken ist. Im unverritzten Gebirge müssen sich die vorläufigen Untersuchungen darauf beschränken, jede Gelegenheit zu benutzen, welche einen Blick in das Innere desselben gestattet. Steile Bergwände, welche der Vegetation unzugänglich sind, und an denen keine Gerölle liegen bleiben, lassen das Ausgehende der Lagerstätten am besten erkennen, und stellen im Flötzgebirge zuweilen bis in eine gewisse Tiefe, vollständige Gebirgsprofile dar. Bäche und Quellwasser reissen oft, besonders in wasserreichen Zeiten, Geschiebe von nutzbaren Fossilien von ihren ursprünglichen Lagerstätten los, und führen sie, zuweilen in große Entfernungen, mit fort. Die Flußbetten sind daher bei solchen vorläufigen Untersuchungen vorzüglich zu berücksichtigen, und die Geschiebe, wenn man dergleichen findet, lassen, je nachdem sie abgerundet oder scharfkantig sind, selbst auf die Entfernung ihres Ursprungs schließen. Außerdem hat man alle Gelegenheiten, wo nutzbare Fossilien durch zufällige Ereignisse oder Veranstaltungen, als Brunnen- oder Fundamentgraben, Ausreden der Wurzelstöcke in den Waldungen ꝛc. entdeckt werden, gehörig zu beachten, und auch den Hohlwegen seine Aufmerksamkeit zu schenken [3]).

Von diesen vorläufigen Untersuchungen, sind nun die eigentlichen bergmännischen Untersuchungsarbeiten zu unterscheiden, sie bestehen in Schürfen, Röschen und Bohren; indem wir dieserhalb auf die betreffenden besondern Artikel verweisen, bemerken wir nur noch, daß diese letztern in so fern sie über die Ausdehnung der zu bebauenden Lagerstätte Auskunft geben sollen, mithin die Bestimmung ausgedehnter Größen erfodern, die Markscheidekunst in Anspruch nehmen, welche nichts Anders ist, als auf den Bergbau angewandte praktische Geometrie. Über den wichtigen Nutzen der Markscheidekunst, die den Bergmann fast bei allen Schritten leiten muß, sehe man diesen besondern Artikel.

In Ansehung dessen, was noch weiter über den technischen Bergbau zu sagen ist, müssen wir unsere Leser ebenfalls auf die betreffenden besondern Artikel, und vorzüglich auf Grubenbau verweisen, und wenden uns nun zur Betrachtung des Bergbaues in statswirthschaftlicher Hinsicht. Schon eine oberflächliche Bekantschaft mit denselben, sollte man glauben, könte keinen Zweifel darüber lassen, daß der Bergbau ein wichtiges Gewerbe sey, welches die Aufmerksamkeit der Statsverwaltungen in hohem Grade verdiene, indeß haften auf demselben auch manche Vorwürfe, und selbst die Abneigung, sich auf bergmännische Unternehmungen einzulassen, welche in vielen Gegenden sehr allgemein ist, könte auf denselben ein nachtheiliges Licht werfen. Obgleich wir uns hier nicht darauf einlassen können, alle Vortheile, welche der Bergbau gewährt, ausführlich aufzuzählen, und die demselben gemachten Vorwürfe vollständig zu widerlegen, so halten wir es doch für sach- und zeitgemäß, etwas näher zu erörtern, welche Arten von Vortheilen eigentlich für den Stat vom Bergbau zu erwarten sind, und einige der erheblichsten Vorwürfe zu beleuchten. Leser, welche hierüber weitere Belehrung wünschen, müssen wir auf andre Schriften: als: De la richesse minérale, par *Héron de Villefosse*, T. I., und vorzüglich auf eine Abhandlung über den Zweck des Bergbaues, und über Bergwerksverfassung und Verwaltung, im ersten Heft des ersten Bandes von Karstens Archiv für Bergbau und Hüttenwesen, verweisen, welche auch bei dem vorliegenden Aufsatze benutzt worden sind. Ein unmittelbar und schnell bereicherndes Gewerbe ist der europäische Bergbau weder für den Grubenbesitzer noch für die Statskassen, sondern sein wichtigster Nutzen besteht eben darin, daß der größte Theil, der allerdings sehr bedeutenden Kosten, welche auf einen ausgedehnten Bergbau fortwährend gewendet werden müssen, als Lohn von der arbeitenden Volksklasse verdient wird. Je geringer der Theil ist, welchen jeder Einzele an diesem Verdienst nimt, desto größer kann die Zahl der Theilnehmer seyn, und desto wichtiger ist der Einfluß des Bergbaues, auf die Bevölkerung der Gegenden, in denen er betrieben wird. Aber nicht nur

3) Es läßt sich schon hieraus erkennen, wie wichtig geognostische Charten, Gebirgsprofile und Suitensammlungen für den Bergbau seyn müssen.

die durch den Bergbau und Betrieb der Hüttenwerke unmittelbar beschäftigten Arbeiter werden dadurch ernährt, die große Menge der verschiedenartigsten Hilfsmittel, welche der Bergbau erfodert, nimt mehre Gewerbe in Anspruch, und die Erzeugnisse des Bergbaues sind theils unentbehrliche Hilfsmittel fast aller Gewerbe (besonders Eisen und Steinkohlen), theils geben die Metalle durch die mannigfaltigsten Veränderungen, in Substanz und Form, deren sie fähig sind, vielfältige Gegenstände der Bearbeitung für den Kunstfleiß ab, und werden selbst zu wichtigen Handelsartikeln. Eines hohen Grades von Veredlung sind besonders Eisen und Stahl fähig, und es können sich in dieser Hinsicht nur die, zu den kostbaren Spitzen und Kanten verarbeiteten feinsten Flachsgespinste mit ihnen messen.

Es ist von den meisten Bergwerksgegenden bekant, wie viele Personen durch den Bergbau und Hüttenbetrieb unmittelbar beschäftigt werden, wir sehen indeß aus dem bisher Beigebrachten, daß die Wichtigkeit des Bergbaues, als Erwerbsquelle betrachtet, daraus nur sehr unvollständig beurtheilt werden könne. Zur vollständigen Beurtheilung dieser Vortheile wird uns die nähere Betrachtung einer Gegend führen, in welcher notorisch der Bergbau die einzige Erwerbsquelle ist; eine solche ist der Oberharz. Es besteht daselbst kein einziges Gewerbe, das sich nicht auf den Bergbau bezieht, und selbst den Feldbau gestattet das rauhe Gebirgs-Klima nicht. Im J. 1805 zählte der Oberharz nach Heron de Villefosse (Richesse minérale) 22,535 Einw.; schlägt man nun den Flächeninhalt desselben gewiß sehr reichlich auf 10 Q.-M. an, so kommen auf 1 Q.-M. 2000 Einw., eine Volkszahl, welche zwar gegen die, in den volkreichsten Gegenden, wo der Bergbau und mehre andere Gewerbe einander die Hand bieten, auch wol noch ein fruchtbarer Boden den Landbau begünstigt, sehr zurücksteht, dagegen die Bevölkerung in manchen fruchtbaren Gegenden übertrifft, und daher um so mehr dienen kann, zu beweisen, was der Bergbau als Erwerbsquelle zu leisten vermag, als die Bergwerksprodukte des Oberharzes an Ort und Stelle nur wenig veredelt, sondern größtentheils roh in den Handel gebracht werden. Es bedarf aber kaum einer solchen, in Zahlen ausgedrückten Nachweisung der Vortheile des Bergbaues, sondern nur eines flüchtigen, aber von vorgefaßten Meinungen unbefangenen Blickes auf gewerbfleißige Gegenden, in denen Bergwerksprodukte gewonnen und verarbeitet werden, wie sie England, Frankreich (besonders die Gegend von St. Etienne, das Birmingham Frankreichs), die Niederlande, und in Teutschland unter andern die Grafschaft Mark darbieten, um alle Zweifel zu beseitigen. Sey es daher, daß der Bergbau nur selten Einzele reich macht, so nährt er doch Tausende, und wir brauchen hier nicht erst zu erörtern, was für den Stat wichtiger sey.

Wir sehen demnach aus dem Vorhergehenden, daß wir den Bergbau als ein wichtiges Beförderungsmittel der Bevölkerung, der Industrie und Cultur zu betrachten haben, welches eben deswegen das National-Vermögen vermehrt und seinen Umlauf beschleunigt. Auf Industrie und Cultur wirkt aber der Bergbau noch auf andere Weise, indem die Hilfsmittel desselben den Erfindungsgeist in Anspruch nehmen, und seine Ausübung selbst unsere Naturkentniß erweitert, indem ferner die Erzeugnisse des Bergbaues auf gleiche Weise nothwendig sind, um die gemeinsten Bedürfnisse des täglichen Lebens, als auch die Foderungen des ausgesuchtesten Luxus zu befriedigen, und die einfachste mechanische Handarbeit ihrer eben so wenig entrathen kann, als die höchste bildende Kunst.

Daß endlich der Bergbau dem Stat seine Vertheidigungsmittel verschafft, und er deshalb ein wichtiges Beförderungsmittel der innern und äußern Sicherheit sey, ist zu bekant, als daß es nöthig seyn sollte, dabei noch zu verweilen.

Wir wenden uns daher zu den Vorwürfen, welche man dem Bergbau gemacht hat, unterscheiden dabei jedoch die Vorwürfe, welche das Gewerbe selbst treffen, von denen, welche nur auf der in den meisten Staten bestehenden Verfassung, und insbesondere auf der Bergwerksregalität haften. Wir wenden uns zunächst zu den ersten: dem Bergbau hat man es besonders häufig zur Last gelegt, daß er nicht so einträglich seyn soll, als andere Gewerbe; wir haben indeß oben gesehn, daß die Vortheile, welche man von demselben erwarten kann, von ganz andrer Art sind, und werden daher diesen Vorwurf so lange auf sich beruhen lassen, bis bewiesen worden ist, daß der Ertrag eines Gewerbes der einzige Maßstab sey, nach welchem der Stat dessen Wichtigkeit beurtheilen soll. Ein andrer Vorwurf, welcher dem Bergbau gemacht wird, ist von der starken Holzconsumtion, welche durch ihn, in Verbindung mit dem Hüttenbetriebe veranlaßt wird, hergenommen. Der Bergbau soll aber der Versorgung der Statsbürger mit Holz nachstehen, weil das letztere ein nothwendigeres Bedürfniß sey, als die Produkte des erstern. Abgesehen davon, daß wir dem Bergbau selbst die Stellvertreter des Holzes, die unterirdischen Brennmaterialien verdanken, müssen wir, um diesen Vorwurf gehörig zu würdigen, besonders die holzproducirenden Gegenden ins Auge fassen, in denen in der Regel nur Bergbau empor kommen konte, welche also sehr oft zugleich bergbauende seyn werden. Von waldreichen Bezirken entfernte Gegenden beziehen das Holz aus der zweiten oder dritten Hand, und der Preis desselben, auf welchen mannigfaltige Umstände einwirken, ist keinesweges allein von dem Einkaufspreise an Ort und Stelle abhängig, auch werden sie das Holz eines bestimten Bezirks nur so lange kaufen, als sie das eines andern nicht wohlfeiler haben, oder das Holz überhaupt durch ein andres Brennmaterial vortheilhafter ersetzen können. Man kann daher nicht behaupten, daß das Holz eines bestimten Waldbezirkes, für eine von ihm entfernte Gegend, ja nicht einmal, daß für sie Holz überhaupt, ein unentbehrliches Bedürfniß sey. Für eine waldreiche Gegend, in welcher zugleich ausgedehnter Bergbau und Hüttenbetrieb Statt findet, ist aber derselbe ein so wichtiger Nahrungszweig, daß das Erliegen desselben, wodurch (je nachdem noch andre Erwerbszweige in einer solchen Gegend bestehen, oder nicht) ein mehr oder minder ansehnlicher Theil der Bewohner ganz brodles wird, und fast Jeder an seinem Erwerb verliert, ein bei weitem größeres Unglück seyn würde, als ein höherer Holzpreis. Wird aber die wohlthätige Wirkung des Bergbaues auf

den Nahrungsstand einer Gegend, durch seinen Einfluß auf einen höhern Holzpreis nicht aufgehoben, so ist es wol noch weniger zweifelhaft, daß er den Ertrag der Forsten erhöhet und sichert, denn möchte es auch wol scheinen, als ob eine starke Nachfrage nach Holz, welche vielleicht der Bergbau nicht zu befriedigen gestattet, seinen Absatz auch beim Erliegen des Bergbaues sichern würde, so dürfte dieser Schein bei genauer Erwägung des Einflusses auf den Holzpreis, welchen die bedeutende Holzmenge, die ein ausgedehnter Bergbau und damit in Verbindung stehender Hüttenbetrieb, so wie das häusliche Bedürfniß der durch ihn beschäftigten Bewohner erfordert, und die beim Erliegen des Bergbaues der allgemeinen Concurrenz hinzutreten würden, wol wieder verschwinden. Werden daher in Gegenden, in welchen ein ausgedehnter Bergbau und Hüttenbetrieb Statt findet, von Seiten der Regirung Maßregeln ergriffen, um den Holzverkauf in entfernte Gegenden, oder wol gar in das Ausland zu verhindern, so müssen wir diese Maßregeln für hinlänglich gerechtfertigt ansehen.

Ein dritter, dem Bergbau zuweilen gemachter Vorwurf ist von der Gefahr hergenommen, mit welcher die Ausübung desselben für die Arbeiter verbunden ist; dieser Vorwurf ist aber so einseitig, und trifft außer dem Bergbau, in höherm oder geringerm Grade so viele andere Gewerbe, insbesondere die Schiffahrt, daß wir es nicht für nöthig halten, bei demselben zu verweilen.

Wir kommen nun zu einem, wenigstens scheinbar wichtigern Vorwurfe, welcher indeß mehr die Verfassung, wie sie in den meisten, besonders teutschen Staten besteht, als den Bergbau selbst trifft. Möge das Gewerbe blühen, sagen jene Gegner, aber warum ihm jene beschränkende Fesseln anlegen, welche mit der freien Benutzung des Eigenthums so sehr in Widerspruch stehen? was berechtigt die Regirungen den Bergbau entweder sich vorzubehalten, oder wo sie ihren Unterthanen Theil an demselben gestatten, doch alle Dispositionen über jedes Bergwerkseigenthum sich anzumaßen? Jeder ist der beste Verwalter seines Eigenthums, und insbesondere ist Freiheit die Sele aller Gewerbe, und Gewerbe, welche bei dieser Freiheit nicht bestehen können, sind Treibhauspflanzen, welche unter einem fremden Himmelsstriche nur durch künstliche Mittel kümmerlich erhalten werden können, die sich aber nie eines so fröhlichen Gedeihens erfreuen werden, als einheimische Gewächse, denen Boden und Klima zusagt. Mögen solche erkünstelte Gewerbe immerhin untergehen, daran ist gar nichts gelegen, sie werden nur andern Platz machen, welche den örtlichen Verhältnissen besser zusagen, und sich daher leicht und fröhlich bewegen, während jene erkünstelte nur mühsam und kränkelnd, im immerwährenden ungleichen Kampfe gegen ungünstige Einflüsse, demselben am Ende doch nothwendig unterliegen müssen. Der Stat selbst soll aber gar kein Gewerbe treiben, es ist dies ein Eingriff in die Befugnisse seiner Unterthanen, verwickelt die Regirungsgeschäfte, und erfodert eine Menge von Beamten und Behörden, welche entbehrt, und zugleich der Aufwand bedeutender Summen erspart werden könte, wenn die Gewerbe ausschließend der Privat-Industrie überlassen würden. Es würde zu nichts führen, diese Ideen (denen übrigens manches Wahre und Halbwahre nicht abgesprochen werden kann), noch weiter auszuspinnen, da hier der Ort nicht seyn kann, dieselben in ihrer Allgemeinheit vollständig zu würdigen. Es möge genügen, hier nur kürzlich nachzuweisen, daß es Gewerbe gebe, auf welche die allgemeinen Grundsätze der Gewerbefreiheit, und Besitzungen, auf welche die Grundsätze der unbeschränkten Disposition über das Eigenthum, nicht angewendet werden können, und daß dies besonders vom Bergbau und von der Bewirthschaftung der Forsten gelte. Ist es die Pflicht der Statsverwaltung darüber zu wachen, daß die Statsbürger das öffentliche Wohl dem Privatwohl nicht nachsetzen, und über den Vortheil des Augenblicks, den in ferner Zukunft zu erwartenden, und erst ihren Kindern und Enkeln zu gute kommenden größern Nutzen nicht versäumen, und ist nicht darauf zu rechnen, daß die Mehrzahl der Statsbürger kommenden Generationen den Vortheil des Augenblicks opfert, auch wenn Verlegenheiten drängen, oder daß, bei zerrüttetem Vermögen, und der Aussicht, ihr Eigenthum fremden Händen überlassen zu müssen, dasselbe nicht zuvor recht ausnutzen sollten, so müssen wir der Statsverwaltung auch um so mehr die Befugniß zugestehen, so weit in die Freiheit der Gewerbe und des Eigenthumsrechts einzugreifen, als nöthig ist, um dergleichen Misbräuche zu verhüten, je wichtiger die Folgen derselben sind. Werfen wir nun zunächst unsern Blick auf die Folgen verwüsteter Waldungen: Gewerbe kommen zum Erliegen, und ganze Generationen, welche durch sie ihren Unterhalt und eine nützliche Beschäftigung fanden, werden durch vereinte Einwirkung von drückender Armuth und Müßiggange, physischem und moralischem Verderben Preis gegeben. Wachsen aber auch neue Waldungen für künftige Geschlechter langsam wieder auf, so läßt sich doch die zerrüttete Betriebsamkeit nicht, wie durch einen Zauberschlag wieder beleben, sondern das Übel, welches durch verwüstete Waldungen hervorgebracht wurde, dauert noch eine geraume Zeit fort, auch wenn seine erste Ursach gehoben ist. Müssen wir aber das Eingreifen der Statsverwaltung in das Privatinteresse beim Forsthaushalt gerechtfertigt finden, so können wir es beim Bergbau noch weniger tadeln, da die Fossilien, welche den Gegenstand bergmännischer Gewinnung ausmachen, nur ein für allemal im Schoße der Erde niedergelegt sind, und die durch unpflegliche Bewirthschaftung der Gruben unbenutzt bleibenden Fossilien, für immer, auch für die fernste Zukunft verloren gehen. Überhaupt komt das öffentliche mit dem Privatinteresse beim Bergbau öfter und auf mannigfaltige Weise in Streit, wovon man sich durch Vergleichung mit andern Artikeln, welche den Bergbau betreffen, als Raubbau, Feldessperre ꝛc. überzeugen wird, und es folgt daraus, daß mehre Rücksichten erwogen werden müssen, um die Zweckmäßigkeit oder die Unvollkommenheit eines Grubenbetriebes, in Hinsicht auf das Statsinteresse zu beurtheilen, als ein gleiches Urtheil über einen Forsthaushalt zu fällen. Die Schwierigkeit der Beurtheilung wächst aber noch ungemein durch andre Eigenthümlichkeiten des Bergbaues; bei der Forstwirthschaft stellt sich Alles dem Auge des Beobachters dar, eine vernachlässigte Cultur, ein unregelmäßiger Schlag, ein zu weit getriebenes Plántern ꝛc., setzt zwar, um vollständig

beurtheilt zu werden, Sach- und Ortskentniß voraus, allein unter dieser Voraussetzung sind doch diese und ähnliche Fehler bei einiger Aufmerksamkeit leicht zu erkennen. Nicht so beim Bergbau, hier blickt das Auge nicht weiter, als das Grubenlicht leuchtet, die Gegenstände, auf welche man seine Aufmerksamkeit zu richten hat, sind weit mannigfaltiger, schwieriger zu erkennen, und zum Theil durch Zimmerung und Mauerung verdeckt; man muß bei der großen Mannigfaltigkeit dieser Gegenstände, bei jeder vorzunehmenden Untersuchung schon vorher wissen, worauf man seine Aufmerksamkeit besonders zu richten hat, und um dies zu wissen, muß man wieder den Bergbau mit allen zufälligen und örtlichen, und sich täglich ändernden Eigenthümlichkeiten genau kennen, welches nur dadurch möglich wird, daß man in beständiger genauer Bekantschaft mit demselben bleibt. Es muß aber auch für alle Mittel zur bequemen Übersicht eines verwickelten Bergbaues, und zur Orientirung im Innern desselben, insbesondere für genaue Grubenrisse, und das beständige Nachtragen derselben, so wie der Bergbau fortschreitet, gesorgt werden, welches Alles nur dann möglich ist, wenn der Bergbau von Statsbehörden und dem State verpflichteten Beamten geleitet wird. Die Administration der Bergwerke von Stats wegen, setzt aber auch allein in den Stand für die tüchtige und besonders praktische Bildung geschickter Beamte gehörig zu wirken, welche zur Leitung des Bergbaues nothwendig, und mithin für das eigene Interesse der Grubenbesitzer beförderlich sind [4]). Die in Rede stehende Art der Bergwerksverwaltung, ist endlich bei der in den meisten Staten bestehenden gewerkschaftlichen Verfassung, nach welcher das Bergwerkseigenthum gewöhnlich in sehr viele Theile zersplittert ist, und auf deren Nutzen wir weiter unten zurückkommen werden, nothwendig, da eine so vielfach zusammengesetzte und gemischte, und durch so getheiltes Interesse auseinander gehaltene Gesellschaft, auf keine Weise zu einer eigenen zweckmäßigen Administration geeignet seyn würde. Dagegen ist es unbedenklich und selbst zweckmäßig, besonders bei wichtigen Bergwerken, einigen, aus der Gewerkschaft gewählten, wo möglich sachkundigen, oder wenigstens mit allgemeiner Geschäftskentniß ausgerüsteten Bevollmächtigten, eine berathende, und nach den Umständen auch wol entscheidende Stimme, bei wichtigen Betriebs- und Verwaltungsangelegenheiten, zu gestatten, wenn nur die specielle Leitung des Bergbaues ausschließend der Statsbehörde und ihren untergeordneten Beamten überlassen bleibt [5]). Aber gerade dieses Zusammentreffen, eine Menge nicht zusammenpassender Personen zur gemeinschaftlichen Betreibung eines Geschäfts, von dem vielleicht kein einziger von allen Theilhabern etwas versteht, ist ebenfalls schon ein Gegenstand des Tadels gewesen. Erwägen wir aber, welches bedeutende Anlage-Kapital, und welchen fortwährenden Aufwand der Betrieb großer Bergwerke, und welchen Unternehmungsgeist, bei der Unsicherheit des Ertrages, sie erfodern, so müssen wir billig an dem Gedeihen des Bergbaues durch einzele Unternehmer zweifeln [6]). Die Verpachtung der Bergwerke aber hat, abgesehn von den großen Schwierigkeiten, welche jedoch hier nicht erörtert werden können, noch größere Bedenken, wohin besonders der, für den Pächter offenbar größere Reiz, als für den Eigenthümer gehört, den Vortheil des Augenblicks auf Kosten der wirthschaftlichen und auf die Zukunft berechneten Benutzung des Bergwerksbesitzes, möglichst zu nutzen, kostspielige Versuchs-, Vorrichtungs- und Befestigungsarbeiten aber nach Möglichkeit auf die Dauer der Pachtzeit zu verschieben, dadurch den Zustand der Grubengebäude zum Nachtheil für die künftige Verpachtung zu verschlimmern, und die Bergarbeiter einer größern Gefahr auszusetzen, als ohnehin schon mit der Ausübung des Bergbaues unvermeidlich verbunden ist.

Alle diese, für die Administration der Bergwerke von Stats wegen, aufgestellten Gründe (und noch viele andre, welche sich ohne ein weitläufiges Detail über technische Gegenstände nicht erörtern lassen), ja Alles, was wir gegen die übrigen Arten des Besitzes von Bergwerken beigebracht haben, glaubt man durch das Beispiel von England entkräften zu können. Wir wollen es nicht leugnen, daß in jenem gewerbfleißigen Lande auch der Bergbau in mancher Hinsicht eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, wie schon daraus hervorgeht, daß die rohen und veredelten Produkte des englischen Bergbaues in den Häfen, und selbst im Innern des Kontinents mit den gleichartigen inländischen Erzeugnissen wetteifern, und ihnen, neben großer Vollkommenheit auch in Ansehung des wohlfeilen Preises den Rang abgewinnen. Wir wol-

4) Die teutschen Bildungsanstalten für Bergbeamte, und unter ihnen besonders die Bergakademie zu Freiberg, sind allgemein bekant, und von Fremden aller Nationen häufig besucht worden. Diese fremden, und ausgewanderten, auf inländischen Anstalten gebildeten teutschen Bergwerksverständigen haben zum Emporkommen des Bergbaues in allen Welttheilen wesentlich beigetragen, und dadurch gewissermaßen die Vortheile der teutschen Bergwerksverfassungen in jene fernen Gegenden verpflanzt. Wir wollen es zwar nicht leugnen, daß jene Fremden, vorzüglich durch den Ruf berühmter Lehrer, und besonders des verewigten Werner veranlaßt worden seyn mögen, teutsche Bildungsanstalten, und namentlich Freiberg, zu besuchen, allein praktische Kentnisse konten sie doch nur durch unmittelbare Bekantschaft mit dem Bergbaue selbst erlangen. Zutritt zu den Bergwerken konte ihnen aber nur eine liberale Regirung, der die Dispositiön über dieselben zustand, gestatten.

5) Aber nicht blos zum Gedeihen des Bergbaues an sich ist es nothwendig, denselben unter die Aufsicht der Statsbehörden zu stellen, auch Ackerbau und Forst-Cultur werden bei einem Bergbaue, welcher von der Willkür der Grundbesitzer abhängt, und bei einem dadurch veranlaßten zerstückelten Betriebe weit mehr leiden. Da die Bergwerksregalität nicht in allen Staten, und selbst nicht in allen Provinzen eines Stats in gleicher Ausdehnung ausgeübt wird, und in einigen Gegenden Fossilien, welche in andern zu den Regalien gehören, davon ausgeschlossen werden, so fehlt es nicht an Beispielen zur Bestätigung dieser Behauptung, bei deren Aufzählung, so weit sie uns bekant sind, wir indeß hier nicht verweilen können. 6) Die bestehende Einrichtung, nach welcher sehr Viele an einem Bergwerkseigenthum Theil nehmen können, schließt aber auch die Erwerbung größerer Bergwerksantheile von Einzelen nicht aus, jedes Bergwerkseigenthum wird nämlich in 128 Theile (Kure) getheilt, deren jedoch mehre von einer Person besessen werden können, so wie umgekehrt eine Person Theile eines Kuxes, mit gewissen Beschränkungen besitzen kann.

len ferner nicht leugnen, daß colossale Anlagen, geschickte Anwendung von Maschinenkräften, und zweckmäßige Verbindung aller Hilfsmittel, jene Wohlfeilheit zum Theil möglich macht, und mit dankbarer Anerkennung auch der Vortheile gedenken, welche die Nachahmung englischer Erfindungen dem Bergbau in andern Staten geschafft hat; aber wir wollen doch auf der andern Seite nicht unberücksichtigt lassen, daß der durch große kaufmännische Spekulationen genährte Unternehmungsgeist, und die Geneigtheit, sich in gewagte Geschäfte einzulassen, verbunden mit dem großen Reichthume Einzeler (freilich im Gegensatze von der bittersten Armuth beim großen Haufen) und die Gelegenheit, auch nach dem Verlust seines ganzen Vermögens, durch Verbindung mit Andern, sich wieder helfen zu können, in England ein großes Hinderniß beseitigt, welches in Teutschland einer gleichen Bergwerksverfassung entgegen stehen wird; vor allen Dingen aber wollen wir nicht übersehen, daß das in so mancher Hinsicht gesegnete britische Reich auch die reichsten unterirdischen Schätze (zwar nicht an edlen Metallen, aber an den gemeinnützigsten, und am meisten einer weitern Veredlung fähigen Produkten des Mineralreichs) in seinem Schoße birgt, worauf wir unten bei Betrachtung des Bergbaues in statistischer Hinsicht, zurückkommen werden. Erwägt man alles dieses, so wird man doch nicht mehr wähnen, alle, für die Zweckmäßigkeit der in den meisten teutschen und einigen andern Staten bestehenden Bergwerksverfassung, und der auf derselben beruhenden Leitung der Bergwerke, von Stats wegen, so wie überhaupt für die milde Ausübung der Bergwerksregalität so häufig aufgestellte Gründe, durch bloßes Hinweisen auf jenen, so oft und vielfach beneideten Inselstat, entkräften zu können. Wir können jedoch bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß nach dem Zeugniß sachkundiger Beobachter in England in der Regel nur die ergiebigsten Lagerstätten bebauet werden, die minder wichtigen aber unbenutzt bleiben, so daß also auch durch direkte Erfahrungen, die Nachtheile der englischen Bergwerksverfassung dargethan werden. Endlich darf man aber auch nicht glauben, daß in England der Bergbau als ganz freies Gewerbe ausgeübt wird, welches höchstens in einigen Provinzen des britischen Reichs angenommen werden kann, wo zu der Ausübung desselben nichts weiter, als eine Übereinkunft mit dem Grundbesitzer erfodert werden soll.

Wir haben nun noch den Bergbau in statistischer Hinsicht zu betrachten, wobei wir uns jedoch, wie schon erinnert wurde, darauf beschränken müssen, die Produktion des Bergbaues der verschiedenen Staten, welche Bergbau von einiger Erheblichkeit treiben, nach glaubwürdigen, öffentlich bekant gewordenen Nachrichten, ihrer Art und Größe nach, zusammenzustellen:

1) Spanien behauptet in Hinsicht auf den Werth seiner Bergwerkserzeugnisse unter allen Staten der Erde, bis jetzt den ersten Rang. Dagegen steht der spanische Bergbau gegen den der übrigen Staten in technischer und ökonomischer Hinsicht eben so weit zurück, und hat seine Wichtigkeit überhaupt nur der Ergiebigkeit der amerikanischen Bergwerke an edlen Metallen zu danken; diese Ergiebigkeit ist aber auch ohne Zweifel der Grund gewesen, weshalb die spanische Bergwerksverwaltung kleine technische und ökonomische Verbesserungen, durch welche der Bergbau in andern Staten allmälig zu immer größerer Vollkommenheit gehoben wurde, verachtet hat, wie sich unter andern durch Vergleichung des Queckſilber-Aufwandes bei dem Amalgamationsprozesse in dem spanischen Amerika und in Sachsen, auf eine auffallende Weise ergibt, obgleich es die Gerechtigkeit fodert, dabei auf die größere Schwierigkeit Rücksicht zu nehmen, welche, bei dem ungemein größern Umfange der amerikanischen Amalgamation, die Anschaffung des erfoderlichen Kochsalzes, Schwefelkieses, und vorzüglich des Brennmaterials zum Rösten der Erze, verursacht. Eben so ist die ungemeine Wichtigkeit der amerikanischen Bergwerke auch die Veranlassung gewesen, weshalb die spanische Regirung seit dem Besitz der amerikanischen Reiche, den europäischen Bergbau, (mit Ausnahme des Queckſilberbergbaues) mit einer in allen übrigen Staten unerhörten Geringschätzung behandelt hat. Mit welcher Gleichgiltigkeit die spanische Statsverwaltung den europäischen Bergbau betrachtet, geht unter andern aus der bergmännischen Anekdote in Moll's neuen Jahrbüchern der Berg- und Hüttenkunde, 5. Bds. 1. Lief., hervor. Ist aber der Bergbau im europäischen Spanien seit Jahrhunderten in keinem blühenden Zustande gewesen, so muß er durch die Kriege zwischen Spanien und Frankreich, und durch die neuesten politischen Ereignisse noch mehr von seiner Wichtigkeit verloren haben. Wir müssen daher bevorworten, daß die nachstehenden Angaben, welche sich auf die letzten Jahre des 18. und die ersten Jahre des 19. Jahrh. beziehen, auf den jetzigen Zustand nicht passen können, da mehre Berg- und Hüttenwerke durch jene Ereignisse gestört worden sind. Indeß stehen uns keine neueren Nachrichten zu Gebote, und wir tragen auch um so weniger Bedenken, die nachstehenden Angaben beizubehalten, da der jetzige Zustand von Spanien doch nur ein vorübergehender seyn kann.

Nach Heron de Villefosse (richesse minérale T. I.) lieferte das europäische Spanien, in der angedeuteten Periode jährlich:

Queckſilber (jetzt um mehr als die Hälfte vermindert)	25,000 C.
Eisen	180,000 —
Blei	32,000 —
Kupfer	300 —
Schwefel	800 —
Vitriol	2500 —
Alaun	1500 —

Silber, Zink, Steinkohlen ꝛc. unbedeutend. Von Wichtigkeit ist jedoch noch die Fabrikation des Kochsalzes, welche sich auf 5,000,000 Ctr. jährlich belaufen kann.

Der spanisch-amerikanische Bergbau hat durch die Ereignisse der neuesten Zeit ebenfalls wesentlich gelitten, wie schon aus dem bedeutend verminderten Absatze der teutschen Queckſilberwerke in jene Gegenden hervorgeht. Die folgenden Angaben nach Alexander von Humboldt und Heron de Villefosse beziehen sich auf denselben Zeitraum, als die obigen, also ebenfalls nicht auf die neuesten Zeiten:

Es lieferte an Gold jährlich:

Mexico	7000	M.
Peru	3450	—
Chili	11,000	—
Santafé	8570	—
Papayan	6830	—
also zusammen	36,850	Mark,

ohne Rücksicht auf die nicht bedeutende Produktion von Buenos Ayres.

An Silber erfolgte aus

Mexico	2,500,000	Mark
Peru	570,000	—
Chili	58,000	—
Buenos Ayres	352,900	—
zusammen	3,481,700	Mark,

ohne die nicht erhebliche Produktion in Neu Granada (Santa Fé und Papayan).

Quecksilber liefert nur Peru etwa 3300 Ctr. und Mexico etwas. Alle übrigen Metalle werden in unbedeutender Menge gewonnen.

Mit dem spanischen Bergbau auf edle Metalle, steht das Münzwesen in genauer Verbindung. Spanien besitzt in Europa die Münzstätten zu Madrid, Sevilla und Segovia, und in Amerika zu Mexico, Santa Fé, Papayan, Lima und St. Yago. Nur in den amerikanischen Münzstätten wird nach Humboldt jährlich geprägt:

5,162,248 pesos en oro
und 30,012,153 pesos en plata.

Sehr bedeutend ist die Menge von edlen Metallen, welche durch Schleichhandel aus dem spanischen Amerika geführt wird, und Humboldt schlägt dieselbe jährlich auf 500,000 Piaster an.

Da die Zugutmachung der edlen Metalle in dem spanischen Amerika bei Mangel an Brennmaterial nur auf dem Wege der Amalgamation geschehen kann, so läßt sich auf die ungeheure Consumtion von Quecksilber schließen. In der That reicht das spanische (sowol in Europa als in Amerika gewonnene Quecksilber nicht hin, diesen Bedarf zu decken; und die teutschen Quecksilber-Bergwerke haben dadurch in Jahren des Friedens einen gesicherten Absatz gehabt. Man hat zwar versucht, Mexico mit chinesischem Quecksilber zu versorgen, dasselbe ist aber theuerer und von geringerer Güte gewesen, als das teutsche.

2) Portugal, hat ebenfalls seinen europäischen Bergbau vernachlässigt, und seine Aufmerksamkeit besonders dem reichen Brasilien zugewendet, auch hat der europäische sowol, als der amerikanische Bergbau durch die neuesten politischen Ereignisse gelitten. Indeß hat doch die portugisische Regirung in den letzten Jahren politischer Ruhe dem Bergbau eine größere Aufmerksamkeit geschenkt, als die spanische, und besonders dem Vorurtheil weniger gehuldigt, daß nur der Bergbau auf edle Metalle die Aufmerksamkeit der Statsverwaltung verdiene. In der That hat sich der portugisische Bergbau auf Kupfer, Eisen und Steinkohlen in Europa sowol, als in Brasilien, besonders aber das Eisen-Hüttenwesen in dem letzten Reiche, vorzüglich durch die Bemühungen dabei angestellter Teutschen wesentlich gehoben, obgleich man nicht erwarten kann, daß diese Zweige des Bergbaues jetzt schon eine große Bedeutung gewonnen haben sollten. Wir begnügen uns daher nur im Allgemeinen den Zustand und die Richtung des portugisischen Bergbaues angegeben zu haben, und fügen hinzu, daß Villefosse (richesse minérale) die jährliche Goldproduktion in Brasilien auf 32,000 Mark anschlägt.

Das spanische und portugisische Amerika trägt zu dem gesamten gemünzten Gold und Silber, welches unter allen kultivirten Nationen der Erde jährlich in Umlauf komt, mehr als ¼ bei.

3) Frankreich, ist zwar von der Natur nicht mit so reichen unterirdischen Schätzen gesegnet, als die britischen Inseln, und besitzt keine Bergwerksverfassung, welche diesem Gewerbe so angemessen ist, als in den meisten teutschen Staten Statt findet; dessen ungeachtet sind aber doch viele Gegenden in Frankreich mit den mannigfaltigsten nutzbaren Fossilien (nur nicht mit edeln Metallen reichlich ausgestattet, und die Regirung schenkt dem Gewerbe, besonders in neuern Zeiten eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit, wodurch, in Verbindung mit dem regen Kunstfleiße seiner Bewohner, Frankreich, auch in Hinsicht seines Bergbaues eine größere Wichtigkeit erlangt hat. Die folgenden Notizen sind größtentheils aus einem Berichte des berühmten Heron de Villefosse in den annales des mines, 1. livraison 1820, entnommen.

Frankreich gewinnt Blei (mit etwas Silber) in den Departements von Finisterre, der Lozère, der Isère und der obern Loire, jedoch bei weitem nicht hinreichend. Etwa 1200 Ctr. (quintaux metriques) Bleiglanz werden nicht hüttenmännisch zu Gute gemacht, sondern unter dem Namen alquifoux zur Töpferglasur verwendet. Die Kupfer-Produktion ist in Frankreich sehr gering, doch hofft man dieselbe durch Wiederaufnahme einiger zum Erliegen gekommenen Werke zu erweitern. Die Messingbereitung ist in Frankreich (bei seinen jetzigen Gränzen) noch neu, hat aber bereits eine bedeutende Ausdehnung gewonnen. Der wichtigste Gegenstand des französischen Bergbaues ist das Eisen; das Land bringt zwar von diesem wichtigen Metalle nicht so viel hervor, als der Kunstfleiß bedarf, aber dennoch in bedeutender Menge. Frankreich produzirt Guß- und Stabeisen und Stahl, und insbesondere hat man die Bereitung des letztern in der neuesten Zeit erweitert und verbessert. Zwei der jetzigen Etablissements, zu Toulouse und Berardière (bei St. Etienne) liefern etwa ⅓ so viel Stahl, als vor wenigen Jahren im ganzen Reiche produzirt wurde (darunter auch Gußstahl), und besonders den letztern von solcher Güte, daß die Fabriken, welche den Stahl weiter verarbeiten, den Centner (quintal metrique) der feinsten Gattungen mit 410 Franken bezahlen.

Die Veredlung des Eisens und Stahls erstreckt sich über alle Gegenstände, zu welchen dieses Metall nur immer als Material dienen kann, zunächst Schwarz- und Weißblech, zum Theil durch Hilfe sehr zweckmäßig eingerichteter Walzwerke, Draht, und die feinsten Eisen- und Stahlwaren. Auch verdienen hier die Gewehrfabriken

zu Versailles, St. Etienne und Klingenthal eine ausgezeichnete Erwähnung.

Wir fügen noch folgende Übersicht der französischen jährlichen Bergwerksproduktion hinzu:

Silber	. . .	1343 Kilogramme
Blei	. . .	5000 Ctr. (quint. metr.)
Kupfer	. . .	1200 —
Messing	. . .	11,000 —
Eisen	. . .	935,000 — ohne Stahl
Steinkohlen	. .	2,800,000 —[7])
Salz etwa	.	5,000,000 —

etwas Vitriol und Alaun, übrige Metalle theils gar nicht, theils unbedeutend.

4) Niederlande (mit Einschluß des Großherzogthums Luxemburg). Dieser Stat besitzt nur in seinen südlichen Provinzen, und namentlich in Hennegau, bei Namur, Lüttich und Luxemburg, jedoch hier im Verhältniß zu dem Flächenraum dieser Provinzen nicht unbedeutenden Bergbau, besonders auf Steinkohlen und Eisen; doch wird auch Kupfer und Zink, so wie Kochsalz, Vitriol und Alaun, wiewol nicht in bedeutender Menge, gewonnen. Unter den Fabriken und Manufakturen, welche zur Verfeinerung der metallischen Produkte beitragen, bemerken wir besonders die Gold- und Silberarbeiten zu Gent nnd Amsterdam, die mannigfaltigen Eisen- und Stahlarbeiten, die Messingwerke zu Namur, und die Gewehrfabriken zu Lüttich und Kuilenburg.

5) Britisches Reich. Obgleich diesem State edle Metalle (mit Ausnahme von etwas Silber) gänzlich versagt sind, besitzt doch kein anderer Stat in der Welt auf gleichem Flächenraume einen so ungeheuern Reichthum nutzbarer Fossilien, besonders solcher, welche eines hohen Grades der Veredlung fähig sind, und in keinem andern State ist auch diese Veredlung so hoch getrieben. Von allem Eisen, welches in Europa gewonnen wird, liefert England beinahe die Hälfte (welches aber dennoch für seinen Bedarf nicht zureicht), zu der europäischen gesamten Bleiproduktion trägt England allein $\frac{1}{10}$, zu der Kupferproduktion etwa die Hälfte, und zu der Zinnproduktion gar $\frac{1}{15}$ bei. Die Veredlung der Erzeugnisse des Bergbaues ist in England so mannigfaltig, und in jeder Hinsicht so weit getrieben, daß wir weder eine Aufzählung derselben, noch eine Auswahl der vorzüglichsten Arten der Veredlung unternehmen können. Einige englische Berg-Produkte sind indeß, ungeachtet dieser so allgemeinen weitern Verarbeitung, auch im rohen Zustande eine Stapelware, vorzüglich das Zinn, jedoch auch Steinkohlen. Folgende Angaben über die jährliche englische Bergwerksproduction sind größtentheils nach Villefosse:

Zinn	. . . .	60,000 Ctr.
Kupfer	. . . .	200,000 —
Blei	. . . .	350,000 —
Zink	. . . .	50,000 —
Eisen	. . . .	5,000,000 —
Steinkohlen	. . .	180,000,000 —

An Stein-, Quell- und Vaisalz liefert England jährlich etwa 2,000,000 Ctr. Die Graphit-Bergwerke werden nur alle 7 Jahre geöffnet, und dann 10 bis 15,000 Ctr., bis zu einer zweiten Eröffnung gewonnen, und in der Zwischenzeit, besonders zu den bekanten englischen Bleistiften, verarbeitet.

6) Dänemark hat nach der Abtretung von Norwegen an Schweden nur noch einen sehr unbedeutenden Bergbau, hauptsächlich auf Eisen, und gewint außerdem noch etwas Salz und Bernstein.

7) Schweden (mit Norwegen), das eigentliche Schweden sowol, als Norwegen hat einen ausgebreiteten, und schon lange berühmten Bergbau, der fast alle Metalle (mit Ausnahme von Zinn und Quecksilber) und andre wichtige Mineralien liefert. Adelfors (hier Gold) Maensarp (mit dem wegen seines Magnet-Eisensteins berühmten Taberöe), in Jönkepingslaen, Falun (vorzüglich Kupfer), in Falu oder Stora-Kopparbergslaen, Norberg (Messing, Eisen ꝛc.), Skultuna (Messing ꝛc.) und Sala (vorzüglich Silber), in Westeräslaen, Dannemora (Eisen), in Upsala Laen, in Schweden, und Kongsberg (Silber), im Stift Aggerhuus, Roeraas (Kupfer), im Stift Drontheim, Modum Schmaltenbereitung) daselbst, in Norwegen, gehören zu den wichtigsten Gewinnungspunkten.

Die jährliche Produktion der schwedischen Bergwerke beträgt nach verschiednen Angaben:

Gold	. . . .	5 bis 8 Mark.
Silber über	. . . .	4500 —
Kupfer	. . . .	30,500 Ct.
Eisen	. . . .	2,000,000 —
Blei	. . . .	431 —
Kobalt	. . . .	4250 —
Steinkohlen	. . . .	613,000 —
Schwefel	. . . .	1090 —
Vitriol	. . . .	3500 —
Alaun	. . . .	41,300 —
Salpeter	. . . .	65,284 —

Kochsalz nicht hinreichend für den eignen Bedarf. Zu den Stapelwaren gehören von vorstehenden Produkten vorzüglich Eisen und Kupfer.

8) Rußland hat, wie sich bei seiner ungeheuern Ausdehnung erwarten läßt, auch einige Gegenden, welche für den Bergbau von Wichtigkeit sind. Der Bergbau ist indeß größtentheils ziemlich neuer Entstehung, und verdankt sein rasches Gedeihen der Sorgfalt, und den zweckmäßigen Maßregeln der Statsverwaltung unter den letzten Regenten, und vorzüglich dem jetzt regirenden Kaiser. Der russische Bergbau steht bei der auf ihn gewendeten Sorgfalt, auch auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit, indem man demselben von Anfang an sogleich alle Vortheile zu eigen zu machen suchte, welche eine lange Ausübung des Bergbaues in andern Gegenden allmälig kennen gelehrt hatte. Der russische Bergbau ist indeß noch einer beträchtlich größern Ausdehnung fähig, welche derselbe auch gewiß erhalten wird, die aber durch mehre mercantilische Hindernisse, besonders die große Entlegenheit der vorzüglichsten Gewinnungspunkte von allen cultivirten Ländern, einigermaßen erschwert wird.

Der Hauptsitz des russischen Bergbaues befindet sich im asiatischen Rußland, am Ural und Altai, doch verdient auch der Bergbau in Polen, welcher der Oberberg-

7) Nach einer andern Angabe Cordier's 10,000,000 Ctr.

Direktion zu Kielce untergeordnet ist, eine ausgezeichnete Erwähnung [8]). Die uralischen Bergwerke sind den Berghauptmannschaften Jekaterinenburg, Goroblagodsk und Bogoslowsk untergeordnet, und liegen in den Statthalterschaften Perm, Orenburg, Wiátka, Kasan und Pensa, es sind größtentheils Kronbergwerke, doch finden sich daselbst auch 124 Privatwerke, welche Eisen, Kupfer und etwas Vitriol liefern. Die Kolywano-Woskressenskischen Bergwerke liegen am nordwestlichen Altai, in der Statthalterschaft Tomsk, und ihr Ertrag gehört zu den Schatullgeldern des Kaisers. Außerdem sind noch die Nertschinskischen Bergwerke in der Statthalterschaft Irkusk zu erwähnen. Die folgende Uebersicht der Produktion des russischen Bergbaues ist aus dem Handbuche der neuesten Erdbeschreibung, 2. Abth. 2. Bd., entnommen; dieser Band ist von Hassel bearbeitet, der seinerseits vorzüglich Herrmanns Nachrichten benutzt hat [9]).

	Sämtl. russ. Bergwerke lieferten jährlich:			Davon das asiatische Rußland:		
	Pud.	Pfunde.	Solotnik.	Pud.	Pfunde.	Solotnik.
Gold	41	19	68	41	19	68
Silber	1250	18	30	1250	18	30
Kupfer	202,657	—	—	18,667	—	—
Blei	50,000	—	—	50,000	—	—
Stabeisen	58,389,57	—	—	5,039,940	—	—
Vitriol	3892	—	—	144	—	—

9) Östreichische Monarchie. Die mächtigen Gebirge, welche diese Länder durchschneiden, und viele seiner Provinzen größtentheils bedecken, begünstigen den Bergbau, der auch, obgleich in einigen Provinzen, namentlich in Dalmatien, noch einer beträchtlichen Erweiterung fähig, doch im Ganzen eine so große und mannigfaltige Produktion darbietet, daß sich in dieser Hinsicht nur wenige andre Länder in Europa mit ihm messen können. Allgemein bekant sind Steiermark, Kärnten und Krain, diese Wiege des teutschen Bergbaues, mit seinen unerschöpflichen Eisenniederlagen, jedoch auch nicht arm an andern Fossilien, als Quecksilber bei Idria, Blei bei Villach und Bleiberg, auch Salzburg, dessen Namen schon auf Reichthum an Salz deutet, welches aber auch andere Bergwerksprodukte liefert, Ungerns und Siebenbürgens Goldreichthum, die mächtigen Steinsalzlager zu Wieliczka, Bochnia und in der Bukowina; erheblich ist aber auch der mannigfaltige Bergbau in Böhmen, in Mähren, im Lande ob der Ens, in Tyrol, und selbst in Lombardei-Venedig ist in den Delegationen Brescia und Bergamo die Eisen- und Stahlerzeugung nicht unbedeutend, wobei wir auch der auf mehren Punkten der Monarchie in den neuesten Zeiten eingeführten Gußstahlbereitung gedenken müssen. Die weitre Veredlung der Bergwerksprodukte hat ihren Sitz besonders in Böhmen, wo die Karlsbader Waren bekant sind, außerdem verdienen besonders die Wiener Goldarbeiten und die Brescianer Eisen- und Stahlarbeiten (worunter wir auch die Gewehrfabrikation begreifen), vorzüglich einer Erwähnung.

Sämtliche Bergwerksprodukte betragen (größtentheils nach v. Liechtenstern) jährlich:

Gold	3846	Mark.
Silber	486	Ct.
Kupfer	56,000	—
Blei über	30,000	—
Zinn	4890	—
Eisen	1,200,000	—
Quecksilber und Zinnober	13,000	—
Kobalt	9415	—
Vitriol	10,120	—
Alaun	8140	—
Steinkohlen	1,177,000	—
Salz	592,819	—

10) Die preussische Monarchie besitzt zwar keinen so ausgezeichneten Reichthum an Produkten des Mineralreiches, als manche andre Staten, doch hat sich der preussische Bergbau schon seit geraumer Zeit bei der auf ihn gewendeten großen Sorgfalt, durch technisch-ökonomische Verbesserungen sehr ausgezeichnet, und zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gehoben. Hier hat man in Teutschland die ersten Dampfmaschinen bei dem Bergbau angewendet, die ersten Schienenwege angelegt, die Eisengießereien wesentlich verbessert, daß man im Stande war, neben großen Gebläsezylindern (welche auch ausgebohrt werden mußten), eisernen Brücken und andern massenreichen Gegenständen zugleich die feinsten Verzierungen mit der größten Präzision zu gießen, bei den verschiedenen Schmelzprozessen verbesserte, besonders Zylinder-Gebläse eingeführt, das erste Roheisen durch Coaks erzeugt, den Zink auf eine eigenthümliche Weise metallisch dargestellt und weiter verarbeitet, die ersten zweckmäßigen Walzwerke erbaut hat ꝛc.

Von vorzüglicher Wichtigkeit ist das Eisenhüttengewerbe und der Steinkohlenbergbau in Schlesien, und auch der Bergbau bei Tarnowitz auf Blei und Silber verdient einer ausgezeichneten Erwähnung. In den brandenburgpreussischen Provinzen ist das Eisenhüttenwesen fast der einzige Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit des Berg- und Hüttenmanns fesselt, doch verdient die geschickte An-

8) In Karsten's Archiv für Bergbau und Hüttenwesen Bd. IV. Heft 1. steht ein Aufsatz über den polnischen Bergbau, aus welchem wir nachstehende Angaben über die Produktion in den Jahren 1818 — 1819 entnehmen:

Rohes Eisen	703,32	Ctr.
Stabeisen	20,772	—
Zink	4494	—
Blei	1953	—
Messing	45	—
Kupfer	457	—
Eisenblech	387	—
Silber	106	—
Galmei	22,575	—
Steinkohlen	326,627	Korzec (zu 5½ Kl. Kubikfuß.)
Kupfer und Bleierz	16,402	Ctr.
Eisenerz	28,278	Fuder
Alaun-Asche	5500	Korzec.

9) Wir sehen, daß unter diesen Angaben die in der Anmerkung (8) beigebrachten nicht begriffen seyn können, was sich auch leicht erklärt, da der polnische Bergbau größtentheils ganz neuer Entstehung, das Herrmann'sche Werk über den russischen Bergbau aber schon 1810 erschienen ist.

Ein Pud ist bekantlich 40 Pfd.
1 Solotnik ¼ Loth.

wendung mechanischer Hilfsmittel bei der Bearbeitung des Eisens, Kupfers und Messings, und die Eisengießerei zu Berlin, so wie die seit kurzem eingeführte Gußstahlbereitung vorzügliche Beachtung. In der Provinz Sachsen sind die wichtigen Salinen, hienächst der Kupferschieferbergbau im Mansfeldischen und bei Sangerhausen (im Mansfeldischen silberhaltig) vorzüglich, aber auch der Stein- und Braunkohlen-Bergbau, und selbst das Eisengewerbe im Hennebergschen der Aufmerksamkeit werth.

In Westphalen sind Eisen und Steinkohlen die wichtigsten Gegenstände des Bergbaues, und mehre bedeutende Salinen nicht minder erheblich. Dieselben Gewerbe blühen auch in den rheinischen Provinzen. Die Veredlung der Produkte des Bergbaues ist in der Grafschaft Mark und im Bergischen von der größten Wichtigkeit, und die Eisen- und Stahlwaren dieser Länder allgemein bekant. Gewehrfabriken besitzt Preußen fast in allen Provinzen, welche nicht allein das Inland, sondern auch zum Theil fremde Staten mit Commiß- und Galanteriegewehren versorgen.

Wir lassen nun eine Übersicht der gesamten Bergproduktion größtentheils nach Hassel folgen, wobei wir indeß bedauern müssen, daß uns keine so genaue, sich über die ganze Monarchie erstreckende Nachrichten zu Gebote stehen, als in Karsten's Archiv für Bergbau- und Hüttenwesen über den schlesischen und den niedersächsisch-thüringischen Haupt-Bergdistrikt, erstere vom Herrn Herausgeber, letztere vom Herrn Berghauptmann v. Veltheim mitgetheilt sind:

Silber	10,540 Mark.
Kupfer	18,423 Ctr.
Blei und Glätte	59,238 —
Eisen von allen Arten	2,348,783 —
Kobalt	2988 —
Zink und Galmei	68,525 —
Braunstein	700 —
Kochsalz	1,390,700 —
Alaun	10,000 —
Vitriol	4447 —
Salpeter	2010 —
Schwefel	202 —
Steinkohlen	10,324,069 Schffl.
Torf etwa	75,000,000 Stck.[10])

11) Unter den teutschen Staten vom zweiten Range verdient Sachsen in Ansehung des Bergbaues die erste Stelle, obgleich sich derselbe seit der Abtretung von Mansfeld, Sangerhausen und des neustädtschen Kreises, fast allein auf das Erzgebirge beschränkt. Die jährliche Produktion beträgt nach Villefosse:

Silber	53,000 Mark.
Blei	10,000 Ctr.
Kupfer	320 —
Zinn	2500 —
Eisen	80,000 Ctr.
Kobalt	20,000 —
Schwefel	450 —
Vitriol	8000 —
Alaun	600 —
Steinkohlen	1,200,000 —

12) Nicht minder bedeutend ist der Bergbau im Königreich Hanover, besonders am Harz, und derselbe beträgt nach Hassel jährlich:

Gold	6½ Mark.
Silber	34,238 —
Kupfer	1404 Ctr.
Blei	41,949 —
Glätte	15,746½ —
Gußeisen	42,855 —
Stab- und Zaineisen	49,676 —
Messing	1085 —
Zink	2987 —
Vitriol	1286 —
Schwefel	1300 —
Steinkohlen	469,840 —
Salz	329,055¼ —

13) Bei den übrigen teutschen Staten können wir uns nicht auf eine Aufzählung ihrer Bergprodukte einlassen, sondern müssen uns begnügen, nur im Allgemeinen folgendes zu bemerken:

Baiern hat einen nicht unwichtigen Bergbau, besonders auf Eisen, auch verdient das Vorkommen und die Gewinnung des Queckſilbers bei Obermoschel im Zweibrückischen einer Erwähnung. Außerdem gewinnt Baiern viel Salz, und die wichtige, vom Herrn Salinenrath v. Reichenbach ausgeführte Soolenleitung zwischen Berchtesgaden, Reichenhall und Rosenhain und Traunstein, haben die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grade erregt.

Wirtemberg und Baden gewinnen ebenfalls vorzüglich Eisen und Salz, und die wichtigen Langsdorfschen Entdeckungen in Hinsicht auf das Letztere, sind durch mehre teutsche Zeitschriften bekant geworden, auch haben wir vom Herrn v. Langsdorf ein ausführliches Werk über Salinenkunde und halurgische Geognosie zu erwarten, welches sich ohne Zweifel auch über diese Entdeckungen verbreiten wird.

Die kurfürstlich und großherzoglich hessischen, herzogl. nassauischen, herzogl. braunschweigschen, großherzoglich und herzoglich sächsischen Staten, gewinnen ebenfalls hauptsächlich Eisen, doch vorzüglich die hessischen und nassauischen auch noch andre Metalle, und die meisten derselben Salz und unterirdische Brennmaterialien. Eisen ist überhaupt der wichtigste Gegenstand des Bergbaues auch in den übrigen teutschen Staten, deren einige auch Salinen besitzen. Der Bergbau in allen diesen Staten ist indeß nicht sehr erheblich, doch sind darunter auch nur sehr wenige, welche gar keinen Bergbau treiben.

14) Helvetien treibet ebenfalls nur geringen Bergbau, und besitzt nur Eisen und Salz.

15) Auch in den italischen Staten ist der Bergbau im Ganzen gering, obgleich einige, wie z. B. die zum Königreich Sardinien gehörige Insel Elba eine starke Eisenproduktion besitzet, und die vulkanischen Gegen-

10) Nach Voigtel (Versuch einer Statistik des preußischen Staats) fügen wir noch einige von den vorstehenden etwas abweichende Angaben hinzu:

Silber	10774 Mark
Kupfer ungefähr	11224 Ctr.
Blei, nur in Schlesien und am Bleiberge, ohne 20000 Ctr. Bleiglasur	15000 —

den besonders Schwefel, Alaun (unter dem Namen des römischen bekant) und Vitriol produziren.

16) Es wäre demnach in Europa nur noch das osmanische Reich übrig, von welchem man zwar im Allgemeinen seinen Reichthum an Produkten des Mineralreichs kent, aber auch weiß, daß nur ein sehr geringer Theil derselben durch Bergbau gewonnen wird; über die Größe der Produktion des Bergbaues fehlen aber fast alle Nachrichten.

17) Eben so wenig sind wir im Stande über die Menge der Bergwerksprodukte in andern Welttheilen, z. B. des Goldes in Afrika, des Kupfers in Japan, und des Zinnes der indischen Inseln, sichere Angaben mitzutheilen.

18) Nur die vereinigten Staten von Nordamerika machen davon eine Ausnahme. Daß in diesen Ländern, in denen europäische Kultur durch Europäer einheimisch geworden ist, auch der Bergbau nicht ganz zurückgeblieben seyn wird, läßt sich erwarten, gleichwol ist derselbe noch ziemlich fern von derjenigen Bedeutung, deren er fähig ist, und beschränkt sich nach Villefosse nur auf die jährliche Produktion von etwa 48,0000 Ctr. Eisen und 100,000 Ctr. Steinkohlen, nebst etwas Kupfer und Blei; wahrscheinlich weil der Anbau der Ländereien die Thätigkeit seiner Bewohner noch zu sehr in Anspruch nimt und der große merkantilische Verkehr, verbunden mit einer ausgebreiteten Schiffahrt, dieselben in den Stand setzt, sich mit Leichtigkeit mit den Bergwerksprodukten fremder Staten zu versorgen, und vielleicht auch zum Theil, weil keine dem Gedeihen des Bergbaues ganz angemessene Verfassung besteht [11]). (*Ant. Müller* u. A.)

Bergblau, s. Blau.

Bergbutter, s. Alaun.

Berge, Kloster-Berge, s. Bergen.

BERGE, von, eine sehr alte Familie, von der zuerst Lorenz von Berge um 1080 erwähnt wird. In Anhalt blühet sie seit dem Anfange des 13. Jahrh., von ihr sind noch jetzt Abkömlinge daselbst, und in der Mark Brandenburg, und viele Mitglieder derselben haben sich in mancherlei Ämtern um ihr Vaterland wohl verdient gemacht. Vorzüglich merkwürdig unter diesen ist:

Paul von Berge, Sohn Joachim's v. B. Burgvogt's zu Dessau, geb. daselbst den 24. Febr. 1475. Im J. 1496 ward er Sekretär des Fürsten Ernst zu Dessau, nachher Kanzler, und diente diesem Fürsten, seiner hinterlassenen Witwe Margarethe, geborne Herzogin von Münsterberg, als Vormünderin, und seinen drei Söhnen Johann II., Georg III., und Joachim „mit dem größten Fleiße und der größten Geschicklichkeit und Treue" 43 Jahr. Das rühmten die Fürsten selbst von ihm, und bewiesen ihm ihre Gnade öfter durch fürstliche Belohnungen; auch Kaiser Karl V. ertheilte ihm 1530 „angesehen solche Erbarlichkeit, Redlichkeit und gut Vernunft, damit er Ihm beruempt wird" einen Wapenbrief. Er starb den 26. Dec. 1539 an einer falsch bereiteten Arznei, soll zwar nach der Leichenpredigt wieder zu sich gekommen seyn, aber dann nur noch wenige Tage gelebt haben. Sein und seiner Frauen Leichensteine stehen in der Kirche zu Dessau.

Sein ältester Sohn Paul, st. 1568, dessen zweiter Sohn David, st. 1605, und dessen zweiter Sohn Gottfried, st. 1653, waren alle drei Bürgermeister zu Dessau. Des letzten zweiter Sohn David, st. 1682, war Landrichter zu Bernburg, und ihm wurde von seiner Frau Agnes Tappe geboren als zweiter Sohn:

Ernst Gottlieb von Berge zu Bernburg 1649, wo er in der Schloßkirche am 3. Mai getauft ward (den Geburtstag geben die Kirchenbücher nicht an). Er reiste 1670 nach Moskau, hielt sich hier, in der Ukraine und der nördlichen Tatarei, 8 Jahre auf, verfaßte auch eine Beschreibung von der Ukraine nebst einer Karte. Mit dem englischen Gesandten Hebdon reiste er 1678 von Moskau nach England, wo er sich die Freundschaft mehrer vorzüglicher Männer, besonders Wilhelm Lloyd's, Bischofs von Asaph und nachher von Worcester, erwarb. 1680 verließ er England und ging nach Berlin, wo ihn Kurfürst Friedrich Wilhelm d. Gr. zu seinem geheimen Sekretär und mos owitischen Interpreten machte. Nachher ward er auch Rathmann und Kämmerer des dasigen Magistrats. Seine Frau Luisa Palm gebar ihm 4 Söhne, und er lebte noch 1710. — Mehr als durch seine Beschreibung der Ukraine, und eigentlich allein merkwürdig ist er durch seine Übersetzung Milton's. Sie ist wenig bekant, und noch weniger ihr Vers.; Adelung zu Jöcher erwähnt ihn nach Gottsched ohne alle Nachrichten, so auch Küttner in den Charakteren teutscher Dichter Bd. 1. S. 125. Koch, Bouterweck und Wachler in ihren Geschichten der teutschen Dichtkunst haben ihn ganz übergangen *). Seine Übersetzung erschien unter dem Titel: das verlustigte Paradeis, Auß Johann Milton's, Zeit seiner Blindheit in englischer Sprache abgefaßten unvergleichlichen Gedicht. In unser gemein Teutsch übergetragen und verlegt durch C. G. v. B. In Zerbst bei Johann Ernst Bezeln MDCLXXXII. 367. S. 8. Unter der Zueignung an die Kurfürstin Dorothea von Brandenburg schreibt er seinen Namen aus. Ohne Zweifel lernte er das Gedicht bei seinem Aufenthalt in England kennen und faßte auch gleich, nach der kurzen Vorrede, sobald er es gelesen, den Entschluß, es „auf gleichmäßige Art, wie es unlängst von dem berühmten Hrn. Theodoro Haacken, fürnehmen Mitglied der kurlöblichen königlichen Gesellschaft **), allbereyt angefangen, vollends überzutragen." Diese Übersetzung H's. kenne ich nicht, und kann daher nicht sagen, ob, wie man jene Worte verstehen könte, v. Berge sie nur fortgesetzt, oder ganz von vorn angefangen habe. Die Übersetzung zeigt eben keine Verschiedenheit, außer daß sie, wie begreiflich, in den letzten Gesängen sich etwas

11) Vgl. im Allgemeinen Grubenbau, Knappschaft und Markscheidekunst.

*) Obige Nachrichten sind aus Beckmann's Histor. d. Fürstenth. Anhalt Th. VII. Kap. 1. S. 168. Kap. IV. S. 373—377.

**) Theod. Haak, geb. 1605 zu Neuhausen bei Worms, studirte und lebte in England, übers. die Anm. der holländ. Bibelübers. von 1637 ins Engl., außer einem Theile von dem Verl. Paradiese, mehre englische moral. Schriften ins Teutsche. Er war Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London, u. starb 1690 den 6. Mai. Wahrscheinlich hatte ihn v. B. persönlich kennen lernen.

leichter, freier und edler bewegt. Sie ist im Ganzen richtig, wörtlich und treu, gibt meist Vers für Vers wieder, oder es stimt doch die Verszahl jedes Gesanges in ihr und der Urschrift ziemlich überein; nur zieht sie zuweilen zusammen, so daß sie oft kürzer wird, als die Urschrift selbst. Besonders gefällt es dem Übersetzer Wörter aufeinander zu häufen und zusammenzustellen, wie es sich im Englischen nicht findet; er bringt Wortspiele, Alliterationen, Annominationen und Reime an, wo sie die Urschrift nicht hat; liebt Zusammensetzungen, und hat insbesondre viele Wörter, die wohl verdienten allgemein eingeführt zu werden. Nicht ganz selten findet man auch fremde Wörter, gemeine Ausdrücke, und sehr harte Zusammenziehungen. Dadurch werden viele Verse allerdings hart und schwerfällig, oft ist auch das Maß der Silben schlecht beachtet; aber größtentheils sind die Verse ziemlich fließend und richtig gemessen, obwol in dieser Zeit das Sylbenmaß der Urschrift, das er beibehalten hat, fünffüßige reimlose Jamben, wovon nur wenige einen weiblichen Ausgang haben, ganz ungewöhnlich war. Auch die Sprache ist im Ganzen richtig, rein, edel, würdig und kraftvoll. Ob die in der Vorrede versprochene neue Ausgabe mit Erklärungen und Kupfern, und die Übersetzung des wiedergefundenen Paradieses erschienen ist, weiß ich nicht, so wie auch von andern Gedichten des Vfs. mir nichts bekant ist. Schwerlich aber war es wol der erste und einzige Versuch; Beckmann führt auch nicht einmal diese Übersetzung an. (*de Marées.*)

v. Berge im Hennebergischen, s. Berg.

BERGEDORF, ein den beiden Städten Lübeck und Hamburg gemeinschaftliches Amt zwischen der Elbe und Bille. Es besteht aus der Stadt Bergedorf, den sogenannten Vierlanden und dem Dorfe Geesthacht (zusammen 3 Pfd.), mit 8700 Einw. überhaupt. — Die Stadt B., 2 M. südl. v. Hamburg, hat über 300 Häus. 2000 Einw., deren Betrieb vorzüglich in Ackerbau, Viehzucht und Krämerei besteht. Der Amtsverwalter wohnt auf dem alten Schlosse. (*Dörfer.*)

BERGEIER, ist der Trivialname verschiedner in eiförmigen Gestalten vorkommender Fossilien, z. B. der Aëtiten, Quarzkugeln ꝛc. (*Germar.*)

BERGEL, Marktfl. am Fuß eines steilen Berges des sogenanten Petersberges, im Landgerichtsb. Windsheim des königl. baierischen Rezatkreises; ein alter großer Marktflecken, der 1323 vom Kaiser Ludwig Stadtrecht erhielt, von 113 Häusern und 148 Familien = 715 Einwohn., mit 2 Kirchen. Der Dinkel- und Haferbau ist hier vorzüglich ergiebig, und der Flecken ist lebhaft wegen der von Ansbach nach Uffenheim durch den Markt führenden Chaussee. (*Fenkohl.*)

BERGELL (Bergeller-Thal, auch Bregel, Bregell, Pregell, Pergell, rhätisch Val Bragalja), rauhes Bergthal im schweiz. Kant. Graubünden, von welchem es ein Hochgericht im Gotthausbunde ausmacht; es zieht sich südlich vom Septimerberge 4 St. lang gegen Chiavenna der Mera oder Maira nach hinunter, die sich in den Chiavenner-See ergießt; er ist reich an schöner Natur, theilt sich in die Theile Ober- und Unter-Porta ab und hat 2170 Einw. von italischer Abkunft und Sprache, protestantischen Glaubens und trefflichen Körper- und Geistesanlagen; schon im Jahre 1204 nent sie Kaiser Heinrich II. freie Leute; damals war durch das Thal der einzige Alpenpaß in Graubünden, der aus Italien nach Teutschland führte. Vicosoprano ist der Hauptort des obern Bergells; im untern liegt das Stamschloß der Familie Salis, Soglio, wo schon 913 zwei Brüder Salis lebten. (*Wirz.*)

BERGEN, Bergung, wird im Seerecht die Hilfe genant, die bei Noth auf dem Wasser Statt findet. Sie findet entweder gegen die Elemente Statt, ohne daß Menschen sie aufregen, oder gegen Menschen und die von ihnen aufgeregten und benutzten Elemente. Im erstern Falle heißt sie Civil- im andern Falle militärische Bergung. Wir wollen zuerst von der Civilbergung handeln. Wie die Menschen noch ganz Barbaren waren, so sahen sie das Eigenthum, welches Menschen in der Noth temporär verließen, oder welches sie verloren, oder dessen Besitz außer ihrer Gewalt kam, als ihr Eigenthum an, oder ihre Regirungen maßten es sich ganz oder zum Theil an. Dieser Gebrauch hat ganz aufgehört, und nur herrenloses Gut fällt dem Fiscus in der Regel ganz anheim. Von anderm Gut, wenn es feetristig und temporär herrenlos gewesen ist, maßt der Fiscus sich noch einen Theil an (wahrscheinlich in Rücksicht der großen Kosten der Strandbewachung und der Seesicherung durch Leuchtthürme u. s. w.), der nicht die Hälfte übersteigt, und Hilfe leistende oder Berger bekommen einen Theil, der selten bis zum Drittheil, und nie die Hälfte übersteigt. Zwei große Regeln entscheiden bei Bestimmung dieser Theile im Ganzen genommen:

a) das jus talionis, welches es zur Pflicht macht, liberale Grundsätze nur dann gegen die Individuen eines Volkes auszuüben, wenn man von demselben in vorkommenden Fällen sie früher genossen hat, oder nach bestehenden Gesetzen sie genießen wird — in ungewissen Fällen muß man sie sich durch Reversalien sichern.

b) die Regel quantum meruit, daß die Berger nach dem Verdienst des Falles belohnt werden, nämlich nach der Jahrszeit, der Gefahr des Augenblickes, der Mühe, der Zeit, der Menge der Berger und der Größe des Geretteten; der Lohn aber immer in Verhältniß stehe zu dem gewöhnlichen Verdienst des Bergers, und zu demjenigen, welches ihm in seinem Stande eine unabhängige Existenz, ein sorgenfreies Alter, Auskommen seiner Familie sichern kann. Es ist zu hoffen, daß ein Grad der Civilisation unter den Menschen eintreten wird, den Berglohn in gewöhnlichem Arbeitslohn bestehen und aus inländischen Statskassen die außerordentliche Belohnung folgen zu lassen, weil etwas Unchristliches und Engherziges darin liegt, von Ausländern, und von unglücklichen Ausländern, Prämien zur Aufmunterung in Gefahren zu verlangen, statt daß man die unglücklichen Fremden auf Statskosten verpflegen lassen, und sie ihrem Vaterlande und ihrer Bestimmung mit dem Geretteten zustellen sollte. Wenn auch dieser Zustand der Dinge lange noch fern bleibt, so sündigt man in vielen Ländern bei der Civilbergung doch dadurch,

1) daß man nicht Zeit genug in der Abmachung der Sachen spart, ein Umstand, der nicht allein der Auffassung der Verhältnisse zwischen Ver- und Befrachtern, son-

dern auch zwischen Versicherern und Versicherten zum unglaublichen Nachtheil der Handlung verspatet, sondern auch andre schlimme Folgen durch Vergrößerung der Kosten hat;

2) daß, ungeachtet bei Aufbringungs- und Bergungsfällen, der großen Summen wegen, die zur Frage kommen, Bestechungen direkte oder indirekte nur zu leicht zu befürchten sind; ungeachtet über nautische Gegenstände nur Seeerfahrne richten können, man die Sachen nicht selten durch Männer entscheiden läßt, die ein Esprit de localité beseelt, oder die sonst für interessirt gehalten werden, oder die ohne nautische Kentnisse sind;

3) daß man die Zollsysteme der Länder zu strenge einwirken läßt oder die Beamten mit großen Strandgebüren dotirt;

4) daß man nicht in der Legislation bestimt die Fälle der Seenoth unterscheidet. Seenoth kann auf der hohen See, am Ufer und auf Untiefen entstehen. —

Auf der hohen See bei Havarien, bei Mangel an Lebensmitteln, bei Krankheiten u. s. w. Bergung wird dann geleistet durch Abgebung von Segeln und andern Schiffsinventarienstücken, Proviant, durch Abgebung von Mannschaft, und es wird gewöhnlich nur der bedungene oder angenommene Werth der Objecte, oder das Monatsgeld der abgegebenen Leute und die etwa bedungene Gratification bezahlt, und Sir William Scott verweigerte mit Recht in dem Falle des Sklavenschiffes Anne Bicknel dem Sklavenschiffe Elisabeth für Beistand obiger Art Bergelohn, weil Schiffe sich in Fällen dieser Art beistehen müssen.

Oder die Bergung findet Statt durch Schlepptaudienst. In solchen Fällen ist aber nach der Regel quantum meruit wenigstens ein entschädigender Bergelohn zu erkennen, und es wäre zu wünschen, daß durch Verträge festgesetzt würde, daß vorzüglich ein solcher Dienst, wenn er einem Statsschiffe geleistet ist, prompt bezahlt würde. Es sind eine Menge Reclamationen über Hilfleistung der Art anhängig, die unabgemacht bleiben, und welche die Seenoth in Zukunft vermehren werden, insofern dergleichen Beispiele abschrecken, Seehilfe zu leisten (s. den Art. Abweichung).

Ferner tritt Seenoth beim Unflottwerden, beim Festsitzen am Lande oder im Eise und beim Stranden oder Scheitern ein.

In den bestehenden Gesetzen und in der Praxis in den Distrikten, wo keine Seeverständige als Richter vorhanden sind, verwechselt man alle diese Arten der Seenoth und läßt auch hier das Beatus est possessor entscheiden. Aber Unflottwerden ist alle Mal anzunehmen, wenn Schiffe ohne Verlust vom Steuerruder oder dergleichen wesentlichen Stücken der Navigation, auf Seeuntiefen oder in Flüssen festraten, oder im Eise festsitzen und lichten müssen, und dazu oder zur Ausbringung von Ankern fremder Hilfe nöthig haben. Diese Hilfleistung sollte in gefahrlosen Fällen nie anders als wie Lichterdienst durch Zusetzung der höchsten laufenden Fracht und des liberalsten Arbeitslohns und einiger Entschädigung für Versäumnisse belohnt werden. Seenoth durch Stranden ist dann anzunehmen, wenn Schiffe auf Untiefen gerathen, und dabei das Steuerruder und andere wesentliche Stücke der Navigation verlieren, oder so leck werden, daß es schwer ist leez zu halten und das Flottwerden mehr von dem Zufall und der außerordentlichen Anstrengung der Hilfeleistenden als von gewöhnlicher Wirkung des Ankerausbringens, des gefahrlosen Lichtens und der Fluth abhängt. Bergung bei Scheiterung ist dann anzunehmen, wenn Schiffe beim Festraten oder Strandsetzen so stark beschädigt werden, daß dabei die gänzliche Vernichtung des Schiffes erfolgt, oder als unvermeidlich anzunehmen ist. Die Zeit in, und die Summe zu welcher Bergungsfälle abgemacht werden, sollten jedes Mal durch die Zeitung bekant gemacht werden, dann würden sie die Distrikte und Länder zu scheuen haben, aus welchen die Misbräuche und die Sportelsucht langsam weichen, und, was so sehr zu wünschen ist, ein mehr gleichförmiges Verfahren in allen Ländern entstehen. Bei keiner Art von Entscheidungen ist die Zuziehung unparteiischer Kunstverständiger so nöthig als bei Bergungssachen, und die summarische Abmachung unter Anrathen von Kunstverständigen, weil die Zeit bei Handelssachen das kostbarste ist, am wünschenswerthesten. Vergleiche sind aber selten zu rathen, weil die Kapitäne zu leicht von Bergern bestochen werden können, dergleichen einzugeben und weil das Assecuranzrecht es zur Pflicht macht, daß alle Constatirungen durch gerichtliche oder notorielle Documente geschehen. Allenthalben wird bis jetzt noch versäumt, genau nachzuforschen, ob nicht die Hilfeleistenden durch falsche Angabe der Flutheit und andre Unwahrheiten die Kosten der Bergung trüglicher Weise veranlaßt haben. — Alle Entscheidungen in Bergungssachen sollten die Gründe der Entscheidung in sich enthalten, und der Bergelohn sollte nie, als bei großen Deviationen ½ des Eigenthums übersteigen, so wie bei Derelicten sine animo revertendi nie die Hälfte. Die Ehre eines Volkes ist dabei wesentlich interessirt, daß die Entscheidungen in Bergungssachen prompt, mit Umsichtigkeit, Kentniß und Liberalität geschehen. Mehre Traktaten enthalten desfallsige Stipulationen, aber am empfehlenswürdigsten ist das derzeitige gegenseitige Betragen der Dänen und Marocaner. Gestrandete Dänen werden in Marocco auf Kosten des Kaisers unterhalten und in die Seehäfen gesandt, so wie dagegen gestrandete Marocaner bei uns auf Kosten des Stats liberal unterhalten und in die Abgangshäfen befördert werden. Im Ganzen genommen sind die Grundsatze, welche Sir William Scott über Civilbergung aufstellt, preiswürdig.

Nicht so wichtig wie die Civilbergung ist die Militärbergung, das heißt derjenige Beistand für Schiffe und Seefahrende, welcher Menschen oder die von den Menschen aufgeregten und benutzten Elemente zu bekämpfen hat. Vormals machte 24stündiger feindlicher Besitz das einheimische, alliirte und selbst neutrale Eigenthum verfallen. In den letzten Zeiten ist einheimisches und alliirtes Eigenthum in England gegen ⅓ oder ¼ Bergelohn zurückgegeben, und neutrales in der Regel ohne Bergelohn, wenn nicht besondere Umstände die Confiscation bei dem Feinde evident machten. Frankreich und andre Länder haben ähnliche Grundsätze aufgestellt. England übt die li-

berale Regel aus, wenn sie durch Reciprocität erwiedert wird; sonst richtet es die Schiffe nach den Gesetzen ihres Heimathslandes. — Von der Ranzionirung, das heißt vom Bergelohn dem Feinde bezahlt, wird unter Ranzionirung zu handeln seyn; hier bemerken wir nur, daß militärischer Bergelohn in der Regel nur dann erkant wird, wenn das befreite Eigenthum in fremder Gewalt war, oder diese Gewalt durch Übernehmung von Gefahren oder bestandene Gefahren von demselben abgewandt ist. Eine Hauptregel ist es bei Vindicationen gegen Erlegung von Bergelohn, daß ein Friede alle vitiöse Rechtstitel in Hinsicht des Eigenthums heilt. Auch vitiöse Rechtstitel, die z. B. von Seeräubern herrühren, werden durch spätere Rechtstitel, die ex jure belli herrühren, rechtskräftig. Militärischer Bergelohn ist häufig im Kriege, wenn einige von der Mannschaft Schiff und Ladung befreien, aber den genommenen Neutralen ist alle Selbsthilfe der Art bei Strafe der Confiscation untersagt. (*F. J. Jacobsen.*)

BERGEN, ist der Name vieler Bezirke und Ortschaften. Hier:

I. Bergen zunächst in Teutschland.

1) Bergen, in Baiern, auch Pergen, s. Traunstein.

2) Bergen, im Kurfürstenth. H. Kassel, s. Bornheimerberg.

3) Bergen, eine Amtsvogtei in der hanöver. Prov. Lüneburg, die meistens aus Haide besteht, und 1812 auf 149,518 kalenb. Morgen in 32 Dörfern und 353 Häus., 3654 Einwohner zählte. Es führte den Beinamen von der Aller, und der Amtssitz Bergen liegt in der Mieste, und hat in 57 Häus. 537 Einw.

4) Bergen, ein Marktfl. mit dem Zunamen an der Dumme, an welcher er liegt (Br. 52° 53′ 43″ L. 28° 45′ 27″) im lüneburgischen A. Lüchow. Er hat außer der Kirche in 84 Häus. 709 Einw., die sich von Handwerken, der Leinweberei, Viehzucht und den Marktverkehren auf 4 Jahrmärkten nähren. Hier ist eine Leinenlegge, auf welcher vor dem Seekriege 1793 für 27,368 Gulden Leinwand gestempelt worden. Jetzt liegt dieser Verkehr fast zur Hälfte. (*Hassel.*)

5) Bergen, Kloster-Bergen, auch Berge, ein berühmtes nahe bei Magdeburg gegen Süden, auf einer mäßigen Anhöhe gelegenes, vorzüglich durch seine vortreffliche Schule bekantes, ehemaliges Benediktiner-Kloster. Dieses wurde 937 vom Kaiser Otto dem Großen, seiner ersten Gemalin Editha aus England zu Gefallen gestiftet, dem heil. Moritz gewidmet, und auf der Stelle, wo jetzt die Domkirche in Magdeburg steht, erbauet. Zum ersten Abt wählte er einen gelehrten und berühmten Benediktiner-Mönch, Namens Hanno, aus dem Kloster Maximin bei Trier, und dieser brachte noch 12 andere Benediktiner mit, welche nach ihren Ordensregeln in dem neuen Kloster eine Schule, hauptsächlich für den geistlichen Stand anlegten, und bald eine Menge Schüler aus den vornehmsten Familien, ja selbst von königlichem oder kaiserlichem Geblüte, bekamen. Als Abt Hanno 950 Bischof zu Wormß ward, setzte sein Nachfolger Othwin aus dem Kloster Reichenau, das glücklich angefangene Werk fort, bis ihm 959 das Bisthum Hildesheim zu Theil ward. Der dritte Abt Richarius verlor, — durch einige, dem Kaiser hinterbrachte, zu freie schriftliche Äußerungen über den Kaiser selbst, — die Hofnung, erster Erzbischof des vom Kaiser 965 errichteten Erzstifts Magdeburg zu werden. Er mußte sein Moritzkloster in Magdeburg den Weltgeistlichen, oder Canonicis, die das neue Domkapitel bilden sollten, einräumen, und selbst mit seinen Mönchen, zu ihrem großen Leidwesen, ein vom Kaiser auf dem Riddags- oder Johannisberge, nahe vor der Stadt, neuerbautes, reichlich ausgestattetes Kloster beziehen, das von nun an den Namen: Kloster Bergen erhielt, und dem heil. Johannes dem Täufer gewidmet ward. Bis 1098 feierten die Mönche zu Kloster Bergen den 9. August, als den Jahrstag dieser ihnen so traurigen Versetzung, durch eine Art feierlicher Trauerprozession vom Kloster Bergen nach dem Dom in Magdeburg. — Indeß setzten die Benediktiner-Mönche, mit gutem Erfolg den Unterricht vornehmer, zum geistlichen Stande bestimter Jünglinge fort. Hier empfing der durch seine Chronik bekante Bischof Dittmar von Merseburg seine erste Bildung, so wie dessen Brüder, Siegfried und Bruno, die beide nach einander Äbte zu Bergen wurden. Unter Siegfried, dem 7. Abt, brante 1017 das Kloster durch Unvorsichtigkeit eines Mönchs, mit seinen meisten Gebäuden fast ganz ab. Mit Hilfe des Kaisers Heinrich II., seiner Großen, und vorzüglich der Magdeburger, ward es bald wieder aufgebaut. In den unruhigen Zeiten unter Kaiser Heinrich IV., nahm Ordnung und Fleis auch hier, wie in andern Klöstern, und damit auch der Flor der dortigen Schule sehr ab, während zugleich von J. 1076 bis 1096, der 12. Abt Bernhard II. das Kloster verschwenderisch und unredlich verwaltete. Allein sein Nachfolger, der 13. Abt Hildebold, aus dem berühmten Kloster Hirschau, brachte von daher strenge Lebensart, ordentliche Wirthschaft und Fleis in den Wissenschaften, wieder zurück. Sie erhielten sich auch eine Zeitlang, besonders unter dem Abt Arnold I., und noch nachher bis 1250. Daher wurden auch in dieser Zeit einige bergische Äbte und Mönche zu Bischöfen gewählt; und bergischen Mönchen wurden auch andere Klöster eingeräumt, z. E. zu Hillersleben, Ballenstedt, Ammensleben und Königslutter. In der letzten Hälfte des 13. Jahrh. aber fing man an, wie in andern Benediktiner-Klöstern, die Wissenschaften völlig zu vernachlässigen, sie den neu entstandenen Bettelmönchen zu überlassen, und sich einer unwürdigen Faulheit und verschwenderischen Lebensart zu ergeben. Daher findet man von da, bis gegen die Zeiten der Reformation, hier keine Spur mehr von einer Schule, oder von Beschäftigung mit den Wissenschaften; wol aber bittere Klagen über schlechte Wirthschaft der Äbte, Ungebundenheit und Ausschweifungen der Mönche, und eben daher rührende tiefe Schulden des Klosters. Um nur die drükkendsten zu bezahlen, mußte der 25. Abt Johannes eine goldene Tafel einschmelzen und verkaufen lassen, und der 27. Abt Heidolf die größte Glocke des Klosters bei den Juden versetzen. Endlich konte das Kloster seinen jüdischen und christlichen Gläubigern nicht mehr die schweren Zinsen bezahlen, und nur einige, zur rechten Zeit erhaltene, Schenkungen und Vermächtnisse retteten es von seinem gänzlichen Untergange. Diese setzten auch den 33.

Abt Theodorich in den Stand, den vom Abt Siegfried 1018 angefangenen, im schmalkaldischen Kriege 1546 zerstörten Bau der großen Klosterkirche zu vollenden [1]). Der 42. Abt Herrmann, welchen der treffliche Erzbischof Friedrich mit 6 Mönchen aus dem Kloster Bursfelde an der Weser 1449 kommen ließ, führte die verbesserten Statuten dieses Klosters, und mit denselben eine strengere Lebensart, mehr Fleiß und Beschäftigung mit den Wissenschaften in Bergen wieder ein. Da er die Klosterbibliothek in den elendesten Umständen, und fast alle Bücher zerrissen und von Motten zerfressen fand; so legte er eine neue an, wobei ihm nicht nur der Fleiß seiner Mönche im Bücherabschreiben und Schenkungen; sondern auch die damals erfundene Buchdruckerkunst sehr zu Statten kamen. Unter dem 48. letzten katholischen Abt Heinrich Zierau, ward das Kloster im Bauernkriege 1525 rein ausgeplündert, und 1546 beim Anfang des schmalkaldischen Krieges, kurz vor der Belagerung Magdeburgs durch Kurfürst Moritz, von den Magdeburgern ganz niedergerissen und der Erde gleich gemacht, unter dem Vorwande, damit sich der Feind nicht darin setzen könte. — Sieben schöne Glocken, ein neues Uhrwerk, eine vortreffliche Orgel, die kostbaren Kirchengefäße, die klösterlichen Documente, und andre Sachen, brachte man nach Magdeburg. Das Kloster berechnete seinen, ihm unersetzt gebliebenen Schaden auf 19,559 Gulden.

Der 49. Abt Peter Ulner nahm 1565 mit seinem Konvent die protestantische Religion an, wählte von nun an lauter protestantische geschickte Kandidaten der Theologie zu Conventualen, baute das Kloster, so gut er konte, wieder auf, nahm dann aus freiem Entschluß zwölf magdeburgische Landeskinder als Freischüler ins Kloster auf, gab ihnen freien Tisch, Wohnung und Unterricht, und legte auf die Art eine ordentliche Schule an, zu deren Lehrern er die von ihm, während seiner 35jährigen Verwaltung nach und nach aufgenommenen 53 Conventualen bestimte. Er legte auch wieder eine ansehnliche Bibliothek an, und widmete ihr einen geräumigen Saal über der Kirche, wo 1577 die berühmte Formula Concordiae von ihren, im Kloster sehr gastfreundschaftlich aufgenommenen Verfassern völlig zu Stande gebracht und revidirt ward, weswegen dieser Saal lange der Concordiensaal hies, und bis 1775 die nach dem Leben gemalten Bildnisse jener Männer aufbewahrte. Ulners Nachfolger, Clemens Strathausen, setzte die angefangenen Schulanstalten von 1595 — 1621, glücklich fort. Als aber im 30jährigen Kriege unter dem Abt Johann Heiden von 1621 — 1626 wegen der Kriegsunruhen, und beständigen Streifereien und Plünderungen, alles aus dem Kloster nach Magdeburg flüchtete; hörte mit dem J. 1625 auch die Schule zu Bergen eine Zeitlang auf. Wallenstein besetzte bald nachher das leere Kloster mit kaiserlichen Truppen, welche 1628 den neuen Abt Samuel Crusius vom Kloster gänzlich vertrieben, und einen katholischen Abt mit Benedittiner-Mönchen wieder einzuführen suchten. Der Administrator Christian Wilhelm ließ nun im J. 1630 die meisten Klostergebäude abdecken und verwüsten, damit die heranrückenden Kaiserlichen keine Zuflucht darin fänden. Tilly bemächtigte sich dann des Klosters. Seine Truppen zerstörten auch die Kirchen, und es blieb von allen Klostergebäuden fast nichts als die bloßen Mauren stehen. In diesem Zustande blieb es bis nach dem westphälischen Frieden, ob es gleich schon durch den prager Frieden 1636 dem Abt Crusius und seinem Convent wieder eingeräumt ward. Kaum konte man in den ersten Jahren nach dem westphälischen Frieden einige nöthige Wirthschaftsgebäude wieder aufführen. Erst unter Crusius Nachfolger, dem Abt Sebastian Göbel, von 1658 bis 1685, ward das Kloster wieder bewohnbar, und 1664 wurden wieder 6 Freischüler aufgenommen, deren Zahl bis 1685 sich nur auf 27 vermehrte. Erst nach dem Tode Ladey's, der nur 1 Jahr Abt war, fing der treffliche 55. Abt Wolfhardt, aus freiem Entschluß an, die Schule zu erweitern, und sie zu einer vorzüglichen Bildungs- und Erziehungsanstalt für die Jugend der höhern und mittlern Stände zu machen. Er vermehrte die Zahl der Freischüler, und nahm auch andere, auf eigne Kosten lebende, Jünglinge in die Schule auf (95 während seiner Verwaltung von 1686 — 1709), welche er von sorgfältig ausgewählten Conventualen und Lehrern in allen damals gebräuchlichen Schulwissenschaften, besonders in den alten Sprachen unterrichten ließ, und selbst schon körperliche Übungen, zur Bildung seiner Sitten, anordnete. Er vermehrte die Bibliothek mit den vorzüglichsten Werken seiner Zeit. Selbst ein gelehrter Mann, suchte er seine Lehrer immer mehr zu bilden, und ließ in der Schule jede Woche in seiner Gegenwart Prüfungen anstellen, um sich von der zweckmäßigen Beschaffenheit des Unterrichts zu überzeugen, und die Schüler desto mehr zum Fleiß zu ermuntern. Da die bisherigen Schülerwohnungen die vielen neu ankommenden Schüler nicht mehr fassen konten, so ließ er neue Wohnungen für sie bauen. — So ward Kl. B. von 1686 an, eine bedeutende Schul- und Erziehungsanstalt für den jungen Adel und für den angesehenen, nicht ganz unbegüterten Mittelstand, und sie nahm noch immer mehr zu unter dem Abt Breithaupt von 1709 — 1732. In dieser Zeit wurden 181 Jünglinge in dieselbe aufgenommen, unter welchen sich viele nachher in wichtigen Posten verdient und berühmt gemacht haben. Am meisten aber blühte sie unter dem unvergeßlichen Abt Steinmetz, von 1732 — 1762. Er verschafte ihr den ausgezeichnetsten Ruf. Da für die Anzahl der hier studirenden Jünglinge die Klostergebäude nicht mehr zureichten, so entschloß er sich, ein großes und geräumiges Schulgebäude neu aufzuführen, welches jedoch auch die von allen Seiten herbeiströmenden Jünglinge bald nicht mehr faßte, so daß man nicht alle aufnehmen konte, die es wünschten. — Von 1732 an bis zu Steinmetz Tod 1762 wurden in allem 930 Jünglinge aufgenommen, die nicht nur für den gelehrten Stand, sondern fast für alle höhere Stände jeder Art vorbereitet wurden.

Der preußische Minister, Graf von Schulenburg-Kehnert, Wieland, Steinhart, Adelung, Silberschlag waren unter ihnen.

1) Sie ward gerade den Tag nach der Einweihung der Domkirche zu Magdeburg, am 28. Oct. 1363 mit großer Pracht vom Erzbischof Dietrich eingeweiht.

Dieser blühende Zustand ward allerdings auch durch die damaligen Zeitumstände sehr begünstigt, da außer dieser Schule und dem später entstandenen hallischen Pädagogium damals nur in wenigen Schulanstalten in Teutschland, für Bildung der höheren Stände, zweckmäßig genug gesorgt war; hauptsächlich war er jedoch Folge der großen Einsichten des würdigen Steinmetz in der praktischen Erziehungskunst, und seiner unermüdeten Sorgen und Arbeiten. Für Aufnahme der Schule sparte er keine Kosten. — Und da er über die ansehnlichen Güter des Klosters ohne Einschränkung verfügen konte, und für sich sehr wenig gebrauchte; so konte er desto mehr auf die Schule verwenden. Ein neues großes Schulgebäude, ein ansehnliches für die Bibliothek wurden aufgeführt, — und neben den bisherigen 2 Freistellen für Schüler noch außerdem eine ansehnliche Anzahl von Beneficiarien oder Alumnen unterhalten. Ja er unterhielt auf eigne Kosten und von seinem damals nur mäßigen Gehalte mehre hoffnungsvolle Jünglinge, und starb daher, — da er noch außerdem viele andere Werke der Wohlthätigkeit übte, im J. 1762 fast arm.

Ihm lag aber auch die bessere Erziehung und Bildung der niedern Stände, folglich die Verbesserung der Elementarschulen sehr am Herzen. In dieser Hinsicht legte er im Kloster ein Seminar für Schullehrer auf dem Lande und in niedern Schulen an. Da er sich aber dazu keine andere Unterstützung auswirken konte, als jährlich einige Thaler aus einigen Kirchenkassen königl. Patronats, so mußte er die Kosten des Unterhalts und des Unterrichts der Seminaristen fast ganz aus den Einkünften des Klosters hergeben. Dafür mußten sie die Bedienung im Kloster und auf der Schule besorgen. Dies wirkte aber nachtheilig für das Institut, indem man in der Folge bei der Aufnahme eines Subjekts in dasselbe nur zu oft mehr darauf sah, einen geschickten Bedienten, als einen einst recht brauchbaren Schullehrer zu bekommen.

Steinmetz hinterließ seinem Nachfolger, dem 58. Abt, Hähn, ungeachtet der damaligen Kriegsunruhen, doch noch 90 Zöglinge. Hähn erregte aber bald durch Eigensinn, Herrschsucht und pietistische Strenge den Unwillen und die Unzufriedenheit der Lehrer und Schüler so sehr gegen sich, daß sie einer nach dem andern die Schule verließen, und sich in wenigen Jahren die Zahl der Zöglinge bis auf 22 verminderte. Dies schnelle Herabsinken einer bisher so blühenden Schule machte natürlich Aufsehen und erregte den Unwillen Friedrichs II. gegen ihn, welcher ihn im Jahr 1770 vom Kloster entfernen ließ, und als General-Superintendenten nach Ostfriesland schickte, wo er 1789 starb. Nun ward der damalige Director des coburger Gymnasiums, Erhard Andreas Frommann, zum Abt berufen, und ihm 4 sogenante Oberlehrer von bekanter Gelehrsamkeit mit ansehnlichen Gehalten an die Seite gesetzt. Auch wurden noch andre geschickte Lehrer angestellt. In Kurzem erhielt die Schule wieder gegen 130 bis 140 Zöglinge. — Man erbaute zur Aufnahme derselben nun neben dem ansehnlichen steinmetzischen Schulgebäude noch ein neues (auch einen Reitstall mit einer Reitbahn). Allein der Anwachs der Zöglinge kam zu unerwartet. Man hatte nicht Zeit genug, die neuen Lehrer sorgfältig zu prüfen und auszuwählen. Um sich ferner von der vorigen, selbst von oben her so laut gemißbilligten, pietistischen Strenge recht geflissentlich zu entfernen, ließ man eine zu leichte Denkart, eine zu lare Disciplin einreißen. Zwar bewies der Abt Frommann in seinem neuen Posten den redlichsten Eifer, und die rühmlichste Thätigkeit; aber er bekam mit einem Mal zu viel, nicht nur mit der Schule, sondern auch mit den ihm unbekanten ökonomischen Geschäften des Klosters zu thun; war zu nachgebend, und in seinen letzten Jahren zu wenig gesund, als daß er das aus der Schule hätte machen können, was man erwartete.

Im nächsten Jahre nach seinem Tode (1. Oktober 1774) ward nach dem Vorschlage des Ministers von Zedlitz, der durch seine pädagogischen Schriften berühmte Pastor an der teutschen Petrikirche zu Kopenhagen Friedrich Gabriel Resewitz zum Abt erwählt. Er fand bei seinem Antritte noch 118 Zöglinge; allein verschiedene Ursachen verminderten nach und nach deren Anzahl. Nachdem Basedow mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme für das Schul- und Erziehungswesen rege gemacht, wurden an vielen Orten die Schulen bedeutend verbessert und neue Erziehungsanstalten und Philanthropine angelegt, wohin sich nun viele Jünglinge vertheilten. Dazu kam, daß Resewitz, bald nach seinem Antritte, die während der Vacanz noch zugenommene lare Disciplin ohne zweckmäßige Übereinstimmung mit dem Rektor Jenä und den Lehrern, durch seine Umgebungen zu sehr gereizt, — zu rasch verbessern wollte. — Auch wußte er zwar seinem vorzüglichen Kopfe bald die verdiente Achtung zu verschaffen; bemühte sich aber nicht genug, sich auch die Liebe der Lehrer und Zöglinge zu erwerben. Unter ihm stieg die Anzahl der Zöglinge schon von 1782 an nicht viel über 40, fiel aber auch nicht weit unter 30. Mit der Verwaltung der ökonomischen und anderer Angelegenheiten des Klosters zu sehr beschäftigt, sorgte er nicht thätig, kräftig und ausdauernd genug für die wirkliche Ausführung weiser, wohldurchdachter Plane und Vorschriften, und schien damit zufrieden zu seyn, daß sie ausgesprochen, niedergeschrieben und bekannt gemacht waren [2]); hatte auch vor seiner Bestallung zum Abt und Schuldirektor zu wenig Gelegenheit gehabt, sich im Erziehungsfache praktisch zu üben. — Gleichwol wurde die Disciplin und Erziehungsart unter ihm und den beiden von ihm mit den Rektorgeschäften beauftragten verdienten Oberlehrern, Lorenz und Gurlitt, immer besser und humaner. Der Unterricht war darin vorzüglich gut, besonders in den alten Sprachen, worin Gurlitt und in den mathematischen Wissenschaften, worin Lorenz unterrichtete; so wie es auch unter den übrigen Lehrern an guten, geschickten, brauchbaren und treuen Männern nicht fehlte. Diese letzten wurden nur zu gering für ihre Arbeiten belohnt. Sie erhielten außer der freien Station nur 60 — 100 Thlr. jährliches Gehalt, und die Aussicht, mit etwas mehr Gehalt in den Convent zu rücken, und zu einer der 14 klösterlichen Patronatpfarren befördert zu

2) S. dessen gehaltreiche, 1776 und 1783 bekant gemachte, auch in seinen Vorschlägen und Wünschen für die Erziehung abgedruckten Nachrichten vom Pädagogium zu Kloster Bergen.

werden. Die Küchenkasse verschlang zu viel von den Einkünften des Klosters, und es blieb zu wenig für die Schule übrig. — Dies veranlaßte im J. 1789 eine von Minister v. Wöllner angeordnete, von der Regirung zu Magdeburg veranlaßte und geführte, strenge Untersuchung der ökonomischen Angelegenheiten des Klosters, wobei man von oben her R's Versetzung und eine Veränderung mit der Schule zu beabsichtigen schien. Endlich aber wurde die Gewalt des Abts nur mehr eingeschränkt. Der Convent erhielt mehre Rechte, und es wurden 2 Curatoren des Klosters ernant. Die von dieser Untersuchung verbreiteten, zum Theil unwahren Gerüchte wirkten aber doch nachtheilig für die Schule. Eine 1794 zur Untersuchung ihres Zustandes von Berlin gesandte Commission, so wie eine zweite bald nachher, verminderten das Zutrauen zu Resewitz und zur Anstalt zugleich. — Da nun in den nächsten Jahren die Frequenz derselben immer geringer wurde, so hielt es das Oberschulcollegium für nöthig, dem Abt R. die Direktion abzunehmen [3]). Mit dem J. 1797 wurde sie dem zum adjungirten Abt ernanten Christian Friedr. Schewe übertragen, und zum 2. Dir. wurde Gurlitt ernant. Gleich im ersten Jahre der neuen Direktion stieg die Zahl der Zöglinge bis zu 57, und bald nachher bis zu 70 hinan. Nach dem Abgange Gurlitts nach Hamburg im Sept. 1802 trat an dessen Stelle der bisherige Professor beim Kadettenkorps in Berlin, Friedrich Straß. Durch dieser Männer einsichtsvolle Thätigkeit und Humanität erneuerte sich das Zutrauen zur bergischen Schule und erhielt sich fortwährend.

Unterdessen war im J. 1805 Schewe, der 61. und letzte Abt, zum völligen Besitz der Abtstelle gelangt. Der ruhige Besitz derselben schien ihm noch mehr dadurch gesichert zu werden, daß der den Äbten bisher zur Seite gestandene, mit ihnen nicht immer harmonirende Convent gänzlich aufgehoben ward, die Conventualen sämtlich zu Oberlehrern ernant, und von aller Theilnahme an der Verwaltung des Klosters entfernt wurden. Allein er genoß das so lange erwartete, so mühsam erstrebte Glück nicht lange, denn gleich in das erste Jahr seiner alleinigen Verwaltung 1806 fiel die für Preußen so unglückliche Schlacht bei Jena, und schon am 15. October erschienen 80 bis 100 Schanzgräber von Magdeburg im Kloster, um den Spielhof in eine Batterie umzuschaffen. Am 17. Oct. besetzten 120 und bald 240 Mann von der magdeburgischen Besatzung das Kloster. Bis zum 16. Oct. Abends hatte man noch die Lehrstunden gehalten, als am 17. Oct. Befehl zur schleunigen Räumung gegeben ward. Die Schüler aus der Nähe wurden zu den Ihrigen entlassen; die entferntern flüchteten, unter Begleitung des Direktors Straß und zweier Lehrer, die Elbe hinunter nach Sandau, und erreichten von da glücklich ihre Heimath. Man rettete noch nach Magdeburg die große Klosterbibliothek, die Lesebibliothek für die Schule, die Naturaliensamlung und das physikalische Kabinet. Der herrliche Klostergarten ward in der kurzen Zeit der Belagerung auf Veranstaltung des preußischen Gouvernements schrecklich verwüstet. Seine 2 — 300jährigen hohen Eichen und Ulmen, welche selbst bei Tillys Belagerung und Zerstörung Magdeburgs (1631) verschont geblieben waren, wurden mit hunderten der tragbarsten Obstbäume niedergehauen, und diese Verwüstung fast bis zur Übergabe der Stadt am 11. Nov. fortgesetzt. — Gleich nach dieser Übergabe ertheilte der Marschall Ney auf Bitte des Abts Befehl, die Schule wieder zu eröfnen. Schon am 15. Nov. fing man wieder an, einige Lehrstunden zu halten, und mit dem Anfange des J. 1807 hatten sich wirklich zwei Drittheile der vor dem Kriege vorhanden gewesenen Schüler wieder eingefunden. Mancherlei in den Kriegsunruhen und Zeitumständen liegende Ursachen, vorzüglich aber die sich immer mehr verbreitenden Vermuthungen und Gerüchte von der bevorstehenden Aufhebung des Klosters und der Schule unter der neuen westphälischen Regirung, schwächten indeß sehr natürlich die Frequenz der bergischen Schule. Daher wurden ihr in den letzten 3 Jahren ihres Bestehens von 1807 — 1810 nur 16 neue Zöglinge anvertraut. Nun verglich man die immer mehr abnehmende Anzahl derselben, deren nur noch 28 waren, mit den vermeintlich ungeheuer großen und reichen Einkünften des Klosters [4]), und die übertriebene Meinung davon that, neben so manchen Einflüsterungen von dem Verfall der Schule, bei der damaligen westphälischen Regirung ihre volle Wirkung. Man brauchte Geld zur Unterstützung der Universität zu Halle und des dortigen Waisenhauses und Pädagogiums, um den empfindlichen Ausfall zu decken, der durch Zurückziehung der dazu bestimt gewesenen preußischen Fonds entstanden war. Man rechnete in Kassel darauf, zu diesem Behuf jährlich 27,000 Thlr. von den Einkünften des Klosters Bergen zu erhalten, sah aber freilich bald, daß man kaum auf 17—20,000 Thlr. reine Einkünfte des Klosters rechnen könne.

Unter diesen Umständen erschien das Decret der westphälischen Regirung von 10. Dec. 1809 (am 2. Januar 1810 publicirt), wonach noch vor dem 1. Mai Schule und Kloster völlig aufgehoben, und die Einkünfte des Klosters vorzüglich für die Unterhaltung und Unterstützung der Universität, des Waisenhauses und des Pädagogiums zu Halle, verwendet werden sollten. Darauf ward am 30. März auf immer die Schule geschlossen, in welcher vom J. 1686 an bis dahin an 2200 Jünglinge aus den mittlern und höhern Ständen eine vorzügliche Bildung genossen. Die ansehnliche Klosterbibliothek ward mit der der Universität und des Pädagogiums zu Halle

3) Er behielt aber die Verwaltung des Klosters noch bis 1805, da er mit einer ansehnlichen Pension völlig in den Ruhestand versetzt ward.

4) Die man nach den in einigen Jahren vor und nach dem Kriege herrschenden, hohen Getreidepreisen und nach einigen übertrieben hohen Verpachtungen auf 40,000, ja auf 41,000 Thlr. berechnete. Aber nicht blos die Schule, nicht blos deren Direktoren, Lehrer und Schüler, sondern fast noch mehr die auf 5 bis 6000 Thlr. jährlich kostenden Baue auf dem Kloster und auf den Klostergütern, und die Bühnen und Wasserbaue, desgleichen die Contributionen an den König von 2100 Thlr., die nachherigen Steuern u. dgl. nahmen die besten und bereitesten Einkünfte des Klosters weg. Bei der genauen Untersuchung von 1789 fand man nach den damaligen Mittelpreisen des Getreides nach einem 12jährigen Durchschnitt, nur eine Einnahme des Klosters von 22,000 — 26,000 Thaler, ohne Abzug der nöthigen Ausgaben.

vereinigt; auch wurde das Naturalien- und physikalische Kabinet, und das noch Brauchbare in der Maschinenkammer nach Halle gebracht.

Der Abt Schewe behielt seine Wohnung im Kloster und ward mit 2500 Thlr. Pension in den Ruhestand versetzt (er starb den 1. Jan. 1812). — Von den Lehrern der Schule wurden einige gleich anderweitig angestellt, den übrigen nach und nach anständige Versorgungen zu Theil. — Das von Steinmetz gestiftete Seminarium für Landschullehrer wurde noch im Kloster beibehalten, und dem Abt die Direction des Unterrichts darin überlassen, bald darauf aber mit dem zu gleichem Zweck bestimmten Seminar bei der Domschule zu Magdeburg verbunden.

Die im Kloster leer gewordenen Schul- und Wohnzimmer wurden anfänglich Miethern überlassen, welche ihrer Gesundheit oder ihres Vergnügens wegen, die freie Landluft genießen wollten; im Sept. 1811 aber bestimmte man die leeren Zimmer des Klosters zu einem Hospital für das französische Militär.— Der im J. 1813 ausgebrochene Krieg vollendete endlich das Unglück des Klosters. Die damals in Magdeburg hausenden Franzosen waren der Meinung, daß dasselbe mit seinen vielen und ansehnlichen Gebäuden den Festungswerken Magdeburgs zu nahe läge, und daß bei einer Belagerung der Feind sich unter ihrem Schutz der Festung zu sehr nähern könne. In dieser Hinsicht ließ das französische Gouvernement bereits im April 1813 die gänzliche Niederreißung des Klosters und seiner Gebäude befehlen, und bald nachher durch Niederreißung der Ökonomiegebäude damit den Anfang machen. Schon im Februar 1814 waren bis auf einige starke Mauern und das noch stehende Pfarrhaus, — alle schönen und großen Gebäude des Klosters niedergerissen [5]). Bei Niederreißung der Kirche hatte der französische Gouverneur zwar auf Verwendung des Präsidenten von Vangerow die Auslieferung der Uhr, der Orgel und der Glocken versprochen; allein der Oberste Bavillon vom Geniekorps hatte die Glocken schon fortgeschafft, und als man die Orgel retten wollte, waren die metallenen Pfeifen schon entwendet. In dem Todtengewölbe erbrach man die Särge, beraubte die Leichname, zerkratzte die Inschriften, riß die Gebeine der Todten aus den Särgen heraus, und trieb Muthwillen und Gespötte damit. Dies wiederfuhr besonders dem Abt Schewe, und seiner vor ihm verstorbenen Tochter, so wie andern daselbst beigesetzten verdienten Männern, deren Gebeine man nachher gesammelt, und auf dem nahen Kirchhofe zu Buckau beerdigt hat. Von dem zertrümmerten Kloster sind die Steine zum Theil zum Pflastern des breiten Weges und zum Bau zweier großen Kasernen am Domplatz erkauft und benutzt worden.

Die schon seit fast 1000 Jahren ad pios usus bestimten, und unter allen Stürmen der Zeit glücklich dafür erhaltenen Einkünfte des Klosters, sind nach der höhern Verfügung ihrer bisherigen Bestimmung erhalten, und unter dem Namen des klosterbergischen Studienfonds theils mit 15,000 Thlr. der Universität, dem Waisenhause und Pädagogium zu Halle gewidmet; theils aber auch hofnungsvollen Jünglingen schon auf der Schule zur Unterstützung bestimt. Denn die 12 Freistellen, welche vom Kloster unvermögenden Jünglingen, besonders Predigersöhnen, schon seit der Reformation auf jener Schule bestimt waren, sind nun bis auf 15 Freistellen vermehrt, eine jede derselben anstatt der bisherigen 80 Thlr. auf 100 Thlr. gesetzt, und davon 5 der Domschule zu Magdeburg, 5 dem Kloster U. L. Frauen daselbst, und 2 nach Halberstadt, 2 nach Salzwedel und 1 nach Stendal vertheilt. So wird das für seine Nachbarschaft ehemals auf mancherlei Art so wohlthätig wirkende Kloster noch auf diese Art für die benachbarte Gegend sehr nützlich und wohlthätig zu wirken fortfahren [6]). (*Rathmann.*)

6) **Bergen** [1]), Gora auch Goera (ein wendisches Wort, das Berg bedeutet) **Montana, in Montibus, in Monte, Berghe,** — auf Rügen.

1) Die Gardvogtei oder Advokatie, das Amt, der Kreis Bergen, nach Witzlaff's III. Urkunde vom J. 1300 [2]); **Advocatia montium**; nach der bischöflich-roschildschen Matrikel von 1294 [3]); **Advocatia dicta Gharde in Berghe.** Urkundlich gewiß gab es also schon vor 1294 ein Land oder einen Gerichtsbezirk Bergen, das von den Landesstrichen Patzig, Streye, Garz und Gingst begränzt wurde [4]). Als späterhin aus den 9 Gardvogteien, in welche die Insel Rügen eingetheilt war, nur 7 gebildet wurden, ging die Berger Advokatie ein. Doch schon vor 1540 hatte man die 7 Gardvogteien in 4 umgestaltet, nämlich: die berger, gartzer, gingster und wittow-jasmundsche. Im Anfange des 18. Jahrh. hörte auch die Eintheilung auf. Es entstand die Benennung: das königl. Amt Bergen, das jedoch nur die im rügianischen Distrikt zerstreut liegenden Krongüter in sich begrif. Gustav IV., Adolph legte 1806 dem ganzen Rügen die Benennung: berger Amt (Hárad), Karl XIII. 1811: berger Kreis bei; und statt der frühern 4 Präposituren wurden 2 Propsteien, die Berger und Gartzer, angeordnet, welche nach der preußischen Besitznahme des Landes, seit 1818 Synoden, und deren Vorsteher Superintendenten heißen. Der Berger Kreis enthält 27 Kirchspiele, 2 Städte, Bergen und Gartz; 2 Flecken, Gingst und Sagard; 208 Dörfer, 297 Höfe und 29 einzele Wohnungen (Kathen), und hat an 17 □Meilen Landesfläche, wovon über die Hälfte (80,000 Morgen) cultivirter Acker ist, und im J.

5) Die innerhalb der Ringmauer des Klosters befindl. klösterlichen Gebäude waren in der Feuerkasse zu 25,200 Thlr.; die außerhalb der klösterlichen Ringmauren belegene Stallmeister-Wohnung und die Reitbahn zu 1300 Thlr. versichert. Hieraus läßt sich auf die Menge und die Wichtigkeit der niedergerissenen Gebäude schließen.

6) Vgl. *Henr. Meibomii* Chron. Bergense, in Meibom. scriptor. rer. Germ. Tom. III. S. 188. sqq. Anonymi Chron. Magdeb. ap. Meib. Tom. II. S. 269. sqq. Lenz diplomatische Stifts- und Landeshistorie von Magdeburg. — Auszug aus dem Klosterberg. weissen Buche oder der klösterl. Urkunden-Samlung (Mscr.). Verschiedene ungedruckte Aufsätze und Nachrichten von Augenzeugen. (Rathmanns) Kurze Geschichte der Schule zu Kloster Bergen bis zu ihrer Aufhebung. Magdeb. 1812.

1) (C. H. Wackenroder's) Altes und neues Rügen u. s. w. Strals. 1730. 4. S. 164. 2) Berger Kloster-Urkundenbuch, Manuscr., sub A. 1300. 3) Acta literaria Suecise. 1729. 8. Tom. IV. S. 573 und 582. 4) A. G. Schwartzens kurze Einleitung z. Geographie des Norder-Teutschlands, S. 130.

1818 zählte die berger Synode ohne die Stadt Bergen, 15,667 Einwohner; die gartzer ohne die Stadt Gartz, 10,812 Einw.

Nach den von der Landesregirung mitgetheilten statistischen Tabellen für das Jahr 1819 befanden sich in diesem Kreise: 31 Kirchen und Bethäuser, 19 Gebäude zu Stats- und Gemeindezwecken, 3551 Privatwohnhäuser, 276 Fabrikengebäude, Mühlen und Privatmagazine, 3102 Ställe, Scheunen und Schuppen, ohne die beiden Städte 26,980 Einwohner, worunter sich nur 3 Römisch-katholische aber kein einziger Jude befanden, 6418 Pferde, 3499 Füllen, 454 Stiere, 540 Ochsen, 15,905 Kühe, 7142 Jungvieh, 1951 ganz veredelte, 6540 halbveredelte und 37,296 unveredelte Schafe, 34 Ziegen und 6299 Schweine.

2) Die Stadt Bergen, die Hauptstadt Rügen's (31° 18′ L. 54° 23′ 29″ Br.). Im J. 1193 legte der rügensche Fürst Jaromar I. hier ein Jungfrauenkloster Cistereienser-Ordens an [5]). Dieses veranlaßte späterhin, daß mehre Leute sich um dasselbe anbauten. Es entstand villa Berghe (das Dorf Bergen), wie die roschildsche Matrikel von 1294 es bezeichnet. In der Folge hatte es verschiedene städtische Gerechtigkeiten und Einrichtungen erhalten, und es befanden sich hier Kaufleute, Gewandschneider, Brauer und auch verschiedene Gewerker [6]). Doch blieb es Jahrhunderte hindurch nur ein Marktflecken, der unter der Gerichtsbarkeit des Klosters stand, bis solche nach der Reformation dem Landvogteigerichte zufiel. Erst am 19. Juni 1613 erhielt Bergen gegen Bezahlung von 8000 Marken vom pomm. Herzoge, Philipp Julius, ein förmliches, städtisches Stiftungs- und Bewidmungsprivilegium. Doch hat die Stadt nur am Ende des 18. Jahrh. zur wirklichen Übung der Landsässigkeit gelangen können [7]). Bergen hat weder Mauern noch Thore, und ist noch jetzt ein unbedeutendes Städtchen, obgleich der Landrath, der Kreisrichter und der Kreisphysikus ihren Sitz hier haben, das Landes-Lazareth sich hier befindet, und mehre adelige Familien sich hier niedergelassen haben. Einwohner hatte die Stadt 1783 nach Gadebusch [8]) 1435, im J. 1795 nach Föllner [9]) 1470, nach Grümbke [10]) im J. 1800. 1520, im J. 1810. 1866, im J. 1815. 2016 und im J. 1818 nach dem Statskalender [11]) 2186.

(*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

II. Bergen außerhalb Teutschland.

1. In den Niederlanden. 1) Bergen, Hauptstadt der niederländischen Prov. Hennegau, s. Mons. 2) Bergen, Dorf in der Prov. Nordholland, bekant durch die Schlacht am 19. Sept. 1799., in welcher die vereinigte französisch-holländische Armee unter dem General Brune über die englisch-russische unter dem Herzog von York einen Sieg erfocht, der eine Kapitulation zur Folge hatte, nach welcher die englisch-russische Armee die damalige batavische Republick räumte. 3) Bergen op Zoom, s. unten.

2. In Norwegen. 1) Bergen's oder eigentl. Bergenhuus Stift, eines der 5 norw. Bisthümer, mit 7 Propsteien, 55 Pastoraten und 136 Kirchen und Kapellen. Es gränzt im Norden an Romsdalen in Trondhjem's Stift, im Osten an Aggerhuus Stift, im Süden an Ober-Pellemarken und Ryefylke in Christiansand's Stift, im Westen hat es die Nordsee. In politischer Hinsicht begreift es das Amt Søndre Bergenhuus [mit den 2 Vogteien: a) Sundhordlán und Hardanger; b) Nordhordlán und Voss]; das Amt Nordre Bergenhuus [mit 2 Vogteien, a) Ytre und Indre Sogn; b) Nordfjord und Söndfjord] und das halbe Amt Romsdalen [mit der Vogtei Söndmör] — (die 5 Vogteien zerfallen in 9 Sorenskriverier d. i. Härader der Schweden); — Ferner 1 Baronie, Rosendal, in Sundhordlán und Qvindherred's Kirchspiel am Bommelfjord. — Im Jahr 1809 zählte das Stift 140,000 Einwohner auf 507 □Meilen (jetzt wahrscheinlich an 150,000 Einwohner). Im J. 1818 betrug die Zahl der Kopulirten 1430, der Gebornen 4945 (das 22. Kind war unehelich; die meisten unehelichen Kinder sind gewöhnlich in Indre Sogn's Fögderi; die wenigsten in Nordfjords Fögderi, wo im J. 1818 nur das 55. Kind unehelich war); der Gestorbenen 2856; der Überschuß der Gebornen betrug in den J. 1801 — 1815 jährlich im Durchschnitt 734; in den J. 1816 — 1818 zusammen 5887. Im J. 1818 waren der Ertrunkenen 75, der Selbstmörder 8; ein Drittel der Gestorbenen war unter 5 Jahren; ein Elftheil über 30 Jahre; unter 24 Gebornen war 1 Todtgeborner.

Das Stift hat gar keine Bergwerke, außer einigen Marmorbrüchen und den Kupferwerken Ardal, Christiansgave oder Lülledal und Grimmelin, welche aber gegenwärtig aufgegeben sind. Dagegen hat das Stift vortreffliche Viehzucht, einträgliche Fischereien und in mehren Gegenden guten und lohnenden Ackerbau. (*v. Schubert.*)

2) Bergen, in ältern Zeiten Björgin, die ansehnlichste Stadt Norwegens, und die einzige des Stiftes (Bisthums) Bergen, 62 Meilen von Christiania und 44 M. von Christiansand, unter 60° 25′ nördl. Br., mit etwa 20,000 Einwohnern. Sie liegt in einem Halbkreise an der Meeresküste; von der Landseite ist sie von 7 hohen Bergen umgeben, über welche das Reisen sehr beschwerlich ist; die 3 höchsten dieser Berge sind das Flöfjäll, der Ulricken und das Lyderhorn. Diese Lage am Fuße der hohen Gebirge ist Ursache, daß der Regen in Bergen häufig und langwierig ist. Von der Seeseite wird die Stadt, die einen guten Hafen hat, durch mehre Forts vertheidigt, unter welchen das Schloß Bergenhuus; dieses alte Schloß enthält auch die Magazine, so wie Gefängnisse für schwere Verbrecher. — Die Einwohner nähren sich meistens vom Handel; und gibt es daselbst sehr ansehnliche Handelshäuser; die jährliche Ausfuhr hat zuweilen mehre Millionen Thaler an Werth betragen. — Alle Fischereiwaren des Stiftes und des nördlichen Nor-

5) Dreger's Codex dipl. Pomer., S. 52. — A. G. Schwartzen's dipl. Geschichte der Pomm. Rüg. Städte, S. 530. — Die Geschichte dieses Klosters findet man in J. J. Grümbke's Darstellungen der Insel Rügen, I. Th. S. 103. u. f. w. 6) Matthäus von Normann's wendisch-rügianischer Landgebrauch, herausg. v. Gadebusch. Strals. (1777. Fol.) Tit. 220. 225. 227. 230. 259. 271. 7) T. H. Gadebusch's schwedisch-pommersche Staatskunde I. Theil, S. 242. und 345. — J. J. Grümbke's Darstellungen d. J. Rügen I. Th., S. 172. 8) Im angeführten Theile S. 243. 9) Reise nach Rügen, S. 231. 10) Darst. v. d. J. Rügen I. Th. S. 231. 11) Für Neu-Vorpommern u. s. w. auf das Jahr 1820.

wegens werden von hier ausgeführt; dagegen die Stadt das Land mit Getreide, Tabak und Brantwein (diesen vornehmsten Artikeln der Einfuhr) versieht. Im Jahr 1770 wurden ausgeführt an Fischen, Holzwaren, Leder, Lichter u. Butter für 2 Mill. 758,944 B. Thlr.; im J. 1788 für 8 Mill. 339,385 B. Thlr.; im J. 1792 blos an Fischwaren für 750,000 B. Thlr.; an Korn ward eingeführt für 550,000 B. Thlr. Auf der sogenanten Garvebrücke am Meerbusen Bergens Väg, an der östlichen Seite des Hafens, haben die drei Städte Hamburg, Lübeck und Bremen ein Handelscomtoir unterhalten (ein Überbleibsel des ehemals so berühmten Hanseatischen Comtoirs zu Bergen, welches unter König Erich von Pommern errichtet wurde). An der westlichen Seite, außerhalb der Seebuden liegt die Zollkammer der Stadt, wo auch die am tiefsten gehenden Schiffe anlegen können. Im J. 1792 wurden 703 Schiffe ein- und 701 Schiffe ausklarirt. In dem weitläufigen Zolldistrikt von Bergen waren 81 Ober- und Unterbeamte angestellt.

Bergen ist ferner der Sitz des Stifts-Obergerichts, des Stiftsamtmannes und des Bischofs über Bergens Stift.

Wie überhaupt in Norwegen, so sind auch hier die meisten Häuser von Holz. Nur einige Kaufmannswohnungen und die öffentlichen Gebäude sind von Stein. Die Stadt ward 1070 durch König Olof Kyrre erbauet, und zählte einst 30 Kirchen und Klöster. Jetzt hat sie, nachdem 7 große Feuersbrünste über sie ergangen, wovon 4 im 18. Jahrhundert, nur 4 Kirchen, worunter eine Teutsche zu unsrer lieben Frauen, die übrigen sind der Dom, die Kreuzkirche und die neue Kirche. In Bergen bestehen ferner 1 Kathedralschule (gestiftet 1554), das Seminarium Fredericianum (1752 gestiftet, für 12 studirende Jünglinge), 3 andre Schulen, 5 gute Armeneinrichtungen, unter welchen das Armenhaus der Seefahrer und Dankward Brohn's milde Stiftung die bedeutendsten sind; — eine Bischofsresidenz, 1 Rathhaus, 1 Manufakturhaus. Auch gibt es eine Buchdruckerei. In neuern Zeiten sind eine Navigationsschule, und zwei Gesellschaften, die harmonische u. die gemeinnützige, erstere für schöne Künste, letztere für Industrie, gestiftet worden.

Der Überschuß der Gebornen betrug in Bergen in den Jahren 1801 — 1815. 2150; und in den Jahren 1816, 1817 und 1818. 500; im J. 1818 war unter den Gebornen das 14. Kind unehelich.

In den J. 1156, 1345 und 1435 wurden in Bergen Kirchenversamlungen gehalten. Bis 1575, hatte Bergen die Münzgerechtigkeit, behielt sie also später als andere norwegische Städte *). (*v. Schubert.*)

III. Auch führt den Namen Bergen eine County des nordamerik. Staats Newjersey, im N. und O. an Newjork, im S. an die Newartsbai, im SW. an Esser, im W. an Morris, im N. W. an Sussex gränzend; 16 □Meilen groß und 1810 mit 16,603 Einw., die meistens Niederländer sind und auch noch die holländische Sprache reden. Sie hat außer dem Hudson, der sie begränzt, noch den Hackinsak und andre Flüsse, ist mit Bergen und Hügeln angefüllt, die Eisen- und Kupfererze geben, worauf auch gebaut wird, und besitzt schöne Wiesen und Äcker. Der Ortschaften sind 7, worunter Hakinsak die Hauptstadt. (*Hassel.*)

Bergen, Berghen, Berken (L. v.), s. Berquen.

BERGEN, van, der Name mehrer holländischer Maler. 1) Dirck, geb. zu Harlem, ein Schüler Adrians van den Velde, blühte um 1680, und malte Landschaften mit Thieren. In der dresdner Galerie sind von ihm No. 413. und 414; auch die Wiener und Pariser besitzen Gemälde von ihm. — — 2) ... geb. zu Breda um 1670 und sehr jung gestorben, wird von Descamps wegen einer heiligen Familie im Geschmack Rembrandt's sehr gerühmt. Er scheint ihn in der Zeichnung übertroffen, in der Farbengebung ihm nachgestanden zu haben. — 3) Niklaus, geb. zu Antwerpen 1725, bekant durch die in Kassel befindliche Kopie eines Gemäldes von Teniers, und seine nach Rubens radirten Blätter. (*H.*)

BERGEN (Karl August von), geb. zu Frankfurt an der Oder 1704, ward Prof. an der Universität seiner Vaterstadt und starb 1759. Außer zahlreichen Dissertationen, ist er der Vf. einer Flora francofurtana 1750. 8., worin die Pflanzen jener Gegend nach Rivinus Methode aufgeführt werden. Die Gattungs-Charakter entwickelt er nach Tournefort. Früher hatte er sich zum Vertheidiger des Linné'schen Systems in einem Program aufgeworfen: Utri systemati Tournefortiano an Linnaeano primae partes deferendae sint. Francof. 1742. 4. (*Sprengel.*)

BERGENHIELM, geb. zu Berga in Ostgothland 1629 und gest. 1704, war erst Professor d. Geschichte zu Upsal, stieg dann bis zum Hofkanzler, wurde zum Reichsbaron ernant und 1699 als Gesandter an den russischen Hof geschickt. Während seiner wichtigen und schwierigen Laufbahn blieb er der Literatur treu, und ergetzte sich mit der Verfertigung lateinischer Gedichte. Man hat von ihm Poemata et Epigrammata 1693. und Cento satyricus in hodiernos motus septentrionis 1700 gegen die Plane der Mächte gerichtet, welche Karl XII. mit Krieg bedrohten und seiner großen Jugend halber Schweden zu — prostituren gedachten. (*H.*)

BERGENOPZOOM, eine Stadt und Festung in dem Distr. Breda der niederländ. Prov. Nordbraband. Sie liegt an der Zoom, die von hier zur Oesterschelde fließt und ihren Hafen macht (Br. 51° 29′ 46″ L. 21° 56′ 57″), wird durch eine starke Linie, die die Forts Moermont, Pinsen und Nover vertheidigen, und in einer morastigen sich bis Steenbergen erstreckenden Niederung liegt, und durch die beiden Forts Nord- und Südschanz gedeckt, und kann ganz unter Wasser gesetzt werden. Die Stadt hat 4 Thore, 1 altes Schloß, 3 Kirchen, 1 Hospital, 1 Zeughaus, 1100 Häus. und 5673 Einw.; in derselben befindet sich 1 Gymnasium und 1 Zeichen- und Bauschule, sie ist aber arm an Manufakturen, und besitzt außer den gewöhnlichen Handwerkern blos 11 Töpfereien, die gute Waren liefern. Ihre guten Anchovis aus der Oesterschelde sind berühmt und gehen in das Ausland. (*Hassel.*)

*) Meist nach Geografists – statistists Beskrifning ofver Konungariket Norrige. Carlscrona 1814.

BERGER (Joh. Gottfr.), in Halle an der Saale 1659 geboren, ward Prof. in Wittenberg und st. 1736. Seine Physiologia medica. Witteb. 1701. und Frcf. 1737. enthält Anwendungen der Ruyschischen Entdeckungen im System der Haargefäßchen, auch eine Theorie der Muskel-Bewegung, welche ganz iatromathematisch ist. — Nach ihm ist die weiterhin folgende Pflanze Bergera benant. (*Sprengel.*)

BERGER (Johann Justus von), war zu Celle d. 8. Dec. 1723 geboren und starb zu Kopenhagen im J. 1791. Seine medizinischen Kenntnisse sammelte er größtentheils zu Göttingen, wo er auch, nachdem er seine gelehrte Streitschrift de puererarum mania et melancholia (Gött. 1745. 4.) vertheidigt hatte, die Doktorwürde in der Arzneiwissenschaft erhielt. Nach der Rückkehr von seinen mehrjährigen gelehrten Reisen in Holland, England und Frankreich wurde er 1752 auf des Grafen J. H. E. Bernstorf Vorschlag als Arzt nach Dänemark berufen und bekleidete die Stelle eines Mitdirektors der Pflegeanstalt zu Kopenhagen. Im J. 1774 ernante ihn der König zu seinem Leibmedikus. Durch seine ausgebreiteten Kenntnisse und glücklichen Kuren hatte er sich am Hofe und in der ganzen Residenz allgemeines Vertrauen erworben. Außer der angeführten Dissertation und einer dänischen Übersetzung von Condamine's Schrift über die Menschenpocken (Kopenh. 1755) hat er auch in die Acta societatis med. Hafniensis und in die schwed. Vetensk. Acad. nya Handl. 1780. första Quart. mehre praktische Observationen geliefert*). (*v. Gehren.*)

BERGER (Christian Johann), ein geachteter Arzt, geb. d. 14. Aug. 1724 zu Wien, gest. zu Kiel d. 2. April 1789, studirte auf dem Gymnasium zu Presburg, in der med. anat. chir. Akademie zu Berlin und Kopenhagen besonders Chirurgie, dann zu Strasburg Geburtshilfe; wurde 1758 Mitglied und Prof. der Anatomie bei der Maler- und Bildhauerakademie zu Kopenhagen, 1759 Beisitzer in der Hebammenkommission und Doktor der Medizin, 1774 Professer der Medizin, Chirurgie und Hebammenkunst zu Kiel; 1776 Etatsrath. Er vermachte der kieler Universität seine Bibliothek und 4000 Thaler †). — (*Dörfer.*)

BERGERA L., eine von König nach dem oben aufgeführten J. Gf. Berger benante Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Agrumen (Aurantia) und der zehnten Linné'schen Klasse. Ein fünftheiliger Kelch, eine fünfblättrige Corolle, ein kräuselförmiges Stigma und eine zweisamige Beere, dies sind die Charaktere, welche man dieser Gattung beilegt. Allein, da dieselben bei Murraya L. wiederkehren, so kann Bergera recht wohl mit Murraya vereinigt werden. Die einzige bekante Art: B. *Königii* L. ist ein hoher Baum mit gefiederten Blättern, der in Ostindien wächst (*Rumph.* amboin. 1. t. 53. f. 1.). (*Sprengel.*)

BERGERAC, Hauptstadt eines Distrikts von 43 □M. und 108,905 Einw. Sie breitet sich (Br. 45° 9. 18° 7') an beiden Ufern der Dordogne in einer reizenden Gegend aus, hat noch Überbleibsel von Mauern, und besteht eigentlich aus 2 Städten: S. Martin de Bergerac und Madelaine, die freilich aber keinen angenehmen Anblick darbieten, indem das Innere mit Ausnahme einiger besser bebauten Straßen aus unregelmäßigen, krummen und schmuzigen Straßen besteht, die zusammen 6 Kirchen, 1666 Häus. und 8665 Einw. enthalten. Es besteht hier ein Handelsgericht, auch werden Serge-, Etamine- und Kadismanufakturen, Strumpfwirkereien, 5 Gerbereien, 7 Papiermühlen, 1 Stückgießerei, 1 Gewehrfabrik, 1 Salpetersiederei, 4 Kupferhammer betrieben und vieler Brantwein gebrant. Der Handel mit diesen Fabrikaten, besonders mit Wein, Brantwein, Kupferwaren und Kupferplatten ist sehr lebhaft; aber vor allen der Weinbau bedeutend, da die Weine von Bergerac unter den Garonneweinen einen hohen Rang einnehmen. (*Hassel.*)

BERGERAC (Savinien Cyrano de), geb. um 1620 zu Bergerac und gest. 1655. Nach einer ziemlich verwahrlosten Kindheit kam er nach Paris als Kadet in das Garderegiment, wo er sich besonders als Schläger furchtbar machte. Von seiner Bravour und Kraft erzählt man Beispiele, die an das Wunderbare gränzen; er starb selbst an den Folgen eines Schlages, den er sich vor den Kopf gegeben hatte. Zwei im Kriege erhaltene Wunden nöthigten ihn, den Kriegsdienst zu verlassen, und von dieser Zeit an beschäftigte er sich mit der Literatur. Die Werke, womit er sie bereicherte, waren in ihrer Art so einzig als er selbst. Sie erschienen zuerst gesammelt zu Paris 1677, dann zu Amsterdam, Paris und Trevoux 1699 (2 Bde. 12.), und zuletzt zu Paris 1741 (3 Bde. 12.), und enthalten ein Trauerspiel Agrippina, worin etliche Stellen ihm den Ruf der Gottlosigkeit zuzogen, wahrscheinlich weil man nicht bemerkte, daß er sie dem Sejan in den Mund gelegt hatte; sein Lustspiel, oder vielmehr Farce, le Pédant joué, und seinen satyrisch-komischen Roman: Histoire comique des États et Empires de la Lune et du Soleil. Jenes Lustspiel ist das erste in Prose geschriebene, worin ein Bauer in seinem Jargon spricht, und so wie Moliere dies und vieles Andere von Bergerac benutzt hat, so haben Fontenelle in seinem Beweis von mehr als einer Welt, Swift in dem Gulliver und Voltaire in dem Mikromegas nicht verschmäht, von Bergerac zu leiden, der aller seiner Seltsamkeiten ungeachtet ein Mann von Geist und ein philosophischer Kopf war. Selbst der regelgerechte Boileau gesteht ihm dies in seinem zwar ziemlich bedingten Lobe zu, denn er sagt von ihm:

> Un fou du moins fait rire et peut nous egayer,
> Mais un froid écrivain ne fait rien qu' ennuyer.
> J'aime mieux Bergerac et sa burlesque audace
> Que ces vers où Motin se morfond et se glace. (*H.*)

BERGERETIA. So nante Desvaux nach Jean Bergeret, dem Verf. der zu Pau 1803 erschienenen Flore des Pyrénées (Journ. de botan 3. p. 161. t. 25. f. 9.), eine Art von Clypeola (echinata *Cand.*), deren Schötchen am Rande gezähnt und auf der Scheibe

*) Vgl. dansk-norsk Literatur-Lexikon. D. 1. Kbhvn. 1818. 4. S. 56. und Kiob. Lærde Efterretninger f. 1791. 92.

†) Vgl. Schlesw. Holst. Prov. Ber. 1789. S. 272. (W. C. Christiani's) Einladung zu einer Gedächtnißrede auf ihn. Kiel 1789. 4.

mit steifen Borsten besetzt ist. Dies ist indeß kein wesentlicher Unterschied, da Cyp. eriocarpa Lag. ebenfalls ein am Rande gezähntes Schörtchen und lange Zotten auf der Scheibe hat. (*Sprengel.*)

BERGERON (Pierre), ein gelehrter Franzose, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. zu Paris geboren war und lebte, und sich um Länder- und Völkerkunde dadurch einiges Verdienst erwarb, daß er die Reisen, welche Franziskaner und Dominikaner vom 12. bis ins 15. Jahrhundert nach der Tatarei unternommen hatten, zusammenstellte, und mit gelehrten Anmerkungen und Abhandlungen begleitete *). B. ist auch Herausgeber einer brauchbaren Kompilation über die Entdeckung der canarischen Inseln **), und von Vincent le Blancs Voyages aux quatre parties du monde. Paris. 1649. 4. ***). (*Baur.*)

Bergflachs, s. Asbest.

Berggelb, s. Ocher.

BERGGIESSHÜBEL, eine kleine Stadt des Amtes Pirna im Meißner Kreise des Königreichs Sachsen, mit Kirche, 95 Häusern und 400 Einwohn., die etwas Bergbau auf Kupfer, Zinn und Eisen betreiben, übrigens aber von Ackerbau, Handwerken, Wollespinnen, etwas Leinweberei und der häufigen Durchfuhr auf der Straße von Dresden nach Prag sich nähren. Auch gibt es hier eine Metall-, Knopf- und Schnallenfabrik. Im 16. Jahrh. schon blühte hier Bergbau auf Kupfer und Eisen, 15 Gruben waren meist im Gange und noch in der Mitte des 18. Jahrh. nahmen sogar öffentliche Behörden zu Dresden durch Kure an dem dortigen Bergbaue Theil. Gieshübler Kupferglasur und pirnaischen Eisen, wie man das hier gewonnene nante, standen allgemein in dem besten Rufe und selbst der Name der Stadt ward von seinen Eisengußhütten entlehnt. Auch war die Stadt ehedem Sitz eines Bergamts, welches erst mit dem zu Glashütte, 1783 aber mit dem Altenberger vereinigt ward. Jetzt sind nur noch 2 Gruben im Gange; ein Vitriolwerk, das den Bergbau belebte, ist im Kriege 1813 zerstört worden. Denn hier begann die Befestigungslinie, welche Napoleon, als die verbündeten Armeen aus Böhmen hervorbrachen, über die Elbe bis Stolpen ausdehnte. Auch ward hier den 21. Aug. 1813 der Marschall St. Cyr von den Verbündeten geschlagen. Die beste Nahrungsquelle für die Stadt ist im Sommer der zu dem daselbst befindlichen Erbgute Friedrichsthal gehörige, im Anfange des 18. Jahrh. entdeckte Heilbrunnen, Johanngeorgenbad, welcher aus 4 Quellen, dem Johann-Georgen-, dem Friedrichs- oder Sauer-, dem Schwefel- und dem 1818 erst entdeckten Augustusbrunnen besteht. Von 1731 an, wo das Bad mehre Gerechtigkeiten erhielt, bis zum Anfange des 7jährigen Krieges war es eins der berühmtesten Mineralbäder Sachsens, welches zuerst durch jenen Krieg, dann durch die Entdeckung mehrer Gesundbrunnen zu Tharand, Schandau, Meißen ꝛc. etwas in Vergessenheit kam, noch immer aber häufig und mit Erfolg gegen Gicht und Nervenübel gebraucht wird. Am stärksten ist der Schwefelbrunnen †). Seit 1818 hat man auch die zu Verbindung der Elektricität mit dem Bade erfoderlichen Einrichtungen getroffen. — Die nahe Gegend ist äußerst romantisch. Die schönsten Partien sind der hohe Stein, wo man den größten Theil des Elbthals übersieht, der Dürreberg, der Wartthurm, das Zwieselthal, das Zwerglochꝛc. Einer herrlichen Spaziergang in dem romantischen Thale nach Gottleube und Hartmannsdorf nent man den Poetengang, weil Gellert und Rabener, als Badegäste, hier am liebsten lustwandelten. (*Engelhardt.*)

Berggrün, s. Grün.

Berghaar, s. Asbest.

BERGHEIM, Marktflecken im Fürstenthum Waldeck, in einer angenehmen und sehr fruchtbaren Gegend an dem Ederflusse. Hier hat die gräfl. waldeckische Familie seit 1710 ihren Wohnsitz. (*Varnhagen.*)

BERGHEM (Nicolaus), geb. zu Harlem 1624, war der Sohn eines mittelmäßigen Malers, Namens Peter von Harlem. Der Sohn genoß den Unterricht mehrer geschickten Meister *), die er aber alle übertraf. Den Namen Berghem erhielt er bei der Gelegenheit, als ihn einst sein Vater, um ihn eines Verbrechens wegen zu züchtigen, bis in das Haus seines Lehrers Van Goyen verfolgte. Da nun dieser ihn im Schutz nahm und zu den übrigen Schülern sagte: „Berg heim!“ (verbergt ihn); so behielt er von da an diesen Namen sein ganzes Leben lang. — Der Fleis dieses Meisters, und seine leichte Manier, setzten ihn in den Stand, eine bedeutende Anzahl Werke zu liefern. Seine zahlreichen Werke

*) Die erste (seltene) Ausgabe hat den Titel: Relation des voyages en Tatarie de *Fr. Guill. de Rubruquis*, *Fr. Jean de Plan-Carpin*, *Fr. Ascelin*, et autres religieux de St. François et St. Dominique, qui y furent envoyez par le pape Innocent IV. et le roy St. Louys. Plus un traité des Tatares avec un abregé de l'hist. des Sarasins et Mahometans. Paris. 1634. Vol. III. 8. Eine neue Ausgabe erschien 1729. zu Leiden bei Pierre van der Aa in 4.; wiederholt unter dem Titel: Voyages faits principalement en Asie dans les 12 — 15. siècles, par div. auteurs. à la Haye 1735. Vol. II. 4. Leyde 1759. Vol. II. 4. mit Karten. Der Inhalt dieser beiden Bände ist folgender: I. Band: a) *Bergeron* traité de voyages. b) *Benjamin de Tudele* voyage. c) (*Jean de*) *Plan-Carpin*. d) (*N.*) *Ascelin* voyages vers les Tatares. e) (*Guill. de*) *Rubruquis* voyage en Tatarie. f) *Bergeron* Traité des Tatares. II. Band: a) *Bergeron* abregé de l'hist. des Sarasins et Mahometans. b) *Bacon* observations sur les parties septentrionales et relatious de Tatares. c) (*Marc*) *Paul* voyages. d) *Haiton* hist. des Tatares. e) (*Ambroise*) *Contarini* voyage de Perse. f) (*Jean de*) *Mandeville* abregé des voyages.

) Histoire de la première decouverte et conquête des Canaries, faites dès l'an 1402. par de Bethencourt. Par. 1630. 8.; dabei ein, in der ganzen Ausgabe der vorhin genanten Samlung abgedruckter Traité de la navigation et des voyages de decouverte et conquête modernes. *) *Clement* Bibl. cur. T. III. 164. Adelung's Zusätze zum Jöcher. Beckmann's Literat. d. Reisebeschr. 1. Bd. 199. ff. (das Nouv. Dict. hist. und die Biogr. univ. haben Bergeren nicht aufgenommen).

†) Es komt aus einer oder mehren Quellen, deren Wasser eine Strecke durch Sumpferz gegangen ist, und in seiner Kohlensäure etwas Eisen aufgelöst hat, welches beim Erwärmen des Wassers niederfällt. Es wirkt, sowol getrunken, als zum Baden gebraucht, wie ein schwaches Stahlwasser (vgl. die wichtigsten Bäder Europa's ꝛc. Berl. 1820. 8. S. 172. ꝛc.). (*Th. Schreger.*)

*) *Descamps* T. 2. p. 340.

sind mit Recht sehr geschätzt. Er ist groß sowol in der Landschaft als in den Viehstücken. Seine Compositionen sind glücklich erfunden, und in der Führung des Pinsels, in der Stärke des Colorits, in der richtigen Vertheilung von Licht und Schatten, bleibt er unübertreffbar. Überall ist die Anlage groß, die Massen bestimt, und durch nichts Kleinliches unterbrochen, noch weniger durch fleißige Ausführung die Harmonie gestört. Die großen Schattenmassen verstand er durch Wiederscheine andrer glänzenden Körper zu mildern, und durch den Ton der Natur, Wahrheit und Wärme zu verbreiten, ja er verstand die Natur reizender im Bilde wieder zu geben, und entfernte sich hierin von seinen Landsleuten. Die Figuren und Thiere sind richtig gezeichnet, und Ton und fleißige Ausführung stimmen mit dem Übrigen zusammen. Bei allen diesen Vollkommenheiten konte es nicht fehlen, daß seine Werke schon bei seinem Leben theuer bezahlt wurden, und als Zierden in allen europäischen Galerien prangen **).

Außer seinen Gemälden radirte Berghem mit einer geistreichen Nadel eine Folge von 56 Blättern ***), die in ihrer Art eben so als die Gemälde geschätzt werden. Er starb zu Harlem 1683. Die Schüler, die er bildete, sind: Karl du Jardin, Justus van Huysum, Abraham Begyn, Karl Dujadin und Glauber. (*Weise.*)

Berghen, Berken (L. v.) s. Berquen.

Bergholz, s. Asbest.

BERGI (بَرْجِي), 1) Stadt (vermuthlich das alte Bargylia) im Sandschake Aidin, dessen Hauptstadt Tire ist; sie liegt nordöstlich von demselben mit dem Berge, welcher der Berg von Bergi heißt, im Rücken. Gegenüber südwestlich liegt der Berg von Tire, der den Rücken dieser Stadt schirmet. Die Stadt ist sowol durch ihre Granatäpfel als durch mehre große Gelehrte, welche hier geboren worden, berühmt. Unter ihnen sind die berühmtesten Chodschasade, Chodscha attai und der Verfasser des türkischen Katechismus Bergili Mohammed Efendi. 2) Der nach der Stadt benante Berg und See. Der erste erhebt sich hinter der Stadt, und wird gewöhnlich auch Bestagh d. i. der Eisberg genant. Er hat schöne Alpen, die im Sommer von den Einwohnern der benachbarten Gegenden bezogen werden. Auf der südwestlichen Seite der besuchtesten Alpengegend desselben erhebt sich ein andrer schwer zu ersteigender Gipfel, welcher Makam Erbain d. i. der Platz der Vierzig heißt. Zwischen den beiden Gipfeln liegt das Kloster eines persischen Derwisches Baba Raschid. Der See von Bergi liegt an dem Fuße des gleichnamigen Berges in einer Ausdehnung von 10 Miglien (Dschihannüma S. 638). (*v. Hammer.*)

BERGIA L., eine nach Pehr Jon. Bergius benante Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Caryophylleen und der 10. Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch; fünfblättrige Corolle; fünf Pistille, fünffächerige Kapsel, deren Klappen sich nach Art der Corollenblätter ausbreiten. Wir kennen zwei Arten: 1) B. *verticillata* W. (capensis *L.*), mit lanzettförmigen, an der Spitze gezähnten Blättern und im Wirbel stehenden Blumen (*Rheed.* malab. 9. t. 18.). Wächst in Ostindien. 2) B. *glomerata* Thunb., mit umgekehrt eiförmigen gekerbten Blättern und in Knäueln gehäuften kleinen Blümchen. Wächst am Kap. (*Sprengel.*)

BERGIER (Nikolas), ein gelehrter Geschichts- u. Alterthumsforscher, geb. zu Reims den 1. März 1567, nicht 1557 wie Bayle, Moreri und Niceron sagen. Er besuchte die akademischen Vorlesungen in seiner Vaterstadt, wurde daselbst Advokat, dann Professor der Rechte und Syndicus der Stadt. Mehrmals sandten ihn seine Mitbürger in öffentlichen Angelegenheiten an den französischen Hof, und durch die Verwendung seines Freundes, des Präsidenten Bellièvre, erhielt er das Diplom eines Historiographen, und eine Pension von 200 Thalern. Er starb auf dem Landgute desselben zu Grignon den 18. Aug. 1623. Man hat von ihm eine, auf langwierigen gelehrten Untersuchungen beruhende, sorgfältige und genaue, aber nicht in der besten Ordnung abgefaßte Beschreibung der Heerstraßen des römischen Reichs, die bei einem gründlichen Studium der römischen Geschichte sehr nützliche Dienste leistet *). Er sammelte auch viele Materialien zu einer Geschichte von Reims, es erschienen aber davon nur die 2 ersten Bücher, unter dem Titel: Dessein de l'histoire de Reims. Reims 1635. 4. herausgegeben von seinem Sohne Jean Bergier. In verschiedenen Samlungen findet man von ihm lateinische und französische Gedichte, die aber wenig Talent verrathen, und auch seine übrigen kleinen Schriften sind unerheblich **). (*Baur.*)

Bergier (Nicolas Sylvester), Domherr der Kirche zu Paris, geb. zu Darnay in Lothringen den 31. Dec. 1718. Nachdem er seine theologischen Studien vollendet hatte, wurde er Prediger zu Flangebouche, einem kleinen Dorfe in der Franche Comté, und darauf Professer der Theologie und Principal des Kollegiums zu Besançon. Da er sich durch seine Schriften und seine persönlichen Eigenschaften einen ausgezeichneten Ruf erworben hatte, so würde es ihm nicht schwer geworden seyn, zu den höchsten geistlichen Würden zu gelangen, wenn er sie hätte suchen wollen; aber er begnügte sich mit einer Pension von 2000 Livres, welche ihm die Versamlung der hohen französischen Geistlichkeit ohne sein Ansuchen er-

**) Von seinen Gemälden befanden sich 9 im Museum Napoleon, und 4 unter der Gemälde-Samlung des Hrn. P. de Smerh in Amsterdam, die im J. 1810 bei der Auktion derselben für 800, 1000, 1625, und 2500 Fl. verkauft sind. (*Gittermann.*)

***) S. *Bartsch.* T. 5. p. 247—251.

*) Histoire des grands chemins de l'empire romain, cont. l'origine, progrès et etendue quasi incroyable etc. Paris, 1622. (mit einem neuen Titel) 1628. 4.; nouv. ed. augm. Bruxelles 1728. Vol. II. 4. ib. 1736. Vol. II. 4. mit 13 Kpf. Die beiden letzten Ausgaben werden einander gleich geachtet, die erste aber ist schöner und besser gedruckt. Ins Lateinische übersetzt (de militaribus imperii romani viis lib. V.) und mit gelehrten Anmerkungen bereichert von H. C. Henninius, Professer zu Duisburg, abgedruckt im 10. Bande von Graevii Thesaur. antiq. rom. Eine italiänische Übersetzung von Bacchini, die Bayle anführt, ist nicht erschienen. **) Elogium ej. bei Gray l. c. *Bayle* Dict. *Niceron* Mém. T. VI. 346. *Freitag* analect. lit. p. 83. *Clement* bibl. cur. T. III. 166. Biogr. univ. T. IV.

theilte. Eine Abtei, die man ihm anbot, schlug er mit den Worten aus: ich bin reich genug. Die Akademie zu Besançon, die königl. Societät zu Nancy und die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris zählten ihn unter ihre Mitglieder, auch war er königl. Beichtvater und Domherr der Kirche von Paris, wo er den 9. April 1790 starb. Bergier behauptet unter den gelehrten Theologen Frankreichs in neuern Zeiten den Ruhm eines ausgezeichneten Mannes, und galt für eine Hauptstütze in Vertheidigung des Kirchenglaubens gegen die neuern Philosophen, Voltaire, Rousseau, Helvetius, Boulanger, Freret u. a. Er widerlegte die Einwürfe dieser und andrer französischer und englischer Freidenker gegen die christliche Religion überhaupt, und gegen den tridentinischen Glauben insbesondere, so gut, als es von einem Theologen geschehen konte, der in seinen Beweisgründen für die Wahrheit des Christenthums von dem πρωτον ψευδος einer allgemeinen Überlieferung, oder, wie er es auch nante, Katholicität, ausging. An theologischer Gelehrsamkeit und ausgebreiteter Belesenheit, selbst in einigen Schriften der Protestanten, wodurch er sich über die gewöhnlichen Religionsvertheidiger seiner Kirche erhob, fehlte es ihm auch nicht; aber wahre philosophische Gründlichkeit und eingreifenden Scharfsinn sucht man in seinen Schriften vergebens, und gewöhnlich gleitet sein Räsonnement leicht auf der Oberfläche hin. Eben so wenig waren kritische Forschungen der Geschichte und sorgfältige Prüfung und Sichtung der Begebenheiten seine Sache. Er trug kein Bedenken, das oft grausame Betragen der Kirche gegen die Ketzer zu vertheidigen, denen er alles Böse zur Last legte, da hingegen die römische Kirche ihm in allen ihren Aussprüchen gerecht und billig erschien. Mit den längst abgenutzten Waffen der kirchlichen Autorität, zog er gegen die Protestanten zu Felde, setzte sie in eine Klasse mit den Socinianern, und ließ ihnen gar kein Verdienst, selbst nicht um morgenländische Literatur, biblische Philologie und Kritik. Vortheilhaft zeichnen sich seine Schriften durch den Styl aus; er ist leicht und von einer lebhaften Beredsamkeit beseelt, so daß er mit dem Vortrage Bossuets verglichen und ihm vielleicht hie und da vorgezogen werden kann. Seine ersten literarischen Arbeiten waren Abhandlungen über mancherlei gelehrte Gegenstände, welchen die Akademie zu Besançon den Preis zuerkante. Dann schrieb er Eléments primitifs des langues, découverts par la comparaison des racines de l'hébreu avec celles du grec, du latin et du françois. Paris. 1764. 12. und l'Origine des dieux du paganisme et le sens des fables découvert, par une explication suivie des poesies d'Hésiode. Paris 1767. Vol. IV. 12; 1774. Vol. II. 12. teutsch, Bamberg und Würzburg 1788. 2 Th. 8. Das System, welches Bergier in diesem letztern Werke aufstellte, gründet sich vornehmlich auf die Hypothese, daß die mythischen Gottheiten nicht wirklich lebende Personen, sondern in der ältesten Philosophie angenommene Geister oder Genien gewesen sind; und daß die meisten Fabeln von ihnen einen allegorischen Sinn haben. Dagegen bestreitet er andere Systeme, besonders das historische, dessen vornehmster Vertheidiger Banier war (s. d. Art.). Die Übersetzung des Hesiod selbst wird sehr geschätzt. Die spätern Schriften Bergiers haben größtentheils die Vertheidigung der christl. Religion zum Zwecke ***). (*Baur.*)

Bergion, s. Atebion.

BERGIUM, ein Ort im alten Germanien, nach *Ptol.* II, 11. unter 33:49, 30, wo h. z. T. Bamberg liegt. (*Ricklefs.*)

BERGIUS (Bengt), ein gelehrter schwedischer Schriftsteller des 18. Jahrh. Er war 1723 zu Stockholm geboren, ward Banco-Commissarius und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und starb 1784. Sein berühmtestes Werk ist Tal om läckerheter, D. 1. 2. Stockh. 1785. 1787. 8., eigentlich eine Rede über die Naturgeschichte der Nahrungsmittel und Getränke, welche als Leckereien angesehen werden, aber mit einer solchen Fülle von gelehrten Notizen und mit solchem Überfluß von Belegen aus Reise-Beschreibungen ausgestattet, daß man kein ähnliches Werk auffinden wird. In Teutschland ist es durch die Bearbeitung von Forster und Sprengel 1792 bekant geworden. Noch ist sein Tal om ängskötselen. Stockh. 1769. 8. bekant, worin er von dem Anbau der Futterkräuter handelt. Einige minder wichtige Abhandlungen stehn in den Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm.

Bergius (Pehr Jonas), Bruder des vorigen, einer der gelehrtesten Botaniker und Ärzte des 18. Jahrh., geb. 1730, † 1780. Er war Prof. der Naturgeschichte zu Stockholm. Berühmt ist seine Materia medica e regno vegetabili. Stockh. 1778. 8., worin die bekanten Arznei- und Nahrungsmittel nach der Ordnung des Linné'schen Systems aufgeführt, ihre naturhistorischen Verhältnisse ziemlich vollständig angegeben, aber der Gebrauch nur kurz angedeutet wird. Als Botaniker machte er sich berühmt durch seine Descriptiones plantarum ex capite bonae spei. Stockh. 1767. 8. Dies Werk entstand aus der Samlung, welche Mich. Grubb, Direktor der ostindischen Compagnie, bei seiner Rückreise aus Canton vom Cap mitgebracht und sie Bergius zur Beschrei-

***) Die vorzüglichsten sind: La certitude des preuves du Christianisme. Paris 1768. Vol. II. 12. drei Mal in einem Jahre aufgelegt, auch ins Italische, Spanische und Teutsche (von M. Lory, Köln 1787. 2. Th. 8.) übersetzt; veranlaßte auch mehre Gegenschriften, z. B. von Voltaire Conseils raisonnables etc., gegen die sich Bergier in einer Reponse etc. 1769. 12. vertheidigte. Le Deisme refuté par lui-même. Genève et Par. 1765; ed. IV. 1771. 12. Teutsch von J. von Richtenburg, Augsb. 1787. 2 Th. 8. (gegen Rousseau). Apologie de la religion chrétienne, contre l'auteur du Christianisme dévoile (Boulanger, nach Andern Baron von Holbach). Par. 1769. Vol. II. 12.; 1776, Vol. II. 12. Teutsch, Bamb. und Würzb. 1786. 2 Th. 8. Examen du matérialisme, ou réfutation du Système de la nature. Par. 1771. Vol. II. 12. Teutsch, Bamb. und Würzb. 1788. 2 Th. 8. Traité historique et dogmatique de la vraie religion, avec la refutation des erreurs qui lui ont été opposées dans les différents siècles. Paris 1780. Vol. XII. 12.; nouv. ed. revue et corr. 1786. 8., auch ins Ital. übersetzt, und teutsch (von J. G. Beigel) Bamb. und Würzb. 1788. ff. 12 Th. 8. Bergier's letzte umfassende Arbeit war das Dictionnaire theologique in 3 Quartbänden, welches zu der Encyclopédie methodique gehört, und Liége 1789. Vol. VIII. 8. neu gedruckt, auch zu Rom 1785. ff. 4. ins Italische übersetzt wurde. Vgl. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV. Erſch's gel. Frantr.

bung überlassen hatte. Diese Beschreibungen sind meisterhaft; doch ist die Bestimmung nicht ganz von Fehlern frei, da B. die Pflanzen nur trocken untersuchen konte. *Grubbia rosmarinifolia*, welche er seinem Gönner zu Ehren nante, ist geblieben, aber Laurembergia repens ist mit Serpicula, Colpoon itzt mit Fusanus R. Br., Melasma mit Gerardia, Nemia mit Lobelia, Nectandra mit Passerina, Nothria mit Frankenia, Thamnochortus mit Restio vereinigt. Dagegen sind die Gattungen Aulax, Blairia, Cyphia, Dilatris, Disa, Hartogia u. so f., welche B. zuerst aufstellte, theils allgemein anerkant, theils wieder hergestellt worden. Als guten Geschichtsforscher seines Vaterlandes zeigte er sich durch seinen trefflichen Tal om Stockholm för 200 år sen, och Stockh. nu för tiden. Stockh. 1769. 8., worin die ältere Geschichte der Sitten, Gesetze, Künste und Wissenschaften in Schweden erläutert wird. Seine Kentnisse im Gartenbau bewies er durch seinen Tal om fruktträgardar. Stockh. 1780. 8. Unter vielen Abhandlungen, die von ihm in den Abh. der schwed. Akademie der Wissenschaften stehen, erwähnen wir hier nur seine Untersuchung der Proteaceen (Stockh. acad. handl. 1766. p. 316—328.), seine Bestimmung der Gattung Scleria (das. 1765. p. 142—148.) und der Gattung Caenopteris (Act. acad. petrop. 1782. P. 2. p. 248.). Sehr verdient machte er sich endlich mit seinem Bruder um sein Vaterland, indem er ein Kapital zur Besoldung eines Professors der Naturgeschichte in Stockholm aussetzte. Diese Anstalt heißt das Bergische Institut. Ol. Swartz bekleidete diese Professur zur Ehre seines Vaterlandes. (*Sprengel.*)

BERGKIRCHEN, 1) Pfarrdorf unter einem Berge (Br. 52° 16′ 25″ L. 26° 24′ 51″), das 71 Häus. und 488 luth. Einw. zählt, vorzüglich aber in der alten teutschen Geschichte bekant ist, weil daselbst mehre Vehmgerichte gehalten sind. 2) Pfarrdorf auf einer Anhöhe im Lippe Schaumburgschen Amte Hagenburg mit 55 Häus. und 280 luth. Einw. (*Hassel.*)

Bergkork, s. Asbest.

Bergkrystall, s. Quarz.

Bergleder, s. Asbest.

BERGLER (Stephan), geboren zu Kronstadt in Siebenbürgen um das J. 1680, bekant als gründlicher Philolog und als einer der schmutzigsten Syniker. Den Buchhändler Fritsch in Leipzig und Wetstein in Amsterdam war er von wesentlichem Nutzen durch mehre von ihm veranstaltete Ausgaben alter Classiker, auch hatte Joh. Alb. Fabricius in Hamburg an ihm einen getreuen Gehilfen bei der Herausgabe seiner Bibliotheca graeca und des Sextus Empiricus. Er wurde endlich an den Hof des gelehrten Fürsten Alexander Maurocordato nach Bukarest berufen, dessen Söhne er unterrichtete, seine Schriften ins Lateinische übersetzte, und eine kostbare Bibliothek für ihn anlegte, welche Maurocordato als Vermächtniß an die Patriarchalkirche in Konstantinopel vermachte. In dieser Anstellung starb er auch zwischen 1738—40. Man hat von ihm Pollucis Onomasticon gr. et l. Amstelod. 1706. F. Homeri opera gr. et l. Amstelod. 1707—12. 2 Bände eine früher geschätzte Ausgabe. Animadversiones quaedam ad Jac. Gronovii emendationes in Suidam und Animadversio in novam editionem Herodoti a Gronovio curatam in den Act. Erud. Lipsiae 1712 und 1713. Alciphrontis epistola cum notis gr. et l. Lipsiae 1715. 8. *Περι των καθηκοντων βιβλος.* Liber de officiis a J. N. A. Maurocordato Voivoda conscriptus, editione secunda latine conversus Lipsiae 1722—4. Jos. Genesii de rebus Constantinopolitanis Libri IV. gr. et l. Venetiis 1733 F. Aristophanis Comoediae gr. et l. a Berglero Amstelod. 1760. 4. 2 T. (*Benigni.*)

Bergmanit, s. Scopolith.

BERGMANN (Michael Adam von), Bürgermeister und Stadtoberrichter zu München, geb. das. d. 15. Aug. 1733, wo er seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt, und sich durch Fleiß und Talent auszeichnete. Mit dem Studium der Rechte, das er zu Ingolstadt trieb, verband er schon damals gründliche historische Forschungen, besonders in Beziehung auf vaterländische Geschichte und Rechte. Einen rühmlichen Beweis seiner erlangten Kentnisse gab er, nach der Rückkehr in seine Vaterstadt, durch die Dissertatio de ducum Bojariae jure regio, praesertim succedendi in nobilium patriae feuda activa gentilitia extinctis masculis. Monach. 1754; ed. II. 1778. 4. Diese Abhandlung verursachte großes Aufsehen, und es wurde in öffentlichen Schriften vieles pro et contra gestritten, wobei manche Wahrheit an's Licht kam oder verbreitet wurde, die vorhin im Dunkeln lag. Der freimüthige Verfasser aber schadete dadurch seinem zeitlichen Glücke und seiner verdienten frühen Beförderung. Indessen wurde er 1759 unter die ersten Mitglieder der baierischen Akademie der Wissenschaften aufgenommen, und 1762 erhielt er das Amt eines Stadtoberrichters in München. Dieses mühsame und unruhevolle Amt verwaltete er mit ungemeiner Einsicht und Thätigkeit, erwarb sich vieles Verdienst um die leidende Menschheit, und starb d. 20. Mai 1783. Die wenigen Mußestunden, die ihm seine vielfachen amtlichen Verrichtungen übrig ließen, widmete er archivalischen Arbeiten, sammelte viele Materialien zu einem Werke, das er unter dem Titel Monumenta civitatensia herausgeben wollte, brachte aber nur folgende zwei Arbeiten zu Stande, die von einer gründlichen Kentniß der Verfassung des Mittelalters, besonders in Bezug auf Städte und ihre Gründung zeugen: Beiträge zur Geschichte der Stadt München, eine Rede, am Stiftungsfeste der Akad. zu München gehalten. München 1780. 4. Beurkundete Geschichte der Haupt- und Residenzstadt München, von ihrem Entstehen, bis nach dem Tode Kaiser Ludwigs IV. Eb. 1783. Fol. m. Kpf. und mit vieler typographischer Schönheit gedruckt, 60 Bogen stark. Die Herausgabe besorgte nach des Verf. Tode der Stiftsdechant von Effnern *). (*Baur.*)

BERGMANN (Torbern), ein berühmter Naturforscher und Chemiker, geboren den 9. März 1735 zu

*) Eckartshausens Rede zum Andenken Bergmanns. München 1783. 4. Westenrieders Jahrbuch der Menschengesch. in Baiern. 2 Th. 225—244. Ebend. Beiträge zur vaterl. Hist. 1 B. 34. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 1 Bd. Baaders gel. Baiern.

Catharinaberg in Finnland, gestorben 1784 zu Medevi. Sein Vater Barthold Bergmann stammte aus der Gegend des Harzes, und seine Mutter Sara war eine geborne Häggh. Torbern erhielt seine Jugendbildung auf dem Gymnasium zu Skara, und auf der Universität zu Upsala. Nach der Mathematik, Physik und Botanik war sein erstes Lieblingsstudium Entomologie, wozu er, als 18jähriger Jüngling, ein System der Insekten nach ihrem Larvenzustande entwarf, das er, so gut es angelegt, wozu soviel gesammelt war, anderer Arbeiten wegen nicht ausführen konte. Im Jahr 1758 wurde er zu Upsala Magister, und noch in demselben Jahre Lehrer der Physik. Um sich die nöthigen Mittel zu seinem Unterhalte und zur Anschaffung physikalischer, besonders elektrischer Apparate zu verdienen, mußte er Privatunterricht den Studirenden geben, bis ihm 1761 die Stelle eines Adjunkts der Mathematik zugetheilt wurde. Schon lange mit der Astronomie und den ersten Astronomen seiner Zeit bekant, gelang es ihm, 1761 und 1769 zu Upsala den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Als Lehrer erwarb er sich durch seine deutlichen und gründlichen Vorträge vielen Beifall, weshalb ihm aufgetragen wurde, öffentliche Vorlesungen auch über die Algebra zu halten.

Seine Briefe über die elektrische Natur des Turmalins, und seine übrigen elektrischen Beobachtungen erhielten eine verdiente Aufnahme, jene in den Schriften der schwedischen Akademie, diese in den Philosophical Transactions. Im J. 1763 gewann er einen einfachen, und einige Jahre darauf einen doppelten Preis bei der stockholmer Akademie für die beste Antwort über die Vertilgung der schädlichen Fruchtbaumraupen. Dieselbe Akademie und die kaiserliche leopoldinische der Naturforscher nahmen ihn 1764 zu ihrem Mitglied auf. Seiner vielen Verdienste wegen um die erstere, ward ihm von derselben seit 1777 ein Jahrgehalt zu den Kosten seiner Versuche ausgesetzt, und in eben dem Jahre die Präsidentenstelle übertragen.

Bei der von ihm mit einigen Freunden schon 1758 gestifteten kosmographischen Gesellschaft bearbeitete er meisterhaft den physischen Theil der Erdbeschreibung, der 1766 das erste Mal im Druck erschien, in mehre Sprachen übersetzt wurde, und 1773 eine zweite sehr vermehrte Auflage erlebte, wovon wir ebenfalls eine teutsche Übersetzung besitzen.

Bergmann, auch in die Chemie schon tief eingeweiht, erhielt die 1767 erledigte chemische Lehrstelle, und opferte dieser von jetzt an sowol durch Unterricht, als durch Selbstexperimentiren in dem neuen, mit einem Naturalien- und Modellkabinet reich ausgestatteten akademischen Laboratorium seine ganze Lebenszeit.

Sein trefflicher theoretischer und praktischer Unterricht in der Chemie zog nicht nur eine große Menge junger Schweden, sondern auch Fremde aus den entferntesten Weltgegenden herbei.

Doch schränkte sich Bergmann nicht blos auf mündlichen Unterricht ein, sondern belehrte auch die Welt durch seine an chemischen Entdeckungen so reichen, klassischen Schriften. Nach einer von ihm geordneten, und mit Anmerkungen vermehrten Ausgabe der J. F. Scheffer'schen Vorlesungen, Upsala 1775. 8, welche C. F. Weigel zu Greifswalde 1779. 8. verteutscht herausgab, und Bergmanns Anhang dazu Stockh. u. Lpz. 1779. 8. erschien seine Einleitung zu Vorlesungen über die Chemie, und endlich seine Sciagraphie des Mineralreichs. Einen wahren Schatz seiner theils in öffentlichen Streitschriften, theils in andern Aufsätzen enthaltenen chemischen Untersuchungen und Entdeckungen legte er in den drei Bänden seiner kleinen Schriften nieder, ein viertes ward nicht ganz vollendet. In diesen seinen Opusculis physicis et chemicis I. Holm. Ups. et Abo. 1779. II. Ups. 1788. III. Ups. 1783. 8. I. II. III. Lips. 1786. 8. IV. ed. a. *C. B. G. Hebenstreit.* Lips. 1787. V. 1788. VI. 1790. 8. etc., von denen wir auch eine mangelhafte Übersetzung haben, wird Bergmann noch lange fortleben.

Ihm verdanken wir unter vielen andern: eine bessere Alaunbereitung, die erste Anleitung zu einer sorgfältigern Analyse der Mineralwasser, und zur künstlichen Fabrikation derselben, eine genauere Bekantschaft mit der damals neuentdeckten Kleesäure und ihren Verbindungen, eine völlige Aufklärung der Eigenthümlichkeit des Kobalts, Nickels und Platins, sowie über die Metallität des Braunsteins, Molybdäns und Tungsteins. Seine Untersuchung und Zerlegung des Eisens ist ein Meisterstück. Er entdeckte zuerst das Schwefelzinn. Von ihm erhielten wir die treffliche Anleitung zur gründlichen Zerlegung der Erze nicht nur vor dem Löthrohre, mittelst des Zusatzes verschiedener Salzsubstanzen, sondern auch auf dem nassen Wege. Durch seine vielen Versuche über die Affinität der Körper brach er die Bahn in dieser höchst wichtigen Lehre. Er führte mathematische Genauigkeit in die Chemie ein rc. — —

Zu seiner anerkannten Höhe in der Chemie gelangte Bergmann sowol durch seinen großen Scharfsinn und seine rastlose Thätigkeit, als auch durch seine vorzüglichen Kentnisse in der Naturgeschichte, Physik und Mathematik, welche er auf seine Lieblingswissenschaft anwandte.

Er war Mitglied der berühmtesten Akademieen und gelehrten Gesellschaften Europens. Die k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin trug ihm sogar 1776 die Stelle eines ihrer ordentlichen Mitglieder an. Allein er lehnte sie aus Liebe zu seinem Vaterlande und seinem Könige ab, so anlockend auch für ihn bei seiner wankenden Gesundheit der mildere Himmel Berlins, und der Gedanke seyn mochte, der Erweiterung seiner Wissenschaft, ohne alle andere Sorgen, ganz ausschließlich zu leben.

Seit 1769 zählte er, der sonst von Natur nicht eben schwächliche Mann, durch sein stillsitzendes Leben, noch mehr durch anhaltende mühsame und gesundheitswidrige Arbeiten im Laboratorium geschwächt, wenige ganz gesunde Tage. Hiezu kam noch ein unglücklicher Fehlsturz ins Wasser, der seine Gesundheit vollends so erschütterte, daß er zu Medevi, während des Gebrauchs der dortigen Bäder, im 49. Jahre seines Lebens am 9. Juli 1784 verschied, viel zu früh für die Wissenschaft, für seine Freunde, und vaterländische Nation, deren Stolz er war und bleibt. Diese ließ ihm noch kurz vor seinem Ende, als Zeichen ihrer Liebe und Verehrung eine goldene Denk-

münze prägen, wie später auch die königl. schwedische Akademie.

Bergmann war ein eben so gelehrter, als religiöser und edeldenkender Mann, Freund seiner vielen Freunde im In- und Auslande, aber auch ein gleich zärtlicher Gatte und Vater von 2 Söhnen, die ihm nur zu früh der Tod entriß. — (Naturwissenschaftliche Abhandlungen von Bergmann enthalten die Nova acta soc. reg. scient. Upsal. Vol. I. p. 58 etc.; die Abhandlungen der k. schwed. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm. B. 18. S. 187 ꝛc. B. 19. S. 294 ꝛc. B. 21. S. 231 ꝛc. B. 22. S. 62. 237 ꝛc. B. 26. S. 200. 257 ꝛc. B. 28. S. 58. 250 ꝛc. B. 32. S. 19 ꝛc.†) (*Th. Schreger.*)

BERGMANN (Joseph), Professer der Physik u. Naturgeschichte zu Aschaffenburg, wo er um 1736 geb. war. Früher trat er in den Jesuitenorden, und ward von seinen Obern nach Wien und Ungern geschickt, um die Naturkunde zu studiren. Als der Orden 1773 aufgehoben ward, begab er sich nach Mainz, und lehrte mit Beifall, zuerst am Gymnasium, und dann an der Universität Physik und Naturgeschichte, bis die Stadt unter französische Herrschaft gerieth. Dann kam er mit der Universität nach Aschaffenburg, wo er d. 20. Spt. 1803 starb. Er war auch Doktor der Theologie, Kapitular des kais. freien Reichsstifts zum heil. Kreuz in Nordhausen und Vikar zum heil. Viktor in Mainz. Die dortige Universitätsbibliothek bereicherte er mit den schätzbarsten naturhistorischen und physischen Werken, mit einem physischen Apparat, und bewies bei der Regeneration der Universität als mehrjähriger Dekan eine einsichtsvolle Thätigkeit. Am meisten aber trug er zur Aufnahme der Wissenschaften bei, die er lehrte, als deren gründlicher Kenner er auch dem größern Publikum durch einige Schriften bekant wurde, vornehml. durch seine Anfangsgründe der Naturgeschichte. Mainz, 3 Th. 1782. 8., und durch seine, mit reichhaltigen Anmerkungen und Zusätzen vermehrte Übersetzung von Ant. Bruchhausens (Prof. zu Münster) Anweisung zur Physik; aus dem Lateinischen. Mainz, 3 Th. 1790. 8.*). (*Baur.*)

Bergmannsgrün, s. Bermsgrün.

BERGMEHL (Min.). Hr. Giov. Fabroni machte zuerst näher auf eine thonartige Erde aufmerksam, die sich unweit Santa fiora an der Gränze von Toscana und dem Kirchenstate, als bedeutende Schicht, gleich unter Tage findet, die man daselbst Latte di Lune (Mondmilch) nent und zum Putzen metallener Gefäße anwendet. Durch das Austrocknen wird sie hart, weiß, und ungemein leicht, so, daß sie auf dem Wasser schwimt. Es ist aus der alten Literatur bekant, daß man im Alterthume an mehren Orten Ziegel bereitete, welche die Eigenschaft hatten, auf dem Wasser zu schwimmen, weshalb besonders die von Pitane in Asien, so wie von Maxilna und Calentum in Spanien bekant waren. In neuern Zeiten waren deshalb mehre Versuche angestellt, besonders mit Bimsteinstücken, allein da diese keine bildende Kraft haben, wollte es nicht gelingen; als aber Fabroni mit der eben erwähnten Erde Versuche anstellte, glückte ihm dieses vollkommen. Er analysirte diese Erde und fand 55 Kieselerde, 15 Bittererde, 14 Wasser, 12 Alaunerde, 1 Eisen, 3 Kalk = 100. Man betrachtete dieselbe als zur Klasse der bittererdigen Fossilien gehörig, nante sie Talc pulverulent silicifère (Hauy), Talc farineux (Tondi) auch Bergmehl, unter welchem letztern Namen sie auch in mehren teutschen Systemen, theils als Gattung, theils als Art des Meerschaums aufgenommen wurde.

Später wurde dieselbe von Klaproth analysirt, er fand 79 Kieselerde, 5 Alaunerde, 3 Eisenoxyd, 12 Wasser = 99. Nach dieser Analyse nähern sich die chemischen Verhältnisse ganz außerordentlich dem Fossil, was er früher Kieselguhr genant hatte, und es wird das Bergmehl zu den Kieselhydraten zu rechnen seyn. (*Keferstein.*)

BERGMILCH (Mehlkalk, Mehlkreide, Montmilch, Bergzieger, Agaricus mineralis), eine weiße, oft schwammige, erdige, zerreibliche Gubr, die in den Klüften und Höhlungen der Kalksteingebirge vorkomt, stark mit Säuren braust, und aus gewässertem kohlensauren Kalk besteht. (*Germar.*)

BERGMÜLLER (Joh. Georg), geb. zu Dirkheim 1688 *), gest. 1762, zeigte schon früh viel Anlage zum Zeichnen, daher ihn der Herzog Maximilian von Baiern die Malerei bei Andreas Wolf zu München lernen ließ. Nachdem er sich sowol zu Düsseldorf als Augsburg durch schöne Freskomalereien in Kirchen und Palästen ausgezeichnet hatte, ernante ihn der Bischof zu Augsburg zu seinem Hof- und Kammermaler, und 1730 wurde er Direktor der Malerakademie. — Bergmüller's meiste Malereien sowol auf Kalk als in Öl, enthalten geistliche Darstellungen, in denen sich ein reiner frommer Sinn äußert. Wenn ihm gleich die Gelegenheit fehlte in Italien zu studiren, so ist seine Zeichnung doch größtentheils richtig, die Stellungen der Figuren sind edel, die Drappirung ist groß, und die Farbengebung, erinnernd an Karl Maratti, angenehm. — Außerdem radirte er auch eine bedeutende Anzahl Blätter in einem malerischen Styl, und gab zwei Werke heraus, das eine unter dem Titel: Anthropometria oder die Natur des Menschen, nach den verschiednen Altern. Augsburg 1723. Fol. Das andre: Geometrischer Maßstab in der Architektur. 1732. Bei seinen radirten Blättern bediente er sich folgendes Zeichens: $\mathfrak{BG}$. Sein ältester Sohn Johann Baptist, geb. 1724 wurde ebenfalls ein geschickter Maler; schöne Freskomalereien von ihm befinden sich zu Landsberg in der Klosterfrauenkirche; auch vermehrte er die Anthropometria seines Vaters. Er starb im Jahr 1785. **). (*Weise.*)

Berg-Naphta (Bergbalsam), s. Erdharz.

Bergöl, s. Erdharz.

Bergolinus, s. Justinian.

Bergomum, s. Bergamo.

*) Über Bergmanns Leben vgl. *Aurivillii* Orat. parental. in memor. M. Torberni Bergmann. Ups. 1784. 4. Teutsch i. Lor. Crell's chem. Annalen. Helmst. u. Lpz. I. S. 74 ꝛc.

*) Meusel's gel. Teutschl. Alt. Lit. Ztg. Intelbl. 1803. N. 198.

*) Huber in seinem Handbuch gibt das Geburtsjahr 1678 an. **) S. Bibliothek d. schön. W. Th. 1. S. 156.

Bergprofil, s. Profil.

BERGQUARA, ein uralter ansehnlicher Edelhof in Småland, ¾ M. v. Werið, im Kirchspiel Bergunda; er ist in mehrfacher Beziehung in der Schwedischen Geschichte berühmt geworden †). In der Gegend findet sich ein besonderer weißer Thon. (*v. Schubert.*)

BERGRECHT ist der Inbegrif von Befugnissen und Verbindlichkeiten, welche Gegenstände des Bergwerks oder solche Rechtsgeschäfte betreffen, die in mittel- oder unmittelbarer Beziehung auf den Bergbau und die dazu gehörigen Dinge vorkommen. Es gründet sich auf das Bergregal, oder das Recht des Landesherrn, die in seinen Staten unter der Oberfläche befindlichen edleren Mineralien und Fossilien, entweder für eigne Rechnung, allenthalben, wo sie sich finden, auszugraben, und an den Tag zu fördern, wenn sie nicht schon in ihrem rohen Zustande zum bürgerlichen Verkehr brauchbar sind, von den beigemischten fremden und unedlen Theilen abzusondern, und dadurch ein technisch brauchbares Metall, oder sonst für allerlei Gegenstände taugliches Material darzustellen; oder auch dieses Ausfördern und Zugutmachen Andern zu gestatten. In den ältesten Zeiten des teutschen Bergbaues hatten sich Bergwerksgebräuche und Gewohnheiten gebildet, die von Bergrechtsfreunden zusammen geschrieben und nachher von den Landesherren zu wirklichen geschriebenen Gesetzen erhoben worden sind, wie solches mit dem Iglauer und alten Freiberger Bergrechte *) im 13. Jahrh., der Fall gewesen. Diese merkwürdigen Urkunden des Bergprivatrechts scheinen die Urbegriffe der nach ihnen in allen teutschen Ländern erschienenen Berggesetze und so vieler Bergordnungen zu enthalten **). Das Bergrecht ist hauptsächlich rein teutschen Ursprungs und wenn spätere Bergrechtslehrer darein die Begriffe des römischen und Feudal-Rechts übertragen oder solche schon darin finden wollten, so war dieses, wie sehr leicht gezeigt werden könte, eine unglückliche Idee, die in Folge der Zeit zu mancher Verwirrung in diesem Zweige der Rechtslehre Anlaß gegeben hat.

In rechtlicher und verfassungsgemäßer Hinsicht theilt man den von Privatpersonen betriebenen Bergbau, im Gegensatze des für eigne landesherrliche Rechnung gehenden, in Gesellen- oder Eigenlöhner- und gewerkschaftl. Bergbau. Ersterer ist, welcher 8 oder weniger Theilhaber einer Zeche zählt und letzterer, wo mehr als 8 Theilhaber interessirt sind. Auch unterscheiden sich beide Arten hauptsächlich dadurch, daß bei dem erstern die Theilnehmer sämtlich, oder doch größtentheils, die Bergarbeit betreiben, und sich daher selbst lohnen, welches bei dem letztern nicht der Fall ist.

Die Befugnisse und Verbindlichkeiten, welche Gegenstand des Bergrechts sind, finden sich I. in dem Rechts-Verhältniß des Landesherrn, als oberster Statsbehörde, zu den Bergbautreibenden; II. in den Rechtsverhältnissen der Bergbautreibenden zu einander, und III. in den Verhältnissen der Bergbautreibenden zu dritten Personen, und wir bemerken darüber folgendes:

Zu I. Der Landesherr ist, wie bereits gedacht wurde, vermöge des ihm zustehenden Bergregals befugt, den Bergbau in seinen Staten auf die zu diesem Regal gehörigen Gegenstände und das Hüttenwesen entweder selbst auszuüben, oder dieses Befugniß Andern zu verleihen, und dessen Ausübung zu verstatten.

Zum Bergregal gehören im Allgemeinen alle zur Gewinnung von Metallen und Halbmetallen taugliche Fossilien, alle Edelsteine, alle Arten von Salz nebst den Salzquellen, und alle brennbare Fossilien, mithin Gold, Silber, Queckſilber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Wißmuth, Zink, Kobalt, Braunstein, Alaun, Vitriol, Steinsalz, Stein- und Braunkohlen, Bernstein, Schwefel, Erdpech und dergl. Jedoch gibt es hievon in einigen Landen und einzelen Provinzen Ausnahmen, und gehört z. B. in Schlesien das Eisen, und in Sachsen Stein- und Braunkohlen nicht zum Bergregal, so wie dies auch in Sachsen in Hinsicht der Edelsteine zweifelhaft ist. Man theilt das Bergregal in das hohe und niedere, und rechnet zu dem erstern Gold, Silber, Salz und Edelsteine, zu dem letztern aber alle übrige Gegenstände. Diese Eintheilung ist insbesondere bei Specialverleihungen des Bergregals von Einfluß.

Der Landesherr gestattet Andern die Ausübung des Bergregals entweder durch Specialverleihung, oder dadurch, daß er den Bergbau ins Freye gibt, d. h. Jedermann unter Beobachtung gewisser Formen und unter gewissen Beschränkungen erlaubt, Bergbau zu treiben. Bei der Specialverleihung bestimt die Verleihungsurkunde die Bedingungen der Überlassung, bei der Freierklärung des Bergbaues aber haben sich die Landesherrn allenthalben, wo solche erfolgt ist, folgende das allgemeine Landeswohl bezweckende Rechte vorbehalten.

1) Die oberste Aufsicht über den gesamten frei erklärten Bergbau in seinem State und die Direction desselben durch Sachverständige. Diese Oberaufsicht und Direction wird ausgeübet entweder, wenn der Umfang des Bergbaues unbedeutend ist, durch die obersten Statsbehörden unmittelbar, oder, wenn der Bergbau ausgebreitet und wichtig ist, mittelbar durch die Ober- und Berg-Ämter. Mehre Bergämter sind einem Oberbergamte untergeordnet und die Aufsicht der Bergämter über den Bergbau ist speciell, die der Oberbergämter aber generell. Die Aufsicht der Bergämter auf den ihnen zugetheilten Distrikt erstreckt sich a) über die Aufnahme neuer oder Wiederaufnahme alter Zechen. Bei den Bergämtern wird die Erlaubniß, Bergbau zu treiben, gesucht und ertheilt. Vgl. Muthung und Verleihung. b) Auf den technischen Betrieb der Grubengebäude. Dieser wird auf jedem Revier speciell durch die Geschwornen geleitet, welche die Steiger, oder Betriebsvorsteher einzeler Gruben, in ihrem Geschäfte unterstützen, und ihre Anwendung in Ausführung bringen müssen. Die Geschwornen müssen die Berggebäude, deren Beaufsichtigung ihnen übertragen ist, fleißig befahren, und den Befund ihrer Befahrungen in ein Journal (Fahrbogen genant), eintragen, welches beim Berg-Amte in Verwahrung genommen wird. Die darauf gefaßten Beschlüsse werden sodann durch die

†) S. Tuneld Geographie ꝛc. Th. 2. S. 113.

*) Abgedruckt in Klotzsch's Ursprung der Bergwerke in Sachsen, Chemnitz 1764. **) Ein Verzeichniß dieser Bergwerksgesetze ist in Wagner's Churf. Bergwerks-Verfassung Leipzig 1787 enthalten.

Officianten und Beamten zur Ausführung gebracht. Die Geschwornen haben bei ihren Grubenbefahrungen hauptsächlich darauf zu sehen, daß die bergamtlichen Anordnungen, in Ansehung des Betriebes, zur Ausführung kommen, daß Schächte regelmäßig abgesunken, Stollen und Strecken mit gehöriger Höhe und Weite ohne Gesprenge (plötzliche Abweichung von der geraden Richtung, in die Höhe als Tiefe) getrieben, die Abbaue regulär angelegt und die Erze haushälterisch gewonnen und benutzt werden. Den Arbeitern müssen sie die Gedinge machen und den Grubenhaushalt und was dazu gehört, stets im Auge haben. c) Auf möglichst wohlfeile Anschaffung tüchtiger Bergmaterialien. Die Bergbautreibenden haben zwar selbst für die Herbeischaffung der nöthigen Materialien zu sorgen, oder dieselbe durch ihre (gewerkschaftliche) Officianten besorgen zu lassen; da diese Materialien indeß ein wichtiger Gegenstand für den Haushalt, und auch selbst in polizeilicher Hinsicht nicht gleichgiltig sind, so hat das Bergamt darauf zu sehen, daß die Materialien von gehöriger Güte und um die möglichst billigen Preise angeschafft werden, und es darf kein diesfallsiger Handel ohne dessen Zustimmung geschlossen werden, so wie dasselbe auch die angeschafften Materialien vor dem Verbrauch zu untersuchen hat. d) Auf das sämtliche Gruben-Rechnungswesen. In der Regel muß über den Betrieb einer jeden gewerkschaftl. Grube, in vorgeschriebener Form, Rechnung gelegt werden. Das Bergamt läßt diese Rechnungen durch den zur Defectur angestellten Recessschreiber oder Rechnungs-Revisor durchgehen und moniren, die geogenen Monita werden dem Rechnungsführer zur Beantwortung vorgelegt und in einem besonders dazu angesetzten Termine vom Bergamte entschieden, sodann aber vom Rechnungsführer zur Erledigung gebracht. e) Überhaupt auf den Gruben- und Revier-Haushalt, die zweckmäßige Angabe der Gruben- und Hüttengebäude, die Erhaltung der Gesundheit der dabei angestellten Arbeiter, und die Sicherungsanstalten gegen Gefahren. Dahin gehört auch vorzüglich die Unterstützung einzeler Zechen und Gewerkschaften, so wie der erkrankten, beschädigten, und invaliden Bergarbeiter, und deren hinterlassener Witwen und Kinder, aus den von ihnen dazu abzuführenden Beiträgen, auch wol anderen Zuflüssen, eingerichteten Unterstützungs-Kassen. f) Auf die Besitzungen und den Besitzstand, sowol der Gewerkschaften im Allgemeinen, als der einzelen Gewerke, weshalb diese Besitzungen nebst den Besitztiteln in das sogenante Gegenbuch (man sehe diesen Artikel) einzutragen sind. Letzteres dient auch insbesondere zur Controle der richtigen Einziehung der Zubuße und Vertheilung der Ausbeute. g) Auf Ausübung der Bergpolizei und Disciplinar-Gewalt auf den Gruben, den Hütten, und den zu solchen gehörigen Gebäuden.

Bei Freierklärung des Bergbaues hat sich der Landesherr 2) vorbehalten die Abgaben des Zehenten von allen ausgebrachten Bergwerks-Produkten. Ursprünglich, bei der in dem Iglauer und alten Freiberger Bergrechte beschriebenen Urverfassung des Bergbaues, als es dem Landesherrn frei stand, bei fündig gewordenen Zechen entweder den 10., kostenfrei, von allen Bergprodukten zu nehmen oder die 3. Schicht mitzubauen d. i. als Gewerke zum 3. Antheile der Zeche einzutreten, mochte der Genuß des Zehenten wol als eine Entschädigung des Landesherrn für den frei erklärten Bergbau, wofür ihn die Rechtslehrer halten, gelten können. Heut zu Tage ist aber der Genuß des Zehenten wol weniger unmittelbarer als vielmehr mittelbarer Vortheil des Landesherrn, indem er nicht immer voll entrichtet und durch Besoldung der königl. Bergbeamten sehr vermindert und da letztere zum Vortheile der Gewerken da sind, von den Bergbautreibenden doch mittelbar wieder genossen wird. Es ist hievon zu merken: a) daß, nach §. 100 Tit. 16. Th. 2. des Allg. preuß. LR. der 10. entweder in natura oder nach dem Verkaufspreis der Produkte in baarem Gelde bezahlt und angenommen werden muß. b) Daß bei metallischen und mineralischen Werken, wenn die Bergwerksprodukte erst durchs Feuer oder andere Vorrichtungen verkäuflich gemacht werden müssen, vom 10. die Aufbereitungs-Kosten pro rata abgezogen werden dürfen. Allg. pr. LR. §. 101. l. c. c) Daß in Sachsen, in der Regel, nur von Ausbeut- und Eisenstein-Gruben der volle 10. und zwar, laut Declaration vom 10. Juni 1765. §. 8 seq. stets im baarem Gelde, nach gewissen bestimten Sätzen, oder nach dem Verkaufspreise dergestalt genommen wird, daß von den ausgebrachten Produkten der 20. und von der vertheilten Ausbeute, zu Erfüllung des Zehenten, wiederum der 20., vom Eisensteine aber der volle 10. verrechnet und genommen werden soll. d) Daß zuweilen, vermöge landesherrl. Begnadigung oder bestehender Verträge, statt des Zehenten ein gewisser Abtrag entrichtet wird. e) Daß, nach dem preuß. LR. §. 102. l. c., wo nicht Provinzial-Gesetze ein Anderes bestimmen, die Bergbauenden, den Steinkohlen-Bau ausgenommen, und in Sachsen, wenn alte Bergzüge wieder aufgenommen werden, laut Bergdecret von 1624. §. 7., sich einer Zehenten-, und resp. 20ten Befreiung auf 6 Jahre zu erfreuen haben, wenn nicht die Grube in dieser Zeit zur Ausbeute gelangt. f) Daß der 10. und 20. sich eines Vorzugsrechts bei Concursen der Grubengebäude zu erfreuen hat. conf. LR. §. 342. l. c. und Sachs. B. P. Mandat von 1713.

3) Die Entrichtung der Quatember- und Recess-Gelder. Es ist dieses eine Abgabe der Zechen, die mit dem Concessionsgelde die meiste Ähnlichkeit zu haben scheint, und zu Unterhaltung des Bergamts, für die Erlaubniß zu Bergwerkslehn, worüber unter den Worten Muthung und Verleihung das Nöthige gesagt werden soll, bebauen zu dürfen, quartaliter entrichtet wird. Der Betrag derselben ist sowol im Allgemeinen, als je nachdem verliehenes Bergwerks-Eigenthum wirklich bebauet, oder nur in Fristen erhalten wird, verschieden und wird durch die Provinzial-Verordnungen bestimt; es gilt hiebei nur als allgemeiner Grundsatz, daß wenn diese Abgabe binnen Jahres-Frist unbezahlt gelassen wird, das verliehene Bergwerks-Eigenthum wieder in das landesherrliche Freie fällt, d. h. daß der Beliehene seines Eigenthumsrechts verlustig wird, und dasselbe einem Andern verliehen werden kann.

4) Den Verkauf aller Metalle. Nach dem preuß. LR. §. 96. l. c. übt der Landesherr, wegen des ihm zustehenden Münzregals, bei Gold- und Silber-Berg-

bau den Vorkauf aus. Der Verkauf der übrigen Metalle und Mineralien aber, mit Ausnahme der rohen Bergwerksprodukte, die ohne Erlaubniß des Staats nicht außer Landes verfahren werden sollen, ist frei gegeben. Seitdem in Sachsen eine landesherrl. Schmelzadministration hergestellt ist, wird mit dem Erzkaufe auch zugleich das Metall-Vorkaufsrecht ausgeübet. — Nach der angezogenen Declaration von 1765. §. 14. ist auch der Kupferverkauf gegen ein Vorkaufsgeld von 2 Thlr. p. Centner den Gewerken frei gegeben worden.

5) Das Recht der Berggesetzgebung und 6) die Berggerichtsbarkeit. Verhandlungen über Bergwerkssachen, in sofern sie Gegenstand der freiwilligen oder streitigen Gerichtsbarkeit sind, können unstreitig von keinem Richter geschwinder und richtiger entschieden und expedirt werden, als von demjenigen, der Bergwissenschaft mit Bergrechts-Kentniß verbindet. Daher haben fast alle Staten, deren Bergbau für frei erklärt ist, besondere Gerichte, (als forum privilegiatum oder forum speciale causae) über Berg- und Hüttensachen bestellt und die Administration dieser Gerichte Männern anvertraut, von welchen vorauszusetzen ist, daß ihnen genaue Kentniß von Bergsachen und des Bergrechts nicht abgeht. Die Ausdehnung der Berggerichtsbarkeit ist nach den Gesetzen und der Verfassung jedes einzelnen Landes verschieden. In Sachsen verbreitet sie sich über alle Gegenstände und Personen, welche zum Bergbau gehören, und damit in Verbindung stehen, in bürgerlichen und peinlichen Fällen, mögen nun die streitigen Sachen den Bergbau selbst, die dazu gehörigen Gebäude, die Gerechtsame der Bergbauenden gegen einander und gegen dritte Personen, die zu entrichtenden Abgaben, den Betrieb des Bergbaues und die Dienstverhältnisse der Bergbeamten und Arbeiter, oder auch die Privatverhältnisse der letztern betreffen, insofern nicht diesfalls der dingliche Gerichtsstand wegen einer Privatbesitzung eintritt. In den preuß. Staten beschränkt sich diese Gerichtsbarkeit nach dem neuen Edikte vom 21. Febr. 1816 in streitigen Fällen auf den Betrieb des Berg- und Hüttenwesens, die ertheilten Bergverleihungen, die Ausführung der Berg- und Hütten-Arbeiten, die ökonomischen den Berg- und Hüttenbau unmittelbar angehenden Verhältnisse der Gewerkschaften, und die Amts- und Dienstverhältnisse der Beamten, und in Fällen der freiwilligen Gerichtsbarkeit auf die wirklichen Berg- und Hüttenwerk-Antheile, und die Verpfändungen und Veräußerungen derselben.

Die Ausübung der Berggerichtsbarkeit geschieht in Sachsen durch das Berg-Amt selbst, und namentlich der Bergmeister und Bergschreiber, in Preußen durch das dem Berg-Amte beigeordnete Berggericht, und findet in dem letztern State das gewöhnliche, durch die allgemeine Gerichtsordnung in allen bürgerlichen Prozessen vorgeschriebene Verfahren, in Sachsen aber ein besonderes durch ein Mandat vom 26. Aug. 1813 geregeltes Verfahren Statt.

Zu II. Die Rechtsverhältnisse der Bergbautreibenden zu einander finden sich unter den Worten: Muthung; Kux; Stolln, Stollngerechtigkeit.

Zu III. Die Rechts-Verhältnisse der Bergbautreibenden zu dritten Personen. Diese 3. Personen sind hauptsächlich die Grundbesitzer und Bergleute.

Über Entschädigungen der Grundbesitzer befindet sich das Erforderliche unter dem Worte Kux, wo von den Ackerentschädigungen im Zusammenhange mit den Frei- und Erb-Kuxen gehandelt wird.

Von den Berg- und Hüttenarbeitern, über welche dem Bergamte das Recht zustehet, sie nach Befinden anzunehmen und wegen Mangel an Bergarbeit oder eines begangenen Vergehens halber, wieder abzulegen, können die Bergbautreibenden und Zechenbesitzer fodern, daß diese ihre Schichten gehörig verfahren, treu und fleißig sind. Sie haben aber auch gegen diese die Verbindlichkeit a) ihnen ihren Lohn in baarem Gelde, nicht aber in Erzen, Materialien oder Lebensmitteln zu reichen; b) sich der in ihren Diensten erkrankten Bergarbeiter anzunehmen; c) ihnen bei einer Zubuß-Verlags- oder Freibauzeche im Erkrankungsfalle das Lohn auf 4 Wochen, bei einer Ausbeutzeche aber auf 8 Wochen, wenn die Krankheit so lange dauert, zu reichen ***). In Sachsen genießen die Bergleute überdem noch d) das Privilegium nicht zu Soldaten genommen werden zu dürfen, e) das Privilegium von Quatember- und Contributions-Steuern befreit zu seyn †). (*Weiss.*)

BERGREICHENSTEIN (Oberreichenstein, auch Berg schlechtweg genant, Kassparsky Hory), königl. Bergstadt und Herrschaft in Böhmen, Prachiner Kreises, am Fuße des Böhmerwaldes, 16 M. von Prag, mit 200 Häusern, 1500 Einwohnern und 1 Pfarre; durch seinen ehemaligen Bergbau auf Gold berühmt; jetzt nähren sich die Einwohner von Weberei, Spinnerei und Glashandel. In der Nähe ist eine Papiermühle und Glashütte. (*André.*)

BERGSEIFE. Man bezeichnet damit ein Fossil, das ehemals bei Olkutz in Polen gefunden worden seyn soll. Es komt von pechschwarzer Farbe, amorphisch, mit mattem feinerdigen Bruche, undurchsichtig, sehr weich, vollkommen milde und leicht zersprengbar vor, wird durch den Strich fettig glänzend, färbt nicht ab, schreibt aber, fühlt sich sehr fettig an, hängt stark an der Zunge und ist leicht, beinahe nicht sonderlich schwer. — Man hat an mehren Orten, wie in Cornwallis in England, bei Krems in Östreich, in Mähren, bei Artern, Arnstadt und Waltershausen in Thüringen, Fossilien gefunden, von denen es ungewiß ist, ob sie der Bergseife oder dem Bol angehören; indeß ist noch zweifelhaft, ob nicht die echte Bergseife selbst, als eine besondere Abänderung des Bols oder der Walkerde zu betrachten seyn möchte. Die Bergseife von Waltershausen bildet ein Lager unter der Dammerde, dem Töpferthon untergeordnet, und ist häufig mit Pflanzenwurzeln durchwachsen. Nach Fiedler *) enthält sie: 41,7 Kieselerde, 15,7 Thonerde, 22,7 Wasser,

***) qPLR. Th. 2. Tit. 16. §. 213 seq. Hertrich's Bergbuch sub voc. Lohn §. 1 seq. †) Vgl. Wagner's Churf. Bergwerksverfassung. S. 70 ff.

*) Auswahl aus d. Schrift der Wernersch. mineral. Ges. zu Dresden, 2r Bd. S. 197.

10,0 Eisenoxydul, 1,0 Kalk, 3,0 Talkerde, 3,0 Manganoxyd. (*Germar.*)

BERGSKLÄFVA, ein hoher Berg in der schwedischen Landschaft Bohus, mit einer gewaltigen Spalte, die von oben bis unten den Berg in zwei große Hälften theilt (nach Tuneld). (*v. Schubert.*)

BERGSTADT (Horny-miesto), ein Städtchen in Mähren, Olmützer Kreises, zur Herrschaft Janowitz (Johnsdorf) gehörig, mit 150 Häusern, 1000 Einwohnern und einer Pfarre. Sie hatte ehedem wichtige Bergwerke. (*André.*)

Bergstadtl im Taborer Kreise, s. Ratiborziz.

BERGSTADTL unsrer lieben Frauen (Frauenstadtl, Montes Mariani), ein uraltes, königliches befreites Bergstädtchen in Böhmen, Prachiner Kreises, mit 60 Häus. und einer Pfarradministratur, 1¼ St. von Schüttenhofen und 15 M. von Prag. (*André.*)

BERGSTRASSE. Die Bergstraße (Strada montana, platea montana), ist eine größtentheils ebene, am Fuße der Odenwaldischen Gebirge hinlaufende, auf 6 Meilen Wegs, von Bessungen (bei Darmstadt) bis Heidelberg sich erstreckende, breite, mit hohen Nuß- und andern Obstbäumen auf beiden Seiten besetzte chaussirte Landstraße, welche schon den Römern bekant war, und den römischen Kaisern Probus, Gratian und Valentinian ihren Ursprung zu verdanken haben soll. Daß sie aber schon zu Bessungen, und nicht erst zu Zwingenberg, wie man gewöhnlich angibt, ihren Anfang nehme, lehrt uns schon eine alte Urkunde vom Jahre 1002 [1]). Diese Bergstraße nun hat dem ganzen umliegenden Lande ihren Namen mitgetheilt. Man ist daher schon lange gewöhnt, sich unter dem Namen der Bergstraße ein Land vorzustellen, das unter die schönsten und fruchtbarsten von Teutschland gezählt, und von den Reisenden mit den schönen Gefilden Italiens verglichen wird. Mehre Geographen nennen es daher das Paradies von Teutschland [2]). — Am fruchtbarsten und schönsten ist die Bergstraße eigentlich von Zwingenberg bis über Weinheim, wo die nahgelegenen Berge und Hügel größtentheils bis an ihre Spitze mit Weinreben, Mandeln und Obstbäumen bepflanzt sind, und entzückend ist die Ansicht im Frühjahre, wenn die Mandeln- und Pfirsichbäume blühen. Um die ganze Gegend etwas näher kennen zu lernen, fangen wir bei Heidelberg an. Kaum haben wir die schöne steinerne Brücke über den Neckar daselbst verlassen, so befinden wir uns auch schon auf der Bergstraße und sehr bald in dem von Weinlauben und Gärten völlig umgebenen Dorfe Neuenheim. Im Schatten hoher Wallnuß- und anderer Obstbäume zieht nun die Straße nach Handschuchsheim, einem großen und nahrhaften Pfarrdorfe oder Flecken am nördlichen Fuße des Heiligenberges, mit zwei alten Burgen der Ritter von Handschuchsheim [3]). Hier reisen die ersten und die meisten Kirschen an der ganzen Bergstraße und bis nach Frankfurt, und die edelsten Gemüsarten werden hier und in Neuenheim gezogen. Eine halbe Stunde weiter liegt zur rechten Seite der Bergstraße, ans Gebirg angelehnt, das ansehnliche Pfarrdorf Dossenheim mit den Trümmern der alten Schaumburg, dem ehemaligen Sitze der berühmten Dynasten von Schaumburg. — Auf zweien fast gleichgeformten Waldhöhen oberhalb dieses Dorfes, so wie bei Handschuchsheim und dem folgenden Schrießheim gerathen die Kastanien sehr gut. — Noch ¼ St. weiter, und man gewahret rechts auf einem kegelförmigen Berge die Stralenburg und gleich dabei den großen Marktflecken (ehemalige Stadt) Schrießheim mit einem alten römischen Todtenhause, aus einem Columbario, Sacello und Triclinio unter der Erde bestehend. Die Landstraße berührt nur einige Häuser von Schrießheim. Hier sieht man sehr deutlich in der Entfernung von einer halben Stunde die gothischen Thürme der uralten Stadt Ladenburg und den Neckar. — Auf der Landstraße selbst komt man nach ¼ Stunden bei dem rechts am Gebirge angelehnten freundlichen Leutershausen vorbei, und bald darauf zu den Pfarrdörfern Großsachsenheim, und Hohensachsenheim, welches letztere aber etwas weiter von der Straße entfernt ist, und zu seinem nächsten Nachbar das Pfarrdorf Lützel- oder Kleinsachsenheim hat, welches gleichmäßig ans Gebirg sich anlehnt [4]). Der Weg zieht sich nun mühsam in die Höhe und gewährt eine freie, überaus schöne Aussicht nach dem Rhein und Neckar. — Auf ¼ Stunde links von Großsachsenheim liegt das schöne Pfarrdorf Heddesheim. Auf der Landstraße aber gerade fort komt man in 1 Stunde nach Weinheim, einer ziemlich beträchtlichen alten Stadt, welche amphitheatralisch auf und an einem Berge erbaut ist. Von dem ehemaligen Karmeliterkloster hat man eine unvergleichliche Aussicht. Noch schöner ist diese bei den Ruinen der alten Burg Windeck, hinter der Stadt auf einem weinreichen Bergrücken. Die Gegend um Weinheim ist der schönste und fruchtbarste Punkt an der Bergstraße.

In dem nördlichen Theile der Stadt passirt man eine Brücke über die Weschnitz, ein Flüßchen, das von

1) (Bei *Schann.* hist. Worm. in prob. p. 34.), worin die Gränzen des königlichen Bannforstes Forehahi (Forenbann), unter andern, also sich ausdehnen: ad Ecclesiam, quae est in Bezcingun (Bessingen) sita, hinc rectam montanam plateam ad Herbestat (Oberstadt), ab Herbestat per rectam montanam plateam ad Basinesheim (Bensheim) etc. 2) Wahr und schön sagt Wenk in der hessischen Geschichte, II. 151. „Es würde vergeblich und außer der Sphäre eines Geschichtschreibers seyn, — diese Schönheit auch nur unvollkommen zu schildern. Man muß den wilden Anblick der Natur, durch so viele verfallene Schlösser noch wilder, in unaufhörlichen Schattirungen in unzählige Winkel gekrümmter, oben mit Wäldern, unten mit fruchtbaren Saaten und Weinreben überdeckter Berge, zu ihren Füßen das Land unter dem reichen Wechsel von Dörfern (und Städten), wie ein grünender Garten verbreitet, und vom Rhein durchschlungen, beinah von jedem Hügel den Ausblick in die unabsehbaren Ebenen der Pfalz und übrigen Rheinischen Länder bis zum Donnersberg und den fernern Gebirgen hinter Mainz hin — man muß das alles selbst sehen, um hier die Natur im Feyerkleide zu fühlen."

3) Im Oktober 1795 wurden bei diesem Flecken die Franzesen von den Östreichern geschlagen. 4) Diese drei Orte werden im gemeinen Leben und nach altteutscher Mundart Groß-, Mittel- und Litzelsassen genant. Ihren Ursprung verdanken sie, wie man sagt, Karl dem Großen, der eine Kolonie Sassen oder Sachsen dahin verpflanzte.

Birkenau her durch ein wild-romantisches Thal herab kommt, und bei der ehemaligen Veste Stein in den Rhein fällt. Eine halbe Stunde von Weinheim erreicht man das kleine Dorf Sulzbach, und bald hierauf den Flecken Hemsbach mit einer alten Burg der Bischöfe von Worms. Eine halbe Stunde von da zieht die Landstraße mitten durch das Pfarrdorf Unterlaudenbach, welches den besten Wein an der Bergstraße erzeugt, und zugleich das Großherzogthum Baden gegen das großherzoglich-hessische Gebiet von dieser Seite schließt [5]).

Kurz vor Laudenbach steigt der Weg über einen mäßigen Hügel, an welchem die Gränzpfähle stehen. Hier ist abermals ein überaus schöner Standpunkt zur freien Aussicht. Nach einer starken halben Stunde gelangt man zu der kleinen aber weitläufig gebaueten alten Stadt Heppenheim, welche Karl der Große, samt dem Königshofe und der Hauptkirche daselbst im J. 773 dem in der Nähe befindlichen berühmten Kloster Lorsch schenkte.

Auf einem nahgelegenen, fast ringsum mit Weinreben bepflanzten Berge, Burgfelden genant, sieht man die Ruinen des alten berühmten Bergschlosses Starkenburg, wovon gegenwärtig eine ganze Provinz des Großherzogthums Hessen den Namen des Fürstenthums Starkenburg führt. Eine Stunde von Heppenheim zieht die Straße durch die kleine Stadt Bensheim, welches durch sein reges Leben, starken Verkehr, das Alterthümliche seiner Bauart, seine zertrümmerte Befestigungen, hohe Mauern und Thürme, und die tiefen Gräben viel Anziehendes gewährt (s. oben). Eine starke Viertelstunde von Bensheim zieht von der Straße durch ein langes Thal hin der Kurort und das Dorf Auerbach mit schönen Lustanlagen in seiner Nähe, und den Ruinen des Bergschlosses Auerberg, bei welchen die Kunst durch mannigfaltige schöne Anlagen der ohnehin reichen Natur sehr glücklich zu Hilfe gekommen ist. ¼ St. weiter gelangt man zu dem Städtchen Zwingenberg, das die schöne Bergstraße schließt; denn was davon bis Bessungen noch folgt, verdient dieses Beiwort nicht mehr; die schöne Natur hört dort allmälig auf und die ermüdende Sandebene beginnt. Gerade oberhalb dieses Städtchens gewahrt man auf einem hohen Berge einen weißen Thurm, und dieser bezeichnet uns den sogenanten Melibocus, eigentlich der Malchenberg, wie er genent werden muß, einen der höchsten dasiger Gegend. Auf demselben hat man von einer Höhe zu 1550 pariser Fuß die freieste und reichste Aussicht über die ganze Gegend, besonders über den jenseitigen Wonnegau. — Auf einem etwas niedern Berge sieht man im Gebüsche versteckt die Ruinen des Alsbacher — eigentlich Bückenbacher Schlosses. — In dem Pfarrdorfe Bückenbach selbst, 1 Stunde von Zwingenberg, sieht man an der Landstraße das herrschaftliche Schloß, welches dermalen ein Militärhospital ist. In der Nähe dieses Ortes findet man die Ruinen der alten Ritterburgen Tannenberg und Darberg, nebst jenen des Klosters Heiligenberg (mons S. Felicitatis), und an der alten Straße liegen die Pfarrdörfer Alsbach, Seeheim und Jugenheim. — Von Bückenbach geht man auf schnurgeradem Wege durch einen finstern Forenwald nach dem Pfarrdorfe Eberstadt, anderthalb St. von ersterem Orte. In der Ferne sieht man am Gebirge die Ruinen der alten Ritterburg Frankenstein, wovon das freiherrliche Geschlecht von Frankenstein seinen Namen führt.

Gleich dabei ist das kleine Dorf Malchen mit einer vortreflichen Leinwandbleiche. — Von Eberstadt führt wieder die gerade Landstraße durch den Forenwald, die Tanne genant, nach Bessungen (s. d. Art.), womit sich zugleich die urkundliche Bergstraße schließt. In einer Viertelstunde von da befindet man sich in dem schönen Darmstadt [6]). (*Dahl.*)

BERGSTRÄSSER (**Joh. Andreas Benignus**), Konsistorialrath, Professor und Rektor des Gymnasiums zu Hanau, geb. d. 21. Dec. 1732 zu Josstein, wo sein Vater Stadtschreiber, sein Grosvater aber ein berühmter Kunstbüchsenmacher war. Bis ins 18. Jahr besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, und bereitete sich dann zu Jena und Halle, wo er mehre Jahre am Waisenhause lehrte, zur Bekleidung eines Schulamtes vor. Nach einem dreizehnmonatlichen Aufenthalte in Holland, wurde er 1760 Rektor an dem evangelisch-lutherschen Lyceum zu Hanau, erhielt 1775 den Rang und Karakter eines ordentlichen Professors der Philosophie, wurde 1784 zugleich Konsistorialrath, und starb den 24. Dec. 1812. Bergsträsser war ein fleißiger und gelehrter Schulmann von ausgebreiteten Kentnissen, auch außer den Fächern der eigentlichen Schulwissenschaften, und in diesen Beziehungen unter andern auch als Mathematiker, Naturforscher und besonders als Entomolog durch eigene Beobachtungen und Erfindungen rühmlich bekant. In seinen zahlreichen kleinen Schulschriften finden sich mancherlei durchdachte Vorschläge und nützliche Bemerkungen über Schulen, Erziehung und Unterricht, besonders auf gelehrten Lehranstalten, z. B. Vorschläge zur lateinischen Erziehung. Hanau 1775. 4. Einige Vorschläge zu einer allgemeinen Schulreformation. 1777. 4. Beispiel einer Phraseologie, wie sie vielleicht in Schulen nicht nur zu

5) Zwischen Laudenbach und Hemsbach bezeichnet links, in einen der alten Nußbäume eingegraben, ein Kreuz die Stelle, wo vor wenigen Jahren zwei Schweizer Kaufleute durch Straßenräuber erschlagen wurden. Letztere haben zu Heidelberg auf dem Blutgerüste ihre wohlverdiente Strafe erhalten.

6) Die ganze Bergstraße mit allen daran befindlichen Städten, Flecken, Dörfern, Schlössern, alten Burgen und einzelen Häusern findet man, vortreflich und höchst genau gezeichnet, auf der großen Haafischen Situationscharte, und namentlich auf dem 1n, 2n, 11n und 3n Blatte. Im Zusammenhange sieht man sie auf der Haasischen Spezialcharte vom Odenwalde ꝛc., welche sich, als sehr mißrathener Nachstich und Nachdruck, bei der schönen Schrift der Frau von Ebezy, Gemälde von Heidelberg, Mannheim ꝛc. 1816, befindet. — Ansichten von einzelen Städten an der Bergstraße sieht man in Zeiler's Topographie der Rhein. Pfalz und des Landes von Hessen. Malerische Ansichten von der Bergstraße, nach der Natur gezeichnet und radirt von J. Roux, wird die Engelmann'sche Buchhandlung in Heidelberg herausgeben. Kleine Ansichten von dem Auerbacher alten und neuen Schlosse (eigentlich vom Schlosse Auerberg und dem Fürstenlager zu Auerbach), von der Starkenburg und dem Alsbacher oder Bückenbacher Schlosse, von einem Theile von Weinheim, desgleichen von Zwingenberg und dem Melibokus (Malchenberg), von dem Schlosse Frankenstein und der Burg Stralenberg findet man in dem Darmstädter Hefkalender, und zwar in den Jahrgängen 1810, 11, 12, 13, 14, 15 und 17, woren die meisten schön bearbeitet sind.

dulden, sondern einzuführen wäre, wenigstens in den beiden obern Klassen. Hanau 1789. 8. u. c. a. Seine lateinischen Schulschriften zeichnen sich überdies durch einen echt römischen Styl aus. Ein sehr umfassendes literarisches Unternehmen war sein „Gesammeltes, vermehrtes und berichtigtes Realwörterbuch über die klassischen Schriftsteller der Griechen und Lateiner, beides der heiligen und profanen, in Erläuterung der dahin gehörigen Künste und Wissenschaften," wovon 1772 zu Halle in gr. 8. der erste, und 1781 der siebente und letzte Band erschien, der aber nur bis Equus reichte. Das Unternehmen war nicht ohne Verdienst, aber das Werk hatte einen Plan und Umfang, den ein Mann unmöglich zu überschauen im Stande war, ohne in mannigfaltige Fehler zu gerathen. In eben diese Zeit fallen seine entomologischen Arbeiten, die mit verdientem Beifalle aufgenommen wurden, als: Abbildungen und Beschreibungen der Insekten in der Grafschaft Hanau-Münzenberg. 3 Jahrgänge. Hanau 1777 — 79. mit 72 illum. Kupfertafeln 4. Abbildung und Beschreibung aller europäischen Tagfalter; erste Lieferung mit 34, zweite Lief. mit 24 erleuchteten Kupfertafeln, für Liebhaber, welche die Nomenclatur der hanauischen Insekten nicht besitzen, besonders herausgegeben. Ebend. 1779. 4. Icones Papilionum diurnorum, quotquot adhuc in Europa occurrunt, descriptae ad Linnaeorum et Fabriciorum Systemata tum illustranda, tum amplificanda. Decuria I. II. ib. eod. Decuria III. ib. 1782. 4. maj.; zugleich mit teutschem Text. Auch in den Schriften der berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde, deren Ehrenmitglied er seit 1777 war, und im hanauischen Magasin finden sich von ihm Beiträge zur Insektengeschichte. Als Herausgeber der seit 1781 zu Frankfurt am Main herauskommenden neuen Übersetzungen der römischen Klassiker, edirte er ein Museum der neuesten teutschen Übersezzungen, und andrer in die Archäologie der Griechen und Römer einschlagenden Materien und Denkmäler. 4 Stücke. Frkft. a. M. 1781 — 83. 8., bei dem man eine gute Auswahl der Materien, und der aufgenommenen Probeübersetzungen sehr vermißte. Er selbst übersetzte die Biographien des Kornelius Nepos. Frkft. a. M. 1782. 8., die aber erst in der dritten Ausgabe (durchaus umgearbeitet von Nik. Gottfr. Eichhoff) Frkft. a. M. 1815. 8. den Foderungen der Kenner und des guten Geschmacks entsprachen. Die zahlreichen Anmerkungen, welche Bergsträßer seiner Übersetzung beifügte, sind für Schulmänner sehr brauchbar, und in der Vorrede gibt er einige Proben, den Nepos schon gebildeteren Schülern zu erklären, die von einem genauen Studium des Schriftstellers zeugen. Er bemerkt dabei sehr richtig, daß Nepos nicht sowol von Anfängern gelesen werden sollte, als von jungen Leuten, die schon Sinn für die Schönheiten seiner einfachen, edlen und ausgebildeten Erählungs- und Darstellungsart haben. Außer den alten Sprachen lehrte Bergsträßer am hanauischen Gymnasium auch Algebra, Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie, und zog nicht nur brauchbare Feldmesser, sondern erweckte auch gute Köpfe zu gelehrterem mathematischen Fleiße, die sich nachher als Mathematiker Ruhm erwarben, z. B. Langsdorf, Kopp u. a. Anfangs bediente er sich bei seinem Unterrichte Wolfs Auszug, dann legte er Ernesti's Initia doctrinae solid. zum Grunde, und zuletzt schrieb er, nach Anleitung des letztern eine Elementar-Geometrie. Frkft. a. M. 1789. 8. Die Elementar-Algebra. Ebend. 1779. 8. Die Decimalbrüche und Logaritbmen. Hanau 1789. 8.; Lehrbücher, die den Kentnissen des Verfassers Ehre machten. Einen großen Aufwand von Mühe und Zeit verwendete der unermüdet thätige Mann auf die Synthematographik, d. h., wie er sich selbst darüber erklärt, „eine Kunst oder Anweisung, nach verabredeten Signalen, eben so gut zu schreiben, wie man die artikulirten Töne einer Sprache zu Papiere bringt." Er gab über diese seine Erfindung folgende ausführliche Werke heraus: Erste Sendung über sein am 21. December 1784 angekündigtes Problem einer Korrespondenz in ab- und unabsehbaren Weiten der Kriegsvorfälle, oder Synthematbographik; ein Schreiben an den Prinzen Ferdinand, Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg. Hanau 1785; 2. bis 5. Sendung. Eb. 1785 — 1788. 8. mit Kupf. Über Signal-Order und Zielschreiberei in die Ferne, mit neuen Angaben und 13 Kupfertafeln; oder über Synthematographe und Telegraphe in der Vergleichung. Frkft. a. M. 1795. 8. Übersichten und Erweiterungen der Signal-Ordre und Zielschreiberei in die Ferne, oder neue Synthemathographe und Telegraphe, mit 16 Kpf. Lpz. 1795. 8. Der Erfolg entsprach zwar den Erwartungen nicht, welche Bergsträßer erregt hatte, aber unbestritten bleibt ihm das Verdienst, zur Auflösung des Problems etwas geleistet zu haben. Seine Methode, sagt ein einsichtsvoller Beurtheiler derselben *), ist im Ganzen sehr sinnreich und wohl ausgedacht, auch höchst mannigfaltiger Abänderungen und Versteckungen des Schlüssels fähig, verdient also in dieser Rücksicht allen Beifall, und als Schreibart in Schiffern, sicher vor manchen andern ungleich verwickeltern, und leichter zu entzifferuden, bei weitem den Vorzug. Ob sie aber der eigentlichen Bestimmung ihres Erfinders gemäß bei Armeen und Flotten für Signale angewendet werden dürfe? und ob nicht Armeen, wenn sie je dergleichen gebrauchen sollten, eben so wie Flotten jetzt wirklich thun, den vom Verf. sogenannten Ordrebüchern den Vorzug geben würden; das scheint beinahe keinem Zweifel unterworfen zu seyn. Höchstens würde sie in einzelen Fällen mit Nutzen anwendbar seyn, wo die Ordrebücher nicht zureichten" **). (*Baur.*)

Bergtheer, s. Erdharz.

BERGU, eine beträchtliche Landschaft im östlichen Sudan, im N. an Burnu, im O. an Darfur, im S. an Wadey, im SW. an Mettо, im W. an Begherme gränzend und vom Flusse Misselad im SW. bewässert, aber bei weitem nicht so fruchtbar als Burnu, von welchem sein Häuptling ein Vasall ist. Es produzirt indeß Durra und Hirse, wovon man Brantwein abzieht, und führt eine große Quantität von Natrum und einige an-

*) Allg. Lit. Ztg. 1789. No. 312. Vgl. Gött. gel. Anz. 1795. St. 19. S. 190. und C. F. Lebmann wider die Zeichensprache d. Hrn. Bergsträßer und die Geschwindpost Linguets. Danzig 1795. 8. m. Kpf. **) Strieder's hess. Gel. Geschichte, 1. Bd. 361—370. und das Register beim letzten Bande. Meusel's gel. Teutschl.

dere Artikel nach Kahira. Die Hauptstadt soll Hara oder Wara heißen. (*Hassel.*)

BERGUES (niederländisch **Wynoxbergen**), Stadt und der Sitz eines Handelsgerichts im Bezirk Dunkerque des franz. Dep. Norden. Sie liegt (Br. 50° 57′ 43″ L. 20° 6′ 11″) am Fuße eines kleinen Hügels an der Colme, ist mit Festungswerken umgeben, aus welchen 4 Thore führen, und hat zu ihrer Vertheidigung die 3 Forts Lapin, Suisse und St. François, welches letztre an dem Kanale steht, der diese Stadt mit Dunkerque in Verbindung setzt. Das Innere ist schlecht gebaut; die Straßen enge und krumm, die Kirchen ohne Geschmack, und 950 Häuser schlecht von Back- und andern Steinen aufgeführt. Die 5667 Einw. nähren sich von einigen Gewerben, worunter 1 Zuckersiederei, 1 Salzraffinerie, mehre Brennereien, Töpfereien und Stärkefabriken, von der Spitzenklöppelei, mit dem Marktverkehre und dem Handel mit Korn, Vieh, Butter und Käse, wie denn die in der Umgegend gemachten Käse, die den Holländischen gleichen, sehr geschätzt werden. (*Hassel.*)

BERGULE auch **Bergulan**, im Itin. **Hieros.** verschrieben **Virgolan**, eine Stadt in **Thrakien**, nach Ptol. III, 11. unter 54, 30:43, nach dem Itin. **Ant.** 14 Mill. von Drizipara oder 30 Mill. von Tzurulum, das heutige **Burgas**, vom Kaiser Arkadios verschönert, und **Arkadiupolis** benant, **Cedren. p.** 2669), nach Hierocl. p. 632 Bischofssitz. (*Ricklefs.*)

BERGUM, Dorf mit 1200 Einw. im Distr. Leeuwarden, in der niederl. Prov. Friesland, von welchem ein See und eine Haide den Namen führen. (*Hassel.*)

BERGVIKEN, ein See in der schwedischen Provinz Helsingland, zwei schwedische Meilen lang und ¼ Meile breit; er liegt mehr denn 80 Ellen höher als das Meer. (*v. Schubert.*)

BERGWERK, teutsches Pfarrdorf in der eisenburger Gespanschaft in Niederungarn, jenseits der Donau, größtentheils von Berglnappen bewohnt. Zwar sind die meisten Bergwerke dieser Ortschaft längst eingegangen, aber mehre Einwohner legten sich auf die Bereitung des Scheidewassers, das von ihnen selbst durch Ungern und Steiermark zum Verkauf auf dem Rücken getragen wird, daher man sie gewöhnlich Buttenträger nent. (*Rumy.*)

Bergwerke, s. Bergbau und vgl. die einzeln Länder und Orte.

BERGWERKSMÜNZEN, in des Wortes weitestem Sinne, sind alle Schaumünzen, die auf Anlässe, welche der Bergbau darbot, Bezug haben; doch versteht man zunächst die Schaumünzen darunter, welche aus dem ersten Metalle neuangelegter Gruben gewonnen und meistens mit einem dies andeutenden Stempel bezeichnet wurden. Dann unterscheider man sie von **Ausbeutemünzen**, welche aus dem Gewinne vorsätzlich metallreicher Gruben geprägt werden (M. s. diesen Artikel). In frühere Zeit hat man diesen Unterschied jedoch nicht anerkant; und namentlich weiß Joh. G. **Bidermann** in seinen sechs Abhandlungen von den Bergwerksmünzen, die er als Schulprogramme zu Freiberg 1753—59 schrieb, noch nichts von dieser Eintheilung. Sachsen hat von seinen erzgebirgischen Gruben eine große Menge solcher Münzen, die in allen Metallen und Größen ausgeprägt wurden, aufzuweisen. Die neueste Bergwerks- oder will man genauer sprechen, Ausbeute-Münze war die, welche dem jetzigen Könige bei seinem 50jährigen Regirungsjubelfeste am 15. Sept. 1818 überreicht ward. Auf dem Avers ist der rechtssehende Kopf des Königs mit der Umschrift: **Friedrich August König von Sachsen.** Seit 50 Jahren Vater seines Volks und Beschützer des Bergbaues; darunter in einem Oval, das eine Schlange bildet, am 15. Sept. 1818. Auf dem äußern umlaufenden Rande derf. Seite: **Gott segne Sachsen.** Auf dem Revers ist die Umgegend des Himmelsfürsten dargestellt. Darum: **Himmelsfürst Fundgrube hinter Erbisdorf gab seit 50 Jahren 1,100,458 Thlr. 16 gr. Ausbeute.** In dem Abschnitte gekreuzte Fäustelhämmer. Umher auf dem äußern Rande: **Gott erhalte den Bergbau.** Man halte diese Schaumünze mit einer sehr ähnlichen zusammen, die in Polen ausgeprägt wurde. Auf ihr sieht man im Avers: K. Alexanders lorbeerbekränzten Kopf; darum: **Dawsa pokoiunarodow. Wskrzesiciel polski.** R J **kruszcom polski Zaiasniato stonce** die Sonne leuchtet über einem zwischen Gebirgen errichteten Gebäude mit Hochöfen. Im Abschnitte: **Huta Alexandra w Biatogonach 1817.** Auch dem ehemaligen K. von Westphalen wurde 1811 eine Schaumünze überreicht, die im Felde der Rückseite die Worte trägt: **Segen des Mansfelder Bergbaues.** Viele der von Bidermann angeführten sind wichtig, weil sie von jetzt aufgegebnen Gruben Zeugniß geben. Doch ist die Erfindung der meisten alltäglich: bei einigen, wahrscheinlich mit geheimen Beziehungen auf alchemistische Träumereien beinah unerklärbar, z. B. bei einer großen silbernen Bergwerksmünze der Dresdner K. Samlung, die Bidermann vor seiner zweiten Abhandlung und bei einer andern, die er vor der vierten hat abbilden lassen, doch als zu räthselhaft aufgab, obgleich er der Zeit und den Begriffen, aus der sie hervorgingen, viel näher stand. Am geistreichsten unter allen neuerdings bekant gewordnen möchte doch die von denen bei Errichtung der **école des mines** im Jahre 1806 angegebne seyn, auf deren Vorderseite man Napoleon's Kopf, auf der Rückseite den **Mont-Blanc** als kolossalen Berggeist erblickt, der mit gewaltigen Händen die Schätze zusammenzuhalten strebt, welche der Fleis unten arbeitender Bergleute ihm zu entreißen bemüht ist. (*Hase.*)

BERGZABERN, ein Landcommissariat im Bezirke Landau des baierischen Rheinkreises für die Kantone Bergzabern und Annweiler, in einer an Wein- und Getreide sowie an Vieh fruchtbaren Gegend. Vormals zum Fürstenthume Zweibrücken gehörig, bildete dieser Distrikt ein Oberamt, welches von den Franzosen im J. 1793 mit dem Departement Niederrhein vereinigt wurde. — Das Städtchen, heiter und gewerbsam, durchflossen vom Erlenbache, liegt am Fuße der Vogesen, ist der Hauptort des Landcommissariats und enthält 330 Häuser, 2390 Einw. (worunter 32 Juden) und die Sitze eines Kantons mit 28 Bürgermeistereien und 34 Gemeinden, eines Friedensgerichts, Forstamts und einer Briefsamlung. Die Hauptnahrungsquellen sind Feld- und Weinbau, Handwerke und Handel; es befinden sich hier mehre Töpfereien

und 1 Tabaksfabrik. Das ehemalige Schloß, Witwensitz der Herzogin von Zweibrücken, wurde von der französischen Regirung veräußert und gehört jetzt Privatleuten, die den vordern Theil desselben wieder schön herstellen ließen. Der Ort leitet seinen Namen von seiner Lage am Gebirge und von dem lateinischen Tabernae her; er soll das Tabernae montanae der Römer gewesen seyn, welches Attila zerstört hat. Vom K. Rudolph erhielt er im Jahr 1286 die Stadtgerechtigkeit; im J. 1676 wurde er von den Franzosen geplündert und durch Brand verheert. (*Eisenmann.*)

BERHAMPOOR, Stadt in Hindustan im britischen Distr. Moorshedabad von Bengalen. Sie steht (Br. 48° 4′ L. 106° 48′) am Cossimbazar, ist offen, hat aber gut gebaute Häuser, die zum Theil von Europäern bewohnt werden, 9000 Einw. und Kasernen für 1 Brigade britischer Truppen. (*Hassel.*)

BERIBERI (Beriberia indica s. ovis). Eine krampfhafte Krankheit, bei der die Kranken einen Gang annehmen wie die Schafe. Diese Krankheit ist in Ostindien zu Hause; sie zeichnet sich aus durch eine zitternde Bewegung der Hände und Füße, ja bisweilen des ganzen Körpers, so wie durch eine gewisse Taubheit in diesen Theilen, mit Abnahme des Gefühls und Tastsinnes, und mit einer Empfindung als wenn Ameisen darin kröchen. Hiebei werden die Kranken heißer, und ihre Stimme so schwach, daß man sie in sehr geringer Entfernung nicht verstehen kann. Oft gesellt sich ein Brustkrampf mit gänzlicher Stimmlosigkeit verbunden hinzu.— Das Übel ist sehr langwierig und schwer zu heilen, doch an sich nicht tödtlich; wenn aber die Brust heftig angegriffen wird, so pflegt der Tod zu folgen. Für die veranlassende Ursache dieser Krankheit hält man Erkältung bei sehr erhitztem Körper. — Um geheilt zu werden, darf der Kranke sich nicht zu Bette legen, sondern er muß, so viel er kann, in Bewegung bleiben. Man macht Einreibungen von Kamillenöl und besonders von Steinöl in die leidenden Theile, und reibt und knätet den ganzen Körper mehre Male täglich. Innerlich gibt man zuerst abführende Mittel, und sodann Abkochungen von Guajac-Holz oder von Sassaparill- und Chinawurzel, so daß ein anhaltender Schweiß darnach erfolgt *). (*Mende.*)

BERICH, ein Hüttenort an der Edder im waldeckschen Amte Waldeck, hat 332 ref. Einw., und 1 Eisenhütte mit Hammer, welche den in der Gegend gewonnenen Eisenstein verarbeiten, und (nach Villefosse) 1805 an Gußeisen 1034 Centner, an Stabeisen 1283 Tragen lieferten. (*Hassel.*)

BERICHT nent man jede von einer Unterbehörde an die Oberbehörde, mag dieselbe eine gerichtliche oder reginminelle seyn, eingesandte schriftliche Zufertigung in Dienstangelegenheiten. Sie unterscheidet sich von einem bloßen Schreiben lediglich und allein, durch den Styl, welcher, namentlich bei der Courtoisie dem subordinirten Verhältnisse eines Untergebenen an seinen Vorgesetzten, in Amtssachen entsprechen muß. Berichte solcher Gattung werden theils von Amtswegen an die Oberbehörde erstattet, theils auf deren Anfodern, und können so mannigfaltig seyn, als der wechselseitige Geschäftskreis der Behörden selbst. So z. B. berichtet die Unterbehörde über den ihr von der Oberbehörde gegebenen Auftrag und dessen Erfüllung, oder sie stattet einen, ihr von der letztern aufgegebenen verantwortlichen Bericht ab, oder sie berichtet unaufgefodert über Vorfälle, zu deren Anzeige sie der Verfassung nach verpflichtet ist, u. s. w. (*Spangenberg.*)

BERIGARD od. BAUREGARD (Claude Guillermet von), geb. 1578 *) zu Moulins, studirte die Mathematik, Philosophie und Medizin, wozu ihm die Fertigkeit in der lateinischen und griechischen Sprache beförderlich war. Nachdem er zu Paris, Lyon und Avignon mit Beifall gelehrt hatte, kam er als Sekretär der Herzogin nach Florenz, erhielt durch diese nachher eine Lehrstelle der Philosophie zu Pisa. Die Republik Venedig berief ihn 1639 nach Padua um die Philosophie zu lehren, wo er 1663 oder einige Jahre später starb **). Er war ein heller Kopf, frei von dem Sektengeiste, und ungeachtet er nach Vorschrift Aristoteles Philosophie lehren mußte, dennoch beflissen, die Kraft des Selbstdenkens in Gang zu bringen und die Fesseln der Gewohnheit zu zerbrechen. Zu diesem Zwecke schrieb er seinen Circulus Pisanus, der theilweise 1643 zu Udine und 1661 zu Padua herauskam und selten ist; er stellte die Aristotelische Philosophie, besonders über die Natur, nur als Hypothese, dar, stellte ihr die ältere der Jonischen und andern Philosophen in einem freien Gespräche entgegen und öfnete dadurch so wie durch die Foderung, ihren Werth durch die Vergleichung der daraus zu erklärenden Naturerscheinungen zu bestimmen, eine freiere Denkart. Er stellte übrigens keine Behauptung als seine auf, unterwarf alles dem Ausspruch der Kirche, und entging dadurch, so wie durch die Gesprächsform seiner Schrift allen Anfechtungen des Verfolgungsgeistes, obgleich nicht allen Beschuldigungen der Neuern, z. B. Sam. Parker, als sey er ein verkappter Atheist, wozu doch kein hinlänglicher Grund vorhanden ist. (*Tennemann.*)

BERING, Beringer †), Beringarius, Berynch (nach Basse), Behringer (n. Brotuff), Berynck (n. Pet. Anspach), Name mehrer Stammväter des fürstl. Hauses Anhalt nach den anhaltischen Chroniken. Brotuff (I, I.) leitet es ab von Bär und ringen, der mit einem Bären ringen darf, ein kühner, starkmüthiger Held. Auch Popperod (Annal. Gernrod. in Beckm. Acces-

*) Vgl. *Jac. Bontii* Med. Indiae Orientalis. Lib. II. cap. 1. *Tulpii* observat. L. IV, cap. 5.

*) Nach der unter seinem Bildniß vor dem Circulus Pisanus befindlichen Inschrift und nach den Naudaeana wäre sein Geburtsjahr 1592; aber Niceron T. XXXI. p. 123, der handschriftliche Nachrichten von einem Nachkommen benutzte, und *Comenus Papadopoli* Archigymnas. Patavinum T. I. p. 370. aus dem Archiv der Universität geben 1578 als das Geburtsjahr an. **) Das nach Pappadopoli angegebene Todesjahr wird durch einen Brief von G. Heinr. Welsch vom J. 1667. (Epistolae Reinesianae et Bosianae p. 470), nach welchem Berigard damals nicht nur noch lebte, sondern auch griechische Handschriften verglich, zweifelhaft.

†) Dieser Name, vermuthlich dem Namen Berengar nachgebildet, wird auch in der Geschichte des Mittelalters oft gleichbedeutend mit Bitgeri, Piligeri, Pelegrin und Peregrin gebraucht. (*Meyer v. Knonau.*)

sion.) legt mehren anhaltischen Fürsten den Beinamen ursus bei, den bekantlich Albrecht, erster Markgraf von Brandenburg, überall führt. Man möchte daher fast auf eine besondre Veranlassung schließen, und wahrscheinlich rührt von diesem Namen auch die wunderliche Behauptung der anhaltischen Chronikschreiber her von einer Verwandtschaft des anhalt. Hauses mit den ital. Fürsten Ursini. Die Herzoge von Anhalt führen noch in ihrem Wapen ein Schild wegen des Geschlechts der Beringer, nämlich im silbernen Felde einen schwarzen Bären mit goldner Krone und goldnem Halsband, welcher gegen die linke Seite auf den vier Zinnen einer schrägen rothen Mauer mit goldnem Thore hinauf steigt. Nach sonstiger Anordnung war es das erste Schild der ersten, nach jetzt gewöhnlicher der zweiten Reihe. — Zuerst wird Beringer genant Bernthobald's III. (s. d. A.) Sohn, welcher Heerführer der Sachsen gewesen seyn soll, die sich 631 erboten, dem Könige Dagobert I. von Austrasien gegen die Slaven zu helfen, wenn er ihnen den Tribut von 500 Kühen erlassen wollte. Sie schlossen auch auf diese Bedingungen ein Bündniß, doch sollen die Sachsen nach Fredegar c. 74 nichts geleistet, nach Krantz Sax. I. 32 aber den Franken Thüringen wieder erobert haben **). Dafür habe Dagobert dem Beringer seine Tochter Bathilde zur Gemalin gegeben. In einem neuen Kriege sey Beringer vom Major Domus des minderjährigen Königs Klodwig II., Erchinoald geschlagen worden, der Ballenstädt erobert, und seine Tochter Bathilde mit fortgeführt, und nachher an Klodwig vermält habe ***). Beringers I. Söhne sollen Hermann II. und Beringer II., sein Enkel oder sein Neffe Beringer III., der 649 dem Kaiser Heraklius, gedient habe; dessen Urenrenkel Aribert Beringer IV. nach den anhaltischen Chroniken Albion gewesen seyn. Als dessen Sohn wird Aribert Beringer V., in der Taufe Karl, erster Graf von Ballenstädt und Aschersleben, und als dessen Sohn Aribert Beringer VI. genant, der auch noch gegen Karl den Großen gefochten habe. Geschlagen sey er über die Elbe geflohen, und habe sich tödtlich krank in der nach ihm benanten Beringer Heide taufen lassen. Mit der Zeitrechnung stimt dieses nicht recht; wenn sein Großvater Albion sich 785 schon Karl d. Gr. unterwarf, so konte der Enkel nicht mehr gegen diesen fechten. Die anhalt. Chroniken vermischen aber Aribo Beringer V. und VI. mit einander, vgl. d. Art. Aribert und Albion. Seines Bruders Hermanns III. Sohn, Beringer VII. ist der letzte, der diesen Namen führt. Sein Sohn war Esiko. (*de Marées.*)

BERING (Vitus), ist zu Viborg im J. 1617 geboren und zu Kopenhagen 1675 gestorben. Zu seinen für jene Zeit seltenen Kentnissen in der Naturlehre, Dichtkunst und Geschichte hatte er den Grund in dänischen Lehranstalten gelegt; zur weitern Ausbildung und Vermehrung derselben diente ihm aber seit 1639 ein mehrjähriger Aufenthalt im Auslande. Verschiedne gelungne Gelegenheitsgedichte in lateinischer Sprache, die er seit 1649 z. B. auf die Geburt der kön. Prinzessin Friederike Amalie, auf den Regirungsantritt Friedrichs III. u. s. w. herausgab, bahnten ihm den Weg zur ersten Professur der Dichtkunst auf der Hochschule zu Kopenhagen und bald darauf, 1650 zur Stelle eines Professors der Geschichte und königl. Historiographen zu Soroë. Kaum 2 Jahre später verließ er auch diese höhere Lehranstalt und hielt sich nun auf dem Hofe Skabersoë in Schonen auf, um hier, ungestört durch amtliche Geschäfte und Verhältnisse, die Geschichte seines Vaterlandes mit desto mehr Muße bearbeiten zu können. Als 1661 Schonen dem schwedischen Reiche einverleibt wurde, so begab er sich wieder nach Kopenhagen und diente hier bis zu seinem Tode dem State in der Eigenschaft eines Kammer- und Höchsten-Gerichtsassessors. Seine Schriften, die ihm den Namen eines gewandten latein. Dichters und einsichtsvollen Kenners der vaterländischen Geschichte erwarben, bestehen, außer den angeführten u. a. Gelegenheitsschriften, noch in einer Disput. de artis poëticae natura et constitutione, Hafn. 1650. 4. Oratio de Historia, Ibid. 1651. fol. Obsidio Hafniensis, ib. 1676. Die verschiedenen Auflagen aber, die von s. Florus Danicus, Otthiniae, 1698. fol. bis zum J. 1716 angeführt zu werden pflegen, sind nur Abdrücke mehrer Titel von derselben Schrift; wie in der dän. Minerva v. 1789, in Suhms Levnet. S. 417. gezeigt ist. Unter dem angenommenen Namen Orosius Annilo gab er auch eine Dissert. de bello Anglico-Danico, ad exemplar Parisiis impress. (wie auf dem Titel steht) ohne Angabe des Verlegers und Druckjahrs heraus, deren Zweck war, die in einer von den englischen Ministern Clifford und Talbot während des Krieges zwischen England und Dänemark im J. 1665 ausgestreuten Schmähschrift enthaltenen falschen Beschuldigungen gegen die dän. Regirung zu widerlegen. Selbst der Däne Holberg *) findet aber in dieser Streitschrift mehr „zierliche lateinische Redensarten, als Gründe zur Widerlegung der schweren Beschuldigungen der Engländer." (Lagerbring, W. Worm und R. Nyerup geben in bekanten Schriften v. Berings Lebensumständen nähere Nachrichten.) (*v. Gehren.*)

Beringer, Behringer, s. Bering.

BERINGER (Diepold), nach der oberteutschen Aussprache Peringer [1]), ein ungelehrter Landmann, welcher zur Zeit der Reformation durch seine gegen das Papstthum gerichteten und an verschiedenen Orten gehaltenen Predigten Aufsehen machte und unter dem Namen des „Bauern zu Wöhrd" den Kennern der Einzelheiten aus der Reformationsgeschichte nicht unbekant ist. Seinen eigentlichen Namen hat zuerst Riederer aus der Dedications-Vorrede einer von ihm gehaltenen Predigt bekant gemacht. Er stamte aus der Gegend von Ulm [2]);

) Vgl. Gest. reg. Dagob. 30; *Aimoin.* IV, 26. *) Vgl. Beckmann's Hist. des Fürstenth. Anhalt, Th. V. B. I. Kap. II. §. 6—8; 10—12. Kap. III. §. 1. 2. Bd. II. S. 7—15. Ph. C. Bertram's Gesch. d. Hauf. und Fürstenth. Anhalt (Halle 1780. gr. 8.). Th. I. S. 181 und 228—244. *J. G. Eccard* in Histor. Geneal. Princip. Sax. Super. Lips. 1772. fol. verwirft die Abstammung der Anhalt. Fürsten von den Beringern ganz.

*) S. die dänische Reichshistorie. Th. III. S. 632.

1) Wie Pauer für Bauer. 2) „Diepold Peringer, eyn Pawer von Ulm" heißt es in der obengedachten Vorrede.

(Spalatin [3]), der ihn zur Zeit des nürnberger Reichstags im J. 1524 selbst hatte predigen hören, nent den Geburtsort „Aichenbrunnen“) und predigte, wie denn in bewegten Zeiten Erscheinungen dieser Art nicht selten sind [4]), unter großem Zulaufe der Menge aus Städten und Dörfern zuerst, so viel man bisher gewiß weiß, im J. 1524, und zwar anfänglich zu Wöhrd vor Nürnberg [5]) wider die Anbetung der Heiligen und andere Lehren der römisch-katholischen Kirche. Seine Predigten wurden nachgeschrieben und durch den Druck vervielfältigt, wie denn von der einen zu Wöhrd gehaltenen Predigt drei Ausgaben, eine ohne Angabe des Druckorts, wahrscheinlich aber Nürnbergsche (sicher die erste), eine Erfurter und eine Eilenburger, alle drei vom J. 1524, noch vorhanden sind [6]). Nach einem alten von Riederer (S. 80 und 81.) excerpirten nürnbergischen Manuscripte beschwerte sich sogar der Erzherzog Ferdinand bei dem Rathe zu Nürnberg, daß man diesem Bauern das Predigen verstatte [7]), worauf dieser die Weisung erhielt, das Gebiet der Stadt zu verlassen; und wirklich muß Beringer auch schon in demselben Jahre seinen Predigtstuhl zu Kitzingen in Franken aufgeschlagen haben, wie aus einer, von der bis dahin gedruckten in mehren, Stücken verschiednen und auf des Verfassers eigne Veranstaltung herausgekommenen Predigt hervorgeht, und welche dem Rathe und der Gemeinde zu Kitzingen von ihrem Urheber förmlich dedicirt worden ist [8]). Diese Dedication so wie das eben erwähnte alte Manuscript sind die Quellen für das Nähere, was man von diesem Bauer weiß, der von Spalatin aber Diepold Schuster genant wird [9]). Mir scheint es übrigens, so gut als ausgemacht, daß zwei andere aus jener Zeit noch vorhandene Druckschriften [10]) von diesem sogenanten Bauern zu Wöhrd herrühren; auch wüßte ich nicht, was dagegen stritte, ihn mit dem in der „Erzählung vom Anfang und End des verderblichen Bauernkriegs, wie es sich zugetragen hat zu Rothenburg in der Landwehr 1525“ [11]) genanten Bauern für eine und dieselbe Person zu halten [12]); ja es ist mir sogar wahrscheinlich, daß, da nach dem Jahre 1525 dieses predigenden Bauern, so viel ich wenigstens weiß,

---

Riederer schon deutet die Worte „von Ulm“ auf die Gegend von Ulm. 3) In seinen Annalen in Menkens Scriptor. rerum German. Tom. II. p. 632., citirt von Riederer. Über den abweichenden Zunamen, der sich bei Spalatin findet, siehe weiter unten. 4) Hat doch selbst unsere Zeit ähnliche Erscheinungen gezeigt. 5) Daher der Name des Bauern zu Wöhrd (Pawr zu Werdt), welchen Beringer vor den ersten Abdrücken einer vor ihm gehaltenen Predigt führt. 6) Riederer S. 73. und Panzer B. 2. S. 303. und 304. Der Titel der wahrscheinlich nürnbergischen Ausgabe lautet: „Ain Sermon geprediget vom Pawrn zv Werdt, bei Nürnberg, am Sonntag vor Faßnacht, von dem freyen willen des menschen, auch von anruffung der hailigen. In Quart. Auch die Jahrszahl ist vor dieser Ausgabe nicht genant. Die Erfurter und Eilenburger Ausgabe lässen die Worte: „auch von der anruffung der hailigen“ weg. Der Titel der lestern Ausgabe findet sich in Herm. v. d. Hardt's Autogr. Luth. T. I. p. 181. 7) Nach dem gedachten Manuscripte hatte dieser Bauer seine Wohnung zu Dohn, in einem Dorfe zunächst hinter der Vesten bei Nürnberg. 8) Ein Sermon von der Abgötterey, durch den Pawern, der weder schreyben noch lesen kan, geprediget zu Kitzing in Frankenland auf unsers Herren Fronleychnams tag. M. D. XXiiii. In Quart. In der Vorrede heißt es: es sey dieselbe Predigt, die vormals zu Wöhrd gehalten und gedruckt worden sey; unterscheidet sich aber von dieser sehr, denn vom freien Willen soll in ihr gar nicht die Rede seyn, und das von der Abgötterei mit der Anbetung der Heiligen viel weitläufiger ausgeführt worden seyn. M. s. Riederer S. 76. u. s. w. 9) Spalatin's Worte sind: „Feria quinta post Epiphanias audivimus *Diepoldum Schuster* ex Aichenbrunnen, rusticum Aug. dioec. Theologiae sic doctum ex auditu, ut miraculo sit cunctis audientibus.“ Vielleicht war selbst der Kurfürst Friedrich der Weise, mit welchem Spalatin auf dem Reichstage war, ein Zuhörer dieses Bauern gewesen. In den Excerptis e Diario *Georgii Spalatini* MSto in J. G. Schelhorn's Amoen. litter. T. IV. p. 389. etc. wird übrigens unter dem Jahre MDXXIV dieses Bauern nicht gedacht. 10) Eyn schone Außlegung vber das göttlich gebet Vatter unser—Das hatt betracht ayn armer Pawr, der weder lesen noch schreiben kan— M. D. XXiiii. In Quart. und „des Christlichen Pawren getrewen radt. Wie die Christgläubig seel, ein gesprech mit dem menschlichen Fleysch, teglich halten vnd betrachten sol, u. s. w. Ohne Ort und Jahr, gleichfalls in Quart. Von der Auslegung des V.U. nent Hirsch, nach Riederer S. 83., in dem Millen. l. No. 280. noch eine Ausg. von 1523; nach Panzer findet sich in Will's Bibl. Nor. P. II. p. 37., noch eine dritte Ausgabe dieser Schrift ohne Jahr und Druckert genant. Ist die Hirschische Angabe des J. 1523 richtig und sind beide Bauern eine und dieselbe Person, so hat der Bauer zu Wöhrd sich schon vor 1524 bekant gemacht. Riederer findet es zweifelhaft, die beiden obengenanten Schriften dem Beringer zuzuschreiben; Panzer aber hält es für wahrscheinlich, daß sie ihn zum Verfasser haben. 11) Luther's sämtl. Schriften Ausg. v. Walch Th. 16. S. 180. u. s. w. „Nachdem durch ——— mit samt einem, der sich ausgab für einen Bauern, der auch predigte hie außerhalb der Stadt auf dem Pruel und zu Kupferzell, und etliche Bürger hie zu Rothenburg die Jüdische und Carelstedische Seet überhand nahm.“ Die Worte: „der sich ausgab, brauchen nichts weiter zu sagen, als: „der sich nante,“ vielleicht mögen ihn auch einige Zeitgenossen nur für einen verkappten Bauern gehalten haben; ist doch auch mir der Name Aristoteles in dem Munde eines Bauern (Riederer S. 77.) sehr auffallend gewesen. Das eifrige Predigen gegen den katholischen Heiligendienst konte den predigenden Bauer auch leicht bis zur Bilderstürmerei entflammen. Übrigens liefert die Kirchengeschichte Stettin's und Stralsund's etwa 30 Jahre später ein Gegenstück zu diesem Bauern zu Wöhrd. Denn also sagt der Chronikant Joh. Berkmann in seiner im Manuscript vorhandenen Chronik bei dem J. 1558: „Dessülven Jares up den Dag Marien Gebortt quam ein Prediger von Stettin (Petrus ein regelstricker, steht am Rande)——dar he ein ganz Jar geprediget hedde, und hedde all sien Levedage nicht einen Bockstaff gelernt u. s. w.“ und ein andrer Zeitgenosse, Gerhard Dröge, schreibt: „Anno 1558 Sept. 5. (um wenige Tage verschieden von Berkmann's Angabe) quam Peter Sulcke, ein Tegelstryker van Belgarde, thom Sunde, vnde predigede ersten by dem Strande, darnach up dem Marckede, entlick in allen Kercken und straten“ (des Erbarn u. s. w. Herrn Frans Wessels ganze levendt u. s. w. dorch Gerhardt Drögen Körtlik vorfahret. Tho Rostock Anno M. D. LXX. ii. 12. S. 71.). Die durch ihn entstandenen Unruhen erzählt Berkmann sehr umständlich. M. s. auch Dr. J. H. Balthasar's Andere Samlung einiger zur Pomm. Kirchenhistorie gehörigen Schriften. Greifsw. 1724. 4. S. 409. u. s. w.

12) Auch dieses ist Riederern zweifelhaft.

nicht ferner gedacht wird, er in dem Bauernkriege den Tod gefunden hat [13]). (*Mohnike.*)

BERINGER (Michael), Professor der hebräischen Sprache in Tübingen, geb. zu Uhlbach im Wirtembergischen den 29. Sept. 1566. Er studirte in den Klöstern Adelberg und Maulbronn, und im theologischen Stift in Tübingen, wo er 1591 Repetent wurde, und im Collegium illustre die studirenden Prinzen und Grafen in der Lehre von den Prädikamenten und Antiprädikamenten unterrichtete. Im J. 1595 wurde er Instructor des wirtembergischen Erbprinzen Johann Friedrich, legte sich, nach zweijähriger Verwaltung dieses Amts, auf die Rechtsgelehrsamkeit, in der er Doktor wurde, konte aber nie ein Amt in diesem Fache erhalten. Seit 1599 lehte er von einem sehr geringen Gehalte als Professor der hebräischen Sprache in Tübingen, und erhielt endlich nur mit Mühe die ganze Besoldung seines Vorgängers, ungeachtet der Prinz, dessen Lehrer er gewesen war, gewiß ihn empfohlen hatte, er zwölf Kinder zählte, und sein Lehramt treulich verwaltete. Denn seit dem Jahre 1604 quälte ihn die Gicht, und doch hielt er seine Lehrstunden so unausgesetzt, daß er in den letzten Jahren, wo er nicht mehr gehen konte, vor den Hörsaal ritt. Vom J. 1618 an war er ganz untauglich zum Lehren, und den 15. Sept. 1625 schloß er sein mühseliges Leben. Er war ein sehr verdienter Lehrer und ein Gelehrter von vielseitiger Geistesbildung, auch mit der griechischen Literatur vertraut, die er eine zeitlang lehrte. Der berühmte Wilhelm Schickard, sein Nachfolger im Lehramt der hebräischen Sprache, sagt von ihm: Theologus erat, Jurisperitus, Philosophus, Philologus, Disputator, Astronomus, Orator, Poeta, Graecus et Hebraeus, imo et gallicae linguae non iguarus. Außer verschiedenen theologischen, juridischen und philosophischen Abhandlungen, Reden, einer lateinischen und griechischen Grammatik zum Gebrauche des Erbprinzen, einer Rhetorik, die in der Markgrafschaft Baden eingeführt wurde, schrieb er auf Befehl der Universitätsvisitatoren: Institutiones linguae sanctae 1602. 8. und Vindicationem vernaculae versionis Lutheri. 1613. 4. wider den Jesuiten Zanger *). — In der ersten Hälfte des 17. Jahrh. lebte

Beringer (Erich), ein teutscher Rechtsgelehrter, Verf. eines noch immer brauchbaren Discursus hist. polit. de historici officio, erroribus scripturientium et remedio. Hanoviae 1614. 8. wieder abgedruckt in Groschuff's Collectione nova libror. rar. Fasc. II. 354. sq. Diese Schrift ist zur Würdigung der damaligen historischen Novellenschreiber brauchbar, und deckt ihre Fehler gegen historische Wahrheit bündig auf **). — In der ersten Hälfte des 18. Jahrh. lebte

Beringer (Joh. Bartholom. Adam), Doktor der Philosophie und Medizin, und Leibarzt des Fürstbischofs von Würzburg. Er edirte Plantarum exoticarum perennium catalogum. Wirceb. 1722. fol. und Lithographiae Wirceburgensis, ducentis lapidum figuratorum a potiori insectiformium prodigiosis imaginibus exornatae specimen I. Ibid. 1726 fol. mit 21 Kpf. Das letzte Werk enthält keine wirkliche Versteinerungen, sondern von dem Jesuiten Rodrik verfertigte, die dieser, um Beringern zu hintergehen, in der Gegend von Würzburg unter der Erde vergraben ließ. Beringer wurde getäuscht, und erst nachdem die angeblichen Versteinerungen abgebildet und von ihm ausführlich beschrieben waren, entdeckte er den Betrug seines Feindes. Er suchte nun alle Exemplare wieder an sich zu bringen, und der Ärger über diese ihm gespielte Betrügerei soll seinen Tod beschleunigt haben. Der Buchhändler Göbhard in Bamberg kaufte die Auflage von den Erben des Herausgebers, und brachte die Exemplare mit einem neuen Titel (Frankfurt und Leipz. 1767. Fol.) wieder ins Publikum ***). (*Baur.*)

BERINGHAUSEN, ein volkreiches Dorf, Sitz einer, zum Dekanat Brilon gehörigen Pfarrei im Amte Marsberg Herzogth. Westfalen, welche die ganze Herrschaft Padtberg umfaßt. In der Nähe sind beträchtliche Eisenhütten und Hammerwerke. (*Joh. Suibert Seibertz.*)

BERINGSINSEL (Beringow oder Commodorskoje Ostrow, Russ.), eine felsige, unbewohnte, zieml. große Insel unter den Aleuten, ganz nahe am Ufer von Kamtschatka, von Nordwest nach Südost unter dem 55 — 56 Gr. der nördl. Br. und dem 180 Gr. der östl. L. Sie erhielt ihren Namen von dem dänischen Schiffskapitän-Kommandeur Bering, der 1741 hier strandete, starb und begraben wurde. Sie hat unter dieser ganzen Inselgruppe die höchsten Berge, mit Schneegipfeln, und 90 Fuß hohe Sandhügel auf den Klippen; zugleich aber, mit den übrigen größeren Inseln, deren ungefähr 40 seyn mögen, sehr helles, reines und schönes Wasser in schnellfließenden Bächen. Ihre nordwestliche Landspitze ist von der Mündung des Kamtschatkastroms, oder dem kamtschatkischen Vorgebirge gerade in Osten etwa 3 teutsche Meilen, der südl. Theil aber von der Awatschabai und dem Peterpaulshafen 50 M. entfernt. In der Länge hält sie 15, in der Breite 5 — 6 M. und besteht aus einer Reihe kahler, an einander hängender Klippen und Berge, welche durch viele Thäler von einander getrennt, wie ein einziger Felsen aus der See hervorragen. Die höchsten darunter sind etwa 1000 Klafter hoch. Ebene flache Plätze findet man nur am Ufer der Seen, wo sich die Berge landeinwärts zurück ziehen. Das Ufer ist 3000 — 4000 Schritte, ja an einigen Orten ¼ Meile weit in die See, mit lauter rauhen Klippen und Felsen besetzt,

13) Über diesen sogenanten Bauern zu Wöhrd sehe man D. J. B. Riederer's Nachrichten zur Kirchen-, Gelehrten- u. Büchergeschichte. B. 2. (Altdorf 1765. 8.) S. 71. u. f. w. und D. G. W. Panzer's Annalen der ältern teutschen Literatur. B. 2. (Nürnberg 1805. 4.) S. 303. 304.

*) Vita Ber. a successore W. *Schickardo* descripta. Tüb. 1627. 4. mit einigen Zusätzen in J. J. Moser's erläut. Wirtemberg. 2 Th. 294—322. Böck's Geschichte der Univ. Tüb. 115. Schnurrer's Nachr. von Lehrern der hebr. Lit. in Tüb. Ulm 1792. 8.

**) Wachler's Geschichte der hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abtheilung 882.

***) Schröter's Journal des Steinreichs, 1. Bd. S. 12. Mineralog. Belustig. 3. Bd. 158. Götting. gel. Anz. 1767. S. 654. *Millin* Mag. encycl. 1808.

daher auf der Nordseite nur eine einzige klippenlose Stelle ist, wo man bei stillem Wetter ankern kann, auf der Südseite aber 2 Plätze sind, wo man ohne Gefahr ans Land gehen und mit kleinen flachen Fahrzeugen in die Mündungen der Flüsse einlaufen kann. Das Klima ist dem auf Kamtschatka ähnlich), nur sind die Stürme heftiger. Bisweilen sollen sich auch Erdbeben ereignen. Von vierfüßigen Landthieren gibt es Stein- oder Eisfüchse, auch bläuliche Füchse, und an Seethieren Seeottern, wovon die größten 70—80 Pfund wiegen, Seelöwen, Seebären, Robben, Meerkühe. Von Strauchwerk findet sich auf der ganzen Insel nur in der Gegend, wo das Land am breitesten ist, nicht weit von der nördlichen Spitze, etwas Erlengebüsch; hin und wieder findet man auch die kleine rundblätterige Birke, niedrige Wacholderstauden und Ebereschengesträuch. Von kleinen Staudengewächsen gibt es hier den Kurilischen Thee, Trunkelbeeren, Sandbeeren (uva ursi), Preißelbeeren und Schwarzbeeren, die gelbblühende Schneerose, Braunbeeren, gelbe Brom- oder Himbeeren, und von eßbaren Wurzeln und Gewächsen das kamtschatkasche Süßkraut, die kamtschatkasche braune Lilie, Wermuth, Brunnenkresse, Löffelkraut u. a. m. — Auf dieser Insel überwintern die nach den Fuchsinseln fahrenden Schiffe, um sich mit getrockneten Fischen und mit Fett und Fleisch der Seethiere zu versehen. Außerdem nehmen sie von hieraus auch Felle der Seethiere, besonders der Seelöwen, Seebären und großen Robben, mit, welche theils zu den Baidaren (ledernen Kähnen) und Kleidern gebraucht, theils an die Insulaner vertauscht werden. Zu der letzten Absicht dienen vorzügl. die Lachtatken oder großen Robbenfelle *). (*J. Ch. Petri.*)

BERINGSSTRASSE. Die berühmte Meerenge, welche im äußersten N. O. von Asien diesen Erdtheil von dem Westlande Amerika trent. Man hatte bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts geglaubt, daß sich hier ein Zusammenhang zwischen Sibirien und Amerika finde; allein um diese Zeit wurde es bekant, daß im Jahre 1648 ein Kosake Deshnew es in einem zerbrechlichen Fahrzeuge gewagt, aus der Kolyma in den Polarocean zu fahren, das Schalatzkoische und Tschukotskoische Vorgebirge zu umschiffen und durch eine Meerenge, die Siberien von Amerika trent, nach Kamtschatka zu gelangen. Hiedurch wurde nun zwar die Trennung beider Erdtheile konstatirt, indeß war man noch immer geneigt, die abenteuerliche Fahrt jenes Russen für eine Fabel zu halten. Erst im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts bestätigte der auf Entdeckungen ausgesandte Däne Bering und der Russe, Alexei Tschirikow die Wahrheit der von Deshnew gemachten Entdeckung; sie segelten den 20. Juli 1728 aus der Mündung der Kamtschatka längs der asiatischen Küste hinauf und kamen ohne die amerikanische Küste zu erblikken bis über 67° nördl. Br., und hatten mithin, da nach Cook die östlichste Spitze Asiens unter 66° 5′ Br. liegt, die Straße wirklich durchsegelt, die nun nach B. den Namen erhielt. Cook ging in der Folge zu gleichem Zwecke nächst der amerikanischen Küste hin und kam auch wirklich soweit, daß die Trennung Asiens von Amerika keinem Zweifel mehr unterworfen schien, doch konte er selbst nicht, wie Bering, wegen des aufgehäuften Eises durchkommen, und mußte zurückkehren, ob wir ihm gleich sehr vieles zur Untersuchung des Einganges derselben verdanken. Die Briten haben der Straße den Namen der Cookstraße gegeben, den sie indeß nicht verdient, da nicht Cook, sondern Bering sie früher befuhr und letzter, aber nicht erster wirklich hindurchkam. Sie ist, wo sie am schmälsten, 48 teutsche Meilen breit und enthält die beiden Gwosdewy oder Nelkeninseln, vor ihrem Eingange in S. aber die Insel S. Laurentii. Da indeß in der Straße beständig Eisschollen treiben, so wird sie wol immer unbefahrbar bleiben, wenn es auch einmal einen Sommer gibt, wie der, wo Deshnew den Weg in das Schalatzkoische und Tschukotskoische Vorgebirge fand. — Neuerdings haben die jetzt im Lande der Tschuktschen befindlichen Russen die Trennung beider Erdtheile gegen von neuem erregte Zweifel bestätigt. (*Hassel.*)

BERINIA. So nante Brignole (fasc. pl. foroiuliens. 1810.) eine Pflanze, die wie ich (pug. I. p. 54.) gezeigt habe, zu Crepis gehört, und als Cr. Adonis * dort aufgeführt wird. (*Sprengel.*)

BERIS. Eine von Latreille zuerst und von Meigen unter der Benennung Hexacantha *) ein Jahr später aber unter der Benennung Aetina **) fast gleichzeitig aufgeführte, von Fabricius unter Stratiomys gelassene Gattung mit folgenden Merkmalen: Fühler vorgestreckt dreigliedrig; zwei erste Glieder kurz, das dritte verlängert kegelförmig achtringelig. Schildchen mit vier bis acht Dornen am Rande. Flügel parallel aufliegend. Die drei Punktaugen stehen auf einer kleinen Erhöhung; die Netzaugen liegen bei den Männchen ganz oder doch viel dichter an einander als bei den Weibchen. Der Rüssel ragt nur mit seinem Kopfe wenig hervor. Der Hinterleib hat sieben Abschnitte und ist viel schmaler und länger als bei Stratiomys, von denen auch der Flügelader-Verlauf sehr abweicht. Fabricius führt zwei Arten auf: Stratiomys clavipes und sexdentata, beide mit sechsdornigem Schildchen. Linné sagt von der ihm schon bekanten ersten Art Musca clavipes: plantis posticis clavatis; dies gilt aber nur von dem Männchen, denn bei allen Arten haben die Männchen verdickte Fußwurzeln. Meigen führt elf europäische Arten auf, deren keine über 3‴ lang ist; Beris nitens (die ehemalige Aetina chalybea *Meig.*) will Latreille zur Gattung Xylopha-

*) S. Steller's Beschreibung von Kamtschatka, und dessen Reise von Kamtschatka nach Amerika mit dem Kommandeur-Kapitän Bering. Forster's kleine Schriften, B. 2. Georgi's geograph. phys. und naturhister. Beschr. des russis. Reichs. *Makinowitz* Slovar geogr. Rossiiskago Gossudarstwo etc. d. i. geograph. Wörterbuch des russis. Reichs. Lesseps's Reise von Kamtschatka durch Sibirien ꝛc. aus dem Franz. Berlin, 1791. Sauer's Reisen nach den nördlichen Gegenden vom russischen Asien und Amerika, Weimar 1803. Kurze Beschr. der Kurilischen und Aleutischen Inseln. Aus dem Russischen, Ulm, 1792. Coxe neueste Entdeckungen der Russen zwischen Asien und Amerika ꝛc. aus dem Engl. Frankf. und Lpz. 1783. Saratschew's Reise durch Sibirien, das Eismeer und den östl. Ozean; aus dem Russ. Leipz. 1805. 2 Bde. u. a. m.

*) Illiger Magaz. für Insektenkunde II. 264. 26.
**) Klassifikation und Beschr. I. 116. Braunschw. 1804.

gus gezählt wissen, welche sich durch die Größe der Taster unterscheidet; da aber alles übrige genau mit Beris übereinstimt, so gehört sie dieser Gattung mehr an. Die Linnéische Musca clavipes ist der Art nach verschieden von *Fabric.* Stratiomys clavipes, diese ist nämlich Forster's Musca vallata ***). (*Wiedemann.*)

Berislawl, s. Chazaren.

BERISSA, der spätere Name von Nerisa, ein Städtchen am Halys im Innern von Pontos, nach dem Itin. Ant. 24 Mill. östlich von Sebastopolis, zwischen dieser Stadt und Sebastia. Die kirchlichen Schriftsteller kennen es als bischöflich. (*Ricklefs.*)

Beriszló, s. Slavonien.

Berith, ein Höllenkönig, s. Dämonen und Höllengeister.

BERJA, Villa in dem mittlern Küstenstrich der spanischen Provinz Granada, mit 4000 Einwohnern, die sich von dem Seidenbau und der Schweinezucht nähren, und mit den dazu gehörigen Dörfern an 4000 Schinken ausführen. (*Stein.*)

BERKA (an der Ilm), S. Weim. südwestliches Gränz-Justizamt, welches 2 Städte, 6 Amtsdörfer und 8 Gerichtsortschaften, nebst 2 herrschaftl. Kammergütern und Schlössern, 4 adel. Gütern mit, und 1 Freigute ohne Gerichten, und im Ganzen 2008 Seelen enthält. Die zu diesem Amte gehörige Stadt Berka, welche in frühern Zeiten einer bekanten gräfl. Familie gehörte, in der Folge auf die Grafen von Gleichen überging und späterhin kaufweise an die Herzoge von Sachsen kam, hat, in einer südl. Entfernung von 2 St. von Weimar, eine sehr romantische Lage an der Ilm, und zählte vor dem unglücklichen Brande, welcher am 26. Apr. 1816 dieses Städtchen beinahe ganz in Asche legte, 164 Feuerst. und 761 Seelen, ein herrschaftl. Kammergut, ein Rentamt und eine Pfarrei. Seit einigen Jahren hat der Großherzog die längst bekante, aber weder berücksichtigte noch näher geprüfte Schwefelquelle fassen, und überhaupt alle Einrichtungen zu einer Badeanstalt treffen lassen, die auch wegen der erprobten Wirksamkeit jener Quelle, einen sehr guten Fortgang gewann, mit der Zeit auch wol zum Wohlstand der Einw. des Orts beitragen kann *). (*Zahn.*)

Berka (an der Werra), S. Weim. Städtchen in dem J. A. Gerstungen mit 205 Feuerst., einer Pfarrkirche und 1167 Einw., welche Sammetmanufakt. und Färbereien betreiben. (*Zahn.*)

BERKA, ein Pfarrdorf im Amte Kalenburg der hanöv. Prov. Grubenhagen. Es breitet sich unter dem Harze an der Oder aus, und zählt 90 Häuser und 588 Einwohner, worunter sich viele Handwerker, besonders Tischler und Moldenhauer, und 20 Leinweber befinden. Die Ernten sind sehr prekär, aber der Flachsbau stark. (*Hassel.*)

BERKAAT (el), eine Oase im innern Afrika und zwar im W. von Fezzan, die der Franzose Lyon 1818 zuerst besucht hat. Sie liegt in der Nähe von Ghraat, eine Oase, die 10 Tagereisen von Murzuk in Fezzan entfernt ist, hat einen Überfluß an Rosinen und eine ummauerte Stadt, die von Tuariks bewohnt ist. (*Hassel.*)

BERKACH, in Urkunden Berchohe und Percubis, ein Pfarrkirchdorf, zu dessen Kirchspiel die Filialkirche Schwickershausen gehört, im S. Meining. gemeinschaftlichen Amte Römhild, 1¼ Meile südlich von Meiningen. Es war vormals ganerbschaftlich und gehörte zum Theil Würzburg, zum Theil S. Hildburghausen und zum Theil der fränkischen Ritterschaft. Nachdem aber der Großherzog von Würzburg, nach Aufhebung der Reichsritterschaft, den ritterschaftlichen Antheil in Besitz genommen und durch den provisorischen Vertrag vom 19. Juli 1807 auch den S. Hildburghausischen Antheil erhalten hatte: so ward es im Juni 1808 von demselben durch Vergleich und Umtausch an die fürstl. Theilhaber des Amtes Römhild abgetreten. Es hat in 86 Häusern 365 Einwohner, von welchem 107 Israeliten sind. Auch befinden sich hier 2 Rittergüter, die beide die Patrimonialgerichtsbarkeit besitzen, von denen das eine den Freiherrn von Stein zu Nordheim und Völkershausen und das andere der adeligen Familie von Kalb zu Waltershausen gehört. Ersteres ist sehr beträchtlich und besteht eigentlich aus 3 Rittergütern und einem Schlosse. Der ehemals zur teutschen Ordens-Commende zu Männerstadt gehörige Hof allhier ist, nach Aufhebung dieses Ordens, dem Römhilder Lehnhof anheim gefallen. Ackerbau und Viehzucht sind der vorzüglichste Nahrungszweig der Einw. (*G. Emmrich.*)

Berkan, Perkan s. Wollenmanufakturen.

BERKEL (Abraham), ein nicht unbekannter holländischer Philolog in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. Er war Professor der griechischen Literatur auf der Universität zu Leiden und starb gegen 1688. Um die Kritik und Erklärung des Epiktetus, des Cebes und des Antoninus Liberalis hat er sich durch die von diesen Schriftstellern besorgten Ausgaben Verdienste erworben. (Epicteti Enchiridium c. Cebetis Tabula. Gr. et lat. Ex rec. Abr. Berkelii c. ejusd. et Wolfii, Casauboni etc. notis Lugd. Bat. 1670. 8. Ἐπικτήτου ἐγχειρίδιον. Epicteti enchiridium una cum Cebetis tabula. Gr. et lat. c. notis Wolfii, Casauboni al. Ed. Abr. Berkelius. Delphis Bat. 1683. 8. — Ἀντωνίνου Λιβεράλις μεταμορφώσεων συναγωγή. Antonini Liberalis transformationum congeries. Abr. Berkelius emend. Gr. et lat. Lugd. Batav. 1674. 12. Die Bearbeitung des letztern Schriftstellers wird jedoch nicht sehr geschätzt). Den meisten Fleis widmete er aber dem Stephanus v. Byzanz, dessen Fragmente: De urbibus et populis zugleich mit dem Periplus des Hanno er selber schon im J. 1674 herausgab (Steph. Byz. de urbibus et populis genuina fragmenta gr. lat. studio Abr. Berkelii. Acc. Hannonis Carth. regis Periplus. Lugd. Bat. 1674. 8.). Diese Ausgabe war indeß nur eine Vorarbeit zu der ungleich wichtigern Bearbeitung eben dieses Schriftstellers, bei welcher Ber-

***) Vid. *Forst.* Nov. Ins. spec.

*) Dieses Schwefelwasser, welches Döbereiner (s. dessen Schriften über d. chem. Konstitution der Mineralwässer ꝛc. Jena 1821. 8. S. 4. ꝛc.) 2 Volumth. Schwefelwasserstoffgas und 1 Volumth. kohlens. Gas, in seinem Schlamme aber 4 Verhältnisse Schwefel und 1 Verhältn. Kohlenstoff gab, soll bei gichtischen und rheumatischen Übeln und ihren Folgen, bei Hämorrhoidalbeschwerden, hartnäckigen Hautkrankheiten, alten Geschwüren ꝛc. nicht unwirksam seyn (vgl. Übersicht der vorzüglichen Heilquellen Teutschlands, v. Hufeland. 2. Aufl. Berl. 1821, 8.). (*Th. Schreger.*)

kel durch den Tod übereilt wurde, so daß die Ausgabe durch Jakob Gronow erst ans Licht gefördert worden ist. (*Στεφάνου Βυζαντίου ἐθνικὰ κατ' ἐπιτομήν.* Steph. Byz. Gentilia per epitomen, antehac *περὶ πόλεων*, de urbibus inscript. Quae ex codd. mss. Palat. ab Cl. Salmasio quond. coll. et ms. Vers. vest. suppl. ac lat. vers. et integ. comment. illustr. Abr. Berkelius. Acc. coll. ab Jac. Gronovio var. lect. ex cod. ms. Perus. et adm. ejusd. not. Gr. lat. Lugd. Bat. 1688. Fol. Zweite Ausg. ebendas. 1694. Fol.) Ein sich größtentheils auf Gegenstände der alten Geographie beziehender und mit seinen Beschäftigungen mit Stephanus von Byzanz zusammenhängender Brief des Abraham Berkel an Joachim Kühn oder Kuhn, Professor zu Strasburg*) vom 27. Decbr. 1679 findet sich in Baumgarten's Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek St. 1. S. 85—88.**). (*Mohnike.*)

BERKELEY, eine County des nordamerikan. Staats Virginia, im N. und N.O. an Maryland, im S.O. an London, im S. an Frederik, im W. an Hamtshire gränzend. Sie wird von Potowmak begränzt, und zählte 1818. 11,479 Einw. (*Hassel.*)

BERKELEY (George), Bischof zu Cloyne in Irland, gehört durch Geist, Gelehrsamkeit und Charakter zu den merkwürdigen Männern, deren Ruhm nie stirbt. Er war zu Kilerin in Irland den 12. März 1684 geboren. Als er seit dem 15. Jahre in dem Trinitäts-Collegium zu Dublin studirte, wurde er von der Mehrzahl für einen Dummkopf gehalten, von den Wenigen, die ihn näher kanten, sein Genie und Gutmüthigkeit bewundert. Mathematik und Philosophie waren seine Lieblingsstudien. Eine lebendige Einbildungskraft und ein hoher Grad von Scharfsinn waren die Talente, durch welche er glänzte; durch ein rein sittliches und religiöses Gemüth adelte er sein Leben und Wirken. Im J. 1709 erschien sein Werk über das Sehen, Theory of Vision, worin er scharfsinnig untersuchte, welche unmittelbare Vorstellungen wir durch den Gesichtssinn erhalten, und sie von denen des Betastungssinnes und den daraus abgeleiteten Folgerungen genau unterschied. Daß die Art und Weise wie wir etwas nach den Gesichts- und Betastungseindrücken uns vorstellen, sehr verschieden ist, daß wir aber frühe uns gewöhnen, beide Vorstellungen mit einander zur Vorstellung eines äußern Gegenstandes zu verbinden, — dieses war eine Bemerkung, die seinem Scharfsinn Ehre machte, und die Beobachtungen des Cheselden an einem operirten Blinden 1728 bestätigten auf eine überraschende Weise die Schlüsse seiner Theorie†). In dieser Schrift kamen schon die Grundzüge seines Idealismus vor, der ihn am meisten dem Auslande bekant gemacht hat. Indem er nämlich aus dem Gesichtspunkte Locke's, der durch den äußern und innern Sinn alle Erkentnisse entstehen ließ, den Gang der Philosophie aufmerksam erwog, und besonders die Ausbreitung des Skepticismus und Atheismus als eine Ausartung des menschlichen Geistes mit inniger Betrübniß betrachtete, suchte er die Wurzel zu entdecken, aus welcher beide irrigen Systeme hervorgewachsen wären, um durch die Zerstörung derselben ihn auf eine wirksamere Weise als bisher, nicht zu widerlegen, sondern auszurotten. Die Zweifel an der menschlichen Erkentniß und die Verleugnung Gottes sind nur dadurch möglich geworden, daß man die Körperwelt als etwas Wirkliches außer uns angenommen hat. Denn mit dieser Annahme erschien durch das Nachdenken über die menschliche Erkentniß eine immer größere Kluft, zwischen unsern Vorstellungen und den ihnen gegebenen Objekten, und um so mehr mußte die Überzeugung, daß unsre Vorstellungen mit ihren Objekten übereinstimmen, abnehmen, woraus der Skepticismus entstand. Und je mehr die Physiker und Philosophen die Natur zu erklären und aus Gesetzen das, was geschieht, begreiflich zu machen suchten, deste mehr entfernten sie Gott von den Menschen, welches den Atheismus gebar. Man muß also, um beide Irthümer von Grund aus zu zerstören, den Wahnglauben an eine Körperwelt außer uns aufheben, welcher auch außerdem — nach der Ansicht der Lokkischen Philosophie — keinen Grund hat, mit welchem der unendliche theilbare Raum, Bewegung und so vieles Andere streitet, was wir in unsrer innern Welt mit dem vorgestellten Objekt, wie Lust und Unlust vereinigt finden, aber nicht außerhalb des Vorstellens seyn kann. Alle Körper also mit allen ihren Eigenschaften, nicht blos den abgeleiteten, wie Farbe, Größe, sondern auch den ursprünglichen Locke's, wie Ausdehnung, Bewegung, sind bloße Vorstellungen, und ein Schein, dem nichts Reales außer uns entspricht. Das Wirkliche besteht nicht aus Körpern und Geistern; es existiren vielmehr nur Geister mit ihren Vorstellungen. Da aber einige von diesen Vorstellungen, welche den Schein einer Körperwelt enthalten, unabhängig von unsrer Willkür entstehen, und es nicht in unsrer Macht steht, dieselben nicht zu haben, oder auf eine andre Art zu haben, als wir sie haben, so können sie nicht das Erzeugniß der Sele seyn, sondern müssen durch etwas Anderes — also durch irgend einen Geist in jeder menschlichen Sele bewirkt werden. Berkeley nimt nun an, daß Gott die unmittelbare Ursache dieser Vorstellungen, aber nicht der Urheber der sündlichen Handlungen ist, weil der Mensch Freiheit hat. Diesen Idealismus, durch welchen Berkeley einen überzeugenden Beweis für das Daseyn Gottes glaubte gewonnen zu haben, und durch welchen der Skepticismus und Atheismus völlig besiegt und vernichtet zu seyn schien, hat er in zwei Schriften Treatise on the principles of human knowledge. Lond. 1710. 8. und in three Dialogues between Hylas and Philonous. London 1713. 8. entwickelt. So ausgezeichnet aber auch die Darstellungskunst, die Klarheit und der Scharfsinn ist, [den Berkeley in diesen Schriften, vorzüglich in der letztern (auch in das Teutsche Leipz. 1781 8. gut übersetzten) bewiesen hat, so konte doch sein, einer Grundüberzeugung der Menschheit entgegengesetztes System keine Bekenner gewinnen, wiewol es ihn berühmt machte. In der Fol-

*) Joachim Kühn oder Kuhn war von Geburt ein Greifswalder. **) Abraham Berkel's Sohn war der als Philolog gleichfalls nicht unbekante Janus Berkel, Lehrer am Gymnasio zu Dordrecht, von welchem unter andern Dissertationes selectae criticae de Poetis graecis et latinis. Lugd. Bat. 1704. 8. erschienen sind. M. v. Adelung zum Jöcher.

†) Im J. 1733 kam eine Vertheidigung derselben heraus in den Philosoph. Transact. Nr. 402.

ge scheint er selbst sein System aufgegeben zu haben, denn er dachte am Ende seines Lebens von der Metaphysik ganz geringschätzig. Sonst war dieser durch Reisen, durch Lektüre und Besuchung der Werkstätten der Künstler vielseitig gebildete und gewandte Mann hauptsächlich für das Wohl der Menschheit und insbesondre seines Vaterlandes thätig. Dies bezeugt sein Projekt eines Collegiums und Seminars zur Bildung von Lehrern für die Wilden in Nordamerika, welches er mit großem Eifer betrieb, und zu dessen Ausführung er die Regirung schien gewonnen zu haben, und eine ergiebige Subscription eröffnet hatte. Das menschenfreundliche Unternehmen scheiterte, weil die Regirung die versprochene Unterstützung nicht leistete, und er mußte mit Aufopferung eines bedeutenden Vermögens aus Nieuport wieder abreisen. Doch schickte er einige Jahre zu derselben Absicht eine Anzahl religiöser Bücher dahin, die von den Subscriptionsgeldern waren gekauft worden. Nachdem er eine Zeitlang Dechant zu Derry gewesen, erhielt er 1733 das Bisthum zu Cloyne in Irland. Durch rastloses Bemühen machte er sich um das leibliche und geistliche Wohl seines armen Kirchsprengels, das er erst in seinem letzten Lebensjahre verließ, so verdient, daß sein Andenken unvergeßlich worden ist. Im J. 1752 begab er sich nach Oxford, um das Studiren seines Sohnes zu leiten, und starb daselbst 1754 den 14 Jan. Güte des Herzens, Uneigennützigkeit, eine ungemeine Milde und Bescheidenheit, waren vorzügliche Zierden dieses Mannes, ungeachtet ihm jede Tugend eigen war. Seine Schriften sind gesamelt zu London in zwei Quartbänden 1784 erschienen. Voran stehet das Leben desselben von Arbuthnoth. Eine besondere Lebensbeschreibung kam zu London 1776. 8. heraus. Auch stehet vor der oben angeführten Übersetzung seiner Gespräche — eigentlich dem ersten Bande seiner Werke, wovon aber die übrigen nicht erschienen sind — eine interessante Lebensbeschreibung††). (*Tennemann.*)

††) Noch vor dem 20. Lebensjahre bewies er seine Geschicklichkeit durch die Schrift: Arithmetica absque Algebra aut Euclide demonstrata, welcher verschiedene mathematische Bemerkungen und Lehrsätze angehängt waren. Die drei Predigten, welche 1712 von ihm gedruckt wurden, hatten politischen Inhalt, und wurden von beiden Parteien gelobt. Seine Freundschaft mit Steele veranlaßte einigen Antheil an der Wochenschrift The Guardian, und Swift empfahl ihn dem Grafen von Peterborough, mit welchem er 1713 als Kaplan und Sekretär nach Italien ging, und im folgenden Jahre nach England zurückkehrte. Nach dem Tode der K. Anna hatte er keine Aussicht zur weitern Beförderung und ging deswegen 4 Jahre lang mit den Söhnen des Bischofs Asher auf Reisen. Im J. 1721 kam er wieder in London an, und schrieb einen Versuch über die Drohung eines Verfalls von Großbritannien durch die unglückliche Spekulation auf den Handel im Südmeer. Seine Bekantschaften wurden immer vortheilhafter und durch das Vermächtniß der durch Swift berühmten Vanessa, eigentlich Mrs. Vanhomrigh, fiel ihm ein beträchtliches Vermogen zu. Von Seiten des Inhalts sowol als der sehr glücklichen dialogischen Schreibart verdient besonders sein Alciphron or the Minute Philosopher, welcher zuerst 1732 und nachher zum öfteren gedruckt wurde, die größte Empfehlung. Seine Absicht dabei war wider die Freidenker gerichtet, welche er in diesen Gesprächen verschiedne Rollen spielen läßt. Auch hier ist sein Idealismus zwar sichtbar; nur muß man denselben von der rechten Seite beurtheilen. Im letzten Stücke der Adrastea hat v. Herder unserm Philosophen einen rühmlichen Aufsatz gewidmet und mit einigen Gedanken aus seinen Schriften begleitet. Sein Analyst, welcher wider die

BERKENHOUT (John), ein gelehrter englischer Arzt und Naturforscher, aus einer holländischen Familie abstammend, und um 1730 zu Leeds in der Grafschaft Suffolk geboren. Sein Vater, ein Kaufmann, bestimte ihn zur Handlung, und sandte ihn frühe nach Teutschland, um fremde Sprachen zu erlernen. Er bereiste mehre europäische Länder, wurde aber zu Berlin seiner Bestimmung untreu, indem er daselbst Militärdienste nahm. Als Hauptmann verließ er 1756 das preussische Heer, erhielt bei der englischen Armee denselben Grad, und erst 1763, nachdem zwischen England und Frankreich der Friede zu Stande gekommen war, begab er sich nach Edinburg, und studirte daselbst die Arzneiwissenschaft. Um diese Zeit schrieb er unter dem Titel: Clavis anglica linguae botanicae Linnaei: or a botanical lexicon. Lond. 1764. u. 1766 8. das erste botanische Wörterbuch in englischer Sprache; neu aufgelegt ib. 1789. 8. Nachdem er 1765 in Leiden die medizinische Doktorwürde erhalten hatte, ließ er sich zu Isleworth in Middlesex nieder, und schrieb 1766 eine Pharmacopoea medici, von der 1782 die dritte Aufl. erschien. Die englische Regirung sandte ihn 1778 nach Philadelphia, um mit dem amerikanischen Kongreß zu unterhandeln; nach seiner Rückkunft erhielt er eine Pension. Er starb am 3ten April 1791. Seine Kentnisse in alten und neuern Sprachen, in der Mathematik, Arzneiwissenschaft, Chemie, Naturgeschichte, Handlungs- und Statswissenschaft und im Kriegswesen machten ihn achtungswerth; auch zur Dichtkunst, Musik und Malerei besaß er Talente. Außer den genanten und einigen kleinern Schriften bat man von ihm: Out-lines of the natural history of Great Britain and Ireland. Lond. Vol. III. 1769 — 72. 8.; eine zweite, viel vollständigere und richtigere Ausgabe erschien unter dem Titel: Synopsis of the natural hist. of G. Br. and Ir. ib. 1789. Vol. II. 8.; ein sehr nützliches Buch. Biographia literaria, or a biographical history of literature, containing lives of English, Scot and Irish authors, from the dawn of letters in these Kingdoms to the present. Lond. 1777. 4.; die Biographien sind nach den Wissenschaften geordnet. Lucubrations on ways and means. 1780. 8. Symptomatology. 1784. 8. First lines of the theory and practice of philosophical chemistry. Lond. 1788. 8. Die Entdeckungen seiner Landsleute hat der Verf. sehr gut benutzt, weniger die der französischen Chemisten, und am allerwenigsten die in Teutschland gemachten. Seine letzte Schrift waren Letters on education, to his son at Oxford. Lond. 1791. Vol. II. 8.; interessant für ausländische Leser besonders wegen der darin enthaltenen Nachrichten und Urtheile über das englische Schul- und Erziehungswesen. Des Grafen Tessins Briefe an den König von Schweden hat er schon 1759 aus dem Schwedischen ins Engl. übersetzt*). (*Baur.*)

Gewißheit mathematischer Demonstrationen gerichtet war, veranlaßte mehre Streitschriften und in der Folge schrieb er noch einige kleinere Aufsätze, die sich in seinen sämtlichen Schriften befinden. Einige Briefe von ihm stehen auch in den Litterary relics, welche George Monk 1789 in 8. herausgab. (*Eschenburg.*)

*) Biogr. brit. Biogr. univ. Neuß gel. Engl.

BERKESZ auch Saros Berkesz, Saros Magyar Berkesz, Dorf (nach andern Angaben Marktfl.) im Großfürstenth. Siebenbürgen, Kövarer Distrikt, Berkeszer Bezirk in einer morastigen Gegend. Die Einwohner sind Magyaren und verfertigen viele thönerne Tabakspfeifenköpfe, und irdenes Geschirr. Auch nähren sie sich von Wein- und Obstbau; vorzüglich gerathen die Kastanien gut. Mehre adelige Familien haben hier ihren Sitz. (*Rumy.*) Das Dorf ist durch die nicht weit davon entfernten Ruinen der einst bedeutenden siebenbürgischen Gränzfeste Kövár (Steinburg) merkwürdig, von welcher dieser Distrikt den Namen führt. In den vielen innern und äußern Fehden, welche Siebenbürgen vom J. 1530 an beinahe durch zwei Jahrhunderte zerrütteten, wurde dieses Schloß theils als Gränzplatz, theils als Statsgefängniß berühmt. Es war unter andern auch der Verbannungsort der unglücklichen Erzherzogin von Östreich, Maria Christina, welche von der Ungerechtigkeit ihres launenvollen Gemahls, des siebenbürgischen Fürsten Sigmund Báthori, so viele unverdiente Drangsale erlitt. (*Benigni.*)

Berketesios, s. Bermios.

BERKHAMSTEAD, eine Stadt in der britischen Shire Hertford in England, belegen in einem Thale am Bulbern unter 51° 18′ Br. und 17° L. Sie besteht aus 2 Straßen, wovon eine sich an den Trümmern eines alten Schlosses endigt, das noch jetzt ehrwürdig da steht, und einst von dem Grafen Moreten, dem Bruder Wilhelm des Eroberers, erbaut war. Sie hat außerdem in der englischen Geschichte sich durch mancherlei Begebenheiten ausgezeichnet, ist aber jetzt ganz herabgekommen, und zählt nur 1963 Einw., die einen Wochenmarkt halten. (*Hassel.*)

BERKHAN (Georg Heinrich), Prediger an der Katharinen-Hauptkirche und Scholarch zu Hamburg, geb. den 30. Aug. 1747 zu Bossien im Fürstenthum Wolfenbüttel, wo sein Vater Prediger war, der 1781 als Prediger an der Andreaskirche in Braunschweig starb. Hier, in Helmstädt und Göttingen erhielt er seine wissenschaftliche Ausbildung; wurde 1775 Prediger zu Esbeck bei Helmstädt, 1778 zweiter Prediger an der heiligen Geistkirche zu Magdeburg, kam 1786 nach Hamburg, und starb das. den 7. Dec. 1795. In jedem Verhältnisse bewährte er einen edeln Charakter, stiftete vielfaches Gute, und war als Kanzelredner einer der besten und musterhaftesten, welche das lutherische Teutschland in unsern Zeiten hervorgebracht hat. Mit edlem und glücklichen Eifer widmete er seine ausgezeichneten Talente der Erweiterung des Tugendreichs, und besaß in hohem Grade die Gabe, seinen Gegenstand zu erschöpfen, die Gedanken bequem zu ordnen, und durch Abtheilungen dem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen. Daher sind die Auszüge seiner 1787 — 1795 gehaltenen Predigten. Hamb. 8. neun Jahrgänge, ein schönes Denkmal seines Geistes und Herzens. Außerdem hat man von ihm ein Kommunionbuch. Magd. 1786. 8. und Gebete für die Jugend, in Liedern. Hamb. 1795; 1797. 8.†). (*Baur.*)

†) Schlichtegroll's Nekrol. 1795. 2. Bd. S. 237—266. Die Vorzüge seiner Predigten werden ausführlich entwickelt im Journal für Prediger, 23. Bd. 84 ff. und in den homiletisch-kritischen Blättern 1. Heft. 65 ff.

BERKHEY (Johannes le Francq van), gehört zu den ausgezeichneten holländischen Gelehrten und Schriftstellern des 18. Jahrh. Er wurde geboren zu Leiden 1729 den 23. Januar. Schon in seiner Jugend beschäftigte er sich mit der Anatomie der Thiere und machte Skelette von allerlei Arten derselben. Auch nachher setzte er diese Arbeit fort, so daß er nach und nach eine Samlung von Präparaten zur vergleichenden Anatomie zusammenbrachte, dergleichen sonst, außer der des Professor Camper, keine damals in Holland war. — Schon im 19. Jahre seines Alters trat er, bei Gelegenheit einer Illumination im J. 1748, zuerst öffentlich als Dichter auf. Dann wurde er 1761 Doktor der Medizin, und nahm seinen Wohnsitz zu Amsterdam, wo er sich besonders mit dem Studium der Naturgeschichte beschäftigte. Nachher wohnte er in dem Dorfe Warmont auf einem dortigen Landhause, und im Verfolg auf einem ähnlichen ländlichen Lust- und Erholungsort, zwischen Leiden und Harlem. Hier widmete er seine Zeit zum Theil der Dichtkunst, und schrieb verschiedene Hirten- und Fischergedichte; (herders-kouten en visscherszangen) auch begann er hier sein großes und klassisches Werk: Natuurlyke Historie van Holland (Naturgeschichte von Holland), welche 1769 zuerst erschien, und in mehren Bänden fortgesetzt wurde. Es enthält eine Beschreibung des holländischen Bodens, seiner Eigenschaften und Produkte, und ist ein Werk, wodurch Berkhey's Name immer unter den berühmten holländischen Schriftstellern einen Rang behaupten wird. Im J. 1773 war er der erste, der in Holland von einer dortigen poetischen Gesellschaft, und zwar von der im Haag, die das Motto führt: Kunstliefde spaart geen vlyt), den Preis einer goldenen Medaille erhielt, für ein Lehrgedicht: das Lob der Dankbarkeit. — In eben diesem J. wurde er Lector der Naturgeschichte auf der Universität zu Leiden. Hier erreichte er den Gipfel des gelehrten Ruhms unter seinen Landsleuten. Er fuhr zugleich fort, sich von Zeit zu Zeit als Dichter zu zeigen; insbesondere trug er bei der zweiten Säkularfeier der Universität zu Leiden ein von ihm darauf verfertigtes Gedicht in einer dortigen Kirche öffentlich vor, wodurch er unter seinen Zuhörern eine allgemeine Rührung hervorbrachte. Zugleich aber erweckten ihm Neid und politische Meinungen wegen dieses Gedichts allerlei Verdruß und Feindschaft. Später gab er eine Samlung seiner Gedichte heraus, die indeß nicht zu den ausgezeichneten holländischen Poesien gehören; doch wurden sie nochmals nach seinem Tode gedruckt. Von größerm und mehr bleibendern Werth sind verschiedene naturhistorische Abhandlungen, die er fernerhin noch schrieb, und insbesondere eine ausführliche Geschichte des Rindviehes, in 11 Bänden, worin mehre neue Bemerkungen vorkommen. Durch einen Prozeß, worin er verwickelt wurde, sah er sich genöthigt, sein großes Naturalien-Kabinet, woran er 40 Jahre gesammelt hatte, zu verkaufen. Späterhin verließ er die Stadt und Universität Leiden, wo er 1807 bei der bekanten Pulver-Explosion Haus und Mobilien verlor, und selbst nur mit Mühe sein Leben gerettet wurde; und wohnte wieder auf dem Lande, unter verschiedenen gelehrten Beschäftigungen. Endlich, nach mancherlei ab-

wechselnden Schicksalen, starb er zu Leiden, im Hause seiner Tochter, 1812 am 13. März. (*J. Ch. H. Gittermann.*)

BERKI, Nagy-Berki (Groß-Berki), ein Marktfl. des Igaler Bezirks in der Schimegher (Somegyer) Gespansch. in N.-Ungern, jenseit der Donau am Flusse Kapos, dem Grafen Ladislaus Schmideg gehörig. Der Boden ist eine etwas erhabene Fläche, sehr fruchtbar, und erzeugt allerlei vortreffliche Kornfrüchte. Berki hat ein prächtiges Castell, worin sich auch eine schöne kathol. Kirche für den öffentlichen Gottesdienst befindet, und einen Thiergarten. Die vier jährlichen Viehmärkte werden stark besucht. Von hier führt ein Damm durch den Fluß Kapos in die Baranver Gespansch. Die Einwohner sind Magyaren und Teutsche, bekennen sich zur katholischen Kirche und haben einen eigenen Pfarrer. (*Rumy.*)

Berklay oder Berkley Sound, Puerto de la Soledad, s. Falkland's Inseln.

BERKLEY, ein Marktflecken in der britischen Shire Gloucester in England am kleinen Avon, mit 1 schönen Kirche, 1 Schlosse des Grafen von Berkley, auf welchem K. Eduard II. ermordet wurde, und 616 Einw., die einen Wochenmarkt halten, und mit Bauholz, Kohlen, Malz und Käse handeln. — 2) eine Ortschaft in der County Bristol des nordamerikanischen Staats Massachusetts mit 1014 Einw. — 3) ein Kay auf der Nordküste von Egmonts Insel unter 10° 42′ S. Br. und 181° 46′ L. — 4) eine Bai an der Nordwestküste von Nordamerika und zwar auf der Ostseite von Quadra. (*Hassel.*)

Berkmann, s. Berckmann.

BERKOFDSCHA, sonst auch Bregovacz, der Name einer Gerichtsbarkeit im Sandschak Tschirmen, in der Mitte zwischen Pilavna, Losdscha und Uivardschè, wo Silberminen sind (die von Kirus). (Hadschi Chalfa's Rumili.) (*v. Hammer.*)

BERKOWITZ, ein russ. Gewicht, das auch in Finland, Lief- und Esthland gebräuchlich ist. Es hält 10 Pud, folglich, da ein Pud = 40 Pfd, 400 Pfd. (*Petri.*)

BERKS, 1) eine britische Shire in England, die sich zwischen 15° 45′ bis 17° 5′ östl. L. und 51° 21′ bis 51° 48′ nördl. Br. ausbreitet, im N. an Oxford und Buckingham, im O. an Middlesex und Surry, im S. an Hantshire, im W. an Wilts und Gloucester gränzt, und einen Flächeninhalt von 35^{26} geogr. oder nach der Edinb. Gazett. von 34¾ geogr. oder 744 engl. Q.-Meilen, oder 476,160 Ackern hat, wovon 255,000 in Kultur, der Rest aber wüste liegt. Die Oberfläche ist gewellet, hier und da mit geringen Hügeln besetzt; der Boden theils Thon und Kalk, theils Sand; ersterer mit einem mächtigen Schicht von Humus bedeckt, der äußerst produktiv sich zeigt, letzterer liegt zum Theil zu Weiden, und im O. erhebt sich der Windsor Forst, der über 11 Meilen im Umfange hat, aber mehr einen Park als einen Wald ausmacht; eine reiche Korngegend ist das Vale of white horse. Die vornehmsten Flüsse sind die Thames, Kennet, Lodden, Ock, Auburn und Lambourn; die Thames tritt zuerst noch als Isis auf den Boden der Provinz, nimt bei Dorchester den Namen Thames an und trägt Schiffe von St. Johns Brücke bei Leachlade; sie ist außerordentlich fischreich. Auch der Kennet ist schiffbar, und die Landschaft wird außerdem von dem Kennet- und Avon-, so wie von dem Wilts- und Berks-Kanale durchschnitten, so daß es ihr nicht an Auswege für ihre Produkte fehlt; der Kennet- und Avon-Kanal ist auf dem Spiegel 40 F. br., 5 F. tief. Mineralwasser quellen zu Cunnor, zu Sunninghill hervor; das Gorrickwasser, welches in der Nähe von Luckley House entspringt, hat Aehnlichkeit mit dem Epsomer. Das Klima unterscheidet sich von dem in Englands Binnenlande herrschenden nicht; es ist gesund, da keine Moräste es verpesten. Der Ackerbau ist der vornehmste Nahrungszweig, und beschäftigt mit der Viehzucht und den übrigen Geschäften der Landwirthschaft fast ⅔ der Einw., indeß zeichnet sich die Provinz doch vor andern hierin nicht aus: von allen Kornfrüchten wird die hier gezogene Gerste am meisten geschätzt. Man mästet auch vieles Vieh. Holz ist trotz des Windsor Forstes und einiger andrer kleiner Wälder doch zum Brennen nur nothdürftig vorhanden, und da man keine Kohlen hat, so muß der gemeine Mann sich mit Torf behelfen, dessen Asche aber auch zum Dünger dient. Hasen und wildes Geflügel hat man überflüssig; und der Windsor Forst allein ist mit 2800 Stück Hochwild besetzt; von zahmen Federvieh schätzt man besonders die Tauben von Berks. Vormals wurden viele Tücher gewebt, aber diese Industrie hat ganz aufgehört. Dafür beschäftigt man sich mit der Weberei von baumwollnen Zeugen, Segeltuch und seidnen Tüchern, hat Papiermühlen, Bleichen, und zu Temple Mills 1 Kupferhammer, wo angeseesches Kupfer zu allen Geräthschaften verarbeitet und jährlich 600 bis 1000 Tonnen geliefert werden; der innere Verkehr ist lebhaft: außer Städten und Marktflecken halten 22 Dörfer Märkte, und die auswärtige Ausfuhr an Korn, Mehl, Mastvieh, Pferden, Butter, Kupferwaren und Segeltuch ist so beträchtlich, daß sie die Einfuhr aufwiegt, und der Wohlstand der Einwohner sich täglich mehrt; auch ist deshalb die Armentaxe lange so drückend nicht, als in den Fabrikprovinzen. Die Zahl der Einw. belief sich 1811 auf 118,277, wovon 57,360 männlichen und 60,917 weibl. Geschlechts, in 25,051 Familien, wovon 13,409 bei der Landwirthschaft, 7584 bei den Gewerben und Handel, und 4058 auf andre Weise beschäftigt waren; an Wohnplätzen sind 12 Marktflecken und 148 Kirchspiele mit 671 Dörfern, 150 Villen und Landhäusern und 20,573 Häus. vorhanden. Berkshire, welche zur Diöcese von Salisbury gehört, 560 Mann zur Nationalmiliz stellt und 9 Dep. zum Parl. sendet, wird in 20 Hundreds abgetheilt: es hieß in älteren Zeiten Berock und seine Urbewohner waren die Attrebatier und Bibroker; während der sächsischen Dynastie gehörte es zum Reiche Wessex. In dem Umfange stößt man noch auf manche Ueberbleibsel aus der Sachsen- und Dänenzeit, auch hatten die Römer in der Provinz 3 Militärstationen. — 2) eine County in dem nordamerikanischen State Massachusetts, und zwar auf dessen westlicher Seite von Vermont im N., Hantshire im O., Connecticut im S. und Newyork im W. umgeben, 41 Q.-Meilen groß und 1810 mit 35,907 Einw. in 32 Gemeinden und dem Hauptorte Lenox. Sie wird von der Hoosackette durchzogen, hat blos kleine Flüsse, aber mehre Binnenseen und nährt sich von der Landwirthschaft. — 3) eine County im nordamerikanische State Newyork, im

NW. an Schuilkyl, im NO. an Northampton, im O. an Montgomery, im SO. an Chester, im SW. an Lancaster, im W. an Dauphin gränzend, und 75 Q.-M. groß, 1810 mit 43,146 Einw. in 33 Gemeinden, und dem Hauptorte Reading, doch ist sie seitdem in 2 Counties Berks und Schuilkyl getheilt. Der Schuilkyl ist der Hauptfluß; sonst hat sie nur kleine Flüsse, wird von geringen Gebirgen bedeckt, und hat guten Ackerbau, beträchtliche Eisenwerke, 7 Pulvermühlen und unter andern Gewerben auch Hutmanufakturen. (*Hassel.*)

BERLANGA, Verlanga, Villa und Marquisat in der span. Provinz Soria, Tierra de Berlanga, am Fluß Escalote, mit 1400 Einw., Pfarrkirche, 2 Klöstern, Hospital. (*Stein.*)

BERLENBURG am Berlenbache, Hauptort der im Westphäl. Reg.-Bez. Arnsberg liegenden Standesherrschaft Wittgenstein-Berlenburg und Residenz des Fürsten, mit 1 Schlosse, 205 Häus. und 1900 Einw. — Hier ist die bekante, von Schwärmern gesuchte Berlenburger Bibel (zuerst 1726 — 32 und dann 1730 — 42 in 8 Foliobänden) gedruckt. (*H.*)

BERLENGA, Barlengas, Berlingas, a Prata, (8° 14′ 15″ ö. L. 39° 26′ 50″ B.) kleine Insel an der Küste der portug. Prov. Estremadura, Correigao de Leiria, 3 M. von Cabo Carvoeiro, von vielen Klippen umgeben, die den Namen der berlingischen Inseln führen, auch Farilhoes genant werden, worunter Farilhao grande einer eigentlichen Insel gleicht. Berlenga selbst ist ein Felsen, der oben eine nicht unfruchtbare Fläche mit einer Süßwasserquelle und unzähligе Kaninchen hat. Zur Bedekkung dient ein Thurm mit einer Besatzung, der als Statsgefängniß gebraucht wird. (*Stein.*)

BERLEPSCH, ein Landgut in dem Amte Witzenhausen der kurhess. Prov. Niederhessen. Es erhebt sich auf einer Anhöhe über das rechte Ufer der Werra, enthielt 1818 6 Feuerstellen mit 33 Einw., und ist der Stammort der uralten gleichn. Familie, die auch im Hannöverischen und Preussischen begütert ist. Vormals machte es mit seinen 5 Dörfern ein eignes Gericht aus. (*Hassel.*)

BERLEPSCH (Friedrich Ludwig von), geb. zu Stade 1749 den 4. Oktbr., war als der Erbe reicher Güter zwischen Weser und Saale sorgfältig, aber freier erzogen, als seine Zeit vertragen mochte. Zu Göttingen trat er in einen Kreis von Jünglingen, welche die ausgezeichnetesten Statsmänner geworden, (der nachherige Fürst v. Hardenberg u. A.) und vertiefte sich in die Rechtswissenschaft. Sie schien eben damals, um 1770, in Teutschland erleuchtend, ordnend und schirmend sich geltend zu machen. Er liebte sie und haßte die Willkür. Das Recht zu vertheidigen, der Willkür zu wehren, dazu fühlte er sich durch Fähigkeit, Arbeitsliebe, Hochgefühl und Willenskraft berufen, und dazu nahm er wie eine Weihe die Doktorwürde an. Er blieb diesem Jünglingsentschluß sein Lebenlang treu. Glücklich konte er darin wol nicht seyn, aber weniger unglücklich wäre er geworden, wenn er weniger leidenschaftlich gewesen. Ausgezeichnet rüstig und tüchtig zu dem Statsdienst, gelangte er bald zu einer bedeutenden Regirungsstelle in Hannover, und vermehrte den Einfluß, welchen er als Hofrichter und Landrath sowol in das Gerichtswesen als die landschaftlichen Angelegenheiten hatte. Sein Äußeres nahm zwar nicht ein; das Gesicht hatten die Blattern zerrissen, der Wuchs das Mittelmaß nicht erreicht; aber sein selenvolles Wesen nahm ein; es sprach sich in lebenskräftiger Haltung, in dem Feuerauge und in natürlicher Beredsamkeit aus, von welcher sich auch noch Spuren zeigten, wenn er lateinisch oder französisch redete. Das Französische blieb ihm desto gegenwärtiger, je aufmerksamer die neue Ordnung in Frankreich von ihm verfolgt wurde, und je mehr von ihrer Rückwirkung auf Teutschland er sich überzeugte. Als Preußen des Krieges mit Frankreich müde war, die Wünsche nach Ausgleichung mit diesem State durch Teutschland lauter wurden, und nach der bekanten Gemüthsstimmung des Landesherrn von Hannover, des Königs Georg III. von England, an ein Entgegenkommen von dessen Seite nicht zu hoffen, eine Aussöhnung zwischen Preußen und Frankreich ohne Zuziehung von Hannover aber dem Lande sehr gefährlich war, machte Berlepsch 1794 in ständischer Berathung den Antrag, im Nothfall von Seiten der Stände mit Frankreich zu verhandeln, und das Land vor feindlicher Besetzung zu bewahren. Diese Abstimmung ward bei dem Schauspieler Großmann abschriftlich gefunden, urschriftlich von dem Ständeausschuß herauszugeben abgelehnt, von einem Mitgliede desselben aber bezeugt und als verrätherisch angesehen, und Berlepsch des Dienstes entsetzt (1795). Er hätte wol durch Reue, Bitte und fürsprechende Freunde alles wieder ausgleichen können, allein er verabscheute dies im Gefühl, nach Ehre und Gewissen zum Besten des Landes und Fürstenhauses dort gerathen zu haben, wo er eidespflichtig seine wahrhaftige Meinung sagen und sie geheim bleiben sollte. Sein Recht wollte er vor ganz Teutschland geltend machen, und so klagte er bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar. Er gewann dort auch seinen Prozeß wider den König von England, wie er zu sagen pflegte, mit Pauken und Trompeten. Es erging der oberstrichterliche unbedingte Befehl nach Hannover, ihn in alle Ämter, Würden und Rechte wieder einzusetzen, nebst Kostenerstattung, und der König von Preußen ward mit der Vollziehung beauftragt. Zu Hannover leistete man keine Folge, sondern rief den Reichstag an, und verbante Berlepsch. Die Erbitterung beider Theile ergoß sich in eine Fluth von Streitschriften, und dauerte fort, als es unglücklicherweise zu der französischen Besetzung des Landes wirklich kam.

Er hatte indessen auch die häuslichen Freuden nicht, welche die Vermählung mit einem geistvollen Frauenzimmer versprach. Er wünschte sich Söhne und seine Gemahlin gab ihm Gedichte; beide wünschten Trennung, und erhielten sodann, er rüstige Söhne, sie schweizerische Dichtereinsiedelei.

Das Königreich Westfalen gab ihn der schmerzlich entbehrten Diensthätigkeit zurück. Er ward Präfekt an der Werra (zu Marburg), in der schwierigsten Landschaft, wußte aber bei den Einwohnern und den Machthabern sich Vertrauen zu erwerben, jenen die Lasten als ihr treuer Landsmann zu erleichtern, und alle Hilfe guter Verwaltung zu geben, diesen bei der Einführung der neuen Ordnung auf das Bereitwilligste zu dienen. Er hatte dabei die Feuerprüfung zu bestehen, daß Marburg ein Sitz

der bekanten Umtriebe war, welche weit und breit im nördlichen Teutschland den Ausbruch des östreichischen Krieges 1809 begleiteten. Sein Muth verhinderte damals die Unruhen um Marburg, seine Klugheit bedeckte ihre Spuren; durch beides hat er namenloses Unglück von Land und Leuten abgewehrt. Minder glücklich war sein Benehmen in der ersten Ständeversamlung zu Cassel, welche er mit einer Lobpreisung auf den Untergang des Lehenwesens ꝛc. anredete. Man fand nicht schicklich, daß ein Landsmann und Genosse als Herzensmeinung sage, was man als Gesetz des Siegers von fremden Machthabern sich nothgedrungen sagen lassen müsse. Doch sprach er bald genug die Überzeugung aus, daß Napoleon die teutschen Lande vorsätzlich verderben lasse, damit sie die Vereinigung mit Frankreich als ein Glück ansehen möchten, daß er selbst wanke und schwanke, seit er von seiner Mutter, der Revolution, abgefallen sey, daß er sich durch seinen neuen Adel den Untergang bereite, weil dieser als Körperschaft stärker als er selbst, aber schwächer als das Volk sey, und überdem den alten Adel als Körperschaft wider sich habe, weil dieser Adel also den Thron nicht tragen, wol aber stürzen könne, daß es dagegen von ganz anderer Wirkung gewesen wäre, wenn z. B. Kaiser Joseph II. den teutschen Landadel zum freien Reichsadel erklärt hätte. Berlepsch sah, daß in Westfalen weiter nichts zu thun wäre, als den Unterthanen nach Möglichkeit Vermögen zu retten, und einigermaßen die Willkür von ihnen abzuwehren. Das that er redlich und eifrig; und er würde nach seinem Eintritt in den Statsrath noch bessern Erfolg gehabt haben, wenn er es weniger für sich allein, als mit andern gemeinschaftlich versucht hätte. Er war von Anfang an der entschiedenste Widersacher des Statsraths Malchus, und als dieser Finanzminister geworden, griff er ihn wegen einer Steuersache in einer Druckschrift so heftig an, daß ein Statsrathsausschuß über seine Straffälligkeit ein Gutachten abgeben mußte. Nach diesem sollte er Tadel, aber keine Strafe verdienen; indeß kostete es ihm seine Statsrathsstelle mit 3500 Rthlr. Gehalt, anscheinend, weil es nur noch wenige Monate gedauert hätte. Der Sieg von Leipzig belebte ihn zu den großartigsten Hofnungen, und er verwandte sofort seine Muße auf Berlepsch und in dem naben Göttingen, um die Verwaltungsgeschichte von Westfalen, ein abschreckendes Bild von Willkür und Unwirthschaftlichkeit, zu entwerfen. Auch diese Hofnungen verdunkelten sich ihm wieder, und was er dachte, sagte er, nach seiner Gewohnheit, vor aller Welt: daß der Kurfürst von Hessen den Gerichten vorschreibe, wie dieselben in seinen Geldsachen mit den Unterthanen erkennen sollen; und das hannöverische Ministerium sich gleichfalls in die Rechtspflege mische; daß in Kurhessen die Bauern dreimal soviel Abgaben als 1806 bezahlen, daß die abgelösten Lehne wieder hergestellt, die erösneten aber nicht wieder vergeben werden sollen; ferner daß dort eine Schrift von ihm eingezogen sey, deren Druck zu Erfurt von der preuß. Regirung genehmigt worden, überhaupt, daß hier und dort verfahren werde, als wolle man die fremde Herrschaft zurückwünschen lassen. Er glaubte die Sele von Livreebedienten in dem Statsdienst zu erkennen, der Pflichtheroismus der Richter zu Urtheilen wider ihre eigenen Landesfürsten sey nicht vorauszusetzen, und der Rechtsforderung eines Bundesgerichts nicht auszuweichen. Er hatte schon mehre immer heftigere Beschwerden an den Bundestag gebracht, als er dort wider Hannover die Klage wegen seiner Absetzung zum Schadenersatz von 40000 Rthlr. und wegen seiner Verbannung einführte, damit darüber von einem unbetheilten Gerichte erkant würde. Die Sache schien sich zuvor in der Stille ausgleichen. Er war ungestört zu Göttingen gewesen, und auch als Landstand zugelassen, also stillschweigend von der Acht befreiet. Er wollte aber nicht blos Duldung, sondern sein Recht haben, und foderte als Lehnsträger den Zutritt zu seinem Lehnsherrn. Auf diese Vorstellung erfolgte, indeß von London keine Antwort, und er wandte sich nun an den König von Preußen als dessen grundsäßiger Unterthan, und auf die Verweisung von dem hannöv. Ministerium zu den Landesgerichten, an den Bundestag, indem er zugleich die Verhandlungen drucken ließ, mehre hannöverische Statsbeamte namentlich auf das heftigste angriff, und zuletzt die Bundesgesandten feierlich und also auffoderte: „der ganzen teutschen Nation zu zeigen, daß die Handhabung der Gerechtigkeit Euch eben so sehr als die Versorgung der Pensionisten am teutschen Herzen liegt.“ Der Bundestag beschloß, ihm unter gerechter Verweisung seines unebenbürtigen Benehmens zu überlassen, den von der hannöv. obersten Behörde eröfneten Rechtsweg zu betreten. Der hannöv. Gesandte hatte für den preuß. die Stimme abzugeben, enthielt sich derselben für Hannover, und verlas nach dem Beschluß erläuternde Bemerkungen über die Beschwerde: „Berlepsch wisse seiner Rachsucht keine Gränzen zu setzen, habe seit 24 Jahren kein Mittel unbenutzt gelassen, dem Lande zu schaden. Er wage jetzt als die leidende Unschuld sich darzustellen, nachdem er durch seine Schriften das Gegentheil bewiesen habe, und durch die Gegenschriften als Scheinpatriot entlarvt sey. Wegen seiner Grundsätze auf Trennung des Landesherrn von seinen Landständen, der verschiednen Provinzialstände unter sich und bei erklärtem Reichskriege vom teutschen Reiche habe er in seiner Stelle nicht gelassen werden können, und der König den glimpflichsten Weg einer simplen Dienstentlassung gewählt. Berlepsch habe den Wink zu einem Abschiedsgesuch nicht benutzt, sondern seine Entlassung als ungiltig und nicht geschehen vorgestellt; welches als respektwidrig von den Akten rejicirt worden. Das Reichskammergericht habe unbegreiflicherweise auch nur mit Mehrheit von einer Stimme auf Bericht und Temporalinhibition erkant. Auch habe Berlepsch sich an den Congreß zu Rastadt mit einer Schrift gewandt, aus deren ganzer Fassung unverkennbar die Absicht hervorginge, die Franzosen zur Einmischung in diese Sache, ja zu einer Invasion in das Hannöversche anzureizen u. s. w.“ Als er dieses vernahm, wandte er sich „an das teutsche Publikum“ im Nov. 1818 und sagte, daß er dem König von Preußen eine Vertheidigungsschrift eingereicht habe. Sey er von der Bundesversamlung öffentlich beschimpft, so müsse diese Beleidigung auch eben so öffentlich vernichtet werden; denn die Gesandten zu Frankfurt haben keine Bevollmächtigung erhalten, einen Teutschen in einer wahren Nationalsache zu beleidigen. Er war schon seinem Ende nahe und starb am 22. Dec.

1818 zu Erfurt, wo er sich niedergelassen und zuvorkommende Aufnahme gefunden hatte. Er ist in den Zerrüttungen seines Zeitalters untergegangen; und die Geschichte wird sein Andenken unter den Männern bewahren, in deren Leben und Schriften sich jene Begebenheiten am klarsten erkennen lassen, weil er in beiden seine ganze Seele in ihrer eigenthümlichen Gestalt und Bewegung zeigte, weil er so handelte, als er sprach und so sprach als er dachte*). (*H.*)

BERLICHINGEN, Pfarrdorf im Jaxtkreise des Königr. Wirtemberg, Oberamt Künzelsau, mit 1041 katholischen, 7 evangelischen und 159 jüdischen Einwohnern, welche letztere eine Synagoge haben. In der Nähe liegen die Ruinen der Burg Berlichingen, des Stammhauses der freiherrlichen Familie gleiches Namens, die in einem Theile des Orts das gutsherrliche Eigenthum besitzt. (*Pahl.*)

BERLICHINGEN (Götz oder Gottfried von), ein tapferer Ritter am Schlusse des scheidenden Mittelalters, das in ihm, in Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen noch einmal herrlich aufglänzte, bis es im Strome des neuen Zeitalters unterging. Wo sich die Jart durch ein reizendes Thal ergießt, an ihrem linken Ufer zu Jarthausen (rechts liegt das Klostergebäude der ehemaligen Cistercienserabtei Schönthal) auf dem Stammschlosse seiner Väter wurde er geboren. Sein Oheim, Kuno von Berlichingen, leitete die Erziehung. Weniger Höfling als Krieger — den Reichstag zu Worms besuchte er 1495 — folgte er den Pannern mächtiger Fürsten, bald dem brandenburgischen Adler, bald dem baierischen Löwen. Friedrich der Siegreiche hatte das rheinpfälzische Erbe durch Waffenglück ansehnlich erweitert, das sein Enkel Rupert durch Heirath, zum rechtlichen Nachtheile des Herzogs Albert V. von Baiern-München vermehren wollte. Der Landshuter Successionskrieg brach aus; und Götz, dem Rechtsgefühle folgend, nahm Partei gegen die Rheinpfalz. Bei der Belagerung von Landshut verlor er die rechte Hand, welche künstlich durch eine eiserne ersetzt wurde. Dieser Krieg endigte 1507, und die Herzogthümer Ingolstadt und Landshut bildeten jetzt mit München einen Gesamtstat, aber geschwächt durch den Schiedsrichter Maximilian und seine Verbündeten. Der unter dem nämlichen Kaiser zu Stand gebrachte allgemeine Landfriede ward noch häufig durch Fehden gestört, und so mußte auch Götz mit Burg-Rittern am Kocher und mit Reichsstädten am Neckar kämpfen. Den schwäbischen Bund betrachteten mit eifersüchtigem Auge die benachbarten Fürsten, wegen zu großer Bereitwilligkeit, die kaiserliche Achtserklärung sogleich gegen sie zu vollstrecken; und die Ritterschaft, wegen des Reichthums, den der gewerbsame Bürger durch Künste des Friedens vermehrte, während der rüstige Ritter durch den Krieg verarmte. Ulrich von Wirtemberg ward aus seinem Lande vertrieben und Götz, sein Waffengefährte, konte nur durch ein Lösegeld von 2000 Goldgulden aus der Gefangenschaft 1522 sich loskaufen. Drei Jahre später, als Anführer im Bauernkriege, gleich zu Anfang desselben, wurde er abermals gefangen, und nur das feierliche Versprechen auf sein Ritterwort, fürder die Waffen nie mehr zu ergreifen, gab ihm die Freiheit wieder. So starb er 1562 am 23. Juli, in unthätiger, seinem thatenstrebenden Geiste abgedrungener Ruhe, die er zu einer Selbstbiographie benützte. Sein Name ward durch v. Göthe's dramatische Muse verewigt, und seine eiserne Hand noch vor 20 Jahren zu Jarthausen gezeigt: ich sah sie damals und bewunderte dies seltene Denkmal mechanischen Kunstfleißes *). Der letzte von dem Geschlechte des Götz von Berlichingen starb 1802 als kön. preuß. Regirungsrath zu Fürth bei Nürnberg. (*Deuber.*)

BERLIN (31° 1′ 30″ L. 52°31′ 20″ B.), Hauptstadt des preußischen Stats und erste königliche Residenzstadt in der Provinz Brandenburg, Regirungsbezirk Potsdam, 127 Fuß über dem Meere, an beiden Ufern der Spree, eine der größten und schönsten Städte in Europa. Sie hat über 4 Stunden im Umfang, einen Flächeninhalt von 931,935 rheinländischen Quadratruthen, und besteht aus 5 Städten: dem eigentlichen Berlin, Köln an der Spree, Friedrichswerder, Neu- oder Dorotheenstadt und Friedrichsstadt (die seit 1714 die königlichen Residenzstädte heißen), mit den großen Vorstädten: Königs-, Spandauer-, Stralauer- und Luisenvorstadt (kölnische Vorstadt) und außerhalb der 14 Fuß hohen Stadtmauern Neuweigtland, wovon Köln, Friedrichswerder, Friedrichsstadt und Neustadt auf dem linken Ufer der Spree liegen. Sie hat 22 Polizeireviere, 133 Straßen, 91 Gassen, 22 öffentliche Plätze und Märkte (alle bei Nachtzeit durch 2952 Laternen erleuchtet), 15 Thore, 35 Brücken.

Nach der Aufnahme im Anfange des J. 1819 waren innerhalb der Ringmauern, in den Vorstädten und dem Weichbilde

I. Gebäude.

1) Kirchen, Bethäuser und Synagogen	26	3
2) Gebäude für Stats- und Gemeindezwecke	161	17
3) Privatwohnhäuser	6534	483
4) Fabrikgebäude, Mühlen u. Privatmagazine	63	40
5) Ställe, Scheunen und Schuppen	833	483

II. Einwohner.

6) Kinder, die das 14. Jahr noch nicht vollendet hatten:		
a) Knaben	23,483	1124

*) Seine Schriften sind: P. M. dem Friedens-Congr. zu Rastadt überreicht, nebst Suppl. Hdg. 798. 8. Pragm. Gesch. d. landschaftl. Fin.- und Steuerwes. der Fürstenth. Calenberg und Grubenhagen, in Hinsi. auf dasj., was noch jetzt einen prakt. Nutzen schaft. Fkf. u. Leipz. 799. gr. 8. Die wichtigsten Aktenstücke in m. Dienst-Entsetzungs- und Proscr. Sache, nebst einer dazu gehörigen Einleitung, d. Beurth. des unpart. Publikums vorgelegt. Wetzlar 801. Verfolg der Akten-St. 803. 8. Ein wicht. Beitr. z. Beantw. d. Fr.: Wer darf d. Einw. d. Kurbrschw. St. während der fr. Occup. derf. besteuern ꝛc. Brschw. 803. 8. Die bei dem berl. Exec. und Prov. Hofe in meiner Dienst- und Proscr.-Sache erfolgten letzten Aktenstücke ꝛc. Über die Grundsteuer in Teutschl. ed. vollst. Abriß d. westf. Finanzgesch. und Verwalt. d. Kgr. W. (1. Thl. e. Dr. 804. 8.) Samlung wicht. Urk. u. Akten. z. Kenntn. d. Finanz.-Syst. d. verschwund. Kgr. W. ꝛc. Gött. 814. 8. Samlung einiger wicht. Actenst. — a. d. Zeit d. Exist. d. verschw. Kgr. W. ꝛc. Eb. 814. 8. Über d. Nothwend. d. Anord. e. t. Reichs- und Bundesgerichts ꝛc. Cassel 815. gr. 8. Westphäl. Finanzgesch. ꝛc. auch: üb. Grundst. in T. Gött. 816. gr. 8. Reklamation bei d. hohen B.Vers. 817. 8. Beitr. zu d. H. Casselschen Landst. Verhandl. 815—16. Erf. 817. Berufung auf d. Entscheidung der öffentl. Meinung in 2 Beschwerden, welche in der t. B. Versaml. zurückgewiesen wurden. Eb. 1817. 8.

*) Vgl. sein Leben. Nürnb. 1775. u. Eb. v. Mechel: die eiserne Hand d. tapf. r. Ritters G. v. B. ꝛc. Bert. 1815. fol.

b) Mädchen	23,743	1100
7) Personen vom Anfange des 15. bis zum vollendeten 60. Jahre:		
a) Jünglinge und Männer	56,169	2305
b) Jungfrauen und Frauen	60,773	2759
8) Alte über 60 Jahre:		
a) Männer	5394	218
b) Frauen	6749	279
9) Zahl aller Einwohner	176,311	7875
10) In der Ehe lebten:		
a) Männer	27,567	1366
b) Frauen	27,861	1371
11) Dem Religionsverhältniß nach:		
a) Evangelische Christen	168,575	7791
b) Römisch-katholische	4118	82
c) Mennoniten	1	
d) Juden	3619.	

Nach Hoffmann's Beiträgen zur Statistik des preußischen Stats (Berlin 1821. 4. S. 71.) waren zu Ende 1819 der Privatwohnhäuser 6540, und der Einwohner mit Einschluß der zum Militär gehörigen Personen 192,646. Die Versicherungssumme der Gebäude in der Feuersocietät war 1820. 50,953,175 Thlr., und die Ausgaben für Brandschäden, Löschgeräthe ꝛc. 15,811 Thlr. 11 Gr.

Die wichtigsten Gebäude und andre Merkwürdigkeiten sind nach den einzelen Stadttheilen: 1) im eigentlichen Berlin, das 1163 vom Markgrafen Albrecht dem Bär erbaut worden, seinen Namen von der buschigen, wüsten Gegend führt, in der sich die holländischen Ankömlinge anbauten, und 39 Straßen hat: das königl. Postbaus, das Rathhaus (wo sich der Magistrat versammelt, unter dem alle Theile Berlins stehen), das Stadtgerichtshaus, die Militärakademie, das königl. Cadettenhaus, das 1767 vereinigte berlinisch-kölnische Gymnasium zum grauen Kloster (das den 22. und 23. November 1774 sein zweites Jubelfest feierte, und von einem ehemaligen Zögling, dem nachmals venezianischen Kaufmann Sigismund Streit ein ansehnliches Vermächtniß erbielt; 1821 mit 634 Schülern), das joachimthalsche Gymnasium, die evangelische Pfarrkirche St. Nicolai (171 Fuß lang, 73 Fuß tief und 49 Fuß hoch, die älteste Kirche Berlins, 1223 eingeweiht und 1817 im Innern neu eingerichtet), die evangelische St. Marien-Pfarrkirche (auch 1818 im Innern erneuert, mit dem 286 Fuß 8 Zoll hohen Thurme, dem höchsten in der Stadt), die evangelische Parochialkirche (mit einem Glockenspiel, das die Stunden, halben, Viertel- und die halben Viertelstunden durch längere oder kürzere Strophen bezeichnet), die neue französische Kirche beim Waisenhause, das Friedrichswaisenhaus (1818 mit 366 Waisen- und 642 Kostkindern, auch mit einer 1821 im Innern erneuerten Kirche und der königl. Impfanstalt, in der seit ihrer Stiftung 1802 bis 1818. 25,332 Personen unentgeltlich geimpft wurden *); die Garnisonkirche (1817 im Innern neu eingerichtet, mit einer vortreflichen Orgel und den von Rode gemalten allegorischen Bildnissen der Generale Schwerin, Keith, Winterfeld, Ziethen und des Majors Kleist, des Dichters), die Judensynagoge, das königl. Lagerhaus, der neue Markt. Die Vorstädte des eigentlichen Berlin sind: die Königsvorstadt, wo die neue Königsbrücke, das Arbeitshaus am Alexanderplatz und das Privatwaisenhaus (1820 vom Prof. Wadzek gestiftet, mit 120 Kindern); die Spandauervorstadt, wo die spandauer und Monbijou (Hercules-) Brücken, das königl. Lustschloß Monbijou, die Thierarzneischule, der Schiffbauerdamm, das große Hospital la Charité, mit dem das klinische Institut verbunden ist (1820 mit 4185 Kranken; 1819 wurden unter andern in demselben 13,100 Blutegel, 210 Pfund abführende Salze, 20 Pf. Salpeter, 46 Pf. Salmiak, 89 Pf. China, 12¼ Pf. Mercurialmittel ꝛc. verbraucht), die neue königl. Münze ꝛc., und vor dem oranienburger Thore die Eisengießerei (wo Gußwaaren von ¼ Loth bis 40 Centner das Stück, auch sogenante Bijouterie, als: Brustnadeln, Ringe, Petschafte, Hals-, Arm- und Uhrketten, Gemmen, Cameen ꝛc., auch Landcharten, Vasen, Thurmuhren ꝛc. verfertigt werden), das königl. Invalidenbaus (das an Offizieren, Soldaten, Frauen und Kindern an 1000 Seelen unterhält) und in einiger Entfernung das Luisenbad, vor 1809 Friedrichsgesundbrunnen, an der Panke, die einen Theil der spandauer Vorstadt berührt, und daselbst in die Spree fällt, mit 4 Häusern, 38 Einwohnern, einem Garten und einigen Spazirgängen; und die stralauer Vorstadt, wo Zuckerraffinerien, die Papierfabrik (durch Maschinen) und mehre Kunstgärten. Außerhalb der Mauer liegt die rosenthaler Vorstadt oder Neuvoigtland mit 4 Straßen. 2) In Köln an der Spree, das schon bei den Wenden diesen Namen von den Kollen führte, d. i. den Pfählen, auf welchen die Wenden, von Albrecht dem Bär gedrängt, zwischen Sümpfen und Morästen ihre Gebäude errichteten, auch von dem Markgrafen Albrecht gebaut, mit 25 Straßen, die von 2 Armen der Spree eingeschlossen werden, zeichnen sich aus: die lange Brücke, 160 rhein. Fuß lang, steinern, auf 5 Bogen ruhend und mit der ehernen Bildsäule des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu Pferde geziert; das königl. Schloß, 460 rheinl. Fuß lang, 276 Fuß breit und 1014 Fuß hoch, mit der Bildergallerie, der Kunst- und Naturalienkammer, Münzsamlung, der stoschischen Gemmensamlung von 3445 Stück ꝛc., der Lustgarten mit der Bildsäule des Fürsten Leopold I. von Anhalt-Dessau, die 1817—21 im Innern und Äußern erneuerte Domkirche mit den Begräbnissen einiger Mitglieder der königl. Familie, die königl. Reitakademie, der neue Packhof ꝛc. Ein Theil von Köln heißt Neukölln, und besteht aus 4 Straßen längs der Spree; hier ist der königl. Salzhof oder die Niederlage des Salzes, der Spitalmarkt ꝛc. Die Luisenstadt (köpeniker Vorstadt) besteht größtentheils aus Feldern und Gärten. Vor dem cottbuser Thore ist die waldige Anhöhe, die Hasenhaide. 3) der Friedrichswerder ist von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen angelegt worden, und hat 19 Straßen. Merkwürdig sind: die Hauptmünze, das Adreßbaus (wo man Geld gegen hinlängliche Pfänder ausleibt), das Fürstenhaus, die werdersche teutsche und französische Kirche (ein langes Gebäude, das nur inwendig durch eine Scheidewand getrennt wird), das Gebäude der Abgabedirection

*) Dennoch starben in diesem Zeitraum aus Mangel der Benutzung jener wohlthätigen Anstalt 5219 Menschen an den Pocken

(Packhof), das Friedrichsgymnasium, das Collège oder französische Gymnasium (1820 mit 195 Schülern und einem theologischen Seminarium), der königl. Palast (wo der König wohnt), die Königswache auf dem Königsplatz, das schöne Zeughaus (nach dem venezianischen das erste auf der Erde; jede Seite ist 280 Fuß lang; in dem Hofe befinden sich statt der Schlußsteine der Fenster die vortrefflichen 21 Gesichter sterbender Personen von Schlüter; in demselben sind unter andern auch 18 Modelle in Hautrelief von französischen Festungen und vor demselben in Frankreich erbeutete Riesenkanonen und Mörser), das königl. Gießhaus ꝛc. 4) Die Neu- oder Dorotheenstadt hat Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große angelegt, und nach seiner zweiten Gemalin benant. Sie hat nur 6 regelmäßige Straßen, aber darunter die prächtige Straße unter den Linden, mit einer vierfachen Reihe Linden, 2688 Fuß lang und 170 Fuß breit, mit dem schönsten Spaziergang in der Stadt, und einen Theil der 4250 Schritt oder 890 Ruthen langen Friedrichsstraße. Merkwürdig sind hier: das Universitätsgebäude (sonst der Palast des Prinzen Heinrich), die katholische Kirche (nach Art der Rotunda zu Rom gebaut), die dorotheenstädtische Kirche (mit dem Denkmal des Grafen von der Mark, natürlichen Sohns des Königs Friedrich Wilhelm II., von Schadow), das prächtige und 1821 im Innern erneuerte Opernhaus am Opernplatz, die königl. Bibliothek, das königl. Akademiegebäude (mit den Sälen der Akademie der Wissenschaften und Künste und der Sternwarte, deren Platform 84 Fuß über dem Steinpflaster der Straße erhaben ist), der pariser Platz ꝛc. Vor dem schönen brandenburger Thore, welches die 1807 von den Franzosen entführte und 1814 aus Paris zurückgebrachte Victoria mit dem Viergespann trägt, und nach den Propyläen zu Athen, aber viel größer, gebaut worden, ist der Thiergarten oder Park, einer der berühmtesten teutschen Volksgärten, der 880 Morgen, mannigfaltige Spaziergänge, Alleen, Labyrinthe ꝛc. enthält, das Lustschloß Bellevue, der große Exercirplatz ꝛc. 5) Die Friedrichsstadt, vom Kurfürsten Friedrich III. (als König Friedrich I.) 1688 angelegt, übertrift die 4 übrigen Residenzstädte an Größe, und hat 23 breite Straßen, unter denen die Wilhelmsstraße 530, die leipziger 400 Ruthen lang und die schon erwähnte Friedrichsstraße sich auszeichnen. Merkwürdig sind: der Gensd'armesmarkt, der Wilhelmsplatz (ein 190 Schritt langes und 90 Schritt breites Quadrat, mit den marmornen Bildsäulen der Generale Schwerin, Winterfeld, Seidlitz, Keith und Ziethen), der dönhoffsche und leipziger Platz, der Platz von Belle alliance (sonst das Rondel), die Jerusalemskirche, die böhmische Kirche, die Dreifaltigkeitskirche, die französische und neue Kirche, das Schauspielhaus (1817 abgebrant und 1821 wieder aufgebaut, mit dem schönen Concertsaal), der Palast des Kriegsministeriums mit einem schönen Garten, der ehemalige ansbachische Palast (jetzt der Luisenstiftung eingeräumt), die Paläste der Prinzen Friedrich und August, des Fürsten Radziwil, des Buchhändlers Reimer, des Hrn. von Voß, des Justizministeriums, das vormalige Johanniterordenspalais, die königl. Porzelanfabrik, das Friedrich-Wilhelmsgymnasium mit der Realschule (einer höhern Bürgerschule; 1819 mit 507 Schülern), das Collegienhaus (wo die Gesetzcommission, das Obertribunal, das Kammergericht, das Pupillencollegium und das brandenburgische Lehnsarchiv sind), die Gold- und Silberfabrik, die Bank, das Haus der Seehandlungscompagnie ꝛc., und vor dem halleschen Thore auf dem Kreuzberge (sonst tempelhofer Berge) das 1820 errichtete Kriegsdenkmal, ein thurmartiger Baldachin mit 12 Kapellen oder Nischen, die den 12 Hauptschlachten des Kriegs 1813 gewidmet sind, von Eisen, ohne die 11 Stufen 60 Fuß hoch und auf einem steinernen Unterbau mit einer erhöhten Terrasse von 78 Fuß Durchmesser, wo man das Land in einer Ausdehnung von 7—8 Meilen übersieht.

Berlin ist der Sitz der höchsten Statsbehörden, des Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, der Regirung von Berlin (s. nachher), des Kammergerichts für die Regirungsbezirke Berlin und Potsdam, des Cassationsgerichts für die Rheinprovinzen, des Oberbergamts, des statistischen Bureau für den preußischen Stat ꝛc. In Hinsicht auf Unterricht gab es 1811:

	Schulen.	Zahl d. Lehrer u. Lehrerinnen.	Schüler u.	Schülerinnen.
1) Elementarschulen				
a) öffentliche	100	216	4820	3153
b) Privat-	50	100	935	1349
2) Bürger- od. Mittelsch.				
a) öffentliche	10	38	1651	80
b) Privat-	60	275	1015	1185
c) niedere Specialsch.	13	45	339	—
3) höhere Bildungsanstalten,				
a) gelehrte Schulen	5	87	681	—
b) höhere Specialsch.	7	139	886	—
c) Universität	1	54	640	—

Außerdem mehre gelehrte Gesellschaften oder Akademieen, namentlich die königl. Akademie der Wissenschaften, die königl. Akademie der bildenden Künste, mechanischen Wissenschaften und Baukunst mit Kunst-, Zeichen- und Baugewerksschulen, die Gesellschaft naturforschender Freunde, die medizinisch-chirurgische Gesellschaft, die pharmaceutische Gesellschaft, die philomathische Gesellschaft, die physisch-medizinische Gesellschaft, die Gesellschaft für teutsche Sprache, der Künstlerverein ꝛc. Zur Universität (die Ostern 1820. 1096 Studirende hatte, und mit der seit 1821 eine akademische Forstlehranstalt verbunden ist) gehören der botanische Garten, das anatomische Theater, das theologische und philologische Seminarium, das Mineralienkabinet, die anatomischen und zoologischen Museen, die klinischen Anstalten, die Entbindungsanstalt ꝛc. Ferner sind hier: die königl. medizinisch-chirurgische Militärakademie, das königl. medizinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut (1819 mit 79 Zöglingen und 62 attachirten Stabschirurgen), die königl. Thierarzneischule, die allgemeine Kriegsschule, die Taubstummen- und Blindenanstalten, die jüdische Freischule, die Singakademie, die Luisenstiftung (zur Bildung von Erzieherinnen), die technische Gewerbschule, die Militärschwimmschule, die Seminarien für gelehrte und Stadtschullehrer, das Seminarium für Missionarien, namentlich für die Bewohner der Gegend von Sierra Leona in Westafrika

(in dem die arabische und Sufusprache gelehrt werden; auf englische Kosten), die Bibelgesellschaft 1814 gestiftet, um die Bibel unter den Christen aller Parteien so viel als möglich zu verbreiten, und sie den Armen unentgeltlich oder für einen geringen Preis zuzuwenden, mit 30 Töchtergesellschaften und 8 Nebenvereinen; der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in dem preußischen Stat ꝛc. Merkwürdig sind endlich: die königl. Bibliothek, Bibliotheken von Collegien, Kirchen, Schulen, Gesellschaften und Privatpersonen; Samlungen von Naturalien, Kunstsachen, Maschinen, Alterthümern, Münzen, Landcharten, Gemälden, Kupferstichen, Gypsabgüssen der berühmtesten Antiken des Auslandes und andern Kunstsachen.

In Berlin sind viele **wohlthätige Anstalten**; außer den genanten sind die freiwillige Armenbeschäftigungsanstalt (1808 vom Baron v. Kottwitz durch milde Beiträge gestiftet, die am letzten Februar 1809. 1066 Personen beschäftigte), die 8 Erwerbschulen (1793 errichtet; 1820 mit 612 Kindern), die 8 Sonntagsschulen (die 1818. 617 Kindern Unterricht ertheilten), das Luisenstift (für Kinder dürftiger Civilältern 1807 gestiftet von Catel, Hanstein und Heinsius), das Friedrichsinstitut (für 70 arme Soldatenkinder 1807 gestiftet von dem Hauptmann von Neander), das Bürgerrettungsinstitut (vom verstorbenen Geheimen Obertribunalsrath Baumgarten gestiftet, das 1813 an 13 hilfsbedürftige Familien 1330 Thlr. vertheilte), die teutschen und französischen Gesellschaften zur Versorgung der Hausarmen mit Feuerung, die allgemeine und mehre besondere Wittwenverpflegungsanstalten ꝛc. zu bemerken. Berlin hat ungefähr 12,000 Arme, die ohne Hilfe nicht bestehen können; das Armendirectorium hat über 600,000 Thaler Fonds, aber seit 1807 über 50,000 Thaler Schulden; der weibliche Wohlthätigkeitsverein verpflegte durch 32 Aufsicht habende Frauen im December 1816 in 180 Familien an 1200 Arme. Für die Armen ist im Juni 1818 eine Sparkasse eröfnet worden, in der sie ihre kleinen Ersparnisse mit bedeutendem Gewinn niederlegen können; sie hatte im December 1820. 104,903 Rthlr. 5 Gr. 8 Pf. von 2556 Personen in Deposito. — Im J. 1819 waren hier 80 Civil-, 9 Militär-, 50 Wund- und 8 Zahnärzte und Operateurs.

Die **Fabrikation** ist sehr wichtig. Im J. 1819 waren hier 10 Tuchfabriken (worunter eine durch eine englische Dampfmaschine betrieben), 10 tuchartige Zeug- (Moltrum, Flanell ꝛc.), 21 Wollzeug-, 2 Damast-, 5 Drillich-, 8 Kattun-, 26 Nesseltuch-, Musselin-, Kanevas-, 1 Barchent-, 15 Strumpf- und Petinet-, 7 Lein- und 31 Sammet- und Seide-, 2 Halbseidenzeug-, 12 Bandfabriken, 2 Mouliniter, 6 Wollspinnereien, 2 Baumwollspinnereien, 8 Appreturanstalten, 4 Wollfärbereien, 10 Seidenfärbereien, 7 Baumwoll- und Leinenfärbereien, 3 Musterzeichner, 24 Kattundruckereien, 5 Kunstbleichen, 6 Gold- und Silberfabriken, 2 Gold- und Silberstickereien, 7 Damen-Patent- und Strohhut-, 6 Feder- und Blumen-, 10 mechanische und optische Instrumentenmacher, 12 Musikalieninstrumentenmacher, 6 Plattir-, 2 Musikaliendrahtsaiten-, 7 Bronce-, 5 Lakir-, 4 Metallknopffabriken, 4 Kupferschmiede, 2 Glockengießer, 1 Großuhrmacher, 4 Schwertfeger, 13 Wagen-, 5 Lar-

ven-, 1 Fournierschneidefabrik, 3 Maschinenbauer, 3 unecht Porzelan- und Faience-, 1 Thonpfeifen-, 1 Spiegel-, 3 Glas-, 8 mineralische Salz- und Farben-, 3 Bleiweiß-, 11 Gyps- und Kalk-, 5 Zucker-, 11 Tabaks-, 20 Leder-, 1 Pergament-, 1 Tapeten-, 3 Spiel- und Visitencharten-, 2 Papier-, 3 Charten-, 3 Wachstuch-, 4 Wachs-, 3 Seife-, 1 Parfumerie- und 1 Hornplatten-, überhaupt 426 Fabriken. Auch werden hier Bleistifte, Cichorienkaffee, Draht, Essig, Fischbein ꝛc., Neublau, Oblaten, Salpeter, Siegellak, Stärke und Puder, Zwirn, Pulver, Chocolade, Feilen, Feuerzeuge, Lampen, Lichte, Cölnisches Wasser, messingene Einsetzgewichte, Schwefelsäure, Zifferblätter, caldarisches Erz, Federspulen, Haartouren, Huteordons, Kanten, Kniffmaschinen, Lakmus, lederne Handschuhe, Öfen und andre Thonwaren, Pfeifen, Pfropfen, Öl, Papier, Papiermachédosen, Parfumeriewaren, Puppenköpfe, Putzwaren, Salmiak, Schirme, Schminke, Segeltuch, Spiritus vini, Strumpfboden, Vitriol, Watten, Winden, technisch-chemisch-pharmaceutische Waren, Büchsen, chirurgische, mathematische und physikalische Instrumente, Feuerspritzen, Futterale, Goldwagen, Messer, Holzwaren (Candelabres, Lüstres, Lampen, Blumen- und Fruchtkörbe, Gefäße aller Art, Bildereinfassungen, Bildsäulen, Meublesverzierungen ꝛc., aus Mahagonisägespänen, die durch Zusätze in eine weiche bildsame Masse verwandelt und an der Luft steinhart, fast unzerbrechlich werden, und die schönste Vergoldung und die Farbe der Bronze annehmen), Uhren ꝛc. verfertigt; auch sind hier Stück- und Schriftgießereien, Buch-, Stein- und Kupferdruckereien. Im Jahre 1818 waren an Webstühlen beschäftigt: 76 auf Tuch, 523 auf verschiedene Wollwaren, 46 in Leinen, 3735 in baumwollnen, 930 in seidnen und 259 in halbseidnen Waren, zusammen 5590 Stühle. Sämtliche Garnspinnereien unterhielten 4498 Spindeln, nämlich 3812 in Wolle und 1186 in Baumwolle; bei 3 derselben waren Dampfmaschinen. Zeugdrucker waren 42 mit 360 Drucktischen. In demselben Jahr waren hier 206 Schlächter, 198 Bäcker und 49 Bierbrauer; 1816. Schwarzseifensieder 5, Arbeiter 11; Weißseifensieder und Talglichtzieher Meister 41, Gehülfen und Lehrlinge 62; Wachsbleichen 5; Wachslicht- und Wachsfabrikanten 6, Arbeiter 13; Lederbereiter Meister oder Fabrikanten 90, Gesellen und Hülfsarbeiter 178; Handschuhmacher und Beutler-Meister 57, Gesellen und Arbeiter 64; Riemer- und Sattler-Meister 112, Gehülfen und Lehrlinge 230; Schuh- und Pantoffelmacher-Meister 1224, Gesellen und Lehrlinge 1581; Kürschnermeister 22, Gesellen und Lehrlinge 36; Zimmer- und Röhrmeister 35, Gesellen und Lehrlinge 375; Schiffszimmermeister 13, Gesellen und Lehrlinge 61; Tischler, Stuhlmacher und Ebenisten-Meister und Fabrikunternehmer 527, Gehülfen und Lehrlinge 709; Drechsler mit Gehülfen 110; Böttcher- und Kleinbindemeister 43, Gesellen und Lehrlinge 116; Rade- und Stellmacher-Meister 55, Gesellen und Lehrlinge 138; Korbmacher und Gehülfen 144; Brantweinbrenner 126 (1798. 285); Destillateure 177; Huf- und Waffenschmiedemeister 328, Gehülfen und Lehrlinge 475; Kupfer- und Beckenschmiedemeister 24, Gesellen und Lehrlinge 77; Gelb-, Roth-,

Glocken- und Stückgießermeister 40, Gesellen und Lehrlinge 62, Klempnermeister 58, Gesellen und Lehrlinge 96; lakirte Blech- und Broncefabriken 8, Arbeiter 186; Pulvermühlen mit 49 Arbeitern; Maurer und Schieferdeckermeister 26, Gehilfen und Lehrlinge 462; Steinmetzmeister 10, Gehilfen und Lehrlinge 41; Töpfermeister 47, Gehilfen und Lehrlinge 153; Porzelan-, Faience- und Pfeifenfabriken 5, Arbeiter 530 (wovon in der Porzelanfabrik allein 484 Arbeiter); Spiegelfabrik mit 7 Arbeitern; Glasermeister 65, Gehülfen und Lehrlinge 58; Schneidermeister 1138, Gesellen und Lehrlinge 1296; Putzwarenfabrikunternehmer 71, Arbeiter 396; Goldschmied- und Juwelirmeister 147, Gehülfen und Lehrlinge 182; Posamentirmeister 306, Gesellen und Lehrlinge 225; Hut- und Filzmachermeister 38, Gesellen und Lehrlinge 105; Walkmühlen für Zeug 5, Anzahl der Stampfen 65; Tuchbereiter und Tuchscherermeister 33; Gehülfen und Lehrlinge 102; Bleichen 7, Arbeiter 13; Färbereien 49, Arbeiter 114; Wassermangeln 24, Roßmangeln 4; Cylinder- und Zeugpressen 7; Schriftgießer 3, Arbeiter 15; Buch- und Notendrucker 22, Pressen 86; Buchbindermeister 53, Gehilfen und Lehrlinge 89; 5 Kalköfen. In sämtlichen Fabriken wurden 1817. 692 Kinder von 5—14 Jahren beschäftigt.

Der Handel aller Art ist sehr bedeutend; 1816 waren hier 29 Großhändler, 45 Bankiers und Spediteurs, 58 Wechselhandlungen, 302 Material- und Specereiwarenhändler, 15 italische Warenhändler, 32 Tuchhändler, 23 Eisenhändler, 48 Buch-, Musik-, Kupferstich- und Kunsthandlungen mit 78 dabei beschäftigten Personen, 73 Galanterie- und Putzwarenhandlungen, 47 Weinhändler, 122 Warenhandlungen aller Art, 12 Bretterhandlungen, 32 Butterhändler, 232 Victualienhändler ꝛc.; Stromschiffe und Leichterfahrzeuge 658, Schiffer und Steuerleute 414, Schiffsknechte 866; Frachtführleute 17. Zur Unterstützung des Handels dienen die k. Bank, die kön. Seehandelsgesellschaft, die See- und Assecuranzgesellschaften ꝛc.

Im J. 1800 waren hier	37 Weinhändler;	1820. 67
	29 Conditoren;	49
	150 Destillateure u. Brantweinschenk.;	567
	205 Caffetiers, Restaurateurs, Gast- und Speisewirthe, Tabagisten;	252
	655 Bierschenken	429
	48 Tanzböden	65

Im J. 1818 hat die Consumtion nach den öffentlichen Registern betragen: Schlachtvieh ist eingegangen: Ochsen 12,348, Kühe 4840, Kälber 30,604, Hammel und Schafe 115,900, Lämmer 2408, Schweine 46,575, Spanferkel 191, Böcke und Ziegen 171; ausgeschlachtetes Fleisch 122,570 Pfund; Backwerk: vermahlen aus eingegangenem Getreide: Weizen Wisp. 8115, 23; Roken 15,489½; eingegangen: Weizenmehl 8072, Rockenmehl 1630½, Weizenbrot Cent. 15, Rockenbrot 1482. Getränke: zum Brennen und Brauen ist versteuert: Braumalz: Weizen 2Wisp. 2241, Gerste 8065; Brantweinsbrot: Weizen 1220, Roken 1446½, Gerste 15,4784. Zuckerwasser Orhoft 1435¼; zu Essig: Weizen Wisp. 109½, Rocken 211½; eingegangen sind: fremde Biere Tonnen 5624½; Liqueur Quart 1637, Rum, Arak und Franzbrantwein Quart 120,147½, Kornbrantwein 67,545½, Weinessig Eimer 393½, diverse Weine in Bouteillen Quart 47,698½, feine in Eim. 1401, mittlere Eim. 671½, ordinäre 16,696½, Landwein 1½, mineralische Wasser 21,994½ Thlr. Andre Marktartikel von Bedeutung: Roth- und Dambirsche, Rehböcke und Rehe Stück 2761, wilde Schweine und Frischlinge 296, Wildfleisch Pfund 7713, Hasen 14,702, zahme Gänse, frisch und geräuchert 15,678, Fasanen, Auer-, Hasel- und Rebhühner 10,579, Eier Schock 23,850, Butter Pfund 2,153,642, Käse 354,188, Heringe Tonnen 9043, Kartoffeln Scheffel 10,665, fremdes Obst Thlr. 18,578, inländisches Obst frisch und gebacken Scheff. 31,176, trockne Pflaumen Pf. 15,264, Gries, Graupen und Grütze Cent. 7445, weiße Bohnen Scheffel 1503, Erbsen und Linsen 34,908. Brennmaterialien: Brennholz Hauf. 36,073, große und kleine Fuhren 6237, Holzkohlen Fuhren 2456, Säcke 8876; Torf Haufen 8070½, Steinkohlen Bergscheff. 8945 Tonn. 2114. Getreide: Weizen 12,155 Wisp., Rocken 29,924 Sch. 22 Sch., Gerste 25,061, Hafer 21,277 Sch. 7 Sch., Wolle 119,048 Stein, Landblättertabak 25,464 Ct. 49 Pf., Hopfen 924 Ct. 9 Pf. Im Jahr 1820 betrug die Getreideeinfuhr 17,728 Wispel 1 Scheff. Weizen, 13,962 Wisp. 7 Sch. Rocken, 75,034 W. 2 Sch. große, 8491 W. 14 Sch. kleine Gerste, 16,290 W. 4 Sch. Hafer; geschlachtet wurden 6148 Ochsen, 374 Kühe und 145 Kauscherochsen. Auf dem Wollmarkt 1820 wurden 93,070 schwere Steine 3 Pf. eingeführt (1819. 75,436 schwere St. 7 Pf.), wovon 1934 schw. St. 11 Pf. ausländische Wolle; 12,566 St. 1 Pf. blieben unverkauft. Auf dem Herbstviehmarkt 1819 waren 1013 Ochsen und Kühe; 1820 nur 599 Ochsen und Kühe, wovon 22 aus dem Auslande; der Pferdemarkt hat sich aufgelöst.

Das Totaleinkommen Berlins betrug nach der Bekantmachung des Curatorium des Einquartirungswesens von Berlin vom 8. März 1814. 7,156,955 Thlr.; nach einer zweiten vom April 6,969,682 Thlr., nach einer dritten vom 29. August 6,780,458 Thlr. und nach einer vierten vom 5. September 1814. 5,884,850 Thlr. bequartirbares Einkommen. Im August 1817 betrug das bequartirbare Miethsquantum 1,987,350 Thaler. — Die Stadtschulden aus dem Zeitraum von 1806—13 betragen an 5 Millionen und die jährlichen Zinsen zu 5 Procent über 140,000 Thaler. — Die berliner Landwehr soll stark seyn 3080 Mann vom ersten und 3076 Mann vom zweiten Aufgebote; am 5. Februar 1819 waren nur vorhanden beim ersten 2219 und beim zweiten 2184, zusammen 4403 Mann. — Im J. 1816 wurden in der Stadtvoigtei 1072 Verbrecher eingebracht; außerdem 84 Schuldgefangene, 703 Strafgefangene in Injurien- und andern minder wichtigen Untersuchungssachen und 3619 Polizeigefangene, zusammen 5478 Personen. — Berlin ist der Geburtsort des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, des Königs Friedrich des Großen, des Philosophen Aler. Gottl. Baumgarten († 1762), des Dichters v. Canitz († 1699) ꝛc.**).

*) Vgl. Grundriß von Berlin, von S. Sachs. Berlin 1812. — F. Nicolai Beschreibung von Berlin und Potsdam. 3 Be

Der Regirungsbezirk Berlin in der Provinz Brandenburg enthielt zu Ende 1819 auf $1\frac{3}{10}\frac{3}{0}\frac{1}{0}\frac{1}{0}$ mit Einschluß der zum Militär gehörigen Personen 201,138 Einwohner in 7036 Privatwohnhäusern. Zu derselben Zeit waren hier 4100 Pferde und Fohlen, 4254 Rinder und 3593 Schafe. Diesen Regirungsbezirk bilden die Residenzstadt, ihr Weichbild, der Thiergarten und die Hasenhaide; hier hat die Regirung diejenigen Gegenstände zu verwalten, die den preußischen Regirungen im Allgemeinen zugetheilt sind. Außerdem stehn unter der berliner Regirung noch mehre benachbarte Ortschaften und einzele Etablissements in dem niederbarnimschen und teltowschen Kreise des Regirungsbezirks Potsdam, in der Art, daß sie daselbst die Sicherheitspolizei (d. i. die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, Vorbeugung und Stillung von Auflaufen, Ausmittelung und Ergreifung von Verbrechern, Veranlassung von Generalvisitationen), die Strom- und Gewerbpolizei, die indirecten Abgaben- und die Gewerbsteuer und in Charlottenburg insbesondere auch die Bau-, Medicinal- und Feuerpolizei verwaltet. Neuern Bestimmungen zufolge hört die Regirung auf, und ihr Bezirk wird zu dem potsdamer Regirungsbezirk gelegt. (Ortschaftsverzeichniß des Regirungsbezirks Berlin. 4.)

Berlin ist 1163 unter dem Markgrafen Albrecht dem Bär gebaut und von den aus den Niederlanden gekommenen Ansidlern zuerst bevölkert worden; einen spätern Ursprung hatte die daneben liegende Stadt Köln. Beide Städte gewannen seitdem an Umfang und Volksmenge, selbst während der Regirung der Markgrafen aus dem luxemburgischen Hause, deren häufige Abwesenheit auch der Grund ihrer größern Unabhängigkeit ward. Sie verbündeten sich unter einander und auch mit den Hansestädten, und gingen damit um, sich zu Freistädten zu erheben. Als daher Kurfürst Friedrich I. aus dem hohenzollernschen Hause, der 1412 ins Land kam, das Öffnungsrecht verlangte, d. i. das Recht, ein oder alle Thore so in seiner Gewalt zu haben, daß es ihm zu allen Zeiten geöffnet werden mußte, so wurde es ihm von der Stadt abgeschlagen, und der Kurfürst drang nicht weiter darauf, obgleich die abschlägige Antwort ihm sehr unangenehm seyn mußte. Doch benutzte der Kursürst Friedrich II. die in Berlin und Köln entstandenen innerlichen Streitigkeiten bald nach seinem Regirungsantritt im J. 1440, das Öffnungsrecht mit Gewalt zu nehmen, da er mit 600 Reitern von den theils mit dem Magistrat misvergnügten, theils bestürzten Bürgern im spandauer Thore eingelassen wurde. Ein allgemeiner Aufstand, durch den kurfürstlichen Hofrichter Balzer Haken, im Februar 1448 veranlaßt, nöthigte die in Spandau versammelten Schiedsrichter zu dem harten Urtheil, daß die beiden Städte ihre Briefe von 1442, in denen sie auf den Zoll, die Niederlage, die Gerichte und das Rathhaus verzichtet hatten, dazu noch die Mühlen und alle andern Lehen an Dörfern, Zinsen, Renten, Fischereien, Hölzern rc. verlieren und nur noch Geldschuld und Eigenthum behalten sollten; auch alle Ansprüche, welche die Stadt oder einzele Bürger an den Kurfürsten hätten oder zu haben meinten, „sollen ganz abe seyn, und auch sein Gnade niemandes darum Antwort zu thun schuldig noch pflichtig seyn.“ Für diesen bedeutenden Verlust erhielten beide Städte 1453 die Freiheit, mit rothem Wachse zu siegeln. Von dieser Zeit an bis 1619 oder bis zum Ende der Regirung Johann Siegmunds und zum Anfange des 30jährigen Kriegs sind keine besondern Vergrößerungen der Städte oder weitere Veränderungen in ihrer Verfassung vorgefallen. Seit 1495 da Kurfürst Johann Cicero seinen beständigen Aufenthalt in Berlin nahm, wuchs der innere Wohlstand, und die Pest, die sich 1500, 1551, 1566 rc. zeigte, verminderte wenig die Bevölkerung. Wohlthätig wirkten für die Städte die Einführung der Kirchenverbesserung 1536, die Errichtung des Kammergerichts, die Landtage, der öftere Aufenthalt der vornehmsten Vasallen, der Bau des Schlosses 1538 und die prächtige Hofhaltung des Kurfürsten Joachim II., die aber viel Ppigkeit und besonders eine starke Spielsucht erregte, worüber die gleichzeitigen Schriftsteller klagen. Mit dem Anfang des 30jährigen Kriegs und der unglücklichen Regirung George Wilhelms häufte sich aber alles mögliche Unglück über die Mark überhaupt und besonders über Berlin und Köln. Feindliche Brandschatzungen, stärkere Foderungen des Landesherrn, Mangel der Nahrung, Theurung, Pest, alles vereinte sich, die unglücklichen Städte ins äußerste Elend zu bringen. Berlin allein, ohne Köln, bewies bei einer Untersuchung 1641, nach Antritt der Regirung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, daß sie auf Anweisung des Statthalters Grafen v. Schwarzenberg, der gar nicht das Wohl des Landes, sondern nur seine geheimen Absichten zum Zweck hatte, von der Zeit des prager Friedens 1635 bis zum 1. Februar 1641 zusammen 153,217 Thlr. 22 Gr. 9 Pf. gezahlt habe, ohne die außerordentliche Einquartirung, Servis, Holz und Licht in den Thoren, Discretionsgelder, Fortification und die verschiedenen schwedischen Brandschatzungen. Diese unerhörten Erpressungen, zu denen noch schlechtes Geld (die Kipper- und Wipperzeit), Theurung und öftere Pest (1626, 1630, 1631, 1637 und 1638) kamen, verringerten die Einwohner und brachten die übrig gebliebenen ins äußerste Elend. Daher ward ein großer Theil der Häuser verlassen; 1634 waren in Berlin nur 845 Häuser, wovon 156 ledig standen, und in Köln, wo der Statthalter und viele zu ihm gehörige Personen wohnten, waren dennoch nur 364 Häuser. Ein Theil der Straßen, besonders an den Häusern, war nicht gepflastert, viele Häuser waren mit Schindeln gedeckt und hatten hölzerne oder lehmerne Schornsteine, die Brunnen waren offen und großentheils verschlammt, die wenigen Brücken verfielen, der Auskehricht und andrer Unrath ward entweder gerade vor die Häuser geworfen, oder auf den Märkten und andern öffentlichen Plätzen auf einen Haufen gebracht, oder in den Strom geschüttet, dessen Lauf sich hin und wieder hemte, die Kanäle zum Abfluß des Unraths waren fast allenthalben verstopft, die Schweine, die gewöhnlichen Hausthiere der Einwohner, liefen auf den Straßen herum und wühlten in dem Unrath und in den verstopften Kanälen, und die Schweineställe waren zum Theil an der Straße und selbst

---

3. Aufl. Berlin 1786. 8. — V. H. Schmidt Wegweiser durch Berlin und Potsdam. 5. Aufl. Berlin 1820. 8. — Adreßkalender für Berlin und Potsdam auf das Jahr 1821.

unter den Fenstern gebaut. Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große sorgte gleich nach dem Antritt seiner Regirung für die Aufnahme seiner so sehr verfallenen Residenz. Aber erst nachdem seine glorreichen, aber verderblichen Kriege durch den Frieden zu St. Germain 1679 gänzlich geendigt waren, bekam der edle Fürst Freiheit und Muße, in Berlin gute Ordnung wieder herzustellen, die Stadt zu verschönern und zu erweitern. Er drang auf Anbau aller wüsten Stellen, welcher auch, nachdem die drückende Contribution abgeschafft und die Accise eingeführt war, glücklich von Statten ging. Er sorgte für die Reinigung und Pflasterung der Straßen, machte 1679 den Anfang zur Erleuchtung der Stadt, zog viele nützliche Unterthanen nach Berlin, baute das Schloß und andre Gebäude, legte den Lustgarten an, pflanzte die Lindenallee, und sorgte auch für die Befestigung der Stadt, die zu einer großen Erweiterung derselben Anlaß gab. Denn da, um die Befestigung regulär zu machen, der sumpfige Werder und ein Theil der ehemaligen kölnischen Vorstädte mit in die Wälle eingeschlossen wurde, so befahl der Kurfürst diese Gegenden bebauen zu lassen. Im J. 1650 gab er dem Friedrichswerder das Privilegium einer neuen Stadt, die in den folgenden Jahren mit großer Mühe und Kosten gebaut ward, indem man wegen des sumpfigen Grundes vieles ausfüllen und fast alles auf Pfählen bauen mußte; 1681 ward Neukölln angelegt; 1674 stiftete die Kurfürstin auf dem Grunde ihres Vorwerks in der Spandauer Vorstadt die Dorotheenstadt und zur Anbauung der berlinischen Vorstädte ward 1680 der Anfang gemacht. Mit der Erweiterung der Stadt ward unter Kurfürst Friedrich III., nachher König Friedrich I. eifrig fortgefahren. Gleich nach Antritt seiner Regirung 1688 ließ er den Anbau der Friedrichsstadt anfangen, und die prächtige Hofhaltung, der Bau des Schlosses, der langen Brücke und der Bildsäule seines Vaters auf derselben und der zunehmende gute Geschmack verschönerten Berlin auf eine ausgezeichnete Weise. Im J. 1709 vereinigte er die Magistrate aller zu Berlin gehörigen Städte, und verordnete am 17. Januar, daß nur Ein Stadtrath die Verwaltung der Residenzen Berlin, Köln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt und Friedrichsstadt und aller Vorstädte, die hinführo sämtlich den Namen von Berlin tragen sollten, unweigerlich über sich nehmen solle. Von dieser Verordnung schreibt sich die Benennung: die Residenzstädte Berlin, her. König Friedrich Wilhelm I. vergrößerte die Friedrichsstadt um die Hälfte, ließ dieselbe mit der Neustadt und der kölnischen Vorstadt mit einer steinernen Mauer umziehen, hielt streng darauf, daß alle Häuser steinern gebaut wurden, verbesserte die Feueranstalten, ließ den größten Theil der Befestigung auf der kölnischen Seite wegnehmen und an dieser Stelle Häuser und Gärten anlegen, und begünstigte den Anbau der Vorstädte, die unter ihm sehr erweitert wurden. Diesem schönen Beispiel folgte Friedrich der Große ***). Zwar wurde während des glorreichen 7jährigen Kriegs Berlin zweimal von den Feinden gebrandschatzt; denn 1757 erpreßte der östreichische General v. Haddick 200,000 Thlr., und 1760 mußten der vereinigten russischen und östreichischen Armee 2 Millionen gegeben werden, die durch Credit aufgebracht wurden; aber der König hat nach wiederhergestelltem Frieden diese ansehnliche Summe bezahlt. Er ließ an 200 Häuser auf seine Kosten abbrechen, und viel schöner wieder aufbauen, und schenkte diese Häuser den Eigenthümern; auch ließ er viele öffentliche Gebäude und Brücken anlegen, und durch den Baron Knobelsdorf den Thiergarten zu einem reizenden Spazirgang umschaffen. Mit ihm wetteiferte der Fleis der Einwohner, der in der Verbesserung des Bodens beinahe Wunder that, so daß in dem an sich dürren Boden in und um Berlin durch Düngung und emsige Bearbeitung die besten Küchengewächse, das schönste Obst und viele ausländische Früchte, als: Melonen, Angurien, Ananas ꝛc. in großer Menge und von bester Beschaffenheit gezogen werden. Dem König Friedrich Wilhelm II. dankt die Stadt das prächtige brandenburger Thor, einen Theil der Stadtmauer, mehre steinerne und eine eiserne Brücke ꝛc., so wie der ietzige König Friedrich Wilhelm III. durch Verschönerung der öffentlichen Promenaden z. B. des Lustgartens und der Linden, durch Verschönerung mehrer Kirchen, des Opernhauses ꝛc., durch den Bau des neuen Schauspielhauses ꝛc. sich um Berlin hoch verdient gemacht hat †). (*Stein.*)

BERLIN heißt auch ein Pfarrdorf im zloczower Kreise nordöstlich von Brody, mit einer Einbruchs- (Gränz-) Zoll Station gegen Rußland und der Hauptort der nordamerik. Grafsch. Somersett in dem State von Pensylvanien, wie auch eine Stadt der nordamerik. Grafsch. Hertfort im St. Connecticut. (*H.*)

BERLIN (Joh. Daniel), Organist zu Drontheim, geb. zu Memel 1710, gest. 1775 als theoretischer und praktischer Musiker und Componist rühmlich bekant. Vorzüglich verdient bemerkt zu werden seine „Anleit. zur Tonometrie, oder wie man durch Hilfe der logarithmischer Rechnung nach der geometrischen Progressionsrechnung die s. g. gleichschwebende musikal. Temperatur bald ausrechnen kann; nebst einem Unterr. v. dem 1752 erfundener und eingerichteten Monochord." (Kopenh. u. Lpz. 1767. 8. m. Kpf., dies Monochord gewährte den Vortheil, seine Stimmung bei jeder Witterung zu erhalten *). (*H.*)

BERLINCHEN, Berlinicken, Neu-Berlin, Stadt in dem preußischen Regirungsbezirk Frankfurt, soldinschem Kreis, 20¼ M. von Berlin, an einem großen See, mit 266 Häus., 2176 Einw., Pfarrkirche, Hospital, Leinweberei, Tuchmacherei, Fischerei, großen Pferd- und Rindviehmärkten. (*Stein.*)

Berliner Blau u. B.-Blutlauge, s. Blau u. Blausäure.

Berliner Eisen, s. Schwanenhals.

***) Bald zu Anfange seiner Regirung wurde B. durch den hier im J. 1742 geschloßnen Frieden merkwürdig, durch welchen Oestreich, Schlesien und Glatz an Preußen abtrat.

†) Vgl. J. Ep. Müller's und G. Gf. Küster's altes und neues Berlin, d. i. vollständige Nachricht von der Stadt Berlin, derselben Erbauer, Lage, Kirchen, Gymnasien ꝛc. 4 Abtheilungen. Berlin 1737—69. Fol. m. Kpf. und (Ant. Bib. König's) Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten ꝛc. der Residenzstadt Berlin. 5 Tocile. Berlin 179-. 8.

*) Vgl. Marberger's Beitr. II., 563.

Berliner Roth, s. Roth.

Berlingas, s. Berlenga.

BERLINGHIERI (Francesco), dessen in der Briefsamlung des Marsilius Ficinus öfters gedacht wird, und an den selbst drei Briefe gerichtet sind, aus adligem Geschlecht zu Florenz um die Mitte des 15. Jahrh. geboren, ist der Verfasser einer Erdbeschreibung in Terze Rime. Geografia di Fr. Berlinghieri fiorentino, con sue tavole in varj siti e provincie, secondo la Geografia e distinzione delle tavole di Tolomeo, welche zu Florenz in gr. Fol. ohne Jahrzahl erschien. Dies seltne, mit recht gut gestochenen Karten versehene Buch, muß versertigt und gedruckt seyn zwischen 1471 und 1482, denn es ist Friedrich von Urbino zugeeignet, welcher 1482 starb, und in der Zueignung sagt B., daß er es, 25 Jahre alt, unter Papst Sixtus IV. abgefaßt habe. Dieser aber wurde 1471 zum Papst erwählt. (*H.*)

Berme, s. Brustwehr.

Bermeja, s. Sierra Nevada.

BERMEJO, beträchtlicher Fluß in Rio de la Plata in Südamerika, der unweit Assumpcion in den Paraguay fließt. (*Stein.*)

BERMEO (15° 2′ 30″ L. 43° 25′ 10″ Br.), Villa in der span. Prov. Biscaya, mit einem kleinen Hafen und 1500 Einw., die Fischerei, besonders auf Breitlinge und Bonitos treiben. (*Stein.*)

BERMIOS, eine östliche Fortsetzung der kanalovischen Berge, die sich in Macedonien hinein bis zur Stadt Beröa erstreckt (Strab. VII. Exc. II.) Ptol. (III. 13.) setzt es 48, 30: 39, 30, und nennt als sich auszeichnende Fortsetzungen desselben den Berketesios 46, 40: 29, 40, und etwas östlicher den Kitarios 48, 40: 39, 50. Nach Herod. (VII. 127.) war das Gebirge rauh und im Winter unzugänglich. (*Rickleſs.*)

BERMSGRÜN oder Bergmannsgrün, Dorf des Kreisamtes Schwarzenberg im Erzgeb. Kreise des Königr. Sachsen, nährt sich meist von Berg- und Hammerarbeiten, Kohlen- und Eisensteinfuhren, Spitzenklöppeln und Spitzenhandel. Die hiesigen Bergleute verdienen manchen Thaler durch den Verkauf von Gimpeln, welche sie Melodieen pfeifen lehren. Die Gemalin Augusts I. Christiane Eberhardine, welche bekantlich, ihrer religiösen Überzeugungen wegen, von ihrem Gemal, seitdem dieser die katholische Religion angenommen hatte, getrent in Pretzsch an der Elbe lebte und auch daselbst 1727 starb, fand in ihrer einsamen Lage unter andern besondere Freude an einem Bermsgrüner Gimpel, welcher die Melodie: Wer nur den lieben Gott läßt walten — pfeifen konte und ihr von einem Herrn von Elterlein geschenkt worden war. Mit tausend Thränen hörte sie oft dem gefiederten Pfeifer zu, welchen sie nur ihren lieben Bermsgrüner Kapellknaben zu nennen pflegte. In der Gegend von Bermsgrün bricht Schieferspath; auch hat man neuerlich eine silberhaltige Bleimine entdeckt. (*Engelhardt.*)

BERMUDA HUNDRED, auch City Point genant, eine Ortschaft in der County Chesterfield des nordamerik. Staats Virginia, (37° 16′ Br. und 282° 29′ L.) auf einer Halbinsel, die der Appomator und James bei ihrem Zusammenflusse bilden, hat einen guten Hafen, treibt Handel, und hat mit Einschlusse der Packhäuser 40 Gebäude. (*Hassel.*)

BERMUDAS, eine Gruppe von 350 Eilanden im atlantischen Oceane, die sich zwischen 314 bis 315° L. u. 31 bis 33° Br. längs dem Kontinente Nordamerikas im O. etwa 140 Meilen von der Küste von Carolina ausbreitet, und einen Raum von 30 Meilen in der Länge und 20 in der Breite einnimt. Nur die größern Eilande, die etwa 45 □Meilen ausmachen, sind bewohnt; die übrigen nackte Felsen, woran sich die Wellen des Meers mit Ungestüm brechen. Diese größern Eilande heißen: St. George, 3½ Meile lang, ½ breit, worauf die Hauptstadt Georgetown mit 300 Häus. und 2000 Einw. und 2 Kastelle stehen, auch verschiedne Landungsplätze sich finden; St. David, Cooper, Ireland, Somersett, Long Island, Bird Island und Nonsuch. Die Eilande haben außer St. George keine Städte und Dörfer, sondern blos zerstreuete Wohnungen, die unter Shires und Kirchspiele vertheilt sind. Ihre Lage macht sie unangreifbar; durch die Kanäle, die sich zwischen ihren Felsen öfnen, können kaum beladne Schiffe von 10 Tonnen durchschlüpfen. Die Zahl der Einwohner, die britischer Abkunft sind, beläuft sich auf etwa 11,000 Individuen: 1792 sind 5460 Weiße und 4919 Schwarze gezählt. Ihr Hauptreichthum besteht in Holze, da die meisten Eilande mit Wäldern bedeckt sind, die den treflichen Wachholder (Juniperus bermudiana), dann Cedern, wovon die Einw. ihre Schiffe und Häuser bauen, Palmetos mit Früchten von der Größe einer Pflaume, und Rothholz tragen. Außerdem findet man die Orange, den Lorbeer, die Birn und die Olive, und der Ackerbau liefert Mais, wovon man 2 Ernten im Julius und im December erhält, Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs, Tabak und Baumwolle, mit welchem letztern Produkte doch nur 200 Acker bestellt werden. Was diese von der übrigen Erde fast ganz isolirte Inseln, die ein sehr mildes Klima besitzen und deren Felder ein ewiges Grün schmückt, obgleich die Hitze im hohen Sommer ungemein groß ist, am meisten drückt, ist der Mangel an Quellen und Brunnen; man hat blos Cisternen zur Aufbewahrung des Regenwassers, und dieses setzt den Ackerbau sehr zurück. Die Viehzucht ist ganz ansehnlich; man hält kleine Pferde, Rindvieh, Ziegen, Schafe und Schweine, wofür hinlängliches Futter vorhanden ist; an Fischen ist im Meere, an Land- u. Seevögeln auf den Felsen ein großer Überfluß. Eigen sind diesen Inseln eine Art von kriechendem Flachse oder Hanf, den man verarbeitet, und eine große Spinnenart, die ein Gewebe wie Seide spinnt; sonst besitzen sie keine giftigen oder schädlichen Thiere. Die Einwohner sind fleißig, und nähren sich außer ihrem Acker- u. Gartenbau von der Viehzucht, von der Fischerei und der Segeltuchweberei, und ziehen von den anlegenden Westindienfahrern, die hier einen Ruhepunkt und Erfrischungsplatz finden, ansehnlichen Gewinn. Ihre Ausfuhr an Holz, Segeltuch u. s. w. betrug 1809. 34,279, 1810. 36,613, ihre Einfuhr 1809. 11,648 und 1810. 1137 Pfd. Sterl. Sie haben 1 Gouverneur, 1 Assembly und werden nach britischen Gesetzen regirt. Diese Inseln sind 1522 von einem Spanier Juan Bermudes entdeckt und 1612 von einem Briten George Somers, daher sie auch wol

Somersinseln genant werden, besetzt; besonders wanderten ihre ersten Pflanzer während der Bürgerkriege in England ein. Sie sind beständig in dem Besitze der Briten geblieben (nach Michaux u. Playfair). (*Hassel.*)

BERN, Stadt und Kanton. **A. Geschichte.** Über die Schicksale der näher an den Hochgebirgen liegenden Theile der Schweiz verbreitete sich später, als über die flächern, längs dem Jura sich hinziehenden Gegenden das Licht der Geschichte. Wir wissen nicht, wie weit zu Cäsars Zeiten die höhern Berggegenden bereits bewohnt waren, ob ihre Bewohner mit zu den Helvetiern gezählt wurden, und wie der Pagus hieß, der sich über den jetzigen teutschen Kanton Bern erstreckte. Der nordwestliche mochte ein Theil des Verbigener-Gaues seyn, und in der Gegend der neuesten Erwerbungen lag das Land der Rauracer. Unter den Römern zog sich die große Heerstraße durch den westlichen Theil desselben von Aventicum nach Vindonissa. Allmälig dehnte römische Civilisation sich über den flächern, mildern Landestheil aus, und stieg fortschreitend bis an die Gränzen der höhern Gebirge hinan. Trümmern römischer Wohnplätze und Spuren ihres Aufenthaltes, welche zu Herzogenbuchsee, Sinneringen, Worb, Muri, Thierachern, Burgistein, Amsoldingen gefunden wurden, sind Beweise hievon. Ausgegrabene römische Münzen, welche man am Gurnigel und selbst am Stockhorn fand, beweisen nichts für das Daseyn wirklicher römischer Ansidelungen, weil sie eben sowol von Andern dahin gebracht, oder von früher unbezwungenen Bergbewohnern in den Ebenen geraubt, und in ihre entlegenern Schlupfwinkel gebracht seyn konten. Aus dem Umstande, daß im obern Emmenthale, dem Oberlande und dem Simmenthale keine römische Alterthümer bisher angetroffen wurden, darf man wenigstens vermuthen, die durch die Römer verbreitete Civilisation sey nicht weit in jene Gegenden vorgedrungen, mögen sie damals von Menschen bewohnt oder Wildniß gewesen seyn. Die verwüstenden Einfälle der Allemannen störten schon in 3. Jahrh. die Ruhe des Landes, und die Geschichtschreiber des folgenden erzählen uns von der Verödung der einst blühend gewesenen westlichen Gegend Helvetiens, von der helvetischen Wüste. Über den Schicksalen der ausgedehnten südlichen und östlichen Gegend des Kantons liegt, noch weit in die folgenden Zeiträume hinein, finstre Nacht. Uchtland oder Odland hieß die Gegend vom jetzigen Kantone Freyburg her bis in die Gebirge hinein. Des mildern Theiles bemächtigten sich im Anfange des 5. Jahrhundert die Burgunder, und um die Mitte desselben ergoß sich der zerstörende Zug Attila's wieder über das Land. Unbestimte Volkssagen lassen das Weißland (Hasli) durch einen nordischen Stamm bevölkern, der sich allmälig von Thale zu Thal bis in die Saanen-Gegend ausbreitete, wo teutsche und französische Sprache an einander gränzen. Ob er zu den Gothen gehörte, ob er mit demjenigen, der die Wald-Kantone bevölkert haben soll, der nämliche ist, oder ob selbst eine Colonie Sachsen von Karl dem Großen in diese tiefen Berggegenden versetzt worden seyn, sind bloße Vermuthungen. Über die Burgunder siegten die Franken, und im 8. Jahrh. gehörte der nördliche Theil des jetzigen Kantons zur pipinischen Grafschaft. Als bei der zunehmenden Unfähigkeit der Karolinger zu Ende des 9. Jahrh. Boso ein burgundisches Reich errichtete, und nach desselben Tode Kleinburgund unter Rudolf I. 888 sich von diesem trente, theilte das Land bis zum Tode Rudolfs III. 1032 die Schicksale dieses kleinern Königreiches. Rudolf I. und II. erbauten Kirchen nicht nur in der tiefer liegenden Gegend, sondern auch zu Thun, Sigriswil, Aschi, Fruttigen. Zum Theil noch während der Regirung des schwachen Rudolfs III., gänzlich aber nach dessen Tode kam das Land wieder unter die Herrschaft des Reiches, doch nicht ohne Widerstand der Herrn des Landes und der Verwandten des erloschenen Königstammes. Unter den fränkischen Kaisern verwalteten burgundische Grafen die Statthalterschaft des Landes, welche nach ihrem Abgange dem zähringischen Stamme übertragen wurde. Wir finden in diesem Zeitraume um Rügisberg einen Aufgau, zwischen der Aare und dem Neuenburger-See eine Mark Seedorf. Über das ganze Land verbreitete sich ein zahlreicher Adel, welcher theils durch die Schwäche der burgundischen Fürsten, die ihm ihre Erhebung zu danken hatten, theils dadurch mächtig war, daß er das wüste Land selbst wieder angebaut hatte, und dasselbe als Eigenthum zu besitzen glaubte. Zwischen diesen Edeln und über sie strebten die Herzoge von Zähringen, Landgrafen über Kleinburgund, das kaiserliche Ansehen zu befestigen und auszudehnen. Auch hier entstand der Kampf zwischen dem Herkommen des landsässigen Adels und dem landesherrlichen Systeme. Um sich durch feste Punkte zu sichern, hatte Berchthold IV., welcher nur in der Veste Burgdorf einen sichern Platz besaß, 1179 zu Freyburg eine Stadt angelegt. Mit der Begründung seiner Herrschaft stieg auch die Eifersucht des Adels. Berchthold IV. st. 1185. Zwischen den Frenen des Landes und seinem Sohne Berchthold V., den man den Reichen nante, brach die Spannung in offene Fehde aus; sey es, weil den Herren des Landes die vom Herzoge streng behaupteten Gesetze und Ordnung unerträglich waren, oder weil sie besorgten, von der herzoglichen Gewalt, welche sich nicht nur im Allgemeinen ausdehnte, sondern da eine Besitzung, dort eine Kastvogtei über ein Kloster u. s. f. an sich brachte, gleichsam umsponnen zu werden. Der Widerstand des Adels war nicht glücklich berechnet. Sie wurden 1190 zwischen Wiflisburg und Peterlingen, im folgenden Jahre tief im Gebirge, im Grindelwalde, geschlagen. Nach dem ersten Siege befestigte Berchthold das bei seinem Residenzschlosse Burgdorf liegende Städtchen noch mehr, und bis in die neuern Zeiten las man über einem Thore die Inschrift: **Berchtoldus, dux Zaeringiae, qui vicit Burgundiones, fecit hanc portam.** Sie bezeichnet neben dem Siege zugleich den damals noch für Südwest-Helvetien gebräuchlichen Namen. Wirklich war auch der Adel jener Gegend vornehmlich burgundischen Stammes. Immer mehr empfand der Herzog die Nothwendigkeit fester, in naher Verbindung stehender Plätze. Wer unter dem Drucke des Adels litt, oder von Neuerungen zu hoffen hatte, war ihm ergeben. Auch Adelige befanden sich unter diesen.— In einem kleinen Kreise um die Gegend, wo jetzt Bern erbaut ist, lagen (vornehmlich nach dem bernerischen Neujahrsgeschenk an die Jugend von 1814) die Schlösser deren von Sulgen, von Enge, Bolligen, Geristein, Fer-

renberg, Wabern, Egerten, u. s. f.; am linken Ufer der Aare bis gegen Thun hin diejenigen von Belp, Seftigen, Kramburg, Mühleren, Wattenweil, u. a. m. Am rechten Ufer waren die von Almendingen, Münsingen, Wichtrach, auch verschiedene Besitzungen der Grafen von Buchegg; Thun war Zähringisch. Dann folgten die Freiherren von Oberhofen und Riedt. Die Güter des von Oberhofen gestifteten Klosters Interlaken dehnten sich über Lauterbrunn und Grindelwald bis an die Schneegebirge aus. Aber der Herzog war sein Kastvogt. Die Freiherren von Brienz (in frühern Zeiten finden sich Grafen dieses Namens), waren Reichsvögte am rechten Ufer des Brienzer-Sees, und Erbauer des Schlosses Rinkenberg, von welchem sich später besondere Freiherren nanten. Reichsvögte verwalteten in des Kaisers Namen das Land Hasli, ungefähr wie die Landschaften am 4 Waldstätter-See regirt wurden. Lange bekleideten dieses Amt die Edeln von Resti. Am linken Ufer des Thuner- damals Wandel-Sees lagen die weiten Besitzungen und das der Zeit trotzende Schloß der Freiherren von Strättlingen. Die Thäler von Frutigen standen unter den Freiherren dieses Namens; die von Wimmis geboten dem untern Simmenthale; das obere war als Reichslehen unter Viele vertheilt; das meiste besaßen die von Strättlingen und Weißenburg. Über das jetzige Saanenland dehnte sich die Herrschaft der Grafen von Grierz aus. Gegen Freyburg hin waren die von Bubenberg, Sternenberg und Grasburg begütert. Der größte Theil des Landes gegen Neuenburg hin gehörte den dortigen Grafen. Auch zu Nidau war der Sitz eines Grafen. Die von Thorberg besaßen ein ausgedehntes Gebiet, und hatten ihre besondern Lehensmänner. Die Grafen von Buchegg (Bucheck), in der Nähe von Solothurn, besaßen außerdem noch im Lande zerstreute Güter, Wangen hatte Grafen, Aarwangen Freiherren. Unter den vielen Herren des Emmenthales waren die angesehensten die Freiherren von Sumiswald, die von Trachselwald, von Signau und der alte Stamm von Brandis. Mitten zwischen allen diesen Letztern dehnte sich über Burgdorf, Fraubrunnen und Landshut die unmittelbare Besitzung des Herzogs selbst aus. Hinter dem Emmenthale, im Trubtbale, war das Kloster Trub, in der Aargegend das Kloster Frienisberg, und das kurz vorher gestiftete Johanniterhaus Buchsee im Besitze ansehnlicher Güter, und durch den größten Theil aller dieser Landschaften lagen die Schlösser eines zahlreichen, hier nicht genanten Adels zerstreut. Unmittelbar nach dem letzten Siege schritt Berchthold zur Anlegung der neuen Stadt. Er wählte dazu eine längliche Erdzunge, um welche die Aare sich biegt. Auf dem gegen die Landspitze sich herabsenkenden Hügel, im Sack genant, stand ein Eichenwald; und an demselben Nydeck, ein herzogliches Jagdschloß. Ob einige am Flusse stehende Häuser damals schon Bern hießen, was der im J. 1182 bereits mit Burchardus de Berno sich vorfindende, und erst lange nach Erbauung der Stadt erloschene Name von Bern, aus welchem mehre Glieder des großen und kleinen Rathes waren, vermuthen lassen sollte, oder ob ein bei der Auswahl des Platzes getödteter Bär der neuen Stadt nach dortiger Mundart die Benennung „Bärn" gegeben haben soll, ist ungewiß und von keiner Bedeutung; vielleicht traf beides zusammen. Mehre Geschichtschreiber versichern, der Platz sey reichsfrei gewesen, und unzweifelhaft wählte der Herzog keinen solchen, den andre ihm hätten streitig machen können. Er übertrug die Aufsicht über die neue Anlage einem seiner Getreuen, Kuno von Bubenberg, welcher selbst in der Nähe zwei Schlösser besaß. Kräftiger Unternehmungsgeist lebte schon in dem ersten Beförderer. Bubenberg soll den Herzog bewogen haben, die Stadt weiter auszudehnen, als seine erste Absicht war. Auf die Wurzeln der Eichen und oft auf Eichenstümpfe, die man in Mannshöhe stehen ließ, sollen die Häuser, welche, wie die Sage erzählt, nur 12 Fuß breit seyn durften, um mehren Ansidlern Raum zu geben, erbaut worden seyn. Zwei von der Aare her gegen einander laufende, tiefe, jetzt ausgefüllte Graben, zwischen welchen ein schmaler Erdrücken sich hinzog, befestigten die Stadt, welche sich nur bis zum jetzigen Zeit- (Uhr-) Glockenthurme ausdehnte. Noch blieb Königs die Pfarrkirche, bis 1232 mit Bewilligung des Bischofs von Lausanne, in dessen Sprengel die Stadt lag, eine solche zu Bern gestiftet wurde. Berchthold gab ihr die Rechte der Stadt Köln, das Muster der zähringischen Stadtrechte. Die Freiheiten, welche der Herzog der Stadt gab, die harten Bedrückungen des herrschenden Adels, die Unsicherheit der Bewohner des offenen Landes während der Fehden und innern Kriege, vereinigten aus der Nähe und Ferne zahlreiche Ankömlinge. Aber auch Edle, welche sich an den Herzog angeschlossen, und dadurch den bittern Haß ihrer Standesgenossen und des höhern Adels auf sich gezogen hatten, weil diese sie als Ungetreue an der gemeinschaftlichen Sache, und als Anhänger einer neuen fremden Macht ansahen, suchten Sicherheit und Schutz hinter den neu empor gestiegenen Mauern. Die von Egerdon sollen der jetzigen Kirchengasse den ersten Namen gegeben haben. Die Bubenberge, Tentenberge, Mühleren, Wabern, Erlache werden theils durch die Zeitgeschichte theils durch unwidersprochene spätere Angaben unter den Erbauern der Stadt aufgezählt. Nur die von Erlach sind noch übrig. Man behauptet, schon Kaiser Heinrich VI. habe die Stadt in den Reichsschutz aufgenommen; aber gewiß ist es, daß sie gleich nach dem Tode ihres Stifters und kräftigen Gönners von Kaiser Friedrich II. 1218 ihre goldne Handveste erhielt. Sie soll nicht vom Reiche getrennt werden. Den Schultheißen, den Rath und andre Beamten mögen die Bürger ohne Zuthun eines fremden Herrn, selbst wählen. Das Haus des Herzoges soll der Stadt zugehören; wodurch dessen Erbe keinen festen Fuß oder unmittelbaren Einfluß in derselben behielt. Leibeigne, die binnen einem Jahre von ihren Herrn nicht zurückgefodert werden, sollen frei seyn. Die Wälder Bremgarten und Forst werden den Bürgern zugeeignet. — Neben manchen andern städtischen Berechtigungen und Verordnungen enthielt der Brief die einst von vielen Städten als eine Freiheit, eine Grundlage der Rechtlichkeit und eines bessern Bürgersinnes betrachtete und sorgsam aufbewahrte Bestimmung, daß, wer seine Schulden nicht bezahlen kann, das Bürgerrecht verloren haben soll. Nicht weniger bemerkenswerth ist die Bestimmung, daß, wer sein Ehrenwort verletzt, ehrlos seyn soll. Aus dem Stillschweigen über die Verwaltung des Blutbannes kann eben

sowol vermuthet werden, er sey der Stadt noch nicht übertragen worden, als auch das Gegentheil. — So wurde eine Stadt erbaut, ein Stat gegründet, und ein zum Großen anstrebender Geist angefacht, welche nur durch die undurchdringlichen Schranken mächtiger, feststehender Staten gehindert wurden, sich zu dem Grade der Macht zu erheben, den die berühmtesten Freistaten der alten und neuen Zeit erreichten. 225 Jahre nach der Erbauung der kleinen, hölzernen Stadt beherrschten die Nachfolger jener ersten Ankömlinge schon das Land von den Gränzen des Wallis bis an den Jura, und nahe an die Ufer des Rheines; und im 345sten dehnte sich ihr weites Gebiet bis ferne über die Ufer des Lemanischen Sees aus. Zwar hatte sich auch Alles vereinigt, den Bürgern hohen Freiheitssinn, und der Gemeinheit Strebekraft zu geben. Der Stifter lebte gerade noch so lange, als es nöthig war, die aufkeimende Anpflanzung zu pflegen und zu schützen. Die offenkundige Abneigung des zahlreichen benachbarten Adels gegen diese neue Feindin, die in ihren Augen eine Freistätte der Ungebundenheit und eine Gegnerin des herkömlichen Rechtes war, mußte im nämlichen Grade die Berner antreiben, fest zusammenzuhalten, ihren Feinden nicht nur zu widerstreben, sondern auch ihre Macht selbst zu schwächen und zu zerstören. In einem neugebornen, jugendlichen State, der auf keinen alten Stamm geimpft war, und in seinem Innern mit keinen widerstrebenden Bestandtheilen zu kämpfen hatte, konten Kraft und Bürgersinn sich frei entwikeln. Kein eifersüchtiger Bischof oder Graf lähmte die Schnellkraft, kein bleibender Parteigeist herrschsüchtiger Räthe und mistrauischer Bürger lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit von den äußern Verhältnissen auf die, den Gemeinsinn zerstörenden, Reibungen eines selbstsüchtigen Aristokraten oder kleinlichen Zunftgeistes. Wenn auch Parteien und Gährungen sich erhoben, so verstumten sie bald beim Anblicke einer von außenher drohenden Gefahr. War etwas zu fürchten oder zu erwerben, so sparte man weder Blut noch Vermögen; keine Anstrengung war zu groß. Aber wer sich anschloß, um die Gefahr zu theilen, wurde auch willig als Genosse der erworbenen Vortheile anerkant. Das zähringische Erbtheil in diesen Gegenden fiel durch Anna, Berchtholds Schwester, an seinen Schwager, den weder durch Geist noch besondre Macht sich auszeichnenden Grafen Werner von Kyburg. Kein mächtiger Stellvertreter des Kaisers war vorhanden. Das Haus Hohenstaufen mußte im Kampfe für seine Erhaltung selbst unterliegen. Die Ohnmacht Teutschlands während des Zwischenreiches, die blutigen Kämpfe um den kaiserlichen Thron, die Charakterlosigkeit einzeler Reichsoberhäupter, die zwischen diesen und Östreich waltende Eifersucht, der Mangel an festem Zusammenhalten bei dem benachbarten Adel selbst, und das Misvergnügen, welches diese ihren gedrükten Unterthanen einflößten, die ihren Zustand mit demjenigen der mild und freisinnig gehaltenen Angehörigen und Schutzlinge des neuen States vergleichen konten, öfneten den neuen Republikanern ein weites Feld zu Vergrößerungen. Auch darin den Römern gleich, mischten die Lenker und die Geschichtschreiber des States in die Erbauungsgeschichte fortgepflanzte Sagen und Denksprüche, welche die künftige Größe andeuteten. Nach Erlegung des Bären soll der Herzog ausgerufen haben, „das sey eine gute Vorbedeutung. So wie der Bär das größte und mächtigste der Thiere des Landes sey; so werde die Stadt unter ihren Nachbarn mächtig und gefürchtet werden.“ — und:

Es sye über kurtz oder über lang,
So wirt Bern Herr in disem ganzen Land.
Justinger.

Es stande gleich kurtz oder lang,
So wird jedoch Bern Herr im Land.
Stettler.

Sie wurde und blieb es dadurch, daß sie den Unterworfenen schonend behandelte, so bald sie den Gegner bezwungen hatte. Nicht ängstlich in der Auswahl der Mittel machte sie eigne Größe zum vorherrschenden Statszwecke. So unterwarf sie sich Herren, Städte und Gegenden, die einst über ihr standen, oder ihre Verbündeten und Schutzgenossen gewesen waren. Ein paar Male vereinzelte sie sich, beobachtend, bei kriegerischen Verwikelungen und selbst bei Gefahren ihrer Verbündeten. Aber weit in den meisten Fällen, wo sie ihre Verpflichtung erfüllte, that sie dies mit vollem Nachdrucke, schlug die kräftigsten, und, mehr als ein Mal, allein die entscheidenden Streiche. Dies ist der Grund, warum die Geschichte Berns, sobald dieser Kanton dem Schweizerbunde beitrat, größtentheils zur allgemeinen Landesgeschichte gehört. Es werden demnach hier nur der Zeitraum vor jenem Beitritte, und aus der spätern Geschichte die Bern eigenthümlichen Ereignisse herausgehoben. — — Eine Zeit lang war die Stadt nur durch eine Fähre mit dem jenseitigen Ufer verbunden. Die Erbauung einer Brücke verwikelte in eine Fehde mit dem Grafen von Kyburg auf Burgdorf. Zum Lohne der Vermittelung soll die Stadt den Grafen Peter von Savoyen zum Schirmherrn angenommen, und nachher, aus Erkentlichkeit für geleistete Hilfe, die Aufhebung dieser Verpflichtung erwirkt haben. Einige setzen diese Wiederherstellung der Selbstständigkeit noch in die Zeiten des Zwischenreiches, andre erst ins Jahr 1323. — Mitlerweile vergaß Bern seine äußre Befestigung nicht. Mit Oberhasli wurde 1275 ein Bündniß auf 10 Jahre geschlossen. Auch mit Freyburg, welches jedoch eines geringern Grades von Freiheit und Ansehen genoß, wurde 1271 eine Verbindung errichtet, die aber diese Stadt nicht abhielt, nachher mit dem Kaiser gegen Bern zu ziehen. Rudolf hatte nach seiner Thronbesteigung sich nicht ungeneigt bezeigt; aber die Vertreibung der Juden, der Kammerknechte des Kaisers, vielleicht auch die erweiterten Plane desselben, und Unwille über die Anhänglichkeit Bern's an Savoyen, seinen Feind, bewogen Rudolf, 1288 mit großer Macht vor Bern zu ziehen. Anzahl, Kriegslist, und selbst eine wiederholte Belagerung blieben fruchtlos gegen die Entschlossenheit der Bürger. Kaum hatte der Kaiser sich mit seinem Heere nach Hochburgund gewandt, als die Berner ins Oberland zogen, und sich an dem Adel rächten, der gegen sie die Waffen ergriffen hatte. Als im folgenden Frühjahre unversehens ein starker Heereshaufen unter der Anführung Rudolfs, des Kaisers Sohn, durch die Schoßhalde hinunter auf die Stadt andrang, rettete Brugger, der Venner (so nante man die vier Bannerführer, welche zugleich

auch Stadtbeamte waren), mit wenigen Gefährten, durch beldenmüthigen Tod seine Mitbürger vor plötzlichem Überfalle; und Walo von Greyerz, der sich dadurch den Zunamen des Biderben erwarb, das blutige und zerrissene Banner aus der Hand des Feindes. Nun setzte man den aufwärts schreitenden schwarzen Bären zum Andenken in ein rothes Feld; der weiße Streif, auf welchem er ging, wurde nachher in einen goldnen verwandelt. Der entschlossne Widerstand brachte den Rückzug der Feinde und den Frieden hervor. 1291 hatte sich Bern wieder in den Schutz des Grafen von Savoyen, jetzt Amadeus V. begeben. 1298 schlugen die Berner schon wieder ihre Feinde, jetzt die Freyburger, die Grafen der Waat, von Neuenburg, Griers, und benachbarte Edle, welche plötzlich mit Übermacht vor der Stadt erschienen waren, mit geringem Blutvergießen am Donnerbühel und im Jammerthale. 1500 Gefangene und 18 Fahnen waren die Früchte des Sieges, und mehre Burgen des Feindes wurden zerstört. Solothurn, die Grafen zu Aarburg und Kyburg-Burgdorf hatten die Berner unterstützt. Mit den letztern standen diese noch lange in freundschaftlichem Verhältnisse. Sie ließen keine Feindseligkeiten ungerochen, und nicht leicht einen Getreuen oder Verbundenen ohne Schirm. 1324 lösten sie nach der Bewilligung Ludwigs des Bayers die Vogtei der mit ihnen befreundeten Stadt Laupen an sich. Sobald indeß der Kaiser unter dem päpstlichen Banne lag, bekriegten sie seinen Getreuen, den Freiherrn von Weißenburg und den von Thurn zu Gestelen; lösten von dem Ersten die Vogtei über Ober-Hasli an sich, und Johann von Weißenburg selbst wurde Bürger zu Bern. Sie hatten die, dem von Thurn anvertrauten, Schlösser Illingen und Ergenzach, neuenburgische Stammgüter, zerstört; sie trotzten dem Grafen von Griers und dem oberländischen Adel. Mit dem Volke von Guggisberg schlossen sie ein Bündniß. Den mit Kyburg-Burgdorf ausgebrochnen Krieg, der manches Schloß zerstörte, vermittelte die statsklugе Königin Agnes, 1334. Hohen Muth und rasche Tapferkeit hatten die Berner auch in diesem Kriege an den Tag gelegt, aber keine Eroberungssucht. Dennoch wurde der noch neue, immer kräftiger sich erhebende Freiheitssitz, wo der Gedrückte Schutz, und der mit den Grafen und Freiherrn bereits sich messende niedre Adel einen Stützpunkt fand, den alten Herrn des Landes immer furchtbarer und verhaßter. Eine stärkere und zahlreichere Verbindung, als noch je vorher, that sich zusammen. Der Aargauische, der Uchtländische, der nähere Theil des burgundischen Adels, das damals österer feindselig, als bundesgenössisch gestimte, mehr unter äußerm Einflusse stehende Freyburg, vereinigten ihre Macht zu Berns Unterdrückung. Diese suchte und fand Hilfe bei Uri, Schwyz, Unterwalden und Hasli. Jetzt erprobte sich an Bern, seinen nächsten Umgebungen und den Angehörigen seines verbürgerten Adels, die Gediegenheit jenes Ausspruches Joh. v. Müller's: „Es ist besser, daß eine Stadt viel freie Angehörige, als eine große Menge erzwungener Unterthanen habe; dieses macht furchtsam, jenes beherzt.“ Die blutige Niederlage bei Laupen 1339, welche manches Haus des größern und geringern Adels mit Trauer erfüllte; ein zweiter Sieg an den Thoren von Freyburg, und verheerende Streifzüge durch das Land sicherten Berns Unabhängigkeit, das auch dies Mal im Frieden sich mäßigte. Mit Griers erneuerten sich die Fehden; und beim Verluste der Berner am Laubeck-Stalden (Abhang) rettete Peter Wendschatz, der Venner, nicht sein Leben, aber das eingeschlossene Banner, das er mit starker Hand über den Feind wegwarf. 1348 stritten Bern und Freyburg wieder gemeinschaftlich gegen den Grafen Peter von Griers, und 1349 während der schrecklich verheerenden Pest rächten die Berner, indem sie vom Tanze weg, der Büßenden spottend, zum Sturme gingen, den Verlust von Laubeck-Stalden, zerstörten die Schlösser des Feindes, und zwangen ihn zum Frieden.— 1353 schlossen nicht nur der Schultheiß, der Rath und die Zweihundert, sondern auch die Burger gemeinlich der Stadt Bern den ewigen Bund mit den drei Ländern, ihren Gehilfen bei Laupen, dem des folgenden Tages auch die damals schon Eidgenössischen Zürich und Luzern beitraten. Bern erhielt die zweite Stelle. Von nun an ist seine Geschichte ein wesentlicher Bestandtheil der Schweizerischen. Nur einzele Thatsachen erfodern noch besondre Erwähnung. Nachdrücklich rächte es die Verwüstungen der unter Coucy ins Land gefallenen Scharen der Engländer und ihrer Gehilfen 1375 an dem Bischofe zu Basel, 1377 die gegen Biel, Berns Verbündete seit 1352, verübte Gewaltthat. Wie zu Rom in den kräftigsten Zeiten, so wechseln eine Zeit lang Vergrößerungen des States, aber nicht blos durch Waffen und Statskunst, sondern auch durch Ankauf, mit innern Zwisten und Gährungen; und oft sehen wir beides zugleich. 1348 wurde der Schultheiß Johann von Bubenberg auf 101 Jahr verbannt, und nach 14 Jahren feierlich zurückberufen. Doch nie störte die innere Reibung die Fortschritte von außen. Karl IV., den die Berner 1364 kostbar bewirtheten, erkante ihre Reichsunmittelbarkeit, ertheilte ihnen den Blutbann auf drei Meilen im Umkreise, und andre Gerechtsamen, welche nach ihm seine Söhne bestätigten und vermehrten. Die Berner lösten die Grafschaft Aarberg an sich 1351 bis 1379. Von denen von Brandis und dem Ordenshause Frienisberg wurden viele Dörfer angekauft. Thun wird an Bern verpfändet 1375. Von Normoos mußte Grimmenstein öffnen. Aber ungeachtet der Hilfe der Eidsgenossen wurde Burgdorf im Kriege gegen den Grafen umsonst belagert. Jetzt fiel der Verdacht auf diejenigen Familien, welche Dienstmänner von Kyburg-Burgdorf waren, und man glaubte, nur ihrer Wenige eignen sich die Regirungsgewalt zu. 1384 die versammelte Bürgerschaft entsetzt alle Rathsherrn, bis auf den Schultheiß Otto von Bubenberg und vier Andere. Sie beschließen, die Venner und wer bei ihnen sitzt, sollen jährlich zweihundert aus den Handwerkern erkiesen, als einen großen Rath. Immer herrschte indeß ein größerer Geist. Ungeachtet Handwerker zahlreich waren, schwur man 1392, den Zünften zu wehren; und nie waren die Zünfte zu Bern Innungen, sondern politische Tribus, in denen die Handwerksgenossenschaften enthalten waren. Schon vor diesem Zeitpunkte zeigen sich Pracht und äußerer Glanz in dem emporsteigenden State; aber wir finden auch Verbote des Spieles. Eine langwierige Mißhelligkeit und wirkliche Thätlichkeiten mit Unterwalden, welches die unzufriednen Angehörigen des von Bern

beschützten Herrn von Rickenberg begünstigt hatte, wurden endlich durch die Eidsgenossen beigelegt, 1381. Die Grafschaft Burgdorf und die Gegend bis Thun waren 1384 erkauft, und durch die größten Privat-Anstrengungen in 10 Jahren bezahlt worden. In der Noth der Eidsgenossen 1386 bei der Schlacht und dem großen Siege derselben bei Sempach blieben die Berner, auf den noch nicht ganz ausgelaufenen Thorbergischen Vertrag sich stützend, unthätig; doch gleich nach Östreichs Niederlage brachen sie los. Obersiebenthal schwur zu ihnen. Die Freyburger wurden von der Stadt weggeschlagen.— 1388 werden auf entgegengesetzten Seiten Büren, Nidau, Unterseen erobert, und eine entschlossene Schar holt sich Ruhm und große Beute bis im entlegenen Frickthale. Durch Kauf werden Frutigen, u. s. f. Trachselwald, Huttweil, ein großer Theil des Emmenthales, Signau, Bipp und die Landgrafschaft über Burgund von Thun bis an die Brücke von Aarwangen, der letzte Überrest der von Zähringen an Kyburg-Burgdorf gefallenen Herrschaft des Landes, mit Mannschaft, Lehen und Pfandschaften, welche noch mehre Rechte und Ansprüche begründeten, erworben, und demnach die Grafschaft Wangen eingelöst. — Immer umsichtig rächten die Berner den Tod des gewaltigen Hugo Burkhard von Mümpelgard, ihres Bürgers, an seinen Unterthanen nicht; aber sie erwarben Oltigen. Am Zuge ins Eschenthal 1411 nahmen sie keinen Antheil, und eben so wenig 1422 an demjenigen, den die übrigen Eidsgenossen, Uri zu Gefallen, rasch, doch nicht zusammen wirkend nach Bellenz unternahmen, den ihr erster, größrer, aber ruhmvoller Verlust bei Arbedo auszeichnet. Ein für die Berner nicht glücklicher Krieg mit Wallis 1418 hätte beinahe die Eidsgenossen, und namentlich die Waldkantone, entzweit. Mit Kraft und Schnelligkeit schlugen sie hingegen 1415 nach der Achtserklärung Friedrichs von Östreich zuerst los, eroberten für sich den untern Aargau, und halfen kräftig den übrigen Eidsgenossen Baden erobern, dessen Mitherrn sie bald hernach wurden. Kaiser Sigmund hielt sich 1414 drei Tage lang bei ihnen auf. Papst Martin V. bewirtheten sie auf seiner Rückreise von Kostnitz 10 Tage lang. Beide Bewirthungen geben bemerkenswerthe Aufschlüsse über die Sitten der Zeit. Sigmund urkundete ihnen 1434, daß sie Östreich um Aargau keine Antwort mehr schuldig seyn. Die Vorsteher des States sorgten schon zur Zeit des Kostnitzer Conciliums dafür, daß die Thaten und Schicksale desselben nicht verloren werden. Konrad Justinger, der Stadtschreiber, trug nach ihrem Beschlusse 1420 seine Chronik zusammen; aber weit älter ist noch das Jahrzeitenbuch. 1423 schloß Bern mit Zürich einen besondern ewigen Bund. Am allgemeinen Kriege der Eidsgenossen gegen diesen Kanton, 20 Jahre später, nahm es nicht ohne Zögerung, aber dann nachdrücklich und mit, jedoch vorübergehenden, Besitznahmen Theil. Bald nach diesem Kriege wurde es in eine Fehde mit Freyburg verwickelt 1447. Anhänglichkeit dieser letztern Stadt an Östreich, Streitigkeiten derselben mit Savoyen, das mit Bern befreundet war, und persönliche Feindschaften der Vorsteher beider Städte brachten den Krieg zum Ausbruche. Um diese Zeit begannen im Haslithal und im Oberlande Gährungen und Versuche, sich von Bern zu trennen, die aber entschlossen und klug gestillet wurden. Auch der aargauische Adel hing noch lange an Östreich. — 1470 entwickelte sich im Twingherrnstreite wieder aufs lebhafteste der Kampf der Patrisier und Plebeier. Uneingedenk, daß die Vorrechte herrschender Städte mit denen des Feudaladels auf gleicher Grundlage beruhen, und daß jene in diesen letztern ihre eignen Grundvesten erschüttern, so ferne sie nicht zugleich ihr System dem Statszwecke unterordnen, und die Stadt in den Stat übergehen lassen, wollte man mit einem Mal die Vorrechte der Herrschaftsherrn ganz beschränken. Der Venner Peter Kistler, ein Fleischer, war ihr hitzigster Gegner, und der Kampf der Parteien erhob ihn auf ein Jahr zur Schultheißenwürde, indem 80 vereinigte Votanten gegen 105, welche sich unter verschiedene angesehene Mitbewerber theilten, die Oberhand behielten. Auch die damals ausgezeichnete Kleidung des Adels wurde bestritten. Die Twingherren verließen die Stadt; doch schon im folgenden Jahre siegte der Geist des Vaterlandes wieder. Die Herrschaftsherrn entsagten vielen Vorrechten und meistens der hohen Gerichtsbarkeit, nicht ohne Mißbilligung vieler ihrer Angehörigen, welche ungern die Herrschaft eines, von Bürgern bewachten, Herrn an diejenige einer Bürgerstadt tauschten: und 1471 kehrten die Twingherrn wieder in die Stadt zurück. Ein Plebeier, Hans Fränklin, ein Kürschner, damals Seckelmeister, war ihr Vertheidiger gewesen. Seine aufbewahrten Äußerungen bezeichnen den Geist der Zeit. Er sagt: über der Verwaltung der Vogtei Lenzburg, vor der schweizerischen Statsumwälzung eine der einträglichsten, habe er in seinem Handwerke vieles versäumt. — 1458 finden sich 337 Glieder des großen Rathes, eine der Hälfte der damaligen Bürger sich annähernde Zahl; 1466 waren 326. — Bei der Annäherung des Burgunder-Krieges hatten Bernerische Angehörige und die mit Bern verbürgerrechteten Bewohner von Sanen und Esch, durch Anreizungen und Vorschub, welcher dem Feinde geleistet wurde, veranlaßt, 1475 die Ormont und die Landschaft Aiglen am östlichen Ende des Genfersees eingenommen. Es gelang Bern, sich mit den letztern gegen Überlassung von Einkünften darüber abzufinden, und die Eroberung an sich zu ziehen. Dies war die erste Erwerbung französisch sprechender Unterthanen, die aber nachher immer zum teutschen Gebiete des Kantons gezählt wurden. Im nämlichen Jahre brach der Krieg mit dem Grafen von Romont aus. Gegen den Angriff der Berner, welche nur noch von Freyburg und Solothurn unterstützt waren, wurde jeder Widerstand unkräftig. Strenge Behandlungen und einige Hinrichtungen, welche die mit unerschütterlichem Muthe erstürmte Bewingung von Estavayer und Les Clés verdunkeln, erklären spätere Grausamkeiten Karls des Kühnen, auch wenn sie dieselben nicht entschulgen. Schon war der größre Theil des Waatlandes bezwungen, als die übrigen Schweizer zu den Bernern stießen. Der von Ludwig XI. gewonnene Niclaus von Dießbach, welcher schon im 34. Jahre zum Schultheißenamte war erhoben worden, und gerade vor dem Ausbruche des burgundischen Krieges der französischen Gesandtschaft beigeordnet war, riß seinen Kanton durch seinen mächtigen Einfluß in den Krieg mit Karl dem Kühnen, welcher denselben zu vermeiden suchte, hinein, über-

zeugt, von den Eidsgenossen unterstützt zu werden. Im burgundischen Kriege, der Bern vor allen und zuerst bedrohte, bezeigte dieses sich thätig und muthvoll. Die entschlossene Vertheidigung Murtens verschaffte der schweizerischen Macht die Zeit, sich zu versammeln, und rettete Bern vor großer Gefahr. Dieser Krieg erwarb ihm den, dem Hause Chalon zugehörigen Antheil an der Herrschaft Erlach und, gemeinschaftlich mit Freyburg, Murten, Granson, Tscherlitz und Orbe. Wie bei den übrigen Schweizern, so wurde auch bei den Bernern der schädliche Einfluß fremder Mächte, ihrer Abgeordneten und die Wirkung des fremdes Geldes immer bemerkbarer. — Eine, unter Drohungen gegen verdächtige Regirungs-Vorsteher sich nähernde, und ins Welschland ziehende Schar junger Leute aus andern Kantonen wurde durch Klugheit und das Aufgebot eigner Macht vorüber geleitet. Die Bürger nahmen es nicht an, als Wilhelm von Diesbach und der ganze Rath die Regirungsgewalt zurück geben wollten. — Die Stadt war schon die schönste und ansehnlichste der Eidsgenossenschaft. Die Regirung kam durch Anstrengungen zu Hilfe, als fünf schlimme Jahre und Seuchen Hungersnoth hervor gebracht hatten. In den Kriegen zwischen Karl VIII. und Kaiser Maximilian war Bern mehr Östreichisch, und stemte sich der Hingebung Andrer, insbesondre der innern Kantone, um französisches Geld nachdrücklich entgegen. Daß der Schwabenkrieg 1499 den Bernern nicht so angelegen war, als der Burgundische, empfanden und rügten die Eidsgenossen. An den italiänischen Kriegen, insbesondre unter Ludwig XII. und Franz I. und an der Eroberung der vier welschen Vogteien nahmen sie vorzüglichen Antheil. Sie erfuhren dabei die entzweiende Kraft des ausländischen Einflusses und der Theilnahme einer Republik an auswärtigen Händeln. Wiederholte Aufstände erschütterten das Gebäude des States. Die mit offenem Sinne für Wahrheit und Belehrung der Nachwelt ausgerüsteten Chronikenschreiber, Anshelm der Zeitgenosse, und Stettler, dessen ursprüngliches, von der bernerischen Censur abgekürztes Werk gegenwärtig den Freunden der Geschichte nicht mehr zugänglich ist, schildern die Folgen des so geheißenen Reislaufes, die Verkäuflichkeit Höherer und Niederer, die Hingebung an die ausländischen Soldatenmäckler, die Geldgier, den Parteienkampf der Volksvorsteher, den Trotz der Hauptleute (meistens Aufsprößlinge) gegen die kraftlosen Maßregeln einer Regirung, in deren Schoß entgegen gesetzte Systeme und widerstreitender fremder Einfluß sich stets bekämpften, die daraus hervorgehende Verachtung der Obern, die Ungebundenheit des Volkes, und die Verwilderung, welche noch immer die Völker strafte, in deren Händen sich der Beruf des Kriegers in planmäßige Beraubung wehrloser Gegenden verwandelte. — Dieses Bild der damaligen Schweiz paßte vornämlich auch auf Bern, die Parteienführer machten wechselweise ihre Gegner dem gemeinen Volke verdächtig, und beschützten ihre Anhänger gegen die Anwendung der Gesetze. Von der Könitzer-Kirchweihe 1513 drang die ungebundene Jugend in die durch Parteien getheilte Stadt. Der Aufstand verbreitete sich weiter. Die Regirung und Abgeordnete vom Lande verurtheilten Michel Glasern und Anton Widern, als Empfänger französischen Geldes zum Schwerte. Die Räthe verhießen ohne Einwilligung der Boten von Stadt und Land kein Bündniß zu machen, in welchem Hilfe versprochen wird. Der Venner Kaspar Hetzel wurde im solothurnischen Gebiete von einem wüthenden Volkshaufen ergriffen, gefoltert und hingerichtet. Dumpfe Gährung dauerte fort. Die französischen Kronenfresser, wie man sie nante, wiesen auf die Empfänger der Dukaten und rheinischen Gulden. — Nach dem Dijoner-Zug verjagte Hasli seinen Ammann, und wählte einen andern aus sich. — Dem Präsidenten von Burgund, Villeneuve, wurden zu Bern durch die Folter 2000 Kronen zur Bezahlung französischer Rückstände abgezwungen. Immer sind in diesem Zeitpunkte die Häupter des States der Habsucht verdächtig. Kaum hätte 1508 Joh. von Furno erdichtetes Testament Herzogs Karl von Savoyen von 1489, durch welches Bern und Freyburg 350,000 Rh. Gl. zugedacht seyn sollten, ohne solche Einverständnisse schnellen Beifall gefunden. Als Franz I. bereits den Alpen sich näherte, versicherte Bern auf dem Tage zu Zürich, der König sey noch nicht gesinnt, über das Gebirge zu gehen; und seine Scharen waren bald nachher, 8. September 1515, in der Fahl derjenigen, welche mit Frankreich zu Galera überein kamen, und der Schlacht bei Marignano nicht beiwohnten. Der beträchtliche Verlust, den die Berner 1522 in der Schlacht bei Bicocca erlitten hatten, und die durch die kräftigen Erinnerungen der Reformatoren immer mehr auf die schädlichen Folgen des Reislaufens und der Pensionen gerichtete öffentliche Aufmerksamkeit veranlaßten wieder eine Einberufung der Abgeordneten der Landschaft, und erneuerte Verbote der Pensionen. Dennoch vermochte französischer Einfluß die bernerische Regirung bald wieder, selbst Vorschüsse für die Bezahlung jener Jahrgelder zu machen. Während der frühern Kämpfe der Hierarchie und der kaiserlichen Macht hatten die Berner nicht selten sich an die erste angeschlossen, Hans von Balm brachte ihnen durch fromme Entwendung 1463 aus der Laurenz-Kirche zu Köln ein Exemplar des Hauptes des Stadtheiligen Vincenz, was man zu Saragossa, seiner Ruhestätte, zu erhalten früher umsonst gesucht hatte. Gebeine der 10,000 Ritter, welche er 1464 von Rom herbrachte, vermehrten seine Belohnung. Gleichwol versuchte man es wiederholt, in den Klöstern Ordnung herzustellen. Nur zu Bern wurden die 1500 mit reichem Ablasse in die Schweiz geschickten Abgeordneten des päpstlichen Legaten in Teutschland, Kardinals Raimund, zugelassen. Die Dominikaner hatten beschlossen, ihre Lehre wegen der unbefleckten Empfängniß der Maria, über welche sie mit den Barfüßern stritten, durch Wunder zu behaupten. Sie bestimmten Bern zum Schauplatz, weil, wie Stettler sagt, daselbst „ein frommes, einfältiges, ungelehrtes, aber tapferes und handvestes Volk war.“ Sie wählten Hans Jetzer, einen Schneider, der in ihren Orden getreten war, zum Gegenstande ihres Betrugs. Maria, und andre Heilige erschienen ihm; fünf Wunden wurden ihm beigebracht. Aber endlich entdeckte er den Betrug, und vier Mönche wurden 1509 zum Feuer verurtheilt. Diese Begebenheit öfnete manches Auge, und der ganze Prozeß gibt über die Geschichte der Mirakel große Aufschlüsse. Gleichwol wurde 1518 der Ablaßkrämer Bernhardin Samson auf-

genommen. Dieser dehnte sein Gewerbe so weit aus, daß z. B. Jak. v. Stein für einen Hengst vollkommen Ablaß für sich, 500 Mann, deren Hauptmann er war, seine Verfahren und seine Unterthanen zu Belp kaufte. — Der Glaubensverbesserung widersetzten sich viele der Angesehensten, welche zugleich auch für den Gewinn, den sie aus ihren ausländischen Verhältnissen zogen, und für die Versorgung der Ihrigen in Stiftern und Klöstern besorgt waren. Doch der Reformator Berchthold Haller, seine Gehilfen Meyer und Kolb, der feurige Niclaus Manuel, nachher Venner, dessen Bohnenlied das Nachspiel von Samsons Ablaßkram wurde, die Disputation zu Bern 1528, und zahlreiche Freunde einer Sitten- und Glaubensverbesserung drangen durch. Immer waren die Gemeinen des Landes beim Reformationswerke zuvorgezogen worden. Im Hasle und in den benachbarten Gegenden entstanden Unruhen. Der Vorschub, den die Unterwaldner den Mißvergnügten thaten, wurde eine der Veranlassungen des schweizerischen Religionskrieges. In diesem vermißt man Berns volle Thätigkeit. Rasch und nachdrücklich entwickelte sich dieselbe hingegen 1536, als die Berner, um den Herzog von Savoyen für einige Beleidigungen zu strafen, und den immer mehr gedrängten Genfern Hilfe zu leisten, unter der Anführung Hans Franz Nägeli's in wenigen Wochen des Januars und Februars die Waat, die Landschaft Gex, Thonon und Ternier jenseit des Genfersees eroberten. Auch Lausanne und die Besitzungen des Bischofs ergaben sich; und beinahe ohne Widerspruch wurde die Reformation eingeführt. Das vormals verbündete Lausanne wurde unterwürfig gemacht, und Genf entzog sich nur durch seine Standhaftigkeit einem ähnlichen Schicksale. Mit großer Beharrlichkeit wußte die Regirung Berns diese Eroberung gegen den Willen vieler Miteidsgenossen durch festes Anschließen an ihre Unterthanen, denen sie sich klug und in traulichem Tone mittheilte, zu behaupten. Nur durch den Drang der Umstände und den Mangel an Unterstützung genöthigt, trat sie endlich Gex, Thonon und Ternier 1564 wieder ab, und räumte sie nur erst 1567 dem Gegner wieder ein. Werbungen und fremde Kriegsdienste hatten den letzten Grafen von Grierz, Michael, so in Schulden gestürzt, daß er 1554 seinen Gläubigern, Bern und Freyburg, seine Landschaft abtreten mußte. Bern erwarb das mit ihm verbürgerte Sanenland, und die Gegend über der Bocken. Eine von Savoyen 1588 zu Lausanne eingeleitete Verschwörung und die Bedrängnisse Genfs bewogen Bern, 1589 wieder gegen Savoyen zu Felde zu ziehen. Der Krieg wurde mit Nachdruck begonnen, Gex und Thonon erobert, der Feind bei St. Joire geschlagen. Nun zog ein Theil des bernerischen Heeres nach Hause; die Berner und Genfer wurden uneinig, mit Savoyen wurde unterhandelt, und die Eroberungen gingen verloren. Öffentliche Sagen und Schmähschriften beschuldigten bernerische Regirungsglieder und Anführer des Heeres der Verläuflichkeit. Die Welschen Angehörigen wurden schüchtern, und unter den Teutschen äußerten sich Unzufriedenheit und Mißbilligung laut, selbst gegen den Genferschen Abgeordneten zu Bern. S. genf. Rathsreg. 17. Febr. 1590. Dennoch beschränkte sich späterhin der Krieg auf vorübergehende Unterstützungen Genfs; 1603 stellte der Friedensschluß zu St. Julien die Ruhe, und ein späterer Vertrag mit Savoyen 1617 das Einverständniß beider Staten so wieder her, daß Bern an Savoyen Truppen überließ. Die Mißhelligkeiten mit dem Bischofe zu Basel, und die Unterhandlungen wegen der Oberherrschaft über Biel sind unter jenen Artikeln nachzusehen. An den Veltliner-Kriegen, im Anfange des 30jährigen Krieges, nahm Bern mit Zürich zur Unterstützung der Reformirten und auch des Landes gegen Spanien und Östreich Theil. Mit Venedig wurden im 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. Bündnisse geschlossen. — 1632 wurden Gewaltthätigkeiten, welche ein solothurnischer Beamter gegen durchziehende Berner ausübte, nur durch Dazwischenkunft von Vermittlern versöhnt. 1622 fing man an, Verschanzungen zur Beschützung der Stadt anzulegen. 1653 verbreitete sich der Bauernaufruhr vornehmlich über den flachern Theil der teutschen Landschaft des Kantons. Niclaus Leuenberger, der Obmann des Aufstandes, war von Schönholz, im Amte Trachselwald, gebürtig. In dem Kriege der Kantone Zürich und Bern mit den fünf innern katholischen Kantonen verloren die Berner 1656 das Treffen bei Vilmergen. Für die, von den Herzogen von Savoyen verfolgten Waldenser und die Reformirten in Frankreich verwendete Bern sich oft mit den andern evangelischen Schweizern, und gewährte den Entflohenen große Unterstützungen. Im Schoße der Regirung gab der Ungehorsam der in Frankreichs Solde stehenden Truppen gegen die Verbote, wider Teutschland feindselig zu handeln, zu Reibungen Anlaß. Als nach Auslöschung des alten Fürstenhauses die Stände von Neuchatel 1707 den König von Preußen mit Vorbeigehung andrer Bewerber als ihren Landesfürsten anerkanten, und Frankreich Truppen an die Gränzen legte, thaten die Berner entschlossen das Nämliche. In dem Toggenburgerkriege 1712, den Bern und Zürich gegen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und den Abt von St. Gallen führten, waren die wesentlichern Kriegsthaten das Treffen bei Bremgarten, der entscheidende Sieg bei Vilmergen ausschließend das Werk der bernerischen Waffen. Bern kam durch den Frieden zu Aarau in die Mitherrschaft des Thurgaues, Rheinthales, des Sarganserlandes und der freien Ämter. 1712 wurde mit den vereinigten Niederlanden ein Schutzvertrag geschlossen. Kluge und sorgfältige öffentliche Verwaltung hatten den Stat immer mehr in eine vortheilhafte Lage gesetzt. Schon in den verflossenen Jahrh. waren viele Herrschaften von eignen Angehörigen und von fremden Herren angekauft worden. 1701 wurde die Herrschaft Sumiswald vom teutschen Orden, 1712 Aubonne, 1721 Wildenstein, 1729 Königz vom teutschen Orden, 1731 Kastelen angekauft, u. s. f. Für die Besorgung der beträchtlichen in England angelegten Summen wurde seit 1722 ein Kommissar aus den Gliedern des großen Rathes zu London angestellt. Im Laufe dieses Jahrh. beförderten zweckmäßige Statsanstalten, z. B. die Anlegung vortrefflicher Heerstraßen, den Wohlstand des Landes. Nichts desto weniger wuchsen die öffentlichen Ersparnisse zu einem beträchtlichen Statsschatze an, der aber, wie Mably es zu ahnen schien, 1798

die Raubsucht gieriger Nachbarn reizte. Um das Jahr 1720 verschwanden die letzten hölzernen Häuser im untern Theile der schon längst weit über die Schranken der ersten Anlage ausgedehnten Hauptstadt; und diese erhielt seither das Aussehen eines großen Fürstensitzes. Über die kleinern Städte und beinahe die ganze Landschaft verbreitete sich ein auch im Äußern sichtbarer Wohlstand. Obgleich der Stat Handlung und Fabrikation nicht absichtlich beförderte, so hemten doch keine Monopolien und Innungen den Unternehmungsgeist und die Thätigkeit der Statsgenossen. Ungeachtet dieser Verhältnisse veranlaßte die fortschreitende Beschränkung des Patriziates Unzufriedenheit. 1643 wurde eine bestimte Gränlinie zwischen regimentsfähigen Bürgern und den so geheißenen ewigen Einwohnern gezogen. Von dieser Zeit an entwickelte und befestigte eine Reihe von Beschlüssen dieses System immer mehr. 1651 wurde verordnet, niemand ohne erhebliche Gründe zum Bürger anzunehmen. 1731 trente der große Titularstreit die Regirungsfähigen selbst, und am 13. April wurde die ins rothe Buch eingetragene Verordnung verfaßt, daß bei 100 Duplonen Strafe niemand seine Wapen, Titel oder Namen ändre, oder sich solcher Diplome im Auslande gegen einen andern Berner bediene. Mit großer Wachsamkeit beobachtete die Mehrheit des großen Rathes selbst die Versuche, welche die ursprünglich democratischen Verhältnisse der Bürger zu untergraben schienen; aber ein Theil der Regimentsfähigen glaubte nichts desto weniger, eine ausschließliche Familienregirung sich erheben zu sehen, und, wenn schon nicht gesetzlich, doch durch die That zurück gesetzt zu seyn. Die Folgen davon zeigten sich zuerst im Innern der Stadt. 1744 hatten sich Spuren davon bei der Besetzung des Großen Rathes gezeigt. 1749 versuchten es Misvergnügte, eine Regirungsveränderung zu bewirken; aber der Anschlag wurde entdeckt und vereitelt. Einige büßten ihren übel berechneten Versuch mit dem Leben, oder mit Verbannung. Oft beschäftigten Genfs, von Savoyen bedrohte Sicherheit, und im 18. Jahrh. seine innern Unruhen die bernerische Regirung. 1782 vereinigte sie ihre bewafnete Macht mit derjenigen von Frankreich und Sardinien zur Unterdrükkung der in jenem Freistate wieder ausgebrochenen Bewegungen. Beschwerden und Widersetzlichkeiten der Neuenburger gegen ihren Fürsten Friedrich den Großen 1768 veranlaßten die Anwendung des hergebrachten Richteramtes der Stadt Bern zwischen dem Fürsten und dem Volke. Nach dem Ausbruche der französischen Statsumwälzung legte die Regirung ihr derselben entgegen gesetztes System unverhalten an den Tag. Als 1791 im Waatlande Unzufriedenheit sich äußerte, und Wohlgefallen über die französischen Grundsätze sichtbar wurde, stellte sie durch schnelle Maßregeln und das Einrücken teutscher Milizen in jene Gegenden die äußre Ruhe wieder her. Das 1792 aus französischen Diensten zurückberufne Regiment Ernst behielt sie bis 1796 im Solde, und gab dadurch das erste Beispiel stehender Truppen im Innern der Schweiz, indem die Stadtwachen einiger Städte diesen Namen nicht verdienen, und Genf nicht hieher gehört. Zwar war der Zutritt zum Patriziate schon seit anderthalb hundert Jahren verschlossen gewesen; aber der Umfang des Staates, die zahlreichen höhern und niedern Beamtungen und der auswärtige Kriegsdienst, welche zwar bei manchen einen für Republiken nachtheiligen größern Luxus, und eine gewisse Sorglosigkeit veranlaßten, auch dem Triebe zur Ausbildung weniger zuträglich waren, brachten einen uneigennützigern Geist in die Aristokratie, die nicht kleinlich jede unbedeutende Stelle an sich zog, nicht jeden einträglichern Erwerbszweig monopolisirte, sondern den Untergebenen die Kanzel, den Lehrstuhl, viele Civil-Bedienungen und jedes bürgerliche Gewerbe frei ließ. Ein Versuch, die in der Regirung befindlichen durch die allgemeine Annahme des Prädicates von von den gemeinern Bürgern ganz zu unterscheiden, wurde durch Wachsamkeit vereitelt, 1784 wurde beschlossen, jeder Bürger könne gegen eine nicht bedeutende Einschreibungstaxe das von sich beilegen. Die Sache nahm eine komische Wendung, und blieb ohne wesentliche Folgen.

Bis ans Ende des Jahres 1797 wußte die bernerische Regirung ihr Ansehen über das ganze Gebiet zu behaupten. Als aber im Anfange des folgenden Jahres das französische Direktorium durch mancherlei Zumuthungen die schweizerischen Regirungen verwirrte, durch Aufwiegelung das Volk vieler Gegenden in Gährung brachte, und am Ende Truppen an die Gränzen der Schweiz rükken ließ, brach zuerst im Waatlande ein Aufstand aus. Dieses erklärte sich unabhängig; die Franzosen rückten in dasselbe ein, und näherten sich den Gränzen der gehorsam gebliebenen teutschen Landschaft. Die Regirung rief die seit manchem Menschenalter nie mehr zugezogenen Abgeordneten des Landes wieder ein. Eine freiere Verfassung wurde zugesichert, und die Frist eines Jahres zur Ausarbeitung derselben bestimt. Noch war die große Mehrzahl und beinahe die ganze niedere Volksklasse, eingedenk der glücklichen Ruhe, des genossenen Wohlstandes und der milden Behandlung, der Regirung ergeben. Aber die Mehrheit in den Landstädten, viele nicht zum Patriziate gehörende Einwohner der Hauptstadt, und manche auf der Landschaft selbst, sehnten sich nach einer Veränderung, welche sie aus der politischen Minderjährigkeit hervor heben sollte. Viele auch von diesen wünschten nichts besseres, als eine von Frankreich unabhängige Verbesserung der Statsform, und waren entschlossen, zur Abhaltung der Franzosen alles zu wagen; Andre, denen der Glaube an die Zusicherungen der Regirung fehlte, hofften Rettung nur von diesen. Dennoch siegte für ein Mal das Vaterland. Es gelang der Regirung, eine sehr beträchtliche Volksmasse dem Feinde, der vom Waatlande und vom Bisthume Basel her sie bedrohte, entgegen zu setzen. Die schwache Hilfe der Eidsgenossen, ihre Unentschlossenheit, Freyburg's und Solothurn's Schwäche, das stete Schwanken der durch französische Vorspiegelungen und widerstreitende innere Elemente außer Fassung gebrachten Regirung, und die Gährung, welche sich auch der bewafneten Macht mitgetheilt hatte, hinderten jedes größre Zusammenwirken. Siegreich fochten die Berner bei Neuenegg, Laupen und Gümminen, nicht ohne muthigen Widerstand beim Grauholz; aber das Band der Kriegszucht war aufgelöst. Tobende und mistrauische Milizen ermordeten ihre eignen Anführer; und nach wenigen Tagen des Krieges öfnete am 5. März das vorher von keinem Feinde betretene Bern seine Thore den Franzosen,

welche sich der während eines langen Friedens gesammelten Vorräthe bemächtigten, und die Patrizier noch insbesondre mit Contributionen belegten. Nach der Einführung der helvetischen Republik wurden aus dem bernerischen State vier Kantone gebildet, Leman aus dem Waatlande; Oberland aus den oberländischen Gegenden mit dem Hauptorte Thun; Aargau aus dem untern Aargau. Der Überrest machte den Kanton Bern aus. Von der Mitte des Jahres 1799 bis 1803 war die Stadt der Sitz der wechselnden helvetischen Regirungen. Durch die Mediationsverfassung blieben Waat und Aargau abgetrent; der wenig zusammenhängende, von Hilfsmitteln entblößte Kanton Oberland war schon 1801 wieder mit Bern vereinigt worden. Als im Spätjahre 1813 der Schauplatz des von den Verbündeten zur Herstellung des europäischen Gleichgewichtes unternommenen Krieges sich dem Rheine näherte, erklärte auch Berns Regirung am 15. December öffentlich ihren Wunsch für Neutralität, und daß fremde Truppen den Schweizerboden nicht betreten möchten. Am 19. December erschien daselbst der in östreichischen Civildiensten angestellte Graf Senft von Pilsach, und foderte die mediationsmäßige Regirung auf, ihre Gewalt in die Hände der vormaligen Regirung niederzulegen. Der große Rath wies dieselbe am folgenden Tage ab; aber auf die Nachricht vom Einmarsche der Verbündeten in die Schweiz beschloß er am 22. mit großer Mehrheit, dieselbe den ehemaligen Rath und Bürgern (dem großen Rathe), zu übergeben. Dieser versammelte sich, und wählte eine provisorische Regirung oder Standescommission aus 13 Gliedern. Eine Bekantmachung vom 24. trägt allen öffentlichen Behörden des damaligen Kanton Bern, und eben so, wie dieselbe sich ausdrückt, denjenigen der abgerissenen Theile Waat und Aargau auf, Ruhe und Ordnung zu handhaben. Den Regirungen dieser beiden letztern Kantone wird befohlen, ihre Kassen unter persönlicher Verantwortlichkeit in Bereitschaft zu halten. Kriegsvorräthe sollen versiegelt, und ebenfalls in Bereitschaft gehalten werden. Dann wird angezeigt, die alte Verfassung werde die Grundlage der künftigen seyn; aber bei der Vervollständigung des großen Rathes werde man von höhern Grundsätzen ausgehen, eine bedeutende Anzahl Familien ins Bürgerrecht aufnehmen. Eine Amnestie wurde versprochen. Im Kantone äußerten sich nur einzeln leise Bewegungen. Aber Waat und Aargau verboten dieses Proclam, drohten, die Verbreiter desselben als Verräther zu behandeln, und behaupteten, auf die Äußerungen der östreichischen und russischen Gesandten und diejenigen der Monarchen selbst gestützt, ihre Unabhängigkeit. Das gegenseitige Mistrauen ging so weit, daß die Gränzen durch Bewafnete bewacht wurden. Mittlerweile war am 12. Januar der große Rath, von welchem noch 134 Glieder, und unter diesen nur fünf des kleinen Raths übrig geblieben waren, durch 66 neue Glieder vervollständigt. Berns wiederhergestellte alte Regirung stand lange an der Spitze derjenigen ältern Kantone, welche sich der Tagsatzung zu Zürich entzogen, wohin die 19 mediationsmäßigen, von den verbündeten Mächten anerkanten Stände versammelt werden sollten. Nach wiederholten Einladungen der auswärtigen Gesandten beschloß endlich der große Rath am 30. März, dieselbe besuchen zu lassen. In der innern Organisation des Kantons schritt man fort. Aus den Vorgeschlagenen des Landes wurden 43 dem großen Rathe zugewählt. Am 7. und 8. Juli erfolgte eine Entsagung auf das Waatland, insofern dasselbe die Trennung vorziehe. Auf das Aargau wurden die Ansprüche entgegen kommend erneuert. Aber sogleich erfolgten die abschlagenden Gegenerklärungen dieser beiden Stände. Eine im August in der Gegend von Interlaken und Thun eingeleitete Verschwörung wurde durch schnelle, mit Waffen unterstützte Maßregeln ohne Widerstand unterdrückt. Endlich trat Bern dem neuen Schweizerbunde bei, doch mit Vorbehalt seiner besondern Ansprüche auf Waat und Aargau, welche, gestützt auf ihre seit 1803 genossene politische Selbständigkeit und die allgemeine Anerkennung derselben, jene ablehnten. Aufs neue erwachte gegenseitiges Mistrauen. Im Januar und Februar 1815 sah man Waat und Bern Kriegsrüstungen machen, weil jenes eine Unternehmung der Berner gegen Aargau, und Bern feindselige Absichten gegen sich selbst zu vermuthen schien. Endlich machte der Wiener Kongreß diesen beunruhigenden Verhältnissen ein Ende. Er erklärte am 20. März die Unverletzbarkeit des Gebietes der 19 Kantone auf die Grundlage des Besitzstandes vom 29. Dec. 1813. Dem Kanton Bern wurden das Bisthum Basel, mit Ausnahme des Bezirkes Birseck, und die Stadt Biel, mit Vorbehalt der mit der bernerischen Verfassung vereinbaren Municipal-Rechte, überlassen; und am 28. April nahm der große Rath den Wiener Receß durch eine beträchtliche Mehrheit der Stimmen an. Diese ausgedehnte Erwerbung veranlaßte eine neue Bearbeitung der Verfassungsgrundsätze. Ein Proclam vom 21. Sept. sicherte den Zutritt zu öffentlichen Stellen und zum regirungsfähigen Bürgerrechte allen Landesgenossen zu. Die Zahl der, den Zweihunderten der Stadt Bern noch von der Landschaft zuzuwählenden Glieder wurde auf 99 ausgedehnt; 12 oder 13 von diesen wählt der große Rath selbst; die Übrigen werden von den Vorstehern und öffentlichen Beamten der Städte und Kreise, welche die Wahlkollegien bilden, ernant. In November wurde mit den, nach der Vorschrift des Wiener Recesses von dem Vororte Zürich ernanten Deputirten der erworbenen Landschaften eine Conferenz in Biel gepflogen. Die Letztern stimten auch einigen Veränderungen, welche der große Rath in der Übereinkunft zu machen beschlossen hatte, am 30. November bei. Das eigentliche Bisthum, das Münsterthal und Erguel wurden nun in fünf Leberbergische Vogteien eingetheilt, Biel mit dem Oberamte Nidau, Neustadt und der Tessenberg mit Erlach in Verbindung gebracht. Die feierliche Besitznahme des Landes erfolgte vor Weihnachten. Seither hat Bern mit dem römischen Stuhle, dem Kanton Luzern und andern Schweizerkantonen viele Unterhandlungen über die Festsetzung bischöflicher Sprengel, und andrer dazu gehörender Verhältnisse gepflogen, welche aber noch nicht beendigt sind. In den Jahren 1817 und 1818 übte es zum ersten Male das, nach den Bestimmungen der neuesten schweizerischen Verfassung, mit Zürch und Luzern wechselnde Amt des Eidsgenössischen Directoriums oder Vorortes aus. Die bei der neuen schweizerischen Eidsgenossenschaft theils zahlrei-

cher, theils in höherm Range als vormals angestellten auswärtigen Gesandten scheinen ihren, für kleine Freistaten, welche jeden größern Luxus zu fürchten haben, und ihre Magistraten nur mäßig besolden können und sollen, nicht unwichtigen Aufenthalt bleibend in Bern aufschlagen zu wollen. — Die Secularfeier der Glaubens-Verbesserung beging Bern auf das neue Jahr 1819 nicht mit der übrigen teutschen Schweiz; aber auch in den beiden verflossenen Jahrh. war das Fest 1628 und 1728, und zwar mit solcher Theilnahme gefeiert worden, daß 1628 der kleine und große Rath und die ganze Bürgerschaft in der großen Kirche sich eidlich verpflichteten, bei der angenommenen Reformation zu bleiben, und auch 1728 die Feierlichkeiten sich über den Zeitraum einer ganzen Woche erstreckten. (*Meyer v. Knonau.*)

B. Statskunde. Der Kanton Bern liegt im westl. Theile der Schweiz, gränzt nördlich an Frankreich, östl. an die Kantone Basel, Solothurn, Aargau, Luzern, Unterwalden, Uri, südlich an den K. Wallis, westl. an die Kantone Waadt, Freyburg, Neuenburg, und wieder an Frankreich, hat 173 geogr. □Meilen Flächenraum, und ist in 27 Oberämter eingetheilt; diese sind: 1) im Mittellande: Bern, Burgdorf, Fraubrunnen, Konolfingen, Laupen, Schwarzenburg, Seftigen; — 2) im Oberlande: Frutigen, Interlachen, Nieder-Simmenthal, Ober-Simmenthal, Oberhasli, Sanen, Thun; — 3) im Seelande: Aarberg, Büren, Erlach, Nidau; — 4) im Emmenthal: Signau, Trachselwald; — 5) im Ober-Aargau: Wangen, Aarwangen; — 6) im Leberberg: Curtlari, Delsperg, Freibergen, Münster, Pruntrut. — Das Land steigt vom Bielersee im N. gegen S. durch fruchtbare Ebnen, angenehme Hügel, grasreiche Alpen und holzbewachsene Berge bis zu den gewaltigen Berggipfeln des Oldenhorns, Geltenhorns, des wilden Strubels, der Altale, des Tschingelhorns, der Jungfrau, des Mönchs und Eigers, der Wetterhörner, des Schreckhorns und Finster-Aarhorns empor; weniger allmälig, sondern meistens steil erhebt sich vom Bielersee gegen Norden das Juragebirg, das sich nach und nach gegen das französische Suntgau hin verflächt. Ungemein verschieden ist dieser Boden und Klima, Volk und Erwerb; die Übersicht des Bodens läßt sich am besten an den Lauf der Aar anknüpfen; dieser Fluß entspringt aus Gletschern im SO. des Kantons, am Fuße des steilen spitzigen Finsteraarhorns und des breitern Felsens Schreckhorn; die Aar bildet zuerst bis an den Brienzersee das Haslithal, in welches sich nördlich das Gentel- und Gadmenthal öffnen, südlich nimt sie die Wasser des Urbachthal und den Reichenbach, Ausfluß des Rosenlaugletschers, auf; nachdem sie den Brienzersee (s. d. Art. und Thunersee) gebildet, in welchem die beiden Lütchinen aus dem Grindelwald- und Lauterbrunnthal fallen, verläßt sie diesen See, um bald den Thunersee zu bilden, in welchen südlich die Kander folgende Gewässer führt: die des Suld-, Kien-, Kander-, Gastern-, Adelboden- und des Frutigthals, wo die Engstligen fließt; endlich die Wasser des Nieder- und Ober-Simmenthal, in welchem letztern die Simme läuft; die Aar nimt sodann nach ihrem Ausflusse aus dem Thunersee mehre große Bäche auf, umfließt die Stadt Bern und empfängt dann südlich die Saane, welche ihr die Wasser der Sense bringt; aus dem Bielersee erhält sie die Ziel oder Thielle, und verläßt nachher den Kanton. Ähnliche Richtung hat der zweite Hauptfluß die Emme, (zu unterscheiden von der Luzerner oder kleinen Emme) sie nimt die Gewässer des östlichen Theiles auf und ergießt sich unterhalb Solothurn südlich noch in die Aar. Aus dem nördlichen Gebiete fällt vom Jura her noch die Schüß (Suze) in den Bielersee, die übrigen Wasser dieses Landtheiles gehen nördlich und werden theils von der Birs nach dem Rheine, theils durch die Alene nach dem Doubs geführt, der eine Biegung in das Land macht. Von großen Gletschern fließen die Wasser des südlichen Theiles meistens ab, die größten dieser Eismassen sind die um die Jungfrau, den Mönch und das Finsteraarhorn, die sich zum Theil in die bewohnten Thäler hinunterstrekken und durch ihre großen und prächtigen Formen eine der ersten Stellen unter den zahlreichen Naturschönheiten dieses Kantons einnehmen. In den hohen Thälern ist das Klima rauh, der Sommer sehr kurz, im mittlern Theile des Landes angenehm und milde, indem der Jura die Nordwinde abhält. Drei Hauptgebirge ziehen sich durch das Gebiet dieses Kantons, die Berneralpen im Süden, der Jura im Norden und ein Theil des Jorat im Westen; mannigfaltig theilen sich die beiden erstern ab, und einzele Gipfel erheben sich daraus, namentlich aus dem Hochgebirge im Süden bis zu seltener Höhe über das Meer; die Jungfrau hat 12,872 Fuß, das Wetterhorn 10,466, das Schreckhorn 12,560, das Finsteraarhorn 13,176, die Vinscherhörner 12,500, der Eiger 12,268, der Mönch 12,666, das Breithorn 11,691, die Blümlisalp 11,393, das Doldenhorn 11,287, die Altels 11,432, der wilde Strubel 9694, das Oldenhorn 9630. Über diese Kette gehen vier Pässe nach dem Wallis hinüber: über die Grimsel, 6570 F., über die Gemmi 6985, über den Stavyl 7235 Fuß und über den Sanetsch. Unter den nordwärts von dieser Kette stehenden Bergen erhebt sich das Faulhorn auf 8020 F., das Rothhorn auf 7257 F., der Hohgant auf 6834, der Niesen auf 7340, das Stockhorn auf 6767. Im Jura steigt der Chasseral bis zu 4968 F. über das M. Treffliche Quellen ergießen sich allenthalben und auch an Mineralwassern ist kein Mangel, das Blumenstein-, Gurnigel- und Weissenburgerbad zeichnen sich aus. — Der K. Bern gehört zu den sehr bevölkerten Gegenden; im J. 1818 hatte er in den 22 ältern O.-Ämtern 298,520 reformirte Einwohner, worunter auch ungefähr 900 Wiedertäufer gerechnet sind, und in den 5 neuerworbenen Ämtern im Jura 39,464 katholische, zusammen also 337,984 Einwohner, wovon etwa 50,000 französisch sprechen. Sie sind im Durchschnitte gutmüthig und verständig, meistens auch thätig und fleißig; nicht selten aber, besonders in den gebirgigen Gegenden zur Bequemlichkeit geneigt; Hang zur Sinnlichkeit ist häufig, eben so zu religiöser Schwärmerei, beides oft auf eine bedenkliche Weise mit einander verbunden. Die Mundart ist im teutschen Theile des Kantons ein nicht unangenehmer Zweig des Oberteutschen, im französischen Theile beim Volke ein rauheres Patois. Die Wohnungen zeichnen sich meistens durch gefällige Ländlichkeit, alterthümlichen guten Geschmack und Reinlichkeit aus, und verrathen öfters bedeutenden Wohlstand.

Reich an mannigfaltigen Erzeugnissen bietet dieser Kanton dem Einwohner vielseitige Nahrungsquellen dar; die Viehzucht ist die hauptsächlichste derselben, im J. 1819 befanden sich im Kanton 11,774 Zugochsen, 2354 Bullen, 87,288 Kühe, 33,470 Rinder, 23,501 Kälber, 729 Hengste, 7837 Wallache, 10,562 ältere Stuten, 4493 jüngere Stuten, 3952 Füllen, 107,385 Schafe, 55,873 Ziegen und Böcke, 146 Esel und Eselinnen, 55,215 Schweine und Ferkel. Herrliche Alpen begründen die Alpenwirthschaft, die viel Käse, Butter, Ziegen- und Milchzucker erzeugt; im mittlern Theile des Landes herrscht ergiebiger Ackerbau, Gartenbau, Weinbau, trefflicher Wiesenbau, Schaf-, Pferde- und Schweinezucht. Die Waldungen stehen mit dem Bedürfnisse des Kantons in einem zur Zeit noch günstigen Verhältnisse; Korn hingegen bringt das Land nicht genug hervor, Hanf und Flachs werden fleißig gebaut. An den verschiedenen Produkten des Mineralreichs, vorzüglich Eisen-, Blei- und Kupfererzen, Gyps, Marmor, Kalk- und Sandsteinbrüchen, Steinkohlenflözen ist der Kanton reich; Eisenbergwerke werden betrieben. — Der Gewerbfleis erstreckt sich hauptsächlich auf die Verfertigung von Leinwand, Wollentüchern und Baumwollenwaren, Gerbereien, hölzerne Waren verschiedner Art, Uhrmacherei, Spitzenklöppelei, Schießpulver u. a. Durch den Handel werden ausgeführt, Hornvieh, Pferde, Käse, Kirschwasser, Leder, Leinwand, Kattun, Musselin, Seidenwaren, und eingeführt: Colonialwaren, Weine, Salz, Taback, Getreide, Eisen und andre Metalle, Wolle, Seide, Baumwolle, Flachs u. a. Schöne Straßen und verschiedne Wasserwege auf Seen und Flüssen befördern den Verkehr, auf die ersteren werden bedeutende Sorgfalt und Kosten verwendet, den Käseabsatz aus den teutschen Ämtern berechnet man auf 17000 Ctr. jährlich. Man rechnet nach Franken (32 auf die Mark), Batzen (90 auf die Mark Scheidemünze) und Rappen; ideale Münzen sind der Thaler zu 30 Batzen, die Krone zu 25 Batzen, das Pfund zu 7½ Batzen; in den ueberbergischen Ämtern gelten für einmal noch die franz. Münzen, Maße und Gewichte. — Unter dem Namen Schultheiß, kleine und große Räthe der Stadt und Republik wird von der repräsentativen Regirung die höchste Gewalt ausgeübt; diese Behörde besteht aus 200 Bürgern der Stadt Bern und 99 von den kleinern Städten und der Landschaft gewählten Gliedern, dieser große Rath wählt aus seinem Mittel die 2 Schultheißen, die 25 Mitglieder des kleinen Rathes und das Appellationsgericht; der erstere ist die gewöhnliche Standesregirung, das letztere die höchste richterliche Instanz. Ein geheimer Rath leitet das Diplomatische; der große Rath versamlet sich jährlich 2 Mal, die 200 Stadtbürger desselben monatlich einmal; 2 Mitglieder des kleinen Rathes, Heimlichen genant, wachen über die Erhaltung der Verfassung; die kleinen Räthe und sechzehn Großräthe bilden das Kollegium der Räthe und Sechszehner, das die Censur der Mitglieder des großen Rathes vernimt und Gesetzesvorschläge berathet. Daneben besteht ein Finanzrath, ein Kriegsrath, ein Justiz- und Polizeirath, ein Kirchen- und Schulrath, ein Ehegericht. Jedem Amtsbezirke stehet ein Oberamtmann vor, der ein Amtsgericht zur Seite hat, Polizei und Finanzen werden musterhaft besorgt. — Die Geistlichkeit bildet 6 Kapitel oder Klassen: Bern, Thun, Burgdorf, Langenthal, Büren, Nidau; 183 Pfarren und andre geistliche Stellen sind auf dem Lande, 5 Pfarrer, 5 Helfer und 2 französische Prediger, nebst 3 Filialisten und 1 Kapitelshelfer bilden die Stadtgeistlichkeit; jedes Kapitel hat seinen Decan, eine allgemeine Synode findet nicht Statt; die kathol. Geistlichkeit bestehet aus 70 Landgeistlichen und dem kathol. Pfarrer in Bern. Sehr gut ist das Besoldungswesen der reformirten Geistlichen geordnet. — Das Schul- und Erziehungswesen verdienet alles Lob, besonders wird für die Landschulen viel gethan; eine Akademie, ungefähr wie eine Universität eingerichtet, befindet sich in Bern, daneben ein Gymnasium und gute Elementarschulen; in Biel ist ein Gymnasium. — Verschiedne, theils öffentliche, theils privatim besorgte gemeinnützige und wohlthätige Anstalten sind im Bestande; eine Brand-Assekuranz, die aber freiwillig ist, und zur Zeit nur noch 30,880 Gebäude umfaßt, verschiedne Familien-, Armen-, Leichen- und Schulmeisterkassen. — Das Kriegswesen zeichnet sich aus unter dem der meisten andern Cantone: das Bundescontingent beträgt 5824 Mann und 104,080 schweiz. Franken an Geld. — Seit 1353 machte der Stand Bern den zweiten Kanton der Eidgenossenschaft aus; in der Revolution von 1798 ward sein, seit dem Eintritte in den Bund bedeutend vermehrtes Gebiet durch Abreißung der Waadt, des Aargaus und des Oberlandes sehr vermindert, und umfaßte folgende Distrikte: Bern, Schwarzenburg, Obersestigen, Untersestigen, Zollikofen, Seeland, Büren, Burgdorf, Wengen, Langenthal, Nieder-Emmenthal, Ober-Emmenthal, Stäffisberg, Höchstetten, Laupen; 1803 ward durch die französische Mediation das Oberland wieder damit vereinigt; 1813 und 1814 sprach der Stand sein ehemaliges Gebiet im Aargau und in der Waadt förmlich durch offene Proklamation wieder an, leistete aber später Verzicht darauf, und erhielt durch den Wiener-Congreß, zu einigem Ersatz, die ehemals schweizerisch gewesenen Landschaften des Bisthums Basel, nachdem sie Frankreich losgegeben hatte; dieser Zuwachs stehet aus hinreichenden Gründen noch immer unter einer besondern Verwaltung, bis Gesetze, Abgaben u. a. wie im übrigen Kanton eingerichtet werden können, enthält 25 — 30 Q.-M. und 62—66,000 Selen, meistens französischer Sprache; der Fünftel derselben ist reformirt. Seit seinem Beitritte zu dem Bunde von 1815 bildet er wieder den zweiten Stand, und das zweite der Eidgenössischen Vororte, er ist 1816 dem heiligen Bunde beigetreten. — Außer den allgemeinen Werken über schweiz. Geschichte, Geographie und Statistik, behandeln diesen Kanton besonders: Justinger's Berner-Chronik (bis 1421) abgedruckt Bern 1818. 8. Stettler's Schweizer-Chronik. Bern 1627. II Thle. Fol. Tscharner's Historie der Stadt Bern. Bern 1765. II Thle. 8. Stierlin's Neujahrsgeschenke für die Berner Jugend. 1814 — 1822. 4. (Gruner's) Delicia urbis Bernae. Zürich 1732. 8. (Haller und Geizmann) Beschr. der Stadt und Rep. Bern. II Thle. Bern 1794, 96. 8. (Wagner's) Werke der St. Bern. B. 1808. 8. franz. 1810. 8. Helvetischer Almanach für das Jahr 1802, 1819 und 1821. Zürich. 12. (das beste in Hinsicht auf die jetzige Statistik des Kantons). Die neueste Karte ist 1819 und 1821

in II Blättern von Scheuermann in Zürich herausgekommen. Weitere reichhaltige Literar-Notizen über diesen Kanton geben Haller's Bibliothek der Schweizergeschichte und (Wyß) im helvet. Almanach auf 1819. S. 8 — 33. (*Wirz.*)

Bern, die Hauptstadt des Schweiz. Kantons Bern, liegt auf einer hohen Halbinsel, welche der Lauf der Aar bildet, 1709 F. über dem Meere, unter 46° 57′ 14″ N. Br. und 25° 7′ 6″ östl. L. Sie enthält einige öffentliche Plätze, ganz regelmäßige, gut gepflasterte Straßen, an welchen unter den Häusern beinahe durchweg Bogengänge hinlaufen, wo sich Buden, Gewölbe und Werkstätten befinden; ein fließender Kanal gehet durch die Hauptstraßen, sie hat 1062 Häuser und 17,552 Einw. Die öffentlichen Gebäude sind sehr ansehnlich. Der gothische Münster (160 F. lang 80 br. mit einem 191 F. hohen Thurme) gebaut 1421 bis 1502 zeichnet sich besonders aus, so wie die heil. Geistkirche, die Bibliothek mit dem Museum, die Münze, das Waisenhaus, das Bürgerspital, das Krankenhaus, die Insel genant, das Kornhaus, das Stift und das Zeughaus. Die hiesige Akademie hat 6 Professoren, für Philologie, Philosophie, Physik, Mathematik, Chemie und Naturgeschichte; und 9 für Theologie, Medizin und Rechtswissenschaft, sodann 3 für Thierarzneikunde; sonst sind hier ein botanischer Garten, eine akademische Zeichnungsanstalt, eine Turnanstalt, besorgt von Hrn. Elias, ein Gymnasium, eine Töchterschule, besorgt durch Hrn. Meißner, eine schweizerisch-geschichtforschende, eine naturforschende, eine Künstler-Gesellschaft, 2 Waisenhäuser, ein Alumnat für Studirende. Erwähnung verdienen: die Bibliothek, 30,000 Bde., mit treflichen Handschriften über Schweizergeschichte, Münzen, Alterthümer; das Museum, mit Samlungen für die schweiz. Naturgeschichte; der Antikensaal mit Gypsabgüssen; viele Privatsamlungen in verschiednen Fächern. Bern wird von mehren geschickten Künstlern und gelehrten Männern bewohnt, welche letztere den literarischen Verkehr aufrecht erhalten. Der Kunstfleis beziehet sich auf Fabriken von baumwollenen, seidenen und wollenen Zeugen, Häuten, Strohhüten; Wein- und Käsehandel ist bedeutend, 2 Messen befördern den Umtausch. Das Gesellschaftliche ist in Bern durch die Anwesenheit von Fremden und der auswärtigen Gesandtschaften belebt, Bälle und Concerte sind häufig, zuweilen spielen wandernde Theatergesellschaften. Angenehme Spaziergänge sind nahe bei der Stadt, meistens mit herrlicher Aussicht in die Berge. — Beschreibungen, siehe den vor. Artikel. Plane: von Sinner, gestochen von Eichler 1790, von Bollin, gestochen von Girardet 1807. Plan der Stadt und der Stadtbezirke von Bollin, gestochen von Scheuermann 1809. (Ein Plan der Stadt von Hahn ist nicht im Buchhandel.) (*Wirz.*)

Bern, der Amtsbezirk (s. d. beid. vor. Art.) begreift die Hauptstadt mit ihren nächsten Umgebungen; sie waren das erste, ursprüngliche Gebiet der Stadt; er stehet unter einem zu Bern wohnenden Amtsstatthalter, begreift 3275 Wohnhäuser, von denen 2657 mit 11,150,800 Fr. versichert sind und 33,870 Einw., in folgenden Kirchspielen: Bern, Muri, Bechingen, Stettlen, Bolligen, Berngarten, Kirchlindach, Wohlen, Bümplitz, Könitz, Oberbalm. (*Wirz.*)

Bern, s. Berend u. Berno.

BERNALDO, ummauerter Flecken mit 3000 Einw. in der neapolitanischen Provinz Basilicata, in einer an Alterthümern reichen Gegend. (*Röder.*)

Bernaldus, s. Bernoldus.

BERNARD (Salomon), Maler und Holzschneider, geb. zu Lyon 1512, war ein Schüler von J. Cousin, beschäftigte sich aber größtentheils mit kleinen Gegenständen, daher man ihn auch den kleinen Bernard nante (le petit B.). Unter seinen Werken sind besonders zu bemerken seine biblischen Geschichten und die Ovidischen Verwandlungen, denen man jedoch zu große Einerleiheit des Tons verwirft. Das seltenste Werk von ihm, ist die erste Ausgabe seiner Bibel von 1550.*) (*Weise.*)

Bernard (Charles), geb. zu Paris 1571, gest. 1640, Vorleser des Königs Ludwigs XIII. und seit 1621 Historiograph von Frankreich mit dem Titel eines Statsrath, ist Verf. mehrer statswissenschaftlicher und historischer Werke, besonders das Leben und die Thaten Ludwigs XIII. darstellend. Le Gendre urtheilt über ihn, daß sein Styl so schlecht sey, wie sein Geschmack, daß er Kleinigkeiten und Lobeserhebungen häufe, in Ausschweifungen sich verliere, und nur gemeine Bemerkungen beifüge; jedoch führe er wichtige Umstände, hauptsächlich Hofintriguen an, von denen er am besten habe unterrichtet seyn können. S. Niceron Bd. 22. d. Übers. S. 166. fgg. (*H.*)

Bernard (Claude), ein geistlicher Abenteurer, der arme Priester oder der Pater Bernard genant, und den 26. Decbr. 1588 zu Dijon geboren, wo sein Vater Etienne (geb. 1553, gest. 1609) und sein Bruder Jean (geb. 1576, gest. 1651) sich als Rechtsgelehrte und einsichtsvolle Theilnehmer an wichtigen Statsverhandlungen einen Namen machten, und mehre, die Zeitgeschichte betreffende, kleine Schriften drucken ließen. Claude wurde bei den Jesuiten zu Dole und zu Lyon unterrichtet, studirte alsdann die Rechte zu Toulouse, und war wegen seiner Lustigkeit, lebhaften Einbildungskraft, seiner Geschicklichkeit im Tanzen und wegen eines ungemeinen Talents in Nachahmung fremder Geberden der Liebling aller Gesellschaften. Drohende Erscheinungen seines längst verstorbenen Vaters, und seine erhitzte Einbildungskraft, machten aus dem Wüstling einen Frömling und einen feurigen Bußprediger, der, nachdem er eine zeitlang Theologie studirt hatte, und in den Priesterstand getreten war, in Paris selbst verständige und ehrbare Männer zu bezaubern verstand, wenn er seine Bekehrungsgeschichte erzählte. Er bekam heftige und langwährende Entzückungen, herrschte über die Geister, sagte künftige Dinge vorher, und hielt auf öffentlichen Plätzen zu Paris so feurige Reden, daß alles Volk ihm zuströmte. Dabei theilte er reichliche Almosen aus, stellte am Hofe und in der Stadt Kollekten für die Armen an, und verwendete eine ihm zugefallene Erbschaft von 400,000 Livres zu eben diesem Zwecke. Am liebsten trieb er sein schwärmerisches Unwesen in den Hospitälern, saugte Menschen mit stinkenden Geschwüren die Wunden aus, und betheuerte,

*) Sandrart beschreibt sein Leben ausführlich Th. II. B. II. S. 366. Vgl. Hubers und Roß's Handb. für Kunstliebh. Th. 7. S. 52.

den angenehmsten Geruch dabei empfunden zu haben, hielt in der Charité in Paris in einer brausenden Aufwallung seiner Phantasie unzusammenhängende, aber geistreiche kleine Reden, suchte versteckte Missethäter zu bekehren, und spielte den Propheten. Er trieb es so toll, daß manche verständige Leute ihn den Narren des lieben Gottes nanten, und selbst Geistliche ihn verachteten und verspotteten. Als er einen versteckten Sünder zum Galgen begleitet, und sich dabei sehr stark angegriffen hatte, bekam er Seitenstiche und ein heftiges Fieber, und starb den 23. März 1641. Sogleich nach seinem Tode sah man ihn im Paradiese mit strahlender Glorie umgeben, und noch war er nicht vier Wochen todt, als man schon über 100 Wunder zählte, welche er in Paris gewirkt haben sollte, und in der Folge wurden sie unzählbar. Die französische Geistlichkeit hat deswegen mehrmals seine Heiligsprechung nachgesucht, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen. Der Pater Bernard hat das Seminar der Dreiund-dreißig, auf dem Berge der heiligen Genoveva, im J. 1638 gestiftet, zum Andenken an die 33 Lebensjahre Jesus. Gedruckt hat man das Testament du révérend père Bernard, et ses pensées pieuses. Paris 1641. 8. und Recit des choses arrivées à la mort du révérend père Bernard. ib. 1641. 8.; auch Gedichte hat man von ihm, die aber nicht gedruckt wurden. Sein Leben ist oft beschrieben worden, von Thomas Legaussre, dem Pater Girv, von Pujot de la Serre, Franc. Gersen, und dem Jesuiten Lempereur u. A. Diese letzte Lebensbeschreibung erschien zu Paris 1708. 12., und ein Auszug aus derselben befindet sich in den Nouvelles de la rep. des lettres. Nov. 1708. und in Marchand's Dict. hist.†). (*Baur.*)

Bernard (Samuel), geb. zu Paris 1615, der für einen Schüler Vouets gehalten wird, war als Fresko- und Miniaturmaler bekant. Außerdem beschäftigte er sich mit der Radirnadel, und arbeitete in schwarzer Kunst. Im J. 1674 verlor er die von ihm bekleidete Stelle als Professor der königlichen Akademie, weil er sich zur protestantischen Religion bekante, erhielt aber dieselbe wieder, als er zur katholischen Religion zurückkehrte. Er starb 1687. Von seinen großen Blättern nennen wir, den erschreckenen Attila, nach Raphael, mehre Blätter nach Guido, Vandyk, Champagne und Correggio*). (*Weise.*)

Bernard (Edward), ein englischer Mathematiker und Humanist von anerkanten Verdiensten, geb. den 2. Mai 1638 zu Paulers-Perry unweit Towcester in der Grafschaft Northampton. Er studirte zu London und Oxford, und zeichnete sich bald durch seine Kentnisse in der griechischen, römischen und orientalischen Literatur, und in der Mathematik aufs vortheilhafteste aus. Im J. 1673 wählte ihn der Bischof von Bath und Wells zu seinem Kapellan, und in eben diesem Jahre erhielt er zu Oxford das Lehramt der Astronomie. Der König Karl II. sandte ihn 1676 mit seinen zwei natürlichen Söhnen, den jungen Herzogen von Grafton und Northumberland, die er mit der Herzogin von Cleveland erzeugt hatte, als Instructor nach Frankreich; allein, der Zerstreuungen und der Abhängigkeit bald überdrüssig, kehrte Bernard nach einem Jahre zu seinen Lieblingsstudien nach Oxford zurück. Hier nahm er 1684 die theologische Doktorwürde an, legte bald darauf sein Lehramt der Astronomie nieder, wurde 1695 Prediger zu Brightwell in Berksh., und starb den 22. Januar 1697. Dreimal hatte er eine wissenschaftliche Reise nach Holland unternommen, und das In- und Ausland ehrte in ihm den gelehrten Astronomen, Philologen und Kritiker, daher auch der berühmte französische Bischof Huet in seiner Autobiographie (De rebus ad se pertinentibus) von ihm sagt: „Eduardus Bernardus, Anglus, quem pauci hac aetate aequiparabant eruditionis laude, modestia vero paene nulli." Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch seine scharfsinnigen und gelehrten Untersuchungen über das Münz- und Maßsystem der Alten: De mensuris concavis, ponderibus antiquis et mensuris distantium; zuerst abgedruckt bei Ed. Pococks Kommentar über den Hoseas 1685; Ed. II. Oxon. th. Sheld., 1688. 8. Die Alphabete der verschiedenen Völker, und die gewöhnlichen wissenschaftlichen Abbreviaturen, stellte er auf einem in Kupfer gestochenen Bogen dar, unter dem Titel: Orbis eruditi literatura a charactere Samaritico deducta. Oxon. 1696. Fol. höchst selten; neu aufgelegt und mit Zusätzen versehen von Morton 1759. Außerdem hat man von Bernard: Etymologicum britannicum, angehängt der Grammatica anglo-saxonica von Hickes, Oxon. 1689. 4. Chronologiae Samaritanae synopsis, in den Actis erud. Lips. 1691. p. 157. Inscriptiones graecae Palmyrenorum. Traject. 1698. 8. mit Anmerkungen vom Herausgeber Th. Smith. Catalogus libror. Mstor. Angliae et Hiberniae. Oxon. 1697. Fol. Einige astronomische Abhandlungen in den philos. Transact. der Londner Societät; Anmerkungen und Kommentare zu mehren wissenschaftlichen Werken. Seine zahlreichen Manuscripte wurden nach seinem Tode für die Bodlejanische Bibliothek gekauft. Von einer Ausgabe der alten Mathematiker, zu der er reiche Samlungen besaß, wurden nur einige Blätter des Euklid, mit einer lateinischen Übersetzung und einem Kommentar, gedruckt†). (*Baur.*)

Bernard (Jaques), geb. 1658 zu Nions in der Dauphiné, gest. 1718, hatte zu Genf studirt, wurde dann Prediger in der Dauphiné, entfloh aber den Verfolgungen seiner Zeit, und begab sich erst nach Genf, dann nach Lausanne, zuletzt nach Holland, und wurde als Prediger der Wallonischen Kirche zu Leiden, und zugleich als Professor der Philosophie und Mathematik angestellt. Seine historischen und theologischen Schriften sind vergessen; es bedarf daher blos der Anzeige, daß er seit 1691 le Clerc's Bibliothèque universelle, vom 20 — 25. und letzten Theile, und seit 1699 Bayle's Nouvelles de la republique des lettres, erst bis 1710, und

†) Eloge de Cl. Bern. par *Camus*, Evêque de Belley. Par. 1641. 12. (Adelung's) Gesch. der menschl. Narrheit. 2. Th. 271 — 287. Biogr. univ. T. IV. 288. und sein Vater und Bruder ib. 287.

*) Huber's und Rost's Handb. f. Kunstlhbh. Th. 7. S. 169.

†) Sein Leben von Th. Smith, befindet sich bei Rob. Huntingtonis epistolis. Lond. 1704. 8. *Niceron* Mem. T. XXX. p. 95. *Chaufepié* Dict. — Biogr. univ. T. IV. p. 289.

dann wieder von 1716 — 18 fortsetzte, zwar fleißig und gelehrt, aber nicht mit demselben Geist. Im J. 1714 erschien von ihm zu Amsterdam Supplement au Dictionnaire de Moreri. S. Niceron Bd. I. der Übers. S. 405. fgg. (*H.*)

Bernard (Jean Frédéric), ein so thätiger als gelehrter Buchhändler, der sich 1711 zu Amsterdam etablirte, und gegen 1752 das. starb. Unter seinen verschiedenen Schriften über Länderkunde, Literatur und Moral machten das meiste Glück die Céremonies et coutumes religieuses de tous les peuples du monde, représentées par des figures dessinées p. B. Piccart. Amst. 1723 — 48. 9 Bde. Fol. (Auszug von Poncelin mit denselben Platten. Par. 1783. 4 Bde. Fol. Neue Ausgabe des Originals mit Zusätzen von Prudhomme. 13 Bde. Fol. nebst einem Band neuer Zusätze und neu hinzugefügter Kupfer) und die Superstitions anciennes et modernes 1733 — 36. 2 Bde. Fol. m. K. N. A. Amsterdam 1739 — 43. Neu geordnete und mit Erläuterungen von Bannier und Maserier versehene Ausgabe. Paris 1741. 7 Bde. Fol. (*H.*)

Bernard (John), Prediger zu Marblehead in Neuengland, studirte im Harvard-Kollegium, wurde 1707 Feldprediger der gegen Portroyal in Neuschottland ziehenden Kriegsvölker, legte aber nach einiger Zeit diese Stelle nieder, und begab sich nach London. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er Prediger zu Marblehead. Dieser Ort verdankt ihm seine Aufnahme, denn er weckte die Einwohner zum Handel und zur Schiffahrt, lehrte sie den Schiffbau und unterwies sie sogar in der Taktik. Sein Ansehen war bald so groß, daß man ihn als den hohen Priester des Landes verehrte. Er gab eine Übersetzung der Psalmen heraus, die aber wenig Beifall fand; auch Predigten und viele andre kleine Schriften ließ er drucken, die in seinem Wirkungskreise Nutzen stifteten. Je älter er wurde, um so mehr schienen seine Leibes- und Geisteskräfte zuzunehmen, und er starb 1770 im 89. Jahre, ohne jemals krank gewesen zu seyn*). (*Baur.*)

Bernard (Pierre Joseph), wegen seiner anmuthigen Gedichte le gentil [1]) benant, wurde als Sohn eines Bildhauers 1710 zu Grenoble geboren, und machte unter der Leitung der Jesuiten zu Lyon schnelle Fortschritte in den Wissenschaften. Diese hätten ihn daher, ihrer bekanten Maxime gemäß, gern zum Mitgliede ihres Ordens angenommen, aber die Neigungen des Jünglings waren dem geistlichen Stande sehr ungünstig. Er ging nach Paris, wo er 2 Jahre lang als Schreiber bei einem Notar arbeitete, und sich durch einige kleinere Gedichte, insbesondere durch ein elegisches Gedicht la rose und eine Epitre à Claudine den Freunden und Kennern der Dichtkunst empfahl. Einer davon, der Marquis von Pezay, nahm ihn 1734 mit in den italiänischen Feldzug, wo er den Schlachten bei Parma und Guastalla beiwohnte, die er auch besang. Der Marschall von Coigni, in dessen Hause Bernard in seiner ersten Jugend erzogen war, und dessen Gunst er durch Talent und einnehmendes Betragen erworben hatte, verschaffte ihm die Stelle eines Schatzmeisters der Dragoner. Späterhin ernante ihn Ludwig XV. zu seinem Bibliothekar im Schlosse Choisi. Mitten unter der Aussicht auf ein sorgenfreies Alter wurde er 1771 von einem Schlagfluß überfallen, der ihn in halbe Abwesenheit des Geistes versetzte, indem er zwar Besinnung behielt, aber seine Ideen nicht mehr zu verbinden im Stande war. In diesem traurigen Zustande blieb er bis zu seinem Tode, der am 1. Novbr. 1775 zu Paris durch einen neuen Schlagfluß erfolgte. Er besaß einen sehr gefälligen und liebenswürdigen Charakter, der keinen zu beleidigen fähig war. Seine Talente und die Anmuth seines Betragens verschafften ihm Zutritt bei Hofe und in den feinsten Zirkeln zu Paris. Er genoß in hohem Grade die Gunst des weiblichen Geschlechts, dem er bis zum Übermaß ergeben war. Als Dichter kann man ihn keineswegs zu den hohen und eigenthümlichen Naturen zählen, er gehört ganz seiner Zeit an, und man findet die Anmuth, den Leichtsinn und die Üppigkeit derselben in seinen Gesängen wieder. Seine Philosophie ist die des Epikur und Anakreon. Nach dem Urtheil Palissot's in seinem Memoire über Bernard, hat sich kein französischer Dichter so sehr der Manier Ovid's genähert. Gleich ihm, wendet er sich statt an das Herz, an die Einbildungskraft und den Verstand, und weiß, gleich dem Römer, oft nicht anzuhalten und aufzuhören. Seine Verse kosteten ihm Mühe; er ist zuweilen gesucht in Gedanken und Ausdruck und doch nicht durchaus frei von Nachlässigkeiten. Im Ganzen ist jedoch der Charakter seiner Gedichte Leichtigkeit und Anmuth, und er behauptet unter den gefälligen Dichtern der Freude und des Lebensgenusses, welche Frankreich hervorgebracht, einen der ersten Plätze. Seine weder sehr zahlreichen, noch voluminösen Dichtungen sind oft gesammelt erschienen, namentlich 1775 in 18., 1785 in der Samlung der französischen Dichter in kleinem Format, 1796 von Crapelet, Paris mit Kupf., 1803 seule édition complette, Paris 2 Bde. 8., und neuerlich Paris 1821 in 18. mit 6 Kpf. Es sind folgende 1) l'art d'aimer, ein Lehrgedicht in 3 Gesängen, welches zuerst im J. 1775 nach B. Tode gedruckt erschien, aber im Zirkel seiner Freunde lange vorher bekant war [2]). Dennoch hat man diesem Gedicht von der einen Seite Trockenheit, von der andern Schlüpfrigkeit vorgeworfen, und darin mehr eine Kunst zu verführen als zu lieben erblickt [3]). Der Dichter faßt die Liebe nur von der sinnlichen Seite auf, er beschäftigt oft die Einbildungskraft, aber nie das Herz.

*) *John Eliot* biographical Dictionary etc. Salem et Boston. 1809. 8. Hall. Litztg. 1813. Jul. Nr. 160.

1) So wird er auch einigemal von Voltaire genant, unter andern in jener poetischen Einladung, die Voltaire im Namen der Herzogin von Valière schrieb:

Au nom du Pinde et de Cythère
Gentil Bernard est averti,
Que l'Art d'aimer doit Samedi
Venir souper chez l'Art de plaire.

2) Er behandelte darin seinen Gegenstand mit ungleich feinerm Sinne, als sein Vorgänger Ovid. 3) Der Herausgeber von Bernard's Werken sagt von diesem Gedicht in der Zueignungsschrift:

Ce n'est que l'art de jouir,
L'art de tromper, qu'il explique;
Ingenieur du plaisir
Il en donne la tactique.

2) Castor et Pollux, eine Oper, welche, von Rameau in Musik gesetzt (er errang damit den Preis über Lulli), 1737 auf der Bühne erschien*). 3) Phrosine et Melidore, poëme en 4 chants, zuerst gedruckt 1772 in 8., aber schon früher gedichtet*). 4) Einige Dramen, z. B. la lyre enchantée und Anacréon. 5) Poésies diverses, enthaltend poetische Episteln, Lieder, Epigramme u. s. f. Zum Theil Meisterstücke in der leichten und gefälligen Gattung. Manso zeichnet darunter besonders die Episteln aus. Mehre dieser Gedichte sind von Klamer Schmidt, Manso und andern mit Glück ins Teutsche übertragen worden; am bekanntesten von allen ist Bürger's Dörfchen, dem Bernardschen Gedicht le hameau frei nachgebildet*). (*Rese.*)

BERNARD (Joh. Steph.), vorzüglich bekant durch die Ausgabe älterer Ärzte, wurde im J. 1718 zu Berlin geboren, wo sein Vater Prediger an einer reformirten Kirche war. Zur Vervollkommnung in seinen medizinischen Studien ging er nach Holland und blieb dort bis an das im Aug. 1793 erfolgte Ende seines Lebens. Hier gab er nach und nach bis 1743 Demetrius de podagra, Anonymi introd. anat., Pselli de lapidum virt., Palladius de febr., Synesius de febr., Thomas magister de voc. att., u. Theoph. Nonni Epit. heraus. Über dem Abdruck dieses letztern Buches starb er. Eine kurz vor seinem Tode geschriebene Abh. über griechische Ärzte ist in den Act. lit. der Utrechter Gesellsch. der Wiss. abgedruckt. Auch wurde von Gruner in Jena 1795 Bernardi reliq. med. crit. herausgegeben, und in Reisle's Leben findet man mehre Stücke von ihm. Sein Bildniß findet sich in Gruner's Alm. f. A. 1793*). (*H.*)

BERNARDI (Giovanni), nach seinem Geburtsort in der Romagna genant del Castelbolognese, geb. gegen 1495 und gest. zu Faenza 1555, berühmter Steinschneider und Münzkünstler. Er war der Erste, der diese Künste den alten wieder annäherte, und deshalb von Karl V., Klemens VII. und dem Kardinal Hippolytus von Medicis sehr hoch gehalten wurde. Unter seinen Hauptwerken zeichnet man, auch ihres beträchtlichen Umfangs wegen, zwei aus, die er nach Zeichnungen des Michel Angelo in Stein schnitt, den Sturz Phaeton's und einen Tityus, dem ein Geier die Leber aushackt. (*H.*)

Bernardia P. Brown., s. Adelia L.

Bernardianer, s. Observanten.

BERNARDICZ, ein Marktfl. in Böhmen, Taborer Kr., mit einer Pfarre, zur Studienfonds-Herrschaft Wosporzan gehörig, 5 St. von Tabor und 11 Meilen von Prag. (*André.*)

Bernardin de St. Pierre, s. St. Pierre.

BERNARDINO (Bernhardin), Gebirgspaß im K. Graubünden in der Schweiz, nach welchem man von Chur durch die Thäler Domleschg, Schams und Hinterrhein gelangt; jenseits ist das Misoccothal, welches sich in das des Tessins bei Bellenz öffnet; eine für den Handel der Schweiz und Teutschlands mit Ober-Italien und dem Mittelmeere wichtige Handelsstraße ist jetzt über diesen Paß fahrbar gemacht worden, auf Unkosten der Kantone Graubünden und Tessin; sie ist von Abgründen entfernt und vor Lavinen sicher. Die höchste Höhe beträgt 5990 F. üb. M. Bei dem Wirthshause, das ein wenig südlich liegt, befindet sich in lieblicher Gegend und der reinsten Alpenluft eine Heilquelle. Östlich liegt nahe der Splügenpaß, der in das lombardisch-venetianische Gebiet führt und zunächst an den Comersee leitet. (*Wirz.*)

Bernardinus Tomitanus, s. Tomitanus.

Bernardo Tolomei, s. Olivetaner.

BERNARDO (St.), 1) Insel an Neuspaniens Westküste in Nordamerika, 261° 53′ 57″ d. L. 29° 40′ 40″ n. Br. 2) Villa in Peru in Südamerika, Distrikt Tarija, am Fluß Tarija. (*Stein.*)

Bernardus, Chronist im 11. Jahrh., s. Bernoldus.

BERNAU, Stadt im preuß. Reg.-Bez. Potsdam, niederbarnimschen Kr., 3 M. von Berlin, an der Pankow, mit 278 Häus., 1840 Einw., unter denen eine französisch-reformirte Kolonie ist, 3 Thoren, 2 Kirchen, Hospital, Samt- und Seiden-, Kattun-, Leinen- und Halbseidenfabriken, Bierbrauerei. In der Kirche und auf dem Rathhause bewahrt man die 1432 gemachte Beute an hussitischen Zelten, Bogen, Pfeilen, Cuiraſſen, Harnischen, Sturmhauben ꝛc. auf. Geburtsort des Dichters Georg Rollenhagen † 1609. (*Stein.*)

BERNAY, Hauptort eines an 84,000 Einw. umfassenden Bezirks im Depart. Eure, am Charenton mit 2 Kirchen, 2 Hospitälern, 1175 Häus. und 6000 Einw., die Tuch- und Leinweberei, Roth- und Weißgerberei, Papiermühlen und Bleichereien unterhalten, auch Leinen-, Korn- und Viehhandel treiben. — Von der Stadt führt Alexander de Bernay den Namen, s. Th. III. S. 41. (*H.*)

BERNBURG, Anhalt-Bernburg, Herzogthum. Eines der 3 Herzogthümer dieses Namens (s. oben Anhalt), deren jedes von einer eignen Linie der alten Anhaltischen Fürstenfamilie, beherrscht wird. — Die Größe desselben gibt man gewöhnlich zu 14 bis 15 Q.-M. an. Da es aber an inländischen Vermessungen aller einzelen Theile fehlt, und die Resultate der, in neuern Zeiten, durch preuß. Offizianten geschehenen Vermessungen Anhalts, zur allgemeinen Kentniß nicht kommen, so beruht jene Angabe nur auf einer ungefähren Berechnung, und kann durchaus

4) Die franz. Kunstrichter reden mit großer Auszeichnung von dieser Oper, auch als bloßes Gedicht betrachtet; insbesondere rühmt la Harpe, daß sie nichts von der verführerischen Weichheit gewöhnlicher Opern an sich trage. Indeß bemerken sie doch, daß die Schreibart nicht frei vom Tadel sey und mitunter Spuren von Zwang, auch Nachlässigkeit zeige, so daß Bernard dem klassischen Opernditchter Quinault nicht unbedingt gleich steht. 5) Es beschreibt die Schicksale zweier unglücklich Liebenden und erinnert an das unter dem Namen des Musäos vorhandene griechische Gedicht Hero und Leander, aber nicht zu Bernard's Nachtheil. 6) Über Bernard's Gedichte hat Manso in den Nachträgen zu Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste, Bd. 3. Stück 2. S. 395—447. ausführlich geredet. Vergl. *Laharpe* Lycée Bd. 12. S. 69—79. Gruber's Wörterbuch zum Behuf der Ästhetik u. s. f. Erster Theil. S. 593 — 600. Neue allgem. teutsche Bibliothek Bd. 17. Stück 2. Seite 449. fag., wo über Bernard's Kunst zu lieben in Vergleich mit der des Ovid sehr günstig geurtheilt wird.

*) Vgl. Meusel's Lex. der v. 1750—1800 verst. t. Schriftst. 1 B. u. Biogr. univ. T. IV.

nicht als eine völlig richtige angesehen werden. Nach einer Zählung von 1821 lebten im ganzen Lande 38,163 Menschen. Bei dieser Gelegenheit wurde, nach gleichfalls angestellter Zählung, gefunden, daß in diesem Jahre 3613 Pferde, 12,815 St. Rindvieh und 88,076 Schafe vorhanden waren. Das Land wird in das Ober- und Unterherzogthum getheilt. — Das zum Unterharze gehörige Oberherzogthum macht im Westen den äußersten Theil Anhalts aus, und ist größtentheils gebirgig und mit Wald bedeckt. Seine Grundfläche ist nicht bekant. Im äußersten Winkel gegen Westen ist das braunschweigsche Fürstenthum Blankenburg, auf eine Strecke von zwei Stunden, der Gränznachbar, außerdem aber umgibt es preussisches Gebiet überall, und zwar die Fürstenthümer Halberstadt und Quedlinburg, die Grafschaft Mansfeld und Stolberg. Es ist in 5 Amtsbezirke eingetheilt, welche den Namen der Örter, worin das Amt seinen Sitz hat, führen: Ballenstedt, Hoym, Gernrode, Harzgerode, Güntersberge. Nach der Zählung von 1821 lebten darin 17,702 Menschen. Die Waldungen bedecken eine Fläche von 72,000 Waldmorgen, zu 180 □Ruthen. Die Ebenen am Fuße des Gebirges sind fruchtbares Land und Wiesen. Die Selke ist das einzige Flüßchen von Bedeutung. Künstliche Teiche sind viele vorhanden, welche von Bächen gefüllt werden, um bei anhaltender Trockniß für den Berg- und Hüttenbau, für Mühlen u. s. w. das nöthige Wasser zu liefern. Das Klima ist im Gebirgstheile rauh, doch nicht so, daß nicht Getreidebau jeder Art mit Nutzen betrieben werden könte. Im flachen Theile ist es milder, doch herrscht wegen der Gebirgsnähe fast immer starker Luftzug, der gegen ansteckende Krankheiten schützt, aber desto mehr gichtische Beschwerden erzeugt. Das Oberherzogthum enthält 5 Städte, 11 Dörfer und 5 Vorwerke, die einzeln liegenden Mühlen, Häuser u. s. w. ungerechnet. Die Haupterzeugnisse sind Getreide und Obst jeder Art, Holz, Eisen, Thon und Torf; Schwarz- und Rothwild, wildes Geflügel; Rindvieh, Schaf- und Schweinezucht, nebst Flachsbau, werden betrieben, und die Bergwerke liefern Silber, Blei, Schwefel, Vitriol, Glötte, Gyps, Schiefer, Steinkohlen, Bruch- und Sandstein. Viel Töpferware, auch Tuch und Flanell wird verfertigt, so wie es auch nicht an Bier-, Essig- und Brantweinbrennereien, Potaschensiedereien und Zügelhütten fehlt*).

Das Unterherzogthum, dem obern gegen Morgen liegend, ist von weit größerm Umfang als dieses. Seine Arealgröße ist ebenfalls nicht bestimt anzugeben. Auch ist es nicht zusammenhängend, da es durch Besitzungen der beiden andern anhaltischen Häuser durchschnitten und das dazu gehörige Amt Mühlingen vom preuß. Gebiete ganz umgeben ist. — Es ist in die 4 Amtsbezirke: Bernburg, Plötzkau, Coswig und Mühlingen getheilt, außer welchen es noch 5 adelige Gerichte enthält. Im Ganzen sind darin 2 Städte, 1 Marktflecken, 39 Dörfer und 8 Vorwerke, ohne die einzeln gelegenen Mühlen, Häuser u. s. w. Es besteht aus 3 von einander abgesonderten Theilen. Der eine umfaßt die Ämter Bernburg und Plötzkau und 3 adelige Gerichte, gränzt gegen O. und W. mit Cöthen, gegen S. und N. mit Theilen des preuß. Herzogthums Magdeburg, und wird von der Saale, Bode, Wipper und Fuhne bewässert. Der andre Theil ist das mitten im preuß. Herzogthum Magdeburg liegende Amt Mühlingen. Der dritte besteht aus dem Amte Coswig und dem adeligen Gerichte Kliecken. Westl. und nördl. gränzt dieser mit Dessau und Cöthen, südl. und östl. mit dem preuß. Herzogthum Sachsen. Dieser, von der Elbe bewässerte Theil, ist das Drittel des vormaligen Fürstenthums Zerbst, welches, in der Theilung desselben, 1797, an das Haus Bernburg fiel. — Das ganze Unterherzogthum ist plattes Land. Der Boden der beiden ersten Theile sehr gut und ergiebig, die Waldung unbedeutend. Der 3. Theil hat sandigen schlechten Boden, dagegen viel Nadelholzwaldung. — Getreide jeder Art erzeugt es, welches auch seinen Haupthandel ausmacht. Viehzucht, Obstbau werden stark betrieben, Fanance, Papier, Braunkohlen liefert es, so wie die Flüsse, welche es durchströmen, viele Arten Fische.

Über die ehemaligen und jetzigen politischen Verhältnisse Anhalt-Bernburgs, über Titel, Wapen und Verfassung desselben, so wie über die Schriften über Anhalt, s. d. Art. Anhalt 4. Bd. S. 115., doch ist hier noch zu bemerken: daß Anhalt-Bernburg die herzogliche Würde nicht, wie die beiden andern anhaltischen Linien, im Herbste 1806 selbst angenommen hat, sondern schon im Frühjahre 1806 vom teutschen Kaiser Franz II. (nachherigem östreichischen Kaiser Franz I.) erhielt.

Bernburg, Bernburgum, Aretopolis, Ursopolis, die Hauptstadt des Herzogth. Anhalt-Bernburg, liegt im untern Theile desselben und wird von der durchfließenden Saale in die Alt- und Neustadt und in die Bergstadt getheilt. In beiden zusammen befanden sich, im April 1821, mit Einschluß aller öffentlichen, 727 Häuser und 5340 Einwohner. Die Alt- und Neustadt früherhin getrennt, späterhin in eins vereinigt, hat 4 Thore, ist schmal und außer einer sehr langen Hauptstraße hat sie wenige Nebengassen. Die Anzahl ihrer Häuser ist 396. Unter diesen sind anzuführen: die Altstädter Kirche, wahrscheinlich schon im 11. Jahrh. erbaut, die Neustädter Kirche, und das Regirungsgebäude am Markte, 1746 erbaut, worin das oberste Landeskollegium, die Regirung, ihren Sitz hat, das Landes-Archiv und eine Bibliothek sind. Außer einem Magistrate ist noch ein herzogliches Stadtgericht in dieser Altstadt. Die Stadt wird, durch eine Brücke über die Saale, mit der am rechten Ufer dieses Flusses liegenden Bergstadt, verbunden. Diese Brücke wurde 1799, wo die frühere, 90 Jahre lang gestandene, vom Wasser zertrümmert ward, erbaut, und ist ein sogenantes Hängewerk von einem Bogen. — Die Bergstadt liegt auf und an einem Berge, oder am und auf dem hohen Ufer des Flusses, und ihre Häuser, 298 an der Zahl, umgeben auf drei Seiten das Schloß. Einwohner zählt sie jetzt 2266. Ihre Entstehungszeit ist unbekant. Wahrscheinlich wurden die Häuser anfänglich als hofdienstpflichtig erbaut und vermehrten sich nach und nach bis zur Größe eines eignen Städtchens. — Das

*) Die richtigste Darstellung vom Oberherzogthum Anhalt-Bernburg, befindet sich auf der Karte der Gegend vom Alexisbade, 3 Meilen im Umkreise, welche dem Buche: das Alexisbad von F. Gottschalck und G. Curtze. Halle 1819. 8. beigefügt ist.

Schloß ist sehr alten Ursprungs und daher die Zeit der ersten Anlage ganz ungewiß. Sein antikes ehrwürdiges Ansehn bezeugt laut sein hohes Alter. Es war 800 Jahre lang der Wohnsitz anhaltischer Fürsten, welcher erst seit 1765 von da nach Ballenstedt verlegt wurde. Es wird indessen durchgehends erhalten, und ist zum Aufenthalte der Regentenfamilie stets eingerichtet. Die Aussichten aus seinen Zimmern auf die umliegende Gegend sind sehr schön. Auf der einen Seite umgibt es ein tiefer Graben, auf der andern läuft der Berg jähe zur Saale hinab, aus welcher durch ein Kunstwerk das Wasser zu ihm herauf gehoben wird. Ein sehr hoher runder auf dem Schloßhofe stehender Thurm, heißt der Eulenspiegel. Im kleinen Schloßgarten steht ein Orangeriegebäude, von dessen plattem Dache die Umsicht der Gegend noch schöner ist. Vor dem Schlosse ist das Reithaus und ein fürstliches Vorwerk. — Andere zu beachtende Gebäude und Anlagen in diesem Theile Bernburgs, sind: die Schloßkirche mit dem Begräbnißort der fürstlichen Familie, das Waisen- und Zuchthaus, die große Mühle an der Saale und die dabei liegende, 1696 zur Beförderung der Schiffahrt erbaute Schleuse. — Die Eingänge der Bergstadt sind nur mit Schlagbäumen versehen. Hauptnahrung der Stadt Bernburg ist der Ackerbau. Außerdem gewähren ihr die durchlaufende Heerstraße von Magdeburg und Braunschweig nach Leipzig, die Schiffahrt der Saale, der Sitz der Landeskollegien, die sehr gut eingerichtete Hauptschule des Landes, eine Fayance- und Papierfabrik, viele Nahrung. Wein wird zwar auch hier gebaut, doch ist selten Ertrag damit verknüpft. — Die Entstehungsgeschichte der Stadt Bernburg fällt so weit zurück, daß sie ganz im Dunkeln liegt. Da man aber weiß, daß sie 996 schon befestigt ward, so kann man ihr ein sehr hohes Alter beimessen. — Zu ihrer Benennung scheint der Name, Beringer, den mehre Ahnherren des anhaltischen Fürstenhauses führten, die Veranlassung gegeben zu haben. Aus Beringersburg wurde allmälig Bernburg, und man irrt, wenn man ihn von dem Bären, im Wapen der Regenten, ableiten will und Bärenburg schreibt.

Die Geschichte Anhalts bis zur letzten Theilung desselben im J. 1603, oder bis zum Entstehen der noch blühenden drei Linien, ist im 4. Bde. S. 117. erzählt worden. An diese reihe sich hier kurz die Geschichte der Bernburg'schen Linie.

Ihr Stifter war Christian I., geb. 1568, gest. 1630, zweiter Sohn des Fürsten Joachim Ernst. Er wählte sich, in der Theilung mit seinen Brüdern, den Theil des Landes, welcher jetzt noch das Herzogthum Bernburg ausmacht. Von 16 Kindern war er Vater, aber fünf Jahre nach seinem Tode lebten von 6 Söhnen nur noch zwei, welche das Land wieder theilten. Der jüngere, Friedrich, erhielt die jetzigen Ämter Harzgerode, Güntersberge und einen Theil des Amtes Ballenstedt. Alles übrige bekam der ältere, Christian II. Jener nahm seinen Wohnsitz in Harzgerode, ward der Stifter der Anhalt-Bernburg-Harzgerodeschen Linie, die aber mit seinem Sohne, Wilhelm, 1709 schon wieder erlosch, und worauf der besessene Landestheil an Bernburg zurückfiel. Dieser, Fürst Christian II., hatte 15 Kinder; doch nur 2 von 8 Söhnen überlebten ihn, als er 1656 starb, und 1660 starb auch von diesen noch einer. Der übrig gebliebene, Victor Amadeus, folgte. Sein 84jähriges Leben ist eine Reihe vortrefflicher Handlungen und wohlthätiger Einrichtungen für sein Land, das durch den 30jährigen Krieg sehr verwüstet und verarmt war, und das er wieder emporzubeben keine Opfer scheute. Um fernerer Landestheilung zu begegnen, führte er das Erstgeburtsrecht in seiner Linie ein. Die Herausgabe der anhalt. Chronik von Beckmann beförderte er sehr. Er starb 1718. Zwei Söhne überlebten ihn. Der jüngere, Prinz Lebrecht, erhielt das Amt Hoym als Paragium. Er stiftete die Nebenlinie Anhalt-Bernburg-Hoym, welche sich späterhin, wo sie die Herrschaften Schaumburg und Holzapfel im Nassauschen erwarb, Anhalt-Bernburg-Schaumburg-Hoym nante, und erst 1812 im Mannsstamm erloschen ist. Der ältere, Fürst Karl Friedrich, regirte nur 3 Jahre. Er lebte in sterem Streit mit seinem Vater, welcher seine zweite Verheirathung mit Charlotte Wilhelmine Nüßler, sehr misbilligte, die zwar in Hinsicht der Erbfolge von keinen nachtheiligen Folgen gewesen ist, aber sehr bedeutende Aufopferungen gekostet hat. Sein Sohn erster Ehe, Fürst Victor Friedrich folgte ihm 1721. Bis 1765 regirte dieser, wo ihm sein einziger Sohn Friedrich Albrecht folgte, der wieder seinen einzigen Sohn, Alexius Friedrich Christian, 1796 zum Nachfolger hatte, welcher jetzt regirt und in der, seit dem Entstehen seiner Linie verflossenen zwei Jahrhunderten, der 7. Regent derselben Linie ist. Unter seiner Regirung erfolgte die Theilung des, 1793 schon durch das Erlöschen der Zerbster Linie erledigten Fürstenthums Zerbst. Außer dem Anfalle des 3. Theils davon, fiel auch, beim Aussterben der Nebenlinie seines Hauses, das Amt Hoym an ihn zurück. Er war der erste Fürst von Anhalt, welcher die herzogl. Würde (wie oben erwähnt) erhielt. (*F. Gottschalk.*)

BERNCASTEL, Bernkastel (Berencastellum), ein kleines Städtchen auf dem rechten Ufer der Mosel, 9 Stunden unterhalb Trier, Kreisstadt im Regirungsbezirk von Trier, hat eine Bevölkerung von ungefähr 1650 Einw. Der Handel mit Moselweinen ist hier und in der Umgegend beträchtlich. Die Ruinen eines alten von dem trierschen Erzbischof Heinrich von Finstingen im J. 1277 von Grund aus neu erbauten Schlosses, das im Mittelalter als eines der festesten an der Mosel galt, erheben sich über den Ort. Bei Berncastel fängt der Bergrücken an, der sich zwischen dem Rhein, der Mosel und der Nahe erstreckt, und unter dem Namen Hundsrücken (Tractus Hunnorum) bekant ist. Dieser Ort gehörte früher zum Erzstift Trier, wurde unter der französischen Regirung ein Kantonsort, und gehört jetzt, als ein Kreisort, zum preußischen Regierungsbezirk von Trier. (*Wyttenbach.*)

BERNE, ein Flecken, dessen Einwohner sich Bärer nennen, an einem in die nahe Neser sich ergiessenden Flüßchen gleiches Namens, und Hauptort des ehemals berühmten Stedingerlandes im Herzogthum Oldenburg und im Kr. Delmhorst an der Heerstraße nach Bremen und 3 M. von dieser Stadt, 2 M. von Oldenburg, hat eine schö-

ne lutherschen Kirche, mit einem hohen Thurm, eine Haupt-Schule und mehre Nebenschulen, jährlich zwei stark besuchte Jahrmärkte im Mai und Oct., um sich her einen mit vielen Kanälen und Bächen durchschnittenen moorigen Marschboden, der zur Viehzucht, zum Ackerbau, besonders zum Flachs- und Hanfbau treflich benutzt wird, und durch öftere Durchbrüche, welche große und tiefe Kolken und Braken schlugen, zwar viel, besonders in vorigen Zeiten gelitten, aber auch viel durch Anschlickungen an dem Ufer der Weser gewonnen hat. Der Flecken hat 80 Häus. 450 Einw., wozu in den zur Kirche gehörigen Ortschaften Wehrden, Bettingbuhren, Banzenbuttel, Weserdeich, wo eine Fähre ist, Hannover, wo sich 1234 das Stedinger Treffen endigte, Hiddigwarden, Harmenhausen, Hekeln, Ollen, Glüsing, Bernebuttel, Schlüte, Neuenkoop, Campe noch 421 Häus. und 2639 Einw. kommen. (*Hollmann.*)

BERNECK, ein Städtchen am weißen Main im Landgerichtsbezirk Gefrees des königl. baierschen Obermainkreises mit dem Sitze des Landgerichts von 133 Häusern und gegen 1300 Einw. Es ist ein ganz im Kessel von Bergen liegender und nahrhafter Ort, welcher viele Lebkuchner, (Pfefferkuchler) einen Eisendrahtzug, eine weiße Vitriol- und Alaunsiederei, und einen guten Serpentinsteinbruch hat. Übrigens nähren sich die Einwohner auch vom Feld- und Obstbau. In der aus dem Fichtelgebirg entspringenden Ölschnitz, welche auch Perlenbach genant wird, und hier in den weißen Main fließt, so wie im letztern selbst, werden Perlenmuschel gefunden, welche den orientalischen gleich gehalten werden. Die auf den nahen Bergen befindlichen Ruinen alter Schlösser und Kapellen geben der Gegend ein romantisches Ansehen *). (*Fenkohl.*)

BERNECK, Städtchen im Schwarzwaldkreis des Königreichs Wirtemberg, O. Amts Nagold mit 440 evangelischen Einwohnern, und einem Schlosse der Freiherrn von Gültlingen, welche hier Grundherren sind. In frühern Zeiten gab es Herrn von Berneck. Im J. 1320 verkauften Albert Gerlach und Hug von Berneck den Weiler Schmieh an Wirtemberg. Im J. 1395 wird Ritter von Gültlingen mit Burg und Stadt Berneck von Wirtemberg belehnt. Der Graf Eberhard II. von Wirtemberg zerstörte auf seinem Zuge gegen die Schlegler i. J. 1367 Burg und Stadt. (*Memminger.*)

BERNEGGER (Matthias), Professor der Geschichte zu Strasburg, geb. den 8. Febr. 1582 zu Hallstadt in Östreich, wo sein Vater Richter und Rathsherr war. Er studirte seit 1598 auf der Hochschule zu Strasburg, Geschichte und Mathematik, und übte sich in alten und neuen Sprachen. Auf einer Reise durch Ungern, Böhmen, die Pfalz und Tyrol machte er mit vielen Gelehrten Bekantschaft, und setzte sich in einen solchen Ruf, daß man ihm mehre Ämter, unter andern das Rectorat in Durlach, antrug. Er kehrte aber nach Strasburg zurück, lehrte daselbst seit 1608 am Gymnasium als Moderator supremae curiae, erhielt darauf den akademischen Lehrstuhl der Geschichte, und als die Professur der Redekunst erledigt wurde, mußte er dieselbe zugleich mit versehen. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er ein Kanonikat, und sein am 3. Februar 1640 erfolgter Tod mußte besonders den Armen schmerzlich gewesen seyn, da er ihnen oft den dritten Theil seiner Besoldung reichen ließ. B. hat in lateinischer Sprache viel und über mancherlei Materien geschrieben, wovon man bei Niceron ein vollständiges Verzeichniß antrifft. Das Wichtigste ist: Hypobolimaea D. Mariae Deiparae Camera, seu idolum Lauretanum etc. dejectum. Argent. 1619. 4. (Eine Widerlegung der Legende, daß das Haus zu Loretto wunderbar aus Asien nach Europa gebracht worden sey). De jure eligendi reges et principes. Ib. 1627. 4 Observationes historico-politicae. Tubing. 1656. 12. Observationes miscellae, ex autographis ejus edita (a filiis Joh. Casp. et Tob. Berneggero). Argent. 1669. 8. Von römischen Autoren bearbeitete er den Tacitus, Justinus, den jüngern Plinius ꝛc., und vermischte die philologischen Anmerkungen, nach der Mode jener Zeit, die Lipsius aufgebracht hatte, mit politischen. Die heutige Eintheilung der genanten und anderer Profanscribenten in Verse rührt von ihm und seinem Tochtermanne Joh. Freinsheim her. Mit Kepler und Grotius stand Bernegger im Briefwechsel, und ihre Briefe wurden gesammelt unter den Titeln: Epistolae mutuae Hugonis Grotii et Matth. Berneggeri. Argent. 1667. 12. und Epistolae Jo. Keplerî et M. Berneggeri mutuae. Ib. 1672. 12. *). (*Baur.*)

BERNERAY, eine der Hebriden, zu der scotischen Shire Inverneß gehörig. Sie hat nur 1 Meile im Umfange, und eine sandige Oberfläche, in deren Mitte ein See liegt, auch ist der Felsen Clach-na-greine merkwürdig. Auf derselben und Pabbay leben etwa 500 Einw., die sich von einem geringen Ackerbau, von der Viehzucht, Fischerei und Kalkbrennerei nähren. Sie war sonst ein heiliger Ort für die Hochscoten, die in dem hiesigen Walde ihre Heiligthümer bewahrten, auch findet man noch die Überreste zweier Kapellen. — Im N. W. von Lewis liegen noch zwei kleine unbewohnte Eilande Groß- und Kleinberneray, die wie Lewis zu Roß gehören. (*Hassel.*)

Berners (Juliane), s. Barnes.

BERNHARD, König von Italien, ein Sohn Pipins und Enkel Karls des Großen, wurde von seinem Oheim Ludwig, Karls jüngstem Sohne, im J. 818 geblendet, und starb daran. (*H.*)

BERNHARD I., seit 820 Herzog von Aquitanien und seit 835 auch v. Toulouse, Sohn des heil. Wilhelms, Herzogs von Toulouse, wurde i. J. 844 durch Karl den Kahlen ermordet. S. über den vorigen und diesen Karolingische Monarchie. (*H.*)

Bernhard, Abt v. Reichenau im 11. Jahrh., s. Berno.

BERNHARD, Graf von Anhalt und Herzog von Sachsen. Er war der jüngste oder einer der jüngeren Söhne Albrechts des Bären, geb. um 1140. 1159 be-

*) Vgl. Berneck. Ein historischer Versuch vom Archivsecretär J. G. Heintze. Baireuth bei Lubecks Erben 1790.

*) *Boecleri* oratio in obit. Bern. 1640 abgedruckt in Böcler's Oratt. et Progr. Argent. 1654. p. 230. und in *Hirtzii* Memor. Philos. Dec. IV. p. 486. *Niceron* Mem. T. XXVII. 323. Bruckers Ehrentempel der teutschen Gelehrs. Dec. IV. p. 151. *Koenig* biblioth. hist. vet. et nov. h. v.

gleitete er mit seinem ältern Bruder Otto den Kaiser Friedrich I. auf seinem Zuge nach Italien. Beim Tode seines Vaters 1170 erhielt er Anhalt, vorzüglich das heutige Bernburg, und Köthensche, auch die Grafschaft Plötzkau, welche ihm Kaiser Friedrich I. 1171 vergeblich streitig machte. Er nante sich Graf von Aschersleben oder von Anhalt. Mit Heinrich dem Löwen, dem Gegner seines Vaters, gerieth er 1175 auch in Krieg, worin Gröningen, Aschersleben und das offene Land durch Feuer und Schwert verheert ward. 1178 standen Bernhard und sein Schwager Markgraf Otto von Meißen dem Bischof Ulrich von Halberstadt bei Wiedererbauung seiner verheerten Stadt bei. Den fortdauernden Krieg entschied der Kaiser, der, gegen Heinrich aufgebracht, weil er ihn 1174 auf einem Zuge nach Italien verlassen hatte, diesen in die Acht erklärte, ihm seine Herzogthümer nahm, und sie 1180 auf dem Reichstage zu Würzburg vertheilte. Bernhard erhielt das Herzogthum Sachsen, aber nur den kleinern östlichen Theil von Engern und Ostfalen, wo die Asianier schon aus der Billungschen Erbschaft Güter hatten. Er nante sich nun Herzog von Sachsen, vermehrte auch das alte Ballenstädtsche Wapen, Schwarz und Gold zehnfach quer getheilt, mit dem sogenanten sächsischen Rautenkranz d. h. der sächsischen Herzogskrone. Heinrich versuchte aber noch das Glück der Waffen, schlug bei Nordhausen 1180 den Herzog Bernhard und den Landgrafen Ludwig von Thüringen, nahm den letzten gefangen und verwüstete grausam ihre Länder, bis der Kaiser mit einem mächtigen Heere anrückte, und Heinrich sich 1182 in Erfurt unterwerfen mußte. Bernhard suchte nun sein Herzogthum in Ordnung zu bringen, übte die herzoglichen Rechte, beschied die Grafen nach der Ertenеburg, um die Lehen zu empfangen, und schrieb Auflagen aus, überall von seinen Brüdern Otto, Markgrafen von Brandenburg, und Siegfried, Erzbischof von Bremen, unterstützt. Er erbaute in einem Theile des Landes, das eigentlich nicht zum Herzogthume Sachsen gehörte, um sich dessen Besitz zu sichern, und den Handel an sich zu ziehen, die Lauenburg, so wie auch Wittenberg im nachmaligen Kurkreise, welchen Bezirk sein Vater von den Wenden erobert und mit Flamländern bevölkert hatte. Graf Adolf von Holstein war nicht auf Erteneburg erschienen, und mit den Grafen von Schwerin und Ratzeburg begann er 1183 eine Fehde gegen Bernhard, dem sie die Lauenburg zerstörten; es entstand daraus ein großer Krieg zwischen den Brandenburg., Mecklenburg. und Pommerschen Fürsten, in dem endlich der König von Dänemark Knut VI. den Frieden vermittelte. Auf dem Reichstage zu Mainz 1184 entschied Kaiser Friedrich die Streitigkeiten Bernhards mit den erwähnten Grafen, die ihm Ersatz für die zerstörte Lauenburg geben mußten. Als Kaiser Friedrich seinen Kreuzzug angetreten hatte, erschien der verbante Herzog Heinrich 1189 gegen sein Versprechen wieder in seinen Ländern, griff auch Herzog Bernhard an, und eroberte die Lauenburg. König Heinrich VI. stiftete zwar auf dem Reichstage zu Fulda 1190 Frieden, aber Herzog Heinrich hielt ihn nicht, und vertrieb den Grafen Adolf von Holstein, den Bernhard wieder einsetzte. Allein als Bernhard 1192 die Lauenburg belagerte, ward er von Heinrich überfallen und gänzlich geschlagen, so daß er kaum sich selbst rettete. Endlich söhnte sich Heinrich mit dem Kaiser 1194 völlig aus, vermuthlich auch mit Bernhard, der nun zum ruhigen Besitz seines Herzogthums gelangte. In Anhalt bewies er sich freigebig gegen Kirchen und Klöster; und obgleich Kaiser Heinrich sein großer Gönner war, widersetzte er sich doch mit den sächsischen Fürsten seiner Absicht die Kaiserwürde erblich zu machen, und brachte ihn auch mit dem Erzbischofe von Maiz dahin, dieselbe aufzugeben. Nach des Kaisers Tode 1197 trugen ihm die Erzbischöfe von Trier und Köln und mehre andre Fürsten die Kaiserwürde an; er lehnte sie aber ab, unter dem Vorwande der Unbehülflichkeit seines Körpers, eigentlich wol, weil er fürchtete ihre Erlangung und Behauptung möchte ihm zu viel kosten. Er wählte mit mehren andern Fürsten Philipp von Schwaben erst zum Reichsverweser, dann zum König, und übte auf dem Reichstage zu Mainz 1189 die Rechte des Herzogs von Sachsen als Reichsmarschalls durch Vortragung des Schwerts. Philipp blieb er bis an seinen Tod treu, ohne sich selbst durch einen Brief Papst Innocenz III. verleiten zu lassen, und half ihm gegen Ottokar von Böhmen. Nach Philipp's Ermordung 1208 erkante er aber Otto IV., Sohn Heinrichs des Löwen, als Kaiser, und half auch die sächsischen Fürsten auf der Versamlung zu Halberstadt dazu bewegen. Als Kaiser Otto das Pfingstfest in Braunschweig feierlich beging, war auch Bernhard gegenwärtig, und sagte, da er den großen metallenen Löwen vor dem herzogl. Schlosse ansah: „wie lange willst du den Rachen gegen Morgen aufsperren, wende dich nun auch einmal gegen Mitternacht!" Er soll damit, von den Meissen nicht verstanden, die wachsende Macht Dänemarks gemeint haben. Bernhard's letzte That war die Vollziehung des kaiserl. Auftrags, den Erzbischof Hartwich von Bremen 1211 wieder einzusetzen. Er starb auf dem Rückwege zu Bernburg 1212 und ward in Ballenstädt begraben. Seine Gemalin Judith oder Jutta, Schwester des Königs Waldemar I. von Dänemark, gebar ihm 2 Söhne: Heinrich, den ältern, der das Stammland Anhalt, und Albrecht, der das Herzogthum Sachsen erhielt; und 2 Töchter: Hedwig, vermält 1204 an Ulrich Grafen zu Wettin, der 1206 st., und Sophia, Äbtissin zu Gernrode. Will man ihn auch als länderssüchtig und als nicht glücklichen Feldherrn tadeln, so verdient doch seine Klugheit, seine Treue und Beständigkeit selbst gegen ehemalige Feinde, seine Sorgfalt für die Wohlfahrt des teutschen Reichs und seine Frömmigkeit Lob. Vgl. die Artikel Albrecht der Bär, Anhalt, Heinrich der Löwe, Sachsen und die Anhalt- und Sächs. Geschichtschreiber. (*de Marées.*)

Bernhard II., III., IV., V., VI., Fürsten von Anhalt aus der alten Bernburger Linie, und Bernhard VII. Fürsten von Anhalt aus der alten Zerbster Linie, s. im Art. Anhalt. (*de Marées.*)

BERNHARD, Herzog von Sachsen-Weimar, einer der berühmtesten Helden des 30jährigen Krieges, wurde am 6. August [1]) 1604 zu Weimar geboren. Er war

1) Nach altem Styl, der für sämtliche Zeitangaben dieses Artikels angenommen worden ist, und dem Bernhard, als Pro-

der jüngste von den 11 Söhnen des Herzogs Johann von Weimar, eines Enkels jenes unglücklichen Johann Friedrichs, des letzten Kurfürsten aus der sächsisch-ernestinischen Linie. Dieser Herzog Johann starb unerwartet und frühzeitig, nur 35 Jahr alt, am 31. Oktober 1605 zu Weimar und hinterließ 8 lebende Söhne und seine Gemalin Dorothea Maria, Tochter des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt, mit dem 12. Kinde, einer Tochter, schwanger. Über die 8, sämtlich zur Mitregirung berechtigten und noch unmündigen Prinzen führte Kurfürst Christian II. von Sachsen, und nach dessen frühzeitigem Tode [2]) sein Bruder und Nachfolger, der Kurfürst Johann Georg die Vormundschaft, welche 1615 endigte. Bernhard's Jugendjahre wurden durch manches Misgeschick getrübt; seine Mutter, welche aufs Beste für seine Erziehung sorgte, entriß ihm ein unglücklicher Zufall [3]); bald darauf brante das fürstliche Schloß zu Weimar ab, und als Bernhard im März 1619 mit einem seiner Brüder, Friedrich Wilhelm, die Universität Jena bezogen hatte, starb auch dieser Bruder, wenige Monate darauf. Dieser Unfall bewog Bernhard, die Universität zu verlassen, und er brachte 2 Jahre am Hofe seines Vetters, des Herzogs Johann Casimir von Coburg zu. Beim Ausbruch des 30jährigen Krieges griffen die 3 ältesten seiner damals noch lebenden 6 Brüder, Johann Ernst, Friedrich, und Wilhelm, zu den Waffen, und warben Truppen für den zum böhmischen König erwählten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Bernhard folgte ihrem Beispiel und begann seine kriegerische Laufbahn im Jahr 1621 als Rittmeister unter einem Heerhaufen von 3000 zu Fuß und 600 zu Pferde, die sein Bruder Wilhelm aus dem Stift Halberstadt, Schlesien und der Mark Brandenburg zusammengebracht hatte. Sie zogen durch Franken nach der Oberpfalz, welche Graf Ernst von Mansfeld gegen den Herzog Maximilian von Baiern und den General Tilly zu vertheidigen suchte. Nachdem Bernhard hier einigen kriegerischen Vorfällen beigewohnt hatte, mußte Mansfeld nach der Unterpfalz entweichen, weil die Stände des Landes sich dem Herzog von Baiern gefügt hatten. Um diese Zeit stand auch Markgraf Georg Friedrich von Baden als Gegner des Kaisers auf. Bernhard und sein Bruder Wilhelm trenten sich von Mansfeld und traten zu ihm über. In einer blutigen Schlacht, bei Wimpfen, am 26. April 1622, der auch Bernhard beiwohnte, wurde der Markgraf von Tilly geschlagen; er entsagte dem Kriege und entließ sein Heer. Bernhard begab sich hierauf nach Coburg und Weimar zurück. Bei den drohenden Fortschritten des Kaisers bewafnete sich im Jahr 1623 der niedersächsische Kreis; Bernhard's Bruder Wilhelm wurde von dem Oberanführer, Herzog Christian von Braunschweig, zu seinem Generallieutenant erklärt und rüstete 4000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferde aus, wobei auch Bernhard thätig war. Als aber Christian mit seinem Heer den niedersächsischen Kreis verlassen mußte, folgte ihm zwar Wilhelm — der bald darauf in der für Christian unglücklichen Schlacht bei Stadtloon am 27. Juli 1623 schwer verwundet in kaiserliche Gefangenschaft gerieth — aber so viel man weiß, nicht Bernhard. Dieser trat im Herbst 1623 in holländische Dienste, in denen er nicht viel länger als 1 Jahr blieb. Während dieser Zeit machte er mehre Reisen und besah von seinem Standort Deventer aus, die Festungen des Landes. Am Ende des Jahrs 1624 finden wir ihn wieder zu Weimar [4]). Im Jahr 1625 ging er, zugleich mit seinem ältesten Bruder Johann Ernst, zur Partei des Königs Christian von Dänemark über, als dieser gegen den Kaiser in die Schranken trat, und erhielt den Rang eines Obersten. Beide Brüder führten im Anfang des Jahrs 1626 den Krieg in Westfalen, wo sie Osnabrück und andere Plätze eroberten. Dann zogen sie mit 5000 Mann ihrem alten Waffengefährten Ernst von Mansfeld zu Hilfe und drangen mit ihm durch die Mark und Schlesien bis nach Ungern vor (im Sommer 1626). Johann Ernst trente sich hier von dem allzukühnen Mansfeld, ging nach Schlesien zurück und nahm eine Anzahl befestigter Plätze ein. Unversehens raffte der Tod die beiden kriegerischen Fürsten hinweg, Mansfeld starb am 20. November 1626, Johann Ernst von Weimar am 4. Dec. darauf [5]). Von seinen Brüdern war Friedrich schon vorher am 19. August 1622 im Kampf gegen die Spanier bei Fleurus umgekommen, Wilhelm aber hatte sich dem Kaiser unterworfen, sich verheirathet und die Regirung des Landes übernommen. So blieb von den vier kriegerischen Brüdern Bernhard, der jüngste, allein auf dem Kampfplatze. Aber das Glück wendete sich immer mehr von den Dänen ab; bei einer Niederlage, welche der Markgraf von Baden am 27. Sept. 1627 in Wagrien erlitt, verlor Bernhard sein ganzes Gepäck [6]) und zuletzt mußte er vor Wallenstein bis nach Fühnen entfliehen. Von Seiten des Kaisers drohte ihm die Reichsacht, Brüder und Unterthanen baten ihn dringend, dem Kriege zu entsagen. Er gab nach, verließ den dänischen Dienst und bewarb sich um die Gnade des Kaisers, die ihm Wallenstein durch eine am 4. März 1628 ausgestellte Urkunde zusicherte. Bald darauf machte Bernhard eine Reise nach Holland, Frankreich und England, besah die wichtigsten Festungen und wohnte im Jahr 1629 der Belagerung von Herzogenbusch durch die Holländer bei. Im Anfang des Jahrs 1629 kam er auf einige Zeit nach Weimar, wo er am 19. März mit seinen drei noch lebenden Brüdern Wilhelm, Albrecht und Ernst eine neue

testant, selber folgte. 2) Er starb am 23. Juni 1611, noch nicht 28 Jahr alt. 3) Ihr Pferd stürzte mit ihr in den Fluß; sie wurde zwar gerettet, starb aber an den Folgen dieses Unfalls, 19 Tage nachher, den 18. Juli 1617.

4) Er errichtete damals am 6. Dec. 1624. mit seinen fünf noch lebenden Brüdern: Johann Ernst, Wilhelm, Albrecht, Johann Friedrich und Ernst, von denen der zweite noch in kaiserlicher Gefangenschaft war, zu Weimar einen noch vorhandenen, sogenanten „fürstbrüderlichen Vertrag", wonach dem regirenden Herrn (damals war es Fürst Albrecht, der dritte Bruder, der wegen der frühern Abwesenheit der beiden ältern die Regirung versah), jährlich 12,000 Gulden und jedem der andern Brüder 6000 Gulden an Einnahme festgesetzt wurden. In einem frühern Vertrage vom 13. Februar 1622 waren 36,000 und 24,000 Gulden bewilligt worden; die Geldverhältnisse des Ländchens mußten folglich in weniger als 3 Jahren eine große Veränderung erlitten haben. 5) Er war 1594 geboren und wurde also nur 32 Jahr alt. Sein Leben haben B. G. H. von Hellfeld u. G. E. Herrmann beschrieben. 6) Wallenstein war höflich genug, ihm dasselbe zurückzuschicken.

übereinkunft [7]) über ihre gegenseitigen Rechte und Verhältnisse abschloß. Alle bisherigen Unternehmungen hatten seinen kriegerischen Thatendurst nicht gestillt, der durch die wachsende Macht des von ihm gehaßten östreichischen Hauses neue Nahrung erhielt. Er war einer der ersten teutschen Fürsten, die zu dem schwedischen Gustav Adolph nach seiner Landung in Teutschland übergingen, und hier beginnt die letzte und glänzendste Periode seines kriegerischen Lebens. Seine Ankunft beim schwedischen Heer scheint in die Mitte des Jahrs 1631 zu fallen [8]), und am 28. Juli desselben Jahrs machte er sich zum erstenmal in einem Reitergefecht mit Tilly, bei Werben in der Mark Brandenburg, durch seine Tapferkeit bemerklich. Der König gab ihm zwar einen Verweis, weil er sich ohne Befehl in Gefahr gestürzt hatte, übertrug ihm aber bald nachher, als Generalmajor, die Führung von drei Reiterregimentern, welche er seinem Bundesgenossen, dem Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel zu Hilfe schickte. Da indeß der kaiserliche General Fugger, welcher Hessen bedrohte, nach der Niederlage Tilly's bei Leipzig am 7. Sept. 1631, zurückweichen mußte, so beschränkten sich Bernhard's Verrichtungen meist darauf, einige katholische Stifter der Umgegend in Contribution zu setzen. Nach der Schlacht bei Leipzig kam er in Thüringen wieder zum Könige, auch seine Brüder, durch frühere Bedrückungen der Kaiserlichen gereizt, traten zu Erfurt in ein förmliches Bündniß mit Schweden und Wilhelm, der dem friedlichen Leben nochmals entsagte, errichtete als Verbündeter Schwedens ein eigenes Heer [9]). Bernhard aber blieb im unmittelbaren Dienst und meistens auch in der Nähe des Königs, und erlangte durch die persönliche Freundschaft Gustav Adolphs und eine Reihe tapferer und glücklicher Unternehmungen, im schwedischen Heer bald ein solches Gewicht, daß ihm, etwa Gustav Horn und Banner abgerechnet, Niemand gleichgesetzt wurde. Gleich beim Eintritt des Königs in die katholischen Reichslande zeichnete er sich in der Erstürmung der Veste Marienberg bei Würzburg sehr aus (8. Oktober 1631), und beschloß das Jahr mit der eben so schnellen als leichten Wegnahme der Festung Mannheim (29. Dec.), welche dem Tilly im Jahr 1622 eine lange Belagerung gekostet hatte [10]).

Im Anfang des Jahrs 1632 eroberte er mehre Plätze am Rhein, drang mit Gustav Adolph im April siegreich in Baiern vor, befehligte darauf eine Zeitlang ein abgesondertes Heer mit Ruhm und Glück, und vereinigte sich wieder mit dem Heer des Königs vor dem Angriff, welchen Gustav Adolph am 24. August 1632 auf das feste Lager Wallenstein's bei Nürnberg machte. Bei diesem blutigen und fruchtlosen Kampfe focht Bernhard mit einer selbst am Erfolg verzweifelnden Tapferkeit, und entriß dem Feinde einige Vortheile, die aber nicht behauptet werden konten. Nach Gustav Adolphs Aufbruch von Nürnberg nach Baiern, blieb Bernhard mit einem Heer zur Deckung Frankens zurück, und stieß von Neuem zum Könige, als dieser im Oktober dem Wallenstein entgegen, nach Sachsen zog. In der Schlacht bei Lützen am 6. Nov. 1632 befehligte er den linken Flügel des Heers, übernahm nach dem Tode des Königs, als der nächste nach ihm, das Commando über das ganze Heer und errang durch beispiellose Anstrengung den Sieg. Der Tod Gustav Adolphs erschütterte die zum Theil auf den persönlichen Charakter des großen Königs gegründete Macht Schwedens, und vermehrte Bernhard's Gewicht und Einfluß, zwei Wirkungen, die erst nach einiger Zeit ganz hervortraten. Bernhard führte am Tage nach der Schlacht die Schweden nach Weißenfels, wo er bei der Musterung noch 18,000 Streiter zählte. Seine Gesundheit hatte durch die Beschwerden des Kriegs gelitten, und er suchte daher einen Theil des Winters hindurch Erholung in seiner Vaterstadt. Im Anfang des Jahrs 1633 theilte sich nach dem Willen des Reichskanzlers Oxenstierna, der jetzt die schwedischen Angelegenheiten in Teutschland lenkte, das Heer von Lützen; die größere Hälfte zog nach Niedersachsen und Westfalen, die kleinere unter Anführung Bernhard's erhielt ihre Bestimmung nach Oberteutschland, wo Gustav Adolph mehre Heerabtheilungen unter dem Feldmarschall Horn und andern zurückgelassen hatte. Im Februar 1633 kam Bernhard neugestärkt zu den Seinigen, die unter den Befehlen zweier Generalmajors, Lohausen und Bulach, bereits den Feldzug eröfnet und Bamberg besetzt hatten. Er nimt darauf Höchstädt mit Sturm, treibt den baierschen Obersten Johann de Werth am 24. März von der Altmühl zurück, vereinigt sich am 6. April bei Donauwerth mit Gustav Horn [11]) und dringt bis Dachau in Baiern vor, von wo er sich nach Neuburg an der Donau zurückwendet. Hier zeigte sich unter dem schwedischen Heer zuerst eine in der Folge oft erneuerte Erscheinung, die es deutlich genug bewies, daß das moralische Gewicht seines großen Königs nicht mehr auf dasselbe einwirke. Die höhern Offiziere [12]) der Armee, unwillig, daß sie nach so vielen Anstrengungen und Beschwerden weder die ih-

7) So viel sich aus diesem höchst verworren abgefaßten Document entnehmen läßt, genoß damals jeder der 4 fürstl. Brüder nur ein jährliches Einkommen von 4000 Gulden. Hofhaltung und Tafel waren gemeinschaftlich. Dem Herzog Bernhard wurden auf 5½ Jahr noch 1000 Gulden besonders zugesichert, „weiln er geschehener Abwesenheit halber unsres gemeinen brüderlichen Hoffs bisher am wenigsten genossen, in der Fremde mehr aufwenden und alles in hohen Preis bezahlen müssen, auch noch ferner äußerbald unsres Hoffes fürstl. Namen Ehr und Ruhm nachzustreben entschlossen." Dem Herzog Wilhelm, als ältesten Bruder wurde die bisher geführte Regirung bestätigt und festgesetzt, daß sie künftig allezeit der Älteste des Geschlechts führen solle. Es war indeß mehr eine Präsidentschaft als wirkliche Herrschaft, denn der Grundsatz, daß jeder Bruder gleichen Antheil am Lande habe, blieb feststehen. Der Vertrag ist im Anhang von Hellfeld's Geschichte Bernhard's abgedruckt, so wie die beiden früher erwähnten.

8) Chemnitz (schwed. Krieg Th. 1. S. 187) sagt dies ziemlich deutlich. Hienach ist die Angabe in Hellfeld's Geschichte Bernhard's S. 106 zu berichtigen. 9) Chemnitz schwed. Krieg Th. 1. S. 228. 10) Bernhard erschien vor Tagesanbruch mit 300 Mann vor der Festung, gab die Seinigen für Kaiserliche aus, die von den Schweden verfolgt würden, ward eingelassen und bezwang die Besatzung. 11) Sie brachten 278 Cornet Reiter, jedes zu 50 Mann und 288 Fahnen Fußvolk, zu 160 Mann, überhaupt 42,000 Mann zusammen, und hatten 56 Geschütze. S. Engelfüß weimarischer Feldzug S. 5. 12) Vom Obersten abwärts. Die beiden damaligen Generalmajors der vereinigten Armee, Rudwen und Lohausen, von denen der erste ein biederer Schwede war, mißbilligten diese Meuterei aufs höchste. S. Chemnitz Th. 2. S. 103.

nen von Gustav Adolph zugesagten außerordentlichen Belohnungen, noch selbst richtige Auszahlung ihres Soldes erhielten, und daß Oxenstierna sie einigermaßen zu vernachlässigen schien, faßten, besonders auf Antrieb der Obersten Pfuhl und Mitzlaff, den gemeinschaftlichen Beschluß, nicht weiter für Schweden zu fechten, wenn nicht in bestimmter Frist ihren Beschwerden abgeholfen würde. Der gemeine Soldat, an sich weniger unzufrieden, mußte ihnen dabei zum Vorwande dienen. Ein Ereigniß, welches Bernhard nicht gerade ungern sehen mochte [13]), weil unter diesen Umständen Schweden seiner Dienste mehr, denn jemals, bedurfte. Nachdem Bernhard die Mißvergnügten vorläufig beschwichtigt, auch noch am 3. Mai Eichstädt erobert, und auf Ingolstadt, welches der baiersche Commandant Craß ihm durch Verrätherei überliefern wollte, einen vergeblichen Versuch gemacht hatte [14]), begab er sich Ende Mai's in Person zum Reichskanzler nach Frankfurt am Main, um über die Lage der Dinge zu berathen. Er übernahm die Beruhigung des Heers und bewirkte sie auch späterhin durch Austheilung von Geldsummen und Anweisung von Ländereien. Um so weniger wollte er selber leer ausgehen. Gustav Adolph war, den Eifer der Seinigen zu beleben, mit Versprechungen nicht karg gewesen. Nach seinem Tode traten von allen Seiten verbündete Fürsten und Befehlshaber der Armee mit Foderungen auf [15]). Ungern, aber durch die Umstände genöthigt, mußte Oxenstierna den größten Theil der gemachten Eroberungen vertheilen [16]). Bernhard glaubte sich, nach dem Range, den er im schwedischen Heer bekleidete und nach den Diensten, welche er geleistet hatte, zu höheren Ansprüchen als andere berechtigt. Er verlangte, einem frühern Versprechen des Königs gemäß, das Herzogthum Franken und überdies den Oberbefehl über das Heer. Das letztere versagte Oxenstierna, das erstere aber gewährte er mit Zustimmung der durch den Heilbronner Bund vereinigten oberteutschen Stände [17]). Am 12. Juni 1633 wurde zu Heidelberg in Anwesenheit Oxenstierna's und Bernhard's die Urkunde vollzogen, wodurch Schweden dem letztern die eroberten Stifter Bamberg und Würzburg, unter dem Namen eines Herzogthums Franken, als ein Lehn übergab [18]). Am 18. und 19. Juli wurde Bernhard durch den schwedischen Bevollmächtigten, Graf von Brandenstein zu Würzburg in sein neues Herzogthum feierlich eingewiesen und empfing die Huldigung seiner Unterthanen unter angemessenen Festlichkeiten [19]). Er versprach ihnen, väterlich zu regiren [20]), bestellte seinen Bruder Ernst [21]) zum Statthalter, und eilte kurz darauf, am 23. Juli zu seiner Armee zurück, wo zunehmende Unordnungen seine Gegenwart nöthig machten. Er fand sie im verschanzten Lager bei Donauwerth, und zählte bei der Musterung am 3. August noch 12,000 Reiter und fast eben so viel Fußvolk, alle wohl versehen. Bald darauf zog Horn nach Oberschwaben zur Belagerung von Constanz, Bernhard blieb Altringern gegenüber bei Donauwerth. Da aber auch Altringer nach Oberschwaben ging und dort, im Verein mit einem aus Italien gekommenen spanischen Heer unter dem Herzog von Feria, eine drohende Macht bildete, so folgte ihm Bernhard und vereinigte sich am 25. Sept. bei Stockach wieder mit Gustav Horn. Beide feindliche Herre standen sich eine Zeitlang gegenüber, aber Altringer vermied die Schlacht und zog der von einem andern schwedischen Corps belagerten Festung Breisach zu Hilfe. Nun trente sich Bernhard nochmals von Horn und eilte an Baierns Gränzen zurück, wo er unter Johann de Werth nur eine geringe Macht vor sich fand und daher die Belagerung Regensburgs unternehmen konte, einer durch den Protestantismus den Schweden befreundeten Stadt, deren sich die Baiern im vorigen Jahr, auf das Anrathen Tilly's, bemächtigt hatten. Mehre Umstände begünstigten die Belagerer so, daß Bernhard schon nach 12 Tagen, am 6. Nov. 1633 diesen wichtigen Platz, den Schlüssel zu Baiern, in seinen Händen sah. Sein Glück verfolgend, drang er trotz der winterlichen Jahrszeit über die Iser, tiefer in Baiern ein und richtete seine Blicke selbst nach Östreich, wo ihn unter den gedrückten, an der Ausübung des Protestantismus gehinderten Landleuten eben so viele Freunde erwarteten, als er erbitterte Gegner unter dem streng katholischen Landvolk in Baiern fand. Doch wurden Bernhard's Fortschritte gehemmt, als Wallenstein, welcher den größten Theil des Jahrs unthätig in Schlesien zugebracht und, allen Befehlen des Kaisers zum Trotz, den Entsatz von Regensburg versäumt hatte, nun endlich aus Böhmen heranzog. Bernhard suchte mitten im tiefen Winter seinen Gegner in der Oberpfalz auf, aber schon war dieser nach Böhmen zurückgekehrt, worauf Bernhard sich nach Regensburg zog. Das Betragen Wallensteins hatte endlich die Nachsicht des Kaisers ermüdet und er konte sich die Nähe seines Falls nicht mehr verbergen. Von Ehrgeiz gespornt und unfähig, ein Leben ohne Herrschaft zu ertragen, wollte er den lange beschlossenen Verrath jetzt ausführen und ließ deshalb zu Anfang des Jahrs 1634 seine Anträge an Bernhard gelangen. Dieser wies sie keineswegs zurück, aber er wollte dabei nur mit der bedächtigen Vorsicht handeln, die einem so treulosen und unergründlichem Charakter ge-

13) Pufendorf deutet sowol in seinen Comment. de rebus suec. Lib. V. §. 40. als in seiner continuirten Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staten von Europa S. 682. deutlich genug darauf hin, daß Bernhard die Unzufriedenheit, wenigstens anfangs, genährt habe, um sie für seine Zwecke zu benutzen. Freilich schrieb Pufendorf ganz im Interesse Schwedens, aber das Stillschweigen anderer Schriftsteller, die meistens in einem lobpreisenden Ton von Bernhard reden, beweist auch nichts für das Gegentheil. 14) S. den Artikel Craß. 15) S. Chemnitz Th. 2. S. 91. 16) Unter andern erhielt Bernhard's Bruder, Herzog Wilhelm von Weimar das Eichsfeld. 17) Der am 13. April 1633 zu Heilbronn geschlossene Bund vereinigte die Stände des oberrheinischen, niederrheinischen, fränkischen und schwäbischen Kreises unter sich und mit Schweden. 18) S. *Cypriani* Adversaria historica, quibus Bernhardi magni D. Vim. vita et Germ. Suec. belli funestissima periodus illustrantur (Gotha 1729) p. 1 sq.

19) S. Lungwitz Beschreibung der Heldenthaten Herzog Bernhard's Kap. 10. Bernhard ließ als Herzog von Franken auch Münzen schlagen, deren Köhler, Tenzel und Schlegel (Münzbel S. 175. 176.) erwähnen. 20) Was er, spätern Zeugnissen zufolge, auch gehalten hat. 21) Er war der neunte unter den elf Söhnen des Herzogs Johann von Weimar, geboren 1601 am 25. Dec., gestorben 1675 den 26. März, kämpfte gleich seinen Brüdern eine Zeitlang gegen den Kaiser, ist aber durch seine Frömmigkeit und seine, vormals in den Schulen gelesene Biographie von Anton Teissier bekannter geworden.

genüber nothwendig war. Doch die Dinge drängten zu einer für Wallenstein ungünstigen Entscheidung, schon war der größte Theil des Heers von ihm abgefallen, er selbst fremden Beistandes bedürftig. Wiederholte Eilboten, vom Feldmarschall Illo, dem eifrigen Theilnehmer an Wallenstein's Planen, aus Pilsen abgesandt, riefen Bernhard zu Hilfe, der, auch jetzt nicht ganz trauend, sein Heer zum Aufbruch sammelte, als ihn die Kunde von Wallenstein's Ermordung (zu Eger am 15. Februar 1634) erreichte. Auf diese Nachricht eilte er durch die Oberpfalz an die Gränzen Böhmens, um von dem dortigen Zustande der Dinge möglichsten Vortheil zu ziehen, und, wo nicht mehr, die Festung Pilsen mit den feindlichen Kriegsvorräthen zu erbeuten. Aber Gallas, Piccolomini und andere treue Feldherrn des Kaisers hatten mit Glück dem Geist des Aufruhrs im Heer begegnet, niemand kam den Schweden entgegen und Bernhard, der nach einigen Nachrichten bei seinem schnellen Vordringen selber in Gefahr gerathen war, kehrte ohne andern Erfolg, als die Zerstreuung eines Croatenregiments, zurück. Die Belagerung der Festung Cronach, die er jetzt unternahm, war nicht glücklicher; sein, durch den Winterfeldzug sehr geschwächtes Heer mußte die Oberpfalz räumen und fand erst zu Anfang des Frühlings in der Gegend von Nördlingen und Dünkelsbühl einige Wochen Ruhe. Der nun beginnende Feldzug von 1634 sollte für die Schweden und Bernhard höchst unglücklich enden. Nach Wallenstein's Untergange hatte der nachherige Kaiser Ferdinand III., damals König von Ungern, den Oberbefehl des Heeres übernommen, welches, mit allem Nöthigen vollkommen ausgerüstet und bis auf 30,000 Mann verstärkt, zur Belagerung Regensburgs aus Böhmen hervorbrach (Mai). Der Ort wurde mit ungewohnter Heftigkeit angegriffen und von dem schwedischen General Kagge mit großem Ruhm vertheidigt. Die Belagerten, nicht völlig 4000 Mann stark, machten 465 Ausfälle und die Belagerer verloren unter den Mauern 8000 Streiter. Bernhard versuchte anfangs die Stadt allein zu entsetzen, da ihm aber seine Schwäche immer fühlbarer wurde, vereinigte er sich wieder mit Gustav Horn, der bisher den Krieg abgesondert in Schwaben geführt hatte. Sie mußten den Weg durch Baiern nehmen, eroberten am 12. Juli Landshut, wobei Altringer getödtet wurde [22]) und erfuhren bald darauf die am 16. Juli geschehene Übergabe von Regensburg. Nach diesem ersten Erfolge bezwangen die Kaiserlichen Donauwerth und belagerten das mit Schweden verbündete Nördlingen (6. August). Mit ihnen vereinigten sich 6000 Lothringer und 15,000 Spanier unter dem Cardinal Infant Ferdinand, die aus Italien kommend, nach den Niederlanden bestimt waren. Dieser Macht zu begegnen, entboten auch Bernhard und Horn, außer den Wirtembergern und andern verbündeten Teutschen noch die Heeresabtheilungen des Feldmarschalls Cratz und des Rheingrafen Otto Ludwig, der bisher in Elsaß gekämpft hatte, zu sich, den Nördlingern ward gewisse Hilfe zugesagt, ihre Feuerzeichen mahnten in jeder Nacht an Erfüllung des Versprechens. Am 26. August war die ihnen bestimte Frist abgelaufen, Cratz war an demselben Tage angekommen, der Rheingraf aber noch um zwei Tagereisen zurück. Außer dem kaltblütig überlegenden Horn drangen die andern Anführer, Bernhard vor allen, auf ein Treffen. So erfolgte am 27. August 1634 die Schlacht bei Nördlingen, in welcher das schwedische Fußvolk die Stellungen des Feindes lange vergebens angriff, und im Begriff, sich zurückzuziehen, durch seine eigne, flüchtig gewordene Reiterei in Unordnung gebracht und rettungslos dem Schwerte der Croaten und anderer feindlicher Cavallerie überliefert wurde. Horn und Cratz wurden gefangen, Bernhard entkam nur dadurch, daß ihm, statt seines schon ermüdeten Pferdes, ein anderes von einem Hauptmann des taupadelschen Dragoner-Regiments überlassen wurde. Von seiner Habe behielt er nur die Kleider, welche er trug, denn das gesamte, aus 4000 Wagen bestehende Gepäck der Schweden gerieth mit 300 Fahnen, 80 Kanonen und aller Munition in die Hände des Feindes. Bernhard's Papiere wurden zu Nerresheim durch seinen Adjutanten Christoph von der Grün verbrant, der auch von seinem Eigenthum zwei große Diamanten rettete. Die Nähe des Rheingrafen, der nur 5 Stunden vom Schlachtfelde entfernt stand, gewährte vielen Flüchtlingen Schutz, obwol das schwedische Fußvolk in dieser Schlacht so gut als vernichtet war. Durch diese Niederlage wurde die Macht der Schweden in Oberteutschland gebrochen und das Heilbronner Bündniß zuletzt ganz aufgelöst. Das wehrlose Wirtemberg und mehre Reichsstädte mußten zuerst die Übermacht des Feindes fühlen. Bernhard's Herzogthum Franken nahm ein schnelles Ende [23]). Oxenstierna, der sich auf dem oberteutschen Bundestage zu Frankfurt am Main befand, rief vergebens die verbündeten Heere aus andern Gegenden zu Hilfe; Herzog Georg von Lüneburg und andre teutsche Fürsten gehorchten nicht, der Kurfürst von Sachsen machte bald darauf mit dem Kaiser einen vorläufigen Frieden (13. Nov. 1634 zu Pirna), wodurch auch das schwedische Heer des Generals Banner gehindert wurde, den bedrängten oberteutschen Ländern Hilfe zu bringen. Nur von Frankreich ließ sich Beistand hoffen, der auch den Schweden und den teutschen Fürsten zugesagt und gegen Ende des Jahrs wirklich geleistet wurde, wiewol die Franzosen erst am 19. Mai des folgenden Jahrs 1635 feierlich den Krieg gegen Spanien und dessen Freunde erklärten. Die Trümmer des geschlagenen Heeres hatten sich bei Heilbronn gesammelt und von da nach Frankfurt am Main gezogen, wo Oxenstierna aus dieser aufgelösten Schar wieder 163 Compagnien zu Pferde und 104 zu Fuß bildete. Bernhard erhielt darüber nunmehr den alleinigen Oberbefehl [24]). Bei der Annä-

22) Man vergl. den Artikel Altringer.

23) Die Stadt Würzburg wurde am 11. October durch den kaiserlichen Obersten Goge eingenommen; das Schloß mußte sich nach einer längern Belagerung am 6. Jan. 1635 ergeben. Ebenitz Th. 2. S. 581 fgg. 663 fgg.

24) Er wurde dem Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld vorgezogen, weil er mehr die Liebe der Soldaten besaß, thätiger war, und als derjenige, der am eifrigsten zu der unglücklichen Schlacht gerathen hatte, auch vor allen sich verpflichtet fühlen mußte, die Sachen wieder herzustellen. Der Pfalzgraf, welcher nicht unter ihm hatte dienen wollen, verließ mißvergnügt das Heer. Der Rheingraf Otto Ludwig war nach der Nördlinger Schlacht bei Straßburg auf das linke Rheinufer zurückgegangen und starb bald darauf zu Worms am 6. October 1634.

herung einer feindlichen Armee ging er zu Mainz über den Rhein und verlegte seine Truppen in die Pfalz, die von dem verwilderten zügellosen Heer bald dergestalt verwüstet wurde, daß er auf das rechte Rheinufer in die Wetterau zurückkehren mußte, von wo er im December sich in die Bergstraße zog. Der Entsatz des von den Kaiserlichen belagerten Schlosses zu Heidelberg war die einzige Unternehmung, welche ihm die Lage der Dinge gestattete. Das Jahr 1635 war für die Angelegenheiten Schwedens nicht glücklicher. Die Kaiserlichen ernteten im reichsten Maße die Früchte des Nördlinger Siegs und Bernhard vermochte, selbst mit französischer Unterstützung, nichts gegen sie. Wie in den vorigen Jahren, so brachte auch diesmal der Winter keinen Stillstand in die kriegerischen Unternehmungen, und Bernhard wollte um so weniger ruhen, da ein französisches Hilfskorps sein durch eine kurze Rast in der Bergstraße gestärktes Heer vermehrte, und die französische Hauptarmee unter dem Marschall de la Force zu seinem Beistande in der Nähe war. Es galt jetzt, entweder den bedrängten Bundesgenossen in Schwaben Hilfe zu bringen, oder sich dem kaiserlichen Heer des Grafen Philipp von Mansfeld hinter dem Main entgegenzustellen. Das letztere wählend, ging er in den ersten Tagen des Januar bei Frankfurt über den Main, konte aber den kaiserlichen Feldherrn nicht aus seiner festen Stellung bei Aschaffenburg verdrängen und kehrte, nicht ohne bedeutenden Verlust an Menschen, welche die Strenge des Winters, besonders unter den französischen Hilfstruppen, wegraffte, über den Main zurück (Jan. 1635). Unterdessen hatten die Kaiserlichen in seinem Rücken Philippsburg und Speyer durch rasche Angriffe weggenommen, und durch Einnahme des letztern Orts den ersten Waffenplatz in dieser Gegend des linken Rheinufers erlangt, deren Behauptung für Bernhard bei den zunehmenden Fortschritten der Feinde auf der rechten Rheinseite höchst wichtig war. So bald es daher der Eisgang des Rheins gestattete, ging er mit dem verbündeten französischen Heer über den Fluß, belagerte Speyer und eroberte es am 11. März. Hierauf zogen die Franzosen gegen Lothringen, Bernhard blieb einige Monat in der Gegend von Landau und Speyer, die nun wieder auf das rechte Rheinufer beschränkten Feinde vom Übergange abzuhalten. Erst zu Ende Mai's machte er mit dem größern Theil seines Heers eine Bewegung gegen Frankfurt am Main, um diese in ihrer Treue gegen Schweden wankende Stadt und Mainz, dessen Eroberung jetzt das Ziel der Kaiserlichen war, zu sichern. Nach seiner Entfernung drang der General Gallas in seinem Rücken mit einer bedeutenden Macht über den Rhein vor (Anfangs Juli). Bernhard gerieth dadurch in große Gefahr und es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als den größten Theil seines Fußvolks in die Festung Mainz zu werfen und mit dem Rest des Heers bis an die französische Gränze zu weichen (Juni). Nun breiteten sich die Kaiserlichen auch auf dem linken Rheinufer siegreich aus und die wenigen, noch nicht überwältigten Bundesgenossen der Schweden verloren die letzte Aussicht auf Hilfe. Nürnberg, Ulm und Frankfurt am Main unterwarfen sich dem Kaiser, das Heidelberger Schloß, Worms und andere Städte wurden erobert, das schlecht versehene Mainz aber eingeschlossen. Unterdessen hatte Bernhard das französische Heer des Cardinals la Valette zu Hilfe gerufen. Vereinigt mit demselben drang er im Juli wieder vor, entsetzte Mainz und ging daselbst über den Rhein, mußte aber auf der andern Seite, nicht fern vom Ufer, stehen bleiben, wo Hunger und Krankheiten das Heer drückten. Da hier jede Aussicht auf glückliche Unternehmungen schwand und man den General Gallas im Rücken fürchtete, so wurde von Neuem der Rückzug beschlossen. Binnen 13 Tagen, vom 6. bis zum 18. Sept. durchzogen die Verbündeten die weite Strecke von Mainz nach Metz. Mit Übermacht folgte der Feind, Geschütz und Gepäck gingen in den Gebirgen verloren, aber jeden Versuch, ihm den Weg zu versperren, schlug Bernhard tapfer und siegreich zurück. Der Rückzug vermehrte bedeutend sein Ansehn bei den Franzosen. In Lothringen wuchs das verbündete Heer durch zahlreiche Verstärkungen auf 35,000 Mann; auch Gallas, nicht minder von allen Seiten verstärkt, zählte 30 bis 40,000 und darunter allein 17,000 Reiter. Kampflust beseelte vor allen die Franzosen und man bot dem Feinde die Schlacht an, aber Gallas zog es vor, im festen Lager bei Mariemont sein Heer durch Hunger zu verderben, in der eiteln Hofnung, seine Gegner auszuhungern. Als ein Drittel seines Heeres, wo nicht mehr, elend umgekommen war, mußte er im November nach dem Elsaß zurückziehen, doch eroberte er auf diesem Wege am 16. Nov. Elsaßzabern. Auch Frankenthal und das wichtige Mainz, die letzten Plätze, welche den Schweden am Mittelrhein übrig waren, kamen jetzt (Oct. und Dec.) in kaiserliche Hände. Nichts blieb den Schweden von so vielen Eroberungen in Oberteutschland, als Hanau und mehre Städte im Elsaß, (Colmar, Benfeld, Hagenau, Schlettstadt u. a.), die aber meistens französische Besatzung hatten. Nach Gallas Rückzuge verlegte Bernhard die Seinigen in der Gegend von Toul und Pont à Mousson in die Winterquartiere. Bis über die Gränzen Teutschlands hinaus war der Held in diesem unglücklichen Jahr zurückgedrängt worden. Auch für seine politischen Verhältnisse war das Jahr 1635 entscheidend gewesen. Auf einer Versamlung, die von einigen Mitgliedern des schon größtentheils überwältigten und getrenten Heilbronner Bundes in den ersten Monaten des Jahrs zu Worms gehalten wurde, unterhandelten die Stände mit Bernhard wegen Annahme des Oberbefehls über die Bundestruppen und übertrugen ihm denselben am 2. März 1635 durch eine förmliche Urkunde [25]). Damals wurde auch noch einmal von dem Bunde Geld zusammen gebracht und das Heer bezahlt. Wenige Monate später löste sich der wankende Bund völlig auf; die meisten teutschen Fürsten nahmen den zwischen dem Kaiser und Sachsen am 20. Mai geschlossenen Prager Frieden an [26]); nur Bernhard's Muth

25) S. Cypriani Adversaria historica, p. 3. Chemnitz Th. 2. S. 625 fgg. Vermöge dieser Übereinkunft besetzte Bernhard die Stellen im Heer vom Obersten abwärts; die Ernennung der Generale und des Generalstabes behielt sich der Bund vor. Nur bei sehr wichtigen Unternehmungen sollte der Herzog die Genehmigung des Bundes suchen; alles Andere hing allein von ihm ab. Einen Frieden versprach der Bund nicht ohne sein Wissen zu schließen und dabei seinen Vortheil wahrzunehmen. 26) Unter diesen waren auch Bernhard's eigene Brüder. Herzog Wilhelm entsagt

verzweifelte nicht am glücklichen Ausgange des Kampfs und der Gedanke an Unterwerfung blieb ihm fern. Durch weite Länderstrecken von den andern schwedischen Heeren getrennt, durfte er auf Hilfe von dieser sehr geschwächten Macht nicht mehr rechnen. Wollte er jetzt nicht allein dastehen, so blieb ihm nichts übrig, als sich näher mit Frankreich zu verbinden. Dies geschah in einem Vergleich, welchen der Herzog durch seinen Bevollmächtigten Tobias von Ponikau am 27. Oct. 1635 zu St. Germain en Laye abschließen ließ. Hiedurch verpflichtete sich Bernhard, gegen 4 Millionen Livres jährliche Hilfsgelder ein Heer von 12,000 Mann teutscher Fußvölker und 6000 Reitern mit der nöthigen Artillerie für den König zu unterhalten und zu befehligen, und ohne dessen Einwilligung keinen Vergleich mit dem Kaiser und seinen Bundesgenossen zu schließen. Der König versprach, bei einem künftigen Frieden den Vortheil des Herzogs und aller Mitglieder seines Heers wahrzunehmen und die in feindliche Gefangenschaft gerathenen als die Seinigen zu vertreten. Durch geheime Artikel sicherte der König dem Herzog noch ein sehr bedeutendes Jahrgehalt auf seine Lebenszeit, und den Besitz der Landgrafschaft Elsaß, unter der Bedingung, daß die Ausübung der katholischen Religion darin ungestört bleibe; auch garantirte er ihm Alles, was ihm die Schweden bereits zugetheilt hatten [27]). So glänzende Aussichten dieser Vertrag dem Herzog eröffnete, so traurig war die Lage seiner Truppen den Winter hindurch in dem erschöpften Lothringen, da die versprochnen Gelder ausblieben. Schon näherte sich der Frühling, und noch war das Heer weder ergänzt, noch sonst zum Feldzuge gerüstet, als Bernhard sich, gegen den Willen des Kardinals Richelieu, nach Paris begab (11. März). Er fand bei dem Volke eine sehr gute Aufnahme, der Hof aber setzte ihn dem damals zu Paris anwesenden Herzog von Parma auffallend nach. Dieser hatte das Louvre bezogen und durfte sich vor dem Könige bedecken; Bernhard, dem man seine Wohnung im Zeughause angewiesen hatte, sollte nicht das gleiche Recht haben. Als er in dem festen Entschluß sich nichts zu vergeben, dennoch zugleich mit dem Könige sich bedeckte, gerieth der ganze Hof in Bewegung, Ludwig XIII. nahm schnell den Hut wieder ab, endigte das Gespräch und zog sich, außer Fassung gesetzt, in sein Kabinet zurück. In der Folge blieben beide gegenseitig unbedeckt. Dieser Störung ungeachtet, erreichte Bernhard den Zweck seiner Reise, die Zahlungen erfolgten, sein Heer, welches sich vorher schon aus der Gegend von Toul höher in Lothringen herauf, gegen Epinal hingezogen hatte, wurde in die noch unverwüstete Grafschaft Burgund [28]) verlegt, wo es sich bald erholte. Er selbst verließ Paris zu Ende April's 1636 und eröfnete den Feldzug Ende Mai's mit einem Angriff auf Elsaßzabern, welches sich nach einer muthigen Vertheidigung und mehren Stürmen, wobei Bernhard einen Finger verlor, erst am 4. Juli ergab. Gallas, der mit den Resten seines durch fortwährenden Hunger meist aufgeriebenen Heers noch im Elsaß stand, versuchte umsonst, den Ort zu befreien. Bernhard gelangte jedoch in diesem Jahr nicht dazu, über den Rhein zu gehen, sondern zog, nachdem er noch einige Örter im Elsaß erobert und eine Zeitlang still gelegen hatte, im September nach der Grafschaft Burgund, die, einem frühern Neutralitätsvertrage zuwider, von den Franzosen feindlich angegriffen war, sich aber kräftig vertheidigte. Unterwegs eroberte er in Lothringen die Städte Blamont, wo er den Kommandanten wegen hinterlistig gesprengter Minen aufhängen ließ und Rambervillers (Anfang Oct.). In der Grafschaft Burgund fand er aufrührerische Bauern zu bekämpfen, davon einige Tausend das Leben verloren. Bald aber dringt Gallas mit einem mächtigen Heer von 40,000 Kaiserlichen, Lothringern und Burgundern aus der Franche Comté in das französische Gebiet von Bourgogne vor. Bernhard und la Valette lagern sich unter den Mauern der bedroheten Stadt Dijon, die Kaiserlichen aber erschöpfen sich durch die Belagerung des heldenmüthig vertheidigten Städtchens St. Jean de Lone (Nov.) Mit einem, von Hunger, rauher Witterung und Krankheit halb aufgeriebenen Heer muß Gallas, nicht glücklicher, als im vorigen Jahr, das französische Gebiet verlassen (Mitte Novembers); doch behauptet er das spanische Burgund. Bernhard eroberte noch die Stadt Joinville und bezog dann die Winterquartiere; auch seine Truppen hatten große Noth gelitten. Im Anfang des Jahrs 1637 begab er sich nochmals nach Paris, wurde mit erhöhter Auszeichnung empfangen, erhielt Geld und kostbare Geschenke und schleß am 17. April einen besondern Vergleich wegen des bevorstehenden Feldzugs [29]). Der französische Hof überließ ihm die Führung des Kriegs nach eignem Gutdünken, und gab dem General la Valette, der ihm oft hinderlich gewesen war, eine andre Bestimmung. Nach seiner Rückkehr musterte er das Heer zu Longres und zählte 12,000 Mann zu Fuß nebst 8000 Reitern. Dem Wunsche des franzöf. Hofes gemäß richtete Bernhard in diesem Jahre 1637 seine Waffen wiederum gegen Hochburgund, welches fortdauernd von Kaiserlichen unter Savelli (Gallas hatte das Kommando in Sachsen gegen den schwedischen Feldmarschall Banner erhalten), Lothringen, unter ihrem Herzog, und Burgund unter dem Grafen St. Martin, Gouverneur des Landes, vertheidigt wurde. Er eroberte im Mai und Juni mehre von den kleinen nach damaliger Art widerstandsfähigen Städten des Landes und schlug am 24.

---

noch einmal und für immer dem Kriege und überließ sein Heer dem Kurfürsten von Sachsen. Er hinterließ bei seinem Tode 1662 das Lob eines guten Regenten. 27) S. allgem. Weltgeschichte Th. 39. S. 297. Chemnitz Th. 2. S. 920., der von den geheimen Artikeln nichts weiß. Der Vertrag ist in Lünigs Reichsarchiv Part. spec. Cont. II. Abth. IV. Absch. II. S. 430. abgedruckt. Die Zusage des Elsaß, dessen Besitz Frankreich für sich selber wünschte, war vermuthlich nicht ernstlich gemeint 28) Die Grafschaft Burgund (Franche Comté, Hochburgund) war bis zum Nymweger Frieden 1678 eine spanische Besitzung; das Herzogthum Burgund (Niederburgund oder Bourgogne) aber gehörte längst vorher zu Frankreich. Der Herzog von Lothringen war als ein Bundesgenosse Spaniens und Östreichs von den Franzosen seines Landes beraubt worden und befand sich beim kaiserlichen Heer. 29) Er steht in Lünig's Reichsarchiv Part. spec. Cont. II. S. 432. Bei diesem zweiten Aufenthalt zu Paris war es auch, wo Bernhard den Pater Joseph, Richelieus Günstling, der unberufen über militärische Operationen urtheilen wollte, zurecht wies.

Juni zwischen Gray und Besançon einen Angriff des Herzogs von Lothringen mit solchem Erfolg zurück, daß er sechszehn eroberte Standarten nach Paris senden konte. Die Kaiserlichen wendeten damals ihre ganze Macht gegen Banner, der bis an die Ostsee zurückgedrängt wurde; das Elsaß und Schwaben waren durch kein Heer geschützt. Dies beachtend verließ Bernhard Anfangs Juli die Grafschaft Burgund, wo der Herzog von Longueville mit einem französischen Corps zurück blieb, zog über Mümpelgard durch das Sundgau, ging am 27. Juli bei Rheinau über den Rhein und verschanzte sich auf der dortigen Rheininsel bei dem Dorfe Wittenweiher. Aber schon war der baiersche General Johann de Werth, Altringers Nachfolger, ein kühner Parteigänger, mit einer schwachen Macht vom Mittelrhein herbeigeeilt, fest entschlossen, seinem Gegner das Eindringen in Schwaben und Baiern zu verwehren. Mehrmals sah sich Bernhard mit Wuth angefallen, man kämpfte, ohne den Überwundenen Quartier zu geben. Durch den Widerstand seiner Gegner auf einen sehr kleinen Bezirk des rechten Rheinufers in Schwaben beschränkt, gab Bernhard seinen Plan in Baiern vorzudringen auf, ging über den Rhein zurück und verlegte seine Truppen in das Niederelsaß, später aber, gegen Ende des Jahrs, in das Gebiet von Mümpelgard und das Hochstift Basel, Reichslande die katholisch und daher als feindlich zu betrachten waren. Die am Rhein angelegten Schanzen wurden nach seiner Entfernung von Johann de Werth erobert und zerstört. Der Erfolg des Feldzugs von 1637 war nicht glänzend; die Franzosen hatten den Herzog nur schwach unterstützt; man glaubt, daß der von ihm beleidigte Pater Joseph, der überdies seinen Glaubensgenossen in Baiern einen feindlichen Besuch ersparen wollte, ihm entgegen gewirkt habe. Deutlicher erscheint von jetzt an Bernhard's Bestreben, sich auf die eigne Kraft zu stützen. Er ging in diesem Winter nicht nach Paris, und wendete dagegen von seinem Hauptquartier Dilsberg aus, die größte Sorgfalt auf die Verstärkung und Ausrüstung seiner Armee, von welcher sich die französischen Hilfstruppen im Anfang des Jahrs 1638 nun vollends trenten. Die verhältnißmäßig noch wenig verwüsteten Länder, in denen er seine Winterquartiere hatte, gewährten den Seinigen Erholung, auch die französischen Hilfsgelder fehlten nicht. Bernhard eröfnete den Feldzug von 1638, den glänzendsten seiner kriegerischen Laufbahn, sehr früh. Er brach am 18. Januar gegen den Rhein auf, ließ am 20. bei Stein oberhalb Basel einige Regimenter übersetzen, bemächtigte sich der Waldstädte Seckingen und Lauffenburg, wo er eine treffliche Brücke fand, und belagerte darauf zu Ende Jan. Rheinfelden, die wichtigste unter den Waldstätten. Sie zu entsetzen eilen die Kaiserlichen unter Johann de Werth aus Baiern und unter Savelli aus der Grafschaft Burgund herbei. Sie vereinigen sich bei Villingen und liefern ihren Feinden am 18. Februar unweit Rheinfelden ein Treffen, worin Bernhard, obgleich sein rechter Flügel siegt, dennoch bedeutenden Verlust erleidet. Er hebt die Belagerung auf und zieht sich nach Lauffenburg zurück, kehrt aber sogleich wieder um, und liefert seinen sicher gewordenen Feinden nur drei Tage nach jener früheren, am 21. Februar, bei Rheinfelden eine zweite Schlacht, die mit ihrer völligen Niederlage endigt. Die ganze kaiserl. Generalität, aus dem Feldmarschall de Werth, dem Feldzeugmeister, Herzog von Savelli, dem Generalmajor Enkefort und Sperreuter [30]) bestehend, gerieth mit 3000 Soldaten in Bernhards Gefangenschaft, der durch diese 3000 Mann sein Heer verstärkte, welches ohnehin in diesem zweiten Treffen nur wenig verloren hatte. Ganz Schwaben stand jetzt den Siegern offen, deren streifende Parteien bis Stuttgart vordrangen; doch war es nicht Bernhards Absicht, die Schrecken des Kriegs in die Länder seiner Glaubensgenossen zu wälzen und Eroberungen zu machen, deren Behauptung ungewiß blieb. Ihm lag vielmehr Alles daran, sich am Rhein, in dem ihm zugesagten und schon größtentheils bezwungenen Elsaß, recht fest zu setzen. Nichts konte ihm daher wünschenswerther seyn, als der Besitz der Festung Breisach, dieses Schlüssels zu Teutschland, der schon mehrmals von den Schweden angegriffen, aber unter allem Wechsel des Kriegsglücks in diesen Gegenden, stets in kaiserlichen Händen geblieben war. Der wichtige Platz war nicht ein Mal wohl versehen, weil der Kommandant aus Geiz einen Theil der ihm gelieferten Vorräthe verkauft hatte. Bernhard fing daher an, ihn durch Reiterei einzuschließen, nachdem er am 12. März Rheinfelden, bald darauf Rötteln und Neuenburg, und am 1. April Freiburg im Breisgau erobert hatte. Dem kaiserlichen General Götze gelang es einige Mal, der berennten Festung Lebensmittel zuzuführen. Als er aber zu Ende des Juli in derselben Absicht heranzog, ging ihm Bernhard, den 3000 Franzosen unter dem späterhin so berühmten Turenne verstärkt hatten, entgegen und besiegte ihn am 30. Juli bei Wittenweiher, nach einem langwierigen schrecklichen Handgemenge, wobei die ganze feindliche Artillerie, das aus 2000 Wagen bestehende Gepäck, 1000 nach Breisach bestimte Proviantwagen und 80 Fahnen in seine Hände fielen. Von den 12,000 Streitern des feindlichen Heeres konten sich kaum 3000 wieder sammeln, auch Bernhard verlor 559 Todte, 1000 Verwundete, 14 Fahnen und seinen tapfern Reitergeneral Taupadel, der bei allzu hitzigem Nachsetzen gefangen ward [31]). Tags darauf gab man die feindlichen Proviantwagen den Soldaten Preis, am zweiten Tage aber, Mittwochs den 1. August, hielt man das gewöhnliche Dankfest, die ganze Armee betete kniend, die Anführer brachten dem Herzog ihre Glückwünsche dar und die Regimenter umpflanzten sein Zelt mit den eroberten Fahnen, die, mit Gold und Silber gestickt und zum Theil ganz neu, einen herrlichen Anblick gewährten. Darauf kehrte das Heer zur einzeschloßnen Festung zurück. Die lange Dauer der Belagerung spornte die Gegner zu immer neuen Versuchen des Entsatzes. Der Herzog von Lothringen kam zu diesem Zwecke aus Burgund herbei; Bernhard, obwol er sich krank fühlte, ging ihm

30) Savelli entfloh bald darauf aus dem Gefängniß zu Lauffenburg und Bernhard ließ deswegen ächt! Personen hinrichten. Johann de Werth und Enkefort wurden als lebende Trophäen nach Paris geschickt, Sperreuter aber, der aus schwedischen Diensten in die kaiserlichen getreten war, auf der Festung Hohentwiel verwahrt und hart gehalten. 31) Er wurde erst nach Bernhards Tode gegen den General Sperreuter ausgewechselt. Engelfüß S. 147.

entgegen, schlug ihm am 4. October bei Thann im Sundgau zurück, und nahm seinen Feldzeugmeister Bassompierre gefangen. Götze hatte wieder 5000 Streiter zusammen gebracht, mit ihm vereinigte sich der General Lamboy, der eben so viel befehligte; beide griffen die Belagerer am 15. October mit Ungestüm an, eroberten eine ihrer Schiffbrücken, mußten aber zuletzt mit großem Verlust zurückweichen. Götze sammelte sich wieder bei Schafhausen, der Graf von Fürstenberg brachte ihm 8 Regimenter aus Böhmen und den gemessenen Befehl des Kaisers, Breisach zu befreien, aber die Nachricht, daß der Herzog von Longueville den Belagerern 9000 Mann zugeführt habe, machte, daß er alle Hoffnung des Erfolgs aufgab und zurückging (November). Der Kaiser nahm ihm das Kommando und schickte ihn gefangen nach Ingolstadt, doch sein Nachfolger Golz war eben so wenig im Stande, den Belagerten zu helfen. Schon war es tiefer Winter; der Soldat, obgleich das Lager vor der Festung einer Stadt ähnlich sah, litt dennoch viel und wünschte einen Sturm, als endlich am 7. December die Übergabe Breisachs erfolgte. Die Hungersnoth war zu einer seltnen und schrecklichen Höhe gestiegen, man hatte Leichname und geraubte Kinder verehrt und ein Pfund Fleisch mit 32 Gulden bezahlt; Gefangene von Bernhards Armee waren in der Hast vor Hunger gestorben, Bernhards Gemüth war über diese Greuel empört; in der äußersten Kleinmuth küßte der Kommandant Rheinacher ihm die Füße und erhielt mit Mühe Schonung seines Lebens. Die Einnahme dieses bedeutenden Platzes und der ganze glänzende, durch vier Siege ausgezeichnete Feldzug vermehrte eben so sehr Bernhards Ruhm [32], als sein Geist dadurch zu höhern Entwürfen gespornt wurde. Breisach sollte der Mittelpunkt seiner unabhängigen Herrschaft werden. Er fand darin außerordentliche Kriegsvorräthe und große Reichthümer, ließ den Ort sorgfältig mit allem Nöthigen versehen und setzte den General Erlach, einen seiner vertrautesten Befehlshaber, zum Kommandanten. Er hatte die Kapitulation in seinem eignen Namen abgeschlossen, ohne dabei Frankreichs, oder Schwedens oder des evangelischen Bundes zu gedenken, wie sonst geschehen war, und ließ sich nun auch von den Einwohnern huldigen. Richelieu, der die Wichtigkeit Breisachs vollkommen erkannte [33], vernahm diese Schritte sehr ungern, und vergaß kein Mittel, die Festung in französische Hände zu bringen. Er ließ dem Herzog durch den Grafen Guebriant, welcher die französischen Truppen bei Bernhards Armee befehligte, vorstellen, daß Breisach mit französischem Geld und Blut erobert sey und nicht zum Elsaß gehöre; Bernhard behauptete das Gegentheil und blieb unbeweglich. Er ladete den Herzog zu den Wintervergnügungen nach Paris ein und trug ihm die Hand seiner Nichte, der von Ludwig XIII. zur Herzogin von Aiguillon erhobenen Marquise von Combalet an; Bernhard lehnte die Reise, als mit seinen Feldherrnpflichten unverträglich, und die Heirath als eine ungleiche, ab. Selbst das Versprechen, Breisach nach seinem Tode an Frankreich zu überlassen, wollte er nicht leisten. Unter diesen Umständen trübten sich die gegenseitigen Verhältnisse; Frankreich hielt die Hilfsgelder zurück und suchte die Anführer in Bernhards Heer zu gewinnen, Bernhard verwahrte seine Festungen möglichst, besetzte sie mit teutschen Soldaten und suchte nähere Verbindung mit der Landgräfin Amalia Elisabeth von Hessen, einer Witwe Wilhelms des Beständigen, welche von gleichem Geiste, als ihr verstorbener Gemal beseelt, ein nicht unbedeutendes Heer unterhielt und sich dem Kaiser standhaft widersetzte. Man glaubt, Bernhard habe eine Heirath mit dieser Fürstin [34] beabsichtigt, die ihn vielleicht in den Stand gesetzt haben würde, zwischen dem Kaiser und seinen Feinden eine dritte Macht in Teutschland zu bilden; einige minder glaubhafte Nachrichten lassen ihn zu gleicher Zeit auch mit dem Kaiser unterhandeln. Aber ehe sich noch seine Verhältnisse entwickelten, ereilte ihn der Tod. Er war nach der Eroberung Breisachs in die Winterquartiere nach dem feindlichen Hochburgund gegangen, nachdem er vorher noch mehre feste Plätze, namentlich Landskron im Sundgau, Pontarlier und das Schloß Jour in Hochburgund erobert, und auf dem Marsch zu Bruntrut sein, außer den Besatzungen noch 11,000 Mann starkes Heer, gemustert hatte (Jan. 1639). Von Jour, wo er einen Theil des Winters zubrachte, begab er sich Anfangs April nach Breisach und andern Festungen der Rheingegend; der größte Theil des Heers setzte unter den Befehlen des Obersten Ohm seine Eroberungen in Hochburgund fort, wo noch Besançon, Dole, Salins und andre wichtige Städte unbezwungen waren; ein kleineres Corps unter dem Obersten Rose belagerte und eroberte Thann im Sundgau, und blieb in mehren Gefechten gegen die Lothringer siegreich. Unterdeß hatten die Kaiserlichen unter dem General Geleen ein ansehnliches Heer in Schwaben versammelt, welches den Feldzug gegen Bernhard mit der Einschließung von Hohentwiel anfing. Bernhard, dessen kriegerische Unternehmungen durch die Spannung mit Frankreich gehemmt waren, verließ endlich Hochburgund, wo die eroberten Plätze meistens geschleift, einige aber den Franzosen überliefert wurden, und zog mit seiner Armee, welche aus 5000 Reitern und 7000 Fußgängern bestand, nach dem Elsaß und Breisgau, dem Feinde entgegen (Ende Juni). Der schwedische Feldherr Banner hatte den Feldzug von 1639 mit einem raschen und glücklichen Einfall in die feindlichen Länder begonnen, und auch Bernhard schien entschlossen, über den Rhein in die baierschen und kaiserlichen Länder vorzudringen. Aber schon seit dem vorigen

32) Baldé, der gefeierte Dichter, bekanntlich der katholischen Partei angehörig, sang davon (Lyricor. Lib. I. Od. 36.).

Ergo *Brisacum*, Teutonici Jovis
Tarpeja Rupes, decidit in manus
Brenni! — — —

33) Noch auf seinem Todbette nante er Breisach unter den drei Schlüsseln, die er dem Königreiche verschafft habe.

34) Amalia Elisabeth war geboren am 29. Januar 1602, vermählt am 21. Nov. 1619, verlor ihren Gemal, dem sie vier zehn, meistens früh dahin sterbende Kinder geboren hatte, am 21. Sept. 1637 und starb am 8. Aug. 1651. (man s. den Versuch einer Darstellung ihres Lebens, von Justi, Gießen 1812, worin S. 80. auch der beabsichtigten Heirath, aber ohne weitere Begründung gedacht wird). Ihr Verhältniß zu Bernhard beruht auf Muthmaßungen. Sie war dreizehn Jahr älter, und nur vormundschaftliche Regentin, aber nicht Erbin von Hessen.

Herbst hatte er mehrmals Anfälle von Krankheit erlitten, auch waren einige Mal Nachstellungen gegen sein Leben entdeckt worden [35]). Am 3. Juli, als er mit dem schwedischen Geschäftsträger Meckel von Hüningen nach Neuburg den Rhein herunter fuhr, fühlte er sich plötzlich so krank, daß er sich gleich nach seiner Ankunft zu Neuburg niederlegen mußte, und am folgenden Tage Niemand vorzulassen befahl. Als er seinen Tod nicht fern sah, ließ er am 8. Juli in der ersten Frühe seinen Hofprediger und seinen Kanzler von Rehligen rufen, empfing von dem erstern in andächtiger Gemüthsstimmung das Abendmahl, und machte sodann ein kurzes, aber höchst merkwürdiges Testament [36]). Er erklärte darin, daß die von ihm eroberten Länder bei dem teutschen Reiche bleiben sollten; es solle sie derjenige seiner Brüder annehmen, der dazu Neigung trage, finde sich aber unter seinen Brüdern keiner bereitwillig, so solle der König von Frankreich den Vorgang haben, doch so, daß bei einem künftigen Universal-Frieden die Länder dem Reiche zurückgegeben würden. Die Armee solle von dem Generalmajor von Erlach, Obersten Ohm, Grafen von Nassau, Obersten Rose und weiter von den andern Obersten kommandirt werden. Der übrige Inhalt bezog sich auf sehr bedeutende Legate, welche Bernhard den vornehmsten Anführern, so wie den Personen seines Hofstats aussetzte [37]). Nicht lange darauf verschied Bernhard unter Gebeten, noch vor 9 Uhr Morgens an demselben Tage, den 8. Juli 1639 zu Neuburg. Bei der Leichenöffnung fand man den ganzen Körper mit schwarzen Flecken bedeckt, am Halse und Kinn einige theils schwarze, theils feurige Blattern, das Gehirn war in trefflichem Stande, die innern Theile heftig angegriffen [38]). Der Leichnam wurde unter Feierlichkeiten vorläufig zu Breisach beigesetzt, und erst 16 Jahre nachher, am 15. Sept. 1655 von dort nach Weimar abgeführt. Die Verhältnisse Bernhards zu dem französischen Hofe, der bekante Charakter Richelieus, die Erscheinungen der Krankheit und noch mehre andre Umstände [39]) erweckten den Verdacht der Vergiftung. Der Kranke selbst hatte ihn geäußert, sein Hofprediger sprach ihn in der Leichenrede aus und fast alle Schriftsteller jener Zeit haben ihn wiederholt [40]). Man hat sogar den Leibarzt des Herzogs Blandini, als den Thäter genant, der das Gift in einer Fischbrühe (nach andern in einer Pomeranze) beigebracht haben soll, doch ist weder dieser Umstand, noch der Verdacht überhaupt je zur Gewißheit erhoben worden [41]). War Richelieu wirklich der Anstifter, so erreichte er vollkommen den Zweck seiner Unthat, denn nicht allein Breisach, sondern auch die übrigen von Bernhard eroberten Plätze und das Heer selber, gelangte an Frankreich, welches den General Erlach schon vorher gewonnen hatte, und auch die andern Anführer, so wie die Soldaten selbst, durch Geld zu gewinnen wußte. Bernhards Brüder machten nur schwache und erfolglose Versuche auf ein Vermächtniß, welches sie nothwendig von neuem mit dem Kaiser entzweien mußte; auch die Schweden, der Pfalzgraf Karl Ludwig, Sohn des unglücklichen Kurfürsten Friedrich, und der Kaiser selber hatten vergebens Bernhards Heer an sich zu bringen gesucht, welches unter den Befehlen Longueville's, Guebriant's und Turenne's bis zu Ende des 30jährigen Kriegs für die Sache Frankreichs focht. — — Bernhard starb in der Blüthe seines Lebens, noch nicht 35 Jahr alt. Als eine hohe kräftige Erscheinung hatte er unter den Fürsten seiner Zeit dagestanden [42]), seines königlichen Freundes, Gustav Adolphs, würdig. Natur und Bildung machten ihn zum großen Feldherrn. Sein Körper war wohlgebaut und kraftvoll, sein Anstand edel, sein Geist eben so tapfer, als besonnen, eben so unternehmend als ausdauernd. Nur zuweilen ließ er sich von seiner natürlichen Lebhaftigkeit hinreißen, sonst vereinigten sich in ihm jugendliche Entschlossenheit mit dem ruhigen Blick des erfahrnen Kriegers. Er besaß eine seltne Gegenwart des Geistes, und einen Gleichmuth, der ihn weder im Glück, noch im Unglück verließ. Von Jugend auf hatte er sich aus Neigung dem Beruf des Kriegers und Feldherrn gewidmet, in welchem Gustav Adolph sein letzter und vorzüglicher Lehrer wurde, wie er selbst wiederum dem großen Turenne, der eine Zeitlang unter ihm focht, Vorbild und Lehrer war [43]). Seine Krieger, denen er mit freundlicher Herablassung begegnete, deren Beschwerden und Gefahren er redlich theilte, waren ihm mit voller Seele ergeben. Er liebte Geradheit und Einfachheit, und haßte Schmeichelei, Zeremoniell, Prunk und Hoffitte, übrigens war sein Betragen einnehmend genug, um ihm selbst am französischen Hofe zahlreiche Freunde zu erwerben. Obgleich die Geschichte manchen Zug der Strenge und Härte gegen Überwundene von ihm erzählt, so hat dies dennoch seinen Ruf nicht geschmälert, viel-

35) Engelfüß führt von solchen Nachstellungen, die von den meisten neuern Schriftstellern mit Stillschweigen übergangen worden sind, zwei Fälle an S. 110 und 116. Ein vermeinter Meuchelmörder wurde gevierthellt. 36) Es ist zum ersten Mal in Heilfeld's Leben Bernhard's S. 462 — 465. abgedruckt, trägt nach Inhalt und Form die deutlichsten Spuren der Übereilung und könte eine Menge zurdischer Zweifel erwecken. So ist z. B. aus den Worten durchaus nicht klar, ob Bernhard den genanten vier Anführern das Kommando gemeinschaftlich übertragen oder nur die Folge habe bestimmen wollen, in welcher dasselbe an jeden Einzelen gelangen solle. 37) Erlach, Ohm und der Kanzler erhielten jeder 20,000 Thaler, der Graf Wilhelm Otto von Nassau und Rose jeder 12,000, der Hofmarschall 6000, der Hofprediger 4000, die beiden Ärzte jeder 1000 Thlr. u. s. w. 38) Der Bericht über die Sektion findet sich in Müller's Annal. saxon. S. 360. 39) Das Gerücht, daß Bernhard seine Siege nicht lange überleben werde, war schon im Frühling 1639 unter dem kaiserlichen Heer verbreitet, auch war er von fremden Orten der gewarnt worden. 40) Die Zeugnisse von wenigstens zwölf Schriftstellern findet man zusammengestellt in Häberlin's Reichsgeschichte, fortgesetzt von Senkenberg Bd. 27. S. 363. Anmerkung. 41) Der wichtigste Umstand, welcher gegen die Vergiftung angeführt wird, ist, daß damals wirklich unter Bernhards Heer eine ansteckende und schnell tödtende Krankheit herrschte. 42) Hugo Grotius nent ihn in einem Schreiben an Oxenstierna einen Fürsten, quem *prope unum* Principis dignum nomine habebat Germania. s. Cypriani Adversaria p. 26. 43) Den neuern wissenschaftlichen Begründern der Strategie genügen freilich Bernhard's Feldzüge nicht, und Turenne steht bei ihnen ungleich höher als sein Vorbild. Heinrich von Bülow, der in seinem Geist des neuern Kriegssystems von Turenne's spätern Feldzügen mit Bewunderung redet, sagt von Bernhard ebendas. S. 218.: „Weimar führt Krieg, wie ein herumschweifender Abenteurer, ohne bleibende Stärke, kein System, nichts Geordnetes, kein Zweck, kein Plan, allenthalben ein Chaos." — —

leicht, weil der Geist der Zeit einen noch höhern Grad der Strenge ohne Rüge ertrug. Gleichzeitige Schriftsteller rühmen vielmehr seine Milde, Bescheidenheit, Großmuth und Sittenreinheit. Er hatte eine wissenschaftliche und religiöse Erziehung erhalten, und wohnte dem Gottesdienst der lutherschen Kirche mit Eifer bei, doch war es wol minder die Liebe zu dieser Kirche, als sein aufstrebender Geist, der ihn zu Thaten hinriß. Diesem Geiste waren die Verhältnisse eines jüngsten Prinzen in einem minder mächtigen Fürstenhause zu eng, Ruhm und Herrschaft sollte sein tapfres Schwert ihm erkämpfen und schon winkte ihm das Ziel näher entgegen, als sein strenges Verhängniß ihn wegriß **). (*Rese.*)

BERNHARD I., Stifter der Meining. Linie des S. Gothaischen Fürstenhauses, geb. d. 10. Sept. 1649 auf Friedenstein, war der dritte Sohn Herzog Ernst des Frommen von S. Gotha und dessen Gemalin Elisabeth Sophie geborne Prinzessin von S. Altenburg. Unter der sorgsamen Aufsicht seines weisen und frommen Vaters erhielt er eine in jeder Hinsicht vortreffliche Erziehung. Zum Hofmeister hatte er Johann Balthasar von Gabelkoven, einen steiermärkischen Edelmann, von seiner Weltkentniß und unbestechlicher Rechtschaffenheit. Hieronymus Brückner, Paul Kühnold, Johann Rosenberg und Johann Bartholomäus Meyer, vier treffliche Männer, zum Theil bekant durch Schriften, waren seine Lehrer, und Mathematik, Naturkunde, Geographie und Geschichte waren seine Lieblingswissenschaften. Die lateinische Sprache schrieb und sprach er gleich fertig. Zur fernern Ausbildung für seine Bestimmung begab er sich d. 21. Mai 1666 nebst seinem Bruder Albrecht unter Aufsicht Gabelkovens, Brückners, Kühnolds und Christian Timotheus Gotters, der zuvor ordinirt wurde, um als Prediger die häuslichen Andachtsübungen zu leiten, auf das damals so berühmte Fürstencollegium nach Tübingen, wo er bis zum 23. Mai 1668 unter dem Namen eines Barons von Wartburg verweilte. Von Tübingen aus reiste er nebst seinen Brüdern Albrecht und Heinrich nach der Schweiz und nahm in Genf, wo er sich am längsten aufhielt, Unterricht im Fechten und Reiten und in neuern Sprachen *). — Nach seiner Rückkunft erhielt er alsbald eine Stelle im allen Kollegien und that, den Wünschen seines Vaters gemäß, auf Kriegsdienste und fernere Reisen Verzicht, um den Lebensabend des frommen Greises, dessen Liebling er war, zu erheitern. Er begleitete ihn überall in die Kollegien, Kirchen und Schulen und bildete sich so zu einem weisen und frommen Regenten. Auch nahm er beim altenburgischen Erbanfall den 3. Dec. 1673 in dessen Namen die Huldigung im Hennebergischen ein.

Wegen der Nachfolge hatte Herzog Ernst bereits am 31. August 1654 eine Verordnung gemacht, wie es nach seinem Tode mit der Regirung des Landes gehalten werden sollte. Nach dem Anfall der drei Viertheile der altenburgischen Erbschaft setzte er aber den 9. Nov. 1672 noch eine besondere Regimentsverordnung auf, wodurch er jener ersten einige Zusätze und Erklärungen beifügte. Vermöge derselben sollten die 7 fürstl. Brüder, wenn es nur irgend möglich, in einer gemeinschaftlichen Residenz friedlich bei einander wohnen und die Regirung so lange in Gemeinschaft führen, bis sich solche Theile machen ließen, daß jeder Nachfolger seine Würde unter den Reichsständen mit Anstand behaupten, auch wol ein Reichsvotum darauf erlangen könte. Doch sollte bei dieser Gemeinschaft der älteste Bruder Friedrich das Direktorium führen und deßhalb auch der Regirende heißen und sowol bei Unterschriften, als auch bei Ausübung des Reichs- und Kreisvotums sich jederzeit der Klausel bedienen: „für Uns und Unsre freundlich geliebten Herren Brüder." Diese Verordnung Ernst des Frommen, der 1675 starb, missiel aber besonders seinen jüngern Prinzen, die von der künftigen Erb- und Regirungsfolge am weitesten entfernt waren. Auch hatte sie ihre großen Unbequemlichkeiten, weil auf Friedenstein nicht Raum genug für so viele Haushaltungen war. Deßwegen wurde am 20. Aug. 1676

44) Die geschichtlichen Quellen über das Leben Bernhard's sind zahlreich, doch besitzen wir weder eine, mit Benutzung aller, auch archivalischer Quellen, das Material vollständig umfassende, noch eine der historischen Kunst genügende Geschichte dieses Lebens, mancher ergangenen Aufforderung (z. B. von Böttiger im Freimüthigen 1806. Nr. 40.) ungeachtet. Das Leben Bernhard's von Göthe, welches man vor 40 Jahren erwartete (s. die Briefe eines reisenden Franzosen über Teutschland Bd. II. S. 60. der zweiten Ausgabe), ist nicht erschienen. Die Geschichte Bernhards des Großen, von Joh. Aug. Christian von Hellfeld (Lpz. 1797), ist als Vorarbeit zu betrachten. Das kurze Leben Bernhard's im vierten Bande der militärischen Biographien berühmter Helden neuerer Zeit (Berlin 1805), ist Nichts, als ein flüchtiger und fehlerhafter Auszug aus der Hellfeldschen Biographie. Cyprian's Adversaria (Gotha 1729) liefern wichtige Beiträge zu Bernhard's Lebensgeschichte. Die ältern Schriften von Lungwitz (1634) und Engelfüß (1648) sind unvollständig, doch theilweise brauchbar. Ein Leben Bernhards von Linle erschien Jena 1674. eine engl. Geschichte Bernhards und s. Bruders, Ernst des Frommen, Lond. 1740. Noch hat man Gelegenheitsschriften über Bernhard von Gloner, v. Frisen u. a. Wichtiger sind die Originalschriftsteller über den 30jährigen Krieg, Chemnitz, Pufendorf, Khevenhiller, Siri, Riccius u. s. f., nebst dem Theatro europaeo. Tom. I — IV. Ferner gehören hieher die Geschichtschreiber Ludwigs XIII., le Vassor, Griffet u. a., die Memoires von la Valette, Montglat, Feucquieres, Bassompierre u. a., die Mémoires historiques concernant le General d'Erlach, die Histoire de Guebriant von Laboureur, Müller's Annal. saxon. Unter den Neuern hat Galletti in seiner größern Geschichte des 30jährigen Kriegs (allgemeine Weltgeschichte 57. Theil, Halle 1791), die Feldzüge Bernhard's am vollständigsten dargestellt. Man vergl. Galletti's Gesch. von Thüringen 5. Bd., Häberlin's Reichsgeschichte, fortgesetzt von Senkenberg B. 26. und 27., Herchenhahn's Gesch. Wallenstein's, B. G. H. von Hellfeld's Leben Johann Ernst's des Jüngern, Herzogs zu Weimar (Jena 1784), G. E. Herrmann's Beitrag zur Lebensgeschichte Johann Ernst des Jüngern (Weimar 1785), nebst dessen Nachlese zu dem Beitrage (Weimar 1786). Die Geschichte des 30jährigen Kriegs von Schiller, Westenrieder u. a. zum Theil schon angeführte Schriften. Unter den teutschen Zeitschriften liefern u. a. Beiträge zu Bernhard's Geschichte: Meusel's histor. lit. Magazin 4. Th. Wieland's neuer teutscher Merkur 1806 erstes Stck. und die zu Weimar fortwährend erscheinenden Curiositäten, B. IV. S. 118 — 34. B. V. S. 485 — 97. B. VIII. S. 211 — 21. u. a. O. — In unsrer Encyclopädie vergleiche man die Artikel: 30jähriger Krieg, Joh. Ernst von Weimar, Ernst von Mansfeld, Gustav Adolph von Schweden, Tilly, Wallenstein, Gallas, Guebriant, Johann de Werth, Banner u. a. m.

*) Das Tagebuch über diese Reise, die gerade ein Jahr dauerte, findet sich in *Rudolphi* Gotha dipl. Tom. II. p. 334.

zwischen den fürstlichen Brüdern ein Vergleich wegen gemeinschaftlicher sonderbarer Hofhaltung geschlossen. Kraft dieses Vergleichs bekam Jeder zum Behuf seiner einzelen Hofhaltung gewisse Ämter-Revenüen nach den Portionsanschlägen angewiesen. Bernhard erhielt seine Anweisung auf die Ämter Ichtershausen, Wachsenburg, Krannichfeld und Tondorf und zog am 28. Juni 1676 mit seiner Familie und seinem Hofstate nach Ichtershausen, um künftig daselbst zu residiren. Auch erfolgte am 27. April 1677 die Vertheilung der vielen seit 1672 vermannten und heimgefallenen Kammergüter und der beträchtlichen von ihrem Vater hinterlassenen Aktiv-Kapitalien. Nach und nach kam es zur wirklichen Theilung, wodurch Jedem der fürstl. Brüder nicht nur eine eigne Residenz, sondern auch ein Theil der väterlichen Lande zur eignen Verwaltung angewiesen wurde. Nur Bernhard und Albrecht gelangten indessen zu ihrer vollen Septime **), weil sie wegen der nähern Hofnung, zur Regirung zu gelangen, sich nicht so leicht, als die 4 jüngern Brüder, abfinden ließen. — Kraft des Absonderungsvergleichs vom 8. Juni 1681 erhielt Bernhard zu seiner Septime: Stadt und Amt Meiningen, Amt und Festung Maßfeld, Stadt und Amt Wasungen, Amt Sand, Amt und Schloß Frauenbreitungen, Stadt und Amt Salzungen nebst dem Klosteramt Allendorf, die Dörfer Herpf und Stepfershausen, das Dorf Utendorf und die Hälfte des Dorfes Mehlis, das Kammergut Hennebergund den weimarischen Zuschuß oder die sandischen Extraordinärsteuern nebst allen landesfürstl. Hoheiten, Gerechtigkeiten und Regalien, sowie eine mit S. Zeitz, Weimar und Eisenach abwechselnde bennebergische Kreistagsstimme, wogegen er die bisher besessnen Ämter Ichtershausen, Wachsenburg und Krannichfeld wieder abtreten mußte. Das Amt Tondorf hatte er durch die kurmainzische Einlösung bereits früher verloren. 1686 erfolgte die kaiserliche Bestätigung dieses Theilungsrecesses. Da jede Septime nur zu 16,137½ Gülden jährl. Einkünfte angeschlagen war, Bernhards Septime aber wegen der sandischen Extraordinärsteuern 16,180 Fl. 12 gr. 5 pf. an jährl. Einkünften betrug, so gab er, nach dem Recesse vom 27. Juli 1687, wegen dieser Übermasse die Hälfte des Dorfes Mehlis an Gotha zurück. — Nach getroffener Übereinkunft mit seinem Bruder Friedrich verließ er, noch vor Abschluß dieses Absonderungsvergleichs, am 21. Juni 1680 seinen bisherigen Aufenthalt zu Schloß Marienburg in Ichtershausen und verlegte seine Residenz für immer nach Meiningen. Da er hier nur eine alte, wenig geräumige Burg fand, so legte er 1682 den Grundstein zu dem jetzigen Residenzschlosse und gab ihm, seiner Gemalin zu Ehren, den Namen Elisabethenburg. Er erlebte die Freude, diesen Bau größtentheils zu vollenden, und ließ am 9. Nov. 1692 die Schloßkirche feierlich zur Ehre der heil. Dreieinigkeit einweihen und das Andenken dieses Schloß- und Kirchenbaues durch goldne und silberne Münzen verewigen.

Gemeinschaftlich mit seinem Bruder Albrecht führte er die ihnen 1688 von Herzog Friedrich von S. Gotha überlassene koburgische Reichstagsstimme, nachdem er mit erstem schon den 23. Juni 1681 einen Receß deswegen abgeschlossen hatte.

Aus dem S. Lauenburgischen Erbfolgestreit erwarb er, gleich den andern sächsischen Häusern ernestinischer Linie, weiter nichts, als unterm 2. Februar 1690 den Titel eines Herzogs von Engern und Westfalen. Nicht minder fruchtlos waren seine Bemühungen und die Bemühungen der übrigen Herzoge zu Sachsen wegen der Clevischen Erbschaft und es ward ihm auch hier nichts, als der leere Titel der Jülich-Clevischen Lande.

Nach dem Tode Herzog Friedrichs von Gotha übernahm er, kraft dessen testamentarischer Verordnung, nebst seinem Bruder, Herzog Heinrich von Römhild, noch im nämlichen Jahre die Obervormundschaft über die hinterlassenen S. gothaischen Prinzen und ließ sich und seinem Bruder am 21. Okt. 1691 zu Altenburg und am 15. Juni 1692 zu Gotha huldigen. Er führte diese Obervormundschaft bis zum 30. Nov. 1693.

Als sein zweiter Bruder, Herzog Albrecht von S. Koburg, am 6. Aug. 1699 starb, so ging mit dem Seniorat und dem Hauptdirektorium d. S. Hauses ernestinischer Linie zugleich das Amt Oldisleben auf Lebenszeit auf ihn über. Schon im folgenden Jahr überließ er indessen dieses Amt pachtweise an den Herzog Wilhelm Ernst von S. Weimar. — Über die koburgische Erbschaft selbst entstand zwischen ihm und den S. Häusern Gotha, Hildburghausen und Saalfeld ein weitläufiger Erbfolgestreit, ob man sich gleich schon vorher bei dem zu vermuthenden erbloßen Abgange der Herzoge Albrecht von Koburg, Heinrich von Römhild und Christian von Eisenberg in einem Successionsrecesse vom 6. April 1699 mit Genehmigung der Erblasser dahin verglichen hatte, daß die durch den Tod derselben erledigten Fürstenthümer und Ämter in Ansehung der Rechte und Zubehörungen, die sich nicht wol trennen ließen, vereinigt bleiben; Herzog Albrecht für sich und im Namen der übrigen fürstl. Theilhaber Römhild, Herzog Friedrich Eisenberg und Herzog Bernhard Koburg in Besitz nehmen, die übrigen Herren Brüder und Vettern aber so lange ihren Antheil an den Einkünften bekommen sollten, bis dieser Vergleich durch einen andern aufgehoben würde. H. Bernhard ergriff auch wirklich von dem ganzen erledigten Fürstenthum Besitz, nahm aber nachher die Häuser Hildburghausen und Saalfeld, die sich, unzufrieden mit der ihnen angebotenen Entschädigung, über diese Besitznahme beim kaiserl. Hofe beschwert hatten, in den Mitbesitz desselben auf. Da man nun durch diesen Schritt von den früher geschloßnen Successionsrecesse völlig abzuweichen schien, so wollte sich auch Gotha nicht ausschließen lassen und setzte sich daher 1700 mit Gewalt in den Mitbesitz der koburg. Erbschaftslande. Indessen brachten es H. Bernhard bei dem Kaiser dahin, daß dieser an die drei erwähnten Herzoge ein Mandat ergehen ließ, ihn nicht in seinem Besitze zu stören. Hierauf kam es am 18. April 1702 zu einem Vergleich und Nebenrecesse mit S. Gotha, kraft dessen dieses Haus seine 4 Antheile an dem koburg. Fürstenthum gegen Abtretung der Ämter Wasungen, Frauenbreitungen und Salzungen an S. Meiningen überlassen wollte. Dieser Vergleich, dem auch die Herzoge von S. Hildburghausen und Saalfeld widersprachen, gelangte je-

**) So wurde jeder Erbtheil der 7 fürstl. Brüder genant.

doch nicht zur Ausführung, weil H. Bernhard sich nicht entschließen konte, diese Ämter, deren Besitz ihm gewiß war, früher an S. Gotha abzutreten, als er über die wirkliche Übergabe dieser 4 gothaischen Antheile volle Sicherheit hatte. Am 23. Juni 1705 kam es endlich zu einem gütlichen Vergleich zwischen S. Gotha, Meiningen und Hildburghausen, welches letztere für seine Ansprüche mit dem Amte Sonnenfeld abgefunden wurde. S. Saalfeld war nun der einzige Gegner und setzte seinen Streit allein fort. Bernhard erlebte nicht das Ende dieses langwierigen und kostspieligen Prozesses, der sein Leben ganz durchmürbte und seinem Hause den Alleinbesitz der koburg. Lande entzog, auch bis diese Stunde noch nicht völlig erledigt ist.

Kurz vor seinem Ende gerieth er noch in einen neuen Streit wegen der Wiedereinlösung des Amtes Fischberg. Als nämlich der Fürst-Abt Adelbert von Fulda 1700 die Regirung antrat, so suchte er alsbald die Einlösung dieses Amtes zu bewerkstelligen. Er kündigte daher die Pfandschaft auf und erbot sich, den Pfandschilling von 25,000 Fl. zu deponiren. Die Herzoge von Sachsen wollten sich aber nicht zur Herausgabe verstehen und Fulda klagte deswegen am 27. Nov. 1704 beim Reichshofrath. Ein kaiserl. Decret vom 9. Dec. des nämlichen Jahres befahl ihnen hierauf die Abtretung des Amtes. S. Zeitz machte den Anfang und gab am 26. Sept. 1705 seine 5 Zwölftheile an demselben gegen 10,416 Fl. 18 Schill. 4 pf. an Fulda zurück. Herzog Bernhard wollte jedoch durchaus nicht in die Wiedereinlösung dieses Amtes willigen, weil die Einkünfte desselben zur Unterhaltung des gemeinschaftlichen hennebergischen Gymnasiums zu Schleusingen ausgesetzt waren, und legte aus diesem Grunde sogleich sein Militär ins Amt, damit Fulda vom S. Zeitzischen Antheil nicht Besitz nehmen könne. Letzteres klagte hierüber aufs neue zu Wien und erhielt den 27. Aug. 1706 ein anderweitiges Konklusum, kraft dessen die Execution gegen S. Meiningen ergehen und dieses alle Unkosten bezahlen sollte. Während dessen starb aber Bernhard.

Um das friedliche Vernehmen mit seinen Nachbarn zu erhalten, schloß er mehre Recesse. Wichtig war in dieser Hinsicht der unterm 13. Februar 1696 mit Herzog Johann Georg von S. Eisenach abgeschloßne Recess, durch welchen alle Irrungen beseitigt wurden, die zwischen den S. Meining. Ämtern Maßfeld, Sand, Frauenbreitungen, Salzungen und Altenstein und den S. Eisenachischen Ämtern Eisenach, Kaltennordheim, Crainberg und Lichtenberg in Gränz-, Forst- und Jagd-, geist- und weltl. Gerichts- und andern die Superiorität betreffenden Angelegenheiten entstanden waren. Nicht unwichtig war auch der Recess, den Herzog Bernhard d. 13. Mai 1697 mit dem Fürstbischof von Würzburg, als Lehnherrn, wegen der Stadt und des Amtes Meiningen schloß. Nach diesem Recesse wurde ausgemacht, daß künftig von keinem Theile, weder von Sachsen, als Vasallen, noch von Würzburg, als Lehnherrn, die Huldigung in Meiningen einseitig und allein, sondern von beiden Theilen gemeinschaftlich ein- und angenommen werden sollte, und selbst dies nur dann, wenn beide Fälle zusammen kämen, daß in Würzburg und Meiningen zu gleicher Zeit zwei neue Regenten den Fürstenstuhl bestiegen. — Minder vortheilhaft für sein Haus und seine Unterthanen waren die Vergleiche, die er mit dem Ritterhauptmann Georg Christoph von Bibra und den Ganerben v. Wallsdorf schloß. Ersterm und seinen Lehnsfolgern überließ er 1687, nach einem geführten Streit vor dem Reichskammergericht, nicht nur das Patronatrecht, sondern gewissermaßen auch das Episcopalrecht zu Mühlfeld. Letzterm trat er, kraft des am 27. Dec. 1685 abgeschloßnen Punktationsrecesses und des am 23. Febr. 1686 errichteten Vergleichs, sowol das Episcopalrecht, als auch die Gentgerechtigkeit und die Vogteilichkeit über die Wüstung Desertshausen ab. Diese letztre Abtretung verursachte späterhin seinem Hause und seinen Unterthanen zehnfach mehr Prozeßkosten vor den Reichsgerichten, als die ganze Kaufsumme betrug. Außer diesen Veräußerungen verkaufte er im nämlichen Jahre das Kammergut Liebenstein und dessen Sauerbrunnen, welches er in der Theilung der väterlichen Kammergüter um 10,000 Fl. erhalten, an den hessen-kassel. Kammerrath Waldenberger in Schmalkalden und, nach geschehner Wiedereinlösung, 1702 ebenfalls wiederkäuflich an den königl. poln. und kurf. sächs. Hofrath Johann Friedrich Trier gegen ein Darlehn von 20,000 Thlr. — Durch Kauf brachte er weiter nichts an sich, als das Klostergut Sinnershausen, das er nebst den 4 Freihöfen und den dazu gehörigen beträchtlichen Lehnschaften der Familie von Vollstädt abkaufte, aber alsbald wieder seiner Gemalin käuflich überließ.

In seinem Lande traf er viele gute Einrichtungen. Seine erste Sorge gleich beim Eintritt ins Land war die Einrichtung der Kollegien, besonders der Regirung und des Konsistoriums zu Meiningen. In Hinsicht auf Gesetzgebung bestätigte er, mit wenigen das Regirungslokale betreffenden Abänderungen, die S. Gothaische ernestinische Landesordnung und die ernestinisch-kirchlichen Verordnungen, sowie die von seinem Vater am 9. Novbr. 1672 im gothaischen Hause gemachte Regimentsordnung. Nur im Hennebergischen behielt er fortdauernd die henneberg. Landesordnung und in kirchlichen Angelegenheiten die von seinem Vater ergangenen Verordnungen wegen der kasimirianischen Kirchenordnung bei. Doch ließ er 1684 eine Verordnung, wie es künftig mit Erbschaftsvertheilungen zwischen den zu einer anderweitigen Ehe schreitenden Ehegatten und ihren aus vorigen Ehen erzeugten Kindern, ferner mit Bestrafung der Oberhurerei und mit Zuerkennung der Interessen bei Konkursen gehalten werden sollte, als Anhang zur neuen Ausgabe der henneberg. Landesordnung in Druck ergehen. Schon im ersten Jahre seiner Regirung führte er einerlei Kirchengebräuche in seinem Lande ein, sowie eine Rangordnung für alle geistl. und weltl. Statsdiener. Auch verordnete er von Zeit zu Zeit Generalvisitationen nicht blos in Hinsicht der Kirchen und Schulen, sondern auch der Justiz- u. Rechnungsämter. Von 1684 an rief er fast jedes Jahr die Landstände zusammen und zog sie bei den wichtigsten Landesangelegenheiten zu Rathe. Auch ließ er 1687 eine neue Kanzleiordnung bekant machen. Zum sächsischen Duellmandat, das ihm vorzüglich sein Daseyn ver-

dankte, dessen öffentliche Bekantmachung er aber nicht erlebte, verfertigte ihm der Kanzler Rößler das Konzept.

Er legte den Grund zur herzogl. Bibliothek, sowie durch Erkaufung eines Muschelkabinets zur Naturaliensamlung; trug viel zur Verschönerung der Stadt Meiningen und ihrer Kirche bei; stellte 1680 die Wochenmärkte derselben wieder her und ließ 1684 eine Feuerordnung für dieselbe durch den Druck bekant machen. Wegen der damals in Erfurt wüthenden Pest traf er die trefflichsten Anstalten, wodurch sein Land vor derselben bewahrt blieb; ließ deswegen 1682 eine „geistliche Seelenarzenei wider die Pest oder einen Unterricht bei besorgenden Sterbensläuften für die Pfarrer und christlichen Gemeinen" drukken und stellte schon 1680 einen besondern Pestmedicus mit Besoldung an. Die Festungswerke zu Maßfeld, die im 30jährigen Krieg so viel zur Verwüstung der Gegend beigetragen hatten, ließ er 1684 abtragen und die Steine zum neuen Schloßbau in Meiningen verwenden; befreite das Land durch häufige Jagden vom übermäßigen Wildstand, erneuerte und bestätigte 1688 und 1690 durch Landtagsschlüsse die bereits 1681 von ihm eingeführte Kleiderordnung und erließ zugleich Befehle zur Steuerung alles unnöthigen Aufwandes bei Hochzeiten, Kindtaufen und Leichen. 1689 legte er wegen der eingetretenen Theuerung ein Fruchtmagazin zum Besten seiner Unterthanen an. Auch befreite er, nach einem deßhalb gegen den Stadtrath zu Meiningen durch auswärtiges Urtheil gewonnenen Prozesse, im nämlichen Jahre seine Hofbedienten und 1699 alle Unterthanen, die innerhalb seines Landes von einem Amte ins andre ziehen, vom seither gewöhnlichen Abzugsgelde. 1694 machte er in seiner Residenz die erste Einrichtung zur regelmäßigen wöchentlichen Versorgung der Armen; führte mit dem neuen Jahrhundert auch den neu verbesserten Kalender in seinem Lande ein, legte 1703 im alten Klostergebäude zu Meiningen ein Waisenhaus an; ließ im nämlichen Jahre die alte Klosterkirche zur Waisenhauskirche einrichten und stellte einen Katecheten dabei an. Die seitherige Stadtschule zu Meiningen verwandelte er 1705 in ein fürstliches Lyceum. Die Dörfer Herpf und Stepfershausen schlug er wieder zum Amte Maßfeld und ertheilte dem Dorfe Oberkatz das Marktrecht. Der Hof Hartambergsthal erhielt unter ihm sein Daseyn und das Dorf Judenbach 1705 eine neue Kirche. Seine Bemühungen, den seit dem 30jährigen Krieg eingegangenen, ehemals so beträchtlichen Weinbau bei Meiningen wieder emporzubringen, gelangen ihm nicht und seine eigne in dieser Hinsicht 1689 gemachte beträchtliche Anlage ging späterhin wieder ein. Desto glücklicher war er in seinen Bemühungen, den Hopfenbau, der eine Zeitlang ein Haupterwerbzweig für die Bewohner Meiningens wurde, zu vermehren und zu verbessern.

Bernhard war ein frommer Herr und sein Wahlspruch: **In vulneribus Christi triumpho** — sprach seinen vollen Glauben aus. Freund des öffentlichen Gottesdienstes von Jugend auf, fing er schon mit dem 6. Jahre seines Lebens an, alle Predigten nachzuschreiben und fuhr damit fort bis an sein Ende, daher sich nach seinem Tode 14 starke Quartbände solcher von ihm nachgeschriebenen Predigten unter seinen Büchern fanden. Nicht zufrieden damit, dem sonntäglichen öffentlichen Gottesdienste und selbst den Wochenbetstunden in der Kirche beizuwohnen, ließ er noch außerdem täglich Betstunden in seinem Zimmer halten, an welchen alle Dienstthuende Hofleute Theil nehmen mußten. Die Bibel war sein liebstes Erbauungsbuch, und um sie in der Ursprache lesen zu können, nahm er noch in seinem Alter Unterricht in der hebräischen Sprache. In seinem Religionssystem streng an den lutherischen Lehrbegriff sich haltend, erließ er während der gothaischen Obervormundschaft mehre Verordnungen gegen den Pietismus und freute sich auf dem Landtag 1695, daß die Schwärmerei des Pietismus in seinem Lande noch nicht eingerissen.

Bei aller Frömmigkeit und all' dem vielen Guten, was ihm sein Land verdankte, hatte er gleichwol — wie denn kein Bild ohne Schatten ist — auch manche Schwachheiten. Dahin gehören in den ersten Jahren seiner Regirung sein Glaube an Hexerei und späterhin sein Hang zur Alchymie und seine übermäßige Liebe zum Militär. Unter seiner Regirung wurden noch 4 Hexen enthauptet und dann verbrannt. Die letzte dieser Hinrichtungen fällt ins J. 1685. Wohlthätig für die armen Hexen wirkte seine im nämlichen Jahre unter dem Namen eines Grafen von Landsberg nach Holland unternommene Reise und besonders die Unterredung, die sein Hofprediger zu Amsterdam in seinem und seiner Gemalin Gegenwart mit Balthasar Becker über Hexerei halten mußte. Vermochten gleich Beckers Meinungen nicht, ihn in seinen eignen Meinungen über das Dasein der Hexen wankend zu machen, so stimten sie ihn doch von jetzt an zu mehrer Milde in der Bestrafung derselben, zumal da seine Gemalin über diesen Gegenstand weit vorurtheilsfreier dachte. — Sein Hang zur Alchymie kostete ihm ansehnliche Summen, und oft wurde er von Adepten getäuscht und betrogen. Zwar hatte Ernst der Fromme in seinem letzten Willen seine Prinzen ernstlich vor allem Goldmachen gewarnt; aber dennoch handelte der sonst so fromme Sohn in diesem Stücke dem letzten Willen seines Vaters entgegen, weil er die feste Hofnung hegte, durch Findung des Steins der Weisen die wegen des Schloßbaues und der damaligen Kriegslasten fast mit jedem Landtagsschlusse sich erhöhenden Abgaben seiner Unterthanen künftig entbehrlich machen und seinem Volke ein wahrhaft glückliches Loos bereiten zu können. Darum wurden in den Schlössern zu Meiningen und Maßfeld Laboratorien angelegt. Schon glaubte er der Erfüllung seiner Wünsche nahe zu seyn und ließ daher, um im voraus seinen Dank gegen Gott auszusprechen, den 3 Kirchen der Residenz und etlichen andern Kirchen seines Landes prächtige Schenkungsurkunden, jede zu 10,000 Dukaten, ausstellen, die aber nach Bernhards Tode den Kirchen wieder abgefodert und kassirt wurden.

Schädlicher noch, als sein Hang zur Alchymie, die zu den Modebeschäftigungen der Fürsten des damaligen Zeitalters gehörte, war für Volk und Land sein zwar kleiner, aber doch mit den Kräften seines Landes in keinem Verhältniß stehender Militärstat. Ohne selbst Soldat zu seyn, wiewol er 1697 kurpfälzischer Generalmajor wurde, handelte er in Hinsicht des Militärwesens, wie es scheint, nur einzig seinen beiden kriegerisch-gesinnten

Prinzen Ernst Ludwig und Bernhard zu Gefallen. Daher begnügte er sich nicht damit, in den damaligen Franzosen- und Türkenkriegen sein schuldiges Reichskontingent zu stellen und 1686 am 29. Juni in Verbindung mit dem ganzen sächsischen Hause ernestinischer Linie und mehren Königen und Reichsfürsten in ein Vertheidigungsbündniß mit dem Kaiser zu treten, sondern warb 1683 noch ausserdem in seinem Erbantheil, der doch 22 Jahre später kaum erst 1844 streitbare Männer zählte, für den Kaiser eine Kompagnie, um in Ungarn gebraucht zu werden. Späterhin ging er 1689, ohne Vorwissen der Landstände, einen Vertrag mit Kursachsen ein, kraft dessen er versprach: außer dem Kontingent, das er von seinen hennebergischen Landen zu den fränkischen Kreistruppen stellen mußte, auch noch 2 Kompagnien, die eine zu Roß die andre zu Fuß, zu den obersächsischen Kreistruppen stoßen zu lassen und dieselben auf Kosten seines Landes zu montiren. Noch mehr Mißvergnügen erregte es, als er, nach einer deshalb geschlossnen Übereinkunft, 1694 ein ganzes Regiment Kavallerie in den Dienst der Generalstaten gab.

Er war zwei Mal vermält und ein treuer Gatte und Vater. Seine

I. Gemalin war: Maria Hedwig, Landgrafen Georgs II. von Hessen-Darmstadt Tochter; geb. den 26. Nov. 1647; vermält auf Schloß Friedenstein d. 20. Nov. 1671 und gest. d. 19. April 1680 zu Ichtershausen. Sie ist bekant wegen ihrer standhaften Anhänglichkeit an den Protestantismus schon in früher Jugend und wegen der vergeblichen Bemühungen der Jesuiten, sie für die römische Kirche zu gewinnen. Vom Hexenglauben der damaligen Zeit war sie nicht frei. Sie erschrak, als sie erfuhr, daß die schwarze Henne (das Wapen der damals unverdienter Weise wegen der vielen Hexen verschrienen gefürsteten Grafschaft Henneberg), ihrem Gemal als Erbloss zugefallen und erklärte, daß sie wol nicht lebend nach Meiningen kommen würde. Ihr Gemal suchte sie zu beruhigen, indem er sagte: „diese schwarze Henne soll mir goldne Eier legen" — aber ihre Ahnung traf ein. Nur ihre Leiche ward von Ichtershausen nach Meiningen gebracht und in der neu erbauten Gruft in der Stadtkirche beigesetzt. Sechs Prinzen und eine Prinzessin waren die Frucht dieser Ehe: 1) Ernst Ludwig. Siehe: Ernst Ludwig; 2) Bernhard, geb. d. 28. Oct. 1673, gest. d. 25. Oct. 1694 zu Brüssel als Rittmeister unter dem S. Meining. Regimente bei den Generalstaten; 3) Johann Ernst, geb. d. 29. Dec. 1674, gest. d. 8. Febr. 1675; 4) Marie Elisabethe, geb. d. 11. Aug., gest. d. 22. Oct. 1676; 5) Johann Georg, geb. d. 3. Oct. 1677, gest. d. 10. Oct. 1678; 6) Friedrich Wilhelm. Siehe: Friedrich Wilhelm; 7) Georg Ernst, geb. d. 26. März 1680. Zu Taufpathen desselben hatte Herzog Bernhard die hennebergischen Landstände erwählt. Er starb d. 1. Jan. 1699 an den Kinderblattern.

Die II. Gemalin war Elisabethe Eleonore, Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig-Wolfenbüttel Tochter und Herzog Johann Georgs von Mecklenburg-Schwerin Witwe, geb. d. 30. Sept. 1658, vermält d. 15. Januar 1681 und gest. d. 15. März 1729. Sie war eine überaus kluge Fürstin und eine Freundin der Künste und Wissenschaften. Die Kinder dieser zweiten Ehe waren: 1) Elisabethe Ernestine Antoinette, geb. d. 3. Dec. 1681. Vom Kaiser Joseph I. zur Äbtissin von Quedlinburg empfohlen, aber vom Stifte nicht angenommen, weil es die freie Wahl behaupten wollte, wurde sie 1711 zur Äbtissin des Stiftes Gandersheim postulirt und den 9. Nov. 1713 feierlich als Äbtissin introonisirt. Sie war eine große Wohlthäterin der Armen, sorgte für die bessere Einrichtung der Stiftsarchive, machte sehenswürdige Anlagen zu Brunshausen und starb d. 24. Dec. 1766; 2) Eleonore Friederike, geb. d. 2. März 1683, gest. d. 13. März 1739 als Canonissin zu Gandersheim; 3) Anton August, geb. d. 20. Jun. und gest. d. 7. Dec. 1684; 4) Wilhelmine Louise, geb. d. 19. Jan. 1686, vermält den 20. Dec. 1703 mit Herzog Karl von Wirtemberg-Bernstadt, gest. d. 6. Oct. 1753; 5) Anton Ulrich. Siehe: Anton Ulrich.

Da im S. Meining. Hause das Erstgeburtsrecht noch nicht eingeführt war, so machte Herzog Bernhard kurz vor seinem Tode die Verordnung, daß seine 3 Prinzen zwar gemeinschaftlich regiren, dem ältesten aber das Direktorium im Namen Aller überlassen sollten. Er starb den 27. April 1706 nach einer Regirung von beinahe 26 Jahren. (*G. Emmrich.*)

BERNHARD. Andre Regenten dieses Namens, s. bei der Geschichte ihrer Länder.

BERNHARD (Joh. Adam), ein Geschichtforscher, geb. zu Hanau d. 23. März 1688, mußte gegen seine Neigung zu Gießen, Jena und Leipzig Theologie studiren, und erhielt 1718 das Rektorat an der evangelisch-lutherischen Schule zu Hanau. Nachdem er dieses Amt 18 Jahre lang bekleidet hatte, wurde ihm 1736 das Archiv in Hanau anvertraut und 1748 der Charakter eines Raths ertheilt. Er starb den 12. Jun. 1771, nachdem er durch seine vieljährigen archivalischen Untersuchungen mancherlei nützliche Beiträge zur Geschichte von Hanau, der Wetterau und den umliegenden Gegenden geliefert hatte. Dahin gehören vornehmlich seine Antiquitates Wetteraviae oder Alterthümer der Wetterau. Hanau 1731; Frft. 1745. 4. Wetterauische Alterthümer Partis special. 1 Abth. Hanau 1734, Frft. 1745. 4. Weitere Feststellung der Hanauischen Genealogie. Hanau, 1741. 4. Wahre Beschaffenheit der ehemaligen Comitiae in der Wetterau. Frft. 1748. 4. und einige einzele Abhandlungen. Von Francisci Irenici (Friedlieb) Ettlingiacensis, Exegesis historiae Germaniae, gab er (Hannov. 1728. fol.) eine sehr verbesserte Auflage heraus, Winkelmanns hessische Chronik setzte er von S. 377. des 6. Bds. fort, und im nassauischen Archiv befindet sich von ihm handschriftlich eine Lebensbeschreibung des Königs Adolph *). (*Baur.*)

BERNHARD (von Clairvaux), an Geist und Einfluß der größte unter den Mönchen des Mittelalters, 1091 zu Fontaines bei Dijon in Burgund aus adeligem Geschlecht geboren, während sein Vater Tecelin im Felde lag, von seiner Mutter Aleth zu klösterlicher Fröm-

*) Strieder's hess. Gel. Gesch. 1. Bd. 372. 2. Bd. 533. 3. Bd. 532. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1. Bd.

migkeit erzogen, erhielt seine gelehrte Bildung zu Chatillon an der Seine. Selbst zum Klosterleben entschlossen, überredete er seine Brüder, einige Verwandte und Freunde, bisher kriegerische Ritter, sich dazu mit ihm zu vereinigen. Über 30 Gefährten begleiteten ihn daher 1113 in das erst 1098 gestiftete Kloster Citeaux im Sprengel von Chalons an der Saone, das Stammhaus des Cisterzienserordens. Die Frauen der Verheiratheten kamen in ein Kloster zu Juilly. In strenger Beobachtung der Regel Benedikts dem ganzen Kloster vorleuchtend, wurde er schon 1115 erster Abt von Clairvaux bei Langres, einer neuen Kolonie von Citeaux. Durch alle Arten der Abtödtung geschwächt, bleich und abgemagert kam er hier an und setzte auch als Abt seine Selbstpeinigungen fort, bis er, um nicht unterzuliegen, sich auf ein Jahr vom Kloster zurückziehen und nach seiner Rückkehr in dasselbe zu einiger Sorgfalt für seine Gesundheit bequemen mußte. Seine seltene Mönchstugend machte ihn zum Gegenstande allgemeiner Verehrung, der Ruf seiner Wunderwerke und des in seinem Kloster herrschenden Geistes der Gottseligkeit, Demuth und apostolischen Einfalt ging durch die ganze christliche Welt und führte ihm Menschen aus allen Ständen zu, die sich mit ihren Schätzen dem Orden widmeten oder Mönche aus Clairvaux verlangten, um ihr heiliges Leben durch neue Ansiedelungen in andere Länder zu verpflanzen [1]). So erlangte er bald in der öffentlichen Meinung des Ansehn eines Heiligen, dessen Lehre und Zurechtweisung Jedermann anzunehmen hatte und dessen Stimme in den Angelegenheiten der Kirche entscheidend wurde. Die dem Außerordentlichen und Geheimnißvollen zugewandte Stimmung seiner Zeit, die politischen Kämpfe und kirchlichen Zerrüttungen derselben öffneten ihm einen Wirkungskreis, den er als wundertätiger Glaubenshelb, mystischer Theolog, gewaltiger Redner, strenger Sittenlehrer und umsichtiger Schiedsrichter mit überlegener Geisteskraft und rastloser Thätigkeit auszufüllen wußte. Er besaß bei einer unanfehnlichen, abgezehrten Gestalt alle Eigenschaften, um die Gemüther zu überwältigen und auch den Großen der Erde Ehrfurcht zu gebieten. Seine erste Sorge war die Macht und Würde seines Ordens, dem er sowol durch das Beispiel seines Klosters und die mit jedem Jahre vermehrten Kolonien desselben, als auch durch weise Anleitungen zum Mönchsleben in seinen Briefen an Mönche und einem besondern Buche [2]) und durch eine, die bis dahin allen andern Orden überlegen gewesenen Cluniacenser sehr in Schatten stellende Vertheidigungsschrift [3]), vorzüglich aber durch den Ruhm seines Namens den Schwung gab, der die Cisterzienser bald zu den zahlreichsten und geachtetsten Söhnen Benedikts machte. Er wirkte auf der Kirchenversamlung zu Troyes 1127 dazu mit, daß die Tempelherren eine dem Geiste seines Ordens entsprechende Regel erhielten; doch setzte er diese Regel nicht selbst auf [4]), sondern einige Jahre nachher eine Ermahnung und Lobschrift an die Templer [5]). In einem Streite der Erzbischöfe von Sens und Paris mit dem Könige Ludwig VI. von Frankreich machte er zuerst sein Ansehn durch scharfe Rügen gegen den König und den ihm zu leicht willfahrenden Papst geltend, was ihm eine gelinde Verweisung auf die Schranken des Mönchslebens von Rom zuzog [6]). Aber der päpstliche Hof erhielt bald die stärksten Beweise, daß man diesen Mann zum Freunde haben müsse, um die katholische Christenheit zu regiren. Bei dem Schisma nach dem Tode Honorius II. bewirkte Bernhard auf der Reichsversamlung zu Estampes 1131, daß Frankreich Innozenz II. als Papst anerkante. Bei der Zusammenkunft desselben mit dem Kaiser Lothar zu Lüttich bestimte er, selbst im Gefolge des Papstes, den Kaiser durch nachdrückliche Vorhaltung der hierarchischen Rechte, von seinem Anspruch auf das Befugniß zur Investitur der geistlichen Reichsstände abzustehen [7]) und noch 1131 betrieb er auf der Kirchenversamlung zu Rheims scharfe Verordnungen zur Reform der Sitten des Clerus, die er schon in zwei Schriften [8]) voll derber Wahrheiten treffend geschildert und zu bessern dringend angerathen hatte. Nun wendete sich seine Thätigkeit auf Italien, wo fast Alles dem Gegenpapste Anaclet II. anhing. Mit Innozenz kam er 1133 nach Rom, munterte die Pisaner, bei denen Innozenz nach seiner Krönung Zuflucht suchte, zur Treue gegen ihn auf [9]), unterstützte ihn durch seine Gegenwart auf der Kirchenversamlung zu Pisa 1134 *), gewann ihm durch die Gewalt des Eindrucks seiner Persönlichkeit und seiner Ermahnung das widerspenstige Mailand [10]), dessen Erzbisthum er ausschlug, und Genua [11]) das ihn auch als Bischof behalten wollte, und kehrte 1135 nach Frankreich zurück, wo er nicht minder glücklich den trotzigen Grafen Wilhelm IX. von Aquitanien und Poitou, nebst seinem Clerus von Anaclets auf seines Freundes Innozenz Seite brachte [12]). Neuer Bedrängniß desselben in Italien suchte Bernhard durch Aufforderung des Kaisers Lothar zu einem Römerzuge [13]) abzuhelfen, vermittelte, um diesen möglich zu machen, des Kaisers Aussöhnung mit den schwäbischen Herzögen Konrad und Friedrich, denen er

1) *Guillelmi* Vita S. Bern. c. 1 — 14 in Opp. Bern. ed. *Mabillon*. Venet. 1726. T. VI. p. 1172 — 1200. 2) De praecepto et dispensatione ad Monachos Carnotenses. Opp. T. II. p. 505 — 530. 3) Apologia ad Guillelmum S. Theoderici Abb. ibid. p. 531 — 546. 4) *Mabillan.* Admonitio ad Bern. librum de nova militia ib. p. 547. sqq.

5) De nova militia ad milites Templi. ibid. p. 550 — 564. 6) Epist. 48. in Opp. Bern. T. I. 7) *Ernaldi* Vita Bern. in Opp. Bern. T. IV. p. 1205. sqq. 8) De moribus Praelatorum ad Henr. Senens. Archiep. Opp. Bern. T. II. p. 467. sqq. Sermo s. liber de Conversione ad Clericos ibid. p. 483. sqq. 9) Epist. 130. in Opp. Bern. T. I. *) Conc. Pisan. in *Harduini* Collect. reg. Conc. T. VI. P. II. p. 1197. 10) Die damals von ihm zu Mailand erregte Bewegung der Gemüther, die Schlichtung der innern Streitigkeiten dieser Stadt durch Bernhards überall durchgreifenden Eifer und seine dort bewirkten Wunder schildert mit lebendigen Farben *Landulph* jun. Hist. Mediol. in *Ughelli* Italia sacra ed. Coleti Venet. 1719. T. IV. p. 136. sqq. vergl. *Ernald.* l. c. Lib. II. c. 2. sqq. Auch spätere Zwiste der Mailänder mit Innozenz stillte Bernhard durch Briefe Ep. 131. 314. Opp. T. I. Daß er in Mailand den Humiliaten ihre Regel gegeben widerlegt *Tiraboschi* Vett. Humiliat. Monum. Mediol. 1766. 4. T. I. Dissert. II., wol kann aber ihre Verbindung durch seine Anwesenheit neues Leben erhalten haben. 11) Epist. 129. Opp. T. I. 12) Nach vergeblichen Unterhandlungen hielt er dem wegen seiner Excommunication bei der Messe vor der Thür der Kirche harrenden Grafen die Hostie vor, beschwur ihn bei dem gegenwärtigen Christus und bändigte ihn so. 13) Epist. 139. l. c.

Befreiung vom Banne auswirkte und ging 1136 selbst wieder nach Rom. Was die teutschen Waffen nicht vermochten, richtete er durch kluge Unterhandlungen mit der Partei Anacletes aus und wenn ihm auch nicht gelang, den König Roger von Sicilien zu gewinnen, zog er doch die bedeutendsten Kardinäle und mehre Große Italiens zu Innozenz herüber. Ja nach Anacletes Tode 1138 wußte er dessen schismatischen Nachfolger Victor III. zu freiwilliger Verzichtung auf die päpstliche Würde zu bewegen [14]). Als Friedensstifter und Vater des Vaterlandes von den Römern verehrt, kehrte er in diesem Jahre ruhmgekrönt in sein stilles Kloster zurück, um wieder in diesem geliebten Jerusalem, wie er es nante, unter Mönchen Mönch zu seyn. Diese Ruhe unterbrach sein Kampf mit Abälard, dessen philosophische Prüfung und Begründung der Religionswahrheiten einem glühenden Mystiker und Eiferer für den Buchstaben des Kirchenglaubens, wie Bernhard war, nicht zusagen konte. Je weniger sein, des philosophischen Denkens ungewohnter Geist der Spekulation Abälards zu folgen vermochte, desto mistrauischer war er gegen die Resultate derselben. Dazu kam, daß Abälard, stolz auf den Namen des größten Philosophen seiner Zeit, nicht nur Bernhards Freundschaft zu suchen verschmäht, sondern sogar seinen Unwillen durch herabsetzende Urtheile gereizt hatte [15]) und schmeichelnde Zuträger beide Männer noch mehr gegen einander verhetzten. Nachdem Bernhard schon um 1126 in Gemeinschaft mit Norbert, dem Stifter des Prämonstratenserordens, geschäftig gewesen [16]), Abälard zu verketzern, wurde er 1139 durch ein Schreiben des Abts Wilhelm von St. Thierry bei Rheims dringend zur Bekämpfung seiner Irrlehren aufgefodert [17]). Eine Privatunterredung Bernhards mit Abälard führte nur zu einem Scheinfrieden [18]). In Briefen an ihre Freunde feindeten beide einander desto heftiger an. Abälards Antrag, die Sache auf einer Versamlung zu Sens 1140 durch eine Disputation mit Bernhard auszumachen, nahm dieser im Bewußtseyn der Unzulänglichkeit seiner Dialektik ungern und nur, um nicht feig zu erscheinen, auf Bitten seiner Freunde an [19]), entzog sich aber dem Wortkampfe durch ein kurzes richterliches Verfahren. Er trug der Versamlung Abälards Irrthümer in einem nicht ganz treuen Auszuge aus dessen Schriften vor und setzte, da Abälard sich dazu nicht bekante, sondern an den Papst appellirte und die Versamlung verließ, ohne weitere Untersuchung seine Verdammung durch. Die mit starken zum Theil ungegründeten Beschuldigungen gegen Abälard angefüllten Berichte Bernhards [20]) von diesem Vorgange nach Rom bewirkten, daß der Philosoph, auch dort ungehört verurtheilt wurde [21]). Diese Gewaltsamkeit zog ihm verdiente Vorwürfe zu [22]) und wenig Ehre brachte ihm der Triumph, daß Abälard, von Alter und Unglück gebeugt sich auf Zureden des Abts Peter von Clugny endlich mit ihm versöhnte, oder vielmehr ihm und der Kirche unterwarf [23]). Noch heftiger und mit gerechterm Grunde verfolgte er auch den der kirchlichen Hierarchie viel gefährlicheren Schüler Abälards, Arnold von Brescia [24]). — Auf den höchsten Gipfel seiner Macht über die Kirche kam Bernhard, da einer seiner Schüler, den er zum Abt eines Cisterzienserklosters in Rom bestellt hatte, unter dem Namen Eugen III. 1145 Papst wurde und, bald zur Flucht nach Frankreich genöthiget, sich ganz in seine Arme warf. Zwar verwendete er sich vergeblich für ihn bei den widerspenstigen Römern [25]) und dem Kaiser Konrad III. [26]), doch gelang es ihm desto besser, durch Aufforderung zu einem Kreuzzuge die der Kirche immer mehr gefährlichen, als dienstbaren Fürsten mit ihren Kriegsheeren zu entfernen. Bei der Reichsversamlung zu Vezelay in Burgund 1146 neben dem Könige auf einer Bühne stehend, brachte er durch den Donner seiner Beredsamkeit viele aus Frankreichs Adel und Volk zu schnellem Entschluß und hatte Mühe, die ihm auf der Reichsversamlung zu Chartres in demselben Jahre angetragene Anführung des Kreuzzuges von sich abzulehnen [27]). Da inzwischen ein Mönch Rudolph am Rhein ebenfalls das Kreuz gepredigt und das Volk zur Verfolgung der Juden aufgewiegelt hatte, eilte Bernhard nach Teutschland, stillte diese Gährung gegen die Juden, die er nur durch Belehrung bekehrt wissen wollte und bestimte auch den Kaiser Konrad, der ihm bei einer Privatunterredung in Frankfurt noch widerstand, durch eine nachdrückliche Anrede im Dom zu Speier nebst seinen Reichsfürsten in das heilige Land zu ziehen [28]). Darauf half er bei der Ständeversamlung zu Estampes 1147 die Regentschaft in Frankreich auf die Zeit der Abwesenheit des Königs anordnen und hielt mit dem Papste eine Kirchenversamlung zu Trier. Bei dieser zweiten Anwesenheit in Teutschland bewies er der Äbtissin Hildegard zu Bingen seinen Dank für ihre Lobsprüche [29]) dadurch, daß er ihre Offenbarungen billigte und auch den Papst zur Empfehlung derselben bewog [30]). Um diese Zeit wurde seine Aufmerksam-

14) Epist. 217. l. c. Bernhard spendete damals auch viel Geld an die Vornehmsten der Gegenpartei, so daß sein Sieg über dieselbe sehr begreiflich wird. Vgl. *Petr. Diacon.* Chron. S. Monast. Casinens. L. IV. c. 130. in *Muratori* Scriptt. rer. Ital. T. IV. p. 602. 15) *Bulari* Hist. Univers. Paris. T. II. p. 163. 16) *Abaelardi* Hist. Calamit. in Opp. Abaelardi et Heloisae ed. Andr. Duchesne. Par. 1616. 4. p. 31. 17) Ep. 326. Bern. T. I. p. 303. 18) Ep. 337. ib. *Gaufridi* Vita Bern. c. 5. Opp. Bern. c. 5. Opp. Bern. T. VI. p. 1236. 19) Ep. 189. 20) Bern. Opp. T. I. p. 182. sqq. Eine Darstellung Bernhards von Abälards Ketzereien und seine Widerlegung derselben findet man ibid. p. 645 — 664. vgl. *Abaelard.* Opp. ed. cit. p. 270 sqq. *Bulaeus* l. c. p. 165. sqq.

21) Ep. 189. *Gaufrid.* l. c. 22) Daß er bei dieser Gelegenheit durch vereiligen Argwohn und leichtgläubige Aufnahme gehäßiger Angebereien gefehlt habe, sagt der unparteiische Otto v. Freisingen De gestis Frid. I. Imp. L. I. c. 47. in *Urstisii* Scriptt. rer. Germ. Frcft. a. M. 1670. f. T. I. p. 433. Abälards Schüler Berengar gibt in der Apologie seines Lehrers (bei *Bulaeus* l. c. p. 182. sqq.) mit beißenden Ausfällen auf Bernhard eine satyrische Schilderung des summarischen Verfahrens der Kirchenversamlung zu Sens. 23) *Petri Cluniac.* Epistolae L. IV. ep. 4. *Bulaeus* l. c. p. 198. Hist. literaire de la France. T. XII. p. 160. sqq. 24) Ep. 193. sqq. in Opp. Bern. T. I. 25) Ep. 243. l. c. 26) Ep. 244. l. c. 27) *Gaufrid.* l. c. cp. 4. 28) Ep. 363. 365. *Otto Frising.* l. c. p. 428. sqq. 29) Opp. Bern. T. I. p. 332. not. d. wird erzählt, daß sie ihn in einer Vision als einen Mann in der Sonne gesehen habe. 30) Ep. 360. *Trithem.* Chron. Hirsaug. in Opp. Hist. Trith. Frcft. a. M. 1601. f. T. II. p. 133. sqq. Hier sind auch die Wunder gerühmt, die Bernhard beim Predigen des Kreuzes in Konstanz, Basel und Speier verrichtet haben soll, jedoch fälschlich in das J. 1149 gesetzt.

keit auf Ketzer gelenkt, die sich bei Köln und im südlichen Frankreich zeigten. Über die Kölnischen, welche sich Apostolische nanten, urtheilte er zwar streng, misbilligte aber ihre Hinrichtung [31]). In Frankreich waren es die Henricianer in und bei Toulouse, die er im Gefolge eines päpstlichen Legaten aufsuchte und durch sein persönliches Ansehen grossentheils der Kirche unterwarf [32]). Bernhard verhinderte blutige Massregeln gegen sie und vermittelte, daß ihr Oberhaupt Heinrich auf der Kirchenversamlung zu Rheims 1148 nur zur Gefangenschaft in einem Kloster verurtheilt wurde. Weniger edel benahm er sich auf dieser Kirchenversamlung, die er durch den Papst ganz nach seinen Absichten leitete, gegen den Bischof von Poitiers Gilbert von Porren. Mit diesem Religionsphilosophen hatte er schon Ostern 1147 zu Paris ohne Erfolg disputirt und bewirkte nun, daß er zu Rheims, wie Abälard zu Sens, ohne gehörige Untersuchung verdamt wurde. Sein Versuch, der Kirche ein von ihm im Namen des französischen Clerus abgefaßtes, den Lehren Gilberts entgegengesetztes Glaubensbekentniß aufzudringen, scheiterte aber an der Entschlossenheit der Kardinäle, die, ohnehin über seine beständige Bevormundung des Papstes unwillig, ihn nöthigten, dieses Bekentniß für eine Privatschrift zu erklären [33]). Gilbert blieb ungekränkt im Besitze seines Bisthums. Trost für diese Demüthigung fand Bernhard in dem Besuche des berühmten irländischen Bischofs Malachias, der 1148 zu Clairvaux bei ihm starb und von ihm im Todtenamte eigenmächtig canonisirt wurde. Er schrieb auch das Leben dieses Heiligen [34]). Eine andere Kränkung verursachte ihm das gänzliche Fehlschlagen des von ihm betriebenen Kreuzzugs und, wie er sich auch mit der ihm dazu verliehenen Vollmacht des Papstes und der Unwürdigkeit der Kreuzfahrer zu rechtfertigen suchte [35]), blieb doch das Mislingen dieses Unternehmens, für das er so große Hofnungen gehegt und erregt hatte, sein Kummer bis an das Ende seines Lebens [36]). In den letzten Jahren desselben schrieb er sein an starken heilsamen Lehren für die Päpste reiches Werk über die Betrachtung seiner selbst an den Papst Eugen III. [37]). Schon krank reiste er im Frühlinge 1153 nach Metz, wo er die Händel dieser Stadt mit dem umwohnenden Adel als glücklicher Friedensvermittler stillte und starb bald nach seiner Rückkehr d. 20. Aug. 1153 zu Clairvaux [38]). Mehr geistreich als gelehrt, schnell im Überblick, unerschütterlich im Wollen, gewandt und feurig im Ausführen rechtfertigte er die Bewunderung seiner Zeitgenossen durch die Heiligkeit seines Lebens und durch eine Reihe unvergeßlicher Verdienste um die Religiosität und Sittenzucht der Kirche seiner Zeit, wie durch seine unermüdete Thätigkeit in Verwendung für bedrängte Prälaten und Kleriker. Seine 419 echten Briefe im ersten Theile seiner Werke bezeugen, wie Vielen er geholfen, wie unerschrokken und eifrig er überall eingegriffen hat, wo es das Beste die Kirche galt. Als Theolog war er Mystiker im bessern Sinne des Worts und die späteren Mystiker, auch die protestantischen, haben viel von ihm gelernt. Seine Abhandlungen De diligendo Deo, De gradibus humilitatis et superbiae und seine Predigten, besonders die berühmten über das hohe Lied und über Psalm 91 sind voll ergreifender Stellen, in denen seine tiefe, innige und selten spielende Mystik sich ausspricht. Der scholastischen Philosophie hielt er durch diese entschiedene Richtung auf warmes lebendiges Christenthum ein heilsames Gegengewicht und hatte das Verdienst, sie der Kirche dienstbar zu machen. In seinen theologischen Meinungen war er freier, als man erwarten sollte. Die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariens verwarf er und sprach in der Abendmahlslehre mehr für eine geistige Mittheilung, als für die Transsubstantiation. Die erste gute Ausgabe seiner Schriften (Basel 1552. f. 2. Vol.) ist durch Mabillons viel reichhaltigere Ausgabe derselben (Paris 1696. f. 2 Vol. 1719. f. 2 Vol. nachgedruckt und vermehrt in der hier gebrauchten venetianischen vom Jahre 1726. f. 6 Tom. und erneuert Par. 1640. f. 5 T. in 6 Bden.) ganz entbehrlich gemacht [39]). Über seine Verdienste um den Orden der Cisterzienser, die sich nach ihm auch Bernhardiner nanten, s. d. Art. Cisterzienser. (*G. E. Petri.*)

BERNHARDI (August Friedrich), geboren zu Berlin 1768. und gest. das. 1820. Auf dem Joachimsthalischen Gymnasium hatte er unter Meierotto Liebe zu dem klassischen Alterthum und Neigung für das Lehrfach erhalten. Diese bestimten die Richtung seiner akademischen Studien zu Halle, wohin er sich im J. 178.. begab; Philologie und Pädagogik waren die Gegenstände seiner eifrigen Forschung, und zwar Philologie im Sinne seines Lehrers Wolf, wo sie, weit entfernt eine bloße Linguistik zu seyn, den Geist formal durch die Sprache bildet, während er sich zugleich mit allen den Schätzen bereicherte, welche die Wissenschaften, Poesie, Kunst und Geschichte darbieten. Ein großes Lehrerverdienst Wolfs ist es, daß er den Geistern nicht eine einseitige Richtung gab, sondern jeden nach seiner Individualität anregte, und in dem weiten Gebiete, zu dessen Anbau Geister verschiedener Art nöthig sind, jedem seinen angemessenen Kreis zu verschaffen wußte. Auf solche Weise legte er den Grund zu den mannigfaltigsten Verdiensten, welche seine Schüler nachmals sich erworben haben; auch zu denen, welche Bernhardi sich erwarb. Ungeachtet dieser

31) Vgl. d. Art. Apostolici. 32) Ep. 242. 33) *Baronius* l. c. p. 223. sqq. 233. sqq. *Otto Frising.* l. c. p. 436. sqq. Dieser klagt über die harte, unverständige Behandlung Gilberts. 34) Opp. Bern. T. II. 35) Bern. De Consideratione ad Eugen. III. L. II. c. 1. sqq. Opp. T. II. p. 421. sqq. 36) Ep. 288. 37) De Consideratione ad Eugen. III. LL. V. Opp. T. II. p. 413 — 464. 38) Über sein Leben, seine Thaten, Wunder und Charakterzüge, vgl. außer den angeführten alten Biographen Bernhards im sechsten Theile seiner Werke, auch *Bayle* Diction. hist. Art. Bernard und das mit pragmatischer Kunst und wirklicher Vorliebe geschriebene, besonders für die Charakteristik seiner Religiosität und theologischen Denkart wichtige Buch: der heilige Bernhard und sein Zeitalter dargest. v. A. Neander Berlin 1813. 8.

39) Über seine Schriften und seinen schriftstellerischen Charakter, vgl. *Du Pin* Nouv. Bibl. des auteurs eccles. T. IX. p. 48. sqq. der Quartausgabe und *Oudin* Comment. de Scriptt. eccl. T. II. p. 1232. sqq. Schröckh's christl. Kirchengesch. XXV. 100. fgg. 109. fgg. XXVI. 107. 113. fgg. XXVII. 256. fgg. XXVIII. 7. 18. 53. 200. 241. 340. fgg. 343. 468. fgg. 535. XXIX. 265. fgg.

mit allem, was in dem Gebiete der Philologie den Geist und das Herz interessirt, gern und eifrig sich beschäftigte, zog ihn doch Vorliebe zur Betrachtung der Sprache hin, die er von philosophischer und historischer Seite aufzufassen vielfache Anregung fand. Zurückgekehrt nach Berlin, wo er erst als Schulamtskandidat lebte, dann als Lehrer, später hin als Subrektor und Professor am Friedrichswerderschen Gymnasium angestellt wurde, gab ihm sein Beruf neue Veranlassung, seine Forschung fortwährend auf diesen Gegenstand zu richten, dem er auch seine erste schriftstellerische Thätigkeit widmete. Im J. 1795 erschien seine Vollständige Lateinische Grammatik für Schulen und Gymnasien (der zweite Theil, Berl. 1797 enthält die Chrestomathie), und im J. 1797 seine Vollständige Griechische Grammatik; beide angeblich verbesserte Ausgaben der Märkischen Grammatik, an die sich dann aber der Bearbeiter wenig gebunden hat. Abgesehen von der Brauchbarkeit, welche diese Werke zu ihrem bestimten Zweck unleugbar haben, konte man schon an ihnen bemerken, daß der Verfasser hinstrebte nach einer Philosophie der Sprache; wenigstens erhielt durch seine philosophische Ansicht das Ganze seines Grundrisses eine eigenthümliche Gestalt, und die Abweichungen in den späteren zeugen von seinen Fortschritten. Scheinbar verlor er jetzt auf einige Zeit sein Ziel aus den Augen, und die freundschaftliche Verbindung, in die er zuerst mit Tieck, dann mit den Brüdern Schlegel, Fichte und andern Gleichgesinnten kam, schien ihn einer andern Bahn zuzuführen. Für die damaligen Bestrebungen zu einer Umgestaltung der Ästhetik faßte er ein inniges Interesse, und nahm auf mannigfaltige Weise Antheil. In mehren Zeitschriften legte er die Ergebnisse seiner ästhetischen Kritik nieder, und seine etliche Jahre lang verfaßten Theaterkritiken, seine Abhandlung über den Philoktet des Sophokles (aus dem Pantheon besonders abgedruckt Berl. 1811) u. a. — beurkundeten seinen Beruf dazu. Bei den Angriffen, welche die sogenante neue Schule erfuhr, blieb er nicht müßig, und wenn nicht ganz, so sind doch großentheils die Merkeliana von ihm verfaßt. Das Meiste dieser Art gab er anonym, einiges gemeinschaftlich mit seinem Freunde Rambach heraus, versuchte aber nachher die Herausgabe einer eignen Zeitschrift unter dem Titel Kynosarges (Berl. 1801), von welcher jedoch das erste Stück auch das letzte war. Der Verfasser dieses Artikels kann weder alles nachweisen, noch beurtheilen was B. als ästhetischer Kritiker geleistet, denn nur noch eine dunkle Erinnerung schwebt ihm von jenen zerstreuten Blättern vor, die er sich nicht wieder verschaffen konte. Auch mit poetischen Erzeugnissen versuchte sich B. in jener Zeit. Tiecks und Schlegels Musenalmanache enthalten manches einzele Gedicht von ihm; vor allem aber verdienen seine Bambocciaden (Berl. 1797–800. 3 Thle.) Erwähnung, eine Samlung von Erzählungen, gefällig durch die Leichtigkeit und Natürlichkeit der Darstellung, unterhaltend durch Witz und das Interessante der behandelten Gegenstände, anziehend durch das Treffende der Schilderungen, die mehr leicht hingeworfenen Skizzen als ausgeführten Gemälden gleichen. Unleugbar hatte B. für das Komische, Satyrische und selbst Humoristische nicht gemeine Talente. Was ihn aber am festesten mit seinen Freunden und der Poesie hatte verbinden sollen, trente ihn beinah für immer davon, die mit der Dichterin Sophie Tieck, Ludwig Tiecks Schwester, eingegangene Ehe, welche nach wenigen Jahren wieder getrent werden mußte. Diese unglücklichen Verhältnisse, welche seinem Charakter etwas Schroffes gaben, bewirkten in ihm eine fast leidenschaftliche Abneigung gegen die Poesie; er trat heraus aus der bisherigen Sphäre seines Wirkens, und wendete von nun an seine ganze Kraft der alten Neigung wieder zu, die ihn jedoch auch während dieser Periode nie verlassen hatte, denn sonst wäre es unmöglich gewesen, daß er im J. 1801 den ersten Theil seiner Sprachlehre hätte herausgeben können, welchem 1803 der 2. Theil folgte. Nur ein so vorbereiteter Philolog, wie er, der alles, was sich in Philosophie, Ästhetik, Metrik, Geschichte und Kritik der Poesie und Kunst Neues und Wichtiges hervorgethan, in Beziehung auf seinen Gegenstand aufgefaßt hatte, nur er war fähig, ein solches Werk zu verfassen, das mehr als irgend eins, welches sich diesen Titel angemaßt, den Titel einer philosophischen Sprachlehre oder einer Philosophie der Sprache verdiente. Dieser Sprachlehre folgten im J. 1805 seine Anfangsgründe der Sprachwissenschaft, die keineswegs, wie auch der Graf Lanjuinais in den seiner Ausgabe von Court de Gebelin's, Histoire naturelle de la parole (Par. 1816) vorgesetztem Discours préliminaire teutschen Berichten nachsagt, ein Auszug des vorigen Werkes ist, sondern ein ganz neues Werk. „Hier — sagt B. selbst — sind Materie, Ordnung und Form gänzlich verändert. Was in dem größern Werke kaum berührt war, z. B. die Periode, ist hier ausführlicher behandelt, mehre wichtige Untersuchungen über die Buchstaben, über die Formenlehre, sind berichtigt und erweitert, so daß, wenn das größre Werk durch manche Anwendungen auf einzele Sprachen, durch die Darstellung und Erläuterung mancher tiefer liegenden Ideen seinen Werth behält und bei einem gründlichen Studio der Sprachwissenschaft nicht wol entbehrt werden kann, das kleinere jenem zur Berichtigung dient und zugleich zur Ergänzung.“ Nicht mit Unrecht klagte er, eine gründliche Beurtheilung des großen Werks nicht gesehen zu haben, und sehr zu bedauern, ist, daß er seinen Vorsatz, selbst eine solche Kritik zu schreiben, wobei er sich schmeichelte, daß er sich nicht geschmeichelt haben würde, nicht ausgeführt hat. B. war, wie alle, die jemals etwas des bleibenden Andenkens Würdiges vollbracht haben, immer mit dem, was er geleistet, am unzufriedensten; ziemte das aber ihm, so ziemt uns Anerkennung seines Verdienstes. Mag immerhin manches Einzele unhaltbar seyn oder neue Begründung erfodern, mag er anderes von Vorgängern entlehnt haben, wie denn z. B. die Lehre von den Vokalen als organischer Tonleiter Schochern angehört und die Lehre von der consecutio temporum vielleicht Wolfs Eigenthum ist; nur ein Mann von philosophischem Tiefsinn, der mit Eigenschaften und Kenntnissen vereinbart war, wie sie nicht allkunst sich vereinigen, vermochte das als Wissenschaft aufzustellen, was beinahe durchgängig nur erfahrungsmäßig behandelt wurde. Nicht als fertiges Produkt faßte er die Sprache auf, sondern als nothwendiges Selbster-

zeugniß eines physisch-organischen Vernunftwesens, nach dem Materiale des artikulirten Tones, nach der Form, deren Grund in dem Geist enthalten ist, und nach dem Zwecke derselben, der Darstellung. Um das Allgemeine und Nothwendige auszufinden, ging er zurück bis auf den letzten Grund in der Transscendental- und Naturphilosophie. Ungeachtet er aber an gewisse Systeme der Philosophie sich anschloß, war er doch weit entfernt, sich ihnen unbedingt hinzugeben; von dem einen hat er kaum mehr als einige Formeln entlehnt, von dem andern wich er in wesentlichen Punkten ab, und es ist nicht zu leugnen, daß gerade das, worin er abwich, der sorgfältigsten Untersuchung der Philosophen und Ästhetiker würdig, und lange noch nicht so berücksichtigt ist als es verdient. Sein tiefrer Blick in den Geist und Organismus der Wissenschaften und Künste war es, der ihn hier vor Einseitigkeit bewahrte, und ihn auf den Antheil der Empfindungs- und Einbildungskraft nicht weniger als auf den des Verstandes reflektiren ließ. Darum faßte er die Sprache gleich tief von ihrer poetischen und prosaischen Seite auf, zu welchem Behuf er die feinsten Zergliederungen anstellte. Bis zu den einfachsten Elementen, den Buchstaben, ging er zurück, den Vokal als das poetische und musikalische, den Konsonanten als das verständige und prosaische Element nachweisend, und führte die Untersuchung dann mit großem Scharfsinn vorwärts auf die Sylbe, das Wort, die Wortarten, den Satz bis zur Darstellung des Verstandes und der Einbildungskraft, der nothwendigen und der freien, der Darstellung in Begrif oder in Bild, wobei die Sprache erscheint als Organ der Wissenschaft oder der Poesie. Zum großen Theil mag seine Sprachlehre eine Wissenschaft der Darstellung genant werden. Wollte man dies tadeln, weil eine solche als Stylistik für sich besteht, so würde das eine durch die empirische Grammatik beschränkte Ansicht verrathen. Gesetzt aber der Tadel wäre gegründeter als er ist, so würde man doch Ursache haben, sich dem Verfasser, welcher mehr gab, als man gefodert haben würde, für verbunden zu erkennen, weil sein Mehr auch ein Besseres ist. Sein Streben ging hier ebenfalls auf eine Philosophie des Styls. Wol mögen hiezu Schlegel und Tiek manches in ihm angeregt haben, allein die Begründung ist ihm eigenthümlich, und auch in ihr verläugnet sich sein Tiefsinn so wenig, als in dem Umfang die Universalität seines Geistes, und in dem Detail seine Gelehrsamkeit und seine Kritik. Seine Untersuchungen sind ein Gewinn nicht blos für die Stylistik und die Poetik, sondern für die Ästhetik selbst, welche, um nur eins besonders zu erwähnen, nur zu ihrem Nachtheil das von ihm bemerkbar gemachte transscendentale Wechselverhältniß zwischen Zeit und Raum unberücksichtigt lassen würde. Mit gleicher Tiefe und Sorgfalt, als er die Sprache aus den angegebenen Gesichtspunkten zu ergründen gesucht hat, strebte er endlich auch sie als Ton und Näherung zur Musik zu ergründen, wobei aber der, der ihn von dieser Seite ganz würdigen will, auch die von ihm im J. 1804 in der Jen. A. L. Z. gelieferte Recension über Herrmanns Handbuch der Metrik zu Rathe ziehen muß.

Hat die Anhänglichkeit an gewisse Systeme der Philosophie in dem größeren Werke seinen Ausdruck zuweilen dunkel gemacht, merkt man öfters, daß er mit seinem Stoffe noch ringt, und kann man nicht leugnen, daß sein Scharfsinn mehr als einmal zu Spitzfindigkeiten verleitet wird, hauptsächlich um etwas als nothwendig aufzustellen, was nur zufällig ist, und einem andern, das nur a posteriori zu erkennen war, den Schein eines a priori Erkanten zu geben (wobei er gewiß nicht mit Absicht verfuhr), so tritt er dagegen in dem kleineren Werke viel selbständiger auf, und zeigt sich freier von diesen Fehlern. Aber auch noch andere Vorzüge hat dies kleinere Werk. Der Organismus des Ganzen tritt deutlich und bestimt hervor, die empirischen Bedingungen, unter denen das Allgemeine und Nothwendige sich sinnlich gestaltet und in die Wirklichkeit tritt, sind als solche genauer unterschieden, und die historische Ansicht, welche die Mannigfaltigkeit dieser Gestaltungen in ihrem periodischen Wechsel zeigt, nicht vernachlässigt, so daß diese Sprachwissenschaft sich zur Grundlage einer vergleichenden empirischen Sprachlehre treflich eignet, wie denn auch B. selbst sie in Beziehung auf die griechische und lateinische Sprache dazu benutzen wollte. Wie er aber immer auf Neues stieß, was er tiefer zu ergründen oder scharfsinniger zu entwickeln sich vornahm, so war er auch hier noch auf manches Problem gestoßen, das er vorher zu lösen gedachte. Vorzüglich beschäftigte ihn die Auseinandersezung der Idee einer allgemeinen Schrift und Sprache, deren Möglichkeit er zu beweisen und die Art sie auszuführen er darzustellen trachtete. Vermuthlich schwebte ihm die Idee einer Mathematik der Sprache vor, wovon sich schon Spuren in jenen Werken finden; allein außer einer aus dem Pantheon besonders abgedruckten Abhandlung über das Alphabet (Berl. 1810) ist nichts weiter von ihm aus dem Kreise der Sprachwissenschaft erschienen, wie viel er auch ausgearbeitet hatte. Das Publikum sollte dies aber auch nach seinem Tode nicht erhalten, denn in seinem Testamente verordnete er, daß alle seine Handschriften verbrant werden sollten.

Im J. 1807 ward er zum Direktor des Friedrichs-Gymnasiums und Konsistorialrath ernant, und wol schwerlich konte die Stelle einem Würdigeren übertragen werden. Zu besonnen, um eine der excentrischen Bahnen zu betreten, auf die das Zeitalter unter bedenklichen Umständen nach den verschiedensten Richtungen hin sich verirrte, hielt er fest seinen Zweck im Auge. Wie klar und deutlich er diesen erkant, davon zeugen die Programme, die er schrieb, und die Reden, die er hielt, von denen beiden acht unter dem Titel: Ansichten über die Organisation der gelehrten Schulen (Jena 1818) zusammengedruckt erschienen. Was hierin über Lehrgegenstände, Lehrmethode und Disciplin aus dem Gesichtspunkte der Schule und eines Gymnasiums vorgetragen ist, beweist, wie ernst und tief er auch hierüber gedacht, und sein Urtheil über Pestalozzi's Methode gehört wenigstens zu den gediegensten. Die Ausgleichung der Parteien, deren eine nach Universalität und Umfassung, die andre nach Nationalität und Beschränkung strebt, kann nur durch die von ihm vorgeschlagenen Mittel gelingen,

und das wahrhaft Gute schwerlich auf einem andern als seinem Wege gefördert werden †). (*Gruber.*)

BERNHARDI (Ambrosius Bethmann), Buchhändler zu Freiberg, daselbst den 18. Decbr. 1756 geboren, und unter der Leitung seines Vaters, Accisekommissärs und Bürgermeisters, wissenschaftlich erzogen, bis er 1775 nach Leipzig ging, um die Theologie zu studiren, die er aber, weil er viele Lehrsätze der symbolischen Bücher, die er einst beschwören sollte, unstatthaft fand, gegen die Jurisprudenz vertauschte; doch studirte er vornehmlich Philologie, Mathematik und Philosophie, ging 1779 als Hofmeister nach Lyon, und 4 Jahre darauf nach Wildenfels im sächsischen Erzgebirge, wo er die Führung eines jungen Grafen Mengden aus Liefland übernahm. Mit diesem bezog er die Hochschule zu Leipzig, und brachte ihn nach zwei Jahren nach Liefland zurück. In Riga war er Erzieher der Söhne einer verwitweten Generalin von Naumoff, begleitete sie mit seinen Zöglingen nach St. Petersburg und Moskau, und kam 1795 in seine Vaterstadt zurück. Da alle seine Versuche, ein Amt zu erhalten, mislangen, kaufte er die Crazische Buchhandlung in Freiberg, betrieb die Geschäfte derselben mit eben so viel Einsicht als Rechtlichkeit, starb aber schon am 27. Novbr. 1801. Er war ein allgemein geachteter edler Mann, und im Besitz vieler mühsam erworbener gelehrter Kentnisse, ein scharfer Beobachter der Menschen und ihres Thuns, und ein Vertrauter der kantischen Philosophie. Als solcher zeigte er sich in seiner gemeinfaßlichen Darstellung der kantischen Lehren über Sittlichkeit, Freiheit, Gottheit und Unsterblichkeit. Freiberg, 2 Thle. 1796—98. Seine (anonym erschienenen) Züge zu einem Gemälde des russischen Reichs unter der Regirung von Katharina II. (Freib.) 3 Samml. 1798 — 1807. 8., verrathen einen scharfsinnigen, denkenden, wahrheitliebenden und umsichtigen Beobachter. Zur allgemeinen Lit.-Zeit. lieferte er seit 1798 Recensionen von pädagogischen, so wie von historischen, geographischen und statistischen Schriften über Rußland *). (*Baur.*)

BERNHARDIA. So nante Willdenow (zu Ehren des Prof. Bernhardi zu Erfurt) eine Pflanze aus der natürlichen Familie der Lycopoden, die aber Swartz schon früher als Psilotum aufgeführt hatte. Daher wir es bei dem ältern Namen lassen. (*Sprengel.*)

BERNHARDIN, der Heilige, von Siena (Bernhardinus Senensis), aus der Familie der Albizeschi, einer der angesehensten in der Republik Siena, abstammend, war den 8. September 1380 zu Massa-Carrara geboren, wo sein Vater die oberste Würde bekleidete. Nachdem er seine Altern frühzeitig verloren, und sich einige Kentnisse des kanonischen Rechts erworben hatte, theilte er sein Vermögen unter die Armen, trat in seinem 17. Jahre in die Brüderschaft der Disciplinatorum b. Mariae, und nahm seinen Aufenthalt in dem Spitalhause de la Scala zu Siena, wo er, als 1400 die Pest durch ganz Italien wüthete, die Kranken mit seltner Aufopferung verpflegte. Im Jahr 1404 trat er in den Franziskaner-Orden von der strengen Observanz, entdeckte aber mit Kummer, daß die Mitglieder sich viele Abweichungen von der ersten Bestimmung hatten zu Schulden kommen lassen, vornemlich in Ansehung der freiwilligen Armuth. Voll Eifer, die alte strenge Disciplin wieder herzustellen, aber unvermögend, eine allgemeine Reform zu bewirken, sammelte er eine kleine Anzahl besser Gesinter, lebte mit ihnen in kleinen Häusern, die er von gesammelten Almosen fern von Städten erbauete, und band sich mit ihnen genau an die ursprünglichen Ordensregeln. Den größten Einfluß auf die Gemüther verschaffte er sich durch seine salbungsvollen Predigten; der Ruf von seinen rednerischen Talenten verbreitete sich durch ganz Italien, und überall wünschte man ihn zu hören. Der General seines Ordens sandte ihn nach Palästina, wo er einige Zeit das Amt eines Guardians und Kommissärs versah. Nach seiner Rückkehr predigte er wieder mit außerordentlichem Beifalle, das Volk war ihm mit Enthusiasmus zugethan, und seine Predigten bewirkten gleichsam Wunder †). Auch legten ihm seine Verehrer eigentliche Wunderkräfte bei, und er soll durch bloßes Anhauchen nicht allein alle Krankheiten geheilt, sondern sogar Todte wieder erweckt haben. Das Wahre scheint zu seyn, daß er für die damaligen Zeiten viele medizinische Kentnisse besaß, und Krankheiten heben konte, die man für unheilbar hielt. Als er zu Rom predigte, verklagten ihn doch einige Übelgesinte bei Martin V. als verdächtig in der Lehre, allein der Papst nahm seine Orthodoxie in Schutz, und wollte ihm sogar das Bisthum Siena übertragen. Bernhardin schlug aber nicht nur dieses, sondern auch die Bisthümer Ferrara und Urbino aus, die ihm Eugen IV. anbot. Dagegen nahm er die Stelle eines Generalvikars seines Ordens an, weil sie ihm Gelegenheit gab, die alte strenge Observanz wieder herzustellen. Er wurde nun in einem weiten Wirkungskreise der Stifter der Abtheilung des Franziskaner-Ordens, fratres de observantia, oder Observanten genant, errichtete in Italien über 500 Klöster von dieser strengen Observanz für seinen Orden, und starb den 20. Mai 1444 zu Aquila in Abruzzo. Papst Nicolaus V. versetzte ihn 1450 unter die Heiligen. Seine größtentheils moralischen Werke wurden von Peter Rudolph, Bischof von Sinigaglia, 1591 zu Venedig in 4 Quartbänden herausgege-

†) Genauere Nachricht über B's Lehrerverdienste hoffen wir am Ende des Bandes noch nachliefern zu können.

*) Freiberger gemeinnütz. Nachr. 1801. S. 451. All. Lit.-Ztg. Intelbl. 1801. No. 223. Eine ausführliche Biographie von Frisch bei der 3. Samml. der Züge; ausgezog. in den Ergänzungsbl. zur All. Lit.-Zeit. 1808. Nr. 122.

†) Einst, erzählt Aneas Sylvius (in seiner Historia Friderici III. Imp. pag. 77. sq. ed. *Holmst.*) da er auf dem Markte zu Siena vor einer großen Menge auftrat, trübte sich das Wetter so sehr, daß die Zuhörer ihn verlassen wollten, allein er versicherte, daß kein Regen kommen würde, und da sich der Himmel unvermuthet aufheiterte, schrieb man diese Veränderung seinem Gebete zu. Ein andermal, erzählt Sigonius (*apud Raynaldum ad a. 1424. n. 18. p. 70.*) predigte er so nachdrücklich gegen das allgemein herrschende Würfelspiel, daß man ihm alle zu diesem Spiele gehörigen Werkzeuge brachte, die er öffentlich verbrennen ließ. Da ein Künstler, der sich vom Ausmahlen der Würfel genährt hatte, sich deshalb bei ihm beklagte, ließ er ihn in die Mitte des Sonnenbildes den Namen Jesus mahlen, und dieses Bild wurde auf seine Empfehlung so häufig gekauft, daß der Maler ein reicher Mann wurde.

ben; dann von dem Pater de la Haye zu Paris 1636 in 5 Foliobänden, auch erschien 1745 zu Venedig eine Ausgabe ebenfalls in 5 Foliobänden. Als eine literarische Merkwürdigkeit zu betrachten ist Bernhardini S. de vita christiana tractatus. s. l. e. a. (Vltrajecti, Ketelaer et Leempt, um 1473) 4. geb. 53 Bll. mit 22 Zeilen. Die wichtigste unter seinen Schriften sind die italiänisch gehaltenen, aber lateinisch abgedruckten Predigten, deren Echtheit nicht ganz unbezweifelt ist. Sie tragen zwar viele Spuren des verdorbenen Zeitgeschmacks, enthalten aber doch auch viel gründliche und detaillirte Moral††). (*Baur.*)

BERNHARDIN (Bernhardino), Bergpaß im schweiz. Kanton Graubünden, zwischen dem Rheinwaldthale und dem Misoxerthale, er führt über die Alpen, ohne nicht-schweizerisches Gebiet zu berühren; auch hier steht auf der Höhe des Passes 5990 Fuß über dem Meere ein Hospiz, das vom südlich liegenden Dorfe St. Bernardino zwei Stunden entfernt ist; im J. 1799 zogen die Franzosen unter Lecourbe über diesen Berg, um die Östreicher in Bünden anzugreifen, der Paß selbst scheint sehr alt zu seyn; die Straße ward 1820 und 1821 durch die Regirungen der Kantone Graubünden und Tessin fahrbar gemacht, und zeichnet sich durch ihren Bau und ihre Leichtigkeit vortheilhaft aus. Ein treflicher Sauerbrunnen bei dem Hospiz kann hier bei erleichtertem Zugang einen in der reinsten Alpenluft gelegenen Kurort veranlassen. (*Wirz.*)

Bernhardiner, s. Cistercienser.

BERNHARDS-BERG, St. (St. Bernard), der große Bernhardsberg, ein Gebirgspaß auf der Gräne zwischen dem schweiz. Kanton Wallis und dem sardinischen Aosta-Thale, liegt unter 45° 51′ 0″ n. Br. und 24° 51′ 0″ der Länge; östlich von seiner Höhe steigt die Spitze Mont Velan 10,327 Fuß über das Meer und östl. die Pointe de Dronaz 9005 Fuß empor. Seine Gewässer fallen theils durch die Rhone ins mittelländische, theils durch den Po ins adriatische Meer. Von Martinach steigt man durch das Entremontthal und durch die Schlucht la courbe empor bis zum Hospiz, wo 7548 F. über das M. M. auf Walliser Boden ein kleiner See sich befindet, der gewöhnlich im August für einige Wochen aufthaut; in 2 Gebäuden werden die Reisenden beherbergt, deren jährlich 7 — 8000 durchgehen; die jährlichen Kosten belaufen sich auf 50,000 Franken, (im J. 1819 waren 38,250 Speise-Rationen abgegeben worden, viele unentgeldlich,) 8 bis 10 Geistliche bewohnen das Hospiz, und machen sich neben ihren oft schweren Bemühungen für die Erquickung und Rettung Reisender und Verunglückter auch durch schätzenswerthe meteorologische Beobachtungen verdient, deren schwerlich anderöwo in solcher Höhe angestellt werden, und die in der Genfer Bibl. universelle erscheinen. In der kleinen Kirche stehet das Monument des bei Marengo gebliebenen Generals Desair, auf Napoleons Befehl errichtet, der auf dem Simplon ein ähnliches Hospiz errichtete, welches von Geistlichen desselben Kapitels, wie die auf dem St. Bernhard besorgt wird. Dieser Paß scheint zu Cäsars Zeiten gangbar geworden zu seyn; Hannibal ging nicht darüber, sondern über die cottischen Alpen; ein Jupiters-Tempel stand auf dem St. Bernhard, auch wurden viele Alterthümer gefunden. Das Hospiz scheint schon im J. 832 bestanden zu haben, und besaß ehemals sehr bedeutende Besitzungen, die sich jetzt auf einige Güter in Wallis beschränken; der heil. Bernhard war 40 Jahre Abt desselben, und starb im J. 1008. (*Wirz.*)

Zu Zeiten der Cäsaren war dieser rauhe, jähe und abschüssige Paß des St. Bernhards der zugänglichste, der über den Splügen aber der gewöhnlichste Weg, der über jene hohen Alpen nach Italien führte. Einige, wie der gelehrte Whitaker*) und der Prior Murrith lassen schon den Hannibal hinüberziehen, und leiten dessen Namen von den Puniern ab. Allein ungeachtet jener, alle Stellen der alten Klassiker zu seinem Vortheile anführt, und dieser wiederum alle Ausbeute des Bezirkes, als Ex-Voto's- und Inschriften-Tafeln, andere Trümmern, punische Münzen und Elephantenknochen, für seine Meinung benutzt; so dürfte es dessen ungeachtet schwer zu erweisen seyn, daß Hannibal über den großen St. Bernhard in die Campos circumpadanos hinabgestiegen sey. Vielmehr ist es wahrscheinlicher, daß jene Alpenkette den Namen der punischen von einer auf diesem Berge sonst vorhanden gewesenen Bildsäule des Gottes gleichen Namens erhalten habe**).

---

††) Sein Leben bei seinen Werken, und in *Turii* vitis Sanctor. d. 20. Maii p. 267; besser cum not. *G. Henschenii* in Act. Sanctor. Antwerp. Maii T. V. 257. Schröckh's christliche Kirchengesch. 3. Th. 420.

*) In seinem Werke: The course of Hannibal over the Alps ascertained. London 1794. **) Nach der Aussage des Livius (Lib. XXI. c. 38. Ab eo, quem in summo sacrarum vertice *Peninum* montanum appellant.) befand sich auf dem Gipfel, oder vielmehr auf der kleinen Ebene des großen St. Bernhards ein Tempel, in welchem die Bildsäule eines Gottes stand, den die Bergbewohner Peninus nanten. Guichenon sagt hierüber S. 45. seiner Histoire généalogique de la royale maison de Savoye etc. „*sur la montagne du grand St. Bernhard est une colonne, dediée autrefois au Dieu Peninus, sur laquelle il y avoit la statue sous la figure d'un jeune homme, nud, debout, la main droite élevée et la gauche baissée, avec une inscription au piedestal servant d'autel.*" — Man findet auf derselben Seite dieses Werkes die Abbildung des Gottes, der auf einer kleinen Rundsäule steht, die wiederum auf einem Würfel ruht, auf welchem man folgende Inschrift liest:

Lucius Lucilius
Deo Penino
optimo
Maximo
Donum dedit.

S. 47. desselben Werkes behauptet Guichenon, daß der Kaiser Augustus, nachdem er die Salasser besiegt, die Bildsäule des Gottes Peninus vernichtet, und an dessen Stelle die des Jupiter errichtet habe. Auch Whitaker sagt S. 312. und 313. seines obbenanten Werkes, daß man unlängst, ohne jedoch die Zeit anzugeben, in den Trümmern des Tempels folgende Inschrift gefunden habe:

Jovi Poenino
Q. Silnco Perennis Tabell. colon.
Sequator
v. S. L. M.

woraus erhellet, daß der Gott Peninus und Jupiter eigentlich nur eine und dieselbe Gottheit gewesen sey. Zu bedauern ist es, daß diese Bildsäule des Jupiter-Peninus nicht mehr

Das Merkwürdigste auf diesem Berge ist das, angeblich durch den Bernhard de Menthon, Kanonikus zu Aosta, im J. 962 gestiftete Hospitium, welches zur Aufnahme der Durchreisenden und insonderheit der sich Verirrenden bestimt ist. Es befinden sich mehre Mönche und Novizen vom Orden des heiligen Augustin in diesem Kloster, deren Beruf es ist, mit der Gefahr ihres Lebens und der Aufopferung ihrer Gesundheit, die nur zu leicht durch den steten Wechsel von Erhitzung und Erkältung leidet, den in diesen Wüsten ihrer Hilfe und des Beistandes Bedürftigen nach Kräften beizustehen. — Vom Monat Oktober an bis im März sind sie besonders damit beschäftigt, auf die Spur der im Schnee Verunglückten und Verirrten auszugehen. So oft die in diesen Regionen so häufigen und gefährlichen Tourmenten (heftige orkanartige Windstöße und Wirbelwinde) gewüthet haben, oder der Sturz von Lawinen vernommen worden, begeben sie sich in Begleitung ihrer Hunde (Marons genant) und mit großen Stangen bewaffnet, auf den Weg, spüren die etwa Verunglückten, selbst durch Lawinen unter dem Schnee Vergrabenen auf und tragen alsdann den erstarrten oder entseelten Körper auf ihren Rücken die Höhe, in das Spital, hinauf. Ist noch Hoffnung zur Herstellung vorhanden, so bieten sie durch Pflege aller Art hierzu alle nur mögliche Mittel auf und behalten den Kranken bis zur völligen Wiedergenesung bei sich. Jeder Mönch hat sein eigenes Geschäft, Bewirthung und Bedienung ist schnell und gut, und ein jeder, gleich viel welchen Standes und Religion er ist, wird mit der größten Leutseligkeit aufgenommen, und wenn er es verlangt, drei Tage hindurch unentgeldlich verpflegt; doch pflegen wohlhabende Reisende, ohne daß man ihnen jedoch etwas abfodert, nach Gutdünken eine Gabe zurückzulassen.

Das eigentliche Kloster ist ein langer Flügel, geräumig, stark gewölbt, und so zum Schutz und Trotz gegen die Wuth der Alpenstürme gerüstet. Es enthält die Küche und die Wohnzimmer der Geistlichen und Wohnungen für die vornehmen Fremden. Gerade über liegt auf einem Bergrande das Hospiz, oder die gemeine Herberge, wo andere Fremde aufgenommen werden. Das dritte Gebäude ist die Todtenkapelle, woselbst die Todten aufgestellt werden, weil man sie wegen des Felsenbodens nicht einscharren kann. Die Leichname werden in Leintücher gehüllt gegen einander gelegt, so daß ein jeder neu Hinzukommende mit dem Kopfe gegen die Brust seines Vorgängers angelehnt wird. Hier werden sie durch die scharfe kalte Luft in ihren Gesichtszügen lange kentlich erhalten, und vertrocknen zuletzt gleich Mumien. Im J. 1797 zählte man bereits vier Reihen solcher Schläfer. An der Südseite des Klosters liegt ein kleiner See, der nur in den wärmsten Sommermonaten aufzuthauen pflegt. Etwas unterhalb des Klosters liegt am Abhange eines Berges die große Meierei, wo über hundert Stück Kühe und anderes Vieh zum Unterhalte des Klosters gehalten werden und wo man auch Butter und Käse bereitet. Die Mönche ziehen nächstdem ihre Lebensmittel und das nöthige Holz aus dem Walliserlande und aus Aosta, womit in der schönen Jahreszeit gegen 40 Maulthiere beschäftigt sind; und da ihre Einkünfte für den Aufwand ihrer Stiftung nicht hinreichen, so müssen sie ihre Zuflucht zu Kollekten in der Schweiz und in Wallis nehmen; denn diejenigen, die unter dieser Firma im Auslande betteln, sind Betrüger. — Merkwürdig ward der große St. Bernhardspaß in neuern Zeiten durch den Übergang Bonaparte's im J. 1800; allein ungeachtet der Weg an vielen Stellen über bloße Klippen und lose Steine führt, und auch in den höhern Regionen, als er hinüber zog, viel Schnee lag, so kann man diesen Zug doch unmöglich für etwas außerordentliches ausgeben. Freilich verursachte der Transport des Geschützes manche Mühe; allein auch hierin liegt nichts Außerordentliches, als daß Bonaparte der erste ist, der Artillerie hinüber brachte, und der Welt gezeigt hat, daß schweres Geschütz überall da fortzubringen ist, wo Menschen durchkommen können. Denn Truppen jeder anderen Waffe sind schon zu verschiednen Zeiten in größern und kleinern Haufen hinüber gezogen. Allein ungeachtet dieser Übergang in Hinsicht der Besiegung von Schwierigkeiten auf dem Wege selbst wenig Ausgezeichnetes hat, so bleibt derselbe als Kriegsoperation betrachtet bewunderungswürdig. Bonaparte wagte sich nämlich mit einer großen Armee, die blos mit etwas Zwieback und einigem Schlachtvieh versehen war, in die ungebenersten Defileen, wo die kleinsten Korps, zweckmäßig vertheilt, ihm jeden Ausweg versperren, und ihn ohne Schwertschlag vernichten konten, und entriß dagegen seinem Gegner durch einen kühnen Schlag die mühsam errungene Palme des Sieges. Beim Übergange der Reservearmee traf einst mit einem Male ein Korps von 12,000 M. beim Kloster ein, wodurch die Mönche in keine geringe Verlegenheit gesetzt wurden. Die Truppen hatten sich in der Kirche, in den Stuben und in allen Gängen umher, wo sie nur Platz fanden, gelagert. Durch ein Spiel des Zufalls führt ein Felsen in der Nähe des Klosters schon seit Jahrh. den Namen Marengo, und verherrlicht so gleichsam die Folge jenes Übergangs: Bonaparte ließ dem bei Marengo gefallenen General Desair durch den Bildhauer Moitte in der Kirche des Hospiz ein Denkmal von weißem Marmor und zwei lateinische Inschriften zum Gedächtniß seines Übergangs errichten. In Landon's Annales du Musée T. XII. und im Februarstück 1812 des Modenjournals, findet man eine genauere Beschreibung und erläuternde Kupfer von diesem Denkmale. Dieses letzte Heft, so wie auch der 2. Theil eben erwähnter Reise und das Fragment einer Reise von Mailand nach St. Maurice, durch das Aoster-Thal und über den großen St. Bernhard in den Annalen der Reisen und Geographie 1809 enthalten noch Manches, sowol über den Berg selbst, als über den Zug der Reservearmee über denselben. (*Frhr. Menu v. Minutoli.*)

---

vorhanden ist. Der gelehrte Benediktiner Dom Martin behauptet t. II. VIII. S. 298. seines Werkes: La religion des gaulois tirée des plus purs sources de l'antiquité etc. Paris 1727., daß sie lange im Kloster des Mont-Joux aufbewahrt und dort von de Biot abgezeichnet worden sey. Von jener Bildsäule mag daher jener Berg den Namen: Mons Jovis, und spärerbin den bloßen abgeleiteten Mont-Joux erhalten haben, den er bis ins achte Jahrh. führte, wo er alsdann nach Bernhard, Oheim Karl's des Großen, benant worden seyn soll. (Ein Mehres hierüber findet man im 3. Theile der Reisen durch einen Theil von Teutschland, Helvetien und Oberitalien, im Sommer 1803. Berlin bei Himburg 1806.)

Bernhardsberg (der kleine) in Piemont, ist nicht mit dem großen zu verwechseln, eben so wenig als mit dem Bernhardinberg (s. d. Art.). Der kleine Bernhardsberg ist ein leicht ersteigbarer Alpengebirgspaß, südl. vom Montblanc, der aus dem Thal der Isere (dem Tarantaise-Thal) in das der Dora Baltea (dem Aosta-Thal) hinüberführt; auf der Höhe des Passes ist ein Hospiz, 6750 Fuß über das Meer, von da nach Aosta 13 Stunden. (*Wirz.*)

BERNHAUSEN, Pfarrdorf im Neckarkreis des Königr. Wirtemberg, O.-Amts Stuttgart, auf den Fildern mit 1276 evangel. Einw. Kirchhof und Kirche sind mit einer hohen Mauer umgeben, welche ohne Zweifel auch die Burg der Herren von Bernhausen, die hier ihren Sitz hatten, und ein sehr begütertes und angesehenes Geschlecht früherer Jahrhunderte ausmachten, umgab. In dem Städtekrieg, 1449, wurde Dorf und Schloß abgebrant. An Wirtemberg kam der Ort allmälig durch Kauf 1317, 1340 ꝛc. Die freiherrl. Familie von Bernhausen besteht übrigens noch in Wirtemberg, und ist bei Staubeuren begütert. (*Memminger.*)

BERNHOLD, der Name einiger verdienten teutschen Gelehrten. Johann Balthasar, Professor der Theologie und griechischen Sprache zu Altdorf, war den 3. Mai 1687 zu Burg Salach, im Ansbachischen geboren, wo sein Vater Prediger war. Seit 300 Jahren hatten seine Voraltern, und zwar jeder 50 Jahre lang und darüber, ansehnliche geistliche Ämter im Ansbachischen bekleidet, daher die priesterliche Jubelfreude in der Bernholdischen Familie beinahe erblich zu seyn schien. Auch im Lüneburgischen und Braunschweigischen blühte ein, von dem ansbachischen abstammendes, adeliges Bernholdisches Geschlecht. Joh. Balth. besuchte das Gymnasium zu Ansbach, und die Hochschulen zu Altdorf, Wittenberg und Jena, wurde schon 1707 kaiserl. gekrönter Dichter, erwarb sich eine umfassende philologische, philosophische und theologische Gelehrsamkeit, und erlangte in der Disputirkunst, in der er später für einen Meister galt, eine ungemeine Fertigkeit. Nach der Rückkehr ins Vaterland wurde er 1714 Diakonus in der Hohenlohischen Residenz Pfedelbach, 1718 Pastor und Konsistorialrath, 1721 Hofprediger, 1724 aber folgte er einem Rufe als Professor der Theologie und Diakonus nach Altdorf. Hier wurde er 1729 Archidiakonus, im folgenden Jahre Pastor und erster Professor der Theologie, und 1732 übernahm er zugleich das Lehramt der griechischen Literatur. Im J. 1764 feierte er sein 50jähriges geistliches Amtsjubiläum, empfand erst im 80. Jahre die Schwächen des Alters, und starb den 25. Februar 1769, nachdem er dreimal das Rectorat und 15 Mal das Dekanat der theologischen Fakultät bekleidet hatte. Er war ein sehr verdienter Lehrer, ein moderater friedliebender Theolog von edlem Charakter, ein gründlicher Kenner der griechischen Literatur, der das Griechische eben so fertig als elegant sprach und schrieb, und mit großer Leichtigkeit viele griechische und lateinische Gedichte, in eignem und fremdem Namen schrieb. Unter andern hat man in dieser Beziehung von ihm: *Ἀνακρεοντεια μελη*, h. e. Anacreon quasi redditus imitationibus variis. 1736. 8., nach Will's Zeugniß „eine wohlgetroffene und weit genauere Nachahmung des Anakreon, als die, welche der Bischof Marguinus im 17. Jahrh. herausgab.“ Bernholds eigene muntere und jovialische Einfälle hätten verdient, in eine Samlung gebracht zu werden. Außer Dissertationen, Progr. und andern Gelegenheitsschriften hat er nichts drucken lassen, als ein, nach den Grundsätzen der lutherschen Orthodoxie verfaßtes, mit verdientem Beifalle aufgenommenes Lehrbuch der polemischen Theologie, wobei er Baier's Kompendium der positiven Theologie zum Grunde legte und der Ordnung desselben folgte: Compend. theol. polem. disp. XXII.; praemisso prologo de polemica theologia. Altd. 1733. 4. Er war Vater von 10 Kindern, von denen er selbst 5 am Traualtare einsegnete [1]). In der gelehrten Welt hat sich sein dritter Sohn, Johann Gottfried, geb. zu Pfedelbach den 17. Jun. 1720, bekant gemacht. Er studirte zu Altdorf und Halle, machte als Hofmeister eine Reise nach Holland, wurde 1744 Inspektor der Alumnen zu Altdorf, 1752 Professor der Geschichte daselbst, und starb den 21. Jan. 1766. Man hat von ihm einige Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen, 2 Trauerspiele (Johanna und Irene, beide Nürnb. 1752. 8.) und ein vollständiges Register über die 22 Theile der Köhlerischen Münzbelustigungen. Nürnb. 2 Bde. 4. 6 Alphab. stark, ein kernhafter Auszug aus dem köhlerischen Werke, der fast als ein historisches Handbuch gebraucht werden kann. In Gatterer's histor. Biblioth. Bd. 2. S. 262. wird vermuthet, die Vollendung dieses mühseligen Werks habe sehr viel zu dem frühen Tode des hoffnungsvollen Gelehrten beigetragen. Seine letzte Arbeit war die Fortsetzung von Köhler's teutscher Reichshistorie, die Will vollendete [2]). —

Joh. Georg Samuel Bernhold, geb. 1726 zu Wilhelmsdorf, einem Flecken im Hohenlohischen, wo sein Vater Prediger war, studirte zu Ansbach und Altdorf, hielt in Erlangen Vorlesungen, kam 1746 als Rektor nach Heilbronn, und starb das. den 14. Jan. 1760. Man hat von ihm viele Dissertationen, Progr. u. a. kleine Schulschriften, die zum Theil in den Actis scholast. wieder abgedruckt wurden, lateinische Elementarbücher, und ein Wörterbuch der lat. Sprache. Ansb. 1757. 2 Th. 4. Zusätze u. Verbess. 1759 [3]). —

Johann Michael, geb. zu Ereglingen den 5. Jun. 1735, studirte die Arzneiwissenschaft zu Halle und Jena, und hielt auf der letztern Hochschule Vorlesungen. Im J. 1760 wurde er Physikus zu Mannheimbeim, 1770 Oberamts- und Stadtphysikus zu Uffenheim, erhielt zuletzt den Charakter eines königl. preuß. Hofraths, war auch ein Mitglied der kaiserl. Akademie der Naturforscher, und starb den 27. Jan. 1797. Der leidenden Menschheit war er ein einsichtsvoller und glücklicher Berather, und die Gelehrten schätzten ihn als Kenner der alten Ärzte; de-

1) Götten's gel. Europa 2. Th. 373. 3 Th. 814. Nova Acta hist. eccles. 10. Bd. 504—528. Will's Münzbelust. 1. Th. 24 St. Ebend. nürnb. Gel Ler. und Nopitsch's Forts. 1. und 5. Bd. Erlang. gel. Anz. 1769. S. 134. Wocke's Geburts- und Todten-Alm. 1. Th. 313. Meusel's Ler. der verstorb. Schriftst. 1. Bd. 2) Will, Nopitsch und Meusel a. a. O. 3) Biedermanns Acta scholast. T. VIII. 320. Erlang. gel. Anz. 1760. S. 352. Fikenscher's gel. Gesch. v. Erl. 3. Abth. 156. Meusel a. a. O.

nen er einen vieljährigen anhaltenden Fleiß widmete, und deren Studium er durch einige Ausgaben beförderte, die eine ausgebreitete philologische Gelehrsamkeit beurkunden: Scribonii Largi compositiones medicamentorum denuo ad edit. Rhodianam ed. Argent. 1786. 8. Coelii Apicii de obsoniis et condimentis lib. X. cum lectionibus variis atque indice. Marcobreit. 1789; mit neuem Titel Onoldi 1800. 8. Theodori Prisciani Archiatri, quae exstant Tom. I. Novum textum constituit, lectiones discrepantes adjecit. (Norimb.) 1791. 8. mehr ist nicht erschienen. Seine Ausgabe von *Dion. Catonis* Distichorum de moribus ad filium lib. IV. (Aug. Vind.) 1784. 8. enthält ebenfalls eine durch Vergleichung mehrer Ausgaben gemachte neue Recension des Textes [4]). (*Baur.*)

BERNI (Francesco, zuweilen auch Berna oder Bernia geschrieben), einer der merkwürdigsten Namen in der komischen Literatur der Italiäner aus dem 16. Jahrh. Berni, wie er gewöhnlich heißt, war gegen das Ende des 15. Jahrh. geboren zu Castel Lamporecchio im Toscanischen. Das Jahr seiner Geburt ist unbekant. Einen Theil seiner Lebensgeschichte hat er selbst komisch erzählt in seiner Umarbeitung des verliebten Roland von Bojardo. Von adeliger Familie, aber arm, suchte er, ungefähr 19 Jahre alt, sein Glück in Rom, wo er besonders auf den Kardinal Dovizio, genant Bibiena, rechnete, der sein Verwandter war, und auch als Verfasser eines der ältesten italiänischen Lustspiele bekant ist. Aber er betrog sich in seiner Erwartung. Kümmerlich mußte er sich durchhelfen, bis er endlich die Stelle eines päpstlichen Secretärs bei einer Kanzlei erhielt; und auch in diesem, ihm sehr lästigen Amte hatte er nur eine spärliche Einnahme. Aber sein Witz und seine joviale Laune verließen ihn nie. Was hier und da Nachtheiliges von seinen Sitten erzählt wird, ist nicht erwiesen. Daß der berüchtigte Peter der Aretiner (Pietro Aretino, s. d. Art.) sein erklärter Feind war, macht ihm keine Schande. Er soll an Gift gestorben seyn, auf eine Veranlassung, die, wenn sie sich historisch beweisen ließe, als Beitrag zur Sittengeschichte des Zeitalters nicht unmerkwürdig seyn würde. Die beiden Kardinäle aus dem erlauchten Hause Medici, Hippolyt und Alexander, waren beide Berni's Gönner, haßten aber einander. Einer von beiden soll den andern durch Gift haben aus dem Wege räumen wollen, und die Ausführung des Bubenstücks dem muntern Berni zugemuthet, als aber dieser sich geweigert, ihn selbst haben vergiften lassen. Wie dem auch sey, Berni starb um das J. 1536. Nachrichten von seinem Leben und seinen Schriften findet man bei Mazzuchelli in dessen Scrittori d'Italia, bei Tiraboschi in der Storia della letteratura Italiana, und bei andern Literatoren.

Berni gehört zu den witzigsten Köpfen seiner Zeit. Den philosophischen Geist und die tiefere Menschenkenntniß, die den Erzeugnissen des komischen Witzes einen höhern Charakter geben, muß man bei ihm nicht suchen. Sein Streben ging nicht weiter, als aus allem, was ihm vorkam, einen Spaß zu machen, und beiläufig Satyre auszustreuen, wie es ihm gerade einfiel. Aber er war ein heller Kopf, gebildet durch das Studium der alten Literatur, unerschöpflich an drolligen Einfällen und Wendungen, ein Meister in der Kunst, seine Muttersprache zu behandeln, und von ausgezeichnet feinem Geschmack. Hätte mehr Ernst in seinem persönlichen Charakter gelegen, so würde er sich als Satyriker zu einer höhern Stufe gehoben haben. Aber um nur immer scherzen und spaßen zu können, begnügte er sich nicht selten mit Possen und oberflächlicher Witzelei. Gleichwol zählen ihn die Italiäner zu ihren klassischen Autoren aus dem schönen 16. Jahrh.; und in gewisser Hinsicht mit Recht, wenn man nämlich den Begriff des Klassischen in der Literatur auf eine musterhafte Sprache, verbunden mit Anmuth und anziehender Leichtigkeit des Styls, beschränkt. Der burleske Styl in der Verfeinerung, die er durch Berni erhielt, wird ihm zu Ehren Bernesker Styl (stile Bernesco) genant. Von dieser Seite angesehen, hat Berni allerdings viel Aehnliches mit Ariost, dem er übrigens keineswegs zur Seite gestellt werden darf. Als Geistesverwandter Ariost's zeigt er sich besonders in seiner Umarbeitung des verliebten Roland vom Grafen Bojardo. Dieses Werk hat auch den Namen Berni's vorzüglich bekant gemacht, und wird noch immer von den Italiänern sehr geschätzt*). Aber was an dieser Umarbeitung, die dem Gedichte ganz seinen ursprünglichen Charakter entzogen hat, was freilich den Italiänern nicht gefiel, zu loben ist, beschränkt sich, außer der eleganten Sprache und dem gefälligen Versbau, auf einige der seltnen Züge, durch die Ariost das Publikum bezauberte, als er durch seinen rasenden Roland Bojardo's Dichtung in einer andern Gestalt fortsetzte. Die ununterbrochne fortströmende Fluth von Scherzen ermüdet, wenn man nicht an solchen Spielen des Witzes ein besonderes Wohlgefallen findet. Den genialen Schwung der ariostischen Phantasie vermißt man durchgängig. Anziehend aber ist die komische Natürlichkeit der Beschreibungen. Man verliert im Ganzen nichts dabei, daß die Umarbeitung unvollendet geblieben ist. Außerdem glänzen Berni's treffende Satyre und witzige Possenreisserei in seinen komischen Sonetten und Kapiteln (capitoli), in denen aber auch die Sittsamkeit eben so wenig geschont wird, wie in den meisten italiänischen Gedichten dieser Art. Auch in Prosa hat er komische Abhandlungen (discorsi) und Launen (capricci) geschrieben, die er in muntern Gesellschaften vorzulesen pflegte. Eine Samlung dieser komisch-prosaischen Schriften von Berni hat den Titel: Accademia di Francesco Berni. Ferrara 1958. in 2 Quartbänden, wahrscheinlich nach einer frühern Ausgabe. (*Bouterwek.*)

4) Wocke's Geburts- und Todtenalm. 1. Th. 392. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1. Bd.

*) Es erschien zuerst Vened. 1541. Gute Handausgabe ist die 1760 2 Bde. kl. 8. daselbst erschienene.

Bernicia, s. Heptarchia und Northumberland.

BERNIER, ein Eiland an der Westküste des Australlandes unter 24° 50′ s. Br. und am Eingange der Sharky-Bai, von Baudin untersucht. Es ist rundum mit ausgebreiteten Felsenrissen umgeben, an welchen sich fürchterliche Brandungen brechen, im Innern mit einer Art von Cypressen bedeckt, das Meer reich an Mollusken

aller Art, Austern und Fischen, und die Felsen von Normerans und andern Seevögeln umschwärmt. (*Hassel.*)

BERNIER (François), ein französischer Arzt und Reisebeschreiber, war zu Angers geboren, nahm zu Montpellier die medizinische Doktorwürde an, und trat bald nachher eine große orientalische Reise an. Er kam 1654 nach Syrien, begab sich von da nach Ägypten, blieb über ein Jahr lang zu Cairo, und schiffte sich dann zu Suez nach Indien ein, wo er sich 12 Jahre am Hofe des großen Moguls aufhielt, und 8 Jahre die Stelle eines Leibarztes desselben bekleidete. Nach der Rückkehr in sein Vaterland machte er eine Beschreibung seiner Reisen bekant, begab sich 1685 nach England, und starb den 22. Sept. 1688 zu Paris in einem ziemlich hohen Alter. Er war ein sehr gebildeter, geistreicher Mann und ein guter Beobachter, der vieles sah und hörte, was vorher gänzlich unbekant war, und Gegenden besuchte, die vor ihm noch kein Europäer gesehen hatte. Vieles, was er von dem Hofe des großen Moguls, von der innern Verfassung seines Reichs, von der Religion, den Studien und Wissenschaften der Brahmanen berichtet, ist so gehaltreich, daß ihn Georg Forster in die Reihe der ersten Geschichtschreiber Indiens stellt, und versichert, daß er durch seinen einfachen und anziehenden Vortrag, sein gesundes Urtheil und seine Genauigkeit im Untersuchen sich vor vielen Andern auszeichne. Nur hie und da ist seine Glaubwürdigkeit zweifelhaft, und Einiges trägt die Spuren der Leichtgläubigkeit oder der Erdichtung [1]). Seinen philosophischen Geist beurkundete er durch mehre Abhandlungen in Zeitschriften, und durch einen Abrégé de la philosophie de Gassendi, der zuerst 1678 zu Lyon in VIII. Vol. 12. und 1684 in VII. Vol. erschien [2]). Er stand mit den geistreichsten Männern seiner Zeit in Verbindung, wie mit Boileau und St. Evremont. Letzterer pflegte ihn nur le joli philosophe zu nennen, und bemerkte dabei: Joli philosophe ne se dit guères; mais sa figure, sa taille, sa conversation, l'ont rendu digne de cette épithète. Als Philosoph ist Bernier vergessen, aber seine Reisen haben noch immer ihren Werth [3]).

1) Zuerst gab er seine Beobachtungen unter dem Titel heraus: Histoire de la dernière révolution des Etats du grand Mogol. Par. 1670. 12. Suite des memoires du sieur Bernier sur l'empire du gr. Mogol. Ib. 1671. 12. Evénemens particuliers etc. Ib. 1671. 12.; auch à la Haye 1671 und 72. 12., dann zusammen gedruckt unter dem Titel: Voyages de Fr. Bern. contenant la description des états du grand Mogol, de l'Hindoustan, du royaume de Cachemire etc. Amsterd. 1699; 1710; 1724. Vol. IV. 12. mit Kupfern und Karten, und nach allen diesen Ausgaben geschätzt. Englisch, London 1671, und 1675. 2 Bde. 8.; teutsch, in der Samlung, die den Titel hat: Asiatische und afrikanische Merkwürdigkeiten dieser Zeit. Nürnb. 1676. 4. und im Auszuge im 14. und 15. Bde. der Berliner Samlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. 2) In der zweiten Ausgabe hat er einige Zweifel über einige Punkte hinzugefügt, deren Lösung ihm Schwierigkeit machte. Da der Jesuit Valois das atomistische System von der Seite angegriffen hatte, daß es mit der katholischen Lehre von der Transsubstantiation unverträglich sey, so schrieb er gegen denselben eine Vertheidigungsschrift, welche sich in dem von Bayle anonym herausgegebenen Recueil des pièces curieuses findet. Als aufgeklärter Denker befritt er den astrologischen Aberglauben gegen *Morini* anatomia ridiculi muris, adversus l. B. Morini astrologiam Gallicam. Paris 1651. 4. (*Tennemann.*) 3) *Bayle*

Von einem Arzte Jean Bernier aus Blois, der am 18. Mai 1698 zu Paris starb, hat man eine ziemlich ungenaue Histoire de Blois. Par. 1682. 4. Essais de médecine. 1689; neue Aufl. 1695 unter dem Titel: Hist. chronologique de la médecine et des médecins. Anti-Menagiana 1693 12. Jugement sur les oeuvres de Rabelais. 1697. 12., Schriften von geringem Werthe [4]). (*Baur.*)

Bernier (Etienne Alexander Jean Baptiste Marie), Bischof von Orleans und Mitglied der Ehrenlegion, geb. zu Darn im Departement Mayenne den 31. Decbr. 1764. Er studirte im Kollegium zu Angers, und wurde in jungen Jahren Pfarrer zu St. Laud d'Angers. Den Grundsätzen der Revolution abgeneigt, und den Bürgereid der Geistlichkeit verweigernd, durfte er sich glücklich preisen, daß er 1792 der Deportation entging. Im folgenden Jahre schloß er sich an die empörten Vendeer an, und suchte durch begeisterte Reden den Gemeinsinn zu wekken und den allgemeinen Enthusiasmus noch mehr anzufeuern. Seine Bestrebungen waren von dem glänzendsten Erfolg; immer sah er sich von einer Menge Zuhörer umgeben, und ward oft, wenn er die Kanzel verließ, im Triumph nach seiner Wohnung begleitet. Um diese Zeit dichtete und komponirte er das bekante Réveil des Vendéens. Als der Krieg im März 1793 in der Vendée wirklich ausbrach, begab er sich zu der Armee von Anjou, und war bald eines der bedeutendsten Mitglieder des obern Rathes der katholischen und königlichen Armeen, und gleichsam der Apostel der Vendeer, nicht allein durch seine salbungsvollen Vorträge, durch die er alle seine Zuhörer dahinriß, sondern auch durch seine geistige Überlegenheit überhaupt, durch seine Geschicklichkeit in der gesamten Geschäftsführung, und durch die große Gewandtheit und Umsicht, die sich in allem offenbarte, was er rieth und unternahm. Nie verlor er den Muth, unterstützte die Generale durch seine Rathschläge, und wußte den Enthusiasmus der Soldaten immer wieder neu zu beleben. Er folgte der Vendeearmee über die Loire, verbarg sich nach der Niederlage von Savenay eine Zeit lang in Bretagne, und half darauf das Land wieder nach dem Plane der Royalisten organisiren. Dann begab er sich zu Charrette's Armee, von da als Generalkommissär zu Stoffler's Heere, und war das eigentliche Oberhaupt der Armee von Anjou. Er schrieb die Proklamationen, korrespondirte mit den Emigrirten und den fremden Mächten, und entwarf die Bedingungen, unter denen die Vendée mit den Republikanern einen Frieden schloß, den Charrette bald wieder brach. Nach dem Tode des letztern und als Hoche die Vendeer und Chouans zerstreut hatte, suchte Bernier von diesem General einen Paß nach der Schweiz zu erhalten. Er blieb aber heimlich im Lande, und bemühte sich, das Feuer der Insurrektion von neuem anzufachen; allein als es 1799 wirklich wieder aufloderte, fand er keine Gelegenheit, eine bedeutende Rolle zu spielen. Als aber bald darauf Bonaparte, nach dem Antritte seines

Dict. Mém. de Niceron T. XXIII. 364. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV. *Meusel* Bibl. hist. Vol. II. P. II. p. 2. 4) Mém. de Niceron T. XXIII. 370. Nouv. Dict. hist. Biogr. univers.

Konsulats, ernstlich darauf Bedacht nahm, die Vendee zu beruhigen, kam Bernier als Bevollmächtigter einiger Royalistenchefs nach Paris, und brachte einige Monate daselbst zu. Der erste Konsul ließ ihn oft zu sich rufen, und hielt lange Unterredungen mit ihm über die Beruhigung des Westens und über die Wiedereinführung der katholischen Religion in Frankreich. In Folge des Concordats mit dem päpstlichen Hofe, bei dessen Abschlusse er einer der Bevollmächtigten war, erhielt er das Bisthum Orleans, und wurde im April 1802 von dem päpstlichen Kardinallegaten Caprara zum Bischofe geweiht. Seit dieser Zeit lebte er den Pflichten seines Berufs mit Gewissenhaftigkeit, erwarb sich durch seinen erbaulichen Wandel viele Verehrer, und starb zu Paris den 1. Oktbr. 1806. Verschiedenes, was er über die Geschichte der Vendee geschrieben hatte, ließ er vor seinem Tode verbrennen*). (*Baur.*)

BERNINA, ein Bergpaß im schweiz. Canton Graubünden, 7380 F. über dem Meer, aus dem Ober-Engadin (oder Innthale) ins Puschlaverthal und Veltlin; auf der Höhe sind einige kleine Seen und eine Waren-Niederlage. Sehr merkwürdig und von erhabenem Eindrucke auf den Betrachter sind die Gletscher in der Nähe dieses Passes. Sie bestehen aus 3 Hauptmassen, die sich theils in Bündnerische, theils in Veltlinische Felsenthäler hinabsenken und ausmünden. Noch zu wenig sind sie bereiset und gekannt, obgleich an verschiedenen Orten das stellenweise bei 1000 Klaftern hohe Eis sich ohne Gefahr besteigen läßt. Die Kette des Berninagebirges bestehet, nach **Ebel**, ganz aus Urgebirge; da, wo der Paß hinübergehet, zeiget sich Granit verschiedner Art. (*Hirz.*)

BERNINI, der Name mehrer Künstler aus einer ursprünglich toskanischen Familie†), die sich aber im 16. Jahrh. zu Neapel niedergelassen hatte, und von da nach Rom überging.

Der berühmteste von ihnen ist **Giovanni Lorenzo Bernini**, der auch unter seinem Titel **Il Cavaliere Bernini** bekannt ist. Er wurde 1598 zu Neapel geboren und empfing hier den ersten Unterricht in der Kunst von seinem Vater, Pietro Bernini, der zu seiner Zeit als Maler und Bildhauer in ausgezeichnetem Rufe stand. Lorenzo gab schon in seiner Kindheit bewundernswürdige Proben seines Künstlertalents, und soll z. B. in seinem achten Jahr einen schönen Kinderkopf in Marmor ausgeführt haben. Als bald darauf bedeutende Bestellungen den alten Bernini nach Rom riefen, nahm er Lorenzo und dessen jüngern Bruder Ludovico, mit sich, und beide unterstützten ihren Vater in seinen Arbeiten. In Rom erregten Lorenzo's Fertigkeit und Leichtigkeit in so früher Jugend allgemeines Aufsehen, und machten schon den Papst Paul V. auf seine Werke aufmerksam. Papst Gregor XV. erhob ihn zum Ritter des Ordens Christi in Portugal, und unter Urban VIII. aus dem Hause Barberini stieg er auf den höchsten Gipfel künstlerischen Ruhms und Ansehens. Rom hatte Bernini's Studium auf die Architektur hingelenkt, und nun fand er unter seinem hohen Gönner den weitesten und schönsten Wirkungskreis für diese Kunst. Denn Urban übertrug ihm die Oberaufsicht und Direktion des Baues der Peterskirche und ließ durch ihn die Plane zu deren Vollendung und Verschönerung entwerfen. Nach dieses Papstes Tode versuchten Haß und Neid den Künstler zu stürzen, aber er siegte über sie durch neue Werke, und erhielt sich sowol unter Innocenz X., als unter Alexander VII. in gleicher Ehre und Thätigkeit. Im Auftrage dieses letzten Papstes erbaute Bernini die große Kolonnade des Petersplatzes. Schon im J. 1644 hatte der Kardinal Mazarin den Bernini nach Paris zu ziehen versucht und ihm die glänzendsten Anerbietungen gemacht, denen der Künstler aus Liebe für seine in Rom unternommenen Arbeiten widerstand. Im J. 1665, als Bernini ein achtundsechziger war, lud ihn der König Ludwig XIV. selbst in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ein, nach Paris zu kommen, und der Künstler reiste mit einem seiner Söhne und einem zahlreichen Gefolge nach Frankreich ab. Seine Aufnahme in Paris war ehrenvoll und glänzend, und seine Büste des Königs, die er hier arbeitete, fand allgemeinen Beifall. Meist beschäftigte sich aber Bernini in Paris mit Planen zur Wiederherstellung des Louvre, und empfand dabei, vielleicht das erste Mal in seinem Leben, den Schmerz der Zurücksetzung; denn Perrault's Entwürfe wurden den seinigen vorgezogen. Diese Kränkung trieb den Bernini bald nach Rom zurück, und er empfing bei der Abreise von dem Könige eine jährliche Pension von 2000 Thalern für sich, und von 500 für seinen Sohn. Dafür erkenntlich, arbeitete er die große Statue des Königs zu Pferde, die den Berg des Ruhms ersteigt, deren Ausführung ihn viele Jahre beschäftigte. In Rom fand er unter Clemens X. sein altes Ansehn wieder, in dem er sich bis an sein Ende behauptete. Noch in seinem 70. Jahre vollendete er das Grabmal Alexanders VII., eines seiner größten Werke, und starb den 28. Nov. 1680. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht und Ehre neben seinem Vater in der Kirche St. Maria Maggiore beigesetzt. Zu seinen Schülern gehören außer seinem schon genannten Sohne, Paolo Bernini, Mattia Rossi, François Duquesnoy, genant der Flamländer, und Boromini, der seines Lehrers neidischer Nebenbuhler wurde. Auch als Schriftsteller hat sich Bernini versucht und namentlich werden seine Komödien angeführt. Domenico Bernini hat das Leben seines Vaters und der Abbé **de la Chambre** eine Lobrede desselben geschrieben. Außerdem vergl. **Baldinucci**.

Die Zeitgenossen haben sich in dem Lobe der Werke Bernini's sehr übernommen, und sie bald den Antiken an die Seite gestellt, bald ihn selbst einen zweiten Michel Angelo genant. Mit diesem hat nun Bernini in der That weiter keine Ähnlichkeit, als die Ausübung der drei bildenden Künste, und mit den Werken des Alterthums stehen die seinigen in schroffem Widerspruche. Bernini ist allerdings einer der fleißigsten, fertigsten, rüstigsten und fruchtbarsten Künstler Italiens und seine Erfindungskraft hat sich in seinem langen, thätigen Leben und in den verschiedenartigsten Arbeiten bis an sein Ende nicht

*) **Reichardt's** neueste Biographien 1. Th. 131. **Biogr. univ.** T. IV. (sehr ausführlich) u. **Biographie des Contemporains** T. II. (im Geiste dieses Werks).

†) **Pietro (Francesco) Bernini**, der Vater des Cavaliere **Bernini**, wurde 1562 zu Sesto in Toskana geboren.

erschöpft. Auch fehlt es ihm nicht an Unternehmungsgeist und Leichtigkeit, das Neue durchzuführen; daher sein Wahlspruch: Chi non esce talvolta della regola, non la passa mai. Aber Bernini mißbrauchte seine Talente, um dem Geschmacke seines Zeitalters zu fröhnen, das nach Effekt, Glanz, sinnenschmeichelndem Reize, kleinlicher Zierlichkeit und überladenem Pompe lüstern war, und dadurch verblendet, das Wesen der wahren Kunst verkennen gelernt hatte. In allen Werken Bernini's spiegelt sich der Geist der Eitelkeit und des Stolzes ab, und seine Ansprüche auf Effekt überbieten Alles, was bisher auf diesem falschen Wege versucht worden war.

Bernini's Werke sind so zahlreich, daß wir nur die vorzüglichsten anführen können. Der größte Theil derselben befindet sich in Rom, und die Peterskirche allein verschließt deren funfzehn. Seine Malereien sind unbedeutend, und werden selbst von den Bewunderern seiner übrigen Werke wenig geschätzt. Von seinen architektonischen Werken sind diejenigen die merkwürdigsten, welche er an der Peterskirche ausgeführt hat, und in diesen macht sich der falsche Geschmack weniger bemerklich, so daß es scheint, der große Styl dieses Gebäudes habe den Bernini aus seiner Manier herausgerissen und zur Erkenntniß des einfach Großen und Schönen erhoben. Die Kolonnade des Petersplatzes mit ihren Springbrunnen ist Bernini's Meisterwerk. Aber seine Nischen in den Hauptpfeilern der Kirche, welche die Kuppel tragen, sollen den Sprung derselben verursacht haben. Von seinen Palästen sind der Barberinische und der des Monte Citorio in Rom auszuzeichnen, von seinen Springbrunnen die der Piazza di Spagna und der Piazza Navona. Die Peterskirche hat seine größten Arbeiten in gegossenem Erz aufzuweisen, namentlich das Zelt des Hauptaltars, das Grabmal Papst Urbans VIII. und den Stuhl des heiligen Petrus. Seine Skulpturarbeiten in Marmor sind fast ohne Ausnahme in einer auf malerischen Effekt hinstrebenden Manier entworfen, und können nur in Einzelheiten der Ausführung gelobt werden. Zu größeren Gruppen nahm er Marmor von verschiedner Farbe, seine Basreliefs haben Vorgründe, Mittelgründe und Fernen. Seine Statuen sind immer in überspanter Bewegung und Leidenschaft dargestellt, z. B. David, die Schleuder schwingend, Daphne, die sich eben in den Armen des Apoll mit Rinde überzieht und zu sprießen anfängt. Eben so übersteigt der Ausdruck seiner Köpfe die Gränzen der Bildhauerkunst. Seine Falten sind kleinlich, papierartig und eckig, sein Fleisch weich, glatt und knochenlos. (*Wilh. Müller.*)

BERNIS (François-Joachim Comte de Lyon Cardinal de), geb. den 22. Mai 1715 zu St. Marcel de l'Ardeche, aus einer alten, aber wenig begüterten Familie [1]), und deshalb dem geistlichen Stande bestimt. Schon sehr jung wurde er Kanonikus des Kapitels von Brioude, kam dann in das Seminaire de St. Sulpice, und in das Kapitel von Lyon [2]); worauf er mit sehr unbestimten Hofnungen zu Paris in der Welt auftrat. Mit einer angenehmen Gestalt, großen Lebhaftigkeit des Geistes, einem zuverlässigen und treuen Charakter, endlich mit einem mehr als gewöhnlichen Talente der Poesie begabt, gewann er sehr bald einen bedeutenden Platz in der Gesellschaft, und wurde in einen Strudel von Vergnügungen gezogen, die keineswegs immer einen geistlichen Charakter hatten. Als ihm einstmals der alte Kardinal Fleury, der sich das Ansehn seines Gönners gab, hierüber tadelte, und weil er wenig Neigung bei ihm spürte, seinen Ermahnungen Folge zu leisten, zu ihm sagte: So lange ich lebe, dürfen Sie auf nichts rechnen; antwortete der Abbé ohne Verlegenheit: Monseigneur, j'attendrai; verbeugte sich und ging [3]). Diese kecke Antwort ging schnell von Mund zu Mund, aber die Lage ihres witzigen Urhebers besserte sich nicht; und während man den Anstand und die Heiterkeit rühmte, mit der er die Armuth ertrug [4]), ließ man ihm Zeit, sich dieses Ruhms vollkommen würdig zu machen. Eine Empfehlung der Prinzessin von Rohan machte ihn der Marquise de Pompadour, diese machte ihn dem Könige bekant; aber aller Gebrauch, den er von dieser vielsagenden Gunst machte, war für Andre, nicht für sich selbst. Zufrieden, wie Duclos sagt, hätte er sich ein Einkommen von 6000 Franken sichern können, fand er doch keine Mittel zu Erfüllung dieses mäßigen Wunsches; und da er zu einem kleinen Glücke nicht gelangen konte, faßte er den Entschluß, ein großes zu machen. Von diesem Augenblick an war ihm der Weg gebahnt. Als Gesandter bei der Republik von Venedig betrat er im J. 1751 die diplomatische Laufbahn [5]), gewann das Vertrauen seines Hofes und die Achtung der Republik, und kehrte 1755 mit den größten Hofnungen nach Versailles zurück. Bei den Handeln, welche über das lit de justice zwischen dem Hofe und dem Parlamente von Paris ausgebrochen waren, wurde er (1756) als Vermittler gebraucht; eine Rolle, die er mit gleichem Erfolge bei den Streitigkeiten Benedict XIV. mit der Republik Venedig übernahm. Um dieselbe Zeit wurde er zum Gesandten nach Madrit oder Warschau bestimt [6]); da man aber bei der Verhandlung mit dem östreichischen Minister über das von Maria Theresia und

1) Als sich Mad. de Pompadour mit ihm überwarf, sagte sie ihm, er vergäße, daß sie ihn aus dem Korbe gezogen hätte. Er antwortete: Madame, je n'ai pas oublié vos bienfaits, mais vous me permettrez de vous observer qu'un Comte de Lyon ne peut pas être tiré de la boue. 2) *Du Clos* Mém. secrets. T. II. p. 500.

3) Nach einigen war es der Bischof von Mirepoix, der damals das Departement der Pfründen hatte, dem Bernis diese Antwort gab. Aber diese Sage ist nach Bernis eignem Zeugnisse falsch, der die Anekdote in einem Briefe an Voltaire erwähnt. S. Correspond. *de Voltaire* et du Cardinal *de Bernis*. p. 283. Vgl. eine Anmerk. des Herausgebers S. 7. 4) *Duclos* l. c. S. 501. Der Cardinal lebte noch lange und hielt Wort. Eines Tages, als sich der Abbé in lustiger Gesellschaft befand, kam die Nachricht, der Cardinal sey gestorben. Jeder der Anwesenden setzte ihm eine Grabschrift aus dem Stegreife; den größten Beifall erhielt die von Bernis:

Ci gît qui loin du faste et de l'éclat,
se bornant au pouvoir suprême,
n'ayant vecu que pour lui-même,
mourut pour le bien de l'état.

Mitten in dem Jubel kommt der Widerruf jener Nachricht an, und bringt den voreiligen Lobredner in Verlegenheit, die sie noch ein ganzes Jahr lang beunruhigen. S. Bourgoing zu der Corresp. de Volt. et du Card. de B. S. 7. 5) Sein Briefwechsel aus dieser Epoche mit Paris Du Verney ist 1790. 2 Vol. 8. gedruckt erschienen. 6) Duclos a. a. O. S. 423.

der Pompadour so eifrig gewünschte Bündniß seine Talente zu benutzen wünschte [7], trat er diesen Posten nicht an, schloß das Bündniß mit großem Beifall des Publikums ab, und trat im J. 1757 an Rouillé's Stelle in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ein. Diese Epoche seines Lebens ist großem Tadel ausgesetzt gewesen. Unbekant mit den Kämpfen, die er zu bestehen hatte, schrieb man den schlechten Fortgang des Krieges auf das vorher so sehr gebilligte Bündniß; und während das Publikum die zu große Willfährigkeit des Ministers tadelte, verlor er durch den Widerstand, den er leistete, die Gunst des Königs und der Maitresse desselben [8]. Kurz vor seiner Verabschiedung erhielt er (1758), zum Verdrusse widerstrebender Neider [9], den Kardinalshut, den er aber kaum erhalten hatte, als er durch einen Kabinets-Befehl, der ihn der Undankbarkeit beschuldigte, nach seiner Abtei St. Madard verwiesen wurde [10]. Nachdem er hier 5 Jahre in philosophischer Muße verlebt hatte, rief ihn der König d. 1. Jan. 1764 zurück, nahm ihn mit offnen Armen auf, und ertheilte ihm kurz darauf (im Jul. 1764) das Erzbisthum Albi [11]. Indem er nun seine Zeit zwischen der Verwaltung seiner Diöces und dem Aufenthalte zu Versailles theilte, trug ihm der König im J. 1769 auf nach Rom zum Conclave zu gehen. Hier bewirkte er durch seinen Einfluß die Wahl Clemens XIV. (Ganganelli), und dieser hob zur Dankbarkeit gegen den französischen Hof, und auf Betreiben des Kardinals Bernis, den Orden der Jesuiten auf [12]. Seit dieser Zeit verließ er Rom nicht wieder. Zum Gesandten ernant, genoß er „von dieser Zeit an" die größte Achtung, und vorzüglich unter Clemens XIV. einen glänzenden Einfluß [13], welchen auch der ungewöhnliche Titel eines Protecteur des Églises de France bezeugt, den er im J. 1774 als Zeichen der höchsten Zufriedenheit seines Hofes erhielt [14]. Wiederholte Anträge der Rückkehr zu den Statsgeschäften an seinem Hofe selbst lehnte er ab. Sein Leben in Rom, welches bis auf die letzten Jahre das angenehmste und anständigste war, das ein Prälat der römischen Kirche nur führen konte, lassen wir einen Augenzeugen beschreiben, der nicht in Verdacht ist, von den Großen der Erde des Guten zu viel zu sagen. „Die Wohlthaten, sagt Gorani [15], welche der Kardinal Bernis in glücklichen Zeiten mit der größten Freigebigkeit ertheilt hat, seine angenehmen Sitten, die Güte seines Herzens und seines Charakters, haben ihm so viele Herzen gewonnen, als es Einwohner Roms gibt. Niemand hat je Ursache gehabt über ihn Klage zu führen. Einige Satyren erschienen gegen ihn; er kante ihre Urheber, aber er hielt es unter seiner Würde sie zu bestrafen. Einige dieser Menschen wendeten sich sogar an ihn in der Noth, und erhielten Wohlthaten von ihm. Eine Menge Züge, die seinem Herzen Ehre machen, haben ihm die öffentliche Achtung so vollkommen erworben, daß die Folgen der französischen Revolution ihm nichts von der Ehrerbietung entzogen haben, die Leute vom ersten Rang ihm in den Zeiten seines Wohlstandes erwiesen." Alle Reisenden, welche Rom besucht haben, sprechen mit Bewunderung von seiner Hospitalität, von der Gefälligkeit, mit welcher er Fremde aller Nationen bei sich aufnahm, und von den Diensten, die er vorzüglich seinen Landsleuten mit der größten Bereitwilligkeit bewies. Der Pracht seines Hauses genügten seine großen Einkünfte nicht [16]. Er sah sich gegen das Ende seines Lebens mit Schulden

7) Die Geschichte dieses Tractats, welcher sehr verschiedene Urtheile erfahren hat, s. bei *Duclos* T. II. p. 1417 ff. u. *Flassan* Histoire de la Diplomatie Française. T. VI. p. 46. s. welcher den Bund selbst für untadelhaft erklärt, aber die Ausdehnung, die man demselben gegen Bernis Willen und Absicht gab, misbilligt. Diejenigen, welche große Begebenheiten aus kleinen Ursachen abzuleiten lieben, behaupteten, ein Vers des Königs von Preußen (éviter de Bernis la stérile abondance) hätte den Abbé erbittert und ihn zum eifrigen Beförderer jenes Bündnisses gemacht. Die bekanten Verhältnisse, unter denen dasselbe entstanden ist, machen diese Anekdote, die auch mit dem Charakter des Kardinals nicht in Übereinstimmung ist, vollkommen überflüssig. Vgl. Les Siècles litéraires. T. I. p. 234. 8) Man hat mich, schrieb er an Paris Duverney, auf einem großen Theater tanzen lassen, und mir dabei Fesseln an Hände und Füße gelegt. — Man behauptet, er habe, um das Joch der Pompadour abzuschütteln, dem Könige eine Schrift überreicht, in welcher er dem Könige die Nothwendigkeit darthat, einen ersten Minister zu ernennen; und dieser Vorschlag, durch den er sich die Macht eines Richelieu und Fleury anzueignen gesucht habe, sey die Ursache seiner Ungnade gewesen. *Flassan* Histoire de la diplom. T. VI. p. 124. Folgendes ist das Urtheil dieses Diplomatikers von ihm: Le Cardinal B. avait l'esprit facile et fleuri; son genre étoit la conciliation, et l'art d'attirer les coeurs par la bienveillance. Il fut un ministre noble plutot qu' un grand ministre. La bonté de son coeur le rendait très dépendant de l'amitié. 9) Man schickte sogar, um seine Ernennung zu hintertreiben, höchst anstößige Verse nach Rom, für deren Verfasser man ihn ausgab. *Duclos* T. II. p. 507. So hatte man schon früher, um ihn in der Achtung der Geschäftsleute herabzusetzen, seine Gedichte drukken lassen. Er schreibt hierüber an Voltaire S. 85. Dans les pays étrangers où j'ai vecu, on trouvait un mérite de plus à un ministre de savoir écrire des vers faciles; à Paris et à Versailles j'ai rencontré à chaque pas comme des obstacles les amusemens de ma jeunesse; cette pédanterie ridicule m'a enfin dégouté d'un genre qui m'avoit amusé, délassé et quelquefois consolé. 10) An dem Tage, wo B. den Kardinalshut empfing, sagte einer der Höflinge zu ihm: Mr. le Cardinal, voilà un beau jour. Er antwortete: Dites plutot, que voilà un bon parapluie. Diese Antwort ward einige Tage später, als er seine Entlassung erhielt (den 1. Nov. 1758) wahr und gut gefunden. Wir setzen den, wahrscheinlich von der Pompadour eingegebenen Brief des Königs hieher, durch den er ihn entließ: Votre tête légère n'a pu soutenir le poids de mes bienfaits. Allez vous en à votre abbaye pour servir à jamais d'exemple aux ingrats. Louis. *Bourgoing* zu der Corresp. du Cardinal de B. S. 77.

11) Der Gebrauch, die Bischöfe von dem Orte ihres Bisthums zu benennen (z. B. Mr. de Meaux, Mr. de Cambrai, Mr. d'Albi) gab Voltairen Veranlassung, einen seiner ersten Briefe an den Kardinal, nach der Ernennung zum Erzbischof mit dem Horazischen Verse anzufangen: Albi, nostrorum sermonum candide judex. 12) Bernis betrieb dieses Geschäft nach dem Willen seines Hofes, ob er gleich selbst dem Orden nicht abgeneigt war. S. *Flassan*, T. VII. p. 101. 13) Il a vecu à Rome plutôt en Roi, qu'en ministre de France. Les Romains auraient plus craint de l'offenser que le Pape lui-même. Le Décade philos. et litér. T. III. an. III. p. 498. 14) Bourgoing's Anmerk. zu der Corresp. S. 77. Nicht also Protecteur de la France wurde er betitelt, wie Gorani sagt (Mémoires secrets T. II. p. 190.), der sich darüber erzürnt. 15) Mémoires secrets. T. II. p. 189. 16) Seine Neffen errichteten ihm ein Mausoleum zu Rom, welches nachher in die Kathedral-Kirche zu Nimes gebracht wurde. Sein Herz ist in einem andern Grabmal in der Kirche des heil. Ludwig zu Rom aufbewahrt.

belastet, und da ihn die französische Revolution aller seiner Einkünfte beraubte, war er nur allzuglücklich auf Verwendung seines Freundes, des Ritters Azara, durch den spanischen Hof unterstützt zu werden. Er starb den 2. Novbr. 1794 in seinem 80. Jahre [17]).

Unter den leichten Dichtern des vorigen Jahrhunderts nimt B. eine unverächtliche Stelle ein; und es war vorzüglich das Talent, sich in den Fesseln des Reims mit Anmuth und Leichtigkeit zu bewegen, was ihm zuerst die Achtung und den Beifall der gebildeten Gesellschaft, und einen Platz in der Akademie [18]) verschafte. Einige seiner Episteln, vornehmlich die an seine Penaten, an den Duc de Nivernois, an Duclos, an den Baron de Montmorency, erinnern an Gresset; auch scheint ihm bisweilen Chaulieus Art vorgeschwebt zu haben. Man tadelt den allzufreigebigen Gebrauch der Mythologie, und den allzureichen Bilder- und Blumen-Schmuck [19]) vornehmlich in den quatre parties du jour und den quatre saisons. Diese Gedichte sind oft, immer ohne Mitwirkung ihres Verfassers, und häufig sehr fehlerhaft abgedruckt worden. (Die beste Ausg. ist Oeuvres complètes. Paris, chez Didot. 1797. 8.). In der zweiten Hälfte seines Lebens, nachdem er sich ganz der Kirche gewidmet hatte, behielt er zwar die alte Liebe für die Poesie und den feinen und sichern Geschmack, den in frühen Jahren seine poetischen Freunde vorzugsweise zu Rathe zu ziehen pflegten [20]); aber der Ausübung der Kunst entsagte er; ja, er vermied die Erwähnung seiner jugendlichen Werke, die er unter die Sünden seiner Jugend rechnete [21]). Nach seinem Tode fand sich unter seinen Papieren ein Gedicht über die Religion, das er schon im Jahr 1737 auf den Rath des Kardinals Polignac angefangen hatte; ein Werk, das bei einzeln glänzenden Stellen, doch zu kalt und zu trocken ist, um dem Ruhme seines Verfassers etwas zuzusetzen [22]). Über seine kirchlichen Meinungen ist das Urtheil getheilt; niemand aber zweifelt, daß er auch bei theologischen Gegenständen immer auf der Seite der Billigkeit und des Friedens gewesen sey [23]). (*F. Jacobs.*)

17) Er trat an die Stelle des Abbé Gedoyn im Jahr 1744 ein, also lange vorher, ehe die Hofgunst ihn auszeichnete. 18) S. *Palissot* Mémoires sur la Littérature T. I. p. 78. Vgl. *Sabatier* Siècles litéraires. I. p. 234. Den blumenreichen Dichter nanten seine Freunde Babet la bouquetière (mit dem Namen einer Blumen-Händlerin, die an dem Saale der Oper feil hatte); ein Scherz, den Voltaire in den Briefen an den Kardinal und der Kardinal selbst in den seinigen fortsetzt. Que votre Eminence, schreibt jener (Oeuvres de Voltaire T. 56. p. 65) lui conserve les bontés dont la belle Babet l'honorait. Vgl. Correspond. de Volt. et du Cardinal B. S. 153. 158 und 168. 19) Ein großer Theil seines Briefwechsels mit Voltaire (von den Jahren 1761—1777.) von Bourgoing herausgegeben Paris, an VII. 8.) betrifft die ihm von V. mitgetheilten Werke, der seine Kritiken selten unbenutzt gelassen hat. 20) Si on lui parle de ses ouvrages, il s'efforce de détourner la conversation, et s'il ne peut y parvenir, il ne repond alors qu'en laissant échapper ces mots: ce sont les péchés de ma jeunesse. *Gorani* Mém. T. II. p. 191. *Bourgoing* Corresp. p. 56. 21) Der Eb. v. Azara hat es in mehren Ausgaben bei Bodoni zum Druck befördert, nachdem es von einer Commission römischer Theologen geprüft worden war. Die theologischen Bedenken des Kardinals Gerdel darüber finden sich in der Ausg. von Lortin. 3 Vol. 8. 22) Je suis tenté, schreibt der Kardinal aus seinem Exil an Voltaire

BERNO, Bern oder Bernhard, zuerst Mönch im Kl. Prüm, im J. 1008 aber der Reichenau im Bodensee vom Kaiser Heinrich II., der mit der Aufführung der dasigen Religiosen unzufrieden war, als Abt vorgesetzt. Er verwaltete diese Stelle gegen 40 Jahre und starb am 6. oder 7. Jun. 1048. Unter seiner Regirung wurden die Privilegien der Abtei bestätigt, die Kirche des heil. Marcus erbaut und die reichenauer Schule mit tüchtigen Lehrern versehen. Auf seiner Reise in Italien, in Begleitung des Kaisers, hatte sich Berno mit dem dortigen Gesange vertraut gemacht, so daß er als Reformator der Kirchenmusik und des Gesanges in seinem Vaterlande auftreten konte. Mehre Fürsten bedienten sich seiner ausgebreiteten Kentnisse in schwierigen Fällen, und alle Zeugnisse stimmen in seinem Lobe überein. Seine Schriften sind: Liber de officio missae. Paris. 1518. 4. Venet. 1572. 8.; auch in *Hittorpii* script. de divinis officiis und in den Bibl. PP.; Lebensbeschreibungen einiger Heiligen, Predigten, Hymnen, Briefe. Vorzügliche Verdienste erwarb er sich durch den Tonarius und andre Abhandlungen über Musik, alle gesammelt in *Gerberti* script. de mus. sacra, T. II. Nach Trithems Zeugniß, in der Vorr. zur Freherschen Ausgabe des chron. Hirsaug. hat er auch eine bis jetzt noch nicht aufgefundene historia Alemannorum geschrieben. In der St. Galler Ausgabe jedoch heißt die Stelle: Benno Abbas in historia Suevorum; daher Adelung zu Jöcher diesen Benno besonders, aufführt *). (*F. Molter.*)

Berno, s. Clugny.

BERNOLAK (Anton von), aus einer adeligen Familie in der Arver Gespansch., katholischer Pfarrer zuerst zu Ezeklész oder Landschütz, dann zu Érsek-Ujvár, wo er am 15. Januar 1813 starb. Er trat früh in den geistlichen Stand. Seine freien Stunden widmete er der slawischen Philologie, namentlich aber dem slowakischen Dialekt in Ungern, der seine Muttersprache war. Da er wohl wußte, daß die slawische Literatur der Böhmen, Polen, Russen, Serbler, Kroaten, Dalmatier bereits bedeutende Fortschritte gemacht hatten, so bedauerte er, daß die slawischen Gelehrten in Ungern ihre kräftige und wohlklingende Mundart — die slowakische (die mit der ausgestorbenen slawenischen, die heut zu Tage nur noch zur Kirchensprache der Russen und Serbler dient, am nächsten verwandt ist) †) — ganz vernachlässigten und

S. 23., de reduire la théologie à ses véritables bornes, c. à. d. de la dépouiller de toutes les questions étrangères au dogme, et d'enseigner par cette méthode l'art d'éteindre toutes ces disputes d'école, qui ont été et serons la source des plus grands troubles et des plus grands crimes.

*) Vgl. Chron. *Hermanni Contr.* passim. *Trithemii* annal. Hirsaug. St. Galli. 1690. T. I. p. 160. Eiusd. cat. illustr. vir. et script. eccles. *G. Bucelini* Lac. Potam. s. Constantia rhen. in der chronol. Constant. *Trudp. Neugart* episcopat. Constant. Alem. P. I. T. I. insbesondere S. 508—512. Eichhorn's allgem. Gesch. d. Cultur, II., 434.

†) Schon Johann Christoph Jordan sagt in seinem Werke de Originibus Slavorum etc. (Wien 1788.) Sect. 57. p. 127: „Hungaro-Slavonicam, seu Hungariae Slovaconum dialectum inter omnes ad Slavonicam accedentes proximam linguae matri esse." Und der Dembeir Dalimil rühmte von der Reinheit des slowakischen Dialekts: „His Hungariae incolis merito adhaesit nomen Slovák, cum praecipue hi linguam Sla-

sich des böhmischen Dialekts zur Schriftsprache bedienten. Er trat daher als Apologet seiner Muttersprache, des slowakischen Dialekts, auf, schrieb eine Orthographie und Grammatik derselben, empfahl sie seinen slowakischen Landsleuten in Ungern, und kämpfte gegen die den böhmischen Dialekt als slawische Schriftsprache und zum mündlichen Vortrag in Predigten einführenden slawischen protestantischen Schriftsteller und Prediger Ungerns. Leider mischte sich kirchlicher Antagonismus in den Streit. Die katholischen Gelehrten traten sämtlich zur Partei Bernolák's, die protestantischen kämpften für die böhmische Mundart**). B. gab im Druck heraus: 1) Dissert. philologico-crit. de literis Slavorum, de divisione illarum, nec non accentibus; cum adnexa Linguae Slavonicae per Regnum Hungariae usitatae compendiosa simul et facili orthographia. Posonii 1787. p. 82. et Orthogr. p. 31. 8. — 2) Grammatica slavica ad systema Scholarum Nationalium adcommodata. Posonii, typis Landerianis 1790. p. 312. 8. — 3) Etymologia vocum slavicarum, sistens modum multiplicandi vocabula per derivationem et compositionem. Tyrnaviae, typis Jelinekianis. p. 160. 8. In der Handschrift hinterließ er ein slowakisches Wörterbuch, dessen Druck sehr wünschenswerth ist***). (*Rumy.*)

BERNOLDUS, Bernaldus, Bernardus, Bertholdus Constantiensis oder San-Blasianus ist immer der nämliche Schriftsteller*). Er besuchte die Schule zu Constanz, ward Mönch in St. Blasien, und wohnte 1079 der röm. Synode bei. 1084 wurde er aus jenem Kloster genommen und zu Constanz zugleich mit dem dasigen Bischof Gebhard III. vom Kardinal-Legaten zum Presbyter ordinirt, auch zum poenitentiarius apostolicus bestimt. Als im J. 1085 der vom K. Heinrich IV. zum Bischof zu Constanz ernante Otto den auf Gregors VII. Befehl eingesetzten Gebhard III. vertrieb, mußte sich Berthold, ein eifriger Anhänger der beiden letzten, nach St. Blasien flüchten. Die für Heinrich IV. unglückliche Schlacht bei Pleichfeld in Franken (1086) beschreibt B. als Augenzeuge, weil er, wahrscheinlich als poenitentiarius apost. zugegen war. Nach der Wiedereinsetzung Gebhard's begab er sich nach Constanz zurück, und von da, vermuthlich um das J. 1091, nach Schafhausen in das Kloster Domini Salvatoris, wo er am 16. Sept. 1100 starb. Er hinterließ eine Chronik von der Geb. Christi an bis in das J. 1100. Die beste Ausgabe, mit Anmerkungen, ist die von Ussermann, in Monumentis res alemannicas illustrant. (s. chron. Hermanni Contr. S. Blas. 1790 et 1792.). Bis zum J. 1054 ist Berthold's Chronik mehr ein Auszug aus Hermann, und steht l. c. T. I. unterhalb der Chronik Hermann's, p. 1—235.; vom J. 1054 an, wo sie eigene Fortsetzung wird, in T. II., p. 1—178. Seine übrigen Werkchen, unter denen mehre gegen die Schismatiker gerichtet und zur Vertheidigung Gregors VII. und des Bischofs Gebhard III. geschrieben sind (zum Theil schon gedruckt in *Gretseri* opp. T. VI.), findet man gesammelt, nebst den bis dahin ungedruckten, in den angeführten Monumentis, T. II., mit Ausnahme des noch nirgends gedruckten Tractats Imago mundi*). (*F. Molter.*)

BERNOULLI. Aus dieser von Antwerpen herstammenden Familie, die während der Herzog von Alba die Bekenner der evangelischen Lehre verfolgte, aus jenen Gegenden floh, sich zuerst zu Frankfurt am Main niederließ, und von dort sich nach Basel begab, erwarben sich im Laufe eines Jahrhunderts acht Mitglieder durch vorzügliche, einige derselben durch ausgezeichnete theils mathematische, theils physische Kentnisse und Entdeckungen einen gelehrten Ruf, und bilden in der literarischen Geschichte Basels sowol, als ihrer wissenschaftlichen Fächer eine seltene, gleichnamige Gruppe. — Jakob, geb. 27. Decemb. 1654, der älteste Sohn des Nicolaus Bernoulli, Mitglied des großen Rathes, und Margaretha Schönauer, wurde dem Studium der Theologie gewidmet. Er besuchte die Schule und nachher die Universität seiner Vaterstadt, lernte die alten Sprachen, und wurde 1671 Magister der Philosophie. Aber seine Neigung zog ihn unwiderstehlich zu den mathematischen Wissenschaften hin, auf welche ihn die zufällige Betrachtung mathematischer Figuren aufmerksam gemacht hatte. Ohne Lehrer, beinahe ohne Hilfsmittel, nur in erübrigten Stunden konte er sich ihnen hingeben, weil der Vater den einmal gewählten Studien-Plan befolgt wissen wollte. Dennoch löste er schon in seinem 18. Jahre eine chronologische Aufgabe über die Auffindung des Jahres der Julianischen Periode nach gegebenen Jahren des Sonnen-Cyclus, der goldenen Zahl und der Indiction auf. Zunächst betrieb er Astronomie, und wählte sich nach damaliger Sitte zum Emblem Phaeton, wie er den Sonnenwagen leitet, mit der Inschrift: Invito patre sidera verso. — 1676

vonicam videantur retinuisse, atque cultissime loqui adlaborent, qui non obstante commixtione populi post Regni sui abolitionem nil in Slavonismo suo ab aliis nationibus participant, verum penes genuinum idioma Slavonicum hodiedum manent." Auch der große slawische Philolog, Barthol. Kopitar in Wien, äußert sich an mehren Stellen (in den vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstat, in der Wiener Literatur-Zeitung u. s. w.) sehr günstig über die slowakische Mundart und ihre Vorzüge. **) Der Vf. dieses Art., selbst Protestant, ist unbefangen genug, die Bemühungen Bernolák's nicht zu verkennen, und ist überzeugt, daß es für die zahlreichen Slowaken in Ungern ein wahrer Gewinn wäre, wenn die slawischen Gelehrten die slowakische Mundart als ihre Muttersprache ausbildeten, in ihr Bücher schrieben (die böhmischen Werke der meisten slawischen Schriftsteller Ungerns strotzen ohnehin von Slowakismen) und die Prediger in ihr predigten (das gemeine slowakische Volk versteht ja viele eigene böhmische Ausdrücke gar nicht!), ungeachtet Referent die Kultur, welche die böhmische Mundart vor der slowakischen bisher erreicht hat, keineswegs verkent. Die slowakische Mundart ist unstreitig weniger hart, als die böhmische, und steht in Hinsicht des Wohllauts und der Sanftheit mit der serbischen, kroatischen, wendischen, polnischen und russischen auf einer Stufe, auch dürfte die slowakische Mundart reicher als die böhmische seyn (wenn man von den vielen neu gebildeten technischen Ausdrücken der böhmischen Schriftsteller abstrahirt) und könnte durch analoge Ausbildung leicht den hohen Grad der Vollkommenheit der so vollkommenen ausgesterbenen slawenischen Sprache, die der große slawische Sprachkenner, Schlözer, mit der Vollkommenheit der griechischen nicht mit Unrecht verglich, erreichen. ***) Sein (von mir verfaßter) Nekrolog steht in der Wiener Literatur-Zeitung 1813. Nr. 22. S. 351.

*) S. *Mart. Gerbert* obs. praev. in Ussermann's Ausgabe des chron. Hermanni Contr. T. II. f. 1.

*) Vgl. *Mart. Gerberti* diss. cit. und *Trudp. Neugart* Episcopat. Constant. Alem. P. I. T. I. p. 504 sqq.

bestand er die theologischen Prüfungen, und trat seine Reisen durch Frankreich, Holland, England, Teutschland und die Schweiz an. Zu Genf, wo er sich 20 Monate lang aufhielt, lehrte er die Tochter eines Kaufmanns, Elisabeth von Waldkirch, welche 2 Monate nach ihrer Geburt das Gesicht verloren hatte, nach einer Methode, die er selbst erfand, nicht nach der Cardanischen schreiben, und ertheilte ihr noch andern wissenschaftlichen Unterricht. Bei einem Marquis von Lostange in Limosin bekleidete er über ein Jahr lang die Prediger- und Informator-Stelle. Nach seiner gänzlichen Rückkehr ins Vaterland 1682 wurden ihm die Predigerstelle bei der reformirten Gemeine zu Strasburg und die Vicariats-Besorgung einer mathematischen Lehrstelle an der Universität Heidelberg angetragen. Er lehnte beide ab, und verheirathete sich mit Judith Stupan. Von nun an lebte er ganz der Mathematik. Zuerst hielt er Vorträge über Experimental-Physik und Mechanik, beschränkte sich aber bald größtentheils auf die höhere Mathematik, in welche er auch seinen Bruder Johann einführte. Als 1684 Leibnitz in den actis eruditorum Lips. eine Probe seines Integral- u. Differential-Calculs bekant machte, gelang es ihm, vereinigt mit seinem Bruder Johann, die Aufgabe so zu entwickeln, daß Leibnitz ihnen das Verdienst der Erfindung und selbst der Vervollkomnung ebenfalls zugestand. 1687 den 15. Febr. erhielt er den Lehrstuhl der Mathematik, den er bis an seinen Tod mit vielem Beifall bekleidete, und auch viele Auswärtige in seinem Hörsaale vereinigte. Während der bürgerlichen Unruhen, welche zu Basel auf Veranlassung großer Misbräuche in der öffentlichen Verwaltung entstanden, gab er 1691 eine Denkschrift über das Practiciren (Erschleichen der Stellen) bei der Universität, das Eindringen unfähiger Bewerber in besser besoldete Lehrstühle, die Bestellung ungelehrter Deputaten (Oberaufseher des Kirchen- und Unterrichtswesens), ungebürliche Ferien, das Vorrecht der Professoren der philosophischen Fakultät, auf einträglichere, ledig gewordene Stellen überzugehen, u. s. w. ein. Der akademische Senat suspendirte ihn auf ein Jahr von der Regenz. Er erklärte hierauf, er habe sich nie als Verfasser der Denkschrift angegeben, vertheidigte indeß ihren Inhalt, bemerkte, sein Vergehen bestehe darin, daß er sich an die vom State aufgestellte Untersuchungsbehörde gewendet habe, machte aber den akademischen Senat aufmerksam, daß, wenn derselbe nicht bessere Einrichtungen treffe, die Regirung oder die Bürgerschaft veranlaßt werden könten, Veränderungen bei der Universität vorzunehmen, welche den Mitgliedern derselben nicht gefällig seyn dürften, u. s. f. Als die königl. französische Akademie der Wissenschaften 1699 die Erlaubniß erhielt, acht der berühmtesten Gelehrten des Auslandes zu Mitgliedern (associés) aufzunehmen, wurde er und sein Bruder einmüthig in der ersten Ernennung aufgenommen; und die königl. preußische Societät der Wissenschaften wählte beide sogleich bei ihrer Stiftung 1701, auf Leibnitzens eignen Antrieb, zu Mitgliedern. 1700 war er Rektor der Universität. Seine ununterbrochene Anstrengung und pedagrische Anfälle erschöpften seine ohnehin schwache Gesundheit. Er starb den 16. Aug. 1705. Nach seiner Bestimmung wurde auf seinem Grabstein eine logarithmische Spirallinie in einem Zirkel eingeschlossen, mit der Inschrift angebracht: Eadem mutata resurgo. — Das erste Werk, welches er, auf Veranlassung des Kometen von 1680, bekant machte, war conamen novi systematis cometarum, etc. Er versuchte es, die schon früher vertheidigte Wahrheit des Lehrsatzes, die Kometen seyen keine bloße Lufterscheinung, sondern wirkliche Gestirne, welche eine bestimte Laufbahn haben, zu behaupten. Er hielt sie für Trabanten eines unentdeckten Planeten. Man machte ihm den Einwurf: So würden sie nicht mehr Zeichen des göttlichen Zornes und Vorbedeutungen von Unglücksfällen der Völker und Fürsten seyn. Sey es, daß auch er über die Vorurtheile des Zeitalters sich nicht zu erheben vermochte, indem keine Wissenschaft den Mangel freier philosophischer Ansicht zu ersetzen vermag, oder daß er es nicht wagte, dem Vorurtheile entgegen zu treten: er vermied die Beantwortung der Hauptfrage, unterschied zwischen dem Körper der Kometen und ihrem Schweife, und gab zu, diese letztern können, weil sie zufällig seyen, den Maßstab jener Zeichen und Vorbedeutungen enthalten. Seine cogitationes de gravitate aetheris erheben sich nicht über die Ansichten des Zeitalters. Ihm gebürt das Verdienst der ersten Bekantmachung einer Integration einer Differential-Gleichung. Von der logarithmischen Spirallinie kam Bernoulli auf die loxodromische. Dies führte ihn auf neue Entdeckungen über die Meeres-Länge und über die Schiffahrt. Durch die Theorie der krummen, in sich selbst gekehrten Linien gerieth er auf die Entdeckung zweier allgemeinen Formeln für die ganze Catoptrik und Dioptrik. Er machte aus diesen ein Geheimniß, welches de l'Hopital aufdeckte. Von seinen zahlreichen Forschungen und Erörterungen darf die Auflösung des Problemes der Isoperimeter nicht übergangen werden, welche später den Variations-Calcul Lagrange's veranlaßte. Dieses Problem, welches Jakob Bernoulli seinem Bruder Johann vorgelegt hatte, war die Quelle eines Zwistes, in welchem der letztere bitter wurde, Jakob hingegen ganz ruhig blieb. Doch das Recht war durchaus auf der Seite des ältern Bruders, und vermehrte seinen Ruhm dadurch, daß er den Sieg über einen Gegner davon trug, welcher unzweifelhaft einer der ersten Mathematiker seines Zeitalters war. Sein prüfender Forschungsgeist leitete ihn dahin, den Probabilitäts-Calcul, den Pascal und Huygens nur noch in Beziehung auf das Spiel erwogen hatten, auf moralische und politische Untersuchungen anzuwenden. Sein Neffe Nicolaus sammelte seine Lehrsätze in einer besondern Abhandlung, unter dem Titel ars conjectandi, 1713. In Jakob Bernoulli's Charakter war Reizbarkeit mit Beharrlichkeit verbunden; dennoch war sein Verfahren langsam und sicher. Er gab auch zu Basel Descartes Geometrie mit lehrreichen Anmerkungen heraus. Er soll auch poetische Versuche in lateinischer, teutscher und französischer Sprache gemacht haben. Er hinterließ einen Sohn und eine Tochter. Fontenelle hielt eine Lobrede auf ihn. — Seine zahlreichen, gelehrten Arbeiten, unter welchen auch theologische und philosophische sich befinden, und wovon viele in den actis erudit. erschienen, gibt insbesondere Leu Lex. ausführlich an. Seine Werke erschienen gesammelt, Jacobi Bernoulli Basiliensis opera. Genevae,

1744. 4. 2 Vol. Jacobi Bernoulli ars conjectandi, opus posthumum, accedit tractatus de seriebus infinitis (unendlichen Zahlenreihen), Basileae 1713. 4. Bossut ließ im September-Stück 1792. des Journal de physique einen Brief J. Bernoulli's abdrucken, welcher in der angeführten Ausgabe seiner Werke nicht enthalten ist [1]).

Über Johann Bernoulli, Jakobs Bruder und Nicolaus B. zehntes Kind, enthält der vorhergehende Artikel verschiedene Angaben, welche hier nicht wiederholt werden. Er wurde zu Basel geb. den 27. Jul. 1667, und erhielt oft von damaligen Schriftstellern den Beinamen des Archimedes seines Zeitalters; dennoch räumen neuere, insbesondere französische Mathematiker seinem ältern Bruder Jakob größere Verdienste und mehr Tiefsinn ein, obgleich sie der längern literarischen Laufbahn Johannes das Lob einer ausgebreiteteren Wirksamkeit zugestehen. Auch ihn führte, wie den ältern Bruder, eigene Anlage und Neigung zur Mathematik. Er war für die Kaufmannschaft bestimt; aber seine Beharrlichkeit für die Wissenschaften vermochte den Vater, ihn von Neuenburg, wohin er gebracht worden war, um die französische Sprache zu erlernen, zurück zu nehmen. Nun sollte er Arznei studiren; aber sein Geist lebte vorzugsweise in seiner Lieblingswissenschaft. In seinem 18. Jahre wurde er Magister der Philosophie, und führte in griechischen Versen die Idee, welche sein Zeitalter zu verlieren schien, aus, daß nämlich der Fürst um des Volkes willen da sey. Auch noch später übte er sich in poetischen Versuchen. Er studirte die ältern Mathematiker und auch seine Zeitgenossen, insbesondere Descartes. Er folgte seinem Bruder auf der Laufbahn der Entdeckungen. Die Ausmittelung der krummen Linie, welche eine an beiden Enden aufgehangene Kette bildet, und noch ein anderes, von Galilai aufgestelltes, aber nicht aufgelöstes Problem waren die ersten Gegenstände der Anwendung seines durchgreifenden Scharfsinnes, dann beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Dämmerung. Nach der Auflösung des von Leibnitz der gelehrten Welt vorgelegten Problemes (s. Jakob B.) schritt er weiter vor, und sann auf eine Erfindung, wie er von den unendlich kleinen Größen auf die endlichen kommen könte, wovon jene die Elemente oder Differenzen sind. Er entwickelte den Gedanken, und gab der Methode den Namen calculus generalis. Zu Ende 1690 unternahm er eine Reise über Genf nach Frankreich, und schloß Bekantschaften mit gelehrten Männern, insbesondere seines Faches; zu Genf, wo er sich 8 Monate lang aufhielt, mit Joh. Christoph Fatio; nachher mit Mallebranche, dem Marquis de l'Hopital, dem er Unterricht ertheilte, und auf dessen Gute zu Blois er seinen Exponential-Calcul 1692 erfand, dessen Ausbildung aber französische Schriftsteller dem Schüler zueignen, und Joh. B. eine kleinliche Anmaßung der Verdienste seines verstorbenen Freundes Schuld geben; mit Cassini, de la Hire, Varignon. Nach dem Wunsche der Seinigen kehrte er im Nov. 1692 nach Hause, erhielt im folgenden Jahre vom Herzog Ant. Ulr. von Braunschweig-Wolfenbüttel, auf Leibnitzens Antrag, einen Ruf nach Wolfenbüttel, den er aber nicht annahm, sondern in Basel in der Medizin graduirte, und sich in dem nämlichen Jahre mit Dorothea Falkner verheirathete. In seinem Versuche über die Bewegung der Muskeln stehen der Arzt und der Zergliederer weit hinter dem Mathematiker zurück [2]). Als ihm 1695 die mathematischen Lehrstühle zu Halle und Gröningen angetragen wurden, wählte er den letztern. Seine Collegien, insbesondere über Experimental-Physik, wozu die Universität die Instrumente mit bedeutenden Kosten anschaffte, wurden sehr zahlreich besucht. Er erfand das leuchtende Barometer, welches ihn in gelehrte Fehden verwickelte. Friedrich I. von Preußen beschenkte ihn für die überreichte Probe mit einer goldenen Denkmünze von 40 Ducaten, und nahm ihn in seine Societät der Wissenschaften auf. Nachher wurde er auch von der königlichen Societät zu London, dem Institute der Wissenschaften zu Bologna und der kaiserl. Russischen zu Petersburg aufgenommen. 1703 schlug er einen Ruf zum mathematischen Lehrstuhle nach Utrecht aus, und die Curatoren der Universität Gröningen vermehrten seinen Gehalt durch eine Zulage. Obgleich er im nämlichen Jahre nach Basel, wo man so leicht von einem Katheder zum andern hinüber ging, als Professor der griechischen Sprache berufen wurde, blieb er dennoch an seiner Stelle. Aber 1705 nahm er, ungeachtet auch von Utrecht ihm ein neuer, sehr vortheilhafter Antrag gemacht wurde, den Ruf seiner Vaterstadt auf die durch den Tod seines Bruders Jakob erledigte dortige mathematische Lehrstelle an. Der Gehalt wurde vermehrt. Er trat den 17. November mit einer Inaugural-Rede über die Analyse und höhere Geometrie dieselbe an, und bekleidete sie bis an seinen Tod mit vieler Auszeichnung bei. 1716 und 1741 bekleidete er das Rectorat, und acht Mal das Decanat der philosophischen Facultät. Rufe auf die mathematischen Lehrstühle nach Leiden 1709, Padua 1714, wieder nach Gröningen 1717 lehnte er ab. 1725 wurde ihm die Leitung der Verbesserung der untern Schulen übertragen, welche er mit vielem Eifer besorgte. Seine Abhandlung über die Fortpflanzung und Mittheilung der Bewegung erhielt, ohne gekrönt zu werden, großen Beifall. 1730 bekam er von der königl. franz. Akademie der Wissenschaften den Preis von 2500 Liv. für die Auflösung der Aufgabe de causis physicis ellipticarum figurarum planetarum; und 1734 wurde von der nämlichen Akademie der Preis von 5000 Liv. für die Aufgabe de inclinatione mutua orbitarum planetarum, zwischen ihm und seinem Sohne Daniel getheilt. Seine gelehrten Streitigkeiten, insbesondere über die Erfindung des Differential-Calculs, welche die Engländer Leibnitzen nicht zugestehen wollten,

1) Vgl. auch den sehr ausführlichen Artikel der Biogr. univ., und Meister's Helv. ber. Männer, 1 Bd. S. 293.

2) In seiner Inaugural-Dissertation (Gröningen 1694), de motu musculorum, wandte er die Differenzial-Rechnung auf die mechanische Theorie der Muskel-Bewegung an. Er stellte nämlich die Muskelfaser als aus einer Reihe Bläschen zusammengesetzt vor. Diese schwellen bei den Bewegungen, und zwar weil das Blut bei seinem Andrang sich in seine einzele Kügelchen trent, welche nun jene Bläschen erfüllen. Aus der Theorie der Curven werden die Veränderungen, welche die Bläschen erfahren, durch die höhere Analysis erklärt. (*Sprengel.*)

in welchen die Streiter oft heftig wurden, mit Renau, den er mit Schonung über seine irrige Theorie in Absicht auf die Lenkung der Schiffe belehrte; mit Jurine, Brook, Taylor, den er, vielleicht durch frühere, von den Engländern erfahrne Zurücksetzungen gereizt, mit Anmaßung behandelte; mit Keil, welcher ihm dies vergalt, mit Pemberton, Robins, Graf Ricati, u. s. w. trugen größtentheils zu Vermehrung seines Ansehens bei. Die Theologen, welche in seinen Untersuchungen über die Verluste und Zunahme, die der Körper erfährt, Gefahren für die Lehre der Auferstehung des Leibes erspähten, bestritt er mit beißendem Nachdruck; doch wollte er seine Antwort nicht in die Samlung seiner Werke aufnehmen lassen [3]). Mit Eulern, seinem Schüler, den er hochschätzte, schien er mehr überein zu stimmen, als mit seinem Sohne Daniel. Die Lebhaftigkeit des Geistes und körperliche Kraft verließen ihn nicht bis an sein Ende, welches nach einer nicht gefährlich scheinenden Krankheit am 1. Januar 1748 erfolgte. Seine Gattin und sechs von neun Kindern überlebten ihn. Seine zahlreichen, auf 189 angegebenen Abhandlungen, welche vornämlich Leu Lex. anführt, und wovon viele in den actis erudit., dem Journal des savans (sçavants) und den mémoires de l' academie des sciences, in den miscellaneis Berolin., den commentariis acad. Petropol., u. s. w. abgedruckt sind, wurden unter seiner Leitung von dem genferschen Professor der Mathematik, Cramer, unter dem Titel: Joh. Bernoulli opera omnia, Lausannae et Genevae 1742 4. 4 vol. herausgegeben, und sind dem Könige von Preußen zugeeignet. Sein Briefwechsel mit Leibniz erschien unter dem Titel: Got. Gul. Leibnitii et Joh. Bernoulli commercium philosophicum et mathematicum. Laus. et Gen. 1745. 4. 2 vol. [4]).

Nicolaus B., ein Bruderssohn der beiden vorhergehenden (sein Vater, auch Nicolaus, war Mitglied des kleinen Rathes), wurde geboren den 10. Oct. 1687, und starb den 29. Nov. 1759, erhielt schon 1704 die Magister-Würde, und vertheidigte unter dem Vorsitze seines Oheims Jakob B. Thesen de seriebus infinitis earumque usu. Auch in seinem gelehrten Wirken trifft man, wie bei dem folgenden Nicolaus, auf den Wechsel und die Mannigfaltigkeit, welche man oft an Basler-Gelehrten, nach der damaligen Einrichtung jener Universität, bemerkt. Seine mathematischen Kentnisse erwarben ihm 1713 die Aufnahme in die Societät der Wissenschaften zu Berlin, 1714 in die zu London; 1724 in das Institut zu Bologna. 1716 wurde er, von Leibnitz empfohlen, als Professor der Mathematik nach Padua berufen. In seiner Abwesenheit ernante ihn die Universität Basel 1717 zum Doctor Juris. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1722 das Professorat der Logik, 1731 das des Codex und des Lehenrechtes, und wurde Capitular zu St. Peter. Vier Male bekleidete er das Rectorat. Seiner Ausgabe der ars conjectandi wurde oben erwähnt. Er löste verschiedene von den Aufgaben, welche sein Oheim Johann bekant gemacht hatte. Die Auflösung einer derselben enthält den Keim der Theorie der Bedingungen der Differential-Functionen. Seine von Leu und Holzhalb angegebenen, meistens mathematischen, auch juridischen und philosophischen Schriften sind theils einzeln, theils in den Mem. de l' acad. Roy. de Paris, dem Journ. des Sav., den philos. transact., dem Giorn. de Letter., den act. Lips., dem commerc. epist. Leibn. Bernoull. etc. abgedruckt.

Ein anderer Nicolaus, Johann B. ältester und Lieblingssohn, wurde geb. zu Basel 27. Jan. 1695. Die 10 ersten Jahre seines Lebens brachte er zu Gröningen mit seinem Vater zu. Als einen Beweis seines frühe reifenden Verstandes führt man an, daß er schon im 8. Jahre, neben dem Teutschen, Französisch, Holländisch und Latein gesprochen habe. 1708 kam er aus dem Gymnasium auf die Universität, im 16. Jahre wurde er Magister der Philosophie. Schon in diesem Alter war er der Gehilfe seines Vaters bei dessen weitläufigem Briefwechsel, und löste die schwierigsten mathematischen Probleme auf. Dabei betrieb er auch die Rechtswissenschaft, und wurde 1715 Licentiat. Auf seinen Reisen durch Italien und Frankreich schenkten ihm die gelehrten Männer der Zeit ihre Aufmerksamkeit. Eine plötzliche Krankheit, welche ihn zu Paris befiel, nöthigte ihn 1718 zur Rückkehr in sein Vaterland. Er brachte hierauf 2 Jahre bei einem venetianischen Adeligen, Vezzi, zu, um ihn in der Mathematik zu unterrichten. 1722 rief ihn sein Vater nach Hause. Durch das Loos von einem juridischen Lehrstuhle zu Basel ausgeschlossen, erhielt er denselben im folgenden Jahre zu Bern, und bekleidete diesen ungefähr 3 Jahre lang, bis er 1725 mit seinem Bruder Daniel als Professor der Mathematik nach Petersburg berufen wurde. Kaum hatte er 8 Monate mit Achtung und Beifall daselbst zugebracht, als ein schleichendes Fieber seinem Leben am 26. Jul. 1726 ein Ende machte. Die Kaiserin Katharina I. ließ ihn mit öffentlichen Ehrenbezeugungen beerdigen. Er war auch Mitglied des Institutes zu Bologna. Seine Lobrede befindet sich in den comment. acad. Petrop. T. II. Die mathematischen sind in den actis erudit., den comment. acad. Petrop. T. I., einige davon auch in den Werken seines Vaters enthalten. Juridische Abhandlungen erschienen besonders zu Basel [5]).

Daniel B., Johann B. zweiter Sohn, wurde zu Gröningen den 29. Jan. [6]) 1700 geboren. Auch seine erste Bestimmung war die Kaufmannschaft; aber auch ihm fehlte die Neigung zu derselben. Nun wurde er der Heilkunde bestimt. Aber neben derselben studirte er zugleich

3) In seinem scharfsinnigen Versuch, die Abnutzung der Theile des Körpers und die Abnahme des letztern durch das Verdunsten und andere Ausleerungen zu erklären, bringt er heraus, daß durch den beständigen Wechsel der Materie, der Mensch innerhalb eines Jahrs zwei Drittheile seines Körpers verliert, daß nach zehn Jahren nur noch der funfzigste Theil übrig ist, und daß ein Mensch, der 80 Jahr alt wird, sich in dieser Zeit 24 Mal erneuerte (de nutritione in opp. Lausan. 1742.). (*Sprengel.*)

4) Seine Lobrede wurde gegen die Gewohnheit in der Berliner Academie von dem Sekretär derselben öffentlich gehalten. Eine Lobrede auf ihn enthalten auch die mémoires der franz. Academie. D' Alambert machte mit einer solchen den ersten Versuch in diesem Fache. S. auch Helv. ber. Männer B. 11. S. 294. *Bossut* Athenae Rauricae, u. s. f.

5) Vgl. Leu. 6) Diese Angabe, so wie die frühern, sind bis auf das Jahr 1701 nach dem alten Style zu berechnen.

Physik und Mathematik, in welchen ihm sein Vater Unterricht ertheilte. Nachdem er 1716 Magister der Philosophie geworden war, studirte er 1718 zu Heidelberg unter Rebel, 1719 zu Strasburg, 1721 vornehmlich Anatomie und Chirurgie, und graduirte zu Basel als Med. Doctor. 1723 begab er sich nach Venedig, um sich bei Micheletti zu vervollkommnen, der ihn nicht nur in die Hospitäler, sondern auch in seiner Privat-Praxis mit sich führte. Micheletti war selbst Mathematiker. Dennoch fand der Schüler den Anlaß, seinen Lehrer in gelehrten Streitigkeiten mit andern italischen Mathematikern zu vertheidigen, und erwarb sich dadurch einen gelehrten Ruf (s. exercit. mathem.), und wurde 1724 in das Institut zu Bologna aufgenommen. 1725 erhielt er den von der franz. Akad. für die Auflösung der Aufgabe über die Verertigung der besten Sand-Seeuhren bestimmten Preis von 2500 Liv. Zu Padua, wohin er sich begeben hatte, um Morgagnis anatomischen Unterricht zu genießen, befiel ihn ein hitziges Fieber, über dessen Folgen er beinahe ein halbes Jahr verlor. Er war nicht älter als 24 Jahre, als ihm die Präsidentschaft der neuerrichteten Akademie zu Genua angetragen wurde. Er schlug dieselbe aus, nahm aber 1725 den Ruf zu einer Lehrstelle der höhern Mathematik auf 5 Jahre bei der Akademie zu Petersburg an. Nach diesem Zeitraume verlangte er, aus Rücksicht auf seine Gesundheit, die Entlassung. Aber Gehalts-Erhöhung, die Ernennung zum beständigen Mitgliede und Professor, und ein beigefügter lebenslänglicher Gehalt vermochten ihn, noch 3 Jahre zu bleiben. Neue Kränklichkeiten bestimten ihn 1733 zur Rückkehr, die er mit seinem Bruder Johann auf einer gefahrlichen Seereise, welche vielleicht, neben seiner Anstellung zu Petersburg, zur nachherigen gelehrten Entwickelung höherer nautischen Theorien beitrug, bis Danzig und nachher durch Holland und Frankreich bewerkstelligte. Er war bereits zu Basel zum Professor der Anatomie und Botanik erwählt. 1750 erhielt er den Lehrstuhl der Physik ohne die gewöhnliche Wahl und man verband mit demselben eine Lehrstelle der speculativen Philosophie, zu welcher ein Canonicat bei St. Peter hinzu kam. Seine ersten Untersuchungen waren auf die Grund-Principien der Mechanik gerichtet, von denen er strengere Demonstrationen zu geben versuchte, als die bisherigen. Mit Rücksicht auf seinen fortdauernden Gehalt eines außerordentlichen Professors zu Petersburg schrieb er von Zeit zu Zeit Abhandlungen, meistens mechanischen Inhalts, und theilte sie der kaiserlichen Akademie mit. Ausgebreitet war auch sein Briefwechsel mit den berühmtesten Mathematikern. Seine Abhandlung über die Hydrodynamik, oder über die Kraft und Bewegung flüssiger Körper beruht auf einem indirecten Princip. Diejenige über die Erhaltung der lebendigen Kräfte war die erste, welche über diesen wichtigen Gegenstand bekant gemacht wurde. Seine zahlreichen gelehrten Arbeiten, welche in den akademischen Samlungen von Petersburg, Berlin, Paris, den actis erudit., dem neuen hamburgischen Magazin, den actis helvetico-physico-medicis erschienen, beweisen seinen Scharfsinn und seine Arbeitsamkeit, und sind entweder gemeinnützigen, oder doch die Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Inhalts. Hieher gehören seine Untersuchungen über die Impfung, die Dauer der Ehen, über die Zeitbestimmung auf dem Meere, wenn der Horizont nicht sichtbar ist; über die Anwendung des Windes zur Bewegung großer Schiffe, und die Mittel seines Ersatzes; über das Schlingern und Stampfen (le roulis et le tangage) der Schiffe. Er behandelte nur zwei Gegenstände physischer Astronomie, denjenigen, über welchen er 1734 den Preis mit seinem Vater erhielt, und über die Ebbe und Fluth. Er theilte 1740 den Preis mit Euler, Maclaurin, und dem Verfasser einer vierten Abhandlung, der wie Johann Bernoulli 1734 von cartesischen Grundsätzen ausgegangen war. Daniel trat früh in die Grundsätze Newtons ein; vielleicht auch eine Ursache der Misstimmung seines Vaters, Newtons gelehrten Gegners. Mit Eulern hatte er eine Erörterung über die Schwingung der Saiten. Zu verschiedenen Malen beschäftigte er sich mit der Theorie des Schalles. Er legte eine sehr sinnreiche Erklärung der Hervorbringung harmonischer Töne vor. Doch Lagrange zeigte, daß sie nicht haltbar sey. Daniel B. besaß einen großen Scharfsinn. Er faßte mit Leichtigkeit die wesentlichen Punkte einer Untersuchung und Hypothesen auf, welche die Calculationen vereinfachen konten, ohne der Genauigkeit des Ergebnisses nachtheilig zu seyn. Er schien die langen Berechnungen zu scheuen, und in der Mathematik nur auf die Anwendung zu sehen, während daß man andern Mathematikern, wie z. B. Eulern, vorwarf, sie suchen bisweilen in der Physik nur den Anlaß, die reine Analyse verfolgen zu können. 1747 wurde er von der preußischen, 1748, an seines Vaters Stelle, von der französischen Akademie als auswärtiges Mitglied aufgenommen. Seinen Bruder Johann hatte er zum Nachfolger; und während des Zeitraumes von 1699 bis gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts findet man in dem eben nicht zahlreichen Verzeichnisse ihrer auswärtigen Mitglieder immer den Namen Bernoulli. 1750 wurde er in die kön. Societät zu London, und später noch von verschiedenen gelehrten Gesellschaften aufgenommen. Zehn Male gewann oder theilte er die Preise der französischen Akademie, zuletzt noch 1757. Zwei Male bekleidete er das Rectorat. 1754 erhielt er die Stelle eines Decans des petrinischen Kapitels zu Basel. Auch war er einer der sieben auswärtigen Gelehrten, welche die Kaiserin Katharina mit der goldenen Denkmünze auf ihren ersten Frieden mit den Türken beschenkte. Seine ruhige Überlegung und Klugheit bewahrten ihn vor Unannehmlichkeiten, in welche ausgezeichnete Männer sich oft verwickeln. 1733 wohnte er zu Paris, von Maupertuis eingeführt, mit seinem Bruder Johann derjenigen Sitzung bei, in welcher die Aufschriften und Devisen der eingekommenen Preisantworten verlesen wurden. Man zweifelte nicht an seiner Concurrenz; aber umsonst waren alle Blicke auf die beiden Brüder gerichtet, deren Benehmen die Forschenden nichts entdecken ließ. Seine Kräfte blieben ungeschwächt bis ins hohe Alter; doch erhielt er 1777, als Geist und Körper schwächer zu werden begannen, die Bewilligung, seinen Lehrstuhl durch den Sohn seines Bruders Johann, Daniel, M. D., besorgen zu lassen. Er starb den 17. März 1782. Sein Bedienter fand den ruhig Eingeschlafenen todt im Bette. Die Universität bedachte er noch in seinem Leben, und eben so durch seinen letzten

Willen durch bedeutende Geschenke. Man erzählt als Beweis seines schon frühen gelehrten Rufes: Auf dem Wege nach Strasburg sey er mit einem französischen Geometer Trant in einem Postwagen zusammen getroffen. Man sprach von der gemeinschaftlichen Wissenschaft, den Preisaufgaben, u. s. f. Als bei der Trennung der Franzose nach dem Namen des Reisegefährten fragte, der ihm so viel Vergnügen und Belehrung verschafft habe, und dieser antwortete: „Ich heiße Daniel Bernoulli," so rief jener aus: Dann nenne ich mich Isaac Newton! und Bernoulli mußte ihm beweisen, daß er wirklich der berühmte Mann sey. — Seine besonders herausgekommenen Schriften sind: D. B. dissert. inaugur. phys. med. de respiratione. Basil. 1721. 4. Er berechnet darin die Menge der Luft, welche bei jedem Einathmen in die Lunge eindringt. Haller machte sie aufs Neue bekant. Select. dissert. anatom. T. IV. — Positiones anatomico-botanicae, Basil. 1721. 4. Er bestreitet das Daseyn von Luftgefäßen in den Pflanzen. D. B. exercitationes quaedam mathematicae. Venet. 1724. 4. D. B. hydrodynamica, seu de viribus et motibus fluidorum commentarii, opus academicum ab auctore dum Petrop. degeret, congestum. Argentorati 1738. 4.; sein ausgedehntestes Werk. In Bruckner's Versuch der Landschaft Basel, St. XIII. findet sich dimensio montis altioris ope barometri, cet. [7]).

Johann B., der beiden vorhergehenden jüngster Bruder, wurde zu Basel den 18. Mai 1710 geboren, schon 1721 zu den öffentlichen Vorlesungen an der Universität zugelassen, 1724 zugleich mit L. Euler zum Magister der Philosophie erklärt, nachdem er vorher sich zu Vevais aufgehalten hatte, um die französische Sprache zu erlernen. Auch er betrieb neben der Mathematik die Rechtswissenschaft, und graduirte in derselben 1732. In eben diesem Jahre reiste er zu seinem Bruder nach Petersburg, nahm aber eine ihm angetragene Stelle bei der Akademie nicht an, sondern kehrte 1733 mit seinem Bruder wieder nach Hause zurück. Zwei Mal war ihm das Loos ungünstig gewesen; aber 1743 erhielt er die Professur der Eloquenz, und in seiner Antrittsrede vertheidigte er das Loos, welches ihm endlich günstig geworden war. 1736 begleitete er den Markgrafen, von Baden nach dessen Begehren auf einer Reise durch seine Lande, und in die Bäder von Langen-Steinbach. 1737 erhielt er von der Regirung zu Bern bei der Bewerbung um die mathematische und philosophische Lehrstelle zu Lausanne eine goldene Denkmünze. Mit Maupertuis besuchte er 1739 die Marquise von Chatelet zu Cirey, wo er sich einige Zeit aufhielt. 1744 beobachtete er mit eben demselben die Belagerung von Freyburg. Bei dem Tode seines Vaters bewarb er sich nicht um sein Professorat; und als dasselbe durch das Loos dem M. D. Jakob Christoph Ramspeck zufiel, wünschte dieser selbst, die Stelle mit der seinigen zu vertauschen. Der große Rath genehmigte dies, und bewilligte Joh. B. auch die außerordentliche Zulage, welche sein Vater genossen hatte. Er starb den 17. Juli 1790. Der Kraft seines Geistes entsprach sein schwächlicher Körper nicht; dieser nöthigte ihn, stärkere Anstrengungen zu vermeiden. Eine gewisse Schüchternheit und den Mangel an Zuversicht legte er nie ganz ab. Doch die Verhältnisse seines Vaters und Bruders brachten ihn mit Maupertuis, la Condamine, der Frau von Chatelet, u. a. m. in Verbindung; und der erste starb 1759 in seinem Hause. Dem angenommenen Charakter gemäß war sein Briefwechsel weit freier und lebhafter, als seine mündliche Unterhaltung. In lateinischer und französischer Sprache schrieb er mit vieler Leichtigkeit, und fertiger, als in der teutschen. — Die Stelle eines ordentlichen Mitgliedes und das Sekretariat der Akademie zu Berlin schlug er aus, wurde aber 1747 in dieselbe als auswärtiges Mitglied, 1755 in die zu Nancy, 1782 in die zu Paris aufgenommen. Er erhielt verschiedene Preise der Akademie zu Paris, 1736 über die Fortpflanzung des Lichtes, 1737 mit seinem Bruder Daniel über die schicklichste Gestalt der Anker, ihre Verfertigung und Probe, 1741 den vierten Theil des doppelten Preises für die Untersuchung des Schiffshaspels (cabestan) oder der Schiffswinde; 1746 den dritten Theil eines dreifachen Preises über die Natur und Eigenschaften des Magnetes. Diese Abhandlung gab er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Daniel heraus. Er hatte sich den 19. Febr. 1744 mit Susanna König verheirathet, und fünf Söhne erzeugt. — S. L. Meister's Helv. ber. Männer Th. II. p. 302.

Johann B., J. U. L., des vorhergehenden ältester Sohn, geb. zu Basel den 4. Nov. 1744., betrat, obgleich er sich in die juristische Facultät aufnehmen ließ, und 1763 für den Doctor-Grad, den er aber nachher nicht annahm, disputirte, auch die angeerbte Laufbahn der Mathematik und Physik, und gelangte nicht weniger frühzeitig zu akademischen Auszeichnungen. Bei der Erlangung des Magisteriums der Philosophie 1757 hielt er einen Vortrag de historia inoculationis variolarum. An ihm und zweien seiner Brüder war bereits der Versuch gemacht worden. 1758 wurde er Doctor der Philosophie; und Friedrich II. berief 1763 den 19jährigen Jüngling als Astronomen an die Akademie zu Berlin. 1767 wurde ihm die Besorgung des neuen Observatorium aufgetragen. Eine Krankheit, die man der allzu frühen Bewohnung der neuen Zimmer zuschrieb, hatte zum Behufe seiner Herstellung eine ausgedehnte Reise durch Teutschland, die Niederlande, England, Frankreich und in die Schweiz zur Folge. Zu Basel verheirathete er sich. Spätere Kränklichkeiten und hypochondrische Anfälle bewogen den König, ihm einen neuen Urlaub zu gestatten, den er zu einer Reise durch die Schweiz, Frankreich und Italien anwandte. Diese Reisen waren mit mathematischen und physischen Beschäftigungen verbunden. Später bereisete er die preußischen Provinzen, besuchte Petersburg, Warschau, u. s. f. Er wurde zum Director der mathematischen Klasse der Akademie ernant, und starb den 13. Juli 1807. Er war auch Mitglied der Akademie von

7) Vgl. L. Meister's Helv. ber. Männer, Th. I. S. 246. Biogr. univ.; über seine Schriften Lex, Holzhalb, Meusel, Athenae raur. — Condorcet entwickelte in seiner Lobrede den Charakter seiner Arbeiten und seines Ideenganges Eloges par Condorcet. Paris 1784. Teutsch von Dan. Bernoulli dem Jüngern, Basel 1787. 8. Vita a Dan. Bernoullio. defuncti ex fratre Johanne nep. Basil. 1783. 4.

Petersburg und Stockholm, der königl. Societät zu London, des Instituts zu Bologna, u. s. f. Von seinen zahlreichen Schriften werden neben den oben angeführten des 13jährigen Magisters in epist. lat. erudit. ad celeb. Hallerum miss. P. IV. noch folgende bemerkt. Recueil pour les astronomes. Berlin 1772—76. 3 vol. 8. Lettres sur différents sujets écrites pendant le cours d'un voyage par l'Allemagne, la Suisse, la France merid. et l' Italie. Berl. 1777—79. 3 vol. Zusätze zu den neuesten Reisebeschreibungen von Italien, u. s. f. Nebst neuen Nachrichten von Sardinien, Malta, Sizilien und Groß-Griechenland. Leipzig 1777 u. 78. 2 vol. 8. Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Curland, Rußland und Polen. Leipz. 1779. 8. Lettres astronomiques, Berl. 1771. 8. Sammlung kurzer Reisebeschreibungen, 12 Jahrgänge. Dessau 1782. 8. Berlin 1783, u. s. f. Archiv zur neuern Geschichte, Geographie, Natur- und Menschenkenntniß, 8 Th. 1783—88. Mit Hindenburg gab er 3 Jahrgänge des Magazins für die mathematischen Wissenschaften heraus. Die Mem. der Akad. von Berlin und die astronomischen Ephemeriden enthalten viele seiner Arbeiten. Er gab zu Berlin unter dem Titel Descript. hist. et géograph. de l' Inde, Berl. 1786. 4. 3 vol. die Werke Tiefenthaler's, Anquetils du Perron und J. Russels mit Anmerkungen und Zusätzen heraus.

Jakob B., des vorhergehenden jüngster Bruder, zu Basel geb. den 17. Oct. 1759, war der Schüler seines Oheims Daniel, obgleich er nach seinen philosophischen und mathematischen Studien sich der Rechtswissenschaft gewidmet hatte. Drei Male war ihm das Loos in der Bewerbung um die ganz ungleichen Lehrstühle des Codex und Lehenrechtes 1779, der Rhetorik 1780, der Physik 1782 ungünstig gewesen. Nun erhielt er eine Anstellung als Sekretär bei dem kaiserlichen Gesandten Grafen von Breuner am Turiner Hofe, den er auch nach Venedig begleitete. Nach verschiedenen Reisen und Abänderungen erhielt er endlich zu Petersburg eine mathematische Lehrstelle, und verheirathete sich mit einer Enkelin Eulers; aber er fand am 3. Juli 1789, indem er in der Newa sich badete, wie man dafür hielt durch einen Schlagfluß, seinen Tod. Er war Mitglied der Akademie von Petersburg, der naturforschenden Gesellschaft zu Basel, und Korrespondent der königl. Societät zu Turin. Seine Abhandlungen in den nov. act. academ. Petrop. beweisen, daß er seinem Oheime Daniel nachstrebte. Es sind auch juridische und rhetorische Abhandlungen von ihm, aus Veranlassung der Bewerbung um jene Lehrstühle, vorhanden. — Man vgl., insbesondere auch über einige der letztern von diesem Gelehrten, Athenae Rauricae. Bas. 1778. und ihren Nachtrag über die auswärts angestellten Basler adumbratio Erudit. Basil. cet. Basil. 1780., Meusel, u. s. f. (*Meyer v. Knonau.*)

Bernsbach, s. Beyerfeld.

BERNSDORF, Rittergut im Budissiner Kreise des königl. sächs. Theils der Oberlausitz, hat seit 1793 einen Hohhofen mit Eisenhammer, wo besonders Röhren zu Wasserleitungen gefertigt werden. Der Eisenstein kommt aus der Gegend von Camenz, gibt aber eine spröde Masse, die sich nicht gut zu Stangeneisen verarbeiten läßt. (*Engelhardt.*)

BERNSTADT, oder auch Bernstädtel, im Budissiner Distrikte der königl. sächs. Oberlausitz, die Hauptstadt des, dem Kloster Marienstern gehörigen Eigenschen Kreises, liegt zwischen Zittau und Görlitz auf einem Bergabhange an der Pließnitz, und hat 306 H. mit 1660 Einw., die sich meist von Ackerbau, Brauerei, Lein- und Tuchweberei nähren. Die hiesigen schwarzen und grünen Tuche sind besonders beliebt, und man pflegte sonst sprichwörtlich zu sagen: daß ohne Bernstädter Tuch keine Hochzeit, keine Communion und kein Begräbniß vollbracht werden könne; auch gibt es hier eine Wachsdruckerei. Das hiesige Klosteramt, zu welchem 8 Dörfer gehören, nent sich die Kloster Marienstern'schen Gerichte auf dem Eigen. Das mit der Stadt gränzende D. Altbernsdorf bildet eine Art Vorstadt der letztern. (*Engelhardt.*)

BERNSTADT, Stadt an der Weide im Fürstenthum Ols, in dem Breslauer Reg.-Bez. der Prov. Schlesien, mit 1 Schlosse, 2 Kirchen, 337 Häus. und 2000 Einw., unter welchen sich 130 Tuchmacher befinden. (*H.*)

BERNSTATT, Pfarrdorf im Donaukreis des Königreichs Wirtemberg, O.-Amts Ulm, und vormals Ulmisch, mit 665 evangel. Einw. In dem Ort befinden sich 2 sogenante (Patricier-) Schlösser und die Ruinen einer Burg. Bis in das 15. Jahrh. war hier eine adelige Familie v. Bernstatt ansässig und begütert. An Wirtemberg kam der Ort mit Ulm. Im J. 1689 wurde Bernstatt von dem berüchtigten General Melac eingeäschert. (*Memminger.*)

BERNSTEIN (Agtstein, gelber Ambra), succinum, carabe, electrum, chryselectrum, ambre jaune, ein eigener Naturkörper, den man sonst für ein Mineral hielt, und im Systeme selbst zunächst dem Honigsteine stellte, bis Dav. Brewster (i. d. Phil. Trans. for 1819, vergl. Gilbert's Ann. d. Ph. 1820. V. 2c.) und A. J. Schweigger (i. seinen Beobachtung. auf naturhistor. Reisen. Berl. 1819. 4.) dessen schon früher geahnete vegetabilische Natur bestätigten, und unwidersprechlich lehrten, daß er ein verhärteter Pflanzensaft, oder ein Baumbarz sey, das sich aber durch Schwefelsäurezusatz von andern Pflanzenharzen unterscheide, und eine eigne Säure bilde, (s. Bernsteinsäure).

Der Bernstein gehört unter die ältesten organischen Verwesungsprodukte im Meere aufgeschwemten Landes. Nach Schweigger soll der Bernsteinbaum einem Harzbaume ähnlich gewesen, und vor dessen Versenkung in die Erde der meiste Bernstein ausgeflossen seyn. Der Baum war keine Palme, sondern gehörte unter die Dicotyledonen. Wahrscheinlich ist er eine durch Wasserüberschwemmungen untergegangene, und ganz ausgestorbene Pflanzenspecies aus der Familie der Coniferen, (wovon sich Überreste noch nebst Bernsteinstückchen in einem thonigen Erdreiche zu Trachanières in der niederländ. Prov. Hennegau finden), weil auch die im Bernstein eingeschlossenen Insekten unbekante, und vermuthlich ausgestorbene Thiere sind, z. B. die Spinne in Gestalt einer Ameise 2c.

Daß zur Zeit der Bernsteinbildung ein warmes Klima in Preußen war, dafür sprechen sichere Beispiele südlicher Bildungen im dortigen Bernsteine, namentlich der Scorpion, die Ameise mit dem auffallend dicken Kopfe, das rhomboidale Blatt und die Nuß.

Am häufigsten komt er in Preussen zwischen Palmeiken und Dirschkeim vor, zugleich mit Vitriol, womit das Holz überzogen ist, und an der Luft in Staub zerfällt; bei Rauschen und Nantau wird er jetzt gegraben; die gelben Streifen von Eisenoxyd längs den Ufern geben den Gräbern die Anzeigen der Bernsteinlager. Die Erde, worin er bei Nantau liegt, ist gelblichgrau, wenig abfärbend, glanzlos, undurchsichtig, staubartig, mit wenigen kleinen Braunkohlentrümmern und mit Kieselsand vermengt, hin und wieder schimmernd von kleinen, ganz klaren, ungefärbten, fast krystallinischen, nicht magnetischen Plättchen. Hundert Theile ausgewaschener Erde gaben Hagen 85 Kieselerde, 7 Alaunerde, 5, 75 Eisenoxyd, 1, 25 Wasser und 1 Verlust, wozu bei der unausgewaschenen noch 0, 8 schwefels. Eisen kamen.

Außer Preußen findet sich der Bernstein, als Fossil (Succinum fossile), in Frankreich, in den Niederlanden, in der grönländischen Braunkohle, in Schweden, in Sibirien im Thone auf Lagern von bituminösem Holze, in Italien, Sicilien, Spanien, in der Provinz Hainaut und in Gallicien, nesterweise im Sandsteine ohne eine Spur von Kohle.

Der Seebernstein (Succinum haustile) wird sehr häufig von der Ostsee und dem kurischen Haff ausgeworfen, und in Preussen, Pommern, Polen ꝛc. mit kleinen Netzen aufgefischt. Beide Bernsteinarten unterscheiden sich nicht wesentlich.

Aller Bernstein ist eine feste, harte, wie vorzüglich der fossile, mehr oder weniger durchscheinende, oder durchsichtige, zerbrechliche, auf dem glatten oder flach muschligen Bruche glasartig glänzende, 1,065 — 070 spec. schwere, fast geschmacklose Substanz in verschiedenen Farbenabstufungen, vom Weiß- oder Citronengelb bis zum Röthlichgelb, ja Braunschwarzen, wie eine neue, die Verwandtschaft zwischen Bernstein und Erdpech bildende Art auf Sicilien. Er komt in größern oder kleinern Stücken, oder in Körnern vor, läßt sich spänen, oder abdreben, und erhält durch Reiben Harzelektrizität. In erhitztem Öle erweicht er sich bis zum Biegen, schmilzt nicht so leicht in der Hitze wie andere Harze, und wird bei seinem Schmelzpunkte schon einigermaßen zersetzt. Hinlänglich erhitzt entzündet er sich, brennt mit gelblich blaugrüner Farbe und dichtem Rauche, und riecht in der Entfernung angenehm gewürzhaft. — Er ist in Wasser eben so wenig, als in Steinöl, und nur zum kleinsten Theil in erhitztem Alcohol, (mehr davon, wenn sein Pulver lange an der Luft gelegen hat), aber fast ganz in Kalilauge zu einer mit Wasser und Weingeist mischbaren Flüssigkeit auflöslich, in Äther- und Fettöle erst dann, nachdem er durch Erhitzung chemisch verändert ist, denn er enthält einen Stoff, welcher für sich in Äthersle sich nicht auflöst. Ein Theil davon erhitzt sich mit 3 rauch. Salpetersäure heftig, wird erst zu einer leichten, dunkelgelben, wie Moschus riechenden Harzmasse (Kunstmoschus), und löst sich dann auf. Mit Vitriolöl gibt er eine schwarze harzige Substanz, die, nach Hatchett, vielen Kunstgerbestoff enthält. Mittelst verdünten Vitriolöls läßt sich aus dem bräunlich gerösteten Bernsteine vortheilhaft die Bernsteinsäure destilliren. Das rückständige Harz taugt zu Bernsteinfirnissen. — Bei der trocknen Destillation schmilzt er, wird braun, schwillt auf, entwickelt kohlens. und Kohlenwasserstoffgas, ferner zuerst Wasser mit Essigsäure (Spiritus succini), sich sublimirende Bernsteinsäure, und ein blasses dünnes, später ein braunes dickes brenzliches Öl (Oleum succini), und es bleibt eine harzige, leichter, als der Bernstein, in Weingeist und Ölen lösliche Materie (Colophonium succini) zurück, bei deren weiterer Erhitzung unter lebhaftem Kochen, aber ohne Aufschwellen, noch etwas braunes liquides Öl übergeht; der Rückstand wird fest und kohlig, und sublimirt zuletzt in gelben Dämpfen den Bernsteincampher (s. unten), unter Entwikelung von Kohlensäure, Kohlenwasserstoffgas und wenigem Wasser. Hundert Theile Bernstein liefern nach J. C. Vogel 12, 2 kohlige Masse, und hieraus 0,54 Bernsteincampher. Erstere ist schwierig einzuäschern, und hinterläßt eine erdige Asche. Drapiez fand in 100 Theilen des Trachanièreschen Bernsteins 1,40 nach Gewicht gasförmiger Flüssigkeit, 4,65 Bernsteinsäure, 1,15 Essigsäure, 16,50 flüss. Öl, 24,00 zähes Öl, 7,50 festes Öl, 3,20 vom Äther aufgelöstes Öl, 30,50 kohligen Rückstand, und 2,10 Verlust; an Elementarstoffen aber 80,59 Kohlenstoff, 7,31 Wasserstoff, 6,73 Sauerstoff, 1,64 Kalk, 1,10 Alaunerde, und 0,63 Kieselerde. (Vergl. John's Naturgesch. des Succin. Köln, 1816. in 2 Tblen. Drapiez i. d. Ann. gener. des sc. ph. Brüssel 1819. und A. F. Schweigger a. a. O. im Anhange).

Nach der Güte des Bernsteins kommen folgende Sorten im Handel vor: 1) Sortimentstücke zu Schmuck und mancherlei Kunstsachen, vollkommen durchsichtig, dicht, und 10, 12 u. m. Loth schwer; 2) Tonnensteine, die weder ganz hart sind, noch gepulvert sich gut sieben lassen. Man wendet sie gepulvert zu Wundbalsamen, angezündet zum Räuchern und zu trocknen Dampfbädern, als Nebenmittel in hysterischen Beschwerden, gegen Hüft- und Wadenschmerz von anhaltendem Erbrechen, und auch da an, wo die äußerliche sogen. austrocknende Heilungsmethode angezeigt ist, ferner zur Zertheilung von Wassergeschwülsten, gegen rheumatische und andere Schmerzen, gegen Uterin- u. a. Krämpfe, gegen Erschlaffung und Schwäche der weibl. Geburtstheile und daher rührenden weißen Fluß, bei Senkung des Uterus, anfangendem Mutter- und Scheidenvorfalle, bei paralytischen Beschwerden in der Abachitis ꝛc., zum Einathmen in der Schleimschwindsucht ꝛc. Sonst gab man den Bernstein auch innerlich zu 1 Dr. in Pulver bei der Leucorrhoe, bei Hysterismus, beim Nachtripper ꝛc. Das Bernsteinharz aus den Tonnensteinen dient jetzt blos zum grünen Siegellack, zu Papiermaché, Goldlack und zum Einbalsamiren der Leichen; 3) die Firnißsteine zu Bernsteinfirnissen, Siegel- u. a. Lacken ꝛc. sind sehr rein und fest, und lassen sich gut pulvern; 4) die Sandsteine, welche klein, unrein, undurchsichtig und durchlöchert ausfallen, gehören, wie 5) der Schlick, d. h. größere, blätterige und unreine Stücke, zu den schlechtern Sorten; etwas besser ist 6) der Abhäusel (Sandgut, Drechselspäne), oder der Ab-

fall bei den Dreharbeiten, woraus im Großen das Bernsteinsalz destillirt wird.

Unter dem Namen amerik. Bernstein komt ein Kunstmengsel mit Gummi Look verfälscht vor, das aber nicht elektrisch ist, und sich von dem echten sehr deutlich unterscheidet. Auch die übrigen künstlichen Bernsteine zeigen nichts Elektrisches, und lassen sich, das gefärbte Glas ausgenommen, welches immer unaufgelöst bleibt, im heißen Wasser bald auflösen. — Dies gilt auch von dem rothen Arsenikschwefel, womit der Bernstein erst jüngst verwechselt worden seyn soll. (*Th. Schreger.*)

BERNSTEIN (Mineralog.). Schon in den ältesten Zeiten war der Bernstein den Völkern der alten Welt bekant*), da Homer schon ihn rühmend erwähnt; die Phönizier fuhren an die preuß. Küste, um ihn einzuhandeln, und später eröfneten die Römer einen Landweg dahin, wahrscheinlich durch Schlesien, um dieses geschätzte Fossil zu erhalten, welches sich nur sparsam in Italien, Sizilien und einigen andern Gegenden fand. Weil es in so alten Zeiten erwähnt wurde, aus so unbekanten Gegenden kam, und im Orient zu heiligem Gebrauch diente, wurde von den spätern Schriftstellern, besonders von Plinius, Wahrheit und Fabel auf sonderbare Weise zusammen verbunden.

Electrum, ἤλεκτρον, war der gewöhnliche und eigentliche Name des Fossils, welches Homer nicht blos als rohes Naturprodukt, sondern schon in Kunstwerken verarbeitet, kent; und welches, wenn auch kostbarer als Gold, ihm nichts neu Verbreitetes, nichts Ungewöhnliches war. Der Name selbst beweiset, daß er durch die Phönizier zu den Hellenen kam, denn Jik oder Fleck bedeutet im Arabischen: Harz, Feuchtigkeit durch die Sonne aus den Bäumen entwickelt. Wahrscheinlich erhielten die Griechen sogleich mit dem Steine die Fabel, daß die in Pappeln verwandelten Schwestern des Phaethon am Eridanus, von dem in der Nacht nördlich herumschiffenden Sonnengott erwärmt, den Bernstein ausschwitzten und ins Meer tröpfelten.

Daß man den Bernstein schon in sehr alten Zeiten aus Preußen holte, leidet keinen Zweifel; Diodor sagt: über Gallien liegt Scythien, und diesem gegenüber liegt im Ocean eine Insel Basilia, an welche die Stürme sehr viel Electron anspülen, sonst wird es nirgends gefunden; Tacitus erwähnt: rechts am suevischen Meere wohnen Völker, welche die Gebräuche und das Ansehn der Sueven haben, aber mehr die britische Sprache reden, sie sind auch mit dem Meere bekant und von allen die einzigen, welche das Succinum, das sie Glessum nennen, in den Wellen suchen und an dem Ufer auflesen; Plinius erzählt: man weiß gewiß, daß sich das Electrum auf den Inseln des nordischen Oceans erzeugt und von den Germanen Glessum genant wird, daher nennen unsere Landsleute eine dieser Inseln Glessaria, die von den Einwohnern Austracia genant wird; 600,000 Schritt von Carnum in Pannonien (Nieder-Östreich) liegt die germanische Küste, von der das Succinum zu uns gebracht wird, erst neuerlich ist sie ganz bekant worden. Julianus, der dem Kaiser Nero ein Gladiatorenspiel besorgen sollte, schickte einen römischen Ritter dahin, der Succinum anschaffen sollte, dieser hat sie gesehen, sich mit dem Handel bekant gemacht und die Gegend bereist, auch Succinum in solcher Menge mitgebracht, daß man in den Netzen, welche das Podium wider die reißenden Thiere schützt, die Knoten damit schmückte, Waffen, Todtenbahren, kurz die ganzen Geräthschaften, die gebraucht wurden, waren damit ausgelegt; das größte Stück, das er mitbrachte, wog 13 Pfund.

Über den Ursprung des Bernsteins war man auch in den ältesten Zeiten nicht einig; Plinius führt an, daß Philemon denselben zu den Fossilien, nicht zu den Harzen rechne; Tacitus (de morib. german.) sagt: durch welche Verhältnisse und auf welche Art sich der Bernstein erzeuge, ist nicht bekant; lange lag er unter den andern Auswürfen unbenutzt, bis der Luxus ihm einen Namen gab; daß er ein Baumharz sey, gehe daraus hervor, daß er sowol kriechende als fliegende Insekten oft eingeschlossen enthält, diese wurden eingeschlossen, indem die flüssige Materie sie umgab und erhärtete; ich halte daher dafür, daß so wie die Gewächse des Orients Weihrauch und Balsam ausschwitzen, es auch im Occident Länder gibt, die üppige Haine und Wälder haben, wo die Materien, welche die Strahlen der Sonne erreichen und ausfließen lassen, in das nahe Meer fallen und durch Stürme an das entgegengesetzte Ufer angespült werden.

Die Anwendung des Bernsteins war vorzüglich zum Schmuck; schon die griechischen Frauen zur Zeit des trojanischen Krieges trugen Hals- und Armbänder von Electrum und Gold, häufig diente es zu eingelegten Arbeiten. Seine elektrische Eigenschaft kante man schon in den ältesten Zeiten, von ihm stamt auch der Name der Elektrizität her; auch verstand man ihn verschieden zu färben, zur Räucherung diente er den Griechen weniger als den asiatischen Völkern. Man unterschied (nach Philemon) 2 Arten; das weiße und hellgelbe hieß Electrum, das feuergelbe Subalternicum, auch wol Chryselectrum; doch hatten außerdem die verschiedenen Farben-Nüancen verschiedne Namen, der Bernstein mit eingeschlossenen Insekten hieß Myrmecites und Lantharias.

Dem Succino oder Electro verwandt war das ἀργεκορον, Lyncurion, welches aus dem Urin eines wilden Thieres entstehen sollte; man kann hierunter zwar, wie gewöhnlich geglaubt wird, wol Bernstein und ähnliche Körper mit begriffen haben, doch ist es wahrscheinlich, daß man hierunter den Körper verstand, den man jetzt Dassipiß nent, und der von einem kleinen dachsähnlichen Thiere herkomt.

Der Bernstein ist (weiß?)**), gelb, roth, stark fettglänzend und muschlig im Bruche, hat einfache Strahlenbrechung, ist weich, spröde, leicht zerspringbar, sein specif. Gew. ist = 1,07, schmelzt sehr leicht, indem er einen angenehmen Geruch verbreitet, und verbrent mit gelber

*) Über das Alter des Elektron s. J. H. Voß Programm üb. ältere Weltkunde in der Jen. Allg. Lit.-Zeit. 1804. S. XXXI — XXXIV. Nicklef üb. d. Elektriden. Osterd. 1820. 8. (*Th. Schreger.*)

**) Die Sage von vorgefundenem weißen Bernstein hat neuerlich Hagen völlig widerlegt. Das in England entdeckte elastische Harz gab John irrig für Bernstein aus.

Flamme, indem er einen kohligen Rückstand läßt. Alkohol löst ihn auf, auch verbindet er sich mit Öl. In starker Hitze gibt er eine eigenthümliche Säure, die Bernsteinsäure. Nach der neuesten Analyse von Drapiez (Schweigger's Journ. Bd. 30. S. 114.) wurde ein Bernstein aus der niederländ. Prov. Hennegau zerlegt in:

1,40	gasförmige Flüssigkeit
4,65	Bernsteinsäure
1,15	Eßigsäure
16,50	flüssiges Öl
24,0	zähes Öl
7,50	festes Öl
3,20	in Äther aufgelöstes Öl
39,50	kohligen Rückstand
2,10	Verlust
10,00	

oder, auf die letzten Elemente reduzirt:

80,59	Kohlenstoff
7,31	Wasserstoff
6,73	Sauerstoff
1,54	Kalkerde
1,10	Thonerde
0,63	Kieselerde
2,10	Verlust
10,00	

Es ergibt sich schon aus den gedachten Eigenschaften und dieser Analyse, daß der Bernstein gleichsam eine zweideutige Rolle im Mineralreiche spielt. Meist setzen ihn die Mineralogen in die Klasse der brennlichen Fossilien.

Der Bernstein ist gar kein seltenes Fossil, er findet sich vielmehr an vielen Orten, aber nirgends so reichlich, in so großen und schönen Stücken, als an der Küste der Nordsee, wo er theils vom Meere, besonders nach Orkanen ausgeworfen, theils aus demselben gefischt, theils aus dem Sande gegraben wird, wo er häufig in Gesellschaft mit bituminösem Holze erscheint. Der meiste wird in der Gegend von Danzig und Königsberg gewonnen; es scheint, daß, obwol seit mehren 1000 Jahren in diesem Distrikte eine unendliche Masse dieses Fossils gefunden ist, doch dasselbe nicht merklich abgenommen habe, daher müssen die Niederlagen davon wirklich außerordentlich groß seyn. Aber auch mehr Landeinwärts findet er sich im Sande, so in Curland und in den Marken. Nach Schindler trift man ihn in einem Sandmergel in den Karpathen, in Galizien komt er in Sandstein vor; sehr schön kent man ihn von Sicilien, auch von Ober-Italien. Er scheint der Braunkohlen-Formation eigenthümlich, komt aber hier mit einem andern, ihm höchst ähnlichen Fossile, dem Retinit, vor, die beide sehr genau zusammenzuhängen scheinen, und so findet man ihn nicht selten im Thüringschen, im Mansfeldischen, in Frankreich bei Soissons, St. Quintin und vielen Punkten, so wie in mehren andern Ländern; der oben erwähnte aus dem Hennegau in den Niederlanden liegt in einer Thonschicht.

Der Bernstein enthält zuweilen verschiedene Gegenstände, auch Insekten eingeschlossen, welche nach den Untersuchungen von Germar***) und Schweigger****) von den jetzt vorhandenen Arten abweichen, letztrer fand die Insekten meist in einer so natürlichen Stellung, als wären sie im Wasser gestorben, daher er meint, daß es scheine, das Bernsteinharz wäre wasserdünn gewesen, so flüssig als natürlicher Balsam.

Der Bernstein dient theils zum Schmuck und zur Verzierung, theils zur Räucherung, weshalb er viel in den Orient geht, theils zur Bereitung der Lackfirnisse, wozu er entweder mit Öl oder mit Alkohol bereitet wird. Bernsteinöl und Bernsteinsalz hat keinen ausgebreiteten Gebrauch.

In den Braunkohlen kommen Fossilien vor, die sich unmittelbar an den Bernstein reihen, und mit diesem innigst so zusammenhängen, daß eine scharfe Trennung, in Gattungen wenigstens, kaum möglich seyn dürfte. Hieher gehört der Retinit und die Bernerde.

Der Retinit, Retinasphalt, erscheint gelb bis röthlichbraun, theils derb, wo er unmittelbar in Bernstein übergeht, theils mehr oder weniger erdig; häufig ist der Kern fest, dessen Umgebung erdig, hienach ist auch der Glanz verschieden, indem die erdigen Theile matt, die festen fettglänzend sind, eben so auch der Bruch, Härte, Durchsichtigkeit. Es schmilzt leicht und verbrennt mit einem nicht unangenehmen Geruch.

Hatchett machte zuerst auf dieses Fossil aufmerksam, welchem er auch den Namen gab; er analysirte das aus den Kohlen von Bovey in Devonshire und fand:

55	Resine
41	Asphalt
3	erdigen Rückstand
1	Verlust
100	

Später analysirte Bucholz Retinit aus der Gegend von Halle, und neuerlich Klaproth ein ähnliches Fossil aus dem Braunkohlenlager von Kamensk in Sibirien, aber alle diese Analysen stimmen nicht zusammen. Der Weingeist löst ein unverändertes vegetabilisches Harz daraus auf, läßt ein Erdharz zurück, gibt aber keine Bernsteinsäure.

Es findet sich dieses Fossil häufig in den Braunkohlen, wo es kleine Nester bildet, zuweilen ist es auch in Schwefelkiesknollen eingeschlossen.

Unterschieden von diesem, aber nahe mit ihm zusammenhängend, erscheint der erdige Retinit oder die Bernerde. Sie besteht aus lichtgelblichbraunen feinerdigen Theilen, die ganz einer lichtgelblichen Braunkohle ähnlich sind, so, daß man sie durch das Ansehn oft kaum unterscheiden kann, aber schon zwischen den Fingern gerieben, gibt die Erde einen angenehmen Geruch, am Lichte schmilzt sie wie Harz, und verbrennt unter einem dem Bernsteine ähnlichen Geruch. Sie bildet kleine Lager in den Braunkohlenflötzen, wie bei Ober-Wöllstädt in der Wetterau, bei Kelbra im Mansfeldischen und an mehren Orten. Neuerlich hat man auch in der Gegend von Ösnabrück ein großes Torflager gefunden, welches durchaus mit diesem Fossil imprägnirt ist, und einen wohlriechenden Torf enthält.

Der Bernstein, Retinit, und die Bernerde, möchten mit einander nahe verwandt seyn, und mineralogisch wol nur Eine Gattung bilden, wenn sie auch chemisch Verschie-

) Magaz. der Entomologie 1. Bd. *) naturhistor. Beobacht.

denheiten zeigen, und in dieser Hinsicht nicht blos 3, sondern wahrscheinlich noch mehre Gattungen darstellen dürften.

Daß die Bernerde nicht ein mechanisch eingemengtes und dann verändertes Baumharz sey, macht sein ganzes Vorkommen höchst wahrscheinlich; was den Retinit betrift, so spricht sein Vorkommen auch wenig dafür, und Unterzeichneter hat in den unweit Halle eröfneten Braunkohlengruben Gelegenheit gehabt, mehre Beobachtungen zu machen, die es höchst wahrscheinlich machten, daß der Retinit daselbst eine neuere chemische Bildung, wahrscheinlich durch Zersetzung von Pflanzenfasern sey, aber in denselben Gruben kam auch Retinit vor, der ungemein dem Bernstein ähnlich war, wenigstens einen unmittelbaren Übergang in denselben machte. Wenn wir nun Bernstein in Flözen von Sand, Sandstein, Mergel, Thon vorkommen sehen, ohne stets Holz bei ihm zu finden, so sollte man fast glauben, daß auch der Bernstein nicht ein mechanisch eingemengtes Baumharz, sondern eine chemische Bildung wäre, wofür auch noch das sonderbare Faktum spricht, daß das Meer an derselben Stelle immer gleich viel Bernstein auswirft, da man doch meinen sollte, daß der vorhandene Vorrath abnehmen würde, und man wirklich über die ungeheure Produktion des Harzes in frühern Zeiten erstaunen muß, da wir etwas ähnliches gegenwärtig wol kaum aufzuweisen haben. Auf der andern Seite ist es nicht zu leugnen, daß die in Bernstein eingeschlossenen Insekten ganz wider die Annahme einer chemischen Bildung zu sprechen scheinen, und es vielmehr wahrscheinlich machen, daß dieser Bernstein wirklich vorher ein Baumharz war, welches nur in der Erde verändert ist. (*Keferstein.*)

Bernsteincampher, flüchtiges Bernsteinharz. Er wurde von J. C. Vogel im Bernsteine, der nur $\frac{1}{100}$ davon liefert, vor wenigen Jahren entdeckt, und von Robiquet und Colin genauer untersucht. Er erscheint in glänzenden, gelben, dem Uranglimmer ähnlichen Blättchen, die schwerer, als Wasser, in der Kälte geruch- und geschmacklos sind, weniger, als Wachs, an die Zähne kleben, zwischen 80 und 100° schmelzen, aber über 100° sieden, und sich ganz verflüchtigen, oder doch nur wenig Kohle zurücklassen. Um ihn rein darzustellen, wird das aus dem bis zur anfangenden Verkohlung trocken destillirten Bernstein im Retortenhalse sich, wie ein gelber Blüthenstaub, anlegende Sublimat nach Vogel vom Öle durch dreimaliges Auflösen in Weingeist und Abkühlen der Auflösung, oder nach Robiquet und Colin längere Zeit mit Wasser gekocht, und dann geschmolzen, wo es beim Erkalten zu einer zerreiblichen, körnigblätterigen Masse gesteht, die man mit Äther auszieht, welcher sich durch Aufnahme einer weichen harzigen oder öligen Materie gelb färbt, und den reinen Campher unaufgelöst, zurücklässt. Dieser ist nicht in Wasser, noch auch, rein genug, in Weingeist, und ganz unrein, darin wenig löslich, nach Vogel höchstens in 320 koch. Weingeists, woraus $\frac{1}{4}$ beim Erkalten in sehr lockerer Gestalt herauskrystallisirt. Ein Zusatz von dickflüssigem Bernsteinöl macht ihn darin auflöslicher. Ferner löst er sich in 320 kalten, und in etwas wenigerm heißen Äther, leicht in Lavendelöl, ohne durch Weingeist gefällt zu werden, kaum in kaltem, leichter in heißem Bernsteinöl, woraus er erkaltend, in Blättern anschießt, leicht auch in Mohnöl auf. Desgleichen ist er in Kali haltendem Weingeist auflöslich, und fällt daraus wieder als eine harzige Substanz; kochende Kalilauge färbt sich damit nur gelblich. Mit Salpetersäure gekocht, wird er zu einer harzartigen Materie; die Säure färbt sich gelblichroth, und läßt beim Erkalten etwas Körniges fallen. An der Luft verbrennt er bei seinem Siedpunkte zu Wasser und Kohlensäure. (*Th. Schreger.*)

Bernsteinfirnisse (fette), werden gewöhnlich aus Leinölfirniß, Bernstein (oder Bernsteinharz), Colophonium und Terpentinöl ꝛc. in der Wärme bereitet; man erhitzt nämlich im Wasserbade 2 Pfd. Terpentinöl, trägt hierauf unzenweise 1 Pfd. gepulvertes Bernsteinharz ein, und schüttelt die Masse jedesmal so lange, bis das Harz vollkommen aufgelöst ist. Zuletzt setzt man noch 2 Pfd. vorher erwärmten Leinölfirniß hinzu. Diese Firnisse werden zum Lackiren, zum Beizen einheimischer Holzarten auf Mahagonyart, zum Überstreichen echt vergoldeter Hausgeräthe ꝛc., und in der Malerei auf Holz, benutzt. Zumal in letzter Hinsicht und für helle Farben müssen sie gleichförmig, fein, hell und rein seyn, eine blasse Weinfarbe haben und nur wenig ins Gelbe stechen, an der Luft gut erhärten, und der Zeit und jeder Witterung trotzen. Je länger man sie aufbewahrt, desto besser müssen sie sich halten, wenn sie trocknen, (s. auch Goldfirniß, Templinfirniß ꝛc.) — Der durch zu starkes Erhitzen bei der Auflösung dunkelbraune, oder durch Bearbeitung in eisernen Gefäßen schwarz gewordene Bernsteinfirniß taugt für Maler ꝛc. weniger. Mit Balsamen versetzt, fällt er nicht so hart und dauerhaft aus, trocknet nicht gut, sondern bleibt immer fettig, und löst sich bald wieder auf. — Nach Westrumb erhält man einen guten geistigen Bernsteinfirniß, wenn man die Lösung des sogen. Bernsteinharzes durch Copaivabalsam vermittelt. Es werden nämlich 16 Loth Bernsteinharz mit 64 L. absoluten Alkohols übergossen, worin zuvor 2 L. Copaivabalsam gelöst worden sind; mäßig erwärmt in einem Kolben ꝛc. erhält man das Gemisch unter manchmaligem Umschütteln so lange im Sand- oder Wasserbade, bis sich alles gehörig gelöst (was durch Zusatz von etwas reinem, trocknen Quarzsand geschieht) und vereinigt hat, läßt es dann erkalten, und setzt nun 1 Loth Terpentinöl zu, das nochmals über Kohlenpulver abgezogen ist. (*Th. Schreger.*)

Bernsteinöl, Oleum succini, ein durch trockne Destillation des Bernsteins erzeugtes brenzliches Öl, das anfangs hell, gelblich und dünn, später aber dunkler und dicklicher übergeht, und durch wiederholte Destillation mit Wasser wasserhell, und mehr oder weniger entfärbt wird, dann nicht unangenehm riecht und würzig schmeckt, an Leichtigkeit, Flüchtigkeit und schneller Entzündlichkeit der Bergnaphtha nahe komt, aber sich davon durch seine Auflöslichkeit in Alkohol, und durch sein Verhalten gegen die rauch. Salpetersäure unterscheidet, mit welcher (3) es ein gelbes, nach Bisam riechendes Harz, den künstlichen Moschus, liefert. Zum arzneilichen innerlichen Gebrauch vertritt das gereinigte Bernsteinöl (zu 5 — 20 Tropfen mit Äther, Schwefeläthergeist ꝛc.) die Stelle der Bergnaphta, des Steinöls ꝛc., bei

allgemeiner Nervenschwäche, besonders bei hysterischen Ohnmachten der Schwangern und Kreisenden, bei Krämpfen und Lähmungen überhaupt, namentlich beim Tetanus ꝛc. Zum äußerlichen Gebrauch in diesen und andern Fällen ist das rohe Bernsteinöl vollkommen hinreichend. Das gereinigte ist übrigens ein Bestandtheil des Eau de luce, jener flüchtigen, liquiden Bernsteinölseife ꝛc. (*Th. Schreger.*)

Bernsteinsäure (Succinsäure, flüchtiges Bernsteinsalz), acidum succinicum. Schon Georg Agricola gedenkt dieses Salzes im 16. Jahrh.; doch ward dessen saure Natur erst von Barchhusen, Boulduc und Boerhaave, die Eigenthümlichkeit der Säure aber später von Stokar v. Neuforn dargethan. Ob sie als Educt im Bernsteine schon präexistire, oder erst als Produkt durch die saure Gährung und Destillation erzeugt werde, ist noch nicht ganz entschieden. Sie läßt sich aus dem lichtbraun gerösteten Bernstein (= 32 Unzen) mittelst der Schwefelsäure (10 Quent. mit gleichviel Wasser verdünnten Vitriolöls), wie Krüger schon im 17. Jahrh., und neuerlich Barth (in Hermbstädt's Museum IV. S. 253. ꝛc.) zeigte, oder noch besser, nach Franz Mayer (s. Buchner's Repert. f. d. Pharm. VII. 2.) durch Verminderung der anzuwendenden Menge von Schwefelsäure, und Veränderung des Bernsteins an der Luft, wodurch er eine gesättigtere Tinctur bei der Digestion mit Alkohol liefert, als der geröstete, oder durch trockne Destillation im Weischedischen Apparate (s. n. Berl. Jahrb. f. d. Pharm. 1806. S. 268. d. Kpfr.), als Sublimat gewinnen. Auch soll sie nach Scheele und Trommsdorff, in der Schleimsäure enthalten seyn. Wiesern das durch trockne Erhitzung des Asphalts, Kopals und Ambers erzielte ähnliche Salz von derselben abweiche, ist noch unbekant. Nach Scopoli soll der Terpentin und das Braunkohlenwasser gleichfalls etwas davon bei sich führen. Endlich glaubt Beißenhirz bei der Bereitung des concentr. Essigs aus essigs. Kalk und Schwefelsäure, John aber aus in saure Gährung gesetzte 1½ Pfd. Honig, 2 Pfd. Brod, 2 Maß Essig, eben so viel Brantwein, 28 Maß sied. Wassers und 1 Pfd. Siliqua dulcis, dergleichen erhalten zu haben. Klaproth's Maulbeerholzsäure dürfte nichts anders, als Bernsteinsäure seyn; wenigstens bildet sie sich nach John bei der Essiggährung. Von dem ihr immer anhangenden brenzlichen Öle läßt sie sich durch mehrmaliges Auflösen, Filtriren und Krystallisiren, oder mittelst Kohlenstaubs, oder durch mehrmalige vorsichtige Sublimation des mit Sand gemengten Salzes, oder durch Abziehen von Salpetersäure darüber, oder endlich nach Berzelius durch abermaliges Austreiben, nachherige Sättigung mit etwas überschüssigem kohlens. Ammonium, Digestion des Salzes mit stark geglühter Blutkohle, und Krystallisation desselben, mehr oder weniger reinigen. Die reinsten Krystalle schlägt man endlich durch essig- oder salpeters. Blei nieder, um den Niederschlag mit Schwefelsäure zerlegen zu können. Rein erscheint sie dann in weißen, glänzenden, durchscheinenden, luftbeständigen dreiseitigen Säulen und Blättchen, oder in geschobnen vierseitigen Tafeln, auch wol in Nadeln oder Schuppen krystallisirt von 1,55 spec. Gewicht, die noch 0,21 Wasser enthalten. Sie hat einen stark sauern, erwärmenden, nicht ätzenden Geschmack, und keinen, aber, noch unrein, einen eigenen schwach säuerlichen Geruch, röthet Lackmus, und braust mit Mildkalien ꝛc. auf. Ganz rein löst sie sich in 24 — 30 kalten, und 2 koch. Wassers auf; mit Alkohol bildet sie eine wasserhelle, ungefärbte, mit genug Wasser ohne Trübung mischbare Lösung, verbindet sich auch mit Ätherole ꝛc. Erhitzt schmilzt sie, und verfliegt nachher in weissen Stickdämpfen, größtentheils unzersetzt, sich in weißen Flocken und strahlenförmigen Nadeln sublimirend; der zersetzte kleinere Antheil läßt etwas Kohle zurück. Vor dem Löthrohre schmilzt sie in der äußern Flamme, in der innern raucht sie, und brennt mit einer blauen Flamme ganz, oder bis auf wenig Kohle weg. Sie verpufft auf erhitztem Salpeter mit weißer Flamme. Durch Salpeter-, Schwefel- und Salzsäure wird sie nicht verändert, wenn sie gleich Trommsdorff mit 2 Schwefelsäure und 3 Manganoxyd in Essigsäure übergeführt haben will, und darauf den Beweis gründet, daß sie blos durch das verschiedene quantitative Verhältniß ihrer Mischungstheile von den übrigen Säuren verschieden sey. Bertholler meint, daß sie ein Harz oder flüchtiges Öl zur Basis habe, wie die Benzoesäure. — Nach Berzelius besteht sie aus 47,600 Kohlenstoff, 4,512 Wasserstoff und 47,888 Sauerstoff. — Drapic; fand in der Bernsteinsäure eines niederländischen Bernsteins 45,23 Kohlenstoff, 3,97 Wasserstoff, und 50,80 Sauerstoff.

Bernsteinsaure Verbindungen. Sie charakterisiren sich im Allgemeinen durch ihren bernsteinartigen Geruch bei nicht ganz reiner Säure, und ihren salzig bitterlichen Geschmack. Sie stoßen im Feuer einen Stickdampf, mit Essigsäure gemengt, aus, und werden völlig zerstört, sowie durch Schwefel-, Salpeter- und Phosphorsäure, durch die Weinsteinsäure aber nur die bernsteins. Kalien und Alaunerde, und durch die Salzsäure allein die bernsteins. Kalien. Dagegen werden das essig- und salpeters. Blei von den bernsteins. Salzen nach Richter gefället; auch schlägt bernsteins. Natron das salpeters. Kupfer in feinen, schön spangrünen Krystallen nieder, dagegen die Kobaltauflösung pfirsichblüthroth nur dann, wenn beide nicht rein sind.

1) bernsteins. Kali in 3seit. Prismen, die an den Enden schief abgestumpft sind, bittersalzig schmecken, bald verwittern, bald zerfließen, auf Glühkohlen knistern und schmelzen, und aus 100 Säure und 94—102,2 Basis bestehen;

2) b. Natron, dünne 4seitige Säulen mit diedrischen Zuspitzungen, oder schiefen 6seitigen Säulen von bitterm Geschmack, die luftbeständig, weniger in Wasser löslich, als das Kalisalz, und durch trockne Destillation in Kohlensäure, Kohlenwasserstoffgas, Essigsäure haltendes Wasser, braungelbes Öl und kohlens. Natron mit wenig Kohle zersetzbar sind. Sie bestehen aus 100 Säure und 77,51 — 86 Natron;

3) b. Ammonium, kleine, dem Glaubersalz ähnliche, lockre, gelbliche Krystalle aus 100 Säure und 40,48 — 60 Basis, die bernsteinartig riechen, kühlend stechend, bitterlich schmecken, bei völliger Neutralität an der Luft nicht zerfließen, in Wasser leicht sich auflösen, und im Feuer unzersetzt sich sublimiren. Kali, Natron, Baryt,

Kalk ꝛc. zersetzen es auf nassem Wege, (s. auch weiter unten bernsteinsaures Hirschhornsalz);

4) b. Kalk aus 100 Säure und 50,65 Kalk, in langspießigen, luftbeständigen, mildschmeckenden, schwerlöslichen, und im Feuer zerstörbaren Krystallen;

5) b. Baryt aus 100 Säure und 141,53 Basis, ein weißes, geschmackloses, in Wasser schwer auflösliches, und im Feuer zerstörbares Salzpulver;

6) b. Strontian, ein krystallisirbares, wie salzs. Kali schmeckendes, in kaltem und heißem Wasser gleich lösliches Salz;

7) b. Talkerde aus 100 Säure und 39,2 — 70 Basis, bald in verwitternden Octaedersegmenten, bald eine gummiähnliche, in der Gluthitze zerstörbare Masse. Mit Ammonium bildet sie bernsteinsaures Tripelsalze;

8) b. Alaunerde in Prismen, die zusammenziehend schmecken, und im Feuer ihre Säure fahren lassen;

9) b. Ittererde, in kleinen, festen Würfeln, die in Wasser schwer auflöslich sind;

10) b. Süßerde, ein Präcipitat der Süßerdesalze durch die bernsteinsauren Kalien;

11) b. Silberoxyd, nach Wenzel in dünnen, langen, auf einander liegenden Blättern, oder nach Guyton Morveau in dünnen, länglichen, strahligen Prismen, die im Wasser schwer auflöslich, und im Feuer zersetzbar sind;

12) b. Queckfilberoxydul, ein weißes, unauflösliches Salz;

13) b. Queckfilberoxyd, weiß, in Wasser sehr schwer auflöslich;

14) b. Bleioxyd, a) neutrales, ein weißes glänzendes Blättersalz, das in Wasser schwer auflöslich, und in Glühfeuer zersetzbar ist. Es besteht nach Berzelius aus 69,1 Bleioxyd, und 30,9 Säure, b) saures, nach Wenzel aus der Auflösung des Bleioxyds in überschüssiger Bernsteinsäure darzustellen, c) basisches, durch Digestion des neutralen mit Ammonium erhalten, und bestehend nach Berzelius aus 86,93 Bleioxyd und 13,07 Säure. Das metall. Blei wird von der Bernsteinsäure blos oberflächlich zu einem weißen Pulver zerfressen;

15) b. Kupferoxyd, aus 30 Säure und 10 kohlens. Kupferoxyd, in blaßgrünen Krystallen, die das Feuer zerstört;

16) b. Eisenoxyd, ein blaß bräunlichrother, aufgequollener, durch Trocknen sich dunkler bräunender Niederschlag von stiptischem Geschmack; die Auflösung läßt viel Eisenoxyd fallen, die übrige Flüssigkeit liefert nach Wenzel kleine braune sternförmige Krystalle. a) oxydulirtes, nach Bucholz, eine weiße, ins Graugrüne sich neigende, und in Wasser schwer auflösliche Masse; b) oxydirtes, ein braunrothes, in Wasser unauflösliches Salz, das durch Sieden damit in ein säuerliches und ungesättigtes Salz zerlegt wird. Ein Überschuß von Säure macht dieses Salz auflöslich. Sein Gehalt an rothem Eisenoxyd beträgt nach Bucholz 0,385;

17) b. Zinnoxydul, aus 30 Säure mit 10 Zinnoxydulhydrat, in dünnen, breiten, durchsichtigen, auflöslichen Blättern, die wenig Zinn enthalten, und 11 neutralen? Rückstand nach Wenzel;

18) b. Zinkoxyd aus 2 Säure und 1 Basis, nach Wenzel in langen, schmalen übereinander gehäuften Blättchen;

19) b. Wismuthoxyd, nach Wenzel ein auflösliches Salz in gelben Blättern, das von Feuer zerstört wird, nebst einem unauflöslichen (neutralen?) Salze;

20) b. Manganoxydul, blaßröthliche, luftbeständige, durchsichtige, 6seitige an den Kanten zugeschärfte Tafeln von säuerlich-salzigem Geschmack, die in Wasser ziemlich leicht, aber nicht in Weingeist sich auflösen, und nach John 30,27 Oxydul gegen 69,73 Säure und Wasser enthalten;

21) b. Nickeloxyd, apfelgrüne, in Wasser schwer auflösliche Rhomben;

22) b. Kobaltoxyd, pfirsichblüthroth, schwer auflöslich;

23) Antimonoxydul, enthält nach Wenzel sehr wenig aufgelöstes Oxydul;

24) b. Uranoxyd, nach Richter ein blaßgelbes, wenig in Wasser lösliches Salz;

25) b. Ceroxydul, weiß, käseartig, in Wasser nicht ganz auflöslich.

Bernsteinsäure (pharmacologisch). Statt der offizinellen mit Öltheilen noch verbundenen und der gewöhnlichen verkäuflichen, die meist verfälscht, oder ein Kunstprodukt ist, wie sich nach den oben genanten Kenzeichen der echten bald ausweist, bleibt es immer sicherer, die notorisch reinste mit rectificirtem Bernsteinöle in einem dem jedesmaligen Zwecke entsprechenden Verhältnisse gemischt, arzneilich zu gebrauchen.

Häufiger wird sie in Verbindung mit Ammonium, als bernsteins. Ammonium-Flüssigkeit, oder bernsteins. Hirschhorngeist, Liquor ammonii succinici, Spiritus cornu cervi succinatus, angewendet. Dies Präparat stellt ein mit dem brenzlichen Bernsteinöle und ätherischen Thieröle geschwängerte neutrale Lösung des bernsteins. Ammonium dar, und bildet sich, indem echte, aber mit einigen Öltheilen noch verbundene Bernsteinsäure mit empyreumatischer Ammonium-Flüssigkeit (1 Th. Hirschhornsalz in 6 Th. Wasser aufgelöst) vollkommen gesättiget wird, als eine ganz klare, frisch gelbe, mit der Zeit braungelbe Mischung von schwach flüchtigem, empyreumatischem Geruche, und gleichem, etwas stechend kühlendem, bitterlichem Geschmacke, die Lackmus- und Kurkumapapier nicht verändert, und langsam abgedunstet, ein in der Hitze völlig mit Bernsteinsäuregeruch verdampfendes Salz zurückläßt. Essigsaure Bleilösung muß damit einen Niederschlag (bernsteins. Blei) bilden, welcher in Salpetersäure sich auflöst, und auf Glühkohlen schwach nach Bernstein riecht, sonst ist das Präparat mit Essigsäure bereitet. Ist es mit salzsaurem Ammonium verfälscht, so entstehen von gleichviel beigemischtem Alcohol weiße Federkrystallchen, und von zugesetzter salpeters. Silber- oder Bleiauflösung Niederschläge von Hornsilber oder Hornblei. Wenn sie aus weinsteins. Ammon. bereitet ist, so wird jede Säure oder Kalilauge Niederschläge erzeugen, welche auf Glühkohlen einen brenzlichen Weinsteingeruch von sich geben. Wenn sie aus schwefelsaurem Ammonium zusammengesetzt ist, so bewirkt die essig- oder salzs. Barytauflösung einen in Salpetersäure unauflösli-

chen Niederschlag. Sie wird durch Schwefel-, Salpeter-, Phosphor-, Weinstein-, Zitronen- und Salzsäure, durch die übrigen Ätz- und Mildkalien, durch essigs. Kali und Natron, saures weinsteins. Kali, Borarweinstein, salzs. Kalk, Alaun, schwefels. Talkerde, essigs. Blei, salz- und essigs. Eisen, essig- und salpeters. Queckſilber, und durch alle Hydrothionschwefelverbindungen zersetzt.

Arzneilich wirkt die offizinelle Bernsteinsäure nicht nur als ein allgemeines Erregungsmittel, sondern auch besonders auf die Hautorgane, Lungen- und Harnwege. Man verordnet sie daher theils für sich, theils mit Äther, Kampher, flüchtigen Ölen ꝛc. im Typhus, besonders mit unterdrückten, oder regelwidrig verlaufenden Exanthemen, theils mit Arnica, Senega ꝛc., bei Typhus mit Brustaffektionen, theils mit Opium, Aconittinetur, Schwefeläthergeist ꝛc., bei asthenischem Rheuma und Gicht, zumal innerer Organe, theils mit Castoreum bei Krämpfen, Hysterismus, Lähmungen, serösen Schlagflüssen ꝛc., mit Moschus beim Krampfasthma in der Gangrän, theils allein im Stickfluß, bei Krämpfen der Kinder von schwerem Zahnen, Blähungen ꝛc., bei rheumatischen Koliken, kleinen Kindern zu 2—4, Erwachsenen zu 10—30 Tropfen, in etwas Thee, oder als Salz zu 2 — 10 Gran. Äußerlich werden die Dämpfe des letztern zur Zertheilung lymphat. Geschwülste, und als Riechmittel gegen hysterische u. a. Ohnmachten benutzt.

Die bernsteinsauren Verbindungen empfiehlt Gehlen, als vorzügliche chemische Agentien auf Eisen. Auch wird von ihnen das essig- und salpetersaure Blei aus einer Auflösung gefället, und vom bernsteins. Natron das salpeters. Kupfer, selbst bei starker Verdünnung grünlich*). (*Th. Schreger.*)

Bernsteinsalz, flüchtiges, s. Bernsteinsäure.

Bernsteintincturen, werden sehr schön gesättigt weingelb erhalten, wenn man lange an der Luft gelegenes feines Bernsteinpulver durch mehrtägige gelinde Digestion in Alkohol (von 0,80) auflösen sucht. Sie fallen schöner von Farbe aus, als die durch Röstung des Bernsteins bereiteten, haben ein größeres specif. Gewicht, und trüben sich stark mit Wasser. In der Arzneikunst sind sie entbehrlich, aber auf feine Arbeit, als Firniß, mit Nutzen anwendbar. (*Th. Schreger.*)

BERNSTEIN, in den alten Chroniken auch Barnstein genant, eine kleine Stadt am Jungfernsee, welche vormals theils zur Neumark theils zu Pommern gehörte†); in den neuern Zeiten aber ganz zur Neumark geschlagen wurde. Jetzt ist sie im Soldinschen Kr. des Regir.-Bez. Frankfurt begriffen, und enthält in 133 H. an 1100 Einw., die sich mit Tuchweberei und Muränenfang beschäftigen. Auch hat die Stadt ein Schloß. Zur katholischen Zeit befand sich in derselben ein nicht unbedeutendes Cistercienser-Nonnenkloster, gestiftet 1290 vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg, welches nach der Einführung der Reformation in Pommern eingezogen wurde††). (*Mohnike und Stein.*)

BERNSTEIN, Fernstein, magyarisch Borostyankö (d. i. Bernstein), ein teutscher Marktflecken in N.-Ungern jenseit der Donau, Eisenburger Gespansch., Günßer Bezirk, an der Gränze von Steyermark und Östreich, der Hauptort der gräfl. Batthyánischen Herrschaft Bernstein oder Borostyankö*), mit einer katholischen und evangel. Pfarre, einem Schlosse, einem Kupferbergwerke, 2 Schwefelbergwerken, Steinkohlengruben, einer Alaun-, Vitriol-, Scheidewasser- und Schwefelfabrik, auf einem Berge am Bache Dorau (47° 24′ nördl. Br.). Vor einigen Jahren wurde bei Bernstein ein großer Serpentinfelsen entdeckt und man fing auch an den Serpentinstein unter dem unpassenden Namen Serpentinachat zu benutzen. In dieser Gegend werden viele Kramtsvögel geschossen. Die industriösen Einwohner bauen viel Flachs und Hanf, destilliren Wacholder-Brantwein und pressen Bucheckern-Öl. Die von dem patriotischen Grafen Theodor Batthyány hier angelegte Tuch- und Bandfabrik ist leider eingegangen. Das auf einem felsigen hohen Berge gelegene Schloß war vormals eine Gränzfeste wider die Einfälle der Türken, soll von türkischen Sklaven erbaut worden seyn, ist noch jetzt befestigt, und hat ein Zeughaus mit alten Kriegsrüstungen und gegenwärtig noch 5 (vormals 17) Kanonen auf der Bastion. Auch befindet sich im Schlosse ein tiefer, in festes Gestein gehauener Brunnen, worüber eine, von einem Franzosen erbaute Wasserbehmaschine steht. Das mit einem Thurm und einer Kapelle versehene Schloß zeigt auf allen Seiten die schönste Aussicht. Unweit dem Schlosse am südlichen Abhange des Berges sind die zwei Schwefelbergwerke, von welchen das eine von jeher herrschaftlich war, das andre aber der reichsgräflichen Sigmund Batthyánischen Familie gehörte, bis endlich Graf Theodor Batthyáni beide Werke vereinigte**). (*Rumy.*)

---

*) Vergl. über Bernsteinsäure: Fr. Hoffmann i. s. Obs. ph. ch. S. 64. — Pott in d. Mém. de l'Acad. d. Sc. de Berlin. 1753. 51. — Carthenſer i. d. Act. Acad. Mogunt. I. S. 281. — *Stockar de Neuforn* de succino. L. B. 1761. — *J. G. Leonhardi* de sal. succineis. Lips. 1775. — Wenzel in s. Lehre v. d. Verwandtsch. S. 326. — J. C. H. Heyer chem. Verſ. m. Bernstein. Erf. 1787. 4. — Guyton Morveau in Crell's chem. Annal. 1789. I. S. 65. und i. Scherer's n. Journ. d. Ch. III. S. 315. — Richter i. s. N. Gegenst. VIII. S. 154. — Zehn a. a. O. — Barth i. Hermbstädt's Museum ꝛc. IV. S. 253. ꝛc. — Weiſched i. N. Berl. Jahrb. f. d. Pharm. 1806. IV. S. 268. ꝛc. Berzelius bei Schweigger XXVII. S. 172. Beißenhirz i. d. Berl. Jahrb. XIX. S. 153. ꝛc.

†) M. s. Brüggemann's ausf. Beschreib. vom preuß. Vor- und Hinterpommern. Th. 2. Bd. 2. S. 129. u. 130.

††) M. s. Steinbrück's Gesch. d. Klöster in Pommern. Stettin 1796. 4. S. 15. u. f. w.

*) Gegenwärtig gehört die Herrschaft dem Herrn Grafen Anton Joseph Batthyáni, dem Nachfolger des um die Industrie in Ungern so verdienten Grafen Theodor Batthyani, der im Jahre 1812 starb. **) Daß diese Schwefelbergwerke schon über ein Jahrhundert gebaut werden, beweisen die von den J. 1770 und 1771 sich vorfindenden Gruppenkarten, welchen zufolge der Bau damals schon eine weite Ausdehnung hatte, und die Erzählung der ältesten Bewohner des Orts, daß in frühere Zeiten 200 bis 300 Bergknappen darin gearbeitet haben sollen. Jedoch konten hierüber in dem bekrschaftl. Archive nur wenige Urkunden aufgefunden werden. Erst mit dem J. 1770 beginnen die ausführlichen bergämtlichen Protokolle und Rechnungen. Der Erzgang selbst, eigentlich ein Flötz, war sowol im Theodori- als im Sigismundi-Bau sehr mächtig, so daß der Schwefelkies hier und da weniger kupferhaltig, durchaus in einer Mächtigkeit von 1 bis 4 und 5 Klaftern anbrach. Die Alten trieben die Strossen in doppelter Stollenbreite mit 6

BERNSTORF, ein Dorf in dem Amte Ratzeburg des dänischen Herz. Lauenburg. Es liegt am Schallsee, hat mit dem nahen Hutte, das eigentlich das Dorf ausmacht, 27 Häus. und 202 Einw., und ist das Stammhaus des gleichn. gräflichen Geschlechts. (*Hassel.*) — Gleichen Namen führt ein derselben Familie gehöriges Landgut im A. Kopenhagen, Königr. Dänemark. (*H.*)

BERNSTORF. Zwar ursprünglich eine teutsche Familie, stammend aus Baiern und von langer Zeit her begütert in Hanover, Braunschweig und Mecklenburg, deren beide, hier zu erwähnenden, Glieder jedoch das Feld ihrer bedeutenden öffentlichen Wirksamkeit hauptsächlich in Dänemark fanden. Diese waren Johann Hartwig Ernst und dessen Brudersohn Andreas Petrus.

1) Johann Hartwig Ernst, Graf von Bernstorf, geb. d. 13. Mai 1712 zu Hanover, gest. d. 18. Febr. 1772 zu Hamburg, war der Sohn des Freiherrn Joachim Engelke v. Bernstorf und dessen Gattin Charlotte Sophie geb. v. Bernstorf, Tochter von ihres Gatten Bruder Andreas Gottlieb v. B., denselben, der zur Erlangung der Kurwürde für Hanover und zur Erhebung Georgs I. auf den englischen Königsthron mitgewirkt hatte und zur Belohnung seiner Verdienste in den Freiherrenstand erhoben wurde. Von seinem Schwiegervater und dem gelehrten Heyßler vorbereitet, besuchte Joh. Hartw. Ernst in Begleitung des Letzten die Universität Tübingen und durchreiste nachher die vornehmsten Staten von Europa. K. Christian VI. v. Dänemark ernante ihn 1732 zu seinem Gesandten am sächsischen Hofe und 1737 am Reichstage zu Regensburg. Hier bewirkte er 1740 die Aufnahme Holsteins unter die alternirenden altfürstlichen Häuser. Im J. 1744 ging er als dänischer Gesandter nach Frankreich, wo er während seines Übrigen Aufenthaltes große Achtung genoß und für die Franzosen viele Zuneigung faßte. Erst nach dem Tode des Prinzen v. Wallis, Vaters der nachherigen unglücklichen Königin Caroline Mathilde, mit welchem Bernstorf auferzogen war und in dessen Dienste zu treten er versprochen hatte, widmete er sich gänzlich dem dänischen Dienste und bekleidete, außer andern wichtigen Stellen im State, die eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Seiner Staatklugheit verdankte Dänemark die Einverleibung von Plön in das königl. Holstein 1761. Die Mißverständnisse zwischen Rußland und Dänemark unter und nach dem 7jährigen Kriege wegen Holstein-Gottorp wußte Bernstorf mit so vieler Vorsicht, Entschlossenheit und Standhaftigkeit, und einem für Dänemark so erwünschten Erfolge, auszugleichen, daß der indessen zur Regirung gelangte Christian VII. unter d. 14. Dec. 1767 durch Erhebung Bernstorfs mit seiner ganzen Familie in den dänischen Reichsgrafenstand seine Dienste belohnte. Eben so glückte es ihm, zwischen

---

Schub, und machten starke Verhaue, kenten aber die in der Teufe befindlichen edleren und mehr kupferhaltigen Erze wegen der stark zugesessenen Wässer, ungeachtet der hiebei angewendeten Pumpen, nicht gewinnen, und mußten die besten Erzmittel verlassen, was den Graf Theoder beweg, den bereits früher angefangenen Erb- und Zubaustollen fortzusetzen, um die Wässer vom ganzen Bau zu lösen. Mehr als 30 Jahre hindurch wurde hieran mit einem außerordentlichen Kostenaufwande gearbeitet, bis man endlich den Zweck glücklich erreichte. Nebenbei ging aber die Erzgewinnung in den wasserfreien Mitteln und der Betrieb der Werke immer lebhaft fort, so wie die mehrseitigen Schurfbaue in den umliegenden Gegenden zu Gredsnau, Langau und Drabütten, wo man überall die schönsten Spuren von reichen Schwefelkiesen auffand, und auch ein Antimoniumbau zu Neustift. Im J. 1770 wurde unter dem Bergdirektor Joseph von Fernstein der Schwefelbau in Bernstein auf drei Straßen im Theodori-Stollen und der Antimoniumbau zu Neustift mittelst des Antoni-Stollen betrieben. Der Commerzienrath v. Carato leitete von Wien aus die Werke: es wurden die nöthigen Markscheidinstrumente zur Aufnahme der Bergwerke herbeigeschaft, und nebst den schon bestehenden Schwefel- und Vitriol-Hütten noch eine Kupfer-Schmelzhütte samt Pochwerk erbaut. Zum Betrieb der Schwefelbrennerei und Vitriolsiederei, so wie der Kupfer-Schmelzhütte, wurden die herrschaftlichen Waldungen in 60 Theile eingetheilt, und zur nöthigen Holzersparung die Resteöfen vorgeschlagen. Der Bergdirektor erhielt auch die Aufsicht über die Waldungen und Sägemühlen. Von Rosenau wurden erfahrne Schmelzer und Schlemmer verschrieben. Das Bergamt erhielt eine eigene Kasse und Wertszüge. Zur Unterbringung der fremden Bergknappen und Werksleute wurden mehre Wohnungen eingerichtet. Auch wurden zu ihrem Besten ordentliche Wochenmärkte eingeführt und ein Braubaus errichtet. Jetzt wurden die Werke aufs Neue belebt, und Graf Theoder bestand darauf, daß monatlich 200 Centner Schwefel und 500 Centner Vitriol erzeugt werden sollen. Es wurden auch wirklich 4 Krügöfen in Betrieb gesetzt, in welchen täglich gegen 7 Centner Schwefel erzeugt wurden. Dagegen blieb man bei der Vitrioleerzeugung zurück, weil man das Augenmerk auf zu viele Gegenstände auf ein Mal richten mußte. So wurde auf dem Tornauer Grund Alaunerde entdeckt, und dieselbe zur Probe im Großen nach Bernstein abgeführt; das aus dem Theodori-Stollen abfließende Cementwasser wurde, gleich dem zu Herrengrund und Schmölnitz, zur Kupfer-Präcipitation benutzt, und bei dem Antimoniumbau zu Neustift zeigte sich auch ein guter Galmeibruch. Je nachdem die Bergbeamten mehr oder weniger Eifer, Einsicht und Kenntniß besaßen, wurden in der Folge die Werke mehr oder weniger lebhaft betrieben, bis im J. 1812 Graf Theoder Batthyáni mit Tod abging. Sein Nachfolger, Graf Anton, besaß diese große Vorliebe für das Bergwesen nicht. Die in den teutschen Erbstaten gelegenen Eisen-, Blei- und Alaunbergwerke wurden als zur Theoder Batthyánischen Verlaßmasse gehörig zum Verkauf angetragen, wegen der Bernsteiner Werke wurde aber der Güter-Inspector abgeordnet, um gemeinschaftlich mit den Local-Wirthschaftsbeamten zu begutachten, ob diese noch ferner fortzusetzen oder gänzlich aufzulassen fern? Das Resultat dieser Untersuchung war der Antrag zur gänzlichen Auflassung, weil einerseits die Werke in den letztern Jahren stark vernachlässiget waren, und sowol der Grubenbau als die Taggebäude zu ihrer gehörigen Herstellung einen bedeutenden Aufwand erforderten, andrerseits auch die herrschaftlichen Waldungen durch den starken Betrieb der Werke zu sehr mitgenommen würden. Da erschien bei dem Grafen der bergbauverständige Herr Rompichel. Er lante die Werke und vorzüglich die außerordentliche Mächtigkeit der Erzgruben, und scheute die Hindernisse des Betriebs um so weniger, da er wußte, daß die nahe liegende fürstl. Esterhäzysche Herrschaft Lokenhaus über 15,000 Joch Waldungen besitze, und nach forstmäßiger Abschätzung und Eintheilung jährlich 5000 Klafter Holz schlagen lassen könne, jedoch wegen Mangel an Absatz bisher jährlich nur gegen 2000 Klafter schlagen ließ. Hr. Rompichel machte daher dem Grafen den Antrag, die Werke in Pacht zu übernehmen, was dem Grafen um so angenehmer war, da die Werke ohnehin aufgelassen werden sollten. Der Graf überließ Hrn. Rompichel die Pachtbedingnisse zu bestimmen und es wurde ein Pachtvertrag geschlossen. Seit der Zeit sind die Werke wieder in dem besten Gang. Mehr über die Bernsteiner Schwefelgruben findet man in den vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstat 1814, Juni, Nr. 48, woher auch die obigen Angaben großtentheils entlehnt sind.

seinem Hofe und den Höfen von Schweden, Frankreich, Spanien, Sicilien ꝛc. das beste Einverständniß zu bewirken und unter manchem Anlasse zu dessen Unterbrechung zu erhalten. Der Frachthandel, dieser für Dänemark unentbehrliche Nahrungszweig, wurde erst durch Bernsdorfs Bemühung so blühend, daß, da die dänische Flotte im mittelländischen Meere vorher fast unbekant war, dasselbe beim Tode Friedrichs V. von mehr als 200 dänischen Schiffen befahren wurde. Besonders gewann die Ausbreitung des Handels mit Zucker, Kaffee, Rum, Taback, Baumwolle, Reis ꝛc. dadurch, daß der König, auf Bernstorfs Rath, der Handelskompagnie auf den westindischen Inseln alle ihre Besitzungen, Waren, Gerechtsame mit einer Summe von 2,200,000 Thlr. abkaufte und den Handel freigab. Nicht weniger wurden unter diesem Minister die Fabriken und Manufakturen außerordentlich gehoben und zugleich die königl. Zoll- u. Consumtionseinkünfte vermehrt. Die Errichtung des kopenhagener Pflege- (Opfostrings-) Hauses geschah nach seinem Plane; auch erhielt er die Aufsicht über das ganze Armenwesen in Dänemark, und im J. 1766 legte er den Grundstein zu dem 1769 vollendeten allgemeinen Hospitale in Kopenhagen. Zu diesen kostspieligen Unternehmungen trugen die Statskassen nichts bei; die Kosten wurden von dem Überschusse der Klassenlotterie bestritten und deren Dauer deshalb verlängert. Durch mehre Ausländer, besonders Teutsche, welche unter Bernstorf einberufen wurden, gewann die Aufklärung und Kultur der Nation. Er veranstaltete die Reise einer gelehrten Gesellschaft, deren Zweck die richtigere Auslegung der Bibel war, nach Arabien und den Morgenländern. Der Gesellschaft der schönen Wissenschaften verschafte er einen bedeutenden Fond. Nach seinem Vorschlage und Plan wurde die Landhaushaltungsgesellschaft errichtet. Als Friedrich V. 1764 um die Einkünfte des Gutes Bernstorf, 1 Meile von der Residenz, zu verbessern, ihn mit den Frohndiensten der Bauern von Gientofte, Ordrup und Vangede beschenkte, verwandelte Bernstorf mehr als 40 Familien, durch gleiche Vertheilung der Ländereien, Aufhebung der Ganerbschaft, Abschaffung der Frohndienste, aus faulen, liederlichen, armen Leuten in fleißige, ordnungsliebende, wohlhabende Menschen. Er wollte lieber Wohlthäter eines freyen Volkes, als Herr von Sklaven seyn. Noch jetzt erinnert die unweit des Gutes stehende Ehrensäule Bernstorfsminde an diese ruhmwürdige That. — Bei so großen Verdiensten war Bernstorf gleichwol Verfolgungen ausgesetzt. Selbst geachtete Männer befanden sich unter seinen Gegnern. Doch gelang es erst dem herrschsüchtigen, nachher enthaupteten, Grafen Struensee, dessen Wohlthäter Bernstorf war, ihn zu stürzen. Am 13. Sept. 1770 erhielt er vom Könige das Abschiedsschreiben, las dasselbe mit Fassung, blickte gen Himmel und sprach zu dem Überbringer: „ich bin meines Dienstes entsetzt. Allmächtiger segne dieses Land und den König!“ Abwechselnd lebte er nun zu Hamburg und auf seinen Gütern, erhielt Beweise hoher Achtung von ausgezeichneten Männern, lehnte einen ehrenvollen Ruf nach Rußland ab, erlebte den blutigen Tod seines Verfolgers, und starb in Ruhe und Frieden. Außer 2 Gesellschaften, welche durch Medaillen sein Andenken ehrten, zeigte bald nach seinem Tode selbst der König, wie sehr er Bernstorfs Verdienste erkante, indem er der Witwe desselben sein Brustbild mit der Aufschrift: Souvenir du 16. Nov. 1775 (an diesem Tage wurde nämlich der durch Bernstorf bewirkte Traktat mit Rußland unterzeichnet) zustellen ließ. — Bernstorfs edlem Charakter als Mensch; seiner Rechtlichkeit, Treue, Friedfertigkeit und großer Statsklugheit als Minister, lassen alle Geschichtschreiber Gerechtigkeit widerfahren. Vielleicht nicht ganz ohne Grund konte man an ihm tadeln, eines Theils ein gewisses Vorurtheil wider inländische Gelehrte, andern Theils die Neigung, den dänischen Thron mit einem, zu dessen Finanzen im Misverhältnisse stehenden, Glanz zu umgeben. „Dänemark, äußerte sich Fr. Sneedorf in Beziehung auf ihn, Dänemark bedurfte eines Sully und hatte an ihm einen Colbert*).“

2) Andreas Peter, Graf v. Bernstorf. Wenn Friedrich der Große schon von Bernstorf, dem Oheim, sagen konte, er verdiene den Namen eines Orakels von Dänemark; so sind alle, die beider Bernstorfe Verdienste um Dänemark kennen und vorurtheilsfrei würdigen, darin mit einander einverstanden, daß diese Ehre mehr noch dem Neffen, als dem Oheim, gebüre. Freilich war aber auch Dänemarks Lage weit verwickelter, gefahrvoller und folglich zur Entwickelung des vollen Werthes eines tüchtigen Statsministers ungleich geeigneter in jenes, als in dieses Zeit. Und wie treflich hat er seine Probe bestanden! — Andreas Peter, Sohn des Landrathes Andreas Gottlieb, Freiherrn von Bernstorf, und dessen Gattin Dorothea Wilhelmine, gebornen Fräuleins von Weitersheim, war auf dem Gute seines Vaters Gartow im Lüneburgischen d. 28. Aug. 1735 geboren und starb den 21. Jun. 1797 zu Kopenhagen. Schon als 6jähriger Knabe las er mit Begierde politische Zeitungen und äußerte die lebhafteste Freude über die Siege des preußischen Helden. Aus seiner zartesten Jugend weiß man, daß er im Zustande der Freude eben so offen, als beim Gefühle des Schmerzes verschlossen war und diesen mit kindlicher Ergebung in den Willen Gottes ertrug. Für Geschichte und Erdbeschreibung hatte er ein vorzüglich gutes Gedächtniß und lernte mit Eifer Mathematik, Naturgeschichte und alte Sprachen. Er studirte zu Leipzig und Göttingen, bereisete England, die Schweiz, Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr arbeitete er bei seinem Oheim in den Geschäften des ausländischen Departements. Umgang, Beispiel und Belehrungen dieses gewandten Statsmannes fanden bei ihm so viele Empfänglichkeit und Lernbegierde, daß zuletzt der Schüler den Meister übertraf. Schon in seinen ersten Dienstverhältnissen, in welche er, als Deputirter in der Westindisch-Guineischen Rente- und Generalzollkammer und im General-, Land-, Ökonomie- und Kommerz-Kollegium, trat, gab er Proben von Geschicklichkeit und Talenten,

*) S. *Hösts* Clio, et Bidrag til Laesning f. d. faedrelandske Histories Yndere; des Baron v. Eggers Biographie v. Bernstorf in d. Material. zur Statistik d. dän. Staten. Ablemann über d. Leben u. d. Charakter des Gr. J. H. E. v. Bernstorf, Sturz Erinnerung an das Leben des Grafen J. H. E. v. B. *O Malling* store og gode Handlinger af Danske, Norske of Holstenere.

welche zu großen Erwartungen von ihm berechtigten. Die Struenseesche Katastrophe brachte auch ihn um seinen bisherigen Wirkungskreis; doch nur auf eine ganz kurze Zeit. Denn schon 1773 trat er wieder in den dänischen Dienst und wurde noch in demselben Jahre Staatsminister und Direktor der teutschen Kanzlei. Das erste Verdienst, welches er sich nun erwarb, war die Ausführung der schon von seinem Oheim begonnenen Unterhandlung mit Rußland wegen Austauschung des Gottorfischen Antheils an Holstein gegen Oldenburg und Delmenhorst. Noch mehr entwickelte er seine seltene Unterhandlungsgabe in dem Englisch-Französisch- und Spanischen Seekriege von 1776 an. Bernstorf war es hauptsächlich, der den Noture- und Völkerrechtlichen Grundsatz; „daß neutrale Schiffe die Ladungen frei machen und daß in alle nicht blokirte Häfen die Einseglung zulässig sey" aufstellte und in Folge dessen jene, für England so anstößige, Verbindung mit Rußland abschloß, die man, da auch Schweden und Preußen beitraten, die bewaffnete Neutralität nante. Dänemark verdankte derselben, während schwerer Kriege zwischen andern Nationen, einen vieljährigen Frieden. Wie wenig aber das damalige Ministerium (gewöhnlich das Guldbergsche genant und fast ganz von der verwitweten Königin Juliane abhängig) diesen dem Vaterland geleisteten Dienst zu würdigen wußte, erhellet daraus, daß man Bernstorf, dessen politische und andere Ansichten mit denen des für den Augenblick höchst begünstigten Ministers O. Høgh Guldberg unvereinbar waren, zu verstehen gab: man könne seine Dienste entbehren! Wirklich fand er es 1780 gerathen, seine Stelle niederzulegen und sich auf seine Güter im Mecklenburgischen zurückzuziehen. Kaum aber hatte der junge Kronprinz Friedrich an seinem Confirmationstage 1784 mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Entschlossenheit und Kraft die Umschaffung des Staatsrathes vorgenommen, und dadurch den Einfluß jener Königin in die Staatsangelegenheiten gehemt, als Bernstorf zurückgerufen und in alle seine Ämter und Würden wieder eingesetzt wurde. Von jetzt an bis zu seinem Tode genoß er das volle Vertrauen des Mitregenten in einem Grade, der dem seltenen Werthe dieses großen Ministers völlig entsprach. Auch wußte er dieses so wohl zu benutzen, daß er sich nicht nur als Diplomatiker, sondern, was ihm vor seinem Oheim einen überwiegenden Vorzug gab, zugleich in allem, was die inländischen Angelegenheiten betraf, einen Namen erwarb, dessen Glanz in Dänemarks Jahrbüchern unauslöschlich ist. Den Krieg mit Schweden 1788, welchem Dänemark als Rußlands Alliirter nicht wohl ausweichen konte, vermochte er durch seine Gewandtheit schnell und so zu beendigen, daß seine Regirung, ohne ihren Verpflichtungen gegen Rußland untreu zu werden, die Drohungen Preußens und Englands kraftlos machte. Von nicht weniger glücklichem Erfolge war Bernstorfs angeknüpfte Vermittelung zwischen England und Rußland im J. 1791. wegen des Türkenkrieges; die von ihm in dieser Angelegenheit übergebenen Noten wurden in ganz Europa mit hoher Achtung für die Meisterhand, die sie schrieb, gelesen. Im gleich folgenden Jahre gelang es ihm, die Einladung der Alliirten gegen Frankreich zur thätigen Theilnahme an einem Kriege, der „die Ausbreitung der französischen Grundsätze in andern Staten verhindern und die monarchische Regirungsform in Frankreich aufrecht halten sollte," mit eben so vieler Feinheit, als Geradheit, abzulehnen. „Sein Herr und König, erklärte er, suche den Hauptzweck des Kriegs, die Abwendung der statsgefährlichen Grundsätze von seinen Staten, auf eine für das Genie seiner Nation passende Art, auch ohne an dem Kriege selbst anders, als er es als Mitglied des teutschen Reiches für seine Pflicht halte, Theil zu nehmen, zu erreichen." Der eben so kluge, als bescheidene Statsmann setzt bei dieser Wendung, die er der Sache gibt, den Grund der Weigerung in das Genie der Nation, da er doch offenbar in dem Genie eben der Regirung lag, deren Organ der Minister war. Denn mit dem Genie der dänischen Nation konte und kann es jede andere civilisirte Nation noch wol, ohne Gefahr zurückstehn, aufnehmen; aber wie viele Nationen gab es in jener Zeit, bei denen man den Eingang statsgefährlicher Grundsätze durch die Humanität und Liberalität ihrer Regirung so zu verhindern suchte, als dieses, so lange Bernstorf am Regirungsruder saß, bei der dänischen der Fall war? — Kritischer wurde Dänemarks Lage im J. 1793, da sich den übrigen Mächten auch England anschloß und an Dänemark die Zumuthung erging, dem Aushungerungsplane gegen Frankreich beizutreten. Bernstorf war für seine Person — das wußte jeder, der Gelegenheit hatte, ihn in der Nähe zu beobachten, — nichts weniger, als ein Freund revolutionärer Grundsätze und des Schwindelgeistes, der damals über Frankreich wehete und dieses schöne Land in immer größeres Unglück stürzte. Aber er war ein genauer Kenner und ein warmer Freund der Nation, unter welcher er lebte und des States, dem er diente; und dieses sowol, als sein mit der tiefsten Statsklugheit verbundenes lebendiges Gefühl für Menschenwerth und Menschenwohl überhaupt, hieß ihn einer Zumuthung jener Art standhaft und bestimt ausweichen. Seine dieserhalb übergebene verneinende Antwort stimte, was Ausdruck und Sache betrift, im Wesentlichen mit der vorhin berührten Note überein und sie fand bei Freunden und Feinden, bei Demokraten und Aristokraten (wie man sich damals unterschied), bei republikanisch- und monarchisch-Gesinnten — einen gleich großen Beifall; selbst in England wurde sie kurz hinter einander her in 7 starken Aufl. gedruckt und der englische Statsmann, Lord Landsdown erklärte öffentlich: „sie sey eine Statsschrift, die jedem Kabinette in Europa zum Muster dienen könte." — Aber auch im Vaterlande fehlte es nicht an Beweisen der gerechtesten Würdigung und der lautesten Anerkennung von Bernstorfs Verdiensten. In Dänemark und Norwegen wetteiferte man mit einander, ihm zu Ehren Feste zu veranstalten, Schaumünzen prägen zu lassen, durch Lieder, Gedichte und andere Aufsätze in den öffentlichen Blättern seinem Namen zu huldigen. Zu Christiansand im Stifte Drontheim wurde eine Bürgerschule errichtet und die Bernstorfsche genant. Zu Bergen in Norwegen schoß man Kapitalien zusammen, von deren Zinsen zurückgekommene redliche Bürger unterstützt werden sollten; das Legat erhielt den Namen: das Bernstorffsche. Nächst dem Geburtstage des Königs, des

Kronprinzen und der Kronprinzessin war Bernstorfs Geburtstag der allgemeinste Feiertag in beiden Königreichen und den Herzogthümern. — Ein eben so allgemeiner Trauertag für jeden patriotisch denkenden Dänen und Normann wurde nun aber auch der Tag, an welchem Bernstorf das Opfer einer Familienkrankheit, des Podagra's, wurde, woran er schon oft und schwer gelitten hatte, welches aber dieses Mal die untern Glieder verließ, die edlern Theile im Innern des Körpers ergriff, und seinem verdienstvollen Erdenleben ein Ziel setzte. Sein Leichnam wurde d. 13. Juli 1797 beigesetzt und dem feierlichen Zuge, der ihn begleitete und aus einer außerordentlichen Menge von Menschen aus allen Ständen und Klassen bestand, schloß sich selbst der edle Kronprinz, dankbar und trauernd über den unersetzlichen Verlust, den er und der Stat erlitten, an.

Verheirathet war Bernstorf seit 1763 mit Henriette Friederike, und, nach deren d. 4. Aug. 1782 erfolgtem Tod, seit 1783 mit Auguste, Gräfinnen von Stollberg, Schwestern der beiden berühmten teutschen Dichter dieses Namens. Sechs Söhne und drei Töchter wurden ihm in der ersten, ein Sohn in der zweiten Ehe geboren. Die ihn von seinen Kindern überlebten (Christian, Charlotte, verheirathete Gräfin Dernath, Joachim, Friedrich, Louise, verh. Gräf. Reventlow, Emilie, verh. Gräf. Rantzaw und Magnus) leben sämtlich in Dänemark und befinden sich in Lagen und Würden und zum Theil in Dienstverhältnissen, die ihres vortreflichen Vaters würdig sind; die Grafen Christian und Joachim dienen im diplomatischen, Friedrich und Magnus im militärischen Fache.

Zu Bernstorfs Verdiensten, die das Vaterland nie vergessen wird, gehörten hauptsächlich: die Aufrechthaltung des Friedens mitten unter den von allen Seiten her drohenden Kriegsgefahren; das feste Vertrauen und die hohe Achtung, welche Dänemark im ganzen Auslande genoß, und zu deren Gründung und Wiederbelebung, nach der schlimmen Struenseeschen Periode, es eines Bernstorfs bedurfte, dessen Ministerium hierzu weit kräftiger wirkte, als das, welches auf Struensees Fall unmittelbar folgte; ein blühender, sich immer weiter ausbreitender, durch Bernstorfs Friedens- und Neutralitätssystem vorzüglich begünstigter Handel, und, als Folge hievon, der stets zunehmende Wohlstand des Landes; der Flor und das Gedeihen aller Wissenschaften u. Künste, die an ihm einen genauen Kenner, den thätigsten Freund und Beförderer hatten; mit einem Worte: die Veredlung aller Zweige der Statsregirung, wozu, wie zu so vielem Guten, unter andern auch die von ihm männlich und treu beschützte Druckfreiheit kräftig beitrug. In letzter Hinsicht hatte und vertheidigte er, da dieselbe leider! oft gemisbraucht und daher ihre Beschränkung im Statsrathe laut und wiederholt gefodert wurde, mit unwiderstehlichem Nachdruck den Grundsatz: „Preßfreiheit ist ein großes Gut; der Segen seines weisen Gebrauches wiegt den Schaden seines Misbrauches bei weitem auf. Sie ist ein unveräußerliches Recht jeder civilisirten Nation, durch dessen Kränkung eine Regirung sich selbst herabsetzt, durch dessen unverletzte Bewahrung sie sich selbst achtet und des vollen Vertrauens der Nation würdig zeigt." Ähnliche Grundsätze hegte er über die unbeschränkteste Religionsfreiheit und Duldung, die er von dem Indifferentismus und der Religionsverachtung scharf zu unterscheiden verstand. — Gebürt gleich Bernstorf, dem Oheim, die Ehre, die Leibeigenschaft auf dem Gute Bernstorf in Seeland zuerst aufgehoben zu haben, insofern er diese wesentliche Verbesserung des Schicksals seiner Bauern zuließ und die Vorschläge dazu in Ausführung brachte; so gebührt doch Bernstorf, dem Neffen, der Ruhm, die Idee der Bauernfreiheit in England zuerst aufgefaßt, für dieselbe seinen Oheim gewonnen, unerachtet des heftigsten Widerstandes von vielen Seiten her das angefangene gute Werk vollbracht, und hiedurch die Bahn zur Abschaffung der Leibeigenschaft in ganz Dänemark geöffnet zu haben. Dieses allein würde ihm, hätte er auch kein anderes Verdienst um das Vaterland, bis in die späteste Zukunft den Namen eines Schutzengels für einen beträchtlichen Theil der leidenden Menschheit verbürgen. Über ihn, als Mensch betrachtet, spricht unter allen, die das Glück genossen, ihn persönlich zu kennen, nur eine und dieselbe Stimme: in Bernstorf war ein warmes Gefühl mit einem hellen Verstande, wahre Biederkeit mit weiser Berücksichtigung der Zeiten, Umstände und Personen, Beharrlichkeit bei bewährten Grundsätzen mit dem richtigsten Blicke und der sorgfältigsten Fügung in den Geist und die Richtung seines Zeitalters, hohe Achtung der Nation, unter welcher er lebte, mit unerschütterlicher Treue, gegen den Stat und Regenten, dem er diente, die thätigste Menschenliebe mit ungeschminkter Gottesfurcht und herzlicher Ergebenheit an die Religion Jesu Christi — auf das glücklichste vereinigt. Selbst bei seinem Krankenbette, unter den heftigsten Körperschmerzen, die ihn quälten, stand man nicht ohne Bewunderung des Mannes, den nichts aus seiner religiösen Stimmung, männlichen Fassung und ruhigen Gemüthsheiterkeit zu bringen vermochte. In gesunden Tagen flößte schon beim ersten Anblicke seine ansehnliche Gestalt, sein würdevoller Anstand, sein freundlich sanftes Auge, seine ganze liebreiche Miene Zutrauen und Achtung ein; aber je näher man ihm kam, je öfter man ihn sahe und sprach: desto unwiderstehlicher fühlte man sich zu ihm hingezogen. Sein Bildniß ist von Flindt 1795, von Klemens, nach einem Gemälde von Juul 1796, und von Lahde, nach dem Leben 1797 gezeichnet, in Kupfer gestochen worden. Der berühmte Thorwaldsen verfertigte 1796 eine ungemein ähnliche Büste von ihm in Gips. Riegels lieferte nach seinem Tode eine Charakteristik von ihm; in dem Blatte the Courier steht eine Vergleichung zwischen ihm und Pitt; Malthe-Brun beklagte seinen Tod in einer Ode; und der gelehrte Historiograph Suhm setzte ihm folgende Grabschrift: „*Bernstorfio* sublato ingemuerunt Musae, Patria, Virtus; tunc dixit Religio: Ne suspirate Sorores! Non ablatus, sed translatus est. Vos Musae! Dicite ejus laudes. Tu Patria grata! cujus numen tutelare erat, sancte serva ejus memoriam. Tu Virtus! redde multos ei similes. Ego Lucidas inire eum sedes Arvaque beatorum felicia Jura ibi Piis dantem faciam. — Memoriae viri immortalis Posuit *P. F. Suhm*." — Nein! Dänemark kann und wird es nie

vergessen, welch' ein Kleinod dasselbe an Bernstorf hatte; und für Europa würde es vielleicht ein Glück gewesen seyn, wenn, zumal in der verhängnißvollen Periode, worin sein Leben fiel, alle Statsminister gedacht und gehandelt hätten, wie Bernstorf*). (*v. Gehren.*)

BERNTHOBALD, Bernthowald, Bernwalt, Berthoald, Berthold (entweder v. Bär und walten also Bärenfürst, Bärenfieger, dasselbe was Beringer [s. d. Art.], oder von bern, angesehen, berühmt, und von bald, bold, kühn; Berthold von bert berühmt, und hold Mann). Nach alten Erzählungen war Sachsen in 4 Landschaften getheilt, aus jeder wurden drei edle Herrn zu einer Art von Regenten gewählt, und im Kriege war einer von diesen Zwölfen Heerführer. So einer soll Bernthobald I. gewesen seyn, den Brotuff (I, I.) schon Behr, Behringer nent, einer der ersten Stamväter des fürstl. Hauses Anhalt, und Heerführer der 9000 Sachsen, welche nach Wittechind (Annal. I. im Anf.) dem Könige Theodorich von Austrasien im Kriege gegen Hermanfried König von Thüringen zu Hilfe kamen und nach dem Siege an der Unstrut 531 Burg Scheidungen erobert und diese Gegend vom Könige Theodorich erhalten haben sollen [1]). Wahrscheinlich ist dieses, wenn Theodorich nach Gregor. Tur. IV, 14 sich einen Theil der Sachsen zinsbar machte. Bernthobald's Vater soll Hathagast, Hadagat, Führer der Sachsen in jenem Kriege, gewesen seyn, dessen Adam von Bremen (I, 4.) gedenkt; aber diese Verwandtschaft ist unbewiesen, so wie Bernthobald's Theilnahme am Kriege, ja seine ganze Person. Sein Sohn Bernthobald II. soll 617 die Sachsen gegen Klothar II., König von Frankreich geführt haben, und im Treffen geblieben seyn. Davon findet sich sonst keine Nachricht, und darum will man dieses vom Kriege Klothar's I. König von Soissons mit den Sachsen in den Jahren 554 u. 555 [2]) verstehen. Da nämlich empörten sich die Sachsen — die also unterworfen seyn mußten s. oben — und wiegelten auch die Thüringer auf, wurden aber geschlagen an der Weser, und mußten nun jährlich 500 Kühe in die königliche Küche liefern, welches vielleicht nur der alte Tribut war. 555 empörten sie sich wieder, um den Tribut nicht mehr zu zahlen, und gewannen eine Schlacht am Rhein. Den geschloßnen Frieden hielten sie nicht lange. Bernthobalds II. Sohn soll Bernthobald III. gewesen seyn. Er empörte sich von neuem, besiegte erst an der Weser Dagobert, König von Austrasien, das ihm sein Vater Klothar II., König vom ganzen Frankreich, 622 abgetreten hatte, wurde aber dann von dem letzten geschlagen und erlegt [3]). Weil mehre Chronicken von diesem Kriege nichts erzählen, ist er von neuern Geschichtschreibern für eine Fabel erklärt worden [4]). Bernthobald selbst, als Herzog der Sachsen ist allerdings eine geschichtliche Person [5]), aber die Abstammung der anhaltischen Fürsten von ihm ist nicht bewiesen. Sein Sohn soll Beringer I. gewesen seyn (s. d. Art. und vgl. *Beckmann* l. c. Cap. II. §. 3. 4. 5. S. 5—7. *Bertram* l. c. S. 223—228.). (*de Marées.*)

Bernuffe Gau, s. Pernuffa.

BERNUS, bei Strabo (VII, 7, 7) Barnus, die südliche Fortsetzung des skardischen Gebirges zwischen den Quellen des Erigon östlich und des schwarzen Drino aus dem See Lychnides westlich, der höchste Bergrücken zwischen Makedonien und dem südlichen Illyricum *Diod.* Fr. 27. *Strab.* l. c. Livius (XLV, 29) nent dies Gebirge mit Inbegriff des Bermios verdorben Boras. (*Ricklefs.*)

BEROË (*Βερόη*), 1) die mit Honig aufgenährte, wegen ihrer Schönheit zur vierten Charis erklärte Tochter des Adonis und der Aphrodite, die Poseidon sich zur Gemalin ausbat; aber von Aphrodite dem Dionysos gegeben ward (*Nonn.* Dionys. XLI. XLII.). 2) Eine der Okeaniden, von Virgil als Jägerin mit vergoldetem und gestickten Gürtel dargestellt (Geo. IV, 341). — 3) Die Amme der Semele, deren Gestalt Juno annahm, um die Semele zu bereden, den Jupiter zu bitten, daß er ihr so erscheinen möge, wie er Juno erscheine (Metam. III, 273. fg.; *Hyg.* F. 167 und 179.).— 4) Eine der troischen Matronen, vermält mit Priamos Bastard Dorykles. Sie folgte dem Aeneas nach Italien. In Sicilien nahm Iris ihre Gestalt an, um die übrigen Weiber zu bereden, die Flotte in Brand zu stecken, damit sie nicht weiter umher irren dürften (Aen. V, 620. sq.; *Heyne* in h. l.). (*Ricklefs.*)

BEROË (*Βέροη*), auch Beröa, eine jüngere Stadt in Thrakien, die Ptolemäos noch nicht kent, Ammianus Marcellinus (XXVII, 4.) indeß eine große Stadt nent. Nach der Andeutung Ammians (vgl. mit den Act. Sti Alexandri c. 2. bei Wesseling, wo aber das Maß zu klein angegeben ist) 58 Mill. von Philippi an der Südküste, und nicht weit vom kleinen Flusse Arda, und nach dem Itin. Ant., welches sie 78 Mill. von Hadrianopel setzt, wahrscheinlich am nördlichen Abhange des Rhodope. Die Kaiserin Irene stellte die Stadt wieder her, und nante sie Irenopolis (*Theoph.* p. 385.). (*Ricklefs.*)

BERÖA (*Βέροια*), bei Ptolemäos Berrhöa, bei andern Beron und Beroa eine von Seleukos Nikator verschönerte, und mit dem Namen eines makedonischen Orts belegte Stadt, nach *Ptol.* V, 15, der den Ort unrichtig von Chalybon unterscheidet, in der syrischen Provinz Kyrrhestike 71:36 gelegen; nach *Strab.* XVI, 2, 7; *Zos.* III, 12. und *Procop.* Pers. II, 7. östlich von Antiochia auf halbem Wege von diesem Ort und Hierapolis, von beiden Orten 1½ Tagereisen ent-

*) Vgl. Lahde's und Nyerup's Saml. v. Bildnissen verdienstvoller Dänen, mit biograph. Nachrichten, Th. I. Kopenh. 1797. Hegewischens Rede zu dessen Andenken Kiel 1797. *R. Nyerup:* Bernstorfs Ehrenmale — Kop. 1799—800. d'Dyes geheime Hof- und Statsgeschichte v. Dänemark. Riegels Briefe an Gudenrath. J. Kragh Höst Geschichte d. dän. Monarchie unter Christian VII. Th. 1—3. Kopenh. 1813.

1) *Gregor. Tur.* III, 7. 8. *Capp. Sagittar.* Antiqq. Thuring. II, 12. Bertram's Geschichte v. Anhalt Th. I. S. 145—153.
2) *Gregor. Tur.* IV, 10. 14. 16. *Aimoin* de gest. Francor. II, 24. *Fredeg.* 74. 3) Gest. reg. Francc. 41. *Aimoin* IV, 18.

4) Mascow Gesch. d. Teutschen Buch XV, 2. Bd. II. S. 232.
5) Fragm. de regg. Francc. rebus pie gestis apud du Chesne T. I. p. 569. Gesta Dagob. I. ap. eund. p. 576 et 77. Gest. regg. Franc. ap. eund. p. 716. *Sigebert. Gemblac* ap. Pistor. T. I. p. 529. ad a. 630.

fernt, wahrscheinlich früher Chalep (Chalybon bei Ptolemäos 71, 20. 35. der Hauptort in Chalybonitis) und später wieder so genant (*Nicet.* Chr. in Joan. Comn. c. 7. p. 19. *Niceph.* Callist. XIV, 39; *Hudson.* Geogr. Gr. min. IV. p. 42. u. a.) h. z. T. Haleb. Zur Zeit der Kreuzzüge wurde sie Hauptstadt eines Seldschukidischen Reichs, und blieb auch, nachdem der Sultan Bibars 1268 Antiochia erobert hatte, Residenz. Die Münzen der Stadt, deren nicht viele sind, und nur eine aus der Zeit ihrer Freiheit vorhanden ist, hat Rasche (Lex. Num. Vol. I. P. I. p. 1492.). Vgl. Beroë. (*Ricklefs.*)

BERRHÖA (*Βέρροια*), eine alte schon im peloponnesischen Kriege befestigte Stadt in der makedonischen Landschaft Bottiäa in der Nähe des Bermios (*Strab.* VII. Exc. II.), nach der Tab. Pent. 30 Mill. südwestl. von Pella. Der Ort heißt jetzt Veria oder Kara Veria, vgl. Beröa. (*Ricklefs.*)

BEROALD, Beroalde (Matthieu und François), Vater und Sohn, gelehrte Franzosen. Der erstere, aus St. Denis bei Paris gebürtig, der Sohn eines Barbiers, widmete sich dem geistlichen Stande, und trat 1550 zu Agen mit Scaliger und andern Gelehrten zur reformirten Kirche über. Er wurde 1558 zu Paris Instruktor des Theodore Agrippa d'Aubigné, mußte aber bald der Religion wegen mit seinem Zöglinge fliehen, erfuhr mancherlei widrige Schicksale und kam mehrmals in Lebensgefahr, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, seinen Glauben öffentlich zu bekennen und zu verbreiten. Seine letzte Zuflucht fand er in Genf, wo er 1574 Prediger und Professor der Philosophie wurde, und 1576, nach Andern um 1584 starb. Er war ein gelehrter Theolog, Philosoph und Mathematiker, und Verfasser eines Chronicon, sacrae scripturae autoritate constitutum, in quo ratio temporum ita demonstratur, ut nihil omnino sentire qui contra sentiat videri possit. Genevae 1575. fol.; ein Werk voll scharfsinniger gelehrter Untersuchungen, aber auch reich an Irthümern und Sonderbarkeiten, die darin ihren Grund hatten, daß B. in der Chronologie allein und ausschließend der heil. Schrift folgen wollte. Daher verbante er z. B. den Cambyses und Darius Hystaspis aus der Reihe der persischen Könige, quae nomina, bemerkt er dabei, quia nunquam extant in sacra scriptura, sunt praetermissa. Gemeinschaftlich mit dem berühmten Mathematiker und Geographen Gerard Mercator gab er heraus: Chronologia ex eclipsibus et observationibus astronomicis et s. script. testimoniis demonstrata. Basil. 1577. 8. *). — Sein Sohn: François Beroalde de Verville, geb. zu Paris den 28. April 1558, trat zur römischen Kirche zurück, erhielt 1593 zu Tours ein Kanonikat, und starb um 1612. Er war ein talentvoller Kopf, besaß gute dichterische Anlagen, war mit der Chemie, Medizin und Mathematik ziemlich vertraut, aber dabei eitel, excentrisch, ohne richtige Beurtheilung, und ein philosophischer Querkopf. Er wollte im Besitz vieler seltenen Geheimnisse seyn, den Stein der Weisen, das perpetuum mobile, die Quadratur des Zirkels erfunden haben u. dgl. m. Seine Schriften sind dunkel und verworren, voll von einer übelverdauten Gelehrsamkeit, und werden nur von Neugierigen gesucht. Die meisten derselben erschienen gesammelt unter dem Titel: Appréhensions spirituelles, Poëmes et antres oeuvres philosophiques, avec les recherches de la pierre philosophale. Paris, Timoth. Jouan., 1583. 12. Das meiste Aufsehn verursachte sein Moyen de parvenir, ein Buch, worin er die ganze Menschheit lächerlich zu machen suchte. Es enthält einige angenehme und sinnreiche, aber noch mehr possen- und zotenhafte Erzählungen, und wurde oft gedruckt, z. B. ohne Jahr in 24, Seiten 439, vielleicht aus der Elzevirschen Druckerei; zuletzt, niedlich gedruckt 100070057 (Paris, Grangé 1757.) Vol. II. 12. Das Buch erschien auch unter dem Titel: Le Salmigondis. Liége 1698. 12. und Le Coupe-cu de la mélancholie. Parme. 1698. 12., dieselbe Ausgabe unter gedoppeltem Titel **). Seit der Ausgabe zu Chinon (de l'imprimerie de Rabelais, l'année pantagruelime 2 Bde. 12.) findet man bei den meisten übrigen Lamonnoye's Abhandlung über den Verfasser. (*Baur.*)

BEROALDO (Filippo), Philippus Beroaldus, der ältere und der jüngere, zwei berühmte italiänische Humanisten des 15. Jahrh., aus einem alten adeligen Geschlechte zu Bologna abstammend. Der ältere, geb. das. den 7. Dec. 1543, machte, durch ein außerordentliches Gedächtniß und den anhaltendsten Fleiß unterstützt, im Studium der alten Sprache ungemein schnelle Fortschritte, und errichtete schon in seinem 19. Jahre eine eigne Lehrschule, zuerst zu Bologna, dann zu Parma, Mailand und Paris. Bald rief das Vaterland den berühmten Lehrer wieder zurück, und die Hochschule zu Bologna übertrug ihm das Lehramt der alten Literatur, das er ruhmvoll bekleidete, bis er den 17. Jul. 1505 starb. Mehrmals wurde er zu Statsgeschäften gebraucht, aber, von allem Ehrgeize fern, kehrte er immer wieder auf seinen Lehrstuhl zurück. Ehrenvoll steht Beroaldo in der Reihe derjenigen, die im 15. Jahrh. das ihrige zur Wiederherstellung der bessern Literatur beitrugen. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er mehre gute Ausgaben römischer Klassiker besorgte, ihren Text verbesserte, und mit Kommentaren begleitete, aber freilich war damals die Kritik noch in der Kindheit, und der Text der Autoren sehr verdorben; Beroalde's Kritik war auch nicht immer von einer richtigen Beurtheilungskraft unterstützt, und seine eigne Latinität ist nicht frei von Affektationen, mehr dem Apulejus als dem Cicero nachgebildet. Unter der großen Anzahl seiner Schriften sind die vornehmsten: Caii Plinii Secundi historiae natur. libri XXVII., cum brevibus notis. Parmae. 1476. fol. auch zu Treviso 1479 und zu Paris 1516, beide in Fol. Annotationes in Commentarios Servii Virgilianos. Bonon. 1482. 4. Propertii opera cum comment. ib. 1487. fol. auch zu Venedig 1493. und zu Paris 1604, beide in Fol.

*) *Bayle* Dict. *Baillet* Jugement des Sav. T. II. *Moreri* Suppl. Mém. de Niceron T. XXIV. p. 222. *Senebier* hist. lit de Genève T. I. 388.

**) *Bayle* Dict. *La Croix du Maine et Sorel* bibl. fran. Mém. de Niceron T. XXIV. p. 224. Biogr. univ. T. IV.

Annotationes centum in varios auctores antiquos. Bonon. 1488. fol. öfter, am besten in den Annotatt. doctorum virorum in grammaticos, oratores, poetas, philosophos, theologos et leges. Paris. Ascens. 1512. fol. Opuscula. Basil. 1509 oder 1517. 4.; am besten Bonon. 1521. 4. Eine scherzhafte Schrift unter dem Titel: Declamatio ebriosi, scortatoris et aleatoris. Ib. 1499. 4. Par. 1505. 4. und ebendas. ins Franz. übersetzt, oder vielmehr paraphrasirt 1556. in 16. und Lyon 1558. 8. Ausgaben (mit Anmerkungen und Vorreden) von Suetonius, Apulejus, Aulus Gellius, Lukan und mehren andern römischen Schriftstellern *). — Der jüngere Filippo Beroaldo, ein Verwandter des ältern, und einer seiner vorzüglichsten Schüler, war den 1. Oct. 1472 zu Bologna geboren. Auch er bekleidete daselbst seit 1498 ein Lehramt der alten Literatur, begab sich in der Folge nach Rom, wurde daselbst 1514 Präfekt oder Präsident der römischen Akademie, 1516 Bibliothekar im Vatikan, und starb 1518. Eben so gelehrt, als der ältere Beroaldo, schrieb er mit mehr Geschmack, besonders in gebundener Rede, aber in schriftstellerischer Industrie stand er jenem weit nach. Man hat von ihm C. Taciti annalium libri V. priores. Romae 1515. fol. auch zu Lyon 1542 und zu Paris 1608 beide ebenfalls in Fol. Odarum libri tres, et epigrammatum liber unus. Romae 1530. 4. sehr selten. Obgleich der Verfasser an diese geistvollen Dichtungen die letzte Hand nicht legen konnte, so fanden sie doch ungemeinen Beifall, besonders in Frankreich, wo sie 5 Mal übersetzt wurden, am besten von Clément Marot. Eine Auswahl dieser Poesien steht im ersten Theile der Deliciae Italor. poëtar. von Giammateo Toscano **). — Ein Sohn dieses jungen Beroaldo, Vincenzio mit dem Vornamen, gest. 1557, schrieb eine Dichiarazione di tutte le voci proprie del Costante, poema di Francesco Bolognetti, die sein Freund Giambatisto Maltacheti 1570 zu Bologna in 4. herausgab***). (*Baur.*)

BEROLDINGEN (von). Aus dieser Familie, welche sich in ältern Zeiten auch Beroldinger schrieb, war Hedwig schon 1199 Äbtissin zu Seedorf im Lande Uri. Mehre bekleideten während der vier verflossenen Jahrh. die ersten Ämter des Kantons. Joseph Anton wurde 1704 in die schwäbische freie Reichs-Ritterschaft aufgenommen. Franz Célestin, Freiherr, Domkapitular zu Hildesheim und Osnabrück, wurde geboren zu St. Gallen, wo sein Vater fürstlicher Landeshofmeister war, den 8. Okt. 1740; starb d. 8. März 1798 zu Walshausen als Obedientiarius. Er war Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, und ist als Naturforscher, insbesondre als Mineralog und Geolog bekant. Er vermehrte seine Kentnisse durch Untersuchungen, die er auf Reisen über die Beschaffenheit des Bodens, der Berge und ihre mineralische Produkte anstellte. Er vertheidigte das System der Vulkanisten, und war zu Hypothesen und kühnen Behauptungen geneigt. Dennoch sind seine Schriften mit Scharfsinn verfaßt, und zeugen von eigenen Forschungen. Seine Beobachtungen, Fragen und Zweifel, die Mineralogie überhaupt, und insbesondre ein natürliches Mineralsystem betreffend; zwei Versuche, wovon der erste Theil, ohne seinen Namen, zu Hanover 1778 erschienen war, kamen vermehrt und mit des Verfassers Namen, zu Hanover und Osnabrück 1792 u. 93. 8. heraus. — Bemerkungen auf einer Reise durch die Pfälz- und Zweibrück. Queckßilberbergwerke; mit einer petrograph. Karte. Berlin 1788. 8. Die Vulkane älterer und neurer Zeiten, physikalisch und mineralogisch betrachtet. 2 Bdchn. Mannheim 1791. 8. Beschreibung des Driburger Gesundbrunnens, Hildesheim 1782. 8. Schreiben über den ungewöhnlichen Hochnebel oder Hochrauch. Braunschweig 1784. 8. Neue Theorie über die Basalte, in Crell's Annalen der Chemie. T. IV. — Noch zwei seiner Brüder waren Glieder von Hochstiftern. Der älteste, Joseph Anton Sigmund, geb. zu Constanz 9. Sept. 1738, Domherr zu Speier und Hildesheim, war von 1784 bis 85 Präsident der Helvetischen Gesellschaft zu Olten. — Über seine Schriften, s. Meusel. (*Meyer von Knonau.*)

BEROLDSHEIM, Berolsheim, Berolzheim. Ein ansehnlicher Marktfl. mit einem alten größtentheils ruinirten Schloß und mit 2 Kirchen im Landgerichtsbezirk Heidenheim des königl. baierischen Rezatkr. von 125 Häusern und 650 Einw. In den ältesten Zeiten gehörte der Ort einer adel. Familie von Beroldsheim. (*Fenkohl.*)

BEROSOS, nach J. Scaliger's Vermuthung Ber Osea, Sohn des Oseas, Name eines chaldäischen Priesters des Belus in Babylon, der wegen seiner Kentnisse in großem Ansehen stand und als Urheber und Gewährsmann lang fortdauernder Sagen und Erfahrungen, besonders auch astronomischer und astrologischer Wahrnehmungen zu betrachten ist. Daß er der vorhistorischen Zeit angehöre, könte aus der Äußerung Justin's des Märtyrers (cohortat. c. 39.), der ihn für den Vater der in Platons Phädras erwähnten Sibylle hält, geschlossen werden und vielleicht hängt die von Vitruvius (9, 7) erwähnte, durch Nativitätstellerei berühmte astrologische Schule des Berosos auf der Insel Kos damit zusammen. Unter dieser Voraussetzung würden die in griechischer Sprache (bei *Syncellus*, *Josephus* contra Apionem I, 16 und Antiquit. jud. I, 5 und bei mehren Kirchenvätern) erhaltenen Bruchstücke aus einer dem Berosos beigelegten chaldäischen oder babylonischen Geschichte in 3 B. als Überbleibsel einer in spätere Zeit zusammengetragenen priesterlichen Sagengeschichte, welche durch den Namen eines gefeierten alten Priesters bewahrheitet werden sollte, zu halten und manche in ihnen aufstoßende Schwierigkeiten leicht zu lösen seyn. Der Verfasser der auf unsre Zeiten gekommenen Bruchstücke lebte 262 v. Chr. G. und verräth Unkunde der chaldäischen Sprache, scheint demnach ein Grieche gewesen zu seyn, der, wie es Ton jenes Zeitalters war, alte Überlieferungen aufsuchte und in Beziehung auf Babylon ordnete. Seine Angabe, daß der Stoff des Werkes aus dem Archiv des Belus-

*) *Joh. Pini* vita Ber. in *Meuschenii* vitis erudit. viror. T. I. 123. Sein Leben auch von Barth. Blanchini bei Beroaldo's Ausgabe des Sueton, wieder abgedruckt in *Fichardi* vit. viror. illusr. p. 55. *Paul Jovius* in Elogiis p. 120. Mém. de Niceron T. XXV. p. 374. *Fabricii* Bibl. lat. med. T. V. 851.
**) Mém. de Niceron T. XXV. p. 394. *Fabricius* l. c. 855. *F. J. Beyschlag* in annotatt. ad *Heumanni* Poecile p. 565.
***) *Mazzuchelli* Scritt. d'Italia.

Tempels entnommen sey, kann in so weit als begründet gelten, daß Priestersagen dabei wirklich benutzt worden sind; in der Verbindung und Auslegung derselben, läßt sich das jüngere Zeitalter oft nicht verkennen. Aus den vorhandenen wenigen Überbleibseln ist zu ersehen, daß das Werk die älteste Geschichte der Erde und des Menschengeschlechtes, die Beschreibung des babylonischen Landes, der uralten Bevölkerung desselben, sein mythisches Zeitalter und das chronologisch genau nach Saros, Nesos und Sossos bestimte Verzeichniß seiner Herrscher bis auf Cyrus umfaßte, zugleich Assyrien, Medien und Armenien immer berücksichtigend. In der Urgeschichte scheinen asiatische und altgriechische Philosophumena verschmolzen gewesen zu seyn; die Sage von einer allgemeinen Fluth stimt mit der Mosaischen genau überein, nur tritt Xisuthros an die Stelle des Noah; die mythischen Wundergeschichten vom rothen Meere tragen das Gepräge örtlicher sinnbildlicher Vorstellungen und alttheologischer Speculation; was von späterer Statsgeschichte beigebracht wird, läßt sich größern Theils mit andern beglaubigten Erzählungen vereinbaren und ergänzt Einzeles. Für den Forscher der altasiatischen Mythen geben diese Bruchstücke nicht unerhebliche Ausbeute, welche jedoch scharfer Sichtung und sorgsamer Prüfung bedürfen möchte. Höchstwahrscheinlich sind jüdische Schriften von dem Samler zu Rath gezogen und dem daraus gewonnenen Stoffe eine chaldäisch-griechische Farbe gegeben worden. Daß das Werk in bedeutendem Ansehen stand, leidet keinen Zweifel; es wird von Plutarchos, Pausanias, Athenaios ꝛc., von Cicero, Vitruvius, Plinius I. ꝛc. angeführt; Josephus und mehre Kirchenväter legen großes Gewicht darauf, weil dessen Übereinstimmung mit den jüdischen Religionsbüchern ihren apologetischen Absichten zu statten kam. Syncellus benutzte es in chronologischer Hinsicht, wie auch schon vor ihm geschehen war, urtheilte aber über das Mythische darin sehr ungünstig. Die Fragmente des Berosos sind gesammelt worden von Jos. Scaliger hinter s. Werke de emendatione temporum und am vollständigsten in *J. A. Fabricii* bibliotheca graeca vol. 14. p. 175. sqq. ält. Ausg. — Wegen der spätern verschiedenartigen Fragmente in Annius Samlung ist zu vergleichen Annius v. Viterbo (Enc. Th. IV. S. 183). (*Wachler.*)

Berosus, Käfergattung, s. Hydrophilus luridus.

BERQUEN, Bergen, Berghen, Berken (Ludwig v.), geb. zu Brügge im 15. Jahrh., entdeckte, noch sehr jung, durch Zufall ein Mittel Diamanten zu schleifen. Er bemerkte nämlich, daß zwei Diamanten, an einander gerieben, sich angriffen, legte nun welche auf einen Kitt, rieb sie an einander, und sammelte das daraus entstehende Pulver, mittelst dessen er rohen Diamanten Politur geben konte. Nachher erfand er noch eiserne Räder zu diesem Behuf, und konte nun die Diamanten nach Belieben schleifen. Für Karl den Kühnen, Herzog von Burgund, schliff er im J. 1475 einen Diamant, den die Eidgenossen im J. darauf in der Schlacht bei Granson erbeuteten, und der nachher an die Fugger in Augsburg verkauft wurde. (*H.*)

BERQUIN (Louis de), ein Edelmann aus der Provinz Artois, geb. um 1489, hatte seinen Namen von einem Dorfe, dessen Besitzer er war. Er stand wegen seiner ungemeinen wissenschaftlichen Ausbildung, Sittenreinfalt und wegen seines edeln Charakters am französischen Hofe in Ansehen, und erhielt von Franz I. den Titel eines königl. Raths. Die Reformation, welche in Teutschland einen glücklichen Fortgang gewann, weckte den Prüfungsgeist des nachdenkenden Mannes, und seine Äußerungen verriethen, daß er ihr Beifall schenkte. Freimüthig sprach er gegen Mönche und Scholastiker, griff manche kirchliche Ausdrücke und Andachtsübungen öffentl. an, und behauptete unter andern, man dürfe die Jungfrau Maria nicht, wie es schon lange üblich war, die Mutter der Barmherzigkeit, die Königin des Himmels, unsre Hofnung und unser Leben nennen — Ausdrücke, die man nur von dem Erlöser der Welt gebrauchen sollte. Er wurde deswegen 1523 als Begünstiger des Lutherthums beim Parlamente angeklagt, ins Gefängniß geworfen, aber auf unmittelbare Verwendung des Königs wieder in Freiheit gesetzt. Ohne sich durch die Drohungen seiner Feinde abschrecken zu lassen, begab er sich nach Amiens, und fuhr fort, seine bessern Überzeugungen bekant zu machen und zu verbreiten. Da er mit Erasmus von Rotterdam, diesem Gegner der Mönche und Verächter der scholastischen Theologie, in freundschaftlichen Verhältnissen stand, so übersetzte er einige Schriften desselben ins Französische, und gab selbst mehre heraus, die zur Erbauung seiner Mitbürger dienen sollten, als: Le vrai moyen de bien et catholiquement se confesser, opuscule fait premièrement en latin par Erasme, et depuis traduit en français. Lyon 1542. in 16. Le chevalier chretien. 1542. in 16. nach Erasmus Enchiridion militis christiani u. a. m. Die Sorbonne bewirkte deswegen 1526 seine abermalige Verhaftung, und drang darauf, daß er gerichtlich angehalten werden sollte, seine Ketzereien abzuschwören, und sich aller fernern Verbreitung derselben zu enthalten. Sie beklagte sich zugleich darüber, daß Berquin und seine Freunde außerdem noch Melanchthons und Carlstadts Schriften, von welchen die erstern, besonders sein dogmatisches Lehrbuch, wegen ihrer einnehmenden Schreibart, weit gefährlicher waren, als Luthers eigene, in ganz Frankreich zu verbreiten trachteten. Das Urtheil des Parlaments verdamte nunmehr Berquins Schriften zum Feuer, ihn selbst aber, daß er seine Irthümer widerrufen und sich den vorgeschriebenen kirchlichen Strafen unterwerfen, widrigenfalls aber verbrannt werden sollte. Allein durch Verwendung der Königin Mutter, wie man glaubt, wurde der Proceß von neuem untersucht, und da inzwischen Franz I. aus Spanien zurückkam, so bewirkte dieser noch ein Mal die Loslassung des Gefangenen. Ermuthiget durch den abermaligen Sieg, sprach und schrieb Berquin noch freimüthiger, ohne die Erinnerungen seines Freundes Erasmus zu achten, der ihm rieth, entweder zu schweigen, oder das Königreich zu verlassen. Da er fortfuhr, die Sorbonne zu bekämpfen, und besonders ihrem ungestümen Syndicus Bedda viele Irthümer zur Last legte, so wurde er zum dritten Mal verhaftet, und nun bewirkten seine Feinde den gerichtlichen Ausspruch, daß

seine Bücher verbrannt werden, er selbst seine Irthümer abschwören, und, nachdem ihm die Zunge durchstochen worden, auf Lebenslang in ein Gefängniß eingeschlossen werden sollte. Berquin protestirte gegen diesen Urtheilsspruch, appellirte an den König und den Papst, und war durchaus zu keinem Widerrufe zu bewegen. Da er fortfuhr, kühn und hartnäckig seine Meinungen zu vertheidigen, so wurde er zum Feuertode verurtheilt, den er am 17. April 1529 auf dem Greveplatze zu Paris mit kaltem Muthe erduldete. Beza meinte, Berquin wäre für Frankreich geworden, was Luther für Teutschland war, wenn er an Franz I. einen eben so beharrlichen Beschützer gefunden hätte, als Luther an dem Kurfürsten von Sachsen †). (*Baur.*)

BERQUIN (Arnauld), zubenahmt **l'ami des enfans**, wurde 1749 *) zu Bordeaux von rechtlichen Ältern geboren. Er bildete sich in seiner Vaterstadt für die Wissenschaften und ging darauf 1772 nach Paris, wo er besonders das Studium der schönen Redekünste fortsetzte und in der Folge als amtloser Schriftsteller gelebt zu haben scheint. Im J. 1774 trat er zuerst mit Idyllen auf, die größtentheils den teutschen Mustern Geßner's nachgeahmt waren. Sie wurden mit vielem Beifall aufgenommen und gründeten seinen literarischen Ruf; schon im folgenden J. 1775 erschien eine neue Auflage und in demselben Jahre ließ B. eine zweite Samlung nachfolgen, die bald darauf nochmals, mit der ersten zusammen gedruckt wurde. Weniger Erfolg hatte sein ebenfalls 1774 erschienener Pygmalion, die verfiffirte Nachahmung einer Scene von Rousseau; man vermißte in dieser Bearbeitung die Kraft und Wärme des Urbildes. 1776 gab B. Romanzen heraus, zum Theil Nachahmungen Goldsmiths u. a. englischer Dichter; sie vermehrten seinen Ruhm, und eine derselben, von sanft rührendem elegischen Inhalt, überschrieben Plaintes d'une femme abandonnée par son amant gehört zu den bekantesten und beliebtesten französischen Gedichten dieser Gattung. Nach verschiednen andern literarischen Versuchen betrat B. die Laufbahn des Jugendschriftstellers, auf welcher er sich den ausgezeichnetsten Beifall erwarb, durch seinen Ami des enfans, der 1782 und 1783 zuerst in monatlichen Heften erschien, woraus nachher 4 Bände wurden. Auch bei dieser Arbeit folgte er einem teutschen Urbilde, dem Kinderfreund unsers Weiße; doch war Berquin weder bloßer Übersetzer, noch sklavischer Nachahmer; er hat das Gelieben in seinem eignen Geiste wiedergegeben, und nach der Überzeugung der Franzosen sein Vorbild übertroffen. Die französische Akademie erklärte 1784 den Kinderfreund für die nützlichste der im Laufe eines Jahrs erschienenen Schriften, und er behauptete wenigstens unter den pädagogischen Erzeugnissen jener Periode den unbestrittenen Vorzug. Auf der betretenen Bahn eifrig fortschreitend lieferte er 1784 eine Fortsetzung des Kinderfreundes unter dem Titel: Ami des adolescens, 1787 eine Introduction familière à la connaissance de la nature (eine Nachahmung des Englischen der Miß Trimmer), 1790 eine Bibliothèque des villages und 1791 ein livre de famille, sein letztes Werk. Auch seine beiden Romane Sandfort et Merton und le petit Grandison, beide 1787 abgedruckt, haben eine pädagogische Tendenz. Einigen Nachrichten zufolge befand sich B. beim Ausbruch der französischen Revolution in England. Im Laufe derselben schrieb er mit Grouvelle, Ginguené u. a. eine Feuille villageoise, adressée chaque semaine à tous les villages de la France, pour les instruire des loix, des decouvertes etc. qui interessent tout citoyen, Paris 1790 und nahm Theil an der Redaction des Moniteur. Er starb zu Paris an einem Faulfieber am 21. Dec. 1791, im 43. J. Sein Charakter war sehr sanft und liebenswürdig, aus seinen Schriften spricht der Freund der Tugend. Seine Schreibart ist leicht, gefällig und korrect und er wußte sich sehr glücklich zu dem Fassungskreise der Jugend herabzulassen. Außer den schon angeführten Schriften hat er auch einige Dramen, z. B. la soeur Maman, les jeunes officiers u. a. geschrieben; kleinere Gedichte von ihm enthält der Almanach des Muses vom J. 1774 an. Die öftern Ausgaben seiner Werke geben den Beweis, daß er zu den beliebten Schriftstellern seiner Nation gehörte. Außer den Oeuvres choisies 1794, 4 Bände in 12, hat man mehre vollständigere Samlungen, wovon die erste zu Paris 1796 in 16 Bänden mit mehr als 60 Kupfern, in 18., eine andere daselbst 1802. in 10 Bänden mit 193 Kupfern und dem Bildniß des Verfassers, eine dritte von Renouard besorgte 1803 in 20 Bänden, in 12 oder 18, erschien, andrer nicht zu gedenken. In Teutschland wurden seine Werke Leipzig 1797 nachgedruckt; eine teutsche Übersetzung derselben, deren erster Band zu Pirna 1798 erschien, ist nicht beendigt worden **). (*Rese.*)

BERRE, Stadt in dem Distr. Aix des franzöf. Dep. Rhonemündung (Br. 43° 32′ L. 22° 52′), am gleichn. See mit 1800 Einw., die sich von der Fischerei und Salzschlämmerei nähren. Der See hat 10 bis 12 Stunden in Umfange und wird durch eine sehr schmale Meerenge, die sich mitten durch die Stadt Martigue zieht, daher er auch wol der See von Martigue genant wird, mit dem Meere in Verbindung gesetzt. Mitten durch den See läuft ein Damm, von dem man glaubt, daß er von Cajus Marius errichtet sey; man nent ihn in der Gegend Cajon. Der See liefert viel Salz, aber die Umgegend ist sehr ungesund. Das Gebiet von Berre bringt herrliches Öl hervor, das als Aixer verkauft wird. (*Hassel.*)

Berretini, s. Petr. v. Cortona.

BERREUTH, Rittergut im Amte Dippoldiswalde im meißner Kreise des Königreichs Sachsen, liegt in ei-

†) *Erasmus* in epist. Lib. XXIV. ep. 4. lib. XXX. ep. 44 et 48. etc. *Beza* hist. eccles. Lib I. *Bayle* Dictionn. *Crevier* hist. de l'univers. de Paris. T. V, 169. 205.

*) Sein Geburtsjahr scheint nicht außer allem Zweifel zu seyn, wenigstens sagt die Biographie nouvelle des Contemporains, er sey vers 1749 geboren.

**) Sein Leben steht vor der Samlung seiner Werke vom J. 1802. Vgl. die Biographie nouvelle des Contemporains par Arnault, Jay, Jouy, Norvins et autres Tome II.; Erfch gelehrtes Frankreich; Archenholz Minerva 1792 Stck. 5.

nem herrlichen Thale, hat eins der schönsten Schlösser und eine bedeutende Garnbleiche. (*Engelhardt.*)

BERRUGUETE (Alonso), gebürtig von Paredes de Nava, studirte zuerst zu Florenz, und begab sich von da nach Rom, um die Werke des Michelangelo, und die alten Kunstwerke genau kennen zu lernen. Hinlänglich ausgestattet mit Kenntnissen, kehrte er in sein Vaterland zurück, und machte sich durch seine Gemälde, Bildhauerarbeiten, und Entwürfe zu Gebäuden so berühmt, daß ihn Karl V. zu seinem Kammermaler und obersten Aufseher der Gebäude, wie auch zu seinem Kammerdiener ernante. Es ist zu bewundern, welche Menge Arbeiten dieser große Künstler verfertigte. Er war der Erste, der die Kentnisse der Anatomie in seinem Vaterland auf richtige Grundsätze führte, und ihm gelang es, den rohen Geschmack der in allen drei Künsten herrschte, durch einen Bessern zu verdrängen. Zu Valadolid und Toledo, sieht man erstaunungswürdige Kunstwerke, sowol der Sculptur, als Malerei von ihm. Er starb zu Toledo 1561, reich und geehrt als Herr von Ventosa, einem Landsitze nicht weit von seiner Vaterstadt †). (*Weise.*)

BERRUYER (Joseph Isaac), Jesuit, geb. den 7. Nov. 1681 zu Rouen, aus einer adeligen Familie. Er studirte bei den Jesuiten, und dankte seine Bildung vornämlich dem gelehrten, aber paradoxen, Pater Hardouin, der so viele literarische Denkmale aus dem Alterthume für unecht erklärte, eine neue Zeitrechnung einzuführen suchte, und überhaupt die Geschichte durch Zweifelsucht verwirrte. Berruyer zeichnete sich ebenfalls in dem Orden durch seine Kentnisse aus, lehrte viele Jahre in verschiedenen Ordensschulen die Humaniora, begab sich zuletzt in das Profeßhaus zu Paris, und starb daselbst den 18. Febr. 1758. Eine weit verbreitete Sensation veranlaßte dieser Jesuit, durch seine seltsam modernisirte Geschichte des jüdischen Volkes *). Berruyers Absicht bei Herausgabe dieses Werkes war, die biblische Geschichte zu einem angenehmen Lesebuche für die heutige Welt zu verarbeiten, oder die Bibel zu modernisiren; eigentlich aber verwandelte er dieselbe in einen Roman, in dem nicht allein der nationale orientalische Geist und Charakter gänzlich verloren ging, sondern auch vieles Anstößige beigemischt wurde, so daß es fast daß Ansehn gewann, es sey dem Verfasser hauptsächlich um den Beifall der Freigeister und Bibelspötter zu thun gewesen. Insbesondere schaltete er eine Menge von witzigen Ausfüllungen der Geschichte ein, gab von den Abenteuern und Liebeshändeln seiner Helden eine sehr leichtfertige und üppige Darstellung, erlaubte sich viele unanständige Ausdrücke, Vorstellungen und Gemälde, benahm den Weissagungen von Christo fast alle Kraft, verwarf mit seinem Lehrer Hardouin die gewöhnliche Zeitrechnung und alle auswärtigen Geschichtschreiber als untergeschoben, und wurde noch auf manche andre Art anstößig. Allein die lebhafte Phantasie des Verfassers, sein Witz, die Leichtigkeit und Gewandtheit der Darstellung und die Anmuth des Vortrags verschaften dem Werke eine Menge Leser, und es ist wol nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß kein neuerer Schriftsteller mehr beigetragen hat, eine seichte Würdigung und Verachtung der Urkunden des Christenthums zu befördern, als dieser Jesuit. Jemehr aber sein Werk, besonders die Bearbeitung des alten Testaments**), bei einem zahlreichen Publikum Beifall fand, und gleichsam Lieblingslektüre wurde, um so nachdrücklicher war von andern Seiten die laute Misbilligung einer solchen Profanirung des Heiligen und Ehrwürdigen. Der General des Jesuitenordens, erschrocken über das gegebene Ärgerniß, ließ das Werk durch vier jesuitische Kunstrichter prüfen, und auf seinen Befehl mußte in einer neuen Ausgabe vieles verbessert oder weggelassen werden, allein es hörte darum nicht auf, ein in hohem Grade anstößiges Werk zu seyn. Deswegen wurden zu Rom von der Kongregation des Index Dekrete dagegen herausgegeben, und mehre französische Bischöfe sprachen das Verdammungsurtheil über den Verfasser und sein Werk aus ***). Selbst der gelehrte Jesuit Tournemine schrieb gegen seinen Ordensbruder, und verlangte von den Vorstehern der Gesellschaft die Unterdrückung einer so höchst anstößigen Arbeit. Berruyer wurde zwar zu einer Retractation

†) Eine ausführlichere Beschreibung der Werke dieses Meisters, s. b. Velasco, Übers. S. 9. und Fiorillo Geschichte d. M. Band 4, S. 74.

*) Die erste Ausgabe dieses Werks, die unter dem Titel: Histoire du peuple de Dieu, depuis son origine jusqu' à la naissance du Messie, tirée des seuls livres saints, ou le texte sacré des livres de l'ancien Testament, reduit en un corps d'histoire. Paris 1728. Vol. VII. 4. oder Vol. X. 12. erschien, ist selten, weil in der folgenden vieles Anstößige ausgelassen worden ist; die sechste, 1734 erschienene, kastrirte Ausgabe, hat mancherlei Zusätze, welche auch besonders gedruckt wurden, unter dem Titel: Supplément à la première édition de l'hist. du peuple de Dieu, tirée de la nouv. ed. de 1734, contenant la suite des propheties de l'anc. Test., l'histoire de Job, les cartes, des sommaires chronologiques et une table. Par. 1734. 4. Die achte Ausgabe erschien ebendas. 1738. in 7 Quartbänden, auch noch öfter in 12. Die Fortsezung des Werks hat den Titel: Histoire du peuple de Dieu, depuis la naissance du Messie jusqu' à la fin de la Synagogue. à la Haye (eigentlich Paris) 1755. Vol. IV. 4., auch 1758. Vol. VIII. 12.; und der Schluß: Histoire du peuple de Dieu, ou paraphrase litterale des epitres des Apôtres, d'après le commentaire latin du P. Hardouin. à la Haye (Paris) 1757. Vol. II. 4.; 1758. Vol. V. 12. Ein Auszug aus dem ersten Werke von dem Jesuiten Bern. Mahy, wurde 1742 zu Lüttich in 3 Oktavbänden gedruckt, auch wurde dasselbe ins Italiänische übersezt von Franc. di Canziano Franceschini, Venedig 1741; ins Spanische von dem Pater Espinosa, Madrid; ins Polnische von dem Fürsten Mich. Wiesnowiecki, Warschau 1748.

**) Die Bearbeitung des neuen Testaments ist zwar in demselben Geiste und mit derselben Tendenz, aber mit weniger Eleganz und Feuer abgefaßt; desto reicher aber ist diese Fortsezung an breiten und geschraubten Reflexionen. Die Paraphrase litterale, die erst nach dem Tode des Verfassers ausgegeben wurde, und an der am wenigsten zu tadeln ist, enthält eine paraphrastische Erklärung der apostolischen Briefe, wobei die lateinische Auslegung Hardouins zum Grunde gelegt wurde.

***) Die Censuren der Bischöfe Colbert von Montpellier, Fitz-James von Soissons, des Erzbischofs Ant. de Malvin de Montazet von Lyon, des Erzbischofs Beaumont von Paris u. a., auch die Erklärungen der Sorbonne, sind besonders gedruckt. Beaumonts Censur steht auch in den Beiträgen von alten und neuen theol. Sachen 1754. S. 412, und das Judicium revisorium in collegio rom. societat. Jesu, ex MS. publicatum cura et observatt. Magni Crusii ist abgedr. in den Parergis Gottingens. (1736. 8.) T. I. Lib. I. p. 81—93. Der Erzbischof von Wien, Kardinal Migazzi, nante Berruyers Hist. ein impium et scelestum opus, s. Nova acta hist. eccles. Bd. 10. S. 799. Andre Gegen-

gezwungen, fand aber an seinem Freunde Dupré einen Vertheidiger seines Werks gegen Tournemine; viele andere Theologen hingegen nahmen die Partie des letztern, sprachen den Fluch über des Berruyer Unternehmung aus, und nanten ihn einen läppischen, weibischen und schädlichen Schriftsteller, einen Verfälscher der heil. Schrift, und einen Schwärmer, der unsinnige Systeme schmiede, u. dgl. Benedikt XIV. verdamte das Werk 1758 als ein Buch, worin falsche, verwegene, ärgerliche und der Ketzerei ähnliche und günstige Sätze enthalten wären, und selbst unter Klemens XIII., diesem großen Freunde der Jesuiten, verdamte 1759 die Kongregation der Inquisition zu Rom zwei Schriften, welche Berruyers Werk begünstigten. Auch zu Venedig ward das Buch, samt dessen Vertheidigungen, 1760 verdamt und verboten, und eben dieses geschah 1763 auf einer zu Utrecht gehaltenen Synode. Aber alle kirchlichen Verdammungsurtheile und gelehrte Bestreitungen konten bei einem Theile des Publikums Berruyers Werk nicht um seinen Kredit bringen, das, gerade seiner Frivolität wegen, noch jetzt seine Leser und Vertheidiger findet †). (*Baur.*)

BERRY, 1) Eine Provinz des vormaligen Frankreichs, die von la Marche, Touraine, Poitou, Blaisois, Sologne, Orleanais, Gatenais, Nivernais und Bourbonnais umgeben war, in Ober- und Niederberry abgetheilt wurde und den Titel eines Herzogthums führte, das 1465 mit der Krone konsolidirt ist. In der Folge wurden wol nachgeborne Prinzen vom königl. Geblüte mit dem Titel eines Herzogs von Berry beliehen. Bei der Revolution ist die Provinz unter die Departemente Indre und Cher vertheilt. 2) Eine Inselgruppe, die zu den Bahamas gehört und unter 25° 28′ Br. und 280° 50′ L. im N. W. von New-Providence belegen ist; im S. scheidet sie ein Kanal von dem Floridastrom. Sie hat keine Einw. (*Hassel.*)

BERRY (Karl Ferdinand von Artois, Herzog von), Sohn von Frankreich, der zweite Sohn des Grafen von Artois (jetzt Monsieur) und der Maria Theresia von Savoyen, war den 24. Januar 1778 zu Versailles geboren. Der Name dieses Fürsten gehört der Geschichte an, nicht weil sein Leben thatenreich war, sondern weil sein Tod durch Mörderhand dem Throne des Hauses Bourbon und der monarchischen Gewalt in Frankreich neue Festigkeit gab. Der Herzog von Berry war nämlich der dritte unter Ludwigs XVIII. Thronerben, und auf ihm beruhte die Hofnung der Fortdauer des alten Königstammes. Darum zückte der politische Wahnsinn eines Verruchten den Dolch gegen ihn, und der Herzog fiel als das fünfte Opfer [1]), welches die Revolution den Bourboniden entriß; aber Abscheu und Entsetzen ergriffen das Herz von Frankreich und kehrten es um in Liebe gegen das Haus seiner Könige. Zwar reisten gegenseitige Vorwürfe von Beschuldigungen nur zu sehr wieder auf die alte Erbitterung der Parteien; aber zahlreicher und entschlossner als je erhoben sich die Freunde des Königthums für den Schutz des Thrones, und es gelang der Regirung, ihre Macht durch einstweilige Beschränkung der verfassungsmäßigen Freiheit der Rede und der Personen zu verstärken.

Schon als Knabe zeigte der Herzog von Berry, der, nebst seinem ältern Bruder, dem Herzog von Angoulême, vom Herzog von Serrent erzogen wurde, viel Geistesgegenwart und einen sichern Takt in würdevoller Haltung. Im J. 1791 folgte er seinem Vater nach Turin, und im J. 1792 zu dem Heere der Ausgewanderten, das unter dem Herzoge von Condé am Rheine stand, und bei welchem sein Vater ein Corps Reiterei befehligte. Der Herzog von Berry wohnte einigen Feldzügen bei, und erwarb sich die Liebe der Soldaten; doch war er zu jung, um Gelegenheit zu haben, sich auf andre Art auszuzeichnen, als durch guten Willen und persönlichen Muth [2]). Da er auch an den spätern politischen Verhandlungen und Ereignissen keinen Theil nahm, so bietet sein Leben in militärischer und politischer Hinsicht dem Geschichtschreiber wenig Stoff dar. Das Schicksal, welches er mit seinem Hause trug, störte die reinere Entfaltung seiner natürlichen Milde und Gutmüthigkeit. Er hatte in dem Feldlager unter den französischen Ausgewanderten zu sehr den Geist dieser seiner Waffengefährten angenommen, so daß sein Äußeres einen rauhen Anstrich erhielt, und es ihm späterhin schwer wurde, mit derjenigen Schonung und Mäßigung gegen diejenigen zu verfahren, die er lange Zeit als seine Feinde zu betrachten gewohnt gewesen war [3]). Ein solcher Charakter fügte sich nur widerstrebend in das weisere System, welches Ludwig XVIII. befolgte. Darum beurtheilte ihn, während seines Lebens, ein Theil der Franzosen ungünstig; doch ließen alle seinem Sinne für Freundschaft, der Gutmüthigkeit mit welcher er manchen Ausbruch ungestümer Lebhaftigkeit wieder gut zu machen suchte, seinen Gesinnungen als

schriften sind: Observations theologiques et morales sur le livre du P. Berruyer, intitulé: Hist. etc. . . Vol. II. 12. Lettere theologiche (dell' Ab. Gaultier) sopra la seconda parte dell' istoria del popolo d'Iddio. Roma 1759. Vol. II. 8. Von dem ganzen Werke s. Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern 7. Th. 236 — 256. †) Querelles littéraires T. II. 17. oder Anekdoten zur Geschichte der Gelehrten 5. Th. 18. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV. Die Heinsiusische Kirchenhist. 4. Th. 654. Nova acta hist. eccles. 4. Bd. 799. Samlung der neuesten Schriften, welche die Jesuiten in Portugal betreffen. 2. B. 484. 4. Bd. 185. Schröckh's Kirchengesch. seit der Reform. 7. Th. 181. Henke's Gesch. der christl. Kirche 5. T. 149. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. 57.

1) Vor dem Herzog von Berry waren Ludwig XVI. dessen Gemalin Marie Antoinette, dessen Schwester Elisabeth und der Herzog von Enghien — den fünftern Mächten der Revolution als Opfer gefallen.

2) Siehe des Generallieutenants Ecquevilly, Pairs von Frankreich, Campagnes du Corps sous les ordres du Prince de Condé. 3 vol. Paris 1818. 3) Diesen Theil seines Lebens übergeht der Biograph des Herzogs von Berry, der Vicomte de Chateaubriand in seinen Mémoires, lettres et pièces authentiques touchant la vie et la mort de S. A. R. Msgr. Charles Ferdinand d'Artois, Duc de Berry. Paris 1820. 2 Edit. Diese historische, oft rednerische Schilderung enthält zugleich eine Übersicht der Schicksale der königlichen Familie, während der Zeit ihrer Emigration. Chateaubriand erwähnt unter andern Geschichtlichkeiten des jungen Herzogs von Berry, auch seine Kunst wilde Rosse zu bändigen, und macht dabei die Bemerkung: „Geschöpfe Gottes, die an sich so edel sind, daß sie ihren Namen der ausgezeichnetsten, tapfersten und großmüthigsten Klasse der menschlichen Gesellschaft (den Chevaliers) gaben."

Mensch und seinem Heldenmuthe im Tode Gerechtigkeit wiederfahren. Der Herzog von Berry war wohlthätig; er war ein treuer Ehegatte und ein zärtlicher Vater. Von seinem Einkommen, das die Civilliste auf anderthalb Millionen Franken bestimt hatte, machte er den edelsten Gebrauch.

Nach der Auflösung des Condé'schen Heeres lebte er bei seinem Vater in Rußland, und trat im J. 1800 als Chef du regiment noble de Berry in die Dienste des Kaisers Paul; allein schon im J. 1801 mußte er eine Freistatt in England suchen, wo er abwechselnd in London und bei seinem Oheim Ludwig XVIII. in Hartwell lebte. Hier fand er dreizehn Jahre lang keine Gelegenheit, zur Wiederherstellung des Hauses Bourbon thätig mitzuwirken. Zwar überredeten ihn im J. 1813, einige Franzosen, die wahrscheinlich heimliche Späher seyn mochten, sich nach den Küsten der Normandie einzuschiffen, um sich daselbst an die Spitze von 40,000 bewaffneten Franzosen zu stellen; allein er ward noch zu rechter Zeit gewarnt, daß dies eine Schlinge seyn könne, um ihn gefangen zu nehmen. Endlich im J. 1814, öfneten die Heere der Verbündeten seinem Vater (von Basel her d. 28. Februar) und seinem Bruder (im Januar von der Seite der Pyrenäen) den Weg nach Frankreich. Hierauf landete der Herzog von Berry mit der Fregatte Eurotas den 13. April zu Cherbourg, und hielt am 21. seinen Einzug in Paris, wo sich sein Vater bereits befand. Hier sowol, als auch später auf seinen Reisen in der Provinz bemühte er sich, nicht ohne glücklichen Erfolg, Soldaten und Nationalgarden für die Sache der Bourbons und noch mehr für seine Person zu gewinnen, indem er mit kluger Milde sprach und handelte, hier Almosen austheilte, dort Gefangne befreite, und Handelsleute, Fabrikanten und Künstler mit achtungsvoller Aufmerksamkeit behandelte. Vorzüglich beschäftigten ihn auf seinen Reisen im Innern des Reichs Heerschauen und Besichtigung der Festungen. Schon im Mai 1814 hatte ihn Ludwig XVIII. zum Generaloberſten der reitenden Jäger und Lanciers ernant. Im März des folgenden Jahres übertrug er ihm, als Napoleon von Elba aus in Frankreich gelandet war, den Oberbefehl über alle Truppen in und um Paris; allein diese verließen die Fahne des Königs, und der Herzog konte sich vom 19. zum 20. März, nebst den Haustruppen, nur mit Mühe, indem er zu Bethüne während des Mittagsessens beinahe gefangen worden wäre, nach Gent zum König zurückziehen. Er unternahm hierauf zu Aloſt die Bildung eines Heeres von Royalisten, und führte persönlich die Unterhandlungen des Königs mit dem Hofe zu Brüssel. Nachdem die Schlacht bei Waterloo Napoleons Schicksal am 18. Junius entschieden hatte, verließ Ludwig XVIII. am 22. Juni Gent, um den verbündeten Heeren nach Paris zu folgen. In seiner Begleitung befanden sich der Graf von Artois und der Herzog von Berry an der Spitze der kleinen königlichen Truppenschaar. Nach ihrem Einzuge in Paris am 8. Juli, legte der Herzog den Oberbefehl über die Haustruppen nieder. Bald darauf wurde er zum Präsidenten eines Wahlcollegiums der nördlichen Departements ernant, und am Tage der Eröffnung der Kammern, am 7. Oct., legte er vor dem Könige den Eid ab, der Constitution und den Gesetzen des Königreichs treu zu seyn. Unmittelbar nachher trat er aus dem öffentlichen Leben ganz zurück. Im folgenden Jahre vermälte er sich durch Procuration den 23. April zu Neapel und den 17. Juni zu Paris mit der ältesten Tochter des Erbprinzen von beiden Sicilien, Karoline Ferdinande Luise; allein die Hofnung, einen Erbfolger zu erzeugen, schien nicht in Erfüllung zu gehen. Zwei Kinder starben bald nach der Geburt, und das dritte, eine Tochter, Luise Marie Therese von Artois, mademoiselle de France, geboren d. 21. Sept. 1819, war noch nicht 5 Monate alt, als ihr Vater durch Meuchelmord umkam. Ein Sattler, Namens Louis Pierre Louvel, hatte, von fanatischem Hasse gegen die Bourbons erfüllt, schon seit 1814, die Absicht, den Stamm von Frankreichs Königen zu vertilgen, in seiner verschlossenen Brust gehegt. Endlich fand er den längst gesuchten Augenblick zur That. Am 13. Februar 1820, Abends um 11 Uhr, verließ der Prinz die Oper, um seine Gemalin, die früher sich wegbegeben wollte, zu dem Wagen zu führen. Sie war eingestiegen, und ihr Gemal im Begriff, in das Haus zurückzugehen, als Louvel mit Blitzesschnelle durch die Wache und die Adjutanten herbeistürzte und dem Herzog einen Dolch mit solcher Gewalt in die rechte Seite stieß, daß derselbe bis zum Schaft darin stecken blieb. Mit dem Schrei: „Ich bin verwundet," sank der Herzog um. Seine Adjutanten führten ihn in den Salon der Loge des Königs. Er selbst hatte sich den Dolch aus der Wunde gezogen und ihn seinem Oberstallmeister, dem Grafen Menars, zugestellt. Unterdessen war der Mörder entsprungen, wurde aber bald eingeholt, und in die Wache des Opernhauses gebracht, wo der Minister Decazes das erste Verhör mit ihm anstellte.

Als der Herzog, der nur kurze Zeit sein Bewußtseyn verloren hatte, sah, daß alle Hilfe vergebens war, erwartete er den Tod mit einer Fassung voll Kraft und Frömmigkeit. Er umarmte seine Tochter mit den Worten: Mögest du glücklicher werden, als dein Vater war. Seine in Schmerz aufgelöste Gemalin erinnerte er an die Sorge für das Pfand, das sie unter ihrem Herzen trage [4]). Dann ließ er die beiden Töchter, welche er vor seiner Vermälung mit einer Engländerin in London erzeugt hatte, rufen, und empfahl sie seiner Gemalin [5]); hierauf beichtete er, ergab seinem Mörder, und empfing die Sacramente. Bei seinem Tode, der am 14. Febr. um 6 Uhr 35 Minuten des Morgens erfolgte, war der König zugegen, welcher unter allen Mitgliedern der königlichen Familie die größte Fassung zeigte. Der Körper wurde neun Tage lang in einem Saale der Galerie des Louvre

4) Ménagez-Vous pour l'enfant, que Vous portez dans Votre sein. 5) Wie öffentliche Blätter erzählen, hat die verwittwete Herzogin von Berry im Jahre 1821, die natürlichen Kinder ihres Gemals, zwei sehr schöne junge Mädchen, zu sich nach St. Cloud berufen, und ihnen die frühere Versicherung wiederholt, daß sie nach dem Tode ihres Vaters eine Mutter an ihr finden sollten. Wie es heißt, wird die älteste Tochter mit einem Herrn von Poſſini, aus einer alten dem Hause Savoyen verwandten Familie, vermählt werden, und ihm an anderthalb Millionen Franken zubringen.

aufbewahrt, hierauf (den 22. Febr.) in die Kapelle des heiligen Ludwig in der Begräbnißkirche der Könige von Frankreich zu St. Denis gebracht, und am 14. März feierlich beigesetzt [6]).

Ganz Frankreich trauerte; aber die Parteisucht und der Argwohn wollten Mitschuldige entdecken. Man klagte die Anhänger des liberalen Systems [7]) selbst den Minister Decazes, ihrer Meinung wegen, gleichsam solidarisch als Mitverbrecher an. Die Untersuchung zeigte zwar den Ungrund solcher Beschuldigungen; allein die Gemüther blieben aufgeregt. Der öffentliche Schmerz jedoch erhöhte die Theilnahme an der Erhaltung des Thrones, und es gelang den Ministern, obwol nach langen und stürmischen Meinungskämpfen, die schon vorher entworfenen und am 15. Febr. den Kammern vorgelegten Ausnahmegesetze, welche die Preßfreiheit und die persönliche Freiheit beschränkten, so wie ein neues Wahlgesetz in die constitutionelle Verwaltung einzuführen. Dadurch ward zu gleich das Ministerium von Decazes gestürzt, und der Sieg des strengeren Royalismus über das liberale System vollendet. Ein Theil der Nation schien zwar diese neue Richtung des Regirungssystems nicht zu billigen; aber bald wandte ein frohes Ereigniß alle Herzen aufs neue mit begeisterter Liebe zu dem königlichen Hause hin. Die Herzogin von Berry wurde den 29. Sept. 1820 von einem Prinzen entbunden, der einst Frankreich zu regiren bestimt ist. Seines großen Ahnherrn, Heinrichs IV. eingedenk, gab ihm der König den Namen Heinrich, Herzog von Bordeaux [8]). (*Hasse.*)

(Als Anhang folgt hier der Art.) Louvel's Prozeß [9]). Louvel's fluchbelasteter Name tritt in die Reihe der Königsmörder, welche Frankreichs Jahrbücher entstellen, zu den Damiens, Jaques Clement, Châtel und Ravaillac; daher gehört folgendes aus der Geschichte seiner schwarzen That, zur Ergänzung unseres Berichts von dem Leben des unglücklichen Herzogs. Louis Pierre Louvel, geboren zu Versailles den 7. Oct. 1783, zeigte schon von Jugend auf eine finstre Gemüthsart. Wider die Sitte junger Franzosen, liebte er Arbeitsamkeit, Einsamkeit und Sparsamkeit; dabei war er sehr verschlossen und konte keinen Widerspruch ertragen. Er wechselte oft seine Meister, bei denen er als Sattler arbeitete, noch öfter seinen Aufenthalt. Fanatische excentrische Köpfe, wie er war, haben das Eigenthümliche, daß sie selten Andern ihre tollen oder blutgierigen Entwürfe mittheilen, oder in fremde Ansichten eingehen. Sie wollen durch ihre alleinige Kraft das Albernste wie das Gräßliche durchführen. Schon daraus folgt, was auch die Untersuchung bewies, daß Louvel keinen Mitschuldigen hatte. Seine Idole waren Napoleon und Frankreich. Er hatte ehemals unter der kaiserlichen Garde bei dem Artillerie-Fuhrwesen gedient. Zuletzt arbeitete er als Sattlergeselle in den königl. Ställen. Von dem Hasse gegen die Bourbons [10]) zu der fixen Idee getrieben, Frankreich von diesem Geschlecht zu befreien, brütete er in menschenfeindlicher Einsamkeit, ohne Freundschaft oder Liebe für ein andres Wesen zu fühlen, über seinen Mordplan, lebte mäßig, besuchte selten öffentliche Örter, und trank wenig Wein, damit nichts ihm sein furchtbares Geheimniß entlocke. In den Verhören zeigte er viel Ruhe; er sprach mit Leichtigkeit, doch drückte er sich gemein aus, und bewies bei gänzlichem Unglauben an Gottes Gerechtigkeit eine rohe Gefühllosigkeit. Stolz auf seine That, bereute er sie nicht, und schien beleidigt, wenn man ihn um seine Mitschuldigen befragte. Von Ravaillac sprach er mit Verachtung. Der sey nur das elende Werkzeug feiger Fanatiker gewesen. In seinem Prozesse, dessen öffentliche Führung der König der Pairskammer übertragen hatte, leitete die sorgfältigste Untersuchung, wo mehr als 50 Menschen verhaftet und über 1200 Zeugen abgehört wurden, auf keine Spur von Mitschuld. Der Verbrecher stand allein in

6) Das Einzelne der Begräbnißfeier enthält der Constitutionnel vom 23. Febr. und vom 14. März 1820. Als numismatisches Denkmal auf des Herzogs Tod erwähnen wir die von Leyêque in Paris geprägte Medaille, die auf der einen Seite das Bild des Herzogs, auf der andern die vom Herrn von Puymaurin verfaßte Inschrift hat:

Pugione
Percussus periit
13. Febr. 1820.
Gallia spem suam,
Conjunx amantem,
Milites ducem,
Pauperes patrem
Pardidere.

7) Der geistvolle Fiévée konte sogar im Conservateur sich des schiefen Ausdrucks bedienen: Le prince est tombé sous un poignard libéral. Der Deputirte Clausel de Coussergues erklärte laut am 14. Febr. und am 2. März, in der Kammer, daß der Minister Decazes durch seine Hinneigung zu den liberalen Ansichten, das Unglück herbeigeführt habe, und deswegen als Mitschuldiger förmlich anzuklagen sey. Einzele Schlechtgesinnte, die hier die That des Mörders priesen, dort gegen die Bourbons Schmähungen ausstießen, oder der schwangeren Herzogin von Berry durch Schreckmittel eine unzeitige Niederkunft zuziehen wollten, — wofern anders nicht hiebei geheime Ränke des Auespähungssystems mit im Spiele waren — können auf die öffentliche Stimme der Nation, wie sie die rechtlich gesinnten Männer von allen Parteien aussprachen, keinen Verdacht von Falschheit werfen. 8) Der vollständige Name des Prinzen ist: Henri-Charles-Ferdinand-Dieudonné d'Artois, Petit-fils de France.

9) Einen Aktenauszug aus seinem Prozesse hat der pariser königl. Advokat Méjan herausgegeben. S. dessen Histoire du procès de Louvel, assassin etc. T. I. II. Par. 1820. und die Histoire complète du procès de Louvel. 12 Livrais. Paris, chez Plancher. 1820. Die vom Staatsrath Bellart als Procureur général verfaßte Anklageakte vom 12. Mai 1820 enthält der Moniteur vom 3. Junius; aus ihr sind die einzelen Umstände, welche in andern Berichten abweichend erzählt werden, hier ausgehoben. Nach einer nicht verbürgten Nachricht soll die Hofdame der Herzogin, die Gräfin Berthier, den Dolch aus der Wunde gezogen haben. 10) Seine Erklärung war: „Qu'il n'avait été poussé que par la considération de l'intérêt public; — qu'il regardait tous les Bourbons comme les ennemis de la France; — que le projet de les assassiner tous ne l'avait pas quitté un seul instant depuis 1814; — que depuis 1815 il s'était attaché à M. le duc de Berry comme celui, sur lequel était fondé le principal espoir de la race. Ferner gestand er in den Verhören: Après avoir tué le duc de Berry, j'aurais tué le duc d'Angoulême, Monsieur, et ensuite le roi — Denn: „Suivant moi, les Bourbons font le malheur de la France. C'est mon avis du moins. Wenn er dies alles vollbracht, — setzte er hinzu — habe er sich der Justiz selbst ausliefern wollen. Übrigens nante er seine That ein Verbrechen: „mon horrible crime, mon cruel attentat." — „Je sais que j'ai commis un crime, mais suivant moi, dans mes idées, je me suis devoué à la nation."

seiner Nation, die ihn mit Abscheu von sich stieß. Am 5. Jun. hielt der Gerichtshof der Pairs seine erste Sitzung; unter den zahlreichen Zuhörern befand sich auch der persische Gesandte. Als öffentlicher Ankläger trat der Generalprocurator Bellart auf; Louvel's Anwalte, Bonnet und Archambault, suchten ihn als wahnsinnig darzustellen [11]); allein er selbst beantwortete jede Frage mit festem Gleichmuth und trotziger Besonnenheit. Nach Beobachtung aller Formen des Rechts wurde er am 6. Juni zum Tode verurtheilt, und am 7. Nachmittags um 6 Uhr auf dem Greveplatze durch die Guillotine hingerichtet. Nichts störte dabei die öffentliche Ruhe. — Aus der Geschichte des Prozesses selbst sind folgende Umstände bemerkenswerth. Louvel ward zu dem Körper des Ermordeten geführt. Er sah gleichgiltig mit festem Blicke und trocknem Auge auf ihn hin, und gestand, daß dies sein Werk sey. Über seine Reise nach Elba, die er bald nach der Rückkehr des Königs unternommen hatte, gab er folgende Erklärung: „Ich war voll Kummer über Frankreichs Leiden. Die Anwesenheit der fremden Heere brachte mich auf finstre Gedanken; ich überlegte mein Vorhaben hin und her; ich reiste um mich zu zerstreuen. Auf Elba habe ich weder Napoleon noch irgend Einen von seinen Umgebungen gesprochen. Mein furchtbares Vorhaben hatte keine Beziehung auf ihn. Ich allein habe es gefaßt, und mit Niemand davon gesprochen" [12]). — Die Frage des Präsidenten, ob, wenn ihn politischer Fanatismus zu seinem Verbrechen hingerissen, religiöse Gefühle nicht zu seiner Vernunft und zu seinem Gewissen gesprochen hätten, was er für eine Religion habe? antwortete er: „Ich bin Katholik oder Protestant, wie man will. — Die Religion steht in keiner Beziehung auf das Verbrechen, das ich begangen habe" [13]). — Da man glaubte, die Parteischriften und Zeitungsartikel der Liberalen hätten seinen politischen Fanatismus erzeugt, oder genährt, so ist auch in dieser Hinsicht seine Antwort bemerkenswerth: „In meiner Jugend las ich viel die Erklärung der Rechte des Menschen und die Constitution. Ich habe kein Pamphlet, keine Zeitung gelesen" [14]). —

Als das Verhör geendigt war und seine Anwalte gesprochen hatten, las auch Louvel, gegen den Rath seiner Sachwalter, eine von ihm selbst verfaßte Rede ab, worin er seine verbrecherischen Ansichten mit wildem Starrsinn zu wiederholen sich gefiel; denselben Trotz behauptete er bis zu seinem Tode [15]). Der Aumonier der Conciergerie, Abbé Montes, dessen geistlichen Beistand der Mörder anfangs zurückgewiesen hatte, unterhielt sich mit ihm am 6. Abends einige Stunden, und begleitete ihn im Wagen; doch schien Louvel wenig auf ihn zu hören, sondern warf gleichgiltige Blicke auf die versammelte, unermeßliche Volksmenge. Er starb gebrandmarkt durch das Urtheil der öffentlichen Meinung. — Die Geschichte wird einst zürnend bei dem finstern Namen Louvel verweilen, der furchtbar warnt, wohin ein verwildertes Gemüth, ohne Religion und Liebe, den trotzigen Willen eines finstern, in dem Hochmuth seines politischen Wahns verstockten Charakters führen kann. (*Hasse.*)

Berseba, s. Beerseba.

BERSMANUS (Gregorius) (so schreibt er sich selbst, nicht Georg Bersmannus), war geb. den 10. März 1538 (nicht 1536, wie Jöcher sagt, der auch den Fehler im Vornamen hat) zu Annaberg in Sachsen, wo sein Vater Heinrich B. Vorsteher der Armenkasse war. Von seinem 11. Jahre an, seit 1549 besuchte er die Fürstenschule zu Meißen, wo er, durch Anlagen und Fleiß sich auszeichnend, vorzüglich den Unterricht des berühmten Georg Fabricius genoß, der ihn wie einen Sohn behandelte, und besonders seine Liebe zur Dichtkunst beförderte, wie auch alle andre Lehrer ihn vor Andern liebten und auf alle Art in seinen Studien unterstützten. Eine vertraute bis an den Tod dauernde Freundschaft schloß er hier mit Simon Stenius, späterhin Prof. der Theologie zu Heidelberg, und Philipp Camerarius, Joachim's Sohne, nachmal. Rath und Syndikus in Nürnberg. Den Gesetzen der Schule gemäß blieb er hier 6 Jahr, bezog dann 1555 die Universität Leipzig, wo er, von Kurfürst August großmüthig unterstützt, Philosophie, Medizin, und unter Joachim Camerarius Philologie trieb, der ihn auch zu fortgesetzter Übung in der lateinischen Dichtkunst ermunterte. Nachdem er Magister geworden, unternahm er 1561, vorzüglich um sich in der Medizin zu vervollkommnen eine Reise, hörte in Strasburg den Philol. und Theol. Joh. Sturm, besuchte Paris, Lyon, Genf, hielt sich dann ein Jahr in Padua, wo er den Philol. Franc. Robortellus, den Philos. und Philol. Franc. Piccolomini, den Arzt, Philos. und Philol. Hieronymus Capivaccio, und

11) Bonnet nante Louvels Wahnsinn ce genre de folie particulière, que nos docteurs appellent *Monomanie* qui s'applique à un seul objet. 12) Louvels eigene Worte im öffentlichen Verhör vor dem Gerichtshofe der Pairs waren: Je n'ai point parlé à Napoléon, ni à personne qui lui fût attaché. L'horrible projet que j'ai formé n'avait aucun rapport avec lui. Je l'ai conçu seul; je n' en ai jamais parlé à personne. — Auf die Frage des Präsidenten, ob ihn Jemand zu seinem Verbrechen verleiten, ob er einen Vertrauten oder Mitwisser dabei gehabt habe, und ob er auf der Insel Elba in seinem schrecklichen Vorhaben bestärkt worden sey, erklärte er nochmals: Je n'ai jamais parlé à personne de mes projets; je les ai conçus seul, et qui que ce soit, n'en a eu connaissance. 13) Louvel war Katholik; allein er drückte sich über die deshalb an ihn gerichtete Frage so aus: Je suis catholique ou protestant; c'est selon. La religion n'a aucun rapport avec le crime que j'ai commis. Als man ihn zu dem Leichnam des Prinzen führte, und der kön. Procurator ihn fragte: Ne craignez-vous pas la justice divine? ne redoutez-vous point Dieu? erwiederte er: „Oh Dieu, ce n'est qu' un mot." — 14) Einer von den Pairs, der Marquis de Lally-Tolendal richtete durch den Präsidenten die Frage an ihn, quelles étaient, dans sa jeunesse, ses lectures habituelles? — *Louvel:* Les droits de l'homme et la constitution. — „Vous ne lisiez point de pamphlets? — Non. — „Ni de journaux? — Aucun. —

15) Das Urtheil erklärte Louveln des durch §. 87. des Strafcoder vorgesehenen Verbrechens für schuldig, und wendete die im §. 12. deffelben Coder ausgesprochene Strafe auf ihn an. S. die Allgem. Zeit. 15. Junius 1820, und den Constitutionnel vom 7. Junius. Nach der Allgem. Zeit. soll die Hinrichtung am 7. des Morgens um 6 Uhr erfolgt seyn. Allein der Constitutionnel sagt ausdrücklich, daß sie des Abends um 6 Uhr Statt gefunden habe. Die Führung des ganzen Prozesses war gesetzförmig und Louvel selbst bezeugte seine Zufriedenheit mit der ihm wiederfahrenen menschlichen Behandlung. Das Opernhaus, bei welchem die Mordthat geschehen war, ist seitdem niedergerissen worden, und eine auf dem Platze noch zu errichtende Denksäule soll die fluchwürdige That der Nachwelt anzeigen.

den Arzt und Philol. Victor Trincavela; 1 Jahr, 1564, in Ferrara wo er den Philos. und Philol. Vincent. Madius; auch in Bologna auf, wo er den Histor. und Philol. Carol. Sigonius hörte, kam aber nicht nach Rom und Neapel wegen der Krankheit seines Reisegefährten. Er erlernte zugleich die italiänische Sprache und erwarb sich durch seine Beredsamkeit und Gedichte große Achtung. Nach seiner Rückkehr 1565 lebte er erst eine Zeitlang in Wittenberg, wo er des Umgangs der dasigen Gelehrten genoß, bis ihn sein alter Gönner, Kurfürst August, als Lehrer nach Schulpforte berief. Seit 1568 hielt er wieder Vorlesungen in Wittenberg, ging 1571 als Professor der Dichtkunst nach Leipzig, und folgte hier 1575 seinem ehemal. Lehrer Joachim Camerarius in der Professur der griechischen und lateinischen Sprache. Die Gefahr von Seiten der Theologen [1]), die ihm vorhergesagt worden war, traf ihn bald wirklich; die Verfolgung der Kryptokalvinisten brachte Sachsen auch um diesen trefflichen Mann, und auch er fand, wie Kaspar Peucer, in Anhalt Schutz [2]). Dies geschah 1580, aber schon 1581 übertrug ihm, auf den Vorschlag des Rathes zu Zerbst, Fürst Joachim Ernst von Anhalt die Rectorstelle der vereinigten Schulen und des neu errichteten Gymnasium illustre daselbst, auf welchem 1582 am 30. Januar der Unterricht anfing [3]). Dreißig Jahre verwaltete er dieses Amt mit Ruhm und Segen, das durch ihn blühende Gymnasium ward auch von Ausländern zahlreich besucht, und er zog viele gelehrte und dem State nützliche Schüler. Er starb am 5. Oktober 1611 in seinem 73. Jahre an Steinschmerzen; sein Ende war fromm wie sein Leben, das durch Ehre und Ruhm und nicht minder durch Freundschaft und Liebe beglückt war, obwol er auch von Neidern und Verläumdern schon von Jugend auf zu leiden hatte. Zum Theil mochte er diese wol durch seine Freimüthigkeit und auch seine Heftigkeit, die er selbst eingestand, sich zugezogen haben: aber für die Güte seines Charakters bürgen die beständige Dankbarkeit gegen alle seine Gönner und Lehrer bis an ihr Ende, die ungestörte Freundschaft aller seiner Lehrer, die sie ihm bei jeder Gelegenheit durch ermahnende und tröstende Schreiben bewiesen, und der ausgebreitete Briefwechsel mit den Besten und Gelehrtesten seiner Zeit. Er besaß von Natur vorzügliche Gaben, nicht gemeine Gelehrsamkeit und war außerordentlich fleißig. Seine vielen Schriften sind theils philosophische, theils philologische, theils Gedichte, alle in lateinischer Sprache, und er nimt unstreitig unter den neuern Lateinern eine der ersten Stellen ein. Von alten Klassikern hat er herausgegeben: 1) Virgil. Lips. 1581. 8. c. notis (Scholien am Rande, aus Andern gesammelt.) 1588. 1596. 1616. 1624 Ed. sexta, figuris ornata; Georgicorum enarratio. Servestae. 1586. 8. s. Vorlesungen in Leipzig. — 2) Ovid. Lips. 1582. III T. 8. 1590. 1596. 1604. 1607. 1620. 3) Lucan. Lips. 1584. 8. — 4) Phile. versus Jambic. de animalium proprietate. Heidelb. 1596. m. einer metr. latein. Uebers., die de Pauce s. Ausgabe v. 1730 beifügte. — 5) Horaz c. argumentis et scholiis, item. varr. lectt. VI. codd. Mss. Lips. 1602. 1616. Basil. 1611. 8. — 6) Cicero. In M. T. C. orationes XVII. ex doctiss. viror. notis et annotatt. commentarii collecti, aucti et locupl. studio G. B. Servestae, 1611. T. II. 8. (Pro Archia, Marcello, Milone u. XIV. Philipp.). Seine Ausg., wobei er zum Theil Handschriften [4]) benutzte, gehörten lange zu den bessern, wie die wiederholten Auflagen beweisen, und die Aufnahme s. Anmerk. von spätern Herausgebern, z. B. noch von Oudendorp b. s. Lucan 1728.; die vorzüglichste ist die Ausgabe vom Ovid. — Seine an feierlichen Tagen gehaltenen Reden sind nur einzeln zu Leipzig und Zerbst gedruckt. — Über Logik und Rhetorik schrieb er Lehrbücher in Katechismusform: Erotemata Rhetorices, secund. viam Herennianorum in 4 libros tributa atque ex optimis quibusque art. orator. scriptt. Gr. et Lat. congesta. Lips. s. a. 8. Erot. Dialectices (nach Melanchthon.) Serv. 1593. 8. Seine lateinischen Gedichte wurden sonst für vorzüglich gehalten, und man muß allerdings die Herrlichkeit über die Sprache, die Leichtigkeit und das Fließende der Rede, die wohllingenden Verse, und die Gewandtheit und Mannigfaltigkeit bei so vielen Gedichten ähnlichen Inhalts leben: aber als Erzeugnisse eines echten Dichtergeistes kann man sie nicht anerkennen, sie sind mehr rhetorisch. Fast durchaus sind es Gelegenheitsgedichte aller Art: Loblieder auf allerlei Gegenstände und Personen, Hochzeit-, Trauer-, Grabgedichte u. s. w.; größtentheils Oden und Lieder, Elegieen, Epigramme, auch einige Eclogen. Zuerst gab er sie Lips. 1576. 8. heraus, und vermehrt in mehren willkürlichen Abtheilungen, von denen einige besondere, nichts sagende Überschriften haben, Lips. 1592. II. T. v. 374. und 358. S. 8. Die Gedichte, so wie die beiden Zueignungen dieser „poemata facta non facta, perfecta imperfecta" wie er sie selbst nent, an Joh. Posthius, Leibarzt des Bischofs Julius von Würzburg, der von Ferrara her sein Freund und auch als Lateinischer Dichter berühmt war, und die ihnen angehängten Briefe vieler zum Theil berühmten Gelehrten sind vorzüglich wichtig als Beiträge zur bürgerlichen Kirchen- und Gelehrtengeschichte der damaligen Zeiten, und scheinen noch nicht gehörig benutzt zu seyn. Diesen seinen eigenen Gedichten sind vorzuziehen seine dichterischen Übersetzungen, besonders der Psalmen, wovon erst eine Auswahl: Psalmorum Davidis LXII. paraphrasis poetica vario carminum genere expressa. Servest. 1594. 142. P. 8.; dann die vollständige Samlung erschien: Psalterii Davidis in quinque libros tributi

1) Quorum in oculis — schrieb ihm der Gönner der Gelehrten in Breslau, Jacob Monau, 1578 — festucae sunt hujus temporis docti omnes. 2) „Ob recusatam Pandorae — der Ketzerdiensformel, sagt er in der Zueignung des 2. Bds. s. Ged. S. 2. — subscriptionem, molitione fraudum et invidiae malevolentia hominicionis male feriati (qui ante annos sex, cum articuli subscriberentur Torgenses, delato meo nomine ad XV — viros, tanquam sacramentarii, idem attentaverat) loco et munere professionis publicae linguae utriusque injuste remotus eram." 3) Außer freier Wohnung hatte er 140 Gulden Gehalt und 2 Wispel Roggen.

4) Die herzogl. Bibl. zu Dessau bewahrt noch eine Handschrift einiger Werke Ovids, die er nach seiner Inschrift auf der Innenseite des Einbandes 1564 aus Ferrara mitbrachte, und 1609 im 71. Jahre seines Alters an Fürst Joh. George von Anhalt schenkte.

par. poet. var. carm. gen. expr. Hanov. 1598. 383. P. 12. Sie ist wirklich, wie seltsam mit einer, auch bei der Enarratio Georgic. von Bersman gebrauchten, Formel auf dem Titel steht: post omnes omnium aliorum non contemnenda, wenn man sie auch nicht mit seinen Freunden den Übersetzungen Beza's u. Buchanan's vorziehen will [5]). Von seiner an Geist und Körper ausgezeichneten Frau, Magdalena, Tochter des Dr. und Prof. der Theol. Peter Helborn's zu Leipzig, die er 1575 heirathete, hatte er viele Kinder, besonders einen hoffnungsvollen Sohn Gregor Petrus, der im 21. Jahre am 30. April 1601. in Altorf st., sehr beklagt, von seinen Lehrern und den Freunden seines Vaters. Er hatte in seinem 10. Jahre seines Vaters Fabell. Aesopic. 1590. herausgegeben [6]). (*de Marées.*)

BERT, Bertius (Peter), ein holländischer Philolog und Geograph, kurz vor dem Anfange des niederl. Revolutionskriegs (1565) zu Bevern in Flandern geboren, von wo seine Ältern Alba's Tyrannei nach England, und dann nach Holland entflohen, hier ward sein Vater reformirter Prediger zu Rotterdam. Zu Leyden studirte der junge Bertius vorzüglich unter Lipsius, mit dem er auch eine Reise nach Teutschland machte, und die berühmte Heidelberger Bibliothek besuchte. Er selbst ward hierauf Bibliothekar zu Leyden (er gab im J. 1595 den ersten Catalog dieser Bibliothek ins Licht), und kurz hernach Regent des sogenannten Staten-Collegiums, worauf unbemittelte Studenten der Theologie ihren Unterhalt fanden. Ungern sah er sich jedoch mit der Theologie in Berührung; er war nämlich der schon verrufenen Meinung des Arminius, und lobte diesen öffentlich, welches ihm vielen Verdruß mit Gomar verursachte. Des bloßen Titels eines Buchs wegen (de Sanctorum perseverantia et apostasia L. B. 1610, 1612, 1615.), wollte König Jakob I. von England ihn zum Feuer verdamt wissen. Dies war nun wol sein Schicksal nicht: die toleranten Staten von Holland gaben ihm sogar im J. 1615 anstatt seines niedergelegten Amtes die Professur der Moralphilosophie, allein der Dordrechter Synod verdamte die Remonstranten, und jetzt ward Bertius nur die Wahl zwischen dem Widerruf und dem Verlust seines Amtes gelassen; da er Letzteres wählte, verbot man ihm auch den Privatunterricht, verweigerte ihm das Abendmahl, und nöthigte ihn also, außer dem Vaterlande seinen Unterhalt zu suchen. Ludwig XIII. von Frankreich versprach ihm einen Gehalt als Geograph des Königreichs: er ging nach Paris, doch auch hier verfolgte ihn die Bitterkeit der Calvinischen Theologen; die Pariser Prediger weigerten ihm das Abendmahl. Die Sorbonne versprach ihm für die Religionsveränderung eine Professur; er hatte kein Brod, er wählte das Letztere. Da es zu spät war, trachteten die Prediger ihn wieder zu sich zu locken; und sein verzweifelter Schritt, zu welchem ihn Intoleranz der Gomseristen getrieben hatte, ward den Grundsätzen der Arminianer zugeschrieben. Indessen hielten die Katholiken ihr Wort: Bertius ward Professor der Eloquenz, doch starb er schon im J. 1629. Obgleich die Theologie also die Hauptmomente seines Lebens bestimt hatte, war sie doch sein eigentliches Fach nicht, sondern alte Geographie. Seine dahin einschlagenden Werke sind: Commentariorum Rerum Germanicarum LL. III. quorum 1) Germaniam Veterem, 2) Germaniam posteriorem a Carolo Magno ad nostra tempora, cum Principum Genealogiis, et 3) praecipuas Germaniae Urbes complectitur cum Tabb. Geograph. Amst. 1616. 4. 1635. 12. Theatrum Geograph. Veterum, T. I. Claud. Ptolomaei Geographiae L. VIII. Gr. et Lat. T. II. Itinerarium Antonini Imperatoris terrestre et maritimum; Provinciarum Roman. libellus; Civitates Provinc. Gallicae; Itinerarium a Burdigala Hierosolymam usque; Tabula Peutingeriana, cum notis M. Velserii. Parergi Orteliani, Tabb. aliquot. Edente P. Bertio. Amst. 1619. fol. (mit schönen Karten). Notitia Chorographica. Episcopatuum Galliae. Paris. 1625. fol. Breviarium Orbis terrarum. Lips. 1662. (hinter Cluver.). Imperium Caroli Magni et Vicinae Regiones (eine Karte). Variae Orbis universi et ejus partium Tabb. XX. 4. oblong. *). (*v. Kampen.*)

BERTANO (Giovanni Battista), geb. zu Mantua, ein Schüler des Giulio Romano, blühte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., und war Maler, Bildhauer, Baumeister und Schriftsteller. Nach Vasari soll er das berühmte Gemälde in Mantua, Peter und Andreas, nach Giulio's vortreflichem Carton meisterhaft ausgeführt haben. Seine eignen Zeichnungen waren so frei als zierlich. In Cesare Gonzaga's Arbeitszimmer stellte er in einer Reihe von Gemälden den ganzen Stamm des Hauses Gonzaga dar. Man hat indeß wenige Gemälde von ihm, aber viele Künstler haben nach seinen Cartons gemalt und in Stucco gearbeitet. Im J. 1565 wurde der Dom in Mantua nach seiner Anordnung aufgeführt. Als Schriftsteller erwarb er sich vornehmlich Verdienste um die Perspektive (worin er auch den Paul von Verona sicherer stellte) und um die Baukunst. Sein Werk: Gli oscuri e difficili passi dell' opera Ionica di Vitruvio di latino in volgare e alla chiara intelligenza tradotti, e con le sue figure a luoghi suoi per G. B. B. Mant. 1558 f. (von einem Unbekanten ins Lateinische übersetzt und in Th. 3 von Polenì's Exercit. Vi-

5) Der Zueignung der ersten Samlung an den Landgrafen Moritz von Hessen zufolge, verfertigte er diese Übersetzungen: „partim exempla commotus, partim durissimo necessitatis telo adactus, extorqueute mihi preces has statu patriae meae miserrimo et afflictissimo (nach des Kurfürsten Christians Tode). Quae subinde incidernut tempora, alias mihi atque alias commoverant cogitationes, et argumenta expresserunt dissimilia, nunc gratiarum actionum, nunc consolationum, nunc votorum, non etiam nunquam execrationum et dirarum." 6) Vergl. *Melch. Adami* Vit. Philos. Germanic. p. 234.; Beckmann's Gesch. von Anhalt. Bd. II. Th. VII. Kap. III. S. 329, beide nach Coppenii (Joh. Köppens nachmal. Fürstl. Zerbst. Rathes) Leichenrede. Heidelb. 1612.; und *Paul. Jenisii* (Jenisch) Annaebergae Misniae Urbis Historia. Dresd. 1705. 4. *Justa* Exequiarum de obitu immaturo egreg. indol. magnaeque spei juvenis Greg. Petr., G. B. filii. Serv. 1601, 8.

*) Vgl. *Fabric.* Bibl. Graeca, T. III. p. 474. Hist. Bibl. P. III. p. 399. P. V. p. 28. *Foppens* Bibl. Belg. p. 953—955. *Saxii* Onomast. Litterar. P. III. p. 44. Anal. p. 569. — *Chaufepié* Nouv. Dictionn. T. I. L. B. p. 265—267. *Kok* Vaderl. Woordenb. VI. D. Art. *Bertius.* *Chalmot* Biograph. Woordenb. II. D. Bl. 387—398.

trav. aufgenommen), mit vortrefflichen Holzschnitten versehen, ist reich an Belehrung. Einen gelehrten Brief von ihm enthält folgendes Werk: Dispareri in materia d'Architettura e Perspettiva di Martino Bassi (Baumeister in Mailand). Brescia 1572. 4. (S. darüber Fiorillo's Abh. von der Persp. d. Alten). Wilhelm III. Gonzaga, ernante Bertano zum Ritter und Oberaufseher aller Fabriken des Staats. (*H.*)

BERTAUD oder Bertaut (Jean), geb. zu Caen 1552, gest. zu Séez 1611, verdankte seinen galanten Poesien, daß er nach und nach zum Sekretär und Vorleser des Königs, Heinrichs III., zum Parlementsrath von Grenoble, Abt von Aunay, Bischof von Séez und Groß-Almosenier der Königin Maria von Medici hinauf stieg. Seit er zu kirchlichen Würden gelangt war, brachte er die Psalmen in Verse, schrieb geistliche Oden, poetische Lob- und Trauerreden. Wiewol ein Bewunderer von Ronsard, vermied er doch dessen wunderliche Phraseologie, und war natürlicher und einfacher, worüber ihn auch Boileau in seiner Art poetique lobt. Er besaß keine große Phantasie, aber Gefühl. Seine Werke erschienen Par. 1601. 8. vermehrt 1605, und am vollständigsten 1620 u. 23. 8. Er war bei Heinrich III., als dieser von Clement ermordet wurde, und trug zur Bekehrung Heinrichs IV. nicht wenig bei. (*H.*)

BERTELS (Johann), aus Löwen in den Niederlanden gebürtig, ward, nach vollendeten Studien, Benedictinermönch in der ehemaligen Abtei Münster bei Luxemburg. Hier lebte er 19 Jahre als Abt, bis er im J. 1594 von dem spanischen Hofe als Abt nach Echternach berufen wurde. Als solcher schrieb er seine luxemburgische Geschichte unter dem Titel: Historia Luxemburgensis seu Commentarius quo Ducum Luxemburgensium ortus, progressus, ac res gestae continuata serie ab ipso primario initiatore, usque ad praesentem illustriss. Archiducem Albertum accurate describuntur. Colon. 1605. 4. Die Geschichte von Luxemburg, und vorzüglich die Topographie des Herzogthums giebt Bertels für seine Zeit mit ziemlicher Bestimmtheit, wenn gleich in mehren Punkten das kritische Studium vermißt wird. Überhaupt war er ein Mann von Kentnissen, und von unermüdetem Fleiße. Auch haben wir von ihm noch einige andere Werke: eins über die Mythologie der Alten, unt. dem Titel: Deorum sacrificiorumque gentilium etc. descriptio, Coloniae 1606. 4.; das andere enthält 26 Dialogos in regulam S. Benedicti. Im J. 1607 starb dieser ausgezeichnete Prälat. (*Wyttenbach.*)

BERTEROA Cand.*), eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Kreuzblumen und der 15. Linné'schen Klasse. Zweilappige Corollenblätter, Zähnchen an den zwei kleinern Staubfäden, ein elliptisches Schötchen, mit etwas erhabenen Klappen, mit dem Pistill gekrönt, geränderte Samen und das Würzelchen des Embryon gegen die Spalte der Kotyledonen gekehrt, das sind die Charaktere dieser Gattung, welche indeß von Farsetia Turr. R. Brown. nicht hinlänglich unterschieden ist. Zu ihr zählte de Candolle: 1) Alyssum incanum *L.* 2) Al. mutabile *Vent.* 3) Al. obliquum *Sibth.* und ein Paar andere nicht genauer bekante. Es werden diese besser unter Farsetia abgehandelt. (*Sprengel.*)

BERTHA. In dem Munde des Volkes des ehemaligen Königreiches Klein-Burgund, insbesondere im französischen Theile desselben lebt noch, obgleich mit Varianten, das auch dem Unterrichteten bekante Sprichwort: „In der guten, alten Zeit, wo die Königin Bertha spann." Ob die Zeit selbst, in welcher Ungern, Sarazenen und die Reibungen des Feudal-Wesens das Land verwüsteten, so gut gewesen sey, lehrt die Geschichte. In wie weit es wünschenswerth wäre, daß manche Dame, ohne eben eine Königin zu seyn, sich bisweilen, wo nicht mit dem Spinnrocken, doch mit etwas Ähnlichem beschäftigen würde, mögen die Bücher über die Bestimmung des Weibes erörtern. — Man wollte die Sage auf Bertha, die Mutter Karls des Großen beziehen; aber die meisten Geschichtschreiber finden übereinstimmend diese Königin Bertha in der Gemalin Rudolfs II., und Mutter Konrads von Klein-Burgund, einer Tochter Herzogs Burkard von Alemannien. Ruchat führt ein Siegel von ihr an, welches sie auf dem Throne spinnend darstellt. Sie verlor ihren Gatten Rudolf 937. Später erscheint sie als Stifterin vieler geistlicher Anstalten. Sie gründete die Stifte zu Solothurn und Amsoldingen. Dasjenige zu Münster in Granfelden wurde von ihr, wo nicht gegründet, doch reichlich beschenkt. Das Kloster zu Romainmotier erneuerte sie, erbaute die Kirche zu Neuchatel, und stiftete die reiche Benedictiner-Abtei zu Peterlingen. Aber ihr Sohn saß schwach, und beinahe verarmt auf dem Throne seiner Väter. — Unter den Verwünschungen, welche vielen Stiftungsbriefen geistlicher Örter angehängt sind, zeichnen sich diejenigen des letztern aus. Ihren Feinden wünscht die fromme Königin das Loos Dathans und Abirons; den Leibern derselben schon im Leben den Vorgeschmack der höllischen Pein, gestäupt zu werden wie Heliodor, von den Würmern gefressen wie Antiochus. Hergott führt eine Urkunde an, welche den Wunsch enthält, daß, wer sie mit böswilligem Gemüthe lese, sogleich blind werde. — Bern besaß und verwaltete ruhig diese Besitzungen von 1537 bis 1798. Joh. v. Müller macht (1. 12.) die Bemerkung: „Es ging dem burgundischen Volke aus der Menge seiner Klöster so wenig Licht auf, daß es wider die Gelehrsamkeit eines Mannes ein Vorurtheil war, ein Burgunder zu seyn." Man glaubte 1818, ihre Gebeine zu Peterlingen wieder gefunden zu haben. Am 15. August 1818 wurden sie unter Feierlichkeiten wieder beigesetzt. Eine schwarze Marmortafel auf dem Sarkophage enthält eine, von dem Herren Decan Bridel zu Montreux verfertigte, Inschrift: Piae feliciq. memoriae Berthae, Rud. II. Burgund. min. reg. conjug. optumae, etc.*) (*Meyer v. Knonau.*)

*) De Candolle nante sie so nach einem jungen Piemonteser Bertero, der zwei Jahre auf den westindischen Inseln und am Magdalenenflusse in Südamerika botanisirte und de C. so wie Balbis und dem Vf. dieses Art. die reichste Ausbeute von Pflanzen mittheilte.

*) S. Strumpf Chron. IV. c. 35. Hotting. Helv. Kirchengesch. Hafner's Solorh. Schaupl. *Guillim.* de reb. Hel-

Berthar, s. Basinus.

Berthe, s. Hertha.

BERTHELIER (Philibert), geb. zu Genf um das J. 1470. Diese, damals beinahe unbefestigte Stadt war weit umher vom Gebiete der Herzoge von Savoyen umgeben, welche in der Stadt selbst ein Schloß und das Vidomat besaßen. Genf rettete sich vor gänzlicher Unterwerfung nur dadurch, daß es die Rechte des Bischofes, welcher den Fürstentitel führte, den Ansprüchen des Herzoges entgegen setzte. B. war Mitglied des großen Rathes, und bischöflicher Castellan zu Peney. Als aber Bischof Johann, Bastard von Savoyen, von 1513 an seine Gerechtsame dem Herzoge Karl III., seinem Vetter, zuzuwenden sich bemühte, suchte und erhielt B. das Bürgerrecht zu Freyburg, um an eidsgenössischer Hilfe einen Rückhalt zu finden. 1517 nahm er an einem nächtlichen Gelärme, und der Beschimpfung eines Beamten des Herzoges und des Bischofes Theil. Er mußte sich flüchten. Freyburg bewirkte es, daß diese Beiden zugeben mußten, daß er von den Syndics zu Genf beurtheilt wurde. Diese sprachen ihn, 24. Januar 1519, von der Anklage des Majestäts-Verbrechens los, und belegten ihn mit einer Geldstrafe. Am 6. Februar nahm die General-Versammlung von Genf mit großer Lebhaftigkeit das Bündniß an, welches B. während seines Aufenthaltes zu Freyburg zwischen dieser Stadt und Genf vermittelt hatte, und sicherte dadurch Genfs Unabhängigkeit. Jetzt versuchte der Herzog, den gefährlichen Gegner durch große Anerbietungen zu gewinnen. B. kante seine Gefahr; Andere hatten bereits die schrecklichsten Torturen und die Todesstrafe erduldet. 7000 Savoyer erschienen vor den Thoren. Freyburg wankte; aber B. wußte seinen Muth der General-Versammlung mitzutheilen, und diese drang auf die Beibehaltung des Bündnisses, entschlossen, sich zu vertheidigen. Nur als Freyburg sie von der Unmöglichkeit der Unterstützung benachrichtigte, öfneten sie am 15. April die Thore. Doch nöthigte die Annäherung der Freyburger, welche Geißel in ihre Hände bekommen hatten, den Herzog, Genf wieder zu verlassen. Jetzt ließ dieser, um Freyburg keine Ursache zur Einmischung zu geben, den Bischof allein handeln. Letzter zog am 20. August mit einem Heereshaufen in die Stadt. B. erklärte seinen Freunden, welche ihm zur Flucht riethen, Freyburg werde nur dann kräftig handeln, wenn es ein Schlachtopfer zu rächen habe. Er ging frei umher. Am dritten Tage nach dem Einmarsche traf er auf die Bewafneten, welche ihn suchten. Er näherte sich ihnen, und gab dem Vicedom (Vidame), der ihm sein Schwert abforderte, dasselbe mit den Worten: „Bewahret es wohl, ihr werdet davon Rechenschaft geben!" Während daß man ihn ins Gefängniß führte, spielte er gleichgiltig mit einem zahmen Wiesel, das er mit sich trug. Als seine Wache in ihn drang, er solle seine Durchlaucht von Savoyen, seinen Fürsten, um Gnade bitten, antwortete er: „Er ist nicht mein Fürst," und „ein Unschuldiger hat um keine Gnade zu bitten." „Ihr müßt also sterben," versetzten seine Wächter; und stillschweigend schrieb er an die Mauer des Gefängnisses die Worte Hiobs: „Non moriar, sed vivam et narrabo opera Domini." Umsonst foderten die Syndics das Richteramt; und B. antwortete dem vom Bischofe ernanten Verhörrichter, einem Zahnarzte aus dessen Gefolge: „Ich kenne dich nicht; die Syndics sind meine Richter." Der Beichtvater und der Scharfrichter traten herbei; aber B. blieb stumm. Er wurde zum Tode geführt. Nach einem kurzen Gebete wandte er sich gegen das Volk, rief: „Ach, meine Herren von Genf!" und sein Kopf fiel. Die Freyburger nahmen nachher seinen Körper vom Galgen, an den er war aufgehangen worden, und gaben ihm eine Begräbnißstätte. Ein Unbekanter schrieb auf dieselbe: *)

Quid mihi mors nocuit? virtus post fata viresciť:
Nec cruce nec saevi gladio perit illa tyranni.

(*Meyer v. Knonau.*)

Berthelot, s. Regnier.

Berthelsdorf, s. Herrnhuter und Niesky.

BERTHEREAU (George François), geb. 1732 zu Bélesme und gest. 1794. Dieser gelehrte Benedictiner, über welchen Silvestre de Sacy interessante Nachrichten mitgetheilt hat (Magaz. encycl. J. 7. Bd. 2. S. 7.), verdient auch hier nicht übergangen zu werden. Er gehörte zu denen seines Ordens, die beauftragt waren, eine Samlung der Geschichtschreiber Frankreichs zu veranstalten. Als man auf die Kreuzzüge kam, fühlte man das Bedürfniß, auch die Berichte der morgenländischen Geschichtschreiber zu Rathe zu ziehen, und Bertherau erhielt den Auftrag, diese zu besorgen. Diesem zufolge machte er Auszüge aus den Werken der berühmtesten orentalischen Geschichtschreiber. Die in Beziehung auf die Kreuzzüge stehenden füllen an 1100 Folioblätter Originaltext, von welchem er zugleich eine lateinische Übersetzung besorgte. Als eine Art von Prolegomenen zog er zugleich, jedoch nur in französischer Übersetzung, eine Geschichte der beiden Khalifen-Dynastien, den Fathemiten und Ajubiten aus. Unglückliche Umstände verhinderten den Druck dieser mühsamen Arbeit lange Jahre, die sich noch handschriftlich in dem Besitz von Bertherau's Familie befindet, aber wol werth wäre, irgend einer öffentlichen Bibliothek einverleibt zu werden. (*H.*)

BERTHIER, 1) ein Dorf in dem britischen Untercanada und zwar auf dem nördl. Ufer des Lorenz zwischen den beiden Städten Montreal und Trois Rivieres, nur aus einer Straße von 80 Häus. mit vielen Speichern und Warenhäusern bestehend, aber durch seinen Verkehr und Handel merkwürdig, da es eine Niederlage von britischen Manufakturwaren ist, und dabei einen großen Handel mit Korn treibt. 2) ein Archipel von mehren kleinen Eilanden, auf der südlichen Küste des Australlandes belegen und zum Golf Bonaparte gehörig. (*Hassel.*)

---

vet. Joh. v. Müller a. a. O. Ruchat. Firennes helv. 1819. (*M. v. K.*) — Die Sage von dieser Königin, und eine ähnliche von der Bäuerin Bertha aus Montagna bei Padua, die ihr feines Garn, da man den von ihr geforderten Preis auf dem Markte zu hoch fand, nur an die eben in Padua anwesende Gemalin Kaiser Heinrichs IV. verkaufen wollte, und von dem Kaiser so viel Land zum Geschenk erhielt, als ihr Garn umfaßte, durch dies Besitzthum aber die Stammmutter der Edlen von Montagna wurde — sind in neuern Zeiten auch häufig für das große Publicum, insonderheit in mehren Almanachen für 1822, bearbeitet worden. (*H.*)

*) Stettler, Spon. Leu. Biogr. univers. Helvet. Ca- tend. 1787.

BERTHIER, Bertier (Guillaume François), Jesuit, geb. zu Issoudin in Berri den 7. April 1704, trat 1722 in den Jesuitenorden und lehrte die Humaniora zu Blois, die Philosophie zu Rennes und Rouen, und die Theologie zu Paris; war auch einige Zeit Lehrer des nachmaligen Königs Ludwig XVI. Als aber 1764 die Jesuiten den Hof verlassen mußten, begab er sich nach Offenburg, wo er 10 Jahre in stiller Abgezogenheit lebte. Seine letzten Jahre brachte er bei seinen Verwandten zu Bourges zu, wo er den 15. Dec. 1782 starb. Unter den neuern gelehrten Theologen Frankreichs machte er sich vortheilhaft bekannt, durch seine mit Fleiß, Kritik und Mäßigung bearbeitete Fortsetzung der Geschichte der französischen Kirche: Histoire de l'église Gallicane, par J. Longueval. T. I—VIII. Par. 1730—34. T. IX. et X. 1739 par P. C. Fontenay, T. XI. 1744. von eben demselben und Brumoy, T. XII. 1744. par Brumoy, T. XIII—XVIII. von Berthier, 1745—1749, 18 Quartbände, die bis auf das Jahr 1559 gehen *). Seine Obern übertrugen ihm 1745 die Direction des Journal de Trevoux **), die er 17 Jahre lang, bis zur Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich, mit Einsicht und Thätigkeit besorgte. Aber die Herausgabe dieses Journals verwickelte ihn in viele Fehden mit den Encyclopädisten, mit Voltaire, Helvetius und andern philosophischen Freidenkern, deren Angriffen auf den Kirchenglauben er mit nachdrücklicher Opposition zu begegnen suchte. Zur Ehre gereicht es ihm, daß weder Diderots Epigramme, nach d'Allemberts Bitterkeit, noch Voltaire's unziemliche Scherze und Neckereien in der Relation de la maladie, de la confession, de la mort et de l'apparition du Jesuite Berthier (Genêve 1759), und bei andern Veranlassungen, den Pater Berthier verleiten konten, die Gränzen einer weisen Mäßigung in Vertheidigung seiner Meinungen zu überschreiten. Ein würdiger Schüler des gelehrten Tournemine, erklärte er sich eben so offen, wie gegen die genanten Gelehrten, gegen seine Ordensbrüder Hardouin und Berruyer, und bekämpfte ihre irrigen Ansichten von der Geschichte und deren Behandlung. Nicht ohne Verdienst sind seine letzten, der Erbauung bestimten Arbeiten: Les Pseaumes traduits en franç. avec des notes et des reflexions. Par. 1785. Vol. VIII. 12. Ed. II. 1788. Vol. V. 12. Isaie, trad. en franç. avec des notes et des reflexions morales et dogmat. Ib. 1789. Vol. V. 12. u. die Oeuvres spirituelles. 1790. Vol. V. 12., wovon 1811 zu Paris eine verbesserte Ausgabe erschien. Unverkennbar ist in diesen Schriften der Ernst des frommen Mannes im Vortrage der Wahrheit, seine Sorgfalt, die Religion anzupreisen, und die Gefahr des Unglaubens deutlich, kräftig und mit männlicher Beredsamkeit vorzustellen, seine Wärme für Tugend, und die christliche Bemühung, die Laster, besonders die Modelaster, zu bestreiten. Nur hier und da wird der Eindruck durch einige überspante Vorstellungen, einen geringen Anstrich von Mystik, und das wiederholte Lob des Klosterlebens und der Klosterübungen geschwächt ***). (*Baur.*)

BERTHIER (Alexander), Fürst von Neufchatel und Valengin u. s. w. Er war der Sohn des 1775 verstorbenen Gouverneurs des Kriegshotels zu Versailles, der im J. 1770 das Corps der Ingenieurs-Geographes organisirte und die Fertigung der schönen Jagdcharte (der Gegend von Versailles) leitete — stritt als Obrist für die Freiheit der Staten von Nordamerika; that als Generalmajor der Nationalgarde von Versailles den wilden Ausbrüchen des fanatischen Pöbels Einhalt; diente unter Luckner 1791 — 1793, und unter Bonaparte 1796 — 1813 als Chef des Generalstabs und überbrachte 1797 den Friedensvertrag von Campo Formio dem Directorium nach Paris. Oberfeldherr in Italien hielt er 1798 im Febr. zu Rom seinen siegreichen Einzug, schaffte die päpstliche Regirung ab und errichtete ein Consulat. Nachdem er mit Bonaparte den türkischen Großvezir in Syrien geschlagen und die Engländer wegen Gefahr des levantischen Handels und einer Überfahrt nach Ostindien, in Ägypten geschreckt hatte, kehrte er mit Bonaparte nach Frankreich zurück, eilte dem Siege von Marengo entgegen, unterzeichnete mit Melas den Waffenstillstand und war als Kriegsminister thätig in Italien und Belgien, und als außerordentlicher Gesandte in Spanien. Der franz. Ober-Consul setzte sich die Kaiserkrone auf, und erhob seinen treuen Waffengefährten 1805 zum Reichsmarschall, Groß-Jägermeister von Frankreich, und Chef der ersten Cohorte der Ehrenlegion. Geschmückt mit dem Preußischen, Baierischen und andern Orden unterzeichnete er 1805 den 19. Oktob. die Kapitulation von Ulm mit Mack; den Waffenstillstand mit Östreich am 6. Dec. und den Frieden zu Tilsit 1807 im Juni, den die Russen nach der Schlacht bei Friedland an ihrer Gränze schlossen. Nun legte er das Portefeuille des Krieges nieder, ward Vicеconnetable, da er schon, ein Jahr früher, Fürst von Neufchatel geworden. Die Schlacht von Wagram 1809. erwarb ihm den Titel eines Herzogs von Wagram. Als Brautwerber der Erzherzogin Marie Luise für den Kaiser, kam er 1810 am 5. März nach Wien, das verhängnißvolle Band schlingend. Die Würde eines Majorgenerals, die er schon im preußischen Kriege 1806. behauptet hatte, erhielt er auch 1810. bei der spanischen Armee; dann ward er General-Obrist der schweizer Truppen, und blieb Chef des Generalstabs noch bis zu Ende des russischen Krieges 1813. Der auf Gewehrkolben gestützte Kaiserthron stürzte, so wie jene durch vereinte Kraft der gemishandelten Völker zersplittert wurden. Napoleon verlor die Krone von Frankreich und Italien, Berthier den Fürstenhut von Neufchatel und Valengin; doch blieb er im Besitze seiner übrigen Würden. Ihm, der die rechte Hand Napoleons gewesen, bot jetzt Ludwig XVIII. seinen Arm, als Kapitän der königlichen Leibgarde. Da der Kaiser auf kurze Zeit nach Paris zurückkehrte, ver-

*) Genauere Nachricht, und eine Charakteristik von diesem wichtigen Werke geben die Acta eruditor. vom J. 1734. S. 495—502. und Wachter's Gesch. der bist. Forsch. 2 Bd. 1 Abth. 101. **) Der eigentliche Titel dieses Journals ist: Mémoires pour l'histoire des sciences et des beaux arts; recueillis par l'ordre de S. A. S. Msgr. le duc du Maine. à Trevoux 1701 sqq. 12. Der eigentliche Stifter dieses Journals war der Jesuit Tournemine, und seine Gehülfen und Nachfolger waren alle von diesem Orden.

***) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. Erfch's gel. Frankr.

schmähte Berthier, seinen neuen Herrn zu verrathen, und begab sich mit Urlaub des Königs von Ostende nach Bamberg, zu seiner Gemalin Maria Elisabeth Amalia, Prinzessin des Herzogs Wilhelm in Baiern, mit welcher er sich 1803 den 9. März vermält hatte. Im Schoße seiner liebenswürdigen Familie, an der Seite seines erhabenen Schwiegervaters, in den schönen Umgebungen der Stadt Bamberg suchte und fand er Zerstreuung und Linderung der Schwermuth, in die ihn der schnelle Glückswechsel versetzen mußte. Doch hat das Schicksal seinen heldenmüthigen Geist nicht so tief gebeugt, daß er, wie schändlich behauptet worden, absichtlich den Tod gesucht hätte. Oft sah ich, wie er im reizenden Park Theresienhain, der sich, der Regnitz entlang, oberhalb Bamberg hinzieht, lustwandelte, die ernste Stirn aufheiternd. Mitten unter dem Waffengeräusche der Truppen, welche über Franken dem Rheine zueilten, behielt er seine Gemüthsruhe. Am 1. Juni 1813 erscholl nun in Bamberg die Kunde, daß russische Cuirassiers von der kaiserl. Leibgarde Mittags in die Stadt einrücken würden. Zu Tausenden strömten die Einwohner dem wegen Rüstung, prächtiger Rosse und militärischer Haltung gepriesenen Regimente entgegen, das in der Richtung von Schezlitz über das Schloß Seehof der Stadt sich näherte. Da öffnete auch der Fürst, nach jener Seite gekehrt, wo man das Ganze gleichsam mit einem Blicke aus seinem Palaste überschauen konte, neugierig das Fenster, mit einem Perspectiv in der Hand. Er war allein im Zimmer; auch kein kleiner Sohn bei ihm, der den Fallenden zurückhalten wollte*). Plötzlich stürzte er über das Gesimse auf die Ludwigsstraße herab, und eine vorübergehende Person hörte ihn nicht sobald „Mon Dieu!“ rufen, als er schon mit zerschmettertem Haupte auf dem Boden lag. Wahrscheinlich hatte der unachtsam zu weit hinausgebeugte Körper das Gleichgewicht verloren.

Die Leiche blieb einige Zeit in einem Gewölbe der Domkirche beigesetzt, dann ward sie, 6 Stunden von Bamberg, auf dem Schlosse zu Banz, welches so wie die gleichnamige Herrschaft dem Herzoge Wilhelm in Baiern gehört, in einer neuerrichteten Gruft feierlichst beerdigt. Ich befand mich damals in Bamberg**). (*Deuber.*)

Berthold, Graf von Leiningen, Bischof zu Bamberg (1257 — 85), s. Bamberg.

BERTHOLD, ein Sohn des Grafen Georgs von Henneberg, seit 1474 Domdechant zu Mainz, wurde nach dem Tode des Kurverwesers Albert von Sachsen, 1484 zum Erzbischofe und Kurfürsten von Mainz erwählt, und im folgenden Jahre von Johann v. Dalberg, Bischofe zu Worms, consecrirt. Seine Regirung fing er damit an, daß er den Weltgeistlichen sowol, als auch den Klöstern eine ungewöhnlich große Summe Geldes, unter dem Namen von Subsidien, durch geistliche Zwangsbefehle abdrang. Die Mönche konte er nicht leiden. Er war ein prachtliebender Fürst, aber friedfertig, gerecht, ein Freund der Armen und Bedrängten, und stand bei den Fürsten des Reichs in großem Ansehen, durch Verstand, durch Weisheit und Erfahrung. Kaiser Maximilian, an dessen Hofe er mehre Jahre hindurch das Erzkanzleramt in Person versah, hing von ihm gleichsam so wie von einem Vater in den meisten Geschäften ab. Durch die Beförderung und Aufrichtung des Landfriedens, des berühmten schwäbischen Bundes, des kaiserlichen und Reichs-Kammergerichts, 1495, durch seinen Eifer für das Reichs- und Landes-Justizwesen und die verbesserte Organisation des teutschen Reiches, erwarb er sich einen unsterblichen Ruhm. Zu Mainz hielt er in den Jahren 1487 und 1499 Concilien. Kaiser Maximilian bestätigte ihm im J. 1486 alle Rechte und Freiheiten seines Erzstiftes, das Reichserzkanzleramt, und die Stadt Mainz mit aller Obrigkeit, Gerechtigkeit und Herkommen. Als im J. 1503 Pius III. Papst geworden, setzte er mit eigener Hand mehre Beschwerden der teutschen Kirche auf, in der Hofnung, sie würden von diesem, der teutschen Nation bisher geneigten Papste erledigt werden: dieser starb aber gleich nach seiner Erhebung. Erzbischof Berthold starb nach 21jähriger ruhmvoller Regirung im J. 1504, und wurde in der Domkirche zu Mainz begraben. (*Dahl.*)

Berthold, der Missionär in Liefland, s. Liefland.

Berthold, der Stifter der Carmeliten, s. Carmeliten.

BERTHOLDT (Dr. Leonhard), ein (den 31. März 1822) verstorbener achtungswerther teutscher Theolog, verdient wegen mehrer Denkmäler seines Fleißes hier eine rühmliche Stelle. Geboren zu Markt Emskirchen im Fürstenthum Baireuth (am 8. Mai 1774), erhielt, er seine Bildung zu Erlangen, woselbst er 1795 Magister, 1803 Adjunkt der philosophischen Fakultät, 1805 außerordentlicher, und 1808 ordentlicher Professor der Theologie wurde, mit welchem Amte er noch das eines Universitätspredigers und Directors des homiletischen Seminarii verband. Seine erste bedeutendere Schrift war die Bearbeitung des Propheten Daniel (2 Bde. 1806, 1808. in 8.), womit er eine recht wesentliche Lücke der exegetischen Literatur ausfüllte, da die ältern apocalyptischen Commentare längst ungenießbar waren, und von den Neuern nur Stückwerk zur Erklärung geliefert worden war. Vorurtheilsfrei, wie er als Theolog war, zeigte er, daß nicht blos der erste geschichtliche (wie schon Eichhorn angenommen hatte), sondern auch der zweite prophetische Theil nicht vom Propheten Daniel aus dem Exil herrühren könne, sondern in die Zeiten der Religionsbedrückungen unter Antiochus Epiphanes gehöre, und erklärte denselben aus diesem Gesichtspunkte. Man kann sagen, daß er der Auslegung dieses Propheten die Bahn gebrochen, wenn er gleich darin fehlte, daß er das Buch, dem gewiß die vollste Einheit zukomt, in viele Fragmente verschiedener Verfasser zerlegte. Diese Schrift ist an Gründlichkeit und Fleis von keiner spätern übertroffen worden, namentlich nicht von der Einleitung in das A. und N. Testam. (1812—19. 6 Bde. 8.), in welcher er im Grunde doch mehr Sammlerfleis, als tief eindringende, besonnene Kritik bewährt hat. Schon die äußere Anlage, nach welcher die Schriften des A. und N. T. durcheinander geworfen sind,

*) Hienach ist das Conversations-Lexicon B. I. Art. Berthier zu berichtigen. **) Über den nach ihm genannten Archipel im Golf Bonaparte, s. Neuholland.

hatte ihr unbequemes, und wie wenig es nach einem festen Plan ausgeführt ist, zeigen die in gewaltiger Progression und Stärke zunehmenden 6 Bände, da das Werk früher nur auf 3 angelegt war. Bei genauerer Prüfung überzeugt man sich leicht, daß dasselbe mehr aus den frühern Schriften über diesen Gegenstand, und einer kritischen Revision derselben, als aus eigenen tief eingreifenden Untersuchungen über die biblischen Bücher hervorgegangen sey, und besonders als erstere muß es betrachtet werden. Wo der Verfasser eigene Vorstellungen gibt, tritt er häufig vermittelnd zwischen die ältere und neuere, wie z. B. beim Pentateuch, wird aber dadurch oft um so gezwungener, wie dieses z. B. auch beim Hiob und dem Urevangelium der Fall ist. Das kritische Journal für Theologie, welches er Anfangs in Verbindung mit Ammon, bald aber (seit 1813) allein herausgab, bei seinem Tode bis zum 14. Bande gediehen war, enthielt nur in den ersten Bänden einzele gediegnere Abhandlungen, schien aber später sowol von den Mitarbeitern als vom Publikum vernachlässigt zu werden, und litt an der Krankheit vieler kritischen Institute, welche (aus leicht begreiflichen Gründen) über die gelebrtesten Erscheinungen schweigen, während sie das Unbedeutendste in wortreiche Auszüge bringen. Möge es unter einem neuen kräftigen und gelehrten Herausgeber wieder das werden, was es eine zeitlang unter Gabler wirklich war. — Von B's Wirksamkeit als praktischem Theologen, zeigt eine Samlung Casualpredigten (Erlangen 1811), in welchen man weniger Herzlichkeit und den Ausdruck biederer Gesinnung, als geschmackvolle Beredsamkeit vermißt. Biederkeit und Bescheidenheit bezeichneten übrigens seinen Charakter, und erwarben ihm in der Nähe und Ferne die Achtung aller Wohlgesinten, die seinen schon im 48. Jahre erfolgten Tod betrauern. (*Gesenius.*)

BERTHOLDSBARA (Bertoldisbara, Pirithilinpara). Dieser alemannische Gau (Cod. Laur. 3. 72.) begann im Süden auf der Höhe des Schwarzwaldes, von der die Wasser zur Wutach und Otrach abfließen, (Gegend von Blumberg und um die alte Stammburg Fürstenberg; Anselfingen, Bacha, Pfera sind Gauangehörungen) an den Quellen, die der mächtigen Donau den Namen verleihen, und der nahen des Neckars, dessen Stromgebiet er in nördlicher Richtung folgt, bis dahin, wo jener bei Horb eine östlichere Richtung begint. Im Abend waren seine Gränzen die Höhen des Schwarzwaldes, wo die Wasser der Donau und des Rheins (Neckars) sich scheiden, so daß die Quellen der Brigach, des Heimbachs, der Glatt, ziemlich nahe am berühmten Paß des Kniebis, zu ihm gehören. St. Georg, Buchenberg, Seedorf, Meffingen, Dornstett, werden als seine Orte genant. Im Morgen schied die Hügelkette der schwäbischen Alb etwa bis zum westlichen Gebiet der Starzel, in welcher Richtung er an der Donau bis östlich von Duttlingen herabläuft. Wormlingen, Weiler nennen hier die Urkunden. Im Mittag gränzt die Bertholdsbara also mit dem schwarzwäldischen Albgau (B. 2. S. 330.) und der Albunesbara (B. 2. S. 401.), im Abend an den Breisgau, die Morterau, im Norden an den Nachlachgau, Westergau, im Osten an Hattenbuntare (Hechingen auf der Gränze wird zu beiden gezählt) und Scheer. In ziemlich genauer Übereinstimmung gibt die kirchliche Eintheilung die gleichen Gränzen für die Dekanate Geisingen, Villingen (mit Ausnahme der für den Albunesbara ausfallenden Orte), Rothweil, Dornstetten, beide bis zur Strasburger Diöcese, Hechingen, Ebingen und Wurmlingen, letztere drei jedoch nur zum Theil, des Konstanzer-Archidiakonats vor dem Walde.

Nach der Gebietseintheilung zur Zeit der Auflösung des teutschen Reichs, begriff er also den Raum der Fürstenbergschen Landgrafschaft Baar, welche den alten Namen noch bis zu uns herabgebracht hat, (Th. 7. S. 10.) Theile des Stühlingischen, der östreichischen Bezirke Vellingen, Ober- und Unter-Hohenberg, das Rothweilsche Gebiet, Konstanzische Landschaften, die westlichen Hohenzollerschen Besitzungen, und Theile der Wirtembergischen Ämter Duttlingen, Hornberg, Bablingen, Rosenfeld, Sulz, Freudenstadt, Dornstetten. Nunmehr aber haben sich in ihn der nördliche Theil des Badenschen Seekreises, die Wirtembergischen Landvogteien am obern und mittlern Neckar und das westliche Hohenzollernsche Gebiet getheilt.

Das Dunkel seines Namens ist noch unerforscht. Baar, Para, mag diese Gegend von einer natürlichen oder politischen Besonderheit und Eigenthümlichkeit genant seyn, nie aber kann ihre Bezeichnung die allgemeine eines Gerichtsortes, und daraus hervorgegangen seyn, weil alle Grafschaften einen solchen haben mußten, indem Gau Bertholdsbara überdies mehre der letztern gelegen waren. (Cod. All. 2. 4. J. 831.) Er kann also weder landschaftlich, noch vom Stat gewählt seyn, bei dem Fehler der nicht genug ausscheidenden Bezeichnung. Um so weniger ist er aus dieser Quelle abzuleiten, da mehre, getrent liegende Paras, doch wieder nach Männernamen unterschieden sind, wie Adelbartespara, (B. 1. S. 402.) Albunespara, (2. 401.) Folcholtespara und der unsrige. Diese Benennung nach Männernamen ist in der Geographie der Gaue übrigens einig, und muß der Natur der Sache nach etwas ganz besonderes seyn. Da der Ausdruck Bertholdsbara schon 759 vorkommt, so kann er wenigstens von dem Grafen Berthold, der noch 791 vorkomt, nicht hergeleitet seyn. Von der Mitte des 9. Jahrh. an läuft auch die einfache Benennung Bara neben der zusammengesetzten auf eine Weise fort, daß man nicht sieht, welche vorzugsweise gebraucht ist, wol aber daß auf die letztere nichts mehr anackommen und solche nicht mehr zur Bezeichnung nothwendig gewesen seyn kann.

Daß der Ausdruck Pirithiloni pagus (785 u. 786) und Pirithilin para (786) keinen von der Bertholdsbara verschiedenen Reichsdistrikt bezeichnet habe, sondern nur eine andere, verderbtere Form dieses Namens sey, (wie wir denn auch Perichtoltespara, (763) Peratholtesp., Peradoltesp., Perachtold. finden) dahin neigte sich schon Neugart (Cod. All. 1. 82. n. a.) und es ergibt sich dies daraus, daß alle in die Pirithilosbara gesetzte Ortschaften unmittelbar an und zwischen denen der Bertholdsbara zerstreut liegen, ja zum Theil anderwärts diesen ausdrücklich zugeschrieben werden, also eine Trennung nicht möglich gewesen ist, und daß die drei Urk., welche diese Form allein haben, offenbar überall in einem so harten und fehlerhaften Idiom geschrieben sind, daß schon allein daraus die Quelle der Verschiedenheit abgeleitet werden darf und muß. (S. d. Karte von Alemannien.) (*Delius.*)

Bertholdsdorf, s. Petersdorf.

BERTHOLDUS (Augiensis), ein Mönch zu Reichenau, Zuhörer und Vertrauter des gelähmten Hermanns, dessen Leben er beschrieben, und dessen Chronik er vom J. 1054 bis 1066 fortgesetzt hat, von Hermann selbst zum Verbesserer und Ergänzer seiner Chronik ernannt. Nach dem Zeugniß des Bernoldus oder Bertholdus Constantiensis (mit welchem er ehemals verwechselt wurde), war Berth. Aug.: doctor egregius, in sacris litteris apprime eruditus. Er starb 1088. Seine vita Hermanni Contr. ist abgedruckt bei dem chron. Herm. Contr. ed. Ussermann. S. Blas. 1790. 1, 245 — 250. Die beste Ausgabe seiner Chronik findet man ebendas. S. 251 — 258.*). (*F. Molter.*)

Bertholdus Constant., s. Bernoldus.

BERTHOLET (Jean), Jesuit, aus Salm im Luxemburgischen gebürtig, starb zu Lüttich im J. 1755. In dem Kollegium seiner Mitbrüder in Luxemburg war er während 15 Jahre Prediger. Er scheint früh Neigung zur Geschichte gefaßt zu haben, aber die historische Kritik blieb ihm stets fremd. Aufgemuntert durch einige Freunde, unternahm er die Geschichte von Luxemburg zu schreiben, über welche vor ihm nur Weniges bearbeitet worden war. Handschriftlich kante man nur zwei Werke über diesen Gegenstand; eines von dem Präsidenten von der Heyden in Luxemburg, das andere weit berühmtere von den Brüdern Wiltheim. Beide sind bis jetzt noch nicht gedruckt worden. Nur das einzige Werk von Bertels war bis zu seiner Zeit über die Landesgeschichte im Druck erschienen. Bertholet's Freunde riethen ihm, seine Geschichte erst mit dem Grafen Sigefrid (im J. 963) zu beginnen; allein er ging in die ältesten Zeiten zurück, und hier war es vorzüglich, wo die Fackel der Kritik ihn verließ. Sein Ordensbruder, Alexander Wiltheim, dessen handschriftliche Werke ihm zur Hand waren, hätte ihn in der römischen Periode orientiren können; doch benutzte er die von diesem Gelehrten gesammelten Materialien sehr wenig. Im J. 1740 legte er dem Brüsseler Hofe handschriftlich die vier ersten Bände seiner im folgenden Jahre zu Luxemburg in 4. abgedruckten Histoire ecclesiastique et civile du duché de Luxembourg et Comté de Chiny vor. Nach und nach folgten die vier übrigen Bände. Sie sind im Annalistenstyle geschrieben, haben indessen das unstreitige Verdienst, mehre interessante Thatsachen, die man anderswo nicht findet, und viele bisher unbekante Urkunden der gelehrten Welt mitgetheilt zu haben. Auch ist er der Verfasser einer Histoire de l'institution de la Fete-Dieu, 1746 in 4. (*Hyttenbach.*)

BERTHOLETIA excelsa, nante Humboldt (nach dem berühmten französischen Chemiker) einen hohen Baum in Brasilien und an den Ufern des Orinoco, dessen natürliche Verwandtschaft und Stellung im künstlichen System nicht bekant sind, da man die Befruchtungstheile nicht beobachtet hat. (*Humb.* pl. æquinox. I. t. 36.) Der Baum trägt große lederartige Blätter und kugelige Steinfrüchte, von der Größe eines Menschenkopfes, die vier Fächer, und in jedem Fach 6 bis 8 Nüsse enthalten. Letztere sind äußerst schmackhaft, nähren und geben ein treffliches Brennöl, daher die Portugisen einen bedeutenden Handel damit treiben. Man nent sie Almendron und die Eingebornen Juvia. (*Sprengel.*)

BERTHOLLIMETER, so nent Descroizilles ein Werkzeug, die Stärke des Bertholletischen Bleichwassers (s. Bleichflüssigkeit), zu prüfen, das aus 2 kleinen Stechhebern besteht, davon der kleinere zum Maß dient, und aus einem in 13 Theile abgetheilten Cylindergefäße mit einer Skale. Zum Gebrauch füllt man eine Abtheilung des letztern mit Bleichwasser an, und leitet aus dem einen Heber, dessen obere Mündung man mit dem Finger zuhält, und nach und nach lüftet, soviel von einer verdünnten Indigoauflösung in Schwefelsäure hinzu, bis die Flüssigkeit grünlich wird, zum Zeichen, daß das Bleichwasser erschöpft ist. Je mehre der kleinen Maße von der Säure dazu gehören, um die Indigotinctur zu entfärben, desto schwächer ist schon die Säure. Statt des Maßhebers ist ein Einschöpfmaß zweckmäßiger. Das Ganze kann auch etwas größer ausfallen. Im umgekehrten Falle dient das Bleichwasser als Prüfungsmittel für die Güte des Indigo*). (*Th. Schreger.*)

BERTHOLON, ein Physiker, Ökonom und Naturforscher aus Lyon, trat in jungen Jahren in die Gesellschaft der Priester des heil. Lazarus, kam als Professor der Physik nach Montpellier, gerieth während der Revolution an Dürftigkeit, wurde zuletzt Professor der Geschichte an der Centralschule zu Lyon, und starb daselbst 1799. Er war ein Freund Franklins, errichtete zu Paris und Lyon sehr viele Blitzableiter, und gewann fast jedes Jahr zwei oder drei akademische Preise, daher ihn auch die Akademien zu Montpellier, Lyon, Marseille, Dijon, Nismes, Beziers, Toulouse, Bourdeaux, Rouen, Lausanne u. a. unter ihre Mitglieder zählten. Seine Schriften enthalten indessen wenig Neues, tragen aber die Ideen Anderer klar und richtig vor, und beförderten die Verbreitung gemeinnütziger Wahrheiten†). Er war auch seit 1787 Herausgeber des Journ. d'hist. naturelle, seit 1791 des Journal des sciences utiles, und in mehren andern Journalen findet man Abhandlungen von ihm††. (*Baur.*)

BERTHOUD (Ferdinand), Mechaniker der Marine für die Längen-Uhren, Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion, wurde am 19. März 1729 zu Plansemont, im Fürstenth. Neufchatel geboren. Sein Vater,

*) Vergl. die dem ersten Bande jener Ausgabe des chron. Herm. Contr. vorausgehende Diss. J. V. und *Trudp. Neugart* Episcopat. Constant. Alem. P. I. T. I. p. 515.

*) S. Göttling's Taschenb. f. Scheidekünstler u. Apotheker. 1800. Fig. 1 — 3.

†) De l'électricité du corps humain dans l'état de santé et de maladie. 1781. Ed. II. Lyon et Par. 1786. Vol. II. 8. teutsch mit Anm. von F. A. Weber. Bern 1784. 8. und von K. G. Kühn. Weissenf. u. Leipz. 1788. 8. De l'électricité des végétaux. 1783. 8. Des avantages que la physique et les arts, qui en dependent, peuvent retirer des globes aérostatiques. 1784. 8. De l'eau la plus propre à la végétation. 1786. 8. Diese beiden letzten Schriften teutsch unter dem Titel: Gemeinnützige Abhandlungen zur Physik und Ökonomie, von F. A. Weber. Heidelb. u. Leipz. 1787. 8. De l'électricité des météors. 1787. Vol. II. 8. teutsch, Leipzig 1792. 8. Theorie des incendies. 1787. 4. u. e. a. ††) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. Ersch's gel. Frankr.

ein Baumeister, hatte ihn für den geistlichen Stand bestimt; da er aber die leidenschaftliche Vorliebe für die Uhrmacherei, die dieser durch die Untersuchung des Mechanismus einer Uhr im 16. Jahre seines Alters gefaßt hatte, nicht stören mochte, ließ er ihn in dieser Kunst unterrichten, und dann, 1745 zur Vervollkommung seiner Kentnisse, nach Paris geben. Hier verfertigte er die bekanten See-Uhren, die von Fleurieu und Borda geprüft, bei der französischen Marine eingeführt, und seitdem so viel zur Vervollommung der Geographie beitrugen. Sein Neffe und Zögling, Ludwig Berthoud, hat diese Uhren noch mehr vervollkommet, und insonderheit sie tragbarer gemacht. Ferd. Berthoud starb am 20. Jun. 1807. Die gehaltvollen Schriften desselben über seine Kunst sind in Erſch's gelehrt. Frankreich verzeichnet. (*H.*)

BERTI (Alessandro Pompeo und Giovanni Lorenzo), gelehrte Italiäner des 18. Jahrh., auch außer ihrem Vaterlande rühmlich bekant. Alessandro Pompeo, geb. zu Lucca den 23. Dec. 1686, trat in seinem 16. Jahre zu Neapel in die Gesellschaft der Clericorum regularium matris Dei, studirte 7 Jahre zu Lucca Philosophie und Theologie, und dehnte in der Folge seine wissenschaftlichen Beschäftigungen auch auf Geschichte, Humaniora und Poesie aus. Als Kanzelredner erwarb er sich, in den angesehensten italiänischen Städten, Beifall und Achtung. In seinem Convente zu Neapel lehrte er seit 1717 Rhetorik, cartesianische Philosophie und Moraltheologie, und suchte überall einen wissenschaftlichen Geist zu wecken und zu nähren, unter andern als Bibliothekar des Marquis del Vasto, und als eines der thätigsten Mitglieder der römischen Arkadier. Seit 1739 lebte er in Rom, wurde Vicerector, Generalassistent und 1748 Geschichtschreiber seines Ordens, und starb den 23. März 1752. Die meisten gelehrten Gesellschaften Italiens zählten ihn unter ihre Mitglieder, und seine Schriften bezeugen, daß er dieser Auszeichnung werth war. Die bedeutensten unter denselben sind: La caduta de' decemviri della romana reppublica per la funzione de' comizj della serenissima reppublica di Lucca. Lucca 1717. Catalogo della libreria Capponi, con annotazioni in diversi luoghi. Rom 1747. 4. Viele Lebensbeschreibungen in den Vite degli Arcadi illustri, unter seinem akademischen Namen Nicasio Periniano, und Übersetzungen mehrer Werke des berühmten Nicole, die dieser unter dem Namen Chanterène herausgab, aus dem Französischen ins Italiänische. Ebenfalls aus dem Französischen übersetzte er den Abrégé de l'histoire de France von dem Pater Daniel, Venez. 1737 Vol II. 4. und gab als dritten Band, eine Fortsetzung davon (den Zeitraum von 1610 bis 1715 umfassend) heraus: Continuazione della storia di Francia etc ib. 1737. 4. Eine seiner letzten Arbeiten war: La scienza delle medaglie, nuova edizione, tradotta dal Francese. Ib. 1756. Vol II. 12. In verschiednen Samlungen findet man Gedichte von ihm, und ein bedeutender Verlust für die Literatur scheint es zu seyn, daß seine Memorie degli scrittori Lucchesi, die Frucht vieljähriger Anstrengung, ungedruckt blieben [1]). —

Giovanni Lorenzo Berti, geb. den 28. Mai 1696 in dem Dorfe Sarravezza im Toskanischen, wählte den Augustinerorden, und zeichnete sich in demselben als schulgelehrter Dogmatiker, Kirchenhistoriker und Prediger rühmlich aus. Er bekleidete in seinem Orden verschiedene Würden, war Bibliothekar di S. Spirito zu Florenz, erhielt mit dem Titel eines kaiserlichen Theologen, den theologischen Lehrstuhl zu Pisa, und starb daselbst den 26. Mai 1766. Sein Hauptwerk, das ihm in seiner Kirche einen weit verbreiteten Ruhm brachte, ist ein sehr ausführliches dogmatisches System [2]). Berti bediente sich bei diesem, auf Befehl seines Ordensgenerals bearbeiteten Werke, der scholastischen Methode, d. h. er erklärte, erläuterte und bewies die Dogmen aus der Schrift, den Kirchenvätern, den Concilienschlüssen und aus der Dialektik; im Ganzen aber hat sein dogmatisches System vor vielen andern seiner Kirche, in Hinsicht auf Sachen und Schreibart, anerkante Vorzüge, und ist zur historischen Theologie, zur Kentniß neuerer Schriften von theologischen Materien, Streitfragen ꝛc. sehr brauchbar. Wegen seiner blinden Anhänglichkeit an die Lehren des heil. Augustinus wurde er von mehren Theologen seiner Kirche (namentl. von dem Abt Gorgne zu Soissons, dem Erzbischof Saleon zu Vienne, dem Jesuiten Zaccaria und dem Erzbischof Languet zu Sens, die ihm eine Erneuerung der Irthümer des Bajus und Jansenius zur Last legten) hart angegriffen, aber er vertheidigte sich in einer gedoppelten, seinem dogmatischen Systeme angehängten, und auch besonders gedruckten Apologie, mit solchem Nachdrucke, daß seine Gegner verstummen mußten Unter seinen übrigen Schriften ist die erheblichste ein Lehr- oder vielmehr ein Handbuch der Kirchengeschichte, das in seiner Kirche großen Beifall fand, den Jesuiten gar nicht günstig, aber im Ganzen der anerkanten Gelehrsamkeit des Verf. nicht würdig ist [3]). Seine meisten übrigen Schriften, bestehend aus Dissertationen, Dialogen, Lob- und akademischen Reden und schlechten italiänischen Versen, wurden zu Venedig in einem Foliobande zusammen gedruckt [4]). (*Baur.*)

BERTIE, eine County des nordamerik. Staats Nordcarolina, im N. an Hertford, im O. an die Mündung

---

1) *Mazzuchelli* Scrittori d'Italia. Vol. II. P. II. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. Saxii Onomast. Vol. VI. 238. Adelung's Zus zum Jöcher. 2) Theologia historico-dogmatico-scholastica, seu libri de theologicis disciplinis. Romae 1739 — 1747. Vol X. Fol. mehrmals neu gedruckt, unter andern zu München seit 1749 in 10 Foliobänden; zuletzt: Opus de theologicis disciplinis, edit. noviss. aucta, integra etiam adversus in auctorem opuscula quae hactenus prodierunt complectens. Neapoli 1792. Vol. X. 4. und abgekürzt: Librorum XXXVII. de theologicis disciplinis accurata synopsis, cum notis *Buzzii*. Bamberg 1770. Vol V. 8. Ausführl. Nachricht von diesem dogmatischen Werke geben: Kraft's neue theol. Bibl. 7. Bd. 31. Ernesti neue theol. Bibl. 4. Bd. 144. Heinrich's Geschichte der christlichen Glaubenswahrheiten. 562. Schröckh's Kirchengesch. seit der Reform. 7. Bd. 210. 3) Es erschien zuerst unter dem Titel: Dissertationum historicarum quas habuit in Archigymn. Pisano. Vol. I. in quo illustriores epochae exponuntur et ad christiana saecula accommodantur. Florent. 1751. 4. Vol. II. in quo priorum saeculorum hist. ecclesiast. continetur. 1753. Vol. III. quarti et quinti saeculi historiam eccles. complectens. 1756. nachgedruckt August. Vindel. 1761. — 68. Vol. IV. 8. Vindobon. 1774, und Aug. Vindel. 1783. 8. 4) *Fabroni* vitae Italorum doctrina excellentium, qui saec. XVIII. floruerunt. Vol. XI.

des Chowan und dem Albemarle Sund, im S. an Martin, im S.W. an Hallifax und im N.W. an Northamton gränzend, 1810 mit 11,218 Einw. und dem Hauptorte Windsor. (*Hassel.*)

BERTIERA Aubl., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der fünften Linnéschen Klasse. Char. fünfzähniger, stehen bleibender Kelch. Röhrige, im Rachen behaarte Corolle mit fünftheiligem Saum. Eingeschlossene Antheren. Zweilappiges Stigma. Die wintligen Samen an einem schwammigen Kuchen enthalten den Embryo in horizontaler Lage. Man kante bisher nur eine Art: B. *guianensis* Aubl. (guian. I. t. 69.), einen Strauch in Guiana, mit graulich zottigen Zweigen, lanzettförmigen, glattrandigen, unten zottigen Blättern, und Blüthen in Trauben. Nach Willdenow und Schultes (Syst. 5. p. 227.) komt dazu noch eine zweite Art: B. *ferruginea*, welche Humboldt und Kunth aber (nov. gen. 3. p. 364.) als *Psychotria rufescens* aufführen. Zwei Arten: B. *Zaluzania* und *mucronata*, die der jüngere Gärtner (carpol. suppl. p. 74. t. 192.) ausstellt, sind nicht genauer bekant. (*Sprengel.*)

Bertin, der Heilige, s. St. Omer.

BERTIN (Nicolaus), Maler, geb. zu Paris 1667, gest. 1736, wurde von Jouvanet und Bon-Boulogne dem ältern in der Malerei unterrichtet. Seine Geschicklichkeit erwarb ihm in seinem 18. Jahre einen Preis in der Akademie, und durch die Begünstigung von Louvois ging er als königl. Pensionär nach Rom, wo er 4 Jahre lang blieb, und dann, nach einigem Verweilen in Lyon 1689 nach Paris zurückkehrte. Seine Befreiung des Prometheus durch den Herkules erwarb ihm 1703 eine Stelle in der Akademie, und einige Jahre darauf wurde er Professor. Der Herzog von Aubin, der ihn sehr begünstigte, wollte ihm die Stelle des Direktors der Akademie zu Rom verschaffen, aber er schlug sowol diese aus*), als einen vortheilhaften Ruf des Kurfürsten von Baiern. Seine Arbeiten verschafften ihm im In- und Auslande vielen Beifall. Zwar sind seine Gemälde von keinem großen Umfang, aber er wußte sie mit vieler Geschicklichkeit auszuführen, und zierte vorzüglich die Paläste Trianon, Meudon und die Menagerie durch seinen geschmackvollen Pinsel. Eins seiner vorzüglichsten Gemälde ist das ehedem in der Abtei St. Germain befindliche große Blatt, die von dem heil. Philippus verrichtete Taufe des Verschnittenen der Königin Kandake. Bertin besaß bei einer richtigen Zeichnung ein gefälliges und kräftiges Kolorit. Seine Erfindungen sind wohl geordnet, und sein Pinsel wußte einen schönen Schmelz über das Ganze zu verbreiten. Ungeachtet dieser Vorzüge, gehört er jedoch nicht zu den ersten französischen Malern. Nach seinen Werken haben gestochen: Charcau, Tardieu, Duchange, Dusles, B. Picard, Horthemels, und N. Cochin**). (*Weise.*)

Pisae 1785. 8. Mazzuchelli und Adelung a. a. O. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ.

*) Hauptsächlich wegen einer Liebesintrigue, die er mit einer römischen Prinzessin gehabt hatte, und wegen deren er sich aus Rom hatte flüchten müssen.

**) S. d'Argensville Th. 3. und Fiorillo's Geschichte der Kunst. Th. 3. S. 287.

BERTIN (Jos. Exupère), geb. 1712 zu Trembley bei Rennes, ward Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris und starb 1785. Er war ein vorzüglicher Anatom, wie sein Traité d'ostéologie. Paris 1754. Vol. 1 — 4. 12. beweiset. Die Dodart'sche Theorie der Stimme, durch Veränderung der Kehlritze, nahm er gegen Ferrein in Schutz. (Lettre sur un nouveau système de la voix. á la Haye 1745.) (*Sprengel.*)

BERTIN (Antoine), geb. auf der Insel Bourbon 1752, kam in seinem neunten Jahre nach Frankreich, machte in den Wissenschaften treffliche Fortschritte, nahm dann Kriegsdienste, und wurde bald Kapitän der Kavallerie und Ludwigsritter. Echtritterlich that er sich zugleich in der galanten Poesie hervor, und hätte sowol bei Laharpe als Bouterweck eher Erwähnung verdient als mancher Andre. Seine Werke erschienen zuerst Paris 1785 2 Bände. 18. 1802. 1806, und enthalten außer den Elegien unter dem Titel les Amours in 4 Büchern (zuerst 1782), le Voyage de Bourgogne in der Manier des Chapelle und Bachaumont, eine Menge artiger und witziger Kleinigkeiten. Im J. 1789 ging er nach St. Domingo, um sich mit einer jungen Kreolin zu vermälen, die er in Paris kennen gelernt hatte, ward aber an seinem Hochzeittage von einem heftigen Fieber ergriffen, woran er 17 Tage darauf starb. (*H.*)

Bertinucci, s. Carlin.

BERTINORO, eine kleine Stadt im päpstlichen Gebiete, Deleg. Ravenna, auf einem Berge, unter welchem der Ronco hinfließt, hat ein Kastell, ein Bisthum, eine Domkirche und 3 Pfarrkirchen. Sie ist das alte forum Trutarinorum. (*Röder.*)

BERTIPAGLIA (Bertapalia, Leonh.), ein medizinischer Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh. Er war Professor zu Padua, und hinterließ einen Commentar über das vierte Buch des Avicenna, welcher 1546 zu Venedig Fol. herausgekommen. Er ist ganz in dem scholastischen Geiste seines Jahrhunderts geschrieben. Er rühmt, mehre Zergliederungen menschlicher Leichname mit eigener Hand vorgenommen zu haben. Denn diese wurden zu jener Zeit so selten veranstaltet, daß Mentagnana, Nachfolger Bertipaglia's, sich noch in hohem Alter rühmt, 14 menschliche Leichen während seines Lebens zergliedert zu haben. (*Montagn.* consil. 134.) Wir haben von Bert. eine Chirurgie, Venedig 1546. Fol., worin man auf jeder Seite Beweise des elenden Zustandes der Kunst zu jener Zeit findet. Keine einzige Operation weiß er zu machen. Selbst in Schädelbrüchen empfiehlt er, statt der Trepanation, bis 30 Salben. So behandelt er den Brustkrebs blos lindernd, weil das Übel in der Leber seinen Grund habe. Sogar der Ameisen-Naht bei Bauchwunden erwähnt er noch. (*Sprengel.*)

BERTISKOS, bei Ptol. III., 13. ein südl. Zweig des Skardischen Gebirges, der in einiger Entfernung westl. längs dem Strymon fortläuft 49,10: 41,15. Thukydides (11,98) nent dies Gebirge Kerkine. (*Ricklefs.*)

BERTLING (Ernst Aug.), Professor der Theologie, Rektor und Prediger zu Danzig, geb. den 1. Decbr.

1721 zu Osnabrück, wo sein Vater Hofprediger war. Um die Rechte zu studiren, begab er sich Ostern 1741 nach Jena, wählte aber bald das theologische Studium, und setzte es seit Michaelis 1743 in Göttingen fort, wo er im folgenden Jahre Adjunkt der philosophischen Fakultät wurde, und Vorlesungen hielt. Zu Helmstädt bekleidete er seit 1748 ein außerordentliches theologisches Lehramt, wurde 1750 ordentlicher Professor der Theologie, und zugleich adjungirter Generalsuperintendent und Pastor primarius an der dortigen Hauptkirche, kam 1753 nach Danzig, und starb daselbst den 10. Aug. 1769. Bertling hat sich unter den gelehrten Theologen seiner Zeit einen Namen gemacht. Er war ein beliebter Kanzelredner, ein vorzüglicher Lehrer auf dem Katheder, ein nützlicher Gelehrter und treuer Seelsorger, dabei ein Eiferer für die Reinigkeit des Glaubens, der seinen Ruhm darin setzte, ein orthodoxer Gottesgelehrter zu seyn, ohne jedoch Andersdenkende zu verfolgen. Die Theologie kante er nach ihrem ganzen Umfange, und mit einem besonders glücklichen Gedächtnisse und einer feurigen Einbildungskraft verband er eine gute Beurtheilung. Als Verehrer der wolfischen Philosophie schrieb er ein Lehrbuch der theologischen Moral (De officiis et virtutibus Christianorum libri III. cum praef. L. B. de Wolff. Halae 1753. 8.) ganz im Geist und nach der Methode dieses Philosophen, indem er die theologische Moral eben so eintheilte, wie Wolf die praktische Philosophie, nämlich in die allgemeine, in die göttliche Rechtslehre und in die Ethik. In seiner Neuen Harmonie der vier Evangelisten, Halle 1767 4. folgte er Bengeln, machte aber alle drei Evangelisten vom Matthäus abhängig, und nahm die Reden Christi Matth. 13, Marc. 4. und Luc. 8. als zweimal geschehen an. Vieles Aufsehen machte sein mehrjähriger Streit mit seinem Kollegen, dem helmstädtischen Theologen Johann Ernst Schubert, über die Kraft des göttlichen Wortes. Da der letztere in seinen theologischen Lehrbüchern (Introduct. in theol. revel. p. 349. sq. 362. sq. 422. sq. Institutt. theol. dogm. p. 478. sq. 502 — 512.) blos eine moralische Wirkung des Wortes Gottes annahm, so schrieb Bertling dagegen 1751 ein Pfingstprogramm de Spiritu S. καταρτίζοντι über Ebr. 13, 21., worin er zu beweisen suchte, daß die Gnadenwirkungen zwar mit dem göttlichen Worte verbunden wären, daß aber dabei noch eine besondere Kraft des heil. Geistes mit dem Worte zur Erleuchtung und Bekehrung des Menschen wirke. Dagegen behauptete Schubert, daß die göttliche und übernatürliche Kraft der heil. Schrift, wodurch der Mensch gebessert wird, nicht neben ihr anzutreffen sey, sondern in ihr liege, also eine logisch-moralische Kraft sey, den Menschen vernünftig zu überzeugen und zu bessern. Am vollständigsten entwickelte Schubert seine Meinung in dem Unterricht von der Kraft der h. Schrift. Helmst. 1753. 4., Bertling aber in seiner deutlichen und mit den Worten orthodoxer Theologen ausgefertigten Vorstellung, was die lutherische Kirche von der Kraft der h. Schrift lehre. Danzig 1756. 4. Da der Streit sich dessen ungeachtet immer mehr erhitzte, so bestimte ein Ungenanter zu Danzig einen Preis von 10 Dukaten für denjenigen, der diese Streitfrage, nach der Schrift und den symbolischen Büchern, am besten entscheiden würde. Unter sehr vielen nach Danzig eingesandten Abhandlungen erklärte die Jenaische theologische Fakultät diejenige des Preises am würdigsten, welche der Archidiakonus J. G. Nazierski zu Landsberg eingesandt hatte, und welche mit drei andern Preisschriften über denselben Gegenstand, und mit einer Vorrede der theologischen Fakultät zu Jena von G. Wernsdorff (Leipz. 1760) herausgegeben wurde. Nazierski's Vorstellungsart war zwar mit Bertling's ganz übereinstimmend, allein dessenungeachtet fand die entgegengesetzte immer mehr Beifall*). Weniger Aufsehen machte der Streit, in den Bertling durch seinen Unterricht vom päpstlichen Jubeljahre und vom Ablaß. Helmst. 1749. 4. verwickelt wurde. Die (Danziger) theologischen Berichte von neuen Büchern bearbeitete er nebst Andern von 1764 — 1769, auch hat man von ihm mehre, jetzt vergessene, homiletische Arbeiten. Nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen ließen sich seine Predigten besser hören als gedruckt lesen**). (*Baur.*)

BERTOCH, Bertuch (Johann Georg), ein Rechtsgelehrter, geb. zu Halberstadt den 2. Febr. 1693, erhielt zu Kiel die juristische Doktorwürde, practicirte darauf in Zittau, wurde daselbst Senator, und starb den 3. Jun. 1741. Am bekantesten wurde er durch sein Promptuarium juris practicum. II Tom. Lips. 1740 et 1753. 8. acc. Tom. III. Ib. 1744. 8. Edit. nova insigniter aucta, curante C. F. Hommelio. Vol. II. Ib. 1777. 8. et post Hommelium curavit C. A. Günther. Vol. II. Ib. 1788. 8.; ein Buch, das für praktische Juristen seinen Werth, aber weder in der Anlage noch Ausführung besondere Vorzüge hat, vielmehr ist die letztere oft mangelhaft, und unbefriedigend†). (*Baur.*)

BERTOLA, Aurelio de' Giorgi, 1753 zu Rimini geboren und im Seminarium zu Todi erzogen und gebildet, wurde in früher Jugend von den Seinigen überredet, in den Orden der Olivetaner zu treten. Seine Flucht nach Ungern nahm ein so trauriges Ende, daß er es dankbar anerkennen mußte, als ein angesehener Landsmann ihn von dem Soldatenstande, den er aus Noth hatte ergreifen müssen, befreite und seine Rückkehr in den Orden vermittelte. Er suchte nun Trost für getäuschte Lebenshoffnungen in dem Studium der Wissenschaften und in der Poesie. Er lehrte in der Schule seines Ordens auf Monte Oliveto bei Siena, als er, nach Bekantmachung seines Gedichts Notti Clementine 1773 nach Neapel berufen wurde, wo er zehn Jahre lang in den Schulen seines Ordens und in der Akademie der Marine Geschichte, Geographie und Philosophie vortrug. Hier schrieb er seine Poesie marittime. Alsdann gab er seine Stelle auf und ließ sich in Wien nieder, wo er be-

*) Ausführlich handelt von diesen Streitigkeiten Trinius in den Act. nov. hist. eccles. Bd. 2. S. 263—286. Schröckh in der christlichen Kirchengesch. seit der Reform. 8. Bd. 363—371. und Schlegel in der Kirchengesch. des 18. Jahrh. 2. Bd. 429—433. **) Schmersahl's Gesch. jetzt. Gottesgel. 1. St. 61—65. Nova acta hist. eccles. 10. Bd. 661 — 675. Nachrichten von dem Chur. rechtsch. Pred. 1. Bd. 290 — 304. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd. Danziger theol. Berichte 8. Bd. 183. 235. Mosheim's Kirchengesch. fortges. von von Einem. 9. Bd. 178.

†) Otto's Lex. der oberlausitz. Schriftst. I. 92. u. III. 621. Allg. Lit.-Ztg. 1789. Nov. Nr. 342.

sonders die teutsche Sprache und Literatur mit Eifer und Erfolg studirte. Durch den Einfluß seiner dortigen Freunde wurde er zum Lehrer der Geschichte und Universitätsbibliothekar zu Pavia ernant. Seine Liebe zur teutschen Literatur und besonders der Wunsch, seinen Lieblingsdichter Salomon Geßner persönlich kennen zu lernen, bewog ihn zu einer Reise durch die Schweiz und in die Rheingegenden 1787, die er auch beschrieben hat. Er starb kurz nach einer Reise nach Rom, Florenz und Mailand in seiner Vaterstadt im Jul. 1798, an Entkräftung, welche die Folge übermäßiger Studien in Pavia gewesen seyn soll. — Die Italiäner schätzen seine Gedichte (Idilli, Scherzi, Poesie marittime, Sonetti, Favole etc.) wegen Anmuth und Leichtigkeit der Darstellung und der Liebenswürdigkeit des persönlichen Charakters, der sich in ihnen abspiegelt. Seine größern Gedichte: Notti Clementine, Il primo Pittore etc. werden weniger genant. Uns Teutschen ist Bertóla als Übersetzer und Lobredner Geßner's, so wie durch andre, unsre Literatur betreffende, Arbeiten merkwürdig und werth. Sein Werk Della Filosofia della Storia ist unklar, verworren und schwülstig. (*W. Müller.*)

BERTOLD (Berchtold) von Herbolsheim, schrieb nach Rudolfs von Montfort Zeugniß ein Gedicht von Alexander dem Gr. zum Dienst des edlen Zeringere (vermuthlich des 1218 verst. Herzogs Bertold V.). Diese Zueignung an einen Zähringer, deren Stamm einen Ort Herbolsheim unter seine Besitzungen zählte, bringt den Verf. der Beiträge zur Vaterlandsgeschichte, Jul. Lampadius (Leichtlen) auf die sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß der Dichter seinen Namen von dem Städtchen Herbolsheim im Breisgau getragen habe. (*F. Molter.*)

BERTOLDO, ist der Name des komischen Helden eines von ihm benanten italiänischen Volksbuches, das nicht unpaßlich mit den Schwänken Till Eulenspiegels verglichen wird. Es ist durch ganz Italien verbreitet, wird auf Märkten und an Straßenecken verkauft, und lebt im Munde der Alten und Jungen fort. Die jetzt laufende Bearbeitung ist das Werk eines Bänkelsängers Giulio Cesare Croce di Bologna, genant della Lira, und veraltet schon in Sprache und Darstellung, so daß man sie in den neuesten Abdrücken ein wenig modernisirt findet. Derselbe Croce schrieb auch eine schlechte Fortsetzung des alten Narrenbuches, unter dem Titel: Bertoldino, und Camillo Scaligeri eine zweite, Cacasenno genant, die nicht glücklicher ist. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts haben zwanzig Dichter, meist Bolognese r und Ferrarese r, und unter ihnen einige berühmte, wie Frugoni, Rivarc., diese drei Mährchen in zwanzig Gesängen in Ottava rima bearbeitet, welches Gedicht auch populär geworden ist.

Bertoldo ist ein häßlicher, verkrüppelter, ungeschlachter Bauer, der seine Schwänke in Verona, am Hofe des Longobarden-Königs Alboin, treibt. Man weiß weder von der Person des Helden, noch von dem Ursprunge des Mährchens viel Geschichtliches anzugeben, wie von den übrigen Schalken und Narren des Landes, die dem gelehrten Manni Stoff zu einem eignen Werke: Veglie piacevoli gaben, und zu denen, außer Bertoldo, besonders der Piovano Arlotto und der Hofnarr Gonella gehören. Der Charakter der Späße und Schwänke des Bertoldo ist eine großartige Derbheit, Nacktheit und Keckheit, die auf ein hohes Alterthum hinweisen; und es ist sehr leicht, spätere Einschiebsel und Veränderungen von dem Ursprünglichen zu unterscheiden. Das italiänische Volksbuch ist mit dem Teutschen von König Salomon und Markolph (Morolf) nahe verwandt *), von dem es aber auch ungewiß ist, ob es teutschen Ursprungs **). (*W. Müller.*)

BERTOLONIA nante nach dem Prof. Ant. Bertoloni zu Bologna, der Marchese di Spino das Myoporum viscosum *R. Br.* und de Candolle das Pordicium purpureum *Vahl.* Beide Pflanzen waren aber früher schon besser bestimt, und es ist daher die spätere Benennung verworfen.

Bertolonia habe ich (neue Entdeck. 2. S. 110. T. 1. F. 1 — 4.) eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Chenopoden und der elften Linné'schen Klasse genant, die der Phytolacca am nächsten steht, aber durch einen corollinischen Kelch mit sechs bis sieben Blättern, durch 10 — 14 Nektarien, durch zwölf ungestielte zweitlappige Antheren und durch ein fleischiges Pistill mit vier bis fünf schwammigen Stigmen unterschieden ist. Bert. *paniculata* * ist ein Strauch aus Brasilien, der am angeführten Orte beschrieben und abgebildet ist. (*Sprengel.*)

Bertrade, s. Bertha.

Bertram, teutscher, wilder, s. Achillea. Bertramwurzel, s. Anthemis (Pyrethrum).

BERTRAM (Corneille Bonaventure), ein gelehrter Orientalist und Kritiker, geb. zu Thouars in Poitou 1531. Er studirte zu Paris unter Turnebus, lernte daselbst das Hebräische von d'Ange Caninius, und hörte dann zu Cahors juristische Vorlesungen. Da er aber 1562 Gefahr lief, wegen seiner freien Religionsmeinungen ermordet zu werden, flüchtete er nach Genf, wo er das Bürgerrecht und eine Predigerstelle, 1566 das Lehramt der orientalischen Sprachen, und 1572 der Theologie erhielt. Um 1586 begab er sich nach Frankenthal und von da nach Lausanne, wo er Professor der Theologie wurde und 1594 starb. Aus seinen Schriften geht hervor, daß er eine tiefe und umfassende Kentniß der morgenländischen Sprachen und Literatur besaß. Er ist, nach Calvin und Olivetan, der erste, der sich mit einer Übersetzung der Bibel aus dem Hebräischen beschäftigte, und er arbeitete mit Beza, Simon Goulart, Jacomot und la Faye fleißig an der französischen Übersetzung derselben, welche die Geistlichkeit in Genf 1588 herausgab. An Sprachwissenschaft übertraf er zwar seine Vorgänger, allein er folgte zu sehr den Übersetzungen des Münster und Tremellius, und kam dem Calvin an Beurtheilungskraft nicht gleich. An dem Kommentar des Mercerus über das Buch Hiob (Genf 1574 Fol.) hatte er Antheil, und

*) Görres teutsche Volksbücher unter diesem Titel, von der Hagen in der Einleitung zu dem Abdrucke des teutschen Gedichts in seiner und Büsching's Sammlung und J. Grimms Rezension in den Heidelberger Jahrbüchern 1809 Heft 44 u. 45.

**) S. von der Hagen's und Büsching's Grundriß ꝛc. S. 208.

in der Ausgabe des Thesaurus lingnae sanctae Sancti Pagnini. Lugdun. 1575. fol. sind fast alle Vermehrungen von ihm. Viele Aufklärungen über dunkle Punkte in der bürgerlichen Verfassung der Israeliten und Juden enthält sein Buch De politia judaica, tam civili quam ecclesiastica. Genev. 1574. 8. oder, wie es auch sonst heißt: De republica Ebraeorum liber, cum commentario Constantini l'Empereur. Lugd. Bat. 1641.; 1651. 12. auch in den Criticis SS. (Francof. 1696. fol.) T. VI. 741 — 811. und in Vgolini Thes. T. IV.; wozu auch Jo. Nicolai annotationes uberiores ad Bertramum editae ex bibliotheca Sigeb. Havercampi. Lugd. Bat. 1740. 8. gehören. Schätzbare Erläuterungen einzeler Stellen der heil. Schrift enthalten seine Lucubrationes Frankenthalenses, seu specimen expositionum in difficiliora utriusque Test. loca. Frankenth. 1586; durch Theod. Hackspanii Besorgung wieder aufgelegt, Altorfii 1645. 8. auch in den Criticis SS. Tom. VI. p. 1117*). (*Baur.*)

BERTRAM (Johann Friedrich), merkwürdig als ausgezeichneter Gottesgelehrter seiner Zeit, als sehr fruchtbarer Schriftsteller und aufmerksamer Forscher der ostfriesischen Geschichte. Er war (d. 7. Febr.) 1699 in Ulm geboren, wo sein Vater, gleiches Namens, ein angesehner Bürger war; studirte erst auf dem Gymnasium daselbst, dann (1720) zu Halle, wo er (1728) Lehrer an dem dortigen Pädagogium wurde, sodann aber (1728) Hofdiakonus des Fürsten Georg Albrecht von Ostfriesland und Rektor der lateinischen Schule zu Aurich, bald (1729) auch Hofprediger, ohne ferner Rektor der Schule zu seyn. Als gleich nachher (1729) die General-Superintendenten- und Oberhofpredigerstelle erledigt wurde, wollte der genannte Fürst ihn dazu befördern; er aber lehnte diesen Antrag ab, und blieb Hofprediger, worauf er indeß noch Konsistorialrath wurde. Als solcher starb er schon 1741 (18. Jun.). — Vor seiner Beförderung schrieb er unter andern ein paar Einleitungen in die schönen und philosophischen Wissenschaften. Im Ostfriesland widmete er sich vorzüglich dem Studium der ostfriesischen Geschichte, und lieferte mehre Beiträge zu der ostfriesischen Kirchengeschichte und Alterthumskunde, die nicht ohne Werth sind; insbesondere polemisirte er auch mit Enthusiasmus gegen die Reformirten in Ostfriesland, die von jeher gern, mit allerlei Ausflüchten gegen die Geschichte behaupten wollten, daß dieses Land bei der Reformation nicht lutherisch, sondern erst reformirt geworden. Außer diesen historischen Arbeiten gab Bertram auch geistliche Gedichte u. mehre größere und kleinere theologische u. philosophische Schriften zum Theil unter erborgtem Namen heraus. Er war allerdings ein gelehrter Mann, aber zugleich ein Vielschreiber, der mehr hätte leisten können, wenn er sich nicht in zu viel Fächern herum getrieben hätte †). (*J. Ch. H. Gittermann.*)

*) *Teissier* éloges des Sav. T. IV. *Du Pin* Bibl. des auteurs séparés de l'eglise rom. T. I. *Leu* helv. Lex. 3. Bd. *Walch* biblioth. theol. T. III. *Senebier* hist. lit. de Genève T. I. 309.

†) Seine zahlreichen Schriften, nebst seinen Lebensumständen, stehen verzeichnet in: Göttens gelehrtem Europa, Th. II. S. 378. Th. III. S. 815.; in Mohr's Lex. d. Theologen 75. 449. 796. Neubauer's Lex. d. Theol. 18. 439. Wevermann's Nachr. v. Gel. a. Ulm. 63., wie auch in Reershemius Ostfries. Prediger-Denkmal, Aurich 1796. S. 70—74.

BERTRAM (Philipp Ernst), geb. 1726 zu Zerbst, wo sein Vater Stadtphysikus war. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt, und die Universitäten zu Jena u. Halle, bis 1746, wo er als Pagenhofmeister nach Weimar ging; 1753 ward er Regierungssekretär daselbst, legte aber die Stelle nieder, ward 1762 Magister zu Halle, 1763 Professor des Staatsrechts und der Geschichte, 1764 ordentlicher Professor der Rechte, 1766 Beisitzer der Juristenfakultät, Oberbibliothekar, u. st. d. 13. Okt. 1777. Er besaß in der Rechtsgelehrsamkeit und Geschichte gründliche Kenntnisse und überhaupt eine ausgebreitete Belesenheit, aber Geist und Geschmack fehlten ihm; er war wol Geschichtsforscher, aber nicht Geschichtschreiber*). Schon als Studirender in Halle fing er an zu schreiben, zuerst Übersetzungen; seine ästhetischen Schriften sind ohne Werth, seine statistischen veraltet, nur seine historischen noch als Samlungen und Forschungen zu gebrauchen. Die wichtigsten sind: 1) Joh. v. Ferreras Historie von Spanien fortgef. Th. 11 — 13. Halle 1762. 69. 72. 4. 2) Entwurf einer Geschichte der Gelahrtheit Halle 1. Theil 1764. 644. S. 8. (Eigentlich nur ein kurzes Lehrbuch der Geschichte der Sprach-, Rede-, Dichtkunst, der Geschichtskunde und mathematischer Wissenschaften, mit sehr ausführlichen literarischen Verzeichnissen und Nachrichten, die auch das Beste sind. Der zweite Theil sollte die Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit und Weltweisheit enthalten). 3) Geschichte des Hauses und Fürstenthums Anhalt. Halle Th. I. 1780. gr. 8. herausgegeben von J. C. Krause, der auch Vf. d. II. Theils ist (Ein gründliches und noch immer das beste Werk hierüber, wenn auch nicht für gewöhnliche Leser). — Als Schriftsteller wenigstens zeigte er große Eitelkeit und gemeine Grobheit. (*de Marées.*)

BERTRAM (Joachim Christoph), Magister der Philosophie zu Halle, geb. 1730 zu Semme in der Altmark. In seinem 14. Jahre kam er auf die lateinische Schule des hallischen Waisenhauses, besuchte seit 1749 die akademischen Hörsäle, bildete sich unter Baumgarten zu einem gelehrten Theologen, erhielt von der philosophischen Fakultät die Magisterwürde, konte sich aber, wegen einer allzu großen Schüchternheit, nie entschließen, Vorlesungen zu halten, und nur zuweilen dictirte er geschlossnen Gesellschaften die baumgartenschen Vorlesungen wörtlich in die Feder. Einige Jahre verwaltete er das Inspektorat der königlichen Freitische, von 1775 bis 1791 aber das Amt eines akademischen Unterbibliothekars, und machte sich durch mühsame Ausarbeitung eines Katalogs der Bibliothek und durch bessere Anordnung der Bücher verdient. Außerdem erwarb er sich seinen nothdürftigen Unterhalt als Korrektor von seltner Kentniß und Genauigkeit, indem er nicht nur die Fehler des Schriftsetzers verbesserte, sondern oft auch den Verfassern der Manuscripte seine Bemerkungen mittheilte, und sich um ihre Arbeiten verdient machte. Unter vieljährigen körperlichen Schwä-

*) S. Br. d. neueste Lit. verr. Th. XX. S. 295 — 298. S. 3—72. Beurtheilung, s. span. Gesch. v. Th. Abbr.

chen setzte er diese Beschäftigung unverdrossen fort, bis er am 2. Jul. 1802 sein stilles Leben schloß. Er war ein vielwissender, gründlicher, mit schätzbaren Sprach- und Sachkentnissen ausgerüsteter Literator, der, zufrieden mit seinem Loose, den Ruf zu einem Lehramte nach Erlangen ablehnte, aus Bescheidenheit und Schüchternheit nie ein Amt suchte, aber niemals müde wurde, mit seinem mühsamen Tagewerke eigene Forschung zu verbinden. Diese Forschungen bezogen sich auf einzele, oft übersehene Theile der Bücherkunde, der Kirchen- und besonders der Reformationsgeschichte und der Männer, die diese leiteten, so wie ihrer Schriften und der Bekenntnißbücher der evangelischen Kirche. Aus den Aufsätzen, die er in die Hallischen wöchentlichen Anzeigen, Strobels Beiträge, den allgemeinen literar. Anzeiger und andere periodische Blätter mit und ohne Namen einrücken ließ, entstanden seine, dem Forscher schätzbaren, viele literarische Irthümer berichtigenden, literarischen Abhandlungen. Halle, 4. Stück 1781 — 83. 8., sein Beitrag zur kritischen Geschichte der augsburgischen Konfession. Eb. 1784. 8. u. a. m. Die teutsche Übersetzung von Rich. Simons kritischen Schriften bereicherte er mit wichtigen Zusätzen, besonders die Ausgaben der lutherischen Bibelübersetzung betreffend, und hinter Baumgartens Erläuterung der symbolischen Bücher findet sich von ihm ein schätzbarer Aufsatz über den Anhang der schmalkaldischen Artikel, und der Verfasser der Fragestücke in den meisten Ausgaben des lutherischen Katechismus. Mit großem Fleiße edirte er, nach Baumgartens Tode, dessen Vorlesungen über Dogmatik, Polemik, theologische Moral, christliche Alterthümer, Symbolik und die Geschichte der Religionsparteien, und fügte auch ihnen literarische Anmerkungen und Zusätze bei, unter denen einige sehr verdienstlich sind. Recensionen lieferte er zur Quedlinburger theologischen Bibliothek und zum Journal für Prediger *). (*Baur.*)

Bertramus, s. Ratramnus.

BERTRAND (Jean), geb. zu Toulouse am 11. Mai 1527, bildete sich in Valence, nahm dort die Doktorwürde an, und wurde von seiner Vaterstadt zum Parlementsrath daselbst erwählt. Er starb als Parlementspräsident am 1. Nov. 1594. In der gelehrten Welt hat er sich durch seine Lebensbeschreibungen der alten römischen Rechtsgelehrten bekant gemacht, welche unter dem Titel: *βιοὶ νομικῶν* zwei Jahre nach seinem Tode, zuerst zu Toulouse 1617, nachmals mit Anmerkungen von Gilles Menage u. a. zu Leiden 1675, und endlich in *Franckii* Vitae tripartitae Jureconsultorum veterum. Nr. II. herausgekommen sind. — Mit ihm ist nicht ein andrer Jean Bertrand zu verwechseln, welcher ebenfalls Parlementspräsident zu Toulouse war, und dem Dutillet (Tilins) seine Ausgabe des theodosianischen Codex gewidmet hat. (*Spangenberg.*)

BERTRAND (Elias), geb. zu Orbe in der Waat 1712. Er widmete sich der Theologie, bekleidete das Diaconat und nachher die Pfarrstelle an der französischen Kirche zu Bern, ging 1766 auf einen Ruf vom Könige Stanislaus, der ihm den Charakter eines geheimen Rathes ertheilte, nach Polen, kehrte aber in sein Vaterland zurück, und ließ sich zu Yverdon nieder, wo er eine auserlesene Samlung von Antiquitäten und Naturalien anlegte. Er war Mitglied und Korrespondent verschiedener Akademien und gelehrten Gesellschaften, zu Berlin, Göttingen, Stockholm, Mainz, Florenz, Nancy u. s. f. Seine zahlreichen Schriften haben Meusel, Holzhalb und die Biogr. univ. verzeichnet *).

Sein älterer Bruder, Johann, geb. 1708, Pfarrer zu Grandson, hernach zu Orbe und Montcherand 1771, Decan der Klasse von Grandson, st. 1777 d. 27. December. Er übersetzte mehre Werke aus dem Englischen. Auch enthalten die Samlungen der bernischen ökonomischen Gesellschaften landwirthschaftl. Abhandlungen von ihm. (*Meyer von Knonau.*)

BERTRAND (St.), Stadt mit dem Zunamen de Comminges im Distr. St. Gaudens des franz. Dep. der obern Garonne. Sie steht (B. 43° 1′ 38″ L. 18° 13′ 35″) auf einer Anhöhe an der Garonne, hat 1 alte Kathedrale, 120 Häus., 720 Einw. und war bis zur Revolution der Sitz eines Bischofs. Man sieht hier einige römische Alterthümer. (*Hassel.*)

BERTRANDI (Joh. Ambros. Maria), ein berühmter Wundarzt des 18. Jahrh. Zu Turin 1727 geboren, ward er, nachdem er sich zu Paris und London in seiner Kunst vervollkomnet hatte, an seiner vaterländischen Universität Professor, und starb 1765. Die Samlung seiner Werke ist später heraus gekommen: Opere anatomiche e cerusiche di *Ambr. Bertrandi.* vol. 1 — 6. Torino. 1787—1789. (*Sprengel.*)

BERTRIX, ein Dorf in dem Distr. Neufchateau der niederländ. Prov. Luxemburg an der Semois in einer waldigen Gegend mit 1306 Einw. Hier und zu Herbeimont stehen 10 Schieferbrüche im Betriebe, die von 50 Steinbrechern bearbeitet werden, welche jährl. 3 Mill. Stück Schiefer brechen †). (*Hassel.*)

*) Hallisches patriotisches Wochenbl. 1802 St. 43. Journal für Pred. 43. Bd. 317—324. Meusel's gel. Teutschl.

*) Vorzüglich bemerkenswerth sind: Le Philantrope. 1738. 2 vol. 12. — Mémoires sur la structure intérieure de la terre, Zuric. 1762. 8. — Essais sur les usages des montagnes, avec une lettre sur le Nil, Zuric 1754. 4. Denina legt ihm einen vorzüglichen Werth bei. — Mémoires pour servir à s'instruire des tremblements de terre de la Suisse, principalement pour l'année 1755, avec quatre Sermons prononcés à cette occasion, Vevay 1756. 8. Die Abhandlungen erschienen abgesondert 1757. 8. — Recherches sur les langues anciennes et modernes de la Suisse, et principalement du pays de Vaud, Genève 1758. 8. — Théologie astronomique de W. Derham, 1760. 8. — Dictionnaire universel des fossiles propres et des fossiles accidentels, à la Haye, 1763. 2 vol. 8. — Recueil de divers Traités sur l'histoire naturelle de la terre et des fossiles, 1766. 4. — Morale de l'Evangile, 1775. 7 vol. 8. — Le Solitaire du Mont-Jura; Récréations d'un philosophe, 1782. 12. — Sermons prononcés à Berne à l'occasion de la découverte d'une conspiration contre l'état, 1749. 8. Nur die zwei ersten Predigten sind von ihm; die dritte ist von Altmann. — Confession de foi des églises réformées en Suisse, 1760. (Eine Übersetzung von Bullingers confessio fidei). — Le Thevenon, ou les Journées de la Montagne, 1777. 12. 1780. 2 vol. 8.

†) Der Ort war sonst bei seiner Lage zwischen Frankreich und den Niederlanden eine terre neutre d. h. worin weder Frankreich noch die Niederlande Hoheitsrechte ausübten, deren Besitzer also unmittelbar war. Sie gehörte zu der Rochefortschen Erbschaft und in dem Vergleich zwischen Stolberg und Löwenstein (9. Jul.

BERTRUCCI (Nic.), Prof. zu Bologna im Anfang des 14. Jahrh., war der Lehrer des Guy v. Chauliac, gab ein Collectorium artis medicae. Colon. 1537. 4. heraus, und starb 1342. (*Sprengel.*)

BERTSDORF, ein dem Rathe zu Zittau gehöriges Pfarrdorf in der sächsischen Lausitz, mit 1600 Einwohnern, die große Bleichen und Leinwebereien unterhalten. (*H.*)

BERTUCH (Friedrich Justin), geb. zu Weimar 1747 (so hat er mir wenigstens selbst angegeben, nach Andern 1746 oder 1748) und gest. das. d. 3. April 1822 als Großherzogl. S. Weimarischer Legationsrath und Ritter des Falkenordens, zeichnete sich durch eine eben so große Gewandtheit des Geistes als unermüdliche Thätigkeit aus, wodurch er in einem 50jährigen Wirken auf Literatur und Kunst, für die er lebenslang sich angelegentlich interessirte, einen so großen Einfluß gewann, daß man die Periode, die er durchlebte, nicht schildern kann, ohne seiner zu gedenken. Schon auf der Schule zeichnete er sich durch Kunstsinn und selbst Kunstgeschicklichkeit aus. Auf der Universität zu Jena (1765 — 69) widmete er sich erst der Theologie, dann der Rechtswissenschaft, und suchte seine Erholung in dem Studium der ältern und neuern Poesie. Zu eignen dichterischen Versuchen fand er noch äußere Veranlassung, indem er von 1769 — 73 Hofmeister der Söhne des, damals wenigstens als Dichter bekannten, Baron Bachoff von Echt wurde. Das Erste, was von ihm erschien, waren die Copien für meine Freunde (Altenb. 1771.) Wiegenliederchen (1772) und eine Nachbildung von Priors nußbraunem Mädchen unter dem Titel: Heinrich und Emma (das. 1772.). Der freiherrliche Dichter gab aber dem schnell ergreifenden und leicht auffassenden Geiste B's noch eine besondre Richtung. Der Baron war dänischer Gesandter in Spanien gewesen, und flößte seine Liebe für Sprache und Literatur der pyrenäischen Halbinsel auch Bertuchen ein, ja er gab ihm selbst Unterricht, welchem B. durch den angestrengtesten Fleiß stets zuvoreilte, denn ein rühmlicher Ehrgeiz trieb ihn, den Teutschen für diese Literatur das zu werden, was Meinhard ihnen für die italiänische geworden war, da Dietze's Übersetzung des Velasquez noch nicht genug gewirkt zu haben schien. Den Anfang machte er mit einer Übersetzung der Geschichte des berühmten Predigers Bruder Gerundio von Campazas (Lpz. 1773. 2 Bde), die er freilich nur aus dem Engländischen übersetzen konte, weil von dem spanischen Original blos der erste Band hatte erscheinen dürfen, das Übrige aber in einer englándischen Übersetzung erschien. Er wurde dadurch doch bekanter mit spanischen Volkssitten und Klostergebräuchen, worüber des Barons Kammerdiener ihm genaue Aufschlüsse geben konte, und so bereitete ihn dies immer mehr vor zu einem Unternehmen, wodurch er die Aufmerksamkeit auf die spanische Literatur in höherem Grad erregte, zu einer Bearbeitung des Don Quixote von Cervantes mit der Fortsetzung des Avellaneda. Diese erschien zuerst Weimar 1775. 76. und eine neue Auflage Lpz. 1777. 6 Bde. Ohne Hilfe der französischen Übersetzung, so wie der vergessenen früheren teutschen (Lpz. 1734.) hat er nicht gearbeitet, manche Auslassungen sich gestattet und das Ganze mehr zusammengerückt; eben dadurch aber erhielt er den Beifall der damaligen Lesewelt nur um so mehr, wie der schnelle Absatz und das seiner Manier von den Beurtheilern ertheilte Lob beweisen. Ohne Zweifel hatte B. die Wielandische Nachahmung des Don Quixote in dem Don Silvio von Rosalva sich zum Muster genommen, wie er denn überhaupt an Wieland von jetzt an immer inniger sich anschloß. Dieser hatte mit dem Jahre 1773 den teutschen Merkur begonnen, und an diesem nahm Bertuch nicht blos als Mitarbeiter Antheil (seine Beiträge, Gedichte, Übersetzungen z. B. der Lieder des Villegas, und Beurtheilungen sind B — ch unterzeichnet), sondern erhielt ihn auch als Gehilfe des Herausgebers, ja er besorgte bald das Kaufmännische dabei fast allein. Hiezu kam ihm die Bekantschaft mit Seiler, dem Direktor des damaligen weimarischen Theaters, sehr zu statten, indem dieser, früherhin Kaufmann, ihn in der kaufmännischen Buchhalterei unterrichtete, von welcher B. damals noch nicht ahnete, wie wichtig sie ihm dereinst selbst werden sollte. Zugleich fand er aber durch diese Bekantschaft und das Theater, für welches auch Wieland eifrig arbeitete, sich von außen gereizt, seine Thätigkeit der Bühne zuzuwenden. Wie angelegen ihm diese war, zeigen seine theatralischen Werke, welche meist bis zu dem J. 1774 erschienen, in welchem Jahre mit dem weimarischen Schloß auch die Bühne in Flammen aufging. In dieser Periode übersetzte er nicht nur St. Albine's Schauspieler (Lpz. 1772.) und Marmontel über die dramatische Dichtkunst (Lpz. 1774.), sondern bearbeitete auch nach Lamotte das Trauerspiel Ines de Castro (Lpz. 1773.) und nach Mason das Trauerspiel Elfride (Lpz. 1775.) für die teutsche Bühne. Seine komische Oper das große Loos (Weimar 1774) komponirte Wolf, und sie erhielt sich, wie das letztgenante Trauerspiel, eine geraume Zeit auf dem Theater-Repertoire. Sein Melodrama Polyrena (zuerst im Merkur 1775) werteiferte mit Wielands Singspielen, die damals großes Aufsehen erregten. Von nun an aber wurde seine Thätigkeit mehr und mehr eigentlichen Geschäften zugewendet. Im J. 1775 hatte er die Stelle eines Herzogl. geh. Kabinets-Sekretärs, im folgenden Jahre mit dem Titel als Rath, erhalten, und zu seinen Geschäften gehörte damals auch die Aufsicht über die Anlage des neuen Parks, die ihm unvermerkt eine immer größere Liebe zur Gärtnerei, Baumpflanzung und Naturgeschichte überhaupt einflößte, und seinen Kunstsinn immer mehr weckte, wodurch er auf den Punkt kam, von welchem aus er in ganz Teutschland so vieles anregen und fördern sollte, was nur ein Mann anregen und fördern konte, der mit dem lebhaftesten Interesse für Literatur und Kunst einen eben solchen Geschäftsgeist verband, der ihn hinriß, in sehr gewagten Unternehmungen sich zu gefallen. Während er, ohne der Literatur je entfremdet zu werden *), seinen Dienst genau versah, und deshalb

1755) wurde sie zu dem Antheile des erstern gelegt. Seit der französischen Revolution theilte sie alle Schicksale Belgiens. (*Delius.*)

*) Er hatte in dieser Periode eine neue wohlfeile Ausgabe der sämtlichen Werke von Hans Sachs projektirt, wovon leider —

im J. 1785 den Charakter als Legationsrath erhielt, begann er eigne Pflanzungen, schuf eine sumpfige Gegend in einen Lustgarten und sein dabei erbautes Haus in eine weibliche Kunstschule um, indem seine Kunstfertige Gattin junge Mädchen um sich versammelte, und in Verfertigung künstlicher Blumen unterrichtete. Der Betrieb mit seinen Natur- und Kunsterzeugnissen weckte kaufmännische Spekulationen in ihm, die sich zunächst auf Literatur und Kunst bezogen. Im J. 1784 entwarf er den Plan zu der Jenaischen Allg. Lit. Zeitung, zu welcher sich erst Wieland, dann Schütz mit ihm verband, nachmals aber, als Wieland zurück trat, Hufeland und späterhin Ersch. Während dieses neue Institut im J. 1785 begann, entwarf er schon den Plan zu einem zweiten, welches nach und nach für die Kunst- und Sittengeschichte werden sollte, was jenes für die Literatur war. So begann mit dem Jahre 1786 sein Journal der Moden, welches, wie jene Zeitung, ungeachtet so vieler Nachfolger, sich noch jetzt erhält. Zu dem letzten Unternehmen verband sich Kraus mit ihm, der Landsmann Göthe's, den dieser nach Weimar gezogen hatte, um den Grund zu der nachmaligen Kunstschule zu legen, zu deren Flor B. zuverlässig viel beigetragen hat, indem er Erwerb verschafte. Das Glück, welches jene Unternehmungen begünstigt hatte, reiste ihn zu neuen, unter denen sein im J. 1790 begonnenes und auch jetzt noch fortgesetztes Bilderbuch für Kinder Auszeichnung verdient, indem es, je länger je mehr, strebte, bei Abbildungen von Naturgegenstanden auch dem Kunstsinn keinen Eintrag zu thun, und das Studium der Naturkunde zu beleben. Auch dieses Unternehmen glückte wie die vorigen, und reifte den neuen Plan zur Anlegung eines Instituts, welches damals einzig in seiner Art war. Mit dem Jahre 1791 richtete er es ein, und nante es Industrie-Comptoir. Wol sollte die Industrie, die er weckte und belebte, dem Manne, der klug die Umstände, Zeiten und Personen zu nutzen verstand, selbst förderlich werden, und diesen Zweck wird gewiß kein Billiger ihm verargen; allein mit Recht erhielt doch dieses Institut auch nachher den Namen eines Landes-Industrie-Comptoirs, denn theils war es wirklich zur Beförderung der Landes-Industrie auf vielfache Weise beförderlich, theils war es der Stadt, worin es angelegt worden, eben so ersprießlich als ihm selbst, indem nach und nach eine Menge Anstalten damit verbunden wurden, welche viele Schriftsteller, Künstler und Handwerker beschäftigten, und wobei selbst Kinder einen Erwerb finden konten. Die Kunst im höhern Sinn konte freilich nicht eigentlich gefördert werden, denn vieles mußte man, der Natur der Sache nach, fabrikmäßig betreiben; allein nie verlor doch B. den achtungswerthen Willen, Wissenschaft und Kunst zu fördern, so viel ihm möglich sey, und man muß ihm nachrühmen, daß, wenn er gleich das Zeitgemäße sehr wohl zu nutzen verstand, er doch nie den Zeitgeist auf eine unwürdige Weise zu benutzen gesucht, und vielmehr zur Förderung des Guten manches Opfer gebracht hat. Für die Kunst im höhern Sinn hatte er ein eignes Institut projektirt, die Chalkographische Gesellschaft in Dessau, welche mit dem Jahre 1 . . . begann, sich jedoch nur wenige Jahre erhalten konte. Glücklicher bestand das mit dem Industrie-Comptoir in Verbindung gebrachte Geographische Institut, und zu einer Zeit, wo Buch- und Kunsthandel stockte, der Bedarf geographischer Charten aber immer größer wurde, war dies sogar die Hauptstütze aller seiner übrigen Anstalten, zu denen seit 1805 auch eine neue in Rudolstadt angelegte Buchhandlung hinzukam. Theils in den Umständen der Zeit lag es, theils bestimte ihn eigne Neigung dazu, daß er in der spätern Zeit neben der Naturkunde seinen Eifer vorzüglich der Erd-, Länder- und Völkerkunde zuwendete, und es gelang seiner stets umsichtigen und nie rastenden Thätigkeit ziemlich, sich in diesem Fache der Literatur eine Art von Monopol zu erwerben. Was die Kraft eines einzigen Menschen auszurichten und durchzuführen fähig ist, selbst wenn Perioden eintreten, wo das gewohnte Glück ihn zu verlassen scheint, davon ist B. ein auffallendes Beispiel. Mit allen zu dem erwählten Geschäftskreis nöthigen Talenten wohl ausgestattet, zeigte er in Verfolgung seiner Plane den festesten Willen, wie in Ausführung derselben den beharrlichsten Fleis; denn vom Morgen bis zur Mitternacht arbeitete er, und selbst der Besuch seines Gartens war eine halbe Arbeit, so daß er meist nur im Wagen auf seinen Geschäftsreisen ruhte. Viele Jahre lang leitete er so sein sich immer erweiterndes Geschäft allein **), im Glücke nicht selten kühn, bei Fehlschlagungen aber auch nicht muthlos, und unerschöpflich in Erfindung von Hilfsmitteln, drohendes oder eintretendes Unglück abzuwehren, und erlittenen Schaden durch neue Plane zu ersetzen. Ein gewisser Gleichmuth verließ ihn fast nie, und zweierlei diente gewiß sehr, ihm denselben theils innerlich, theils wenigstens äußerlich zu erhalten. Er betrieb nämlich seine Spekulationen mit einer Art von poetischem Interesse, und führte sie aus mit der Klugheit eines Diplomaten, zu welchem ihm wol keine der erforderlichen Eigenschaften abging, am wenigsten aber die Kunst, den günstigen Augenblick zu erwarten, die Umstände zu benutzen und die Personen zu behandeln, und für seine Zwecke zu gewinnen. Wie förderlich ihm diese Kunst gewesen, hat der Erfolg bewiesen. Im Drange so vieler Geschäfte, die viele andre leicht zerstreut haben würden, verlor er aber nie das lebendigste Interesse für Wissenschaft, Kunst, und die aus beiden hervorgehende Bildung. Da es ihm in-

nicht durch seine Schuld! — die bloße Probe erschienen ist (Weim., 1778. 4.). In Verbindung mit v. Seckendorf und v. Zanthier gab er heraus das Magazin der spanischen u. portugiesischen Literatur (1780 — 82. 3 Bde.), und allein das Theater der Spanier und Portugiesen (Lpz. 1782.), so wie Don Thomas de Yriarte literarische Fabeln (Lpz. 1788.). Im J. 1790 gab er ein zweckmäßiges spanisches Lesebuch in 2 Bden heraus, und veranlaßte Barth zur Herausgabe einer spanischen Grammatik, und Schmid zur Herausgabe des spanischen Wörterbuchs.

**) Im J. 1806 bekam er eigentlich erst einen thätigen Mitgehilfen an seinem Sohne Karl Bertuch, dem Verf. der Bemerkungen auf einer Reise aus Thüringen nach Wien. 2. Bdch. 1808 bis 10. Der junge liebenswürdige Mann starb schon im J. 1813. Hierauf entschloß sich der damalige königl. wirtembergische Leibarzt, geh. Med. Rath v. Froriep, B's Schwiegersohn, die Leitung der Geschäfte des Vaters zu übernehmen.

deß an Zeit und Muße gebrach, tiefer einzudringen, so konte er freilich selbst nicht daran denken, auch als Schriftsteller nach einer weiteren Auszeichnung zu streben. An dem, was noch unter seinem Namen erschienen ist, hat er wol nur sehr geringen Antheil; anzuregen und zu befördern hörte er nie auf, und sehr zu wünschen ist, daß eine von seinen letzten Bemühungen — der Antrag an den hohen Bundestag zu Frankfurt zur Steuer des Nachdrucks — den glücklichen Erfolg noch zeigen möge, den er nicht mehr erlebte. Die Wirkungen von dem, was er begonnen, erstrecken sich über sein Leben hinaus, denn man muß auch das mit in Anschlag bringen, daß die meisten seiner Einrichtungen Nachahmung fanden, und daß dadurch in Vielem ein Wetteifer erregt wurde, der seine heilsamen Folgen zum Theil schon gezeigt hat. (*Gruber.*)

BERULLE (Peter de), geb. d. 4. Febr. 1575 zu Serilly in Champagne, in Paris, wo sein Vater Parlamentsrath war, aber schon 1581 starb, durch seine Mutter zum andächtigen Leben erzogen, und von seinen ersten Lehrern, den Jesuiten, in dieser Richtung bestärkt, galt schon als Knabe für einen Heiligen, der andre ermahnen, erbauliche Briefe schreiben und Visionen haben konte, ohne anders als mit Bewunderung betrachtet zu werden. Unter der Führung des Carthäuservicars Beaucousin lernte er die Mönchsübungen genauer kennen und wollte selbst Mönch werden, sah sich aber, wahrscheinlich auf Anstiften seiner Verwandten, die ihn zum Rechtsgelehrten bestimt hatten, von drei Orden abgewiesen. Desto eifriger suchte er sich nun zum Selsorger zu bilden, schrieb, nicht älter als 18 Jahr, ein Buch über die innere Selbstverläugnung und ergriff jede Gelegenheit, Proselyten zu machen, was ihm auch bei mehren vornehmen Protestanten, besonders bei Frauen gelang. Die Priesterweihe erhielt er 1599 und ging noch unschlüssig über seinen künftigen Beruf 1600 zu den Jesuiten in Verdún, doch ungeachtet seiner Virtuosität in der Andächtigkeit fanden sie ihn nicht für ihren Orden geeignet. Bald war er wieder in Paris und bei den fortschreitenden Erfolgen seines Bekehrungseifers kühn genug, auf Stiftung eines neuen Ordens zu denken. Den ersten Versuch dazu machte er wegen seiner Bekantschaft mit gottseligen Damen durch Verpflanzung der in Spanien aufblühenden Congregation der Theresianerinnen oder Carmeliterbarfüßerinnen nach Frankreich. Er holte 1604 selbst einige Nonnen dieses Ordens aus Spanien und errichtete 1605 zu Paris das erste Kloster der französischen Congregation desselben, welche durch ihn noch mehre andre Klöster erhielt, und unter seiner geistlichen Führung blieb. Um unabhängig zu seyn, hatte er sich das Gelübde aufgelegt, keine weltliche oder kirchliche Würde anzunehmen, und schlug daher 1607 die ihm angetragene Stelle eines Lehrers des Dauphins (Ludwig XIII) so wie mehre Prälaturen und Bisthümer aus, behielt aber im Genusse allgemeiner Verehrung und der Gunst des Hofes neben seiner Sorge für die Carmeliterinnen einen bedeutenden Wirkungskreis als Gewissensrath vieler Großen, besonders der Damen. Seine vorzügliche Gabe, auf weiche Gemüther zu wirken und fromme Gefühle anzuregen, und seine gewichtvollen Verbindungen hatten ihm so viele Proselyten in die Hände geführt, daß er auch über protestantische Theologen zu siegen hofte. Er hielt 1609 zu Fontainebleau vor dem Könige Heinrich IV., der ihn dazu beauftragte, eine Disputation mit dem reformirten Prediger Du Moulin, doch dieser an gelehrter Kentniß der kirchlichen Dogmen ihm weit überlegene Theolog konte durch seine mystische Phraseologie nicht überwunden werden, und drei salbungsvolle Schriften über Priesterberuf, Meßopfer und Abendmahl, durch welche Berulle den Sieg dennoch auf seine Seite zu bringen suchte, zeigten nur, daß er die Lehren der Religion mehr empfand als verstand. Nun wendete sich seine an allerlei frommen Entwürfen reiche Phantasie auf eine Nachahmung der von dem h. Philipp Neri zu Rom gestifteten Congregation der Priester des Oratoriums, da ohnehin dieser Heilige stets sein Vorbild gewesen war. Der unter den bürgerlichen Kriegen und herrschenden Sittenverderbnissen in Frankreich sehr gesunkene Priesterstand bedurfte einer Veredlung, wofür die Bischöfe in der Regel nichts thaten. Berulle stiftete daher 1611 zu Paris die Congregation der Väter des Oratoriums in Frankreich und erhielt 1613 die päpstliche Bestätigung derselben mit dem Auftrage, sie als General zu regiren, dem er sich nach den herkömlichen Weigerungen unterzog. Er gab dieser Congregation eine ziemlich mönchische Einrichtung und beschränkte sie auf Übung in den priesterlichen Verrichtungen, wollte aber nicht, daß sie sich in den theologischen Wissenschaften auszeichnen sollte, was sie erst nach seinem Tode bei einer freieren Verfassung mit den rühmlichsten Erfolgen gethan hat. Noch während seines Lebens wuchs die Congregation bis auf 50 Häuser. Seine mönchische Einseitigkeit in ihrer Leitung blieb nicht ohne Tadel, den er sich auch durch eigenmächtige Verpflichtung seiner Carmeliterinnen zu einem vierten Gelübde (Sklavinnen der Jungfrau Maria zu seyn, und nach der innigsten Vereinigung mit Christo zu streben), von Seiten der Carmeliter und der niederländischen Universitäten zuzog. Er bekam deshalb selbst von Rom 1621 einen Verweis. Doch schadeten diese Auswüchse der Überfrömmigkeit ihm bei dem französischen Hofe nicht. Der König schickte ihn 1624 nach Rom, um die päpstliche Dispensation zur Heirath der Prinzessin Henriette Marie mit dem Prinzen v. Wallis (Karl I.) auszuwirken, und gab ihn 1625 dieser Prinzessin zum Begleiter nach England mit, wo jedoch der Erfolg seiner Bemühungen zur Verbreitung des Katholicismus weit hinter seinen Wünschen zurück blieb. Dagegen bewogen seine Rathschläge den König von Frankreich zu einem gewaltsamen Angriffe auf die Festungen der Protestanten. Die Belagerung von Rochelle wurde auf seinen Betrieb unternommen und fortgesetzt. Auch vermittelte er die Aussöhnung der Mutter des Königs mit dem Hofe. Für so viele Verdienste um die katholische Kirche belohnte ihn 1627 der Cardinalshut. Diese mit großer Demuth ertragene Ehre genoß er nicht lange. Bei einer Messe, die er, schon krank, d. 2. Oct. 1629 las, sank er um und starb nach wenigen Stunden. Seine Frömmigkeit war aufrichtig, aber durch einen Mysticismus verdunkelt, der ihn nicht selten über die Gränzen der richtigen Religionserkentniß hinausführte. Doch seine Ergebenheit gegen den Papst und sein erbaulicher Wandel glichen diese Schwächen aus, zu denen die Übermacht seiner Phantasie und die Stärke seines religiösen Gefühls

ihn hinriß. La vie du Cardinal de Berulle p. Germ. Habert. Par. 1646. 4. stellte ihn mit schwülstiger Weitschweifigkeit als einen vollendeten Heiligen dar, Helyot*) faßt sich kürzer über ihn und Richard Simon **) tadelt seine mystischen Battologieen. Vgl. d. Art. Carmeliterinnen und Oratorium (Väter des). (*J. E. Petri.*)

BERUMER AMT, ist eine von den besondern Abtheilungen des Fürstenthums Ostfriesland, benant von dem Dorfe Berum [1]), wo die Verwaltungs- und Gerichtsbehörde dieses Amts ihren Sitz hat, die aus einem Amtmann und Amts-Assessor, und deren Subalternen besteht, und den ostfriesischen Oberlandes-Kollegien in Aurich untergeordnet ist. — Der Landbezirk des Amts gränzt gegen O. an das Amt Esens und die Herrlichkeit Dornum, gegen Süden an die Ämter Aurich und Norden, gegen W. an das Amt Norden, und gegen N. an das Watt [2]), an dessen Nordseite auch die Inseln Norderney und Baltrum zu diesem Amte gehören. — Der Flächeninhalt beträgt $2\frac{1}{10}$ □Meilen [3]). Der Boden besteht an der südlichsten Seite aus Moorgründen und unkultivirten Haiden, dann weiter nördlich findet sich ein kultivirter und zum Theil fruchtbarer Sandboden, der nördlichste Theil aber, mehr als die Hälfte des Ganzen, besteht aus einem fruchtbaren Kleilande, wozu einige schöne, erst in neurer Zeit durch die Anländung gewonnene sogenante Polder (s. Anländung) gehören. Auf dem Kleilande, nicht weit von der Küste liegen die meisten Bauerhöfe einzeln und weit zerstreut, wodurch die dortige Gegend ein schönes Ansehn hat und eine der angenehmsten Marschgegenden des Landes ist, so wie die dortigen Einwohner zu den reichsten Landleuten desselben gehören. An der Küste ist ein Deich von etwa $2\frac{1}{2}$ Meilen lang. Auf den Moorgründen wird Torf gegraben, auch ist daselbst 1793, durch eine Privatgesellschaft in der Stadt Norden ein sogenantes Fehn, d. i. eine große und planmäßige Torfgräberei, angelegt, mit einem nach Norden gehenden Kanal. Auf den Haiden sind kleine Schäfereien, und eine große zu Koldinne (s. Arle), unweit davon auch eine Ziegelbrennerei. Der kultivirte Sandboden trägt Rocken, Hafer, Gerste und Kartoffeln, auch Flachs; der Kleiboden Rapsamen, Weizen, Rocken, Gerste und Bohnen. Auf dem Kleiboden gibt es zugleich viel fruchtbares Weideland. Eine nicht unbedeutende Holzung ist bei dem Dorfe Berum. Wildes Geflügel und Wildpret gibt es auf den Haiden und Mooren, wie auch auf dem Sand- u. Kleiboden. Durch das Amt laufen mehre kleine Gewässer, von welchen das Galgentief und das Harketief, mit welchem letztern sich die Ehe vereinigt, die vorzüglichsten sind. Es hat zwei sogenante Siele [4]), nämlich den Nessmer-Siel, massiv erbaut, 12 Fuß im Lichten weit, und den Hillgen-Nieder-Siel, von Holz, $5\frac{1}{4}$ Fuß im Lichten weit, deren Unterhalt jährlich etwa 1400 Thlr. kostet [5]). Der erstere dient dem Harketief zum Ausfluß, indem das Galgentief durch den Siel bei der Stadt Norden ausfließt. — An Einwohnern zählt das Amt Berum auf dem festen Lande 6205, und auf den zwei Inseln 667, zusammen 6872 Menschen. Sie wohnen auf dem festen Lande in 3 Parochien, auf den Inseln in 2, und bekennen sich sämtlich zur lutherischen Religion.

Das Amt Berum hat folgende Amts-Vogteien und Parochien: 1) die Amtsvogtei Berum,

*) Hist. des ordres rel. T. VI. chp. 10. **) Biblioth. crit. de Mr. de Sainjore. Amst. 1708. 12. T. II. p. 303. sqq.

1) Das Dorf enthält noch Reste eines vormaligen landesherrlichen Schlosses. Es wurde, als im 13. Jahrh. in Ostfriesland die Häuptlinge aufkamen, eine Häuptlingsburg daselbst angelegt, deren Besitzer die dortige Gegend beherrschten; nachher kam durch Heirath diese Burg an einen der Vorfahren des nachherigen fürstlich-ostfriesischen Hauses, Edzard Cirksena, dessen Bruder und Erbe Ulrich daselbst 1444 ein ansehnliches Schloß erbaute (*Emmii* rerum fris. hist. Lugd. 1616. Lib. XXIII. p. 355.), und seine Herrschaft über das ganze jetzige Amt Berum ausbreitete. Zur Zeit der ostfriesischen Grafen und Fürsten war das dortige Schloß gewöhnlich der Sitz ihrer Wittwen, bis es, unter der königlich-preußischen Regirung in Ostfriesland, 1764 abgebrochen wurde (Wiarda's ostfries. Geschichte, 8. Theil, S. 378.). Nur noch ein Flügel des Schlosses, auf dem der Sitz des Amtes ist, ein Theil des Thors, ein Thurm und die hohen Wälle, die die Umgebung des Ganzen ausmachten, sind erhalten; letztre gewähren eine weite und schöne Aussicht, man sieht daselbst die weissen Hügel der Inseln Norderney und Baltrum. Nahe bei den Überbleibseln des Schlosses ist ein landesherrliches Gehölz, etwa 50 Diemathe (20,000 □. Ruthen.) groß, mit schönen Buchen, die sonst in Ostfriesland selten sind. — Berum gehört zu der Parochie des nahe dabei liegenden Fleckens Hage.

Der Name ist altfriesisch. Einige wollen ihn von here und hum herleiten. Erstres heißt ein Schiff, letztres ein Haus, eine Gegend (s. Beerdum), und man glaubt annehmen zu können, daß zu Berum ehemals ein Hafen und Schiffahrt gewesen sey (Dr. M. v. Wicht ostfries. Landrecht, Aurich, 1746. Vorrede, S. 82.). Mir ist am wahrscheinlichsten, daß der Name herrühre von bera, ein ebener, flacher Ort, weil die Gegend zu Berum von dieser Art ist, im Gegensatz des daran liegenden Orts Hage, dessen Gegend höher ist, und deswegen von hach, hoch (Wiarda's altfriesisches Wörterbuch Seite 166.), benant seyn wird.

2) Das Watt, auch das Hef und Haf — heißt der Raum zwischen der Landküste und den Inseln, der zur Zeit der Fluth mit Wasser bedeckt ist und mit Schiffen befahren wird, wo aber zur Zeit der Ebbe das Wasser sich in die See verläuft, so daß sich darin waten läßt; daher vielleicht der Name. Es ist auf diese Weise ein Mittelding von See und festem Lande. An einigen Stellen befindet es sich gleich unmittelbar an dem Deiche, der die Küste einfaßt; hin und wieder aber ist an dem Deich erst noch ein grünes Vorland, Heller genant (s. Anlandung), und dann folgt seewärts das Watt. Der Boden desselben ist unbenarbt und kahl, und besteht in der Nähe der Küste eben aus Schliek (s. Anlandung), weiter seewärts blos aus grobem Sand. Durch den Boden des Watts ziehen sich mehre Balgen (s. diesen Artikel). Es ist an einige Stellen mehre Stunden breit. 3) Freese's Erläut. der Campschen Karte v. Ostfriesland (Aurich 1806) S. 20. 4) Ein Siel — ist in Ostfriesland und den angränzenden Ländern an der Küste der Nordsee — eine Schleuse in dem Deich an der Küste, wodurch vermittelst eines dahin gehenden Kanals das überflüssige Wasser aus dem Lande ausfließt, und welche mit zwei starken Flügelthüren versehen ist, die bei dem Andrange des Binnenwassers sich von selbst öfnen, bei dem Ausflusse der Fluth von Außen aber sich selbst auch wieder schließen können. Die Anlegung eines solchen Siels ist zum Theil sehr kostbar, so wie der Unterhalt. Bei jedem Siel in Ostfriesland befinden sich Häuseranlagen und größre oder kleinre Ortschaften, die indeß nicht Dörfer oder Flecken, sondern auch Siele genant werden, und von Schiffen, Handwerken und Kaufleuten bewohnt sind. Einige sind sehr ansehnlich. — Der Name rührt von dem altfriesischen sil, eine Wasserableitung, her. Wiarda's altfriesisches Wörterbuch ꝛc. S. 329. 5) Freese's Ostfries- und Harrlingerland (Aurich 1796.). S. 341.

wozu die Parochien Hage und Arle; 2) die Amtsvogtei Nesse, bestehend aus der Parochie Nesse; 3) die Amtsvogtei Nordernay, bestehend aus den beiden Inseln u. Parochien Nordernay u. Baltrum. (*J. Ch. H. Gittermann.*)

BERUN, Marktfl. 2 M. von Pleß in dem Reg. Bez. Oppeln, an einem sehr großen Teiche, mit 1 kath. Kirche, 92 Häusern und 400 Einw., darunter sehr viele das Kürschnerhandwerk treiben. (*Chr. Fr. Em. Fischer.*)

Bervardscherd, s. Barudscherd.

BERVIC, auch Ingerbervic, Stadt in Kinkardineshire in Scotland, an der Mündung des Bervic, die einen kleinen Hafen für Fischerboote bildet. Sie ist ein Borough, und sendet mit Aberdeen, Arbroath, Brechin und Montrose 1 Dep. zum Parl. Ihre Einw., 930 an der Zahl, nähren sich von der Fischerei und der Garnspinnerei; hier wurde die erste Spinnmaschine in Scotland errichtet. (*Hassel.*)

BERVIC (Charles Clement), geboren zu Paris 1756, gest. das. 1822 d. 23. März, war ein Schüler des großen Wille, und verdient in vieler Hinsicht, neben seinen Lehrer gestellt zu werden. Geachtet von seiner Nation wie vom Ausland, ernante ihn die Akademie in seinem acht und zwanzigsten Jahre schon zu ihrem Mitglied, und seine spätern Arbeiten machten ihn solcher Auszeichnung nicht unwürdig. Von den gestochnen Platten dieses Meisters nennen wir nur L'Education d'Achille, nach einem Gemälde von Regnault, L'Enlevement de Dejanira, nach Guido Reni, beides Blätter, wo der Künstler mit Überlegung und Geschmack Stichel und Radirnadel malerisch zu vereinigen wußte, ohne durch den Reiz des Stichels, das Charakteristische der Originale zu vernachlässigen. Zu seinen Hauptwerken aber gehört unstreitig Ludwig XVI. in ganzer Figur, vom J. 1790. Derselbe Gegenstand wurde meisterhaft auch von Müller dem Ältern, in Stuttgart bearbeitet, allein es ist schwer zu entscheiden, welchem von beiden die Palme gebühre. (*Weise.*)

BERWICK. Shire in dem britischen Königreich Scotland. Sie führt auch den Namen Merse, breitet sich am teutschen Meere zwischen 14° 42′ bis 15° 48′ östl. L. u. 55° 31′ bis 55° 56′ n. Br. aus, gränzt im NW. an Haddingtoun, im NO. u. O. an das teutsche Meer, im SO. an Northumberland, im SW. an Roxburgh, und in W. an Edinburgh, und ist 22,^{36} oder nach der Edinb. Gazett. 20¼ geogr. QMeilen groß. Von ihren 285,440 Acres sind etwa 100,000 in Kultur, der Rest Gebirge, Weiden und Haiden, wie denn die ganze Oberfläche besonders in O. mit Gebirgen und Hügeln bedeckt, und nur der südliche Theil, oder das eigentliche Merse, etwas ebener, der Boden aber im Ganzen leicht und sandig, die Küste, aus welcher S. Abbs Head hervorspringt, felsig ist. Das Lammermoor im N. O. ist eine Reihe kahler steiler Berge, die nicht einmal Weide für die Schafe darbieten, und worunter der Sontra Hill, ihr höchster Gipfel, 1544 Fuß empor steigt. Unter den Küstenflüssen ist der Gränzfluß Tweed der vornehmste: die Whitadder, die Blackadder, die Eye, die Leader, welche sich durch das Lauderdale schlängelt, und der Eden sind unbedeutend; ein kleiner Landsee liegt bei Coldingham, eine Heilquelle sprudelt bei Dunse hervor. Das Land steht dem trocknen Ost offen und ist mehr kalt als warm, doch gesund. Der Ackerbau, welcher mit vorzüglichem Fleiße getrieben wird, so daß Berwick als ein Muster der Landwirthschaft für das übrige Scotland da steht, liefert gutem Weizen und Hafer, Flachs und Futterkräuter; den am Meere gewonnenen Tang benutzt man theils zum Dünger, theils wird daraus Kelp bereitet. Die Vieh- und Schafzucht sind beträchtlich und Fischerei macht einen Haupterwerb aus; in der Provinz sind 8 Fischerstationen, und in der Mündung der Tweed findet ein starker Lachsfang Statt. Von Mineralien besitzt die Shire blos Kalk, und der vormalige Bau auf Kupfer bei Ordwel und Leader ist längst aufgegeben. Ein drückender Mangel ist an Brennholze und Kohlen, welchen man nothdürftig durch Torf deckt. Der Kunstfleis bedeutet so wenig als der Handel, da die Provinz nur 1 geringen Hafen hat, und ihren Überfluß an Korn, Malz, Wolle, Häuten, Vieh u. s. w. zu Lande ausführen muß. Außer 2 Papiermühlen hat man indeß bedeutende Bleichen, Brauereien und Brantweinbrennereien, auch wird einige Leinwand von dem weiblichen Geschlechte verfertigt. Die Zahl der Einwohner belief sich 1811 auf 30,779, wovon 14,466 männlichen und 16,313 weiblichen Geschlechts, in 6867 Familien, wovon sich 3124 mit dem Ackerbau, 2013 mit Gewerben und Handel, und 1730 auf andre Weise beschäftigten; der Kirchspiele waren 33, der Häuser 5730. Die Shire, welche 1 Dep. zum Parl. sendet, zerfällt in 3 Theile: Lammermoor, das Gebirge, Lauderdale, das Thal, und Merse, die Ebene, eine Eintheilung, die jetzt keine politische Anwendung weiter hat, da die Provinz wie alle andre in Scotland, blos nach den Kirchspielen abgetheilt wird. Die Hauptstadt ist Greenlaes, — Berwick upon Trent, Stadt und Hauptort eines Distrikts, in der britischen Shire Northumberland in England, welcher Distrikt die nördlichste Spitze von England macht und wol mit den Titel Berwickshire belegt wird. Sie liegt unter 55° 44′ 37″ Br. und 15° 44′ 45″ L. an der Tweed, nur $\frac{1}{10}$ Meile von deren Mündung in das teutsche Meer, hat eine Brücke über diesen Fluß von 15 Bogen, 1164 Fuß lang, und 17 F. breit, und ist mit verfallnen Festungswerken umgeben. Man findet 1 Schloß, worauf der Kommandant der Stadt wohnt, 1 großes Magazin und Kaserne für 600 Mann, 1 Kirche der Episkopalen, 4 Kirchen der Presbyterianer, und 3 Kapellen der Baptisten, Methodisten und Katholiken, 1 Hospital, 1 schönes Stadthaus mit einem 150 Fuß hohen Thurme, 934 steinerne und backsteinerne Häuser meistens im alten Geschmacke und in engen, doch gepflasterten und mit Fußbänken versehenen Straßen, und 1810. 7746 Einw. Manufakturen sind gar nicht vorhanden, blos die gewöhnlichen Handwerker, worunter sich die Schuster mit ihren Cumberland Clogs, womit sie die ganze umliegende Gegend versehen, auszeichnen, auch werden Strümpfe gewebt und gestrickt. Die Fischerei ist der einträglichste Nahrungszweig; blos zum Lachsfange werden 70 Boote mit 300 Mann verwendet. Der Hafen ist enge, seicht, hat aber durch den seit 1811 vorgerichteten Steindamm gewonnen, und der Handel und die

Schiffahrt sind ganz beträchtlich; 1811 gehörten zu den Hafen 14 Seeschiffe von 70 bis 120 Tonnen und die Ausfuhr bestand in 28,100 Fässern mit eingesalzenem Lachse, 400 T. mit Heringen, 4000 Kisten mit Eiern, 350 Ct. blauer Farbe, 3500 Fässern mit Schweinfleische, auch in Korn, Kartoffeln u. s. w. Die Luft ist kalt und durchdringend, aber gesund; eine Wasserleitung versorgt die Stadt mit frischem Wasser. Berwick, jetzt ein englischer Borough, der 2 Dep. zum Parl. sendet, macht die äußerste Gränze gegen Scotland aus, und gehörte in ältern Zeiten zu der scotischen Shire, die von ihr den Namen führt. Als Gränzstadt war sie von jeher ein Zankapfel zwischen beiden Reichen; 1502 wurde sie von Scotland an England abgetreten, und im Frieden zwischen Edward VI. und Marie von Scotland ausgemacht, daß sie als eine freie Stadt zu beiden Reichen angesehen werden solle. Dies hat sich indeß in der Folge abgeändert; Berwick wird nach englischen Gesetzen regirt, und als ein Theil von Northumberland angesehen, hat aber alle seine alten Freiheiten und Privilegien behalten. An der Spitze des Magistrats steht 1 Mayor und 4 Bailifs mit 1 Sherif, und derselbe übt zugleich durch eigne Justizbeamte die Gerichtsbarkeit aus. — Northberwick ist eine Stadt am Frith von Forth in der britischen Shire Haddington in Scotland; er sendet mit Haddington, Lauder, Dunbar und Jedburgh 1 Dep. zum Parl., zählt 1421 Einw. und besitzt einen kleinen Hafen mit Kornausfuhr. Unweit davon sieht man den Hügel North Berwick Law, und die Ruinen des der Familie Douglas vormals zugehörigen Tantallan Castle. — Berwick heißt auch 1) eine Ortschaft in der County Adams des nordamerik. Staats Pensylvania. Sie liegt am Susquehanna und hatte 1810 in 420 Häus. 1799 Einw. 2) Eine Ortschaft in der britischen Shire York und zwar im Westriding nahe an der Mündung des Flusses Coker mit 550 Einw. 3) Eine Stadt in der County York des nordamerik. Staats Maine am Salton Fall mit 2 ref., 2 baptist., 1 Quäckerkirche, und 4455 Einw., die Handel mit Masten und Holz, sonst Ackerbau und Gewerbe treiben. (*Hassel.*)

BERWICK (**James Fitz-James**, Herzog von), Marschall von Frankreich, ein natürlicher Sohn des Herzogs von York, nachmaligen König Jakob II. von England, und der Arabelle Churchill, einer Schwester des berühmten Herzogs von Marlborough, die nachher den Obersten Godefroy heirathete und 1730 als Witwe starb. Er wurde den 21. Aug. 1670 geboren, in der katholischen Religion erzogen, und führte zuerst den Namen Fitz-James. Von seinem siebenten Jahre an lebte er in Frankreich, unter der Aufsicht geschickter Lehrer, die seine Studien leiteten. Sein Vater, der 1685 den englischen Thron bestieg, gab ihm viele Beweise einer väterlichen Fürsorge und Zärtlichkeit, und der Sohn befestigte sich in der Gunst desselben nicht nur durch seine leidenschaftliche Anhänglichkeit an den katholischen Glauben, sondern auch durch seine kriegerischen Talente, wovon er 1686 u. 1687 in dem Kriege Kaiser Leopolds des Ersten gegen die Türken rühmliche Beweise gab. Nach seiner Rückkunft erhob ihn sein Vater unter dem Titel eines Herzogs von Berwick, Grafen von Tinmouth und Barons von Bosforte zum Pair von England, ertheilte ihm den Orden vom Hosenbande, und die Befehlshaberstelle über Portsmouth. Allein schon 1688 brach die Revolution aus, welche den Vater vom Throne stieß, und das aufblühende Glück des Sohnes zerstörte. Beide flohen nach Frankreich, um bei Ludwig XIV. Schutz und einstweiligen Unterhalt zu finden; der letztere wurde ihnen zwar zu Theil, aber eine Wiederherstellung ihres vorigen Glanzes zu erlangen, war bei der schwachen französischen Unterstützung nicht möglich. Berwick hatte einen vorzüglichen Antheil an dem Versuche, durch Irland wieder in den Besitz von England zu kommen, und gab die unzweifelhaftesten Beweise von seiner persönlichen Tapferkeit, so wie von seinem wachsenden Eifer für die Sache seines Vaters und der katholischen Religionspartei. Er war 1689 bei der Belagerung von Londonderry und 1690 in dem Treffen bei Drogheda an der Boyne, wurde in einem Gefechte gefährlich verwundet (das erste und einzige Mal während seiner kriegerischen Laufbahn), und kehrte, nachdem die Unternehmung gänzlich mislungen war, nach Frankreich zurück. Er trat nun in die Dienste Ludwigs XIV., dem er sich durch seine persönliche Tapferkeit, seine Fähigkeiten, seine Geschmeidigkeit, besonders aber durch seinen Eifer für die Verbreitung des katholischen Glaubens und die Bekämpfung der Feinde desselben empfahl. Er diente seit 1691 unter Luxembourg und später unter Villeroi in Flandern, und nach dem Ausbruche des spanischen Successionskrieges 1702 und 1703 unter dem Herzoge von Bourgogne und unter Villeroi. Dann ging er als kommandirender General nach Spanien, wo er die innern Zwistigkeiten des Hofes beilegte, und mehre feste Plätze eroberte. Er wurde wieder nach Frankreich zurück berufen, und kommandirte 1705 in Languedoc gegen die empörten Camisarden *), die er mit barbarischer Strenge bestrafte. Dadurch dämpfte er zwar die innerlichen Unruhen ziemlich, entging aber nicht dem Vorwurfe bigotter Härte und Grausamkeit. Im folgenden Jahre erhielt er den Marschallstab, und kommandirte wieder in Spanien. Er schlug am 25. April 1707 die Engländer und Portugisen bei Almanza, an den Gränzen von Castilien und Valencia, und eroberte nicht nur diese beiden Provinzen wieder, sondern auch Lerida, den Hauptort in Catalonien, nach Barcelona. Hocherfreut über diesen folgenreichen Sieg beschenkte der König von Spanien, Philipp V., den Herzog von Berwick mit den Städten Liria und Xerica, erhob sie zu Herzogthümern, und verband mit ihrem Besitz die Würde eines Grand der ersten Klasse, Ludwig XIV. aber gab ihm die Statthalterschaft Limousin. Im J. 1708 ging er an den Rhein, und von da nach Flandern, das folgende Jahr nach Provence und Dauphiné, diese Provinzen zu decken, und nach dem utrechter Frieden nach Guienne, um das Kommando daselbst zu übernehmen. In dem kurzen französisch-englischen Kriege gegen Spanien 1719 erhielt Berwick das

*) Man sehe von diesem furchtbaren Empörungskriege die Histoire des Camisards. Londres 1774. Vol. II. 8. teutsch v. F. Schulz Weim. 790 — 95. 2 Thle. 8. und die Histoire des troubles des Cevennes ou de la guerre des Camisards, par l'auteur du patriote françois et impartial (Ant. Court de Gebelin). Villefranche 1760. Vol. III. 8. Einen Auszug daraus in Stäver's 18. Jahrhunderter fortgesetzt v. C. D. Voß 5. Th. 415 — 483.

Oberkommando, und er mußte nun gegen eben den Philipp V. kämpfen, dem er ehemals so wesentliche Dienste geleistet, und der einen Sohn des Marschalls in Spanien angestellt hatte. Er rückte im April an die spanische Gränze, drang in Biscaya ein; nahm Fuente-Rabia und sodann San Sebastian weg, und richtete alle Kriegsschiffe, die im Hafen S. Antonio oder sonst an dieser Küste auf den Werften lagen, zu Grunde. Im folgenden Jahre kam ein Vergleich zu Stande und Berwick genoß nun der Ruhe, bis 1733 der Krieg wegen der polnischen, zwischen Stanislaus und dem sächsischen August streitigen, Königswahl ausbrach. Den Anfang der Feindseligkeiten machte Frankreich damit, daß Berwick im Okt. 1733 mit einem starken Corps bei Strasburg über den Rhein ging, und die Reichsfestung Kehl wegnahm. Im folgenden Feldzuge kam er abermals mit der Hauptarmee bei Kehl und Fortlouis über den Rhein, und unternahm am 3. Juni die Belagerung von Philippsburg. Am 12. Jun. ritt er des Morgens von Speier, seinem Hauptquartier aus, um die Belagerungsanstalten zu untersuchen, näherte sich aber den feindlichen Kanonen so sehr, daß ihm eine Kugel den Kopf wegnahm. Als man dem Marschall Villars, der damals zu Turin krank lag, und dem Tode nahe war, die Nachricht davon brachte, zog er beide Arme unter der Decke empor, und sagte: „Ich habe immer bemerkt, daß Berwick mehr Glück hatte, als ich.“ Sein Leichnam ward in der Gruft seines, am 16. Sept. 1701 zu St. Germain gestorbenen, Vaters beigesetzt. Berwick, von Gestalt lang und hager, hatte die Armeen der drei mächtigsten Monarchen in Europa, der Könige von Frankreich, Spanien und England kommandirt; und als Pair von Frankreich u. England, so wie als Grand von Spanien, besaß er die höchsten Würden in diesen drei Reichen, und jeder dieser Könige hatte ihn mit seinen Orden geschmückt. Als Krieger war er persönlich tapfer, gewandt und unermüdet; als Anführer erfahren, vorsichtig und geschickt, und er behauptet eine ehrenvolle Stelle unter den vorzüglichsten Helden, die im spanischen Successionskriege Armeen kommandirten. Von Natur ernsthaft, kalt und trocken, liebte er vornehmlich die Defensive, bewies aber auch in der Offensive Thätigkeit und Gewandtheit. In seinen Entwürfen rühmte man jene scharfsinnige Combination, welche alles zu einem wirksamen Ganzen vereinigt, jene richtige Beurtheilung, welche an dem Plane, sobald er entworfen ist, nichts zu verbessern übrig läßt, und eine Standhaftigkeit, die kein Wanken kent. Den Soldaten flößte er durch seine strenge Disciplin Furcht, aber durch die Sorge für ihre Bedürfnisse, und durch die Schonung ihres Lebens, Liebe ein. Sein persönlicher Charakter hatte, die fanatische Anhänglichkeit an den katholischen Glauben und die Ausbreitung desselben ausgenommen, schätzbare Eigenschaften. Er war uneigennützig, gerecht, zurückhaltend und verschwiegen, ein Freund der Wahrheit, und frei von ungestümen Leidenschaften. Von Niemand sprach er Böses, lobte nur den, der es verdiente, entdeckte seinen Feinden, was er zu erinnern hatte, und schwieg hernach ganz. Den Hof kante und floh er, so viel als möglich. Als Freund, Gatte und Vater war er bieder und zärtlich. Er hatte 1695 eine Tochter des Grafen von Clanricard, aus dem Hause Burke in Irland, geheirathet, die ihm einen Sohn (James Fitz-James, Herzog von Liria) gebar, der in spanischen Diensten General war. Nach ihrem Tode heirathete er 1700 Anna Burckley, eine reiche Engländerin, mit der er mehre Kinder erzeugte, unter denen der erste Herzog und Marschall von Fitz-James zu bemerken ist **). (*Baur.*)

BERWIN, BEROUIN, heißt ein Zug von wilden Felsengebirgen in mehren Theilen von Nordwales, ganz ohne Bäume, Sträucher und Gras. (*R.*)

Beryll, s. Smaragd und Topas.

Beryllerde, s. Glycinerde.

BERYTOS (*Βηρυτὸς*), noch h. z. T. Beiruth od. Baruth, eine uralte Stadt mit einem Hafen an der phönikischen Küste, deren Stiftung die Griechen auf den Kronos zurückführen (*Scyl.* p. 42. *Steph.* Byz. *Βηρυτὸς*), wahrscheinlich eine Anlage von Sidon, lag nach *Ptol.* V, 15. unter 67, 30:33, 40. Abulfeda Tab. Syr. p. 94, der sie noch als beträchtliche Stadt, und den Hafen von Damask lobt, entfernt sie 18 Mill. von Byblos. Sie war unstreitig, wie alle phönikische Küstenstädte, eine blühende Stadt, obwol uns die Alten wenig von ihr sagen. In den syrischen Kriegen von Tryphon zerstört (*Strab.* XVI, 2, 19.) ward sie von Agrippa, der sie zum Hauptquartier der zwei Legionen dieses Landes machte, nicht blos wieder hergestellt, sondern auch verschönert (*Strab.* l. c.; *Jos.* Antiqq. XIX, 7.) und als römische Kolonie mit italischem Rechte (Ulp. l. 7. Dig. de cens.) Felix Julia (*Plin.* V, 17.) genant. In spätern Zeiten bildete sich hier eine hohe Schule, berühmt durch ihren Unterricht in den schönen Wissenschaften und in der Rechtskunde (*Euseb. Martyr.* Palaest. c. 4.; *Socr.* Hist. eccles IV, 17.). Die Münzen der Stadt, deren eine große Menge ist, hat *Rasche* Lex. Num. Vol. I. P. I. p. 1494. flg. (*Ricklefs.*)

BERYTUS. Nach Fabricius eine Gattung der Pflanzenwanzen. Ihre Merkmale sind: ein langer schmaler Körper; viergliedrige, gebrochene, am Ende geknopfte Fühler; schlanke Beine, die hintersten länger; und die häutige Spitze der Deckschilde gestreift. Man kent nur zwei bis drei in Teutschland einheimische Arten, die auf Wiesen vorkommen. Latreille nante früher diese Gattung Neides. (*Germar.*)

BERZAVA, 1) Berg in der beregher Gespanschaft in O.-Ungern diesseit der Theiß. (S. Bereg h.) 2) Fluß

**) Ein Sohn desselben, Herzog von Fitz-James, gab zum ersten Mal die echten Mémoires de Berwick, écrits par lui même, avec une carte. Paris. 1778. Vol. II. 12. Basle 1779. Vol. II. 8. (mit Zusätzen von dem Abbe Hoel) heraus; ins Teutsche übersetzt, Bern 1779. 2 Th. 8. Eine bloße Kompilation aus Zeitungen und Officialberichten sind die Mémoires (pour l'histoire) du Maréchal de Berwick (depuis 1685. jusqu'en 1734). à la Haye (Rouen) 1737. Vol. II. 12. (par de la Pause de Margon). Vgl. übrigens: The life of James Fitz-James, Duke of Berwick. Lond. 1738. 12. Oeuvres compl. de St. Simon. T. IV. 170 (Rankts) genealog. Archivarius 10 Th. 91—117. Stöver das 18. Jahrh., fortgesetzt v. C. D. Voß 5. Th. 383—395. C. A. Sörgels Gesch. d. europ. Kriege des 18. Jahrh., das Register beim 3. Bde. Nouv. Dict. hist. s. v. Fitz-James. Biogr. univ. T. IV. s. v. Berwick.

in der kraschover Gespanschaft in O.-Ungern jenseit der Theiß, gegen Westen laufend. (S. Kraffó.) (*Rumy.*)

BERZENCZE oder Bresznitz, kroatisch Brzesnicza, ein Marktflecken im marcsaler Bezirk der somogyer oder schimegher Gespanschaft in N.-Ungern, jenseit der Donau, groß und volkreich, gehört dem Grafen Georg Nikky, mit herrschaftl. Gebäuden, 2 kathol. Kirchen und einem Pfarrhaus. Ehedem war es eine berühmte Festung, von der noch Trümmer und Schanzen übrig sind. Es liegt in einer erhöheten Ebene. Die hiesigen Mühlen werden für die besten in der ganzen schimegher Gespanschaft gehalten. Der Mktfl. hat zwei Jahrmärkte. Die Einwohner sprechen kroatisch und bekennen sich zur römisch-kathol. Kirche. Im J. 1818 waren darin (nach dem weißprimer bischöfl. Schematismus): 2054 Kathol., 8 Protest., 4 Juden. Auch führen diesen Namen zwei große slowakische Dörfer in der barscher und neograder Gespansch., und ein magyarisches Dorf in der szalader Gespansch. mit guten Weinbergen. (*Rumy.*)

BERZÉTHA, Berzethen, slowakisch Berzetin und Brzotin, ein großes ungrisches Pfarrdorf in O.-Ungern diesseit der Theiß, gömörer Gespanschaft, rosenauer Bezirk, der adeligen Familie Marjassy de Markusfalva gehörig, am linken Ufer des Flusses Sajó, mit 3 Castellen gedachter Familie, 156 H., einer reformirten und einer kathol. Kirche, ungefähr 1000 Einw., Magyaren und einigen Slowaken, die sich außer dem Feldbau vom Transport des Eisenerzes nähren und auch in Schmelzhütten, Eisenhämmern u. s. w. arbeiten *). Die meisten Einwohner bekennen sich zur reformirten Kirche helv. Confession, die hier gegen Ende des 16. Jahrhunderts der aus Rosenau entlassene Prediger Daniel Weindling einführte **). (*Rumy.*)

BERZEVICZA, Berzevicze, slowak. Brezowicza, slowak. Marktflecken in O.-Ungern diesseit der Theiß, scharoscher Gespanschaft, Ober-Tarczer Bezirk, der adeligen Familie v. Berzeviczy gehörig, am Fuße eines hohen Gebirges und an der Torisza, mit einem Castell, einer kathol. Pfarre und Kirche, 1320 katholischen Einw. (nach dem kaschauer bischöfl. Schematismus), das große Gebirge hat oben gute Weide und unten große Waldungen. Auf dem hohen Gebirge ist es im Sommer meistens so kalt, daß man keine Mücken daselbst antrifft. Die Torisza verursacht oft Überschwemmungen. (*Rumy.*)

BERZEVICZE, eine in Ruinen liegende Burg auf dem hohen Berge neben dem Marktflecken Berzewicza in O.-Ungern, scharoscher Gespanschaft, das Stammhaus der adeligen Familie von Berzeviczy. Diese Burg zerstörte der König Matthias I., weil sich darin die Hussiten aufhielten. (*Rumy.*)

*) Ehemals war der Ort ein Krongut und wurde von Teutschen und Slowaken bewohnt. Durch eine Urkunde vom König Bela IV. wurde es der Familie von Bubek verliehen. Die Goldgruben, deren diese Urkunde als zu Berzetben gehörig erwähnt und worüber sie Verfügungen trifft scheinen nicht auf dem heutigen Gebiet des Orts existirt zu haben. **) S. *Bartholomaeides* Comitatus Gömöriensis Notitia historico-geographico-statistica (Leutschau 1808. in 4.) p. 516. 517.

BERZEVICZY. Eine uralte adelige Familie in Ungern, aus welcher mehre Männer im Kriege, in Staatsgeschäften und in der Literatur sich ausgezeichnet haben. Diese Familie hatte bereits 350 Jahre geblüht, als Ferdinand II. durch eine Urkunde vom 30. Mai 1559 ihr Wapen erneuerte. Der Stammvater dieser Familie war ein Ausländer, Rudger, der Sage nach ein Edelmann aus Tyrol, der eine Hofdame der Gemalin des Königs Andreas II. zur Frau hatte und mit dieser und der Königin Gertrud nach Ungern kam. Der Bruder dieser Hofdame, Adolph, war Zipser Propst, und hatte sich um den Hof als Gesandter bei dem Papst und bei andern europäischen Regenten Verdienste erworben, und durch manche, auch mit Lebensgefahren verbundene Dienste bei Berthold, Bruder der Königin, Erzbischof zu Kaloesa und Bischof zu Bamberg sehr beliebt gemacht. Zur Belohnung schenkte diesem Adolph und seiner Schwester, der Gemalin Rudgers, König Andreas II. im J. 1209 eine Gegend in der zipser Gespanschaft zwischen dem Flusse Poprad und dem karpatischen Gebirge Tatra. Durch diesen Stammvater der Berzeviczyschen Familie wurden in dieser Gegend, die sein erstes Landgut in Ungern war, die noch bestehenden Ortschaften Kakas Lomnicz, Hunsdorf und O' Leszna und das im J. 1360 verwüstete Dorf Mekler erbaut. Diese Herrschaft wurde später durch königl. Donationen vermehrt. Zu dieser Herrschaft gehören auch: der höchste Tatraberg, lomnitzer Spitze genant (nach den Messungen von Townson, Da Camera und Gimbernat 1400 Toises hoch) und zwei vom reißenden Kohlbach durchschlängelte romantische Tatra-Thäler, die Rudgers funfzehnter Enkel, der gelehrte Gregor von Berzeviczy zu Kakas-Lomnicz (gestorben am 23. Febr. 1822) zuerst topographisch-pittoresk beschrieben hat. Jenseit des Flusses Poprad erstreckt sich die Herrschaft bis zum Dorfe Zsakócz, die jetzt dem Grafen Csáky gehört.

Rudger hinterließ zwei Söhne, die in den Urkunden unter den Namen Comes *Hermannus* alias *Polanus* und Comes *Ricolphus* de Scepus vorkommen. Auf ihre Bitte bestätigte der König Bela IV. im J. 1246 die Schenkung seines Vaters, des Königs Andreas II. vom J. 1209. Beide zeichneten sich in den Kriegen unter Ladislaus IV. als treue Anhänger des Königs aus. Hermann oder Polan trug bei der Belagerung der Festung Naab die königl. Fahne und erhielt eine Wunde an der rechten Hand, von der sie ganz unbrauchbar wurde. Polans Sohn, Ricolph verlor sein Leben im Kampf mit dem Rebellen Gergely. Bei der Belagerung der Burg Marcell in der zipser Gespanschaft, welche der Rebell Lorand eingenommen hatte, geriethen die Brüder Ricolph und Polan in Gefangenschaft. Zur Belohnung dieser treuen Dienste schenkte ihnen der König Ladislaus die Dörfer Farkasfalu und Pokaj in der zipser Gespanschaft, wogegen er das dem Polan zuvor geschenkte Dorf Domanyócz als zum Zipser-Schloß gehörig zurücknahm. Hermanns Nachkommenschaft starb im 15. Jahrh. aus; die Söhne des Comes Ricolphus aber, Joannes de Lumnicz und Ricolphus de Tarkö wurden die Stammväter der zwei adeligen Familien Berzeviczy und Tarczay, von welchen die letzte im J. 1556 mit Georg Tarczay ausstarb.

Jener Comes Nicolphus hatte noch mehre Söhne, von welchen einer Kokos oder Kakas (Gallus) hieß. Sein Name hat sich in der Benennung des Dorfs Kakas-Lomnicz (sonst Nagy Lomnicz oder Groß-Lomnicz) und der Wiese Koks erhalten. Seine Verdienste um den König erzählt eine Urkunde vom J. 1307, durch die ihm König Karl I. das Dorf Sztraska (damals Eör genant) in der zipser Gespanschaft verlieh, welches jetzt den weiblichen Nachkommen der vor kurzem in der männlichen Linie ausgestorbenen berühmten Familie Horváth Stansith de Gradecz gehört. In jener Urkunde wird erzählt, daß Kokos aus beständiger Treue gegen den König Karl bei der Belagerung des von den Böhmen eigenommenen Zipser-Schlosses 32 Diener und 2 Blutsfreunde verlor, er selbst aber tödlich verwundet wurde. Im J. 1313 vertauschten Kokos und sein Bruder Johann von Lumnicz das Dorf Ländok mit Komlos in der scharoscher Gespanschaft. Endlich wurde Kokos Iudex Montanorum de Schemnitzbánya, und da er keine männlichen Erben hatte, vermachte er im Testament alle seine Güter seinen Brüdern Nicolph und Johann, welches Testament der König im J. 1327 bestätigte. — Ein anderer Sohn des Comes Nicolphus, Heinrich, starb ohne einen männlichen Erben; seine Tochter Anna heirathete aber den Kommandant des Zipser-Schlosses und bekam die Ortschaft Szalok als gesetzliches Quartalitium.

Auch der erwähnte Nicolph von Tarkó, in den Urkunden Magister Nicolphus genant, war ein tapferer Held. In dem Treffen, welches König Karl dem Rebellen Matthäus von Trencsin bei Kaschau lieferte, stritt er tapfer an der Seite des Königs, und später führte er ein dem König von Polen gesandtes Corps ungrischer Hilfstruppen an und teug viel zum glücklichen Ausgange des Krieges bei, daher in einer Urkunde vom J. 1336 gesagt wird: unde idem Magister Nicolphus toti genti nostrae Hungaricae odorem bonae famae reportavit.

Die Besitzungen der Familie waren bereits im J. 1326 in der scharoscher und zipser Gespanschaft bedeutend. Noch vor dem J. 1317 wurde der Marktflecken Berzevicze in der scharoscher Gespanschaft erbaut und im J. 1314 machte Johann de Lumnicz den Wald Grünwald urbar und siedelte darin Einw. an, woher die heutige Ortschaft Balásvágás entstanden zu seyn scheint. Da im J. 1343 die Brüder Johann und Nicolph von ihren Geschwistern allein am Leben geblieben waren, beschlossen sie die Theilung der Familiengüter in der scharoscher Gespanschaft, und bestimten dadurch die Scheidung der zwei Linien von Tarkó und Lomnicz oder Berzevicz. Nicolph hatte sich schon früher die Burg Tarkó erbaut; Michaël der Sohn des Johann Lomnicz erbaute sich die Burg Berzevicz auf einem Hügel der Kirche zu St. Kirn (Quirinus) gegenüber, um das J. 1350, und seit der Zeit führt diese Linie den Namen Berzevicz.

Unter den Söhnen des Johann Lomnicz sind, außer dem Landoker Propst Nicolph, vorzüglich Heinrich, Michaël und Johann Berzevicz merkwürdig. Heinrichs Sohn Peter war um das J. 1425 ton. Ober-Schatzmeister. In seinen jüngern Jahren zeichnete er sich durch Kriegsdienste [1]) aus und gerieth auch in türkische Gefangenschaft. Der König Sigmund schenkte ihm im J. 1425 das Dorf Jamnik. Er scheint auch das in der Geschichte Ungerns nicht unberühmte Schloß Dunajecz erbaut zu haben, denn sein Sohn Johann heißt in Urkunden Haeres Castri Dunajecz. Dieser Johann führte den Zunamen Schwarz, wahrscheinlich deswegen, weil er einen großen Schwarzwald besaß. Dieser Johann Schwarz de Berzevicze erhielt unter andern im J. 1439 von dem König Albert die Ortschaft Agard in der neograder Gespanschaft zum Geschenk, hatte aber wegen derselben viele Streitigkeiten, so daß er sich im J. 1446 während des Interregnums an die Reichsstände und im J. 1461 an den König Matthias wegen seiner Widersacher wenden mußte. Er starb im J. 1470. Seine Güter occupirte der mächtige Zipser Dynast Emrich Zápolya, ungeachtet des Widerspruchs der Blutsverwandten Johanns. — Der zweite Sohn des Joh. Lomnicz, Michaël, Erbauer der Burg Berzevicze, war der Urgroßvater Stephans, der in den Familien-Urkunden Stephanus Pincernarum Magister heißt. Dieser Stephan erhielt im J. 1425 vom Könige Sigmund die Erlaubniß, in dem Dorfe Erk in der heweścher Gespanschaft ein festes Schloß zu bauen. Im J. 1453 schenkte der König Ladislaus ihm und seinen Geschwistern die Ortschaft Szégh in der heweścher Gespanschaft. Seines Bruders Sohn Leonhard, der noch im J. 1479 lebte, der letzte dieser Linie, zur Verschwendung geneigt, verpfändete seine Güter, die nach und nach in die Hände der Grafen Tökölyi und Rueber und des königl. Fiscus kamen, und erst nach einem 300jährigen Prozeß im J. 1751, und zwar unter beträchtlichen Aufopferungen, von der Berzeviczyschen Familie vindicirt wurden.

Auf solche Weise starben die Linien von Heinrich und Michaël Berzevicz aus und von Johann Lomnicz's Söhnen pflanzten nur die Nachkommen des Johann Berzevicz die Familie fort. Von den zwei Söhnen seines Enkels, Jacob und Stanislaus (die zu gleicher Zeit mit dem oben angeführten Leonhard lebten) stammen die jetzt lebenden Berzevicz her. Stanislaus Berzeviczy starb im J. 1480 durch Wunden von zwei Meuchelmördern, welche seine zweite Gemalin gedungen hatte.

Die Familien-Burg Berzevicze war in die Hände der Hussiten gefallen. Diesen nahm sie Sebastian von Rozgonyi (zuerst königl. Ober-Stallmeister und Feldherr, zuletzt Wojwode von Siebenbürgen) ab und verkaufte sie für 400 Goldgulden dem Stephan Berzeviczy, Bruder des Stanislaus. Dieser befestigte sie noch mehr, erhielt im J. 1458 einen Schutzbrief vom Könige Matthias und behielt sie so lange, bis seine Blutsverwandten ihm seine Auslagen ersetzten und die Kriegsgefahren vorbei waren.

Die Lomnicer Curia blieb im Besitz des Jakob Berzeviczy. Dessen Enkel Johann und Christoph erhielten im J. 1525 vom Könige Ludwig II. die Erlaubniß, die Curia in ein befestigtes Schloß zu verwan-

1) Auch durch Kentnisse mehrer Sprachen und Staatsklugheit, weswegen er vom König Sigmund in seinen Unterhandlungen mit Polen gebraucht wurde.

deln. In diesem Zustande blieb sie bis in die Mitte des 18. Jahrh., zu welcher Zeit das Schloß sehr baufällig und durch ein Gebäude im neuen Geschmack ersetzt wurde.

Die Burg Tarkö, in deren Besitz noch im J. 1455 der König Ladislaus IV. die Linie Tarczay bestätigt hatte, gelangte nach dem Tode des letzten Tarczay, Georg, der in dem Kriege mit Zápolya um das J. 1556 gestorben war, samt den dazu gehörigen Gütern in die Hände der Familie Dessewffy, deren Nachkommen, die Grafen Szirmay, sie noch jetzt besitzen [2]).

Ein Berzeviczy verpflanzte diesen Namen nach Polen, dies war Martin von Berzeviczy, Sohn des Christoph. In seiner Jugend war er Secretär des ungrischen Palatins Thomas Nádasdy. Im J. 1559 verschaffte er sich und der ganzen Familie vom König Ferdinand die Erneuerung des Adels und des Familien-Wapens. Später diente er als Notar bei der ungrischen Hof-Kanzley. Im J. 1563 ernante ihn der Kaiser Maximilian zum **Aulae Familiaris**. Zuletzt trat er als siebenbürgischer Kanzler in die Dienste Stephan Báthory's, Fürsten von Siebenbürgen und Königs von Polen und begleitete ihn nach Polen, wo er zum Ritter, Freiherrn von Dondangh und Stargarder Hauptmann ernant wurde. Er starb am 16. Februar 1596 und wurde zu Moszek begraben. Er hatte in den J. 1577 und 1585 von den brandenburgischen Markgrafen Albert Friedrich und Friedrich Georg das Gut Leistenau oder Risnow erhalten, in dessen Besitz ihn der König von Polen Sigmund bestätigte. Seine Söhne Johann und Christoph verkauften im J. 1613 ihre ungrischen Güter an ihre nächsten Verwandten. Johann starb im J. 1645 und seine einzige Tochter folgte ihm im J. 1646 im Tode nach. Seine Witwe sah sich aber wegen zahlreicher Schulden genöthigt im J. 1653 die Güter in Polen und Preußen zu verkaufen. So starb in Polen der Name Berzeviczy aus, während in Ungern sich noch mehre Statsmänner und Gelehrte auszeichneten [3]).

Noch verdient hier außer andern Berzeviczy, unter welchen sich mehre Jesuiten befanden, angeführt zu werden:

BERZEVICZY (Gregor von), Gutsbesitzer zu Kakas oder Nagy-Lomnicz (Groß-Lomnitz) in der zipser Gespanschaft in Ungern, Beisitzer der Gerichtstafeln des zipser und scharoscher Comitats, Distriktual-Inspector der evangel. Kirchen und Schulen A. C. in der Superintendenz diesseit und jenseit der Theiß, correspondirendes Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, gestorben zu Groß-Lomnitz am 23. Februar 1822. 58½ J. alt; ein Mann von ausgezeichneter und seltner Geistesbildung, ausgebreiten statistischen, statswirthschaftlichen und historischen Kentnissen, ein genialer Denker und geschmackvoller Schriftsteller, warmer Menschenfreund und Kosmopolit. Treffliche, patriotische und kosmopolitische Ansichten und Plane theilte er durch Schriften, mit und ohne Namen, seinen Landsleuten und Zeitgenossen freimüthig und unbefangen mit; aber sie fielen leider nicht der Stats- sondern der Literatur-Geschichte zu [1]).

Gregor von B. wurde im J. 1763 den 15. Juni zu Groß-Lomnitz in der zipser Gespanschaft von evangelischen Ältern A. C., aus einer uralten und berühmten adeligen Familie geboren. Auf seine edle Abkunft war er keineswegs stolz; vielmehr trug er durch seine persönlichen Verdienste zum Ruhm seiner Familie und seines Vaterlandes bei. Schon in seinem zarten Alter verlor er im J. 1772 seinen Vater Alexander von Berzeviczy, einen geistreichen und die Wissenschaften liebenden Mann. Die gute, sorgsame und sehr gebildete Mutter Barbara, eine geborne Horváth Stansith de Gradecz, Schwester des berühmten und verdienstvollen Zipser Vice-Gespans, Emrich Horváth Stansith de Gradecz aus Nehre, übernahm nun die Erziehung des siebenjährigen Knaben. Den Elementar-Unterricht erhielt er von Privat-Lehrern zu Hause. Dann bezog er das evangelische Lyceum A. C. zu Käsmark, wo er die **Humaniora**, Philosophie, die mathematischen und physikalischen, historischen, juridischen und theologischen Wissenschaften hörte und in dem Hause des berühmten Rectors und Professors Adam Podkonicz̈ky, der ihm auch in den juridischen und politischen Wissenschaften Privatunterricht ertheilte, wohnte. Nach geendigten Studien zu Käsmark trat er bei dem damaligen Distriktual-Inspector der evangelischen reformirten Gemeinden jenseit der Theiß, Stephan von Vay in der szaboloser Gespansch., in die juridische Privat-Praxis. Hier hatte er Gelegenheit, nach Erscheinung des Josephinischen Toleranz-Edicts in Kirchensachen sich gründliche Kentnisse und jenen hellen Blick und wahrhaft protestantischen Eifer zu erwerben, durch den er sich später selbst als evangelischer Distriktual-Inspector und als Schriftsteller auszeichnete. Im J. 1783 ging er nach Pesth in die Juratorie, wo er nach Erscheinung des Josephinischen Toleranz-Edicts einer der ersten Protestanten war, die bei der königl. Tafel als Juraten zugelassen wurden. Er ließ sich hier bald darauf examiniren und erhielt das ungrische Adels-Diplom. — Nun erwachte in der kräftigen, durch wissenschaftliche (und zwar in dem Käsmarker Lyceum im protestantischen Geiste der teutschen Universitäten durch den freimüthigen und gelehrten Podkonicz̈ky ihm angeeignete) Vorbereitung erhellten Sele des Jünglings der Wunsch, eine teutsche protestantische Universität zu besuchen und das Ausland zu bereisen. Obgleich nicht sehr reich, verwandte er auf die

2) Doch führen noch jetzt die Grafen Dessewffy das Prädikat: de Tarkö. 3) Nach einem Aufsatze des Gregor von Berzeviczy im Tudományos Gyujtemény 1819. VIII. Heft S. 57—65 ausgearbeitet. Vgl. Franz Budai's Magyar Orszag polgári historiajára való Lexicon I Bd. S. 388—391., wo jedoch der Verf. als ungewiß anführt, ob Martin v. B. derselbe ist, der bei Stephan Bathory zuerst Sekretär, nachher Kanzler war.

1) Eine umständliche, musterhaft geschriebene (mit Ausnahme mancher Angaben, die nicht für ein großes Publikum gehörten), sehr anziehende Biographie desselben, zu welcher er selbst die Data, samt Bruchstücken über seine religiösen und politischen Grundsätze aus seinem Tagebuch geliefert hatte, theilen die vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstat 1818. Nr. 48 und 49 mit, und im Tudományos Gyujtemeny 1822 5. Heft S. 63 bis 72. steht ein ausführlicher Nekrolog von ihm, der gleichfalls nach einem handschriftlichen Aufsatz Berzeviczy's bearbeitet ist. Unterzeichneter benutzt bei Angabe der Lebensumstände Berzeviczy's beide Aufsätze, fügt aber manche eigene Data, die ihm durch vieljährigen persönlichen Umgang und fortwährende Korrespondenz seit 1800 bekant wurden, und ein vollständiges Verzeichniß, seiner auch anonymen Schriften, wie man es in keinem jener Aufsätze findet, bei.

Erfüllung dieses edlen Wunsches das Mögliche. In Göttingen studirte er seit 1784 vorzüglich Philosophie, Geschichte, Statistik, die politischen, Cameral- und juridischen Wissenschaften unter Schlözer, Spittler, Beckmann, Pütter, Feder, der den wirksamsten Einfluß auf die Bildung seines moralischen Charakters hatte, und Meiners. Außer jenen strengeren Wissenschaften beschäftigte er sich auch mit den gebildeten Sprachen Europa's und mit den schönen Künsten, und machte besonders im Zeichnen und in der Musik ausgezeichnete Fortschritte [2]). Von Göttingen aus machte er in den akademischen Ferien mehre kleine Reisen und trat dann nach beendigten akademischen Studien, welchen er zwei Jahre gewidmet hatte, im Herbst 1786 eine große Reise nach Frankreich und England an, hielt sich drei Monate in Paris, wo er auch bei Hofe Zutritt hatte, auf, ging dann mit Empfehlungen des östreichischen Gesandten, der ihm auch Depeschen anvertraut hatte, nach Brüssel, wurde daselbst an dem Hofe des östreichischen Statthalters, Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, vorgestellt, hielt sich einige Wochen da auf und reiste dann über Ostende nach London ab, wo er ebenfalls am königl. Hofe vorgestellt, und als Bekanter der königl. Prinzen, die mit ihm in Göttingen studirt hatten, mit Auszeichnung aufgenommen wurde. In England verweilte er vier Monate. Hier hob sich sein Herz vorzüglich bei dem Anblick des Volkswohlstandes, aus dem er, im Gegensatz der Volksunterdrückung in Frankreich, die französische Revolution und den kraftvollen Widerstand in England voraussehen zu können glaubte [3]). Den Rückweg auf den Continent nahm er nach Antwerpen. Von hier aus wollte er Holland bereisen, aber die niederländischen Unruhen verhinderten dies. Er kehrte demnach über Brüssel, Löwen, Spaa, Aachen, Köln, Koblenz, nach Frankfurt, und von da über Mannheim, Nürnberg und Regensburg nach Wien zurück, nachdem er den vorgehabten Plan, die Schweiz und Italien zu besuchen, hatte aufgeben müssen [4]).

Drei Jahre hatte B. in Teutschland, in Frankreich, in den Niederlanden und in England und zwar auf eine Art zugebracht, die einen so empfänglichen Geist nothwendig bereichern mußte. Mit gründlichen Kentnissen, vielfältigen Erfahrungen, großen Entschließungen und herrlichen Planen ausgestattet eilte er zur Audienz bei dem Kaiser Joseph II. — Dieser geistreiche Monarch prüfte ihn in einer beinahe zweistündigen Unterredung selbst und sagte am Schluß der Unterredung zu ihm: „Ich bin mit Ihnen ganz zufrieden, und will, daß Sie dem State dienen sollen. Wenn Sie dies mit Eifer thun, so soll es Sie nicht gereuen, Mühe und Kosten verwendet zu haben. Von der Ordnung, von unten auf zu dienen, kann ich Sie nicht dispensiren. Auch werden Sie Anfangs manche Schwierigkeiten finden. Sie müssen sich mit Geduld waffnen. Führen Sie sich brav auf, Ich will für Sie besorgt seyn.“ Bald darauf reiste der Kaiser zur Armee gegen die Türken ab. Es fanden sich Hindernisse für Berzeviczy's Anstellung, und so kehrte er in die Heimath zurück, wo er im Herbst 1787 eintraf und von seiner guten Mutter zärtlichst empfangen wurde [5]). Er ward nun sogleich zum Honorar-Notar der Gerichtstafel des Zipser Comitats, wo sein Onkel Emrich Horváth Stansith de Gradecz Vice-Gespan war, ernant. Im folgenden Jahre ging er nach Ofen, und Graf Karl von Zichy (spr. Sitschy), damals Präsident der königl. ungrischen Statthalterei, nahm ihn als Praktikanten bei dieser hohen Landes-Stelle auf. Er war täglich in dieses berühmten Staatsmannes Hause, das auf einen hohen Fuß eingerichtet war. Indessen war der Türkenkrieg ausgebrochen. Die königl. Statthalterei schickte ein Landes-Commissariat zur Armee ab, und unser B. wurde dabei als Honorar-Concipist gebraucht, nach Beendigung des Feldzuges aber zum wirklichen Concipisten bei der königl. ungrischen Statthalterei ernant [6]). Durch Josephs Tod wurde Berzeviczy's Beförderung vereitelt. Er resignirte daher im J. 1795 sein Amt bei der k. ungrischen Statthalterei, zog sich auf seine Güter zurück und lebte nun den Wissenschaften und Künsten, und Entwürfen zur Erhöhung der Statswohlfahrt.

Bei der ersten ungrischen Insurrection in dem Kriege mit Frankreich, im J. 1797 wurde B. zum Kapitän des Zipser Insurrections-Corps gewählt. Er widmete sich diesem beschwerlichen Geschäfte mit Freuden: allein eine schwere Krankheit, von der er sich nur spät erholte, hinderte ihn seine mit vieler Einsicht begonnene Organisation des ungrischen Insurrectionswesens zu beendigen. Indessen nahmen ihn die Gerichtstafeln der zipser und scharoscher Gespanschaft zu ihren Beisitzer auf: eine Stelle, die mit keiner Besoldung verknüpft ist. Er erschien fleißig in den Congregationen der Gerichtstafel des Zipser Comitats und zeichnete sich durch seine gründlichen Vorschläge (von welchen mehre im Druck erschienen) und durch seine edle Freimüthigkeit aus. — Im J. 1801 wurde B. von der Theißer evang. Superintendenz A. C. zu ihrem Districtual-Inspector gewählt [7]), und er verwaltete seitdem dieses zwar ehrenvolle, aber lästige, mit gar keinen Einkünften und Vortheilen, wol aber mit Ausgaben, Verdruß und Nachtheilen verknüpfte Amt stets mit Eifer und Thätigkeit, 21 Jahre lang bis zu seinem Tode, ruhmvoll. Außer den Districtual-Conventen, wohnte er fast jährlich auch dem evang. General-Convent zu Pesth bei und war oft Mitglied der nach Wien zum Kaiser geschickten Deputirten der Protestanten in Ungern. Auch hatte

2) Um die nämliche Zeit studirten in der Georgia Augusta die englischen Prinzen Ernst, August und Adolph (jetzt Herzoge von Cumberland, Sussex und Cambridge), ein Fürst Lichtenstein u. s. w. und Berzeviczy hatte Zutritt zu ihrem Zirkel. 3) Auch erfreute er sich in London des Umgangs mit seinem Landsmann, dem berühmten Philologen, Reiske, der damals als östreichischer Botschafter am englischen Hofe sich befand, und mit dem großherzigen korsischen General Paoli, der damals in London lebte, und die gelehrten Zusammenkünfte bei dem in der ganzen Welt geschätzten englischen Naturforscher Banks besuchte er fleißig. 4) Jos. Chr. von Engel in Wien hat, in einer Recension von Bredetzky's Beiträgen zur Topographie von Ungern, irrig versichert, Berzeviczy habe seinen Geschmack an der Schilderung schöner Gegenden sich in der Schweiz erworben. B. war nie in der Schweiz.

5) Diese starb im J. 1807. 6) Noch ist zu bemerken, daß er während seines Aufenthalts in Ofen im J. 1791 Deputirter abwesender Stände bei dem ungrischen Reichstag unter Leopold II., und bei der evangelischen Pester Synode gleichfalls Deputirter war. 7) An der Stelle des verstorbenen verdienstvollen Districtual-Inspektors Emrich Horvath Stansith de Gradecz.

er Antheil an den meisten durch diese Deputationen eingereichten Vorstellungen und Beschwerdeschriften der ungrischen Protestanten. Durch seine Bemühung kam eine Theißer evang. Distriktual-Kasse und ein Studiensond, aus welchem arme Studirende Stipendien erhalten, zu Stande. Er führte im J. 1815 in der Theißer evang. Superintendenz die von ihm abgefaßte Coordinatio Rei religionalis ecclesiasticae Superintendentiae Aug. Conf. Evang. Tibiscanae als Norm ein, die auch im Druck erschien. Die höheren evang. Schulen in Ungern betrachtete er, wie die teutschen protestantischen Universitäten als die Säulen des ungrischen Protestantismus, und that daher, was er konte, zur Emporbringung der evangel. Lyceen in der Theißer Superintendenz zu Käsmark, Eperjes, Leutschau. Geistliche, Professoren, Studirende, unterdrückte und verfolgte Protestanten fanden bei ihm stets Unterstützung durch Rath und That. Er zog sich dadurch nicht wenig Verdruß, Kränkungen und Leiden zu, aber seine edle Sele ertrug dies standhaft und ließ sich nicht abschrecken stets das Rechte und Gute zu thun. Deswegen ist aber auch die allgemeine Betrübniß, die sein plötzlicher Tod unter den Protestanten in Ungern, besonders in der Theißer evang. Superintendenz A. C. erregte, die schönste Apologie für ihn.

Im J. 1802 heirathete B. seine Nichte, Theresia von Berzeviczy, ein armes Mädchen, das bei seiner würdigen Mutter als Waise erzogen worden war, mit Dispensation. Zwar hatte B. von seiner ersten Jugend an eine bestimte Abneigung gegen das Heirathen, nachdem er aber von Ofen mit zerrissenem Herzen nach Groß-Lomnitz heimgekehrt war, so war es ein Theil seiner häuslichen Beschäftigung, die Erziehung dieses geistreichen Mädchens zu besorgen. Er gab ihm Unterricht in Sprachen und in für ein gebildetes Mädchen geeigneten Wissenschaften. In dies Verhältniß mischte sich später die Liebe und dieser folgte die Ehe. B. lebte in seiner Ehe ganz zufrieden und glücklich. Von sechs Kindern dieser Ehe leben ein im J. 1809 geb. Sohn (Titus, der schon jetzt für die Zukunft viel verspricht) und eine Tochter.

Durch die Ernennung zum Mitgliede der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen wurde B. nicht nur zu weiteren literarischen Bestrebungen ermuntert, sondern er sandte auch der Societät eine mit vieler Sorgfalt durch den rühmlich bekanten Zipser Botaniker Thomas Mauksch angestellte Samlung karpatischer Pflanzen im J. 1803 zum Geschenk. Eben so interessirte sich B. für das ungrische National-Museum zu Pesth, welchem er eine Samlung der karpatischen Gebirgsarten in der zipser Gespanschaft übermachte.

In seiner Heimath am Fuße der Karpaten bereiste B. oft dieses majestätische Gebirge. Er war (nebst dem genanten Zipser Botaniker und Mineralogen Thomas Mauksch) der allgemeine Führer der dahin reisenden gelehrten Ausländer, z. B. eines Townson, Gimbernat, Da Camera, Dr. Wahlenberg, die er auch mit ungrischer Gastfreundschaft bei sich aufnahm. Im J. 1806 besah der Erzherzog Reichspalatinus in seiner Gesellschaft die Karpaten, und im J. 1819 führte B. den Erzherzog Johann, auf dieselben, wo sein 10jähriger Sohn Titus den Erzherzog an dem Kahlbach mit einer in Andre's Hesperus abgedruckten Rede begrüßte. B. hat den Tatra oder den karpatischen Gebirgszug in der zipser Gespanschaft theils in Bredetzky's Beiträgen zur Topographie von Ungern, theils in Sartori's Tibur anziehend geschildert.

B. hat seine Muße zu Groß-Lomnitz, nach seiner Rückkehr von Ofen im J. 1795, fleißig zur gemeinnützigen Schriftstellerei benutzt. Seine Schriften wurden theils durch die Bedürfnisse seines Vaterlandes, theils durch seine Reisen, theils durch die wichtigen Zeitumstände, theils durch seinen Kosmopolitismus, theils durch seinen eifrigen Protestantismus veranlaßt. Im J. 1796 machte er eine Reise durch ganz Polen bis nach Danzig, um an Ort und Stelle die Umstände des ungrisch-nordischen Commerzes — eines seiner Lieblingsplane — genau kennen zu lernen. Seine berühmte Abhandlung über Ungerns Handel und Industrie, De commercio et industria Hungariae, Leutschau 1797, — ein wahres Muster einer Handelsstatistik (wie sich darüber Schlözer und Sartorius zu Göttingen in ihren statistischen Vorlesungen äußerten) — war zum Theil die herrliche Frucht jener Reise [8]). Diesem ersten Werke Berzeviczy's folgten nun mehre literarische Arbeiten: alle bezeugen an ihm den Mann von besonnenem Verstand, reifen Einsichten und ehrlichem Willen. — Als er auf seinem Lomnitzer Grundgebiet am Fuße der Karpaten Torf entdeckt hatte, führte er nicht nur in seiner Haushaltung den Torf ein und machte ihn in der zipser Gespanschaft bekant, sondern empfahl auch dessen Benutzung seinen Landsleuten in der Zeitschrift von und für Ungern (von Schediüs) 1803, und später in den vaterländischen Blättern für den östreichischen Kaiserstat. — Aus Mitleiden über den Zustand des Bauernstandes in Ungern und von dem Wunsch, zur Verbesserung des nicht erfreulichen Looses desselben etwas beizutragen verfaßte er in den J. 1803 und 1804 seine viel besprochene Abhandlung de conditione et indole rusticorum in Hungaria [9]). Während des französisch-

8) Das seinem Umfange nach kleine, aber durch die statistischen, commerziellen und politischen Einsichten des patriotischen Verfassers gehaltreiche Werkchen wurde vorzüglich in der teutschen Übersetzung, die der damals in Göttingen studirende junge Freund des Verfassers, Georg Karl Rumy, im J. 1802 zuerst in Hüdts Handelszeitung, und gleich darauf einzeln bei den Gebrüdern Gädicke in Weimar, mit Wissen und Willen des Verfassers herausgab (die starke Auflage der teutschen Übersetzung wurde binnen 2 Jahren in Teutschland — denn nach Ungern kamen wenige Exemplare — vergriffen), mit großem Beifall gelesen. Schlözer zeigte dieses Werkchen in den göttingischen gelehrten Anzeigen mit dem verdienten Beifalle an, und es verschaffte dem Verf. Aufnahme in die königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen).

9) Da die ungrische Censur ihren Druck nicht erlauben wollte, wurden von derselben mehre Abschriften genommen und gedrängte Auszüge in teutscher Sprache gemacht. Sein Freund Joseph von Marjassy ließ im J. 1806 das lateinische Manuscript, ohne Berzeviczy's Aufforderung oder Einwilligung, bei dem Buchdrucker Mayer in Leutschau, auf eigene Kosten drucken. Der Druck war gerade bis auf das Titelblatt vollendet, als dieses Unternehmen verrathen wurde. Der Buchdrucker wurde mit Arrest bestraft, und Joseph v. Marjassy von der königl. ungrischen Statthalterei nach Ofen zur Verantwortung citirt. Marjassy reiste dahin ab (nachdem er eine Menge gedruckte Exemplare unentgeltlich vertheilt hatte), war aber so unglücklich in der Nähe von Ofen aus der Kutsche herauszustürzen und den Hals zu brechen und starb auf solche

preußisch-russischen Kriegs, dessen Schauplatz größtentheils Polen war, ging er im J. 1807 nach Warschau, um dort nachzusehen, ob für den ungrisch-nordischen Handel — seinen Lieblingsplan — nichts zu machen wäre, und führte eine Partie ungrischer Weine auf Flössen mittelst der Flüsse Poprad, Dunaiec und Weichsel dahin. In Warschau sprach er über diesen für Ungern, Polen, Preußen und Rußland sehr wichtigen Gegenstand mit Franzosen, Preußen, Russen, Polen, und selbst mit den türkischen und persischen Dolmetschern, die damals in Warschau waren. Eine literarische Frucht dieser Reise waren Bruchstücke aus seinem Reise-Journal, die in dem Freimüthigen von Kotzebue und Kuhn zu Berlin, in den Annalen der östreichischen Literatur und in den vaterländischen Blättern für den östreichischen Kaiserstat im J. 1808 erschienen. — Da ihn Napoleons Continental-System und der große Kampf zwischen Frankreich und England sehr anzog, gab er zu Anfang des J. 1808 den Zipser Gelehrten eine Preisfrage über den asiatisch-europäischen Welthandel vorzüglich aus dem historischen und statistischen Gesichtspunkte auf, deren bester Beantwortung er seine statswissenschaftlichen und commerziellen Ansichten beizufügen sich vorbehielt. Er erhielt von Dr. G. K. Rumy (damals Prediger zu Schmölnitz) eine Beantwortung der Preisfrage, die er mit 100 Gulden belohnte. Er behielt aus dieser den historischen und statistischen Theil ganz bei, fügte seine politischen und commerziellen Ansichten hinzu und gab diese Schrift unter dem Titel: „Ansicht des asiatisch-europäischen Weltbandels, nach dem jetzigen Zeitbedürfniß" (Pesth b. Eggenberger 1808) im Druck heraus [10]). — Von 1802 an lieferte B. zu vielen ausländischen und inländischen periodischen Werken und Journalen, bis zu seinem Tode, Beiträge [11]). — Sein letztes, sehr wichtiges Werk, welches er kurz vor seinem Tode zum Druck nach Leipzig schickte, und das erst nach seinem Tode, im Juni dieses Jahrs die Presse verließ, führt den Titel: Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungern von Gregor von Berzeviczy, Leipzig 1822 [12]).

Berzeviczy's Gesundheit wankte seit mehren Jahren, und litt vorzüglich durch Rheumatismen und gichtische

---

Weise als Märtyrer des Preßzwangs. Übrigens erschien dieses interessante Werk (das in Teutschland mit mehr Beifall als in Ungern aufgenommen wurde, in den göttingischen gelehrten Anzeigen von Schlözer, in der Hallischen A. L. Z. von Engel, und in der Leipziger Literatur-Zeitung von R. günstig beurtheilt) noch in demselben Jahre in einem gedrängten teutschen Auszug in dem Magazin für Geschichte, Statistik und Statsrecht des östreichischen Kaiserthums, 1 Band, Gottingen 1806, später in den europäischen Annalen und zuletzt noch im J. 1816 in Hormayr's Archiv für Geschichte, Erdbeschreibung, Statskunde und Kriegswissenschaft in Wien: ein Beweis, daß dieses Werk nicht von der k. k. Hofcensur sondern von der ungerschen Censur verurtheilt wurde. Daß dieses Werk in Ungern nicht den Beifall fand, den sein erstes Werk de commercio et industria Hungariae gefunden hatte, läßt sich leicht erklären, wenn man weiß, welche Interessen des ungerschen Adels durch diese Schrift unsanft berührt wurden. Übrigens läßt es sich nicht leugnen, daß B. in dieser Schrift aus Kosmopolitismus hin und wieder zu weit ging und manches ignorirte oder nicht anführte, was in Ungern zum Besten des Bauernstandes geschehen ist und noch geschieht, wie Franz von Kazinczy (ein eben so humaner Grundherr wie Berzeviczy und dessen alter Gemüthsfreund, in Hormayrs Archiv bewiesen hat. Unstreitig war aber B. Zweck bei der Abfassung dieser Schrift der edelste, menschenfreundlichste, und von allem Eigennutze weit entfernt.

10) Der Druck dieser von Rumy und Berzeviczy eilig verfaßten Abhandlung, weil B. den günstigen Zeitpunkt benutzen wollte, verspätete sich leider, so daß sie kurz vor dem Ausbruch des neuen Kriegs zwischen Frankreich und Östreich (1809) erschien und durch dessen erschütternde Umwälzungen ganz verdrängt wurde. B. machte darin den wohlgemeinten Vorschlag, während des englisch-französischen Kriegs und der dadurch entstandenen Sperre des Seehandels, den asiatisch-ostindischen Welthandel auf dem kürzesten Wege,

durch die türkischen, russischen, östreichischen, italiänischen Staten, nach Europa auf seine vorige Bahn zu leiten. Im J. 1814 arbeitete B. diese Schrift um, vermehrte sie mit Betrachtungen über den nordischen Handel und dedicirte sie dem Wiener Congresse. Leider wurde sie auch jetzt wenig beachtet. Graf Joseph Desöffy übersetzte diese vermehrte Umarbeitung, die fuglich für eine neue eigene Schrift Berzeviczy's gelten kann, in die ungrische Sprache und theilte sie im vierten Heft des Tudományos Gyujtemény von 1817 mit.

11) Namentlich zu Bredetzki's Beiträgen zur Topographie von Ungern 1802 ff., zur Allgemeinen praktischen Bibliothek für Prediger und Schulmänner 1802 (herausgegeben von Wächter und Cleynmann in Wien), zu den Annalen der östreichischen Literatur 1804 bis 1812, zu Schedius Zeitschrift von und für Ungern 1802—1804, zu den vaterländischen Blättern für den östreichischen Kaiserstat 1808—1812, (herausgegeben von Armbruster, und später von Dr. Sartori), zu Sartoris malerischen Taschenbüchern und Tibur, zu Hormayrs Archiv 1816—1821 und historischen Taschenbüchern, zu dem Kaschauer Wochenblatt 1818, zu Andre's patriotischem Wochenblatt und Hesperus, zu dem Tudományos Gyujtemény (zu diesem mittelbar, indem seine teutschen Aufsätze von andern ins Ungrische übersetzt wurden), und im Auslande: zu dem Magazin für Geschichte, Statistik und Statsrecht des östreichischen Kaiserstats (in dem ersten Bande (Göttingen b. Vandenhöck und Ruprecht) stehen darin von ihm die wichtigen Aufsätze: Bruchstücke über den Zustand der Bauern in Ungern. S. 3—49 und über den ungrischen Reichstag vom J. 1802. S. 69—145. Auch der Aufsatz über die ungrisch-nordische Handlungsgesellschaft, S. 50—68. ist großentheils nach handschriftlichen und mündlichen Daten Berzeviczy's von dem anonymen Herausgeber jenes Werks ausgearbeitet], zu Ständlin's Magazin für Religion-Moral- und Kirchengeschichte (Hanover b. Hahn 1803 bis 1806), zu Ständlins und Tzschirner's Archiv für alte und neue Kirchengeschichte (Leipzig b. Vogel 1813 bis 1815), zu den Zeiten vom Professer Voß in Halle seit 1804, zu dem Freimüthigen von Kotzebue und Kuhn 1808, zu den europäischen Annalen, zu dem Weimarer Oppositionsblatt 1820. (In diesem steht der Anfang seiner Beiträge zur Geschichte der neuesten Bedrückungen der Protestanten in Ungern durch den katholischen Clerus. Den Abdruck der Fortsetzung erlaubte die Censur nicht.

12) Dieses Werk muß nicht mit seiner früheren anonymen Schrift „Über den gegenwärtigen Zustand der Protestanten in Ungern unter der Regirung des Kaisers und Königs Franz II. (Gött. bei Vandenhöck und Ruprecht 1803. 8.) verwechselt werden. Dieses opus posthumum ist mit seltener Freimüthigkeit geschrieben. Die mit Zeugnissen belegte Verfolgung der Protestanten in Ungern wird von B. nicht der Regirung, von der er stets mit inniger Verehrung spricht, sondern dem übermächtigen Clerus in Ungern zur Last gelegt. Er schließt seine merkwürdige Schrift S. 205. mit den Worten: „Ein Drittheil der Dikasterial-Verhandlungen in Ungern sind Religionsstreitigkeiten. Jeden Tag, jede Stunde äußert sich der feindseligste Sinn gegen die Evangelischen. Wir hören auf, ein Vaterland zu haben. Will man, daß wir emigriren! daß wir in die teutschen Provinzen der östreichischen Monarchie flüchten, in welchen ein christlicher Geist herrscht. Berzeviczy hatte auch versprochen zu dieser Allgemeinen Encyclopädie die Wissenschaften statistische Artikel über Ungern zu liefern. Leider überraschte ihn der Tod, ehe er noch einen einzigen Artikel eingeschickt hatte.

Anfälle. Am 23. Februar 1822 in der Nacht um 11 Uhr traf ihn nach einer zweitägigen Krankheit der Lungenentzündung ein Schlagfluß. Der Tod überfiel B. in der Ausübung seiner Amtsgeschäfte, denn noch am Abend zuvor unterschrieb er Currental-Schreiben und sagte, im Vorgefühl seines Todes: dies muß ich noch heut beendigen, denn ich fühle, daß ich in eine gefährliche Krankheit verfallen bin. Durch Zufall wurde B. im J. 1818 für todt ausgegeben und er las selbst seinen Nekrolog in den vaterländischen Blättern für den östreichischen Kaiserstat, in den Ofner gemeinnützigen Blättern von Mösler und in dem Preßburger Unterhaltungsblatt.

Sein Charakter zeichnete sich durch edle Humanität aus, mit welcher er das ganze Menschengeschlecht umfaßte. Er war ein Feind jedes Hochmuths. Vorurtheile des Standes und der Nation waren ihm fremd. Wahrheit und Recht waren ihm stets heilig. Für beide kämpfte er durch Wort und Schrift. Leutseligkeit und Dienstfertigkeit waren ihm zur zweiten Natur geworden. Menschenfreundlichkeit leuchtete auch aus seinem, obgleich durch Blatternarben entstellten Gesichte hervor. Er war ein zärtlicher Gatte und Vater. Den Gemeinheiten des gewöhnlichen Lebens sich entziehend, erheiterte er in der Einsamkeit seinen Geist vorzüglich durch Lesen der römischen und teutschen Classiker und durch Musik.

Von einem Tadel kann B. von seinen Landsleuten nicht frei gesprochen werden, daß er nämlich, vorzüglich durch ausländische Literatur gebildet, die magyarische Sprache und Literatur zu wenig schätzte und das Streben der Magyaren, beide mehr auszubreiten und empor zu heben, für eine der Cultur nachtheilige Isolirung hielt. Die teutsche Sprache schrieb B. als seine Muttersprache. Lateinisch schrieb er nur in dem bekanten juristischen Latein, französisch und englisch sprach er fließend und mit Vorliebe [13]). (*Rumy.*)

13) Wir fügen nun Berzeviczy's einzeln im Druck erschienene Schriften bei, ohne die in periodischen Werken und Journalen vorkommenden Aufsätze namentlich anzuführen: De commercio et industria Hungariae. Leutschoviae, typis Michaëlis Podhoranszky. 1797. 225. p. 8. De prohibito transitu Catholicorum ad Ecclesiam Evangelicam. Leutschoviae. s. a. Ungerns Industrie und Commerz. Weimar, bei den Gebrüdern Gädicke. 1802. 143 S. 8. Über den gegenwärtigen Zustand der Protestanten in Ungern unter der Regirung des Kaisers und Königs Franz II. Göttingen, bei Vandenhoek und Ruprecht 1803. 70 S. 8. De conditione et indole rusticorum in Hungaria s. l. et a. (Leutschau, gedr. b. Mayer 1806) 70 S. in 4. nebst 3 Tabellen. Ansicht des asiatisch-europäischen Welthandels nach dem jetzigen Zeitbedürfniß betrachtet. Pesth b. Eggenberger 1808. 70 S. 8. (Umgearbeitet und vermehrt 1814. Ins Ungrische übersetzt vom Grafen Joseph Desöffy, im Tudományos Gyujtemény 1817. 4. Heft 32 S.) Sermones occasione electionis et inauguralinis Reverendissimi Domini Samuelis Sontagh, Districtus Tibiscani A. C. Evang. Superintendentis, habiti Eperiessini diebus 27 et 28. Aprilis 1808. Leutschoviae, typis Michaëlis Podhoranszky. 52 p. in 4 (Die zwei Reden S. 6 bis 15. dieser Samlung hielt Berzeviczy.) Coordinatio Rei Religionalis Ecclesiasticae Superintendentiae Aug. Conf. Evang. Tibiscanae, secundum leges religionales, canones synodales et usum, habito respectu recentiorum benignarum resolutionum regiarum. Leutschoviae, typis Caroli Mayer 1815. p. 22. fol. Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungern von Gregor von Berzeviczy, Leipzig, in Commission der Kummerschen Buchhandlung 1822. 205 S. 8. Im Manuscript hinterließ B. eine sehr gründliche Abhandlung über das Militär-System in Ungern, und verschiedene statswissenschaftliche Abhandlungen, die den Druck verdienen. Auch hatte er den schönen Vorsatz ein politisches Werk über Ungern in der Handschrift zu hinterlassen, welches nach seinem Tode herauskommen und der Nachkommenschaft seine vieljährige, vielgeprüfte politische Überzeugung mit aller Freimüthigkeit, Wahrheits- und Vaterlandsliebe überliefern sollte. Dem Vernehmen nach soll er es vollendet haben. Möge es bald im Drucke erscheinen. — B. gehörte als Schriftsteller zu den ungrischen Gelehrten, die (wie Engel, Schwartner und einige andere) das Ausland mit Ungern — für so viele noch eine terra incognita — bekanter machten und zur gelehrten Verbindung zwischen Teutschland und Ungern viel beitragen. Die Benuzung seines Aufenthalts in Göttingen und seine auf daselbst sich angeeignete gründliche wissenschaftliche Kentniße und feste Grundsäze gegründete Schriftstellerei, ist eine treffende Apologie des Besuchs der teutschen protestantischen Universitäten durch Ungern.

BERZKOWITZ (Ober-), Herrschaft und Dorf in Böhmen, rakonitzer Kreis, mit einem schönen herrschaftl. Schlosse, 1 M. v. Melnik, und 4½ M. v. Prag; der Gräfin Ledebour gehörig. — Berzkowiz (Unter-), Herrschaft und Dorf in Böhmen, rakonitzer Kr. mit herrschaftl. Schlosse, 1 Stunde von Melnik, und 4½ M. von Prag, dem Fürsten Lobkowiz, Herzog von Raudniz gehörig. (*André.*)

BERZOWA, 1) Fluß in O.-Ungern jenseit der Theiß, torontaler Gespanschaft, entspringt aus der Temesch und treibt mehre Mühlen. (S. Torontal.) 2) slowak. Dorf in O.-Ungern diesseit der Theiß, torner Gespanschaft, an der Gränze der gömörer Gespanschaft, mit einer berühmten Eishöhle. (*Rumy.*)

BES. So kann die siebente Stufe unseres, herkömlicherweise von c, als erster Stufe, an, gezählten Ton- oder Notensystems genant werden, wenn dieselbe um zwei halbe Stufen, oder sogenante kleine oder chromatische halbe Töne erniedert ist, welches durch Voransetzung des doppelterniedernden chromatischen Zeichens b, oder zweier gewöhnlichen kleinen b, vor eine auf der h-Linie stehende Note, angedeutet wird. Mit andern Worten: es ist das doppelterniederte h, oder das noch einmal erniederte b. Statt des Namens Bes ist die Benennung h-doppelt be gewöhnlicher, übrigens komt diese Note an sich selbst nur selten vor, noch weniger aber eine Tonart Bes-dur oder bes-moll. Vgl. die Art. B. u. Tonart. (*Gtfr. Weber.*)

Besa, s. Antinoopolis.

Besäet, in der Heraldik s. herald. Figuren.

Besänftigende Mittel, s. Narkotische Mittel.

Besäung d. Teiche, s. Teiche.

Besamungsschlag, s. Schlag.

BESANÇON. Die Hauptstadt des franz. Dep. Doubs und eines Distrikts von 26 □M. und 90,032 Einw. Sie liegt (Br. 47° 14′ 12″ L. 23° 42′ 46″) an dem Doubs, welcher sie von 3 Seiten einschließt und eine schöne massive Brücke trägt, in einer von waldigen Bergen umrisseten Gegend so, daß ein Theil der Stadt auf jener Halbinsel, der andre vor derselben gelegen ist, wird von Wällen und Bastionen umgeben, und auserdem durch eine Citadelle, die auf einem hohen steilen Berge am Ende der Halbinsel steht und ihr Wasser aus einem tiefen in den Felsen gehauenen Brunnen zieht, und durch das Fort Griffon vertheidigt. Diese Festungswerke erheben sie zu einem Militärplatze von erstem Range. Die

Stadt selbst, welche durch den Fluß in die obere und untere getheilt wird, und 7 Hauptthore hat, zeichnet sich durch ziemlich breite Straßen aus: die Häuser, ganz regelmäßig, sind von einem dunkelgrauen Stein, den man in der Nachbarschaft bricht, aufgeführt; ein ansehnlicher öffentlicher Platz, der mit 3 großen Kasernen umgeben ist und zum Exerzirplatze dient, verschönert das Ganze, so wie die reizende Promenade, der Chammas, welcher zwischen 2 Armen des Doubs sich hinzieht, mit Linden und Platanen bepflanzt und durch ein Monument zum Andenken der auf dem Schlachtfelde gebliebenen Krieger in einem niedlichen Bosket geziert ist: eine andre kleine Promenade ist die von Grandvelle, welche mitten in der Stadt sich ausbreitet und ihren Namen von dem daran gelegenen Palaste hat. Die schönsten Häuser stehen in der Präfektur-, Perron- und neuen Straße. Unter die öffentlichen Gebäude gehören das Hotel der Präfektur, die Kathedrale, ein großes altgothisches Gebäude, 8 Pfarrkirchen, worunter die schöne Magdalenenkirche in einem einfachen Style aufgeführt ist, 3 Hospitäler, worunter das große Hospital eins der schönsten des Reichs ist, das schöngebaute Lyceum, das große öffentliche Magazin, das aus mehren Reihen von Gewölben besteht. Die Zahl der Einwohner belief sich 1806 in 3293 Häus. auf 28,172. Außer den Departementalen und Distriktsautoritäten haben in Besançon den Sitz: 1 Erzbischof, 1 Akademie mit 2 Fakultäten der mathematischen und der schönen Wissenschaften, die indeß ihre Vorlesungen noch nicht eröfnet hat, und eigentlich erst detretirt ist, 1 Lyceum, 1 Artillerieschule, 1 Uhrmacherschule für 200 Zöglinge, 1 Rechtsschule, 1 Gesellschaft des Ackerbaus, der Künste und Wissenschaften und 1 Handelsgericht, auch zieren diese Stadt 1 öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden, die verschiedne schätzbare Manuscripte besitzt, 1 Gemäldegalerie, 1 naturhistorisches Kabinet und 1 botanischer Garten. Die Einw. beschäftigen sich mit der Uhrmacherei, mit dem Bierbrauen, der Gerberei, die geschätztes Leder liefern, mit der Verfertigung von Kupfer und Messingwaren, und der Strumpfstrickerei, es sind 2 Fabriken von buntem Papiere und mehre Gewehrschmieden vorhanden. Der Handel ist ziemlich lebhaft, könte aber ungleich mehr sich heben, wenn ein Kanal die Doubs mit andern Städten in Verbindung setzte. Auf den 6 Jahrmärkten werden vorzüglich Pferde, Ziegen, Hammel, Hornvieh, Schweine, Leder und Eisen umgesetzt. Die Umgegend ist gut angebauet; die Berge mit Reben, Fruchtbäumen bekränzt und mit schönen Weiden bedeckt. — Besançon war als Vesuntio oder Besontium schon eine sehr alte Stadt im Lande der Sequaner, bei welcher Cäsar den Ariovist besiegte: in der Folge wurde sie früh der Sitz eines Erzbischofs, der ein Fürst des teutschen Reichs, die Stadt aber eine Reichsstadt war, welches sie bis zum westfälischen Frieden blieb. In diesem wurde sie an Spanien abgetreten, und kam mit dem ganzen Hochburgund 1668 an Frankreich, das durch Vauban ihre jetzigen Festungswerke schaffen ließ. Von römischen Alterthümern sind noch ein verfallener Triumphbogen, die Reste eines Amphitheaters und eines Aquädukts übrig. Hier ist der 1808 verstorbene sicilische Minister Acton geboren. (*Hassel.*)

Besançon (Vesontio, Bisontium, im Mittelalter auch Chrysopolis.) Erzbisthum. (Kirchliche Geogr.) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in der weltlichen Metropole der provincia maxima Sequanorum Galliens, welche aus den Gebieten der Sequaner, Helvetier und Rauraker in unerforschter Zeit der spätern römischen Herrschaft, durch Abreißung von der celtisch-lugdunischen oder von der belgischen Provinz gebildet und selbständig gemacht wurde, früh christliche Lehrer auftraten, wenn gleich die Kritik nicht bis zu den Schülern der unmittelbaren Nachfolger der Apostel folgen kann, und aus ihnen erst Bischöfe der Provinzhauptstadt, dann auch Metropoliten derer in den Bezirksorten der Provinz hervorgingen. Die Gränzen jenes spätern römischen Verwaltungsbezirks bildeten aber der Rhein, die Vogesen, die Saone, die Rhone und die Gebirge, welche Rhätien und die Schweiz scheiden. In ihr lagen, nach den Verzeichnissen vom Ende des 4. Jahrh., unter andern, die nie zu einiger Bedeutung gekommen seyn mögen, die Distriktsorte: Aventicum, Augusta Rauracorum, Civitas Equestris, Noiodunum, Ebrodunum, Vindonissa. Von gleichem Umfange erscheint die geistliche Herrschaft des Metropoliten von Besançon in jenen Zeiten. Avenche (Wiflisburg), Basel, welches das verödete Augst aufgenommen, Nyon, Iverdun, und Windisch werden als seine Suffragane in den Konzilien-Beschlüssen aufgeführt. Den erstern Sitz brachte die Völkerwanderung nach Lausanne, vermehrt mit dem Sprengel von Iverdun; vor den Bewegungen der Reformation flüchtete er auch von da noch nach Friborg. Civ. Equestris und Noiodunum vereinigten sich früh, aber auch von letzterem Orte ging der Bischof bald nach Belley (en Bugey). Diese beiden und Basel blieben auch in der Abhängigkeit von Besançon, bis die französische Revolution alle alten Verhältnisse umstürzte. Windisch aber trente sich früh, zwischen 553 und 561 (*Neugart.* ep. Const. I. praef. CXLV.) und gab den Stamm von Konstanz; damit wurde die östliche Gränze des erzbischöflichen Sprengels sehr zurückgezogen.

Die politische Herrschaft über denselben kam, nach dem Untergange des Karolingischen Hauses an das neue ostjuranische Königreich Burgund und mit diesem an die teutschen Kaiser, endlich verschmolz sie mit dem teutschen Reiche. Der Erzbischof von Besançon wurde Erzkanzler Burgunds und Reichsfürst, erhielt die vierte Stelle unter den nicht kurfürstlichen Erzbischöfen (während die andern burgundischen Herren Teutschland und seinen Reichstagen wieder entfremdet wurden) wie seine Stiftsstadt im glücklichen Kampf mit ihm zu der Unmittelbarkeit einer Reichsstadt sich heraufarbeitete. Erst der Frieden von Nimwegen, wodurch Spanien Hochburgund (franche comté) an Frankreich abtrat, änderte dieses Verhältniß in seinen wesentlichsten Gründen — Besitz unmittelbarer Landschaften, von Frankreichs schmählichen Reunionen sogleich verschlungen, und Sitz und Stimme auf den teutschen Reichstagen, welche seit 1676 nicht mehr verlangt wurden oder verlangt werden durften, obgleich die steife Förmlichkeit des teutschen Reiches sich darin gefiel, den seit dem Vertrage des Domkapitels mit dem französischen König vom 29. Jun. 1698, auch der Ernennung desselben überliefer-

ten Erzbischof solange stets noch aufzurufen, als ein teutscher Reichstag in den alten Formen bestand, und den Prälaten es schmeichelte, in dem nun leeren Titel eines Reichsfürsten ein Überbleibsel alten Glanzes und hohen Vorzüge zu besitzen.

Der unmittelbare Sprengel Besançons, der 500 Pfarrer zählte, begann im Norden auf den Höhen der Vogesen, so weit sie zum Doubsgebiet gehören, indem mit dem Moselgebiet Toul angränzte, bis zum Ursprung der Saone, und an dieser herab bis Chatillon. Dann rückte er westlich hinaus über die kleinen Bäche, die zur Saone abfließen, ohne daß die Wasserscheide die Gränze gemacht zu haben scheint, wo dann die Diöcese von Langres anstieß. Hierauf in südlicher Richtung über die Amance herüber und auf der Wasserscheide zwischen Ayron und Fovens hin, bis die Gränze bei Voulon auf diesen Bach selbst komt. An ihm herab zur Saone, und an dieser bis zum Einfluß des Doubs, wo nun der Sprengel von Chalon für Saone eintritt. Von dieser Vereinigung der Saone und des Doubs geht die Besançoner Gränze im Süden über letztern Strom bis zur Brunne, an dieser herab zur Seille bis zum Einfluß des Sorvan, wo das geistliche Gebiet des Erzhirten von Lyon sich anschloß. Um die Quellen des letztern Bachs, zum Suran, zur Valouze und zum Dain. An diesem nördlich herauf zur Wasserscheide zwischen dem obern Theil des Bachs und dem Lison (Bienne) auf den Vorbergen des Jura. (Die vormalige Abtei S. Claude war lyonischen Sprengels und prangte seit 1742 als Bisthum.) Auf den Jura-Höhen östlich, wo nun Lausanne anstieß, zu den Quellen des Doubs und auf der Scheide seines Gebiets zum Pierrepertuis, Baselš Marken, und den Sprüngen der Birs, zu den Vogesen, auf deren Wasserscheide zwischen Rhein und Doubs die Gränze wieder zu der der Mosel gelangt.

Eine Einbuße erlitt dieser Sprengel durch die Umformung der altberühmten und reichbegüterten Abtei S. Claude am Jura zu einem Bisthum, welche Benedict der 14. unterm 22. Jan. 1742 verfügte, wegen der großen Entfernung von der Oberaufsicht in Lyon und Besançon, der beschwerlichen Selsorge in den rauhen Gebirgen, und der schädlichen Nähe Berns und Genfs. Das weltliche Gebiet der Abtei mit 50 bis 60,000 Menschen, wurde des neuen Bisthums Sprengel und vergrößert durch Theile Lyons und Besançons, für letzteres um so empfindlicher, da jenes Bischof Suffragan Lyons wurde. Dagegen trat Basel einen Theil seiner Sprengel im J. 1780 ab *).

Dieser also vom Doubs und Saone Gebiet gebildete Sprengel begrif ungefähr die Grafschaft Hoch-Burgund, und war ursprünglich in sechs Archidiakonate ausgetheilt, das des Großarchidiakons zu Besançon, und der Archidiakone von Luxeul, Faverney, Trave, Salins, Gray. Im J. 1253 wurden sie auf 4 vermindert und Trave eingezogen. Sie waren in 15 Dekanien vertheilt, deren Orte das Pouillé von Besançon nachweist, welches Dunod **) Th. 2. S. 386—510. aufbewahrt hat.

In dem Konkordat vom 29. Nov. 1801. wurde das Erzbisthum Besançon neu errichtet und ihm die drei Departem. Doubs, Jura und Ober-Saone, (also ungefähr der alte Umfang) zum unmittelbaren Sprengel, zu Suffraganen aber die Bischöfe von Autun, Strasburg, Dijon, Nanci und Metz gegeben, und damit die Oberaufsicht über 12 Departements, dagegen aber Bellay unterdrückt, und St. Claude, auch war die auswärtige Oberherrschaft dahin. Die neuesten Friedensschlüsse mit Frankreich haben viele Änderungen gebracht, und das Baselsche Bisthumsgebiet vom unmittelbaren und Strasburger Sprengel abgeschnitten, während der Erfolg der neuen Konkordate noch erwartet werden muß. (*Delius.*)

*) *Grandidier* hist. d'Alsace 1. 119. **) Hist. de l'eglise, ville et diocèse de Besançon, T. I. und II. Besançon 1750. 4.

Besatzung, s. Festung.

Besatzungsrecht, s. Leibeigene.

Besborodko, s. Bezborodko.

Beschälen, s. Stuterei.

Beschaffenheit, s. Eigenschaft.

BESCHAFFENHEITSWORT. (Nachtrag zu dem Artikel Adverbium). Die beste teutsche Benennung für Adverbium qualitatis, welches man sonst auch durch Nebenwort übersetzt hat, ohne freilich damit im geringsten den Charakter dieses Redetheils anzugeben. Es gehört zu den Beilegewörtern, Beiwörtern, und legt dem Selbständigen nur mittelbar Etwas bei, indem es nicht geradezu von ihm selbst Etwas aussagt, sondern nur von einer seiner Eigenschaften, von welcher es eine Bestimmung, ein Merkmal angibt, deren Art und Weise es bezeichnet. So ist das Beschaffenheitswort dem Begriff nach von dem Eigenschaftsworte (Adjectivum) und dem Zeitworte (Verbum) unterschieden, welche beide dem Selbständigen unmittelbar etwas beilegen. Alle Beschaffenheitswörter lassen sich umschreiben, indem man entweder vor das Nennwort: Art, Weise, oder vor das dem Zeitworte verwandte Nennwort das entsprechende Eigenschaftswort setzt. Er schreibt gut, ist soviel als: er schreibt auf eine gute Art oder Weise; er schreibt eine gute Schrift. Eben so: er geht schnell: er geht auf eine schnelle Art; er geht einen schnellen Gang. — Der Form nach steht das Beschaffenheitswort dem Eigenschaftswort in allen Sprachen am nächsten, ja viele unterscheiden es gar nicht davon. In der teutschen Sprache ist die unverbundne (absolute) Form des Eigenschaftswerts völlig das Beschaffenheitswort. Darum ist es aber ganz falsch, ein solches Eigenschaftswort, z. B. in dem Satze: der Mann ist gut — für ein Beschaffenheitswort zu halten, wie G. B. Funk (dessen Abhandlung von 1763 nun auch in s. Schriften. Berlin 1820. Bd. I. S. 155 — 336. steht) und Adelung, welche Kolbe (Wortreichthum 2 A. Bd. I. S. 361.) widerlegt hat. Auch kann die Falschheit ihrer Behauptung wenn man fremde Sprachen nicht zu Hilfe nehmen will, aus der teutschen selbst bewiesen werden, nämlich durch die von Eigenschaftswörtern vermittelst der Silbe lich abgeleiteten Beschaffenheitswörter. Niemand sagt: er ist weislich; wol aber: das ist weislich gesprochen; zum deutlichen Beweise, daß das Zeitwort seyn in solchen Sätzen bloßes Bindewort (Copula) des Selbständigen und Beigelegten, nicht aber ein Zeitwort in völliger Bedeutung, ein Beilegewort, ist, wie Funk will. — Die Sprachen, welche das Eigenschafts- und Beschaffenheitswort in der Form unterscheiden, leiten das letzte vom ersten her, indem sie

entweder nur die Endsilbe verändern, oder nach der Veränderung der Endsilbe oder des Endbuchstaben noch eine eigne Ableitungssilbe anhängen. Die lateinische Sprache bedienet sich beider Arten; sie bildet aus den Adjektivendungen us und er, die Adverbialendungen e und o; oder hängt auch Silben an, ter, selten tim. Die Griechen haben die erste Art, sie machen aus ος, ως. Italiäner und Franzosen haben die beständigen Ableitungssilben mente und ment, wodurch aber die Sprache etwas eintönig wird und diese Wörter, die doch immer nur Nebenwörter sind, durch Klang und Umfang etwas zu bedeutend werden. —

Wo es der Begriff erlaubt, sind die Beschaffenheitswie die Eigenschaftswörter der Steigerung fähig, und die beiden Vergleichungsstufen derselben unterscheiden sich auf ähnliche Art, wie die Grundwörter in der griechischen und lateinischen Sprache; nur daß die letzte für den Komparativ das Neutrum des Adjektivs gebraucht, welches die Griechen überhaupt oft zum Adverbium nehmen. Die Teutschen haben für die erste Vergleichungsstufe beider, dasselbe Wort; für die höchste Staffel aber einen eigenen elliptischen Ausdruck: am ....sten, wenn sie dieselbe nicht blos auf st endigen. Aus dem Gebrauch der ersten Form will eben Funk seinen Satz beweisen; aber man sollte eigentlich nicht sagen: der Schüler ist am klügsten, sondern: der klügste. — Auf andre Wörter haben die Beschaffenheitswörter keinen Einfluß, sie gehören nicht zu den regirenden; beziehet sich der Begriff des Beschaffenheitsworts auf einen Gegenstand, so wird es mit demselben in der Regel durch ein Verhältnißwort verbunden, z. B. er hat treu gegen sein Vaterland gehandelt. Wo dieses fehlt, ist es das Eigenschaftswort, z. B.: treu seinem Vaterlande verschmähete er u. s. w. (*de Marées.*)

BESCHAULICHKEIT. Man hat längst bemerkt, daß der Ableitungslaut Be eine doppelte Beziehung, auf den Gegenstand und auf die Person, oder wie es Klopstock nennt, die Richtung hin und her, andeuten kann. Besorgt z. B. ist sowol die Person, welche Sorge hat, als auch der Gegenstand, auf welchen die Sorge ist gewandt worden. Dieser Doppelsinn von Be offenbart sich auch in Beschaulichkeit; denn man versteht darunter sowol die Beschaffenheit des Gegenstandes, der sich schauen läßt, — „die Schönheit, die, dem Geist allein beschaulich, aus dem Innern strahlte," sagt Wieland, — als auch den Zustand der Person, welche schauet. Ein beschauliches Leben führen, heißt nicht: so leben, daß man sich schauen läßt, — sondern so, daß man selber schauet. Es fragt sich nur, was hier unter dem Schauen begriffen werde? — Schauen ist Sehen. Aber nicht blos mit den leiblichen Augen, sondern auch mit den Augen des Geistes. Denn es gibt Dinge, welche, mit Wieland zu reden, dem Geist allein beschaulich sind; und, wer den Zusammenhang allgemeiner Wahrheiten durchschauet, der erkent denselben mit dem Verstande. Davon heißt ein beschauliches Leben ein solches, was mit Denken, was in Betrachtungen hingebracht wird. Es ist der Gegenstand von dem thätigen Leben, was in die Außenwelt hervortritt, und hier durch Handlungen sich offenbart. Im besondern Sinne führt derjenige ein beschauliches Leben, der, zurückgezogen von der Außenwelt, in Betrachtungen über Gott und göttliche Dinge seine Tage verlebt. Bei Gegenständen aus der andern Welt aber hat die Einbildungskraft freien Spielraum, und, wenn sie nicht durch eine kräftige und erleuchtete Vernunft gezügelt wird, oder schlaff und stumpf ist; so schweifet sie leicht hinüber in das Reich der Träume; das hier durch den Reiz des Überirdischen und Wunderbaren doppelt anziehend ist. Das geschiehet bei dem beschaulichen Leben um so mehr, da die Abgeschiedenheit von der Außenwelt die äußern Sinne, weil sie ihnen Nichts darbietet, einschlafen läßt; welche sonst, aufgeregt, und beschäftigt, gerade am mächtigsten dahin wirken, die Einbildungskraft zu zügeln und von Ausschweifungen zurück zu halten. Das beschauliche Leben führt daher sehr leicht zur Schwärmerei, und nur an den entgegengesetzten Gränzen der geistigen Vollkommenheit, — bei Größe oder bei Stumpfheit des Geistes, — ist in demselben Sicherheit davor. Gewöhnliche Geister werden fast unvermeidlich hingerissen, und man weiß, wie viele und wie abenteuerliche Mißgeburten der Schwärmerei aus dem einsiedlerischen beschaulichen Leben frommer oder frömmelnder Gemüther hervorgegangen sind. (*Maass.*)

BESCHBALDA, ein ½ Meile von Kasan im europ. Rußland an der Kasanka liegender Ort, wo Fahrzeuge auf dem schwarzen Meere gebaut, und Eichenholz für die St. Petersburgische Flotte zubereitet wird. Das Holz wird auf der Wolga, der Twerza und dem Wischnei-Wolozkischen Kanal abgeflößt, daher auch das Admiralitäts-Kollegium einen Rath und Schiffsbaumeister hieher schickt, welche die Geschäfte leiten. (*J. Ch. Petri.*)

BESCH-BARMAK, die fünf Gipfel der Priester oder Magier (Barmak) auch der fünf Fingerberg genant, nach Seemenof (in Müller's Samlung russ. Gesch. Th. VII. S. 411.) eine Landmarke der Schiffer auf dem kaspischen Meere, welche bei der Landschaft Schirwan vorbeifahren. Diese Felsklippe des Muschel-Kallsteingebirgs, das von hier bis Derbend hinauf den Abhang des Kaukasus ausmacht, (nicht wol von Granit, wie Reineggs meint) scheint ein gigantisches Conglomerat von Felskammern, Höhlen und Nischen zu seyn; ausgezeichnet durch einen Wallfahrtsort, durch Gräber und Inschriften verschiedener Sprachen, (Gäber bei Müller Th. IV. S. 115.) so wie durch eine Karawanserei am Fuße, wichtig wegen des Marktes von Schamachie. (Vgl. Schamachie und Schirwan.) (*Rommel.*)

BESCHEID, bedeutet im juristischen Sinne: 1) eine jede Bedingung, wie z. B. im Sachsenspiegel B. I. Art. 15. „wer dem andern sein fahrend gut leihet — mit gewissem Bescheid, oder einigem Bescheid." S. auch Lübsches Statut. B. II. Tit. 1. Art. 9. — 2) die Verfügung oder Anordnung eines Richters, in einer Rechtssache, welche er an eine ihm als Richter unterworfene Person richtet, (Decreta, Dekrete, Abschiede.) Solche Verfügungen sind nach ihrem Zwecke, ihrer Wirkung, und der Art ihrer Bekantmachung sehr verschieden.

I. Ihrem Zwecke nach, unterscheidet man solche, welche die Hauptsache selbst, oder einen Nebenpunkt entscheiden (sententiae vim definitivae habentes, s. interlocutoriae mixtae) von denen, welche nur die Leitung des Rechtsstreits selbst zu Folge haben (inter-

locutiones merae). Letztere erhalten, ihrem Inhalte nach, besondere Namen, als: Ladungen (citationes), communikative oder blos mittheilende, auch notificirende, oder benachrichtigende, Bescheide; und sind ihrer besondern Wirkung nach, entweder aretatorisch, d. h. wodurch eine gewisse Befolgung bald ohne Androhung eines Nachtheils im Nicht-Befolgungsfall (dilatorische Dekrete), bald unter einer solchen, ausdrücklich oder gesetzlich, eintretenden Androhung (peremtorische Dekrete), anbefohlen wird, oder monitorisch, d. h. wodurch die Partei nur erinnert wird, irgend eine Handlung vorzunehmen, je nachdem sie solches für gut finden sollte.

II. Ihrer Wirkung nach, unterscheidet man rechtskräftige Verfügungen (s. Rechtskraft) von nicht rechtskräftigen. Letztere haben in der Regel ganz und gar keine Wirkung. Den rechtskräftigen Verfügungen, oder solchen, die durch ein Rechtsmittel nicht angefochten worden, oder in der Instanz der Rechtsmittel, bestätigt sind, werden auch diejenigen gleichgesetzt, gegen welche Rechtsmittel zur Hand zu nehmen, überall nicht gestattet wird, wohin z. B. die interlocutiones merae gehören.

III. Ihrer Bekantmachung nach, unterscheidet man publicirte, d. h. den Parteien öffentlich vorgelesene, und insinuirte, d. h. ihnen schriftlich durch einen Gerichtsdiener zugestellte Verfügungen. S. Publication, Insinuation. Die erstern werden gewöhnlich auch Urtheile (Sententiae in sensu stricto) genant.

Eine besondere Art von Bescheiden sind noch diejenigen, welche man gemeine Bescheide (decreta communia) zu nennen pflegt. Es sind dieses nämlich allgemeine Anordnungen der Obergerichte, welche zum Zweck haben, den Geschäftsgang bei denselben zu bestimmen und zu erläutern, und die Disciplin der Subalternen, so wie auch der Procuratoren und Advokaten aufrecht zu erhalten. Bei den Untergerichten kommen sie seltner vor. (*Spangenberg.*)

BESCHEIDEN ist, wer alle seine Ansprüche gehörig mäßigt, insonderheit, sofern dies daraus entspringt, daß er von übermäßiger Selbstschätzung frei ist. Ein solcher verlangt und fodert nichts, was ihm nicht beschieden — zugetheilt ist, nach Recht und Billigkeit ihm zukomt. Er bescheidet gleichsam sich selbst, auf ähnliche Art, wie der Richter die Parteien bescheidet, oder ihnen Bescheide gibt, indem er ihnen durch seinen Ausspruch das Gebürende zutheilt. Unbescheiden ist es also z. B., wenn ein junger Mensch in Gesellschaft mit ältern, achtungswürdigen Personen beständig sich vordrängt, nur sich und seine Meinungen geltend zu machen sucht, und wol gar gelehrte und erfahrne Männer in einem dreisten, entscheidenden Tone zu meistern sich heraus nimt. Denn das sind Ansprüche, die über die gehörigen Gränzen hinaus gehen, und wozu er also nicht befugt ist. Übermäßige Selbstschätzung blendet ihn, daß er dies nicht inne wird. Oder, wenn Jemand für seine Waren einen übermäßigen Preis, für einen Dienst eine übermäßige Belohnung fodert, so ist das eine unbescheidene Foderung.

Man pflegt die Bescheidenheit wol die Krone der Tugenden zu nennen, und sie also als einen Schmuck zu betrachten, durch welchen alle übrigen Tugenden erst anziehend und liebenswürdig werden. Ich begehre nicht, diesen Ruhm der Bescheidenheit zu schmälern. Aber, ob sie ihn nicht ursprünglich der Unbescheidenheit zu verdanken habe? das dürfte sich fragen lassen. Denn, warum mögen wir Unbescheidenheit bei Andern nicht leiden? ursprünglich darum nicht, weil es uns empfindlich ist, wenn Jemand durch zu Tage gelegte übermäßige Selbstschätzung über uns sich erheben will. Und warum ist uns das empfindlich? ursprünglich alle Mal darum, weil unsere, von sittlicher Gesinnung noch nicht durchdrungene und geadelte Selbstliebe, vermöge welcher wir uns selbst höher schätzen, als alle Andere, dadurch verletzt wird; also — weil wir unbescheiden sind. — So muß die Unbescheidenheit selbst daran arbeiten, sich einen Damm entgegen zu setzen. Denn die Unbescheidenheit in der eignen Brust empfiehlt und verherrlicht die Bescheidenheit. (*Maass.*)

BESCHEINIGUNG (Demonstration) wird im juristischen Sinne der förmlichen Erweisung einer Thatsache entgegengesetzt, und findet vorzüglich in den Fällen Statt, wo es nicht auf die Sache selbst, sondern nur auf die Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes derselben ankomt, um interimistische Maßregeln eintreten zu lassen. So z. B. bedarf es bei der Erhaltung in dem jüngsten Besitz nur einer Bescheinigung des jüngsten Besitzstandes, keinesweges eines vollständigen und förmlichen Beweises desselben. (S. Beweis.) Dem Sprachgebrauche nach, ist aber Bescheinigung oft gleichbedeutend, mit Beglaubigung, z. B. einer Unterschrift; ja bisweilen heißt sogar bescheinigen eben soviel als eingestehen, wie z. B. bei Quittungen oder Empfangsbescheinigungen. (*Spangenberg.*)

BESCHETZK, (unter dem 51° 30′ der Br. und dem 54° 30′ der L.) eine hübsche Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Twer, 16 M. von Twer, 40 M. von Moskau, an der Molega, in einer ebenen, niedrigen, mit Anhöhen umgebenen Gegend, welche eine gesunde Luft, aber schlechtes Wasser hat, mit 470 Wohnhäusern in 5 Quartieren, wozu noch ein sechstes für die Invaliden mit 73 Häusern komt, 13 Kirchen, 2 Klöstern, 155 Buden, einer Kreisschule und 4260 Einw., welche Kram- und Produktenhandel treiben und allerband eiserne Werkzeuge verfertigen. In der Stadt sieht man noch die Trümmer einer alten verfallenen Festung, welche von der Molega und einem tiefen Graben umgeben war. Es wird hier jährlich ein Jahrmarkt von 5 Tagen gehalten. Der Erbauer der Stadt ist nicht bekant; sie gehörte aber schon seit alten Zeiten zum Nowgoroder Freistate, bis auf die Regirung Iwan Wasiljewitsch. Sie ist mehrmals belagert und erobert worden, besonders von den Litthauern 1245 und unter den falschen Dimitriern. Der Kreis hat eine gesunde Luft, fruchtbaren Boden, und, bis auf einige Gegenden, gutes Wasser. Die Getreidearten sind Roggen, Hafer, Gerste, Weitzen, Hanf, Flachs, Erbsen, Buchweitzen. An Heu und Holz ist kein Überfluß. In dem Kreise ist auch eine Leinwand-Fabrik, eine Glashütte, eine Vitriol- und Salpetersiederei; ferner einige Brantweinbrennereien, eine Sägemühle und mehre Wasser- und Windmühlen*). (*J. Ch. Petri.*)

*) Vergl. Prosstrankoje Semleopissanie Rossiiskago Gossu-

BESCHICKUNG nent man alle, zum Verschmelzen gehörig vorbereitete, unter sich und mit ihren Zuschlägen gemengte, metallische Fossilien, welche hüttenmännisch verarbeitet werden sollen. Das Folgende bezieht sich indeß besonders auf Beschickungen für Eisenschmelzöfen. Die Eisensteine, oder Eisenerze, aus denen die Beschickung für dergleichen Öfen zusammengesetzt wird, werden von der Natur dargeboten, und es komt in einzelen Fällen nur darauf an, das Vorhandene so gut als möglich zu benutzen, und sehr selten dürfte ein Eisenhüttenwerk in der Lage seyn, sich seine Beschickung ganz nach Wunsch wählen zu können. Es können daher auch keine ganz speciellen Regeln für die Zusammensetzung der Beschickungen angegeben, sondern nur allgemeine Grundsätze aufgestellt werden, welche den Hüttenmann bei der Wahl der Beschickung leiten müssen.

Die Beschickung soll geschmolzen werden, Schmelzbarkeit ist daher das erste Erfoderniß derselben, und diese hänat von dem Verhältniß der erdigen Bestandtheile der Beschickung ab. Die Grade der Schmelzbarkeit verschiedener Erdengemenge, nach den quantitativen Verhältnissen derselben, sind durch die Versuche mehrer Naturforscher ausgemittelt, worüber man in den die Hüttenkunde speciell behandelnden, und einigen andern Schriften weitere Auskunft findet. Es komt aber nicht allein darauf an, die Beschickung zu schmelzen, man will auch die Reduction des Eisens befördern, und die der Erdbasen hindern. Man erreicht dies, indem man der Beschickung einen solchen Grad der Flüssigkeit gibt, daß die vollständige Verglasung der erdigen Bestandtheile derselben, bei einem Temperatur-Grade Statt findet, wo die Reduction des Eisens schon angefangen hat, die der Erde aber noch nicht Statt findet. Man muß sich indeß die hiedurch bewirkte Trennung der Erden und Metalle nicht ganz vollständig denken, sie bleibt nur ein Ziel, dem man sich zu nähern sucht, und man wird immer Metalloxyde in der Schlacke, und Erdbasen in der Metallmasse finden.

Eine zu leichtflüssige Beschickung hat den Nachtheil, daß die verglasende Schmelzung früher anfängt, als die Reduction des Eisens, wobei mehr Eisenoxyd in die Schlacke geführt wird, was selbst bei Überfluß an Kohle nicht verhindert wird, da Schlacke gleichzeitig Metalloxyde und Kohlenstoff enthalten kann. Außerdem durchsiedet eine Beschickung den Schacht des Ofens um so schneller, je leichtflüssiger sie ist, und läßt daher bei einem hohen Grade von Leichtflüssigkeit dem Eisen nicht Zeit genug, um so viel Kohlenstoff aufzunehmen, als zur Darstellung von grauem Roheisen erfodert wird (m. vgl. Eisen, verschiedene Zustände desselben), und gibt daher zum Entstehen von weißem Roheisen leicht Gelegenheit, was in einzelen Fällen war willkommen seyn kann, in andern aber auch zu vermeiden ist. Eine zu strengflüssige Beschickung schützt das Eisen zu lange vor der reducirenden Wirkung der Kohlen, und gibt daher ebenfalls zur Entstehung von weißem Roheisen Veranlassung, wobei aber auch zugleich Erdbasen in die Metallmasse und Eisenoxyd in die Schlacke übergeben. Hieraus ergibt sich nun, worauf man, bei der Wahl einer Beschickung, in Ansehung der Schmelzbarkeit derselben, zu sehen habe; ist es möglich, den erlangten Grad der Schmelzbarkeit, blos durch Zusammensetzung mehrer Arten von Eisensteinen zu erreichen, so wird es sehr erwünscht seyn; findet dies aber nicht Statt, so muß man zu unhaltigen Zuschlägen seine Zuflucht nehmen, wodurch aber freilich ohne Nutzen für das Eisen-Ausbringen, die Schmelzmasse vermehrt wird.

Außer der Schmelzbarkeit der Beschickung, hat man den Metallgehalt derselben zu berücksichtigen. Es ist leicht einzusehen, daß eine zu arme Beschickung die Kosten der Zugutmachung nicht vergüte, und desbalb nicht verarbeitet werden könne, aber auch eine zu reichhaltige Beschickung ist wegen ihres nachtheiligen Einflusses auf den Schmelzgang (worüber der Artikel: Eisen-Schmelzprozess zu vergleichen ist) zu vermeiden, und darauf zu sehen, daß das Verhältniß der Eisen- und Schlackenmasse immer zwischen gewissen, sich jedoch nicht sehr nahe liegenden Gränzen falle.

Endlich hat man bei der Wahl der Beschickung noch den Einfluß der einzelen Eisensteine auf die Qualität der erfolgenden Produkte zu erwägen, wobei man auf die verschiedene Bestimmung dieser Produkte Rücksicht nehmen muß. Die in dieser Hinsicht vorhandenen sichern Erfahrungen sind indeß noch ziemlich unvollständig, und beschränken sich auf Folgendes: Nicht immer ist ein ganz reines Eisen das tauglichste, und zu vielen Zwecken ist es zu weich; außerdem ist es nur äußerst selten erreichbar. Der willkommenste Begleiter des Eisens ist das Mangan, oder der Braunstein. Dasselbe beeinträchtigt die guten Eigenschaften des reinen Stabeisens fast gar nicht, ertheilt ihm dagegen manche, in vielen Fällen sehr willkommene, besonders etwas größere Härte, als das reine Eisen, wodurch es der Abnutzung besser widersteht. Zu Darstellung eines guten Schmelzstahls ist ein gewisser Mangangehalt der Eisensteine ein nothwendiges Erfoderniß, und endlich ist dasselbe ein sehr gutes Verbesserungsmittel vieler Fehler, welche häufig beim Eisen vorkommen, wenn sie nicht in zu hohem Grade vorhanden sind, namentlich des Roth-, Kalt- und Faulbruches, besonders des letztern. Nur für Gießereien sind manganhaltige Eisensteine nicht geeignet, weil sie ein hartes weißes Roheisen (das indeß eben so viel Kohlenstoff enthalten kann, als das dunkelste graue, weshalb der Art. Eisen, verschiedene Zustände desselben, zu vergleichen ist) geben, das nur für einzele Gegenstände, z. B. Amboße, tauglich ist. Die übrigen Metalle scheinen dem Eisen schädlich zu seyn, besonders weiß man dies vom Arsenik und Chrom. Auch die Erdbasen geben dem Eisen unwillkommene Eigenschaften, Silicium macht dasselbe, sowol als Roheisen, wie als Stabeisen, spröde, Calcium ertheilt demselben den Faulbruch, der sich indeß erst beim Stabeisen äußert, und Barium scheint im hohen Grade, und auf sehr mannigfaltige Weise nachtheilig zu wirken. Schwefel endlich ertheilt dem Eisen den Rothbruch, und Phosphor den Kaltbruch, doch können beide Eigenschaften, und ihnen ähnliche auch andere Ursachen haben. Beide Mängel äußern sich übrigens vorzüglich erst bei Stabeisen, und nur wo sie im hohen Grade vorhanden sind, machen sie das Roheisen spröde.

---

darstwo, ausführliche Erdbeschreibung des russ. Reichs. St. Petersburg 1787. *Machnowitz* Slovar geogr. Rossiisk. Gossudarst. Moskau 1801.

Hieraus lassen sich nun Regeln ableiten, welche man in einzelen Fällen bei der Wahl der Beschickung zu befolgen hat, und es verdient nur noch bemerkt zu werden, daß die Proben im kleinen Schmelzfeuer (m. s. Probiren), welche man sowol mit einzelen Eisensteinen, als mit vorläufig versuchsweise zusammengesetzten Beschickungen vornehmen muß, ein sehr gutes Anhalten zur Beurtheilung der Leicht- oder Strengflüssigkeit des Metallgehalts, und selbst mehrer andrer Eigenschaften geben, wobei indeß einige Erfahrung nöthig ist, um die Verschiedenheit des Erfolges im Probirfeuer, und im Großen, im Voraus zu beurtheilen. (*Ant. Müller.*)

BESCHIK oder auch Beschikler, d. i. die Wiege oder die Wiegen, ein Ort im Sandschak von Salonik, gegenüber von Basargahi-dschedid am Ufer eines Sees. Über das am Ufer dieses Sees gelegene, in vielen Krankheiten nützliche warme Bad ist eine steinerne Kuppel gebauet. Das Wasser ist so heiß, daß es Eier kocht, der Geruch schwefelich. (Hadschi Chalfas Rumeli.) (*v. Hammer.*)

BESCHIKTASCH, ein Flecken auf der europäischen Seite des Bosphorus, 1 St. oberhalb Konstantinopel, der Sommersitz des Sultans. Es ist auf der Stelle des alten Jasonium gebaut, wo der Lorbeerhain und der Altar des Apollo stand, und Jason gelandet haben soll. Der erste Sommerpalast wurde hier im J. der H. 1090 (1679) unter Sultan Mahommed IV. mit dem Auswande von drittehalb hundert Beuteln Piastern erbauet. Ungemein erweitert und verschönert wurde derselbe unter der Regirung Sultan Mahmud I. im J. d. H. 1160 (1747). Endlich wurde hier unter der Regirung Sultan Selims des III. ein neuer Palast für eine seiner Schwestern erbauet. Der ganze Palast des Sultans, vor ein Paar Jahren vom Feuer verzehrt, erhebt sich nun mit neuem Glanze aus seinem Schutte. Zu Beschiktasch ist eine schöne Moschee mit der Grabstätte, dem Kloster und der Schule Jajah Efendis, eines unter der Regirung Sultan Selims II. im Geruche der Heiligkeit verstorbenen frommen und gastfreien Mannes, dessen Grab als Wallfahrtsort häufig von Konstantinopel aus besucht wird. (Raschid I. S. 90., Isi S. 122, 164 und Betschewi.) (*v. Hammer.*)

Beschilbai, s. Abasa Th. I. S. 36.

BESCHITZI (Elias), aus Adrianopel, ein Karäer, lebte in Konstantinopel, daher er Beschitzi (aus Byzanz) genant wurde. Er starb 1490. Er ist Verfasser eines sehr wichtigen Werkes, das bei den Karaiten in dem größten Ansehen steht: אדרת אליהו, es erläutert alle Ritus, Gebete und gesetzlichen Constitutionen seiner Secte, und steht bei ihr in so hohem Werthe, daß sein Inhalt als Regel gilt und die Grundlage aller ihrer Entscheidungen macht*). Der Verf. starb, ehe das Werk noch vollendet war. Sein Schüler, R. Caleb Afendopolo, trug das Fehlende nach und vollendete es im J. 5257 (Chr. 1497). Es erschien davon nur eine Ausgabe, Konstantinopel im J. XI. des Kais. Soliman (Chr. 1531), welche äußerst selten ist (wie überhaupt alle gedruckte und handschriftl. Werke der Karaiten), so, daß selbst, wie Peringer bemerkt, die Karaiten in Litthauen nur ein Exemplar haben**). Die Leidener Bibliothek und de Rossi (Cod. 772.) besitzen eine Logik von einem R. Elias, dem Philosophen, verfaßt. Wolf vermuthet, daß dieser Elias eben dieser Beschitzi sey, weil dieser Leidener Codex lauter Schriften von Karaiten verfaßt, enthalte. De Rossi, der in dem Werkchen selbst nichts fand, was dieser Vermuthung widersprechen könnte, findet sie nicht ganz grundlos.

Beschitzi (Moses Ben Elias), ein Karaite und Urenkel des Vorhergehenden, ein talentvoller scharfsinniger Gelehrter. Schon in seinem 16. Jahre ward er mehrer Sprachen kundig und fing seine Autorschaft an. In der Folge unternahm er eine Reise nach Palästina, Assyrien und Chaldäa, um alles zu sammeln, was die Lehre der Karaiten begründen und befestigen könte und um sonstige Merkwürdigkeiten aufzuzeichnen; aber schon im J. 5332 (Chr. 1572) übereilte ihn der Tod in einem Alter von 18 Jahren. Nach Mardochai soll er 245 Schriften ausgearbeitet haben, welche aber alle bis auf 6 bei einer in Konstantinopel ausgebrochenen Feuersbrunst verloren gegangen. Sein Hauptwerk hat den Titel מטה אלהים, welches von den verbotenen Graden der Blutsverwandtschaft handelt und wovon das in der Leidener Bibliothek sich befindende Mscrpt., welches den Titel ס' התורות hat, nicht verschieden ist. Mardochai gibt aus einem gegen das Ende zu nicht ganz vollständigen Mscrpt. dieses Werkes einen weitläufigen Auszug***), aus welchem sich ergibt, daß B. gegen die Rabbaniten geschrieben und zugleich über die Art und Weise das Gesetz zu erklären, sich verbreitet habe. In dem gedachten Leidener Codex befindet sich auch noch eine andere Abhandlung dieses Verf. auf 30 Fol., welche von den verschiedenen Zeremonialinstituten der Juden handelt, den Schluß derselben macht ein Gedicht, aus welchem Wolf folgern möchte, die Abhandlung habe den Titel gehabt זבח פסח. (*Hartmann.*)

BESCHLAG (natürlicher), efflorescentia, ist das, womit sich gewisse Körper oberflächlich von selbst überziehen, oder was aus ihnen auswittert, entweder in Form eines Staubes, tauben Mehles, Moders ꝛc., oder einer faserigen Substanz, wie zuweilen beim Kalk, Vitriol, Salpeter, Bittersalze ꝛc. Dies Beschlagen hat bei manchen Körpern in sofern Statt, als sie entweder aus ihrer Mischung gesetzt, wie die Kobalterze und meisten Eisenkiese, die verwesenden oder modernden organischen Gebilde, oder sofern sie ausgetrocknet werden, wie die Kry-

*) Vgl. *Mardochäus* Notitia Caraeor. S. 63. 148.

**) Das welches de Rossi in den Annal. hebr. typogr. ab anno MDI ad MDXL p. 34. anführte, gehörte dem R. Saraval aus Mantua. Ein Exemplar findet sich auch in der Leidener Bibliothek. Ein am Anfang und am Ende verstümmeltes Mscrpt. dieses Werks benutzte R. Ludwerth, von welchem es J. Selden erhielt, der es ebenfalls fleißig benutzt, die Zahl der סדרים und den Titel aber nicht ganz vollständig angegeben hat. Andere neuere Schriftsteller citiren dieses Werk unter andern Titeln, welche aber wahrscheinlich blos von Aufschriften der סדרים hergenommen sind, ob es sonst auch gleich den Juden nicht ganz ungewöhnlich ist, demselben Werke mehre Titel zu geben. Wenn einer dieser Titel wirklich echt seyn sollte: so ist es noch am ersten der, nach welchem es ס' המצוות überschrieben ist.

***) S. *Wolf* Notitia Caraeor. p. 95 — 126.

stalle des Natrons, Alauns, Glaubersalzes, der Eisen- und Kupfervitriole, u. a. Salze. (*Th. Schreger.*)

Beschlag (chemischer), Lorica, heißt der innere Überzug chemischer Öfen, und der äußere von Kolben, Retorten und andern chem. Geräthschaften, der jene zu schlechten Wärmeleitern machen, und diese gegen die unmittelbare Einwirkung des Feuers schützen soll. Es gibt mehre Zusammensetzungen desselben. Statt des gewöhnlichen Ofenbeschlags aus Ziegelsteinmehl und Mauerlehm, oder aus diesem nebst frischem Pferdedung und an der Luft zerfallenem Kalk ꝛc., kann z. B. ein Gemenge aus 2 Theilen Thon und 1 Kohlenstaub, mit Wasser zu einem dünnen Brei gemacht, dienen, welches auf die Innenfläche des Ofens aufgetragen, und, bald trocken, mit einem hölzernen Hammer zusammengeschlagen wird. So trägt man noch eine, oder mehre dergleichen Lagen auf, bis der Ofen fast die gehörige Dicke hat, und zuletzt noch einige Mal einen Überzug aus 2 Thon und 1 weißen Sand auf die nämliche Art. Dieser Beschlag springt nicht leicht ab, und läßt wenig Hitze durch. — Zum Beschlag chemischer Gefäße, die im freien Feuer stehen, oder einen sehr hohen Hitzgrad aushalten sollen, namentlich für Glasretorten ꝛc., braucht man gewöhnlich reinen Mauerlehm mit Sand und etwas Kälberhaar, oder ein mit Wasser angefeuchtetes Gemenge ausgeschlemmter Kreide und $\frac{1}{10}$ Thon, oder gleiche Theile reinen, in einer gesättigten Kochsalzauflösung geschmeidig gemachten Thons und grob gepulverter Porzellanscherben ꝛc.; für Kolben einen Beschlag aus gleich viel Kochsalz, Hammerschlag und Ziegelmehl, mit Gerstenspreu, Kalbshaare und Ochsenblut zum dünnen Teig gemacht, oder 4 gepulverten Thons, 1 Hammerschlags, $\frac{1}{4}$ Mennige, eben so viel gebackenes Kalbshaar und 2 Roggenmehl mit Tischlerleimwasser dünn eingeteigt, oder man überstreicht sie auswendig mit einem dünnen Brei von weißem Bolus oder Pfeifenthon, den man feucht noch, überall mit Sand bestäubt und dann trocknet, binnen $\frac{1}{4}$ Stunde ist der Beschlag trocken und haftet gut. (S. auch Kitte, Klebwerk.) (*Th. Schreger.*)

Beschlag (der), Weidmännischer Kunstausdr., durch welchen der Vollzug der Begattung, in Rücksicht des zur hohen und Mittel-Jagd zu rechnenden Haarwildes — mit Ausschluß der dahin gehörigen Raubthiere — bezeichnet wird. In eben dem Sinne wird auch das Zeitwort beschlagen gebraucht. (*a. d. Winckell.*)

Beschlag der Thierhufe, s. Hufbeschlag.

Beschlagen in der Forststunde, s. Holzbereitung.

Beschleunigung, s. Bewegung.

BESCHLUSS, nent man in juristischer Hinsicht, die Verfügung einer administrativen Regiminalbehörde; im Gegensatze des Spruchs, Bescheids, Urtheils einer gerichtlichen. Übrigens wird auch der Beschluß (Arrêté) eben so durch Stimmenmehrheit hervorgebracht, wie ein Spruch oder Urtheil. (*Spangenberg.*)

BESCHNEIDUNG (מִילָה, περιτομή, circumcisio), ein Gebrauch verschiedener Völker des Alterthums, besonders aber ein religiöser Ritus der Juden und Mohammedaner, besteht in der Wegnahme der Haut, welche die Eichel des männlichen Gliedes bedeckt und gewöhnlich Vorhaut (עָרְלָה, ἀκροβυστία, praeputium) genannt wird. Die Operation geschieht mit einem scharfen Messer, welches nach einer sehr verbreiteten Deutung von einigen Stellen des A. T. (2 Mos. 4, 25. Jos. 5, 2. 3.), worin schon die LXX voranging, in den ältesten Zeiten aus Stein gewesen seyn soll [1]), wie sich die Ägypter beim Einbalsamiren [2]), die Galli bei ihrer Entmannung [3]) und Alnajah, ein äthiopisches Volk bei der Beschneidung [4]) solcher steinernen Messer bedienten. Als Grund führt man an, die durch solche Messer entstandene Wunde entzünde sich nicht so leicht und sey mit weniger Gefahr zu heilen. Es läßt sich dies aber wenigstens nicht aus jenen biblischen Stellen beweisen, welche auch eine andere Deutung zulassen [5]); außerdem hätten auch wol die Juden, welche nur zu gern bei dem ein Mal eingeführten Rituale stehen blieben, diese Sitte beibehalten, wenn sie durch das Alterthum für sie eine gewisse Heiligkeit erlangt gehabt hätte. Nach der Ansicht der spätern Juden komt auf die Materie, woraus das Messer besteht, nichts an [6]); jetzt ist es gewöhnlich aus Eisen. Verrichten durfte die Beschneidung jeder Israelit [7]), ursprünglich geschah sie vom Vater des Kindes (1 Mos. 17, 23.); bei den spätern Juden wurden eigene Beamte dazu gebraucht. Im Nothfalle war es selbst Weibern erlaubt, die Beschneidung zu verrichten [8]), obgleich einige Rabbinen dies leugnen wollen [9]). Der Beschneider heißt מוֹהֵל vom talmud. מָהַל verwandt mit dem althebräischen Worte בּוּל. Dieser Ritus geschieht bei den Juden gewöhnlich am achten Tage, wie es schon früher Sitte war (1 Mos. 21, 4.). In den ältern Zeiten hat man jedoch auf diesen Tag nicht genau gehalten (2 Mos. 4, 25. vgl. 2, 22.), ja während des Zuges durch die arabische Wüste war die Beschneidung ganz unterlassen (Jos. 5, 5 ff.). Späterhin aber blieb man bei diesem Tage (Luc. 1, 59; 2, 21.), selbst wenn es den Sabbath traf [10]), und die an andern Tagen geschehene Beschneidung hielt man fast für überflüssig [11]); der Talmud läßt jedoch einige Ausnahmen zu bis zum zwölften Tage, die freilich sehr ins Kleinliche fallen und davon abhängen, daß ein Knabe Abends vor oder nach dem Sabbath geboren, oder daß nach dem Sabbath noch ein Festtag fällt. Bei kränklichen Kindern wartet man bis zu ihrer völligen Genesung [12]). Bei dieser Weihe des Knaben zum Mitgliede des Volkes Gottes pflegte man ihm auch den Namen zu geben (Luc. 1, 59. 62. 63; 2, 21.), welche Gewohnheit die Juden daher ableiten, daß Abrahams Name zu der Zeit verändert sey, als ihm Gott diesen Ritus befohlen habe (1 Mos. 17, 4. vgl. 10 ff.). Dagegen ist zu bemerken, daß in jener Erzählung beides durchaus nicht

1) *Marklii* Dissertatt. S. 101. ff. *Iken* Thes. I. S. 497 ff. 2) *Herod.* II, 86. 3) *Plin.* H. N. XXXV, 46. ed. Bip. vgl. *Ovid.* Fast. IV, 238. 4) *Job. Ludolf* hist. Aethiop. L. III. c. 1, 21. 5) Gesenius hebr. Wörterbuch u. d. W. 6) *Jo. Buxtorf* synagog. Judaic. Basil. 1680. S. 91. ff. 7) *Joseph.* Antiquit. Judaic. XII, 5. 4. 8) 2 Mos. 4, 24. *Joseph.* Antiquit. Jud. a. a. O. 9) Avoda Sar. 27. 1. vgl. *Buxtorf.* synagog. Jud. S. 90. 10) *Epiphanius* advers haeres. L. I. S. 160. ed. Col. 1682. Tract. Schabbath Cap. 19. m. 1. 2. 11) *Origenes* contra Cels. L. V. 48. T. I. p. 614. c. ed. de la Rue. 12) Tract. Schabbath Cap. 19. m. 5.

mit einander in Verbindung gesetzt wird, ja nach 1 Mos. 21, 3; 25, 25. 26. werden ja dem Isaak und dessen Söhnen die Namen schon vor der Beschneidung gegeben; ähnlich ist es mit Mosis Sohne, dessen Name wenigstens früher erwähnt wird, als seine Beschneidung (2 Mos. 2, 22. vgl. 4, 24). Spencer[13]) ist daher der Meinung, diese Sitte sey von den Griechen und Römern zur Zeit der Maccabäer angenommen, bei welchen der dies lustricus auch nominalis war[14]), wogegen aber zu erinnern ist, daß die Juden gerade in jener Zeit gegen alles Heidnische den größten Abscheu hegten, mithin wol keinen solchen Gebrauch von auswärtigen, profanen Völkern entlehnten. Die Zeit demnach, wo das Namenertheilen zuerst mit der Beschneidung verbunden wurde und als Sitte aufkam, ist nicht historisch gewiß; wahrscheinlich aber ist dieser Gebrauch schon sehr alt.

Durch diese gottesdienstliche Handlung, die erste, welche mit dem Neugebornen geschah, wurde zunächst allen männlichen Israeliten, Nachkommen Abrahams (1 Mos. 17, 9 — 14; 3 Mos. 12, 3.), die Weihe zum Volke Gottes ertheilt. Außer ihnen aber mußten sich alle fremde Leibeigene (1 Mos. 17, 12. 13.), auch andere Fremde ihr unterwerfen, die in Palästina wohnten und am Passah Theil nehmen wollten (2 Mos. 12, 48). Die Proselyten des Thors (גֵּרֵי הַשַּׁעַר) jedoch blieben davon befreit[15]), wie sie überhaupt nicht zu dem Zeremonialgesetz verpflichtet waren. Seit der Zeit der Maccabäer aber suchten viele Juden, theils um in den Religionsverfolgungen des Antiochus Epiphanes nicht so leicht erkant zu werden (1 Macc. 1, 16.), theils aber auch aus Vorliebe für griechische Sitten[16]) die Beschneidung zu verdecken, und zogen mit einem chirurgischen Messer die Haut wieder über die Eichel, so daß man eine Vorhaut wahrzunehmen glaubte[17]). Von dem Worte ἐπισπᾶσθαι zurückziehen, hat die Sache den Namen ἐπισπασμὸς, und derjenige, welcher die Vorhaut durch Dehnen zu ersetzen suchte, den Namen ἐπισπαστικὸς erhalten; bei den Rabbinen hieß ein solcher מְמַשֵּׁךְ von מָשַׁךְ attrahere. Meistens geschah diese Attraction der Haut durch ein Instrument σπαστῆρ genant. Das Ausführliche darüber erzählt Celsus[18]). Dieser Vernichtung des nationalen Kennzeichens, welche dem echten Juden als etwas höchst Sündliches erscheinen mußte, suchte man vielleicht dadurch entgegen zu arbeiten, daß man nicht blos die Vorhaut abschnitt, sondern noch außerdem, was bei keinem andern Volke geschieht, mit den Nägeln das Häutchen unter der Vorhaut (פְּרִיעָה denudatio) zerriß. Zwar wollen die Juden diese Sitte aus Jos. 5, 2. ableiten, aber auf eine höchst gezwungene Weise[19]). Bei Erwachsenen ist die ganze Operation höchst schmerzlich und gefährlich; am dritten Tage erfolgt ein Wundfieber[20]) und der Beschnittene bleibt drei und mehre Wochen bettlägerig[21]).

Die bei den Juden jetzt üblichen Gebräuche bei der Beschneidung sind kürzlich folgende: Gewöhnlich geschieht sie in der Synagoge am Morgen nach dem Gebet der Männer in Gegenwart von wenigstens zehn Personen; es werden zwei Stühle gesetzt, dem Schranke gegenüber, in welchem die Gesetzrollen verwahrt sind. Der eine ist für den Zeugen oder Gevatter (בַּעַל הַבְּרִית) bestimt, der andere für den Elias, welcher aus einer rabbinischen Misdeutung von Mich. 3, 1. und mit Bezug auf 1 Kön. 19, 10. bei diesem Ritus gegenwärtig gedacht wird[22]). Knaben bringen auf den lauten Ruf eines der Anwesenden die zum Ritus gehörigen Werkzeuge, eine brennende Fackel, das Messer, Pulver zum Streuen auf die Wunde, ein Band, die Wunde zu verbinden, einen Becher Wein, eine Schüssel mit Öl und eine andere voll Sand, und stellen sich nahe an den Beschneider, welcher dem Gevatter gegenüber und neben dem Vater des Kindes stehend, mit lauter Stimme unter andern den Gesang 2 Mos. 15, 1 ff. singt. An der Thüre der Synagoge empfängt der Gevatter das Kind aus den Händen der Weiber, bringt es zur Versamlung und ruft: Gesegnet sey der da komt, welches die ganze Versamlung wiederholt. Dann legt jener das Kind auf seinen Schoß, der Beschneider aber wickelt es auf, dehnt die Vorhaut zwischen ein Instrument, welches einem Kamme ähnlich ist, aber nur Eine Spalte hat, oder nimt die Vorhaut auch blos zwischen die Finger, nöthigt durch Drücken die Eichel zum Zurückweichen, ergreift das Messer und ruft dann mit lauter Stimme: Gelobet seyst du Herr, unser Gott, der du uns geheiligt hast durch deine Gebote und hast uns die Beschneidung gegeben. Bei den letzten Worten schneidet er die Vorhaut weg, und wirft sie in das Gefäß mit Sand. Um das Blut etwas wegzuschaffen, nimt er einen Schluck Wein, bespritzt damit die Wunde, und wenn das Kind schwach wird, auch dessen Gesicht, und zerreißt dann mit seinen Nägeln das innere Häutchen unter der Vorhaut, saugt um Entzündung zu verhüten, drei Mal das Blut aus, und speiet es in das Gefäß mit Sand. Nun verbindet er das Kind mit Linnen in Öl getunkt und wickelt es wieder ein, wäscht Mund und Hände. Der Gevatter stellt sich mit dem Kinde ihm wieder gegenüber, und der Beschneider beschließt die Handlung mit einem Gebete, daß Gott das Kind am Leben

13) De legibus Hebraeor. ritual. L. I. cap. V. p. 63. 14) *Macrob.* Saturn. I, 16. *Sueton.* Ner. cap. 6. und die Erklärer zu *Pers.* Satyr. II, 31 ff. 15) *Joseph.* Antiquitt. Jud. XX. c. 2, 4. 16) *Joseph.* Antiquitt. Judaic. L. XII. cap. 5, 1. 17) *Epiphanius* de ponderib. et mensuris in Opp. ed. Col. 1682. T. II. pag. 172.; die Nachrichten der Rabbinen hat Buxtorf gesammelt im lexic. chald. et talmud. u. d. W. מְמַשֵּׁךְ; auch der Apostel Paulus erwähnt 1 Cor. 7, 18. dieser Operation. 18) De arte medica L. VII, c. 25.: in eo, qui circumcisus est, sub circulo glandis scalpello diducenda cutis ab interiore cole est. Non ita dolet, quia summo soluto deduci seorsum usque ad pubem manu potest: neque ideo sanguis p. fluit. Resoluta autem cutis rursus extenditur ultra glandem: tum multa frigida aqua fovetur, emplastrumque circa datur, quod valenter inflammationem reprimat. Ubi jam sine inflammatione est, deligari debet a pube usque ad circulum, super glandem autem imposito emplastro induci. Sic enim fit, ut inferior pars glutinetur, superior ita sanescat, ne inhaereat. Vgl. *Galenus* de methodo medendi L. XIV. cap. 16. und *M. Jerem. Lossius* de epispasm. Judaico. Jenae 1665. 4. Winer im bibl. Realwörterbuch I, S. 101.

19) Vgl. *Buxtorf* lex. Chald. et talmud. u. d. W. בְּרִיעָה. 20) 1 Mos. 34, 25. vgl. Arvieux merkw. Nachrichten III, 146. 21) *Chardin* Voyages en Perse. T. X. p. 76. ed. Amst. 22) Eisenmengers entdecktes Judenth. 1. Th. S. 685. ff.

erhalten wolle, und den Aeltern viele Freude gewähren möge[23]). Stirbt ein Knabe vor dem achten Tage, so beschneidet man ihn im Sarge über dem Grabe, damit er die Vorhaut nicht mit in das Grab bringe, und ihm solches zur Sünde gerechnet werde; ja damit er seine Aeltern einst kenne, wird ihm auch ein Namen beigelegt. Es stellen sich nämlich die zur Beschneidung gehörenden Personen um das Grab herum, der Gevatter sitzt auf einem Stuhle, die Beschneidung selbst geschieht, wie gewöhnlich, nur verrichtet sie dann meistens der Todtengräber, auch wol mit einem Feuersteine. Ehe das Messer weggelegt ist, wird der Segen gesprochen und dem Knaben der Name gegeben; dann geht die Beerdigung vor sich[24]).

Die ältern Dogmatiker haben die Beschneidung nicht ohne Grund mit der Taufe der Christen verglichen, und Michaelis Einwendungen dagegen[25]) reichen nicht aus, wie unter andern schon Ernesti[26]) dargethan hat. Beides sind nämlich Religionsgebräuche, dort zur Aufnahme in das Volk Gottes, hier unter die Bekenner von Christus; bei beiden wird durch äußere Reinheit die innere symbolisch dargestellt; beide werden betrachtet als Zeichen eines Bundes, welcher zwischen Gott und den Menschen abgeschlossen ist, und mithin beide auch als Zeichen der göttlichen Gnade angesehen, sofern der Mensch nur die eingegangenen Bedingungen erfüllt.

Gehen wir auf den Ursprung dieser Sitte zurück, so scheint aus den Relationen des A. T. (1 Mos. 17, 10 — 14.) zu folgen, daß sie schon von Abraham eingeführt sey; und man hat dieses allgemein als sichere Thatsache angenommen. Allein eine richtige und unbefangene Ansicht zeigt, daß dieses aus jener Urkunde nicht gewiß folge; obgleich es nicht unmöglich ist, daß schon der Stamvater selbst diesen Ritus einführte. Wir lesen nämlich diese Nachricht bei demselben Referenten, welcher den Sabbath bei der Schöpfung einsetzen, den Regenbogen nach der Sündfluth entstehen läßt, was doch wol Niemand als geschichtliche Facta nehmen kann. Es scheint daher auch hier blos poetische Idee, daß der heiligste Ritus der Nation schon von ihrem Stamvater herrühre und schon zwischen ihm und Gott das Bundeszeichen gewesen sey[27]). Dies wird noch wahrscheinlicher, wenn wir die andere Relation über den Bund Abrahams mit Gott (1 Mos. 15.) vergleichen, wo dieser unter ganz andern Symbolen abgeschlossen wird. Über die sonstige Einführung der Beschneidung bei den Israeliten fehlt es an geschichtlichen Nachrichten; vergleichen wir die übrigen Völker des Alterthums, so wird es höchst wahrscheinlich, daß die Hebräer diesen Ritus von den Ägyptern entlehnten, entweder nach und nach durch ihren langen Aufenthalt in Ägypten, oder durch Mose. Denn nach Herodot[28]), nach Diodorus Siculus[29]) und Strabo[30]) war bei den Ägyptern dieser Ritus zuerst gewöhnlich, und ging von ihnen zu andern Völkern, den Kolchiern, den Phönikiern, welche aber nach ihrer Verbindung mit den Griechen ihn unterließen, den Syrern in Palästina (d. i. den Hebräern) über; ob auch zu den Äthiopiern, läßt Herodot unentschieden. Dasselbe sagt Celsus beim Origenes[31]) und Julian beim Cyrillus[32]); Josephus aber[33]), welcher Herodot's Stelle berücksichtigt, widerlegt diese Behauptung nicht. Außer diesem Zeugnisse der Alten aber erhält jene Meinung, daß die Hebräer den Ritus von den Ägyptern erhielten, noch dadurch ein besonderes Gewicht, daß die Hebräer einen großen Theil ihrer Gebräuche und Einrichtungen von den Ägyptern entlehnten, und ihnen, wie die Geschichte lehrt, nie sehr abgeneigt gewesen sind. Nur darin irrt Herodot a. a. O., daß er sagt, die Syrer in Palästina (Hebräer) gestänben selbst den ägyptischen Ursprung jenes Gebrauches zu.

Es fragt sich aber, wie kam der Mensch überhaupt darauf, sich diesem schmerzhaften und selbst lebensgefährlichen Ritus zu unterwerfen? Die Alten und noch jetzt viele unkultivirte Völker suchten durch äußere, körperliche Zeichen ihre Verehrung gegen die Gottheit auszudrücken; besonders aber stand das männliche Glied, als Symbol der erzeugenden Kraft der Natur, bei den meisten Völkern des Orients in der größten Achtung. Daß dies auch bei den Ägyptern der Fall war, zeigen ihre Prozessionen mit dem Phallus[34]), welche in den Sculpturen an ihren Tempeln sehr häufig vorkommen. War es nun ganz natürlich, zu glauben, daß nur der Reine sich der Gottheit nahen dürfe, und daß nur ein solcher ihr angenehm sey, so lag ja auch der Gedanke sehr nahe, daß Reinheit des so heilig geachteten männlichen Gliedes ein besonderes Wohlgefallen Gottes gewähren müsse. Die Priester also, welche nach dem alten Volksglauben der Gottheit näher standen, befliffen sich einer besondern Reinlichkeit und entfernten die Vorhaut des männlichen Gliedes, damit sich unter derselben keine Unreinigkeit samle und sie zum Kultus untauglich mache[35]). Als etwas ganz Ausgezeichnetes galt es, wenn man beschnitten geboren (*λελοδορημος*) wurde; daher erzählen es die Ägypter von ihren Halbgöttern in ihren Sagen, und der Kynokephalos, welcher unbeschnitten geboren werden soll, galt ihnen daher für besonders heilig[36]). Aus demselben Grunde fabeln die Juden dies von Seth, Enoch, Noah, Sem, Tharah, Jakob, Joseph, Moses, Samuel, David, Jesaias und Jeremias. Auch Adam wurde beschnitten erschaffen[37]), ja nach andern[38]) gehörten auch

23) Vgl. *Buxtorf* Synag. Judaic. p. 92 — 110. und andre von Bauer in der Beschreibung der gottesdienstlichen Verfassung der alten Hebräer 1. Bd. S. 76. angeführte Schriften. 24) Rabbi Bechai in seiner Erklärung des Pentateuchs. Venedig 1546. Fol. 26 col. 1. vgl. Eisenmenger's entdecktes Judenthum 1. Th. pag. 678. 25) Compend. theolog. dogmat. Gott. 1762. § 183. pag. 277. 26) Vindiciae arbitrii divini in rel. constit. in dessen Opusculis pag. 249. ff. vgl. auch *Hofmann* de circumcisione V. T. sacramenti nomine non privanda. Altorf 1770. 4. 27) Vgl. den Art. Abraham Th. 1. S. 155; besonders aber de Wette's Beiträge zur Einleitung ins A. T. 2. Thl. S. 58—66.

28) Lib. II, 36. 104. 29) Lib. I. cap. 28. 30) Lib. XVII. 824. ed. *Casaub.* cap. II. §. 5. ed. *Siebenkees.* 31) Lib. V, 41. in Opp. ed. de la Rue. T. I. pag. 609. D. 32) Contra Julian. Lib. X. pag. 354. B. ed. *Spanhem.* 33) Contra Apionem II, 13. 34) *Herod.* II, 37. 35) *Herod.* II, 37. 36) *Jo. Pierii Valeriani* Hieroglyphic. Francof. ad M. 1678. pag. 72 vgl. *Horapollo* in den Hieroglyphic. ed. *Höschel*, welche den Hieroglyph. von Valerian angefügt sind, pag. 6. 37) Midrasch Tillim Fol. 10. col. 2. 38) Rabbi Nathan in den Avoth Fol. 2, col. 1. 2 vgl. Jalkut chadasch. Fol. 122. col. 1.

Melchisedek, Hiob, Bileam und Serubabel zu den beschnitten Gebornen. Die Moslemen geben ihnen darin nichts nach, und lassen auch Mohammed so geboren werden [39]), die moslemischen Perser dehnen dies auch auf Moses und Ali aus [40]). Den ägyptischen Priestern war dieser Ritus zur Pflicht gemacht, so auch jedem, der sich in gewisse Grade der Mysterien einweihen ließ, oder auch nur den Wissenschaften z. B. der Mathematik sich widmen wollte [41]), daher selbst Pythagoras sich dieser Operation unterworfen haben soll [42]). Für das übrige Volk scheint die Beschneidung nicht nothwendig gewesen zu seyn, doch mochten sich die meisten, weil sie dann für heiliger galten, ihr freiwillig unterwerfen, woher es bei Herodot a. a. O. und Andern ganz allgemein heißt: die Aegypter beschneiden sich. Auch sind fast alle Mumien beschnitten. Bei den Hebräern aber wurde die Beschneidung allgemeines Nationalzeichen; denn sie sollten als ein heilig Priestervolk betrachtet werden (2 Mos. 19, 6; 4 Mos. 16, 3.); alle Nichtbeschnittene galten ihnen daher für profan, und Unbeschnittener (עֲרֵל) wurde daher das stärkste Schimpfwort (1 Sam. 17, 14.), so wie es noch jetzt bei den Athiopiern der Fall ist [43]). Der ägyptische Ursprung aber dieser Sitte, welchen schon Marsham [44]) und, wie es scheint, auch Spencer [45]), Michaelis [46]), Bauer a. a. O. und Borheck [47]) vertheidigten, ist zwar einstimmig von den Kirchenvätern, ja auch unter den Neuern von vielen bestritten worden, besonders von Deyling [48]) und Herm. Witsius [49]), jedoch sind ihre Gründe, welche Spencer a. a. O. und Bauer [50]) einzeln aufgeführt haben, blos dogmatischer Art, so daß sie vor einer nüchternen Kritik als ganz unerheblich erscheinen. Viele durchschauten nicht den wahren Zusammenhang dieses Gebrauchs mit andern ähnlichen Reinigungen der Alten, und glaubten den Ursprung desselben im medizinischen Nutzen suchen zu müssen. Nach Philo nämlich [51]) ist die Beschneidung das beste Sicherungsmittel gegen die furchtbare Karbunkelkrankheit oder ἄνθρακες [52]), da sich in den heißen Ländern sehr leicht mehr Feuchtigkeiten unter der Eichel sammeln und einen brennenden Schmerz verursachen; auch meint er, mache sie bei vielen Individuen, deren Vorhaut zu lang oder zu enge sey, den Beischlaf erst möglich und befördere die Zeugungsfähigkeit. Hierin sind ihm viele Neuere beigetreten [53]). Man hat dies auch als Grund angegeben, weshalb Abraham die Beschneidung eingeführt habe, und leitet die nicht lange nachher erfolgte Fruchtbarkeit der Sara davon ab [54]). So wenig jener Nutzen in einzelen Fällen zu leugnen ist, so wäre doch der Schluß zu voreilig und unrichtig, daß der Vortheil, welchen die Beschneidung bei einer abnormen Bildung der Vorhaut hat, die Menge bewogen habe, sich auch dieser schmerzlichen Operation zu unterwerfen. Übrigens sind fast alle Völker, bei denen dieser Gebrauch angenommen ist, so unsauber, daß man ihnen diese Verstümmelung ihres Körpers aus bloßer Sorgfalt für Reinlichkeit nicht zutrauen kann. Daß aber auch in den heißen Gegenden die Beschneidung zur Erhaltung der Gesundheit nicht nothwendig sey, zeigt das Beispiel der Parsis oder der Guebern, der Inder, vieler Kaffern in Afrika, welche sich ihr nicht unterziehen, und sich eben so wohl befinden, als die Beschnittenen in gleich heißen Gegenden.

Man hat jene Ansicht zu erhärten gesucht dadurch, daß man sich auf die Beschneidung der Mädchen berief, welche doch offenbar einen medizinischen Zweck habe. Es findet sich diese bei den alten und heutigen Arabern [55]), bei den Kopten oder heutigen Ägyptern [56]), ja vielleicht schon bei den alten Ägyptern [57]), ferner bei den Äthiopiern [58]), in einigen Gegenden Persiens [59]), bei den Negern in Bambuc [60]); ja das Volk Panos in der Provinz Maynas, beschneidet nur die Mädchen [61]). Es besteht aber diese Beschneidung durchaus nicht, wie behauptet worden, in einem Einschnitte der nympha puellaris, noch in einer Verstümmelung der Clitoris, sondern in dem Abschneiden der zu langen Vorhaut der Clitoris, daher sie auch nicht bei allen Mädchen angewandt wird. Diese Operation heißt bei den Arabern بَظْر battar, auch خَفْض chaphadh, wie خِتَن chatan von der Beschneidung der Knaben gebraucht wird; die Frau, welche die Beschneidung verrichtet, wird مُبَظِّرَة mobatterat, und das was abgeschnitten wird, بُظْر bätr genant, welches Golius unter dem Worte erklärt: res oblongior,

39) *Abulfed.* vita Muhammedis pag. 3. ed. Gagnier. 40) *Chardin* Voyages en Perse. X. p. 75. ed. Amsterd. 41) *Origenes* in dem Comment. zu Röm. 2, 13. in dessen Opp. T. IV. S. 496. ed. de la Rue. 42) *Clemens Alexandrin.* Stromat. Lib. I. pag. 354. ed. Potter, und *Theodoret.* de curandis Graecorum affectionibus pag. 6. ed. Sylburg. 43) *Ludolf* commentar. in histor. Aethiopic. pag. 274. 44) Canon. chron. Saec. V. pag. 73. sqq. 45) De legib. Hebraeorum ritualib. L. I. c. 5. sect. 4. pag. 55. sqq. 46) Mosaisch. Recht IV. Th. §. 185. S. 22. 47) Ist die Beschneidung ursprünglich hebräisch? und was veranlaßte Abraham zu ihrer Einführung? Eine historisch-exegetische Untersuchung. Duisb. u. Lemgo. 1793. 8. 48) Observatt. sacr. II, 88. sqq. 49) Aegyptiac. L. III cap. VI. 50) Beschreibung der gottesdienstl. Verf. der alten Hebräer Th. I. S. 36. ff.; daselbst findet sich auch die vollständige Literatur von allem, was für die ältere Meinung geschrieben ist. 51) De circumcisione in Opp. II, 210. ed. Mangey p. 625. ed. Calon. 1613. 52) *Iosephus* contra Apion. II, 13.; *Niebuhr* description de l'Arabie pag. 68. sqq. oder S. 77. teut. Ausgabe.

53) Thevenot's Reisebeschreib. I. S. 58. 54) Bauer a. a. O. S. 63. in der Anmerk.; vgl. andere dort angeführte Stellen 55) *Strabo* Geogr. L. XVII. c. II. §. 5. ed. Siebenkees; vgl. *Reland* de relig. muhammedan. pag. 75.; *Niebuhr* description de l'Arabie pag. 70. 56) Paulus Samlung morgenländ. Reisebeschr. III. S. 83.; Olivier's Reise in Ägypten, Syrien, Mesopotamien und Irak Arabi, teutsche Übers. von Bergk im Anhang S. 413.; Seetzen in den Fundgruben des Orients. I, S. 65. 57) *Ambrosius* de Abrah. Lib. II. c. 11. in Opp. T. I. p. 347. ed. Paris. 1686; vgl. *Galenus* de usu part. Lib. XV. in Opp. T. I. p. 531. F. ed. Basil. 58) *Ludolf* hist. Aethiop. L. III. cap. 1. 59) *Chardin* Voyages en Perse. T. X. p. 76. ed. Amst. 60) *Mungo Park* travels p. 180. vgl. Voyage au pays de Bambouc pag. 48. 61) Veigl's gründliche Nachrichten von der Landschaft Mannas in Südamerika in Murr's Samlung der Reisen einiger Missionarien von der Gesellschaft Jesu. Nürnberg 1785, S. 67.

carunculae similis, excrescens in pudendis feminae, quam in puellulis praecidere Arabes solent; der Theil endlich, an welchem die Beschneidung geschieht, heißt نوي nava. Ja es ist sogar beleidigend, wenn man ein Mädchen يا بَيْظَر, du Unbeschnittene! nennt[62]); auch haben die Araber noch eine Menge Worte, die sich auf jene Sitte beziehen. Jene Weiber aber, welche dieses Geschäft besorgen, ziehen in der Stadt umher, und rufen öffentlich aus: gibt es Mädchen zu beschneiden[63]? Gewöhnlich aber geschieht es bei den Mädchen erst nach dem 10. Jahre. Daß hiebei ein physischer Nutzen bezweckt werde, ist unleugbar; aber diese Sitte ist nicht allgemein und bei vielen Völkern der heißen Zone, wo nicht nur eben diese Abnormität sich findet, sondern auch die äußern Lefzen der weiblichen Scham von einer monströsen Länge sind, wird sie ohne Nachtheil unterlassen[64]). Sehr wahrscheinlich ist sie erst durch Nachahmung der eigentlichen Beschneidung entstanden.

Weit mehr empfiehlt sich Meiners Hypothese, welcher die Beschneidung für einen Ritus ansieht, wodurch man die Gottheit bei der Geburt der Kinder zu versöhnen suchte; auch führt er zahlreiche Beispiele an von ähnlichen Verstümmelungen, welche den Zweck hätten, bei glücklichen Begebenheiten den Neid der Gottheit zu entfernen, dagegen ihr Mitleid zu erregen und mithin sie den Ältern und dem Kinde geneigt zu erhalten[65]). Jedoch auch diese Analogie reicht nicht aus, sondern man muß auf die Grundidee der meisten orientalischen Religionen, Heiligkeit des männlichen Gliedes und auf das Streben zurückgehen, nach welchem man Reinheit des Herzens durch äußere Reinheit symbolisirte. Ganz falsch ist die Ansicht einiger Rabbinen, welche meinen, die Ursache dieser Sitte sey darin zu suchen, daß durch die Entfernung der Vorhaut das männliche Glied geschwächt, mithin der Geschlechtstrieb etwas verringert werde. Daß auch nicht, wie Einige geglaubt haben, die Selbstbefleckung dadurch unmöglich werde, erhellt aus den häufigen Klagen der Rabbinen über dieses Laster unter den Juden[66]).

Es ist uns nun noch übrig nachzuweisen, bei welchen Völkern die Beschneidung sonst Statt fand, und wo sie noch jetzt üblich ist. Außer den Juden und Ägyptern haben wir oben bereits die Kolchier und Äthiopier genant; auch die Phönikier sollen sie nach Herodot[67]) einst gehabt haben. Andere Nachbarvölker der Hebräer, als die Philistäer und Idumäer waren unbeschnitten; letztere wurden erst durch Johannes Hyrcanus (129 v. Chr.) gezwungen, diesen Ritus anzunehmen, also nationalisirte Juden zu werden, oder auszuwandern[68]). Auch die Araber hatten von Alters her diesen Gebrauch, und Mohammed bebielt ihn bei, ohne ihn jedoch den Moslemen zu gebieten. Bekantlich leitet ein großer Theil der Araber seinen Ursprung von Ismael, Abrahams Sohne von der Hagar, ab[69]); da aber dieser nach 1 Mos. 17, 25. im 13. Jahre beschnitten wurde, so verschiebt man bei den meisten Knaben diesen Gebrauch bis zu jenem Alter[70]); ja viele thun es noch später, andere aber schon im 7. Jahre[71]). Deshalb erhält das Kind schon lange vor der Beschneidung, gemeiniglich schon am Tage seiner Geburt einen Namen[72]), der aber bei der Beschneidung mit einem neuen verwechselt wird[73]). Durch den Islam ist diese Nationalsitte der Araber zu den Türken, Persern, Indiern gekommen. Bei den meisten ist sie ohne viele Zeremonien; die Vornehmen jedoch, namentlich die regirenden Häuser, zeigen dabei den größten Glanz. Die Beschneidung der Moslemen geschieht im väterlichen Hause, doch in Gegenwart des Imams, der Gebete für das Wohl des Kindes und der Angehörigen hersagt. Die Operation selbst geschieht durch Leute, die darin sehr geübt, meist öffentliche Barbierer sind[74]); übrigens ist weder Zeit noch Ort vorgeschrieben, sondern steht in eines jeden Willkür. Während der Operation lesen Mollas im Koran, doch ist ihnen freigelassen, an welcher Stelle. Das Namenertheilen geschieht entweder vor oder nach der Handlung[75]); der übrige Theil des Tages ist Vergnügungen gewidmet, damit die Neubeschnittenen den Schmerz vergessen sollen. Aus ähnlicher Absicht schmückt man sie prächtig, und stellt in den nächstfolgenden Tagen Freudenfeste an. — Außerdem haben die Kaffern auf der südöstlichen Küste Afrika's auch diesen Gebrauch; sie entlehnten ihn vielleicht von den Habessiniern oder auch den benachbarten Moslemen[76]). Was nun die Beschneidung der habessinischen Christen betrift, so ist sie nur als eine alte, löbliche Sitte, aber keineswegs als nothwendig angesehen; auch geschieht sie ohne alle Zeremonien und Zeugen, von einem Weibe, gewöhnlich am 8. Tage nach der Geburt[77]). Sehr auffallend ist es, daß auch die entfernten Inselbewohner des stillen Oceans diesen Ritus haben[78]), ja daß er in Amerika nicht nur bei den Küstenbewohnern, sondern auch in vielen südlichen Gegenden dieses Erdtheils[79]) sich findet. Ob

62) Kamus ed. Calcutta T. I. p. 460.; bei Golius u. d. W. und Ludolf a. a. O. der äthiop. Gesch. heißt die Form بنظر, was mir aber falsch scheint, da jene Form des Kamus die Analogie für sich hat, z. B. صَبِيٌّ. 63) Seetzen in einem Briefe an v. Hammer in den Fundgruben des Orients. I, S. 65. 64) *Ludolf* hist. Aeth. a. a. O. 65) De circumcisionis origine et causis in den Commentatt. Soc. Gott. XIV. S. 207. ff. vgl. dessen krit. Gesch. der Religg. II, S. 473. ff. 66) Vgl. die Stellen bei Buxtorf im lex. chald. rabbinic. u. d. W. מוּהָל S. 112. ff. und Michaelis mosaisch. Recht. IV. S. 38. ff. 67) II, 104.

68) *Joseph.* Antiquitat. Lib. XIII, cap. 9. §. 1. 69) S. den Art. Arabien (in geschichtlicher Hinsicht) T. V. S. 39. 70) Lüdicke Nachrichten vom türkischen Reiche. S. 185. *Chardin* Voyages en Perse et autres lieux de l'Orient. T. X. pag. 75. ed. Amsterd. 71) Muradgea d'Ohsson allgem. Schilderung des othomann. Reichs. Th. I. S. 384.; teutsche Übers. von C. D. Beck. 72) Muradgea d'Ohsson a. a. O. S. 388. 73) *Chardin* Voyages X, 76. 74) Muradgea d'Ohsson a. a. O. S. 385. *Chardin* Voyages X, 75. 75) *Chardin* Voyages X, 76. 76) Über die verschiedenen Völker Afrika's, welche dieser Sitte folgen, vgl. *Meiners* de circumcisionis origin. pag. 209. not. i. 77) *Ludolf* hist. Aethiop. L. III. c. 1. 30. sqq.; vgl. Paulus Samml. morgenländ. Reisebeschr. Th. III. S. 83. 78) Forster's Beobachtungen S. 482. Cook's letzte Reise I, S. 387. II, S. 161. 233. 79) *I. Gumilla* histoire de l'Oro-

er aber erst bei ihnen eingewandert, oder wie Meiners [80]) meint, unter ihnen selbst entstanden sey, möchte sich schwer bestimmen lassen, da noch immer nicht erwiesen ist, ob und auf welche Weise die neue Welt von der alten ihre Bewohner erhalten habe. (*A. G. Hoffmann.*)

Beschossen, s. herald. Figuren.

BESCHRÄNKTHEIT oder **Beschränkung** eines Dinges besteht darin, daß es nicht unendlich ist. Die Ausdrücke Schranken und Schranken stammen, vermittelst der so häufigen Versetzung des Zischers von Ranken ab, sofern dieses den Begriff des Umfanges und Einschließens hat, wie z. B. wenn von den Bohnen gesagt wird, daß sie um die Stangen sich ranken, indem sie um dieselben sich winden, und sie umschließen. Daher sind Schranken eines Dinges das, was dasselbe umfängt und einschließt. So die Schranken, welche die Turnierplätze umgaben, oder die, welche in dem Versammlungssale eines Gerichts die Sitze der Richter einschließen, um sie von den Parteien zu trennen. So auch die Gebirge, die ein Thal umgeben, und hiedurch das Thal, und seinen Bürgern die Aussicht beschränken. — Hieran aber knüpft sich leicht der allgemeine Begriff von Endlichkeit. Denn, was umfangen und eingeschlossen ist, das ist eben darum nicht unendlich. Daher werden denn Schranken und Beschränktheit auch unräumlichen Dingen zugeschrieben. — Die Zeit des irdischen Lebens ist beschränkt, und reicht kaum hin für unsern beschränkten Verstand, das schrankenlose Wesen denken zu lernen. —

Die Verschiedenheit der Begriffe von Beschränktheit und Beschränkung erhellet leicht aus dem bekanten und von Adelung ausführlich entwickelten Sinne der Ableitungslaute Heit und Ung. Denn Beschränktheit, ist blos der Zustand des Beschränktseyns; Beschränkung hingegen auch die Handlung des Beschränkens. Jede Handlung, wodurch wir die Freiheit andrer willkürlich hindern, ihre Zwecke zu verfolgen, ist eine widerrechtliche Beschränkung ihrer Freiheit. Aber unsere Handlung kann nicht eine Beschränktheit der fremden Freiheit genant werden. (*Maass.*)

BESCHREIBUNG ist Sprachdarstellung desjenigen, was durch Anschauung im engsten Sinne zum Bewußtseyn gelangt, also der Erscheinungen im Raume, um von denselben eine bestimte und deutliche Vorstellung hervorzubringen. Von gegenwärtigen Gegenständen soll sie unsre Vorstellung deutlicher und bestimter machen, von abwesenden dieselbe mit größerer Deutlichkeit oder Bestimtheit erneuern, von unbekanten aber eine Vorstellung, so deutlich und bestimt als möglich, erzeugen. Die Beschreibung leistet demnach für einen durch Anschauung wahrnehmbaren Gegenstand eben das, was die Erklärung für den Begriff, und die vollständige Beschreibung in ihrer Sphäre entspricht der Definition in der ihrigen.

Nach den Gegenständen, welche einer Darstellung durch Beschreibung fähig sind, gibt es entweder Naturbeschreibungen oder Kunstbeschreibungen, oder Beschreibung v. Handlungen, insofern diese durch sichtbare Äußerungen erkenbar sind. Die Naturbeschreibung, die nicht verwechselt werden darf mit Naturgeschichte, ist entweder Beschreibung der Weltkörper im Allgemeinen, Uranographie, oder unsers Weltkörpers insbesondere, Geographie, Chorographie und Topographie, oder Beschreibung, mit den Unterarten, der auf unserm Weltkörper befindlichen Naturwesen und der in der Atmosphäre derselben vorkommenden Erscheinungen. Diese besondere Naturbeschreibung befaßt unter sich die Minerographie, Phytographie, Zoographie und Meteorographie. Der Kunstbeschreibungen gibt es eben so viele als es Künste und Gewerbe gibt, technologische Beschreibungen. In beiden Hauptklassen kann es unzählige Monographieen geben.

Alle Beschreibung beruht auf Beobachtung, und die Hauptregel für jeden Beschreiber heißt daher: Beobachte! Der Beschreiber setzt den Beobachter voraus, und beide bilden sich wechselseitig einander aus; der gute Beobachter wird gut beschreiben, und durch Beschreibungen lernt man immer besser beobachten. Die gewöhnliche flüchtige Beobachtung reicht zu keiner Beschreibung zu. Zwar unterscheidet man die meisten Dinge beim ersten Anblick zufolge eines gewissen sinnlichen Eindrucks: soll man nun aber die unterscheidenden Merkmale selbst aufzählen und mit Worten bezeichnen, so fühlt man erst die Schwierigkeit, und bemerkt, wie viel an der Beobachtung noch gefehlt habe. Man soll die charakteristischen Zeichen im Einzelen angeben, und hatte nur eine von dem sinnlichen Eindruck abhängende Vorstellung des Ganzen; man soll deutlich bestimmen, und hatte nur eine dunkle verworrene Vorstellung. Nur aus der klaren, deutlichen, bestimten Vorstellung geht aber die gute Beschreibung hervor, und wer wissen will, ob er von irgend einem Gegenstand eine solche Vorstellung hat, der versuche nur ihn zu beschreiben.

Bei der Beschreibung ist nun aber entweder blos der Verstand, oder blos die Einbildungskraft, jedes dieser Vermögen für seine eigenthümlichen Zwecke, thätig, oder Verstand und Einbildungskraft wirken gemeinschaftlich, und daraus entstehen die Arten der Beschreibung, die wir als prosaische, poetische und poetisch-prosaische unterscheiden.

Die prosaische Beschreibung dient lediglich zu Zwekken des Wissens, und ist um so vollkommener, je mehr sie Vollständigkeit im Beobachten, mathematische Genauigkeit, und logische Richtigkeit im Klassifiziren vereinigt, in welchen Punkten man nie zu genau und sorgfältig seyn kann. Die blos mathematische Beschreibung bestimt die Form der Gegenstände, ihre Größe, und alle Verhältnisse, die sich durch Messung und Berechnung ausmitteln lassen. Die blos logische Beschreibung bestimt die Gegenstände nach den sinnlich wahrnehmbaren Merkmalen der Gattung, der Art und der Besonderheiten, wobei das logische Schema für alle Klassifikation nützliche Dienste leistet. Linné's System der Natur wird stets in dieser Art ein klassisches Muster bleiben. Alle prosaische Beschreibung ist eine Zusammensetzung aus mathematischer und logischer; es gibt indeß auch Fälle, wo Mathemati

noque. Avignon 1703. 8. I. pag. 183. sqq.; Veigl's gründliche Nachrichten u. s. w. in Murr's Samlung der Reisen einiger Missionar. S. 67. *de Pauw* reflexions sur les Americains II. p. 143. 80) a. a. O. pag. 210.

und Logik nicht in aller Strenge angewendet werden können, und die Beobachtung allein und ein durch Übung in derselben geschärfter Blick alles allein leisten müssen, hauptsächlich wo sich eine Mehrheit neben einander bestehender oder auf einander folgender und verschiedenartiger Gegenstände der Anschauung darbietet, z. B. in Beschreibung von Landschaften, Gegenden, Naturereignissen u. s. w. Hiebei komt es darauf an, daß man sich sogleich gehörig orientire, dann Beschaffenheit, Umfang und Gränzen des Ganzen so genau bemerke, als es das, in Ermangelung wirklicher Messung allein zu gebrauchende, Augenmaß gestattet, die Hauptpunkte, welche sich der Aufmerksamkeit am meisten bemächtigen, hervorhebe, und alles Einzele nach dem Grade seiner Wichtigkeit umständlich, ausführlich und treu bemerke.

Bei solchem blos zum Zwecke des Wissens entworfenen Beschreibungen komt alles auf Bestimtheit, Vollständigkeit und Richtigkeit an, und in Beziehung auf Sprachdarstellung hat man keine andern Anfoderungen an sie zu machen als daß sie — die Vermeidung von Verworrenheit, Sprachwidrigkeit und Geschmacklosigkeit vorausgesetzt — so kurz und gedrungen seyen, als es ohne Nachtheil der Deutlichkeit und Bestimtheit geschehen kann.

Die poetische Beschreibung dient zwar auch dem Zwecke des Wissens, denn sonst würde sie aufhören Beschreibung zu seyn, allein sie will sogleich ein ähnliches Wohlgefallen erregen als der beschriebene Gegenstand selbst und dem Gemüth dieselbe Stimmung mittheilen, welche dieser in dem Betrachter selbst erregte, und dadurch eben ist sie poetisch. Dieser Zweck wird erreicht durch den möglichst hohen Grad von Anschaulichkeit im Einzelen und eine solche Zusammenstellung alles Einzelen, daß es der Einbildungskraft leicht wird, dieses zu einem Ganzen zusammen zu fassen, und als Bild anzuschauen. Man nante solch eine poetische Beschreibung darum wol selbst ein poetisches Bild, ja, wenn sie von größerm Umfang, mit Sorgfalt geordnet und mit einem gewissen Glanz ausgeführt wurde, ein poetisches Gemälde, und es ist in der That sowol die Beschaffenheit als die Wirkung derselben bestimt genug damit ausgesprochen. Solch ein poetisches Bild oder Gemälde wird uns entweder Vergnügen über eine gelungene Ähnlichkeit gewähren, wie ein Bildniß, oder ein Wohlgefallen durch seine Zusammenstellung, Gruppirung u. s. w., wie ein Stillleben, oder wol selbst ein Landschaftsgemälde, und die musikalische Wirkung, d. i. die dadurch bewirkte Gemüthsstimmung dürfte ungefähr dieselbe seyn, wenn gleich, wie man wenigstens sagt, auch die beste poetische Beschreibung immer noch hinter dem zurück bleiben muß, was hier Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können. Solche poetische Beschreibungen und Gemälde sind besonders im epischen Gedicht oft nothwendig und unentbehrlich, wie schon die Homerischen Gedichte beweisen, in denen sich viele derselben — öfters als Gleichnisse benutzt — finden, die zugleich als Muster in ihrer Art dienen.

Von diesen Beschreibungen ist nun aber zu unterscheiden das beschreibende Gedicht oder die malerische Poesie, welche den Griechen, schon ihrer alles vermenschlichenden Mythologie wegen, beinahe ganz unbekant war und seyn mußte, in Orient aber und in der neueuropäischen Welt desto mehr ausgebildet wurde, nicht, wie es scheint, zur Zufriedenheit aller Theoretiker. Horaz schon hatte die einzelen Beschreibungen nur als Produkte poetischer Stümper angeführt (A. P. 16.), jedoch offenbar nur, weil sie allzubäufig und am unrechten Orte angebracht wurden; Lessing dagegen erklärte das ganze poetische Beschreiben für ein frostiges Spielwerk, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehöre; Pope erklärte ein blos malendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Brühen, und viele neue Theoretiker strichen diese Dichtungsart, so wie die didaktische, geradezu aus. Ob sie es mit Recht gethan, und in wiefern jener Tadel gegründet sey, scheint aber einer Untersuchung noch zu bedürfen.

Die Beschreibung selbst ist, um Vorstellungen von der Erscheinungswelt zu bewirken, eine durch nichts andres zu ersetzende, und mithin nothwendige Sprachdarstellung, und der Dichter hat kein andres Mittel solche Vorstellungen in unsre Sele zu bringen als der Prosaiker. Sie würde aber freilich blos für ein nothwendiges Übel gehalten werden müssen, wenn sie nicht einer poetischen Wirkung fähig wäre. Warum sollte sie aber einer solchen nicht fähig seyn, da die Erscheinungswelt fähig ist, uns in eine poetische Stimmung zu versetzen? Sollte es also nicht vielmehr an dem Dichter liegen als an der Dichtungsart, wenn wir bei derselben diese Wirkung vermissen? Mir scheint es so. Weit entfernt, daß die Beschreibung einer poetischen Behandlung unfähig wäre, wird man vielmehr ihr, insofern die Poesie von ihrer plastischen oder malerischen Seite betrachtet wird, den obersten Rang einräumen müssen, denn sie ist, was in der poetischen Darstellung alles werden soll, Bild. Je höher sie nun aber in dieser Hinsicht steht, in desto größere Entfernung muß sie nothwendig von der Musik zu stehen kommen, und betrachtet man die Poesie von ihrer musikalischen Seite, so scheint die Beschreibung hier das wieder zu verlieren, was sie dort gewonnen hatte. Steht ihr aber das nicht zu Gebot, was man musikalische Malerei nent, und hat sie nicht bei Homer und Virgil gezeigt, was sie damit ausrichten könne? jedoch dies meinte man nicht, wenn man ihr die musikalische Wirkung absprach, sondern jene Stimmung des Gemüths, die vorüglich durch die Musik und durch die ihr am nächsten stehende Poesie, die lyrische, hervorgebracht wird, und das Vermissen derselben bei vielen beschreibenden und didaktischen Gedichten war wol bei den Meisten ein Hauptgrund, warum sie nur Lyrik, Dramatik und Epik als Dichtungsarten wollten bestehen lassen. Wie nun aber, wenn dem beschreibenden Dichter mehr als ein Weg offen stünde, auf dem er dazu gelangen könte, auch durch die Beschreibung das Gemüth in eine ästhetische Stimmung zu versetzen? ist er, wie Schiller von dem Tonkünstler und Landschaftsmaler fodert, „in das Geheimniß jener Gesetze eingedrungen, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzen walten, und hat er die Analogie studirt, welche zwischen diesen Gemüthsbewegungen und gewissen äußern Erscheinungen Statt fin-

det;" so wird er, wie sogar die Erfahrung gezeigt hat, auf einem dreifachen Wege dazu gelangen können, durch seine Beschreibung auch die verlangte ästhetische Stimmung hervorzubringen.

1) Er stellt die Erscheinungen der Natur in der unmittelbarsten Verbindung mit dem Menschenleben dar, macht diese zum Mittelpunkte, und interessirt uns für die Natur nach Maßgabe der Theilnahme, die wir an menschlichen Zuständen empfinden; er macht die Natur gleichsam zum Rahmen um das Gemälde der Menschheit. Sollen wir ein Gedicht dieser Art anführen, so können wir eins der reichsten und zugleich kraftvollsten poetischen Gemälde Schillers nennen, den Spaziergang; als einen Dichter, dem diese Darstellungsart eigen ist, Voß; und als eine Dichtungsart das — Idyll, welches freilich zur Hälfte aus Schilderung besteht, die, wie an einem andern Orte gezeigt werden soll, mit der Beschreibung nicht gleichbedeutend ist.

2) Der Dichter gibt uns, neben dem Bilde des Gegenstandes, der Naturerscheinung oder Scene, zugleich das, was seine dadurch angeregte Einbildungskraft geschaffen, und den Ausdruck des dadurch auf sein Gefühl gemachten Eindruckes, also eine Vereinigung des Malerischen der Beschreibung mit dem Lyrischen seines Gefühls. — Als Beispiel nicht blos, sondern vielleicht selbst als Muster, in dieser Art kann man Kleists Frühling nennen, sobald er nur aus einem richtigern Gesichtspunkte betrachtet wird, als aus welchem Ramler ihn ansah. Kleist selbst hatte erklärt, er habe die Empfindungen mittheilen wollen, welche die Natur in dieser Jahreszeit in ihm erregt habe, und eine richtigere Ansicht ist die, daß sein Gedicht ein Spaziergang durch die anziehendsten Schönheiten eines Frühlingstages sey, wobei die individuelle Gemüthslage den Gang des Dichters leitet.

3) Der Dichter läßt lediglich den Gegenstand erscheinen, bewirkt aber durch eine treue Charakteristik des Objektiven eine, dem Charakter des Objekts analoge, subjektive ästhetische Stimmung, indem er die Einbildungskraft zu einem, solcher Stimmung harmonischen, Ideenspiel aufregt.

Solch eine Darstellung erfodert, wie W. v. Humboldt treffend bemerkt, in dem Dichter einen ruhig bildenden Sinn und eine gewisse Anhänglichkeit an die einfache Wahrheit der Natur. Das Gelingen derselben aber beruht auf folgenden Punkten: a) auf einer gewissen kräftigen Manier, welche nie kleinlich und ängstlich malt, sondern vielmehr die Einbildungskraft nur mit Kraft und Begeisterung ausrüstet, den blos angelegten, aber richtigen und zureichenden Umriß selbst zu vollenden. Der Dichter weckt hier eigentlich durch die Einbildungskraft die Erinnerung, und kann daher dem Leser oder Hörer um so mehr Spielraum lassen, sich die Umrisse selbst auszumalen. Ein zu umständliches Ausmalen unterdrückt die Einbildungskraft, wie sehr häufig bei Brockes, dessen Malereien in seinem irdischen Vergnügen in Gott oft ins Kleinliche gehen. Durch Heraushebung weniger, aber treffender, Beiwörter und Züge erreicht er seinen Zweck viel sicherer. Das Eigenste, Bezeichnendste des Gegenstandes muß jedes Mal heraus gehoben werden von der Seite, von welcher es gerade jetzt unsere Aufmerksamkeit fesseln soll, und solche Züge müssen ausgewählt werden, welche die ehemalige eigne Beobachtung jetzt so lebhaft erneuern, daß wir gleichsam mit unmittelbarer Gegenwart des Gegenstandes getäuscht werden, indem wir das nicht Gesagte selbst hinzu zu dichten uns veranlaßt finden. Meisterhaft ist hierin Ossian. b) Auf einer solchen Zusammenfügung aller einzelen Theile zum Ganzen, daß jeder spätere auf den früheren nicht nur ohne Zwang, sondern mit einer Art von Nothwendigkeit folgt. Der beschreibende oder malende Dichter verfehlt seine Wirkung auf die Einbildungskraft, so wie der erzählende, wenn er einzele Züge oder Bilder zusammensetzt, in denen die Ähnlichkeit, durch welche allein das Mannigfaltige zu einem Bilde vereinigt wird, nicht bemerkbar genug ist, denn dann verliert man über dem Eindruck des Mannigfaltigen den Eindruck der Einheit. Als Hauptgrund, warum den Beschreibungen das Täuschende gebrechen müsse, führte Lessing an, weil das Koexistirende des Körpers mit dem Konsekutiven der Rede dabei in Kollision komme, und indem jenes in dieses aufgelöst werde, uns die Zergliederung des Ganzen in seine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzusammensetzung dieser Theile in das Ganze ungemein schwer, und nicht selten unmöglich gemacht werde. Diese nicht ungegründete Bemerkung hätte zu mancher Vorsichtsmaßregel führen können, besonders auch c) darauf, daß man sich angelegen seyn lasse, wo es irgend thulich, das Koexistirende in ein wirklich Successives, das Ruhende in ein Fortschreitendes zu verwandeln, und da, wo nicht bloße Erscheinungen, sondern Veränderungen im Raume zu beschreiben waren, zugleich den Real- und Kausal-Zusammenhang zu beachten. Mit welchem glücklichen Erfolge dies geschehe, haben Lessing in dem Laokoon und Herder in den kritischen Wäldern an Beispielen längst dargethan. Endlich aber gehört zu jenem Gelingen d) auch noch Harmonie des angestimmten Tones mit dem ästhetischen Charakter des dargestellten Gegenstandes. Die Ausdrücke, die Bilder müssen sämtlich von der Art seon, daß sie mit der Empfindung, welche der Gegenstand selbst erregt, in keinem Widerspruche stehen, und die nachahmende Malerei in Klang und Bewegung des Verses muß jene innere Harmonie dem Gemüth auch durch das Ohr bemerkbar machen und unterstützen.

Wie anziehend durch Anwendung solcher Mittel ein beschreibendes Gedicht werden könne, hat Thomson gezeigt, der Schöpfer der eigentl. malenden Poesie, der durch die treueste Charakteristik zu bewirken wußte, daß seine Darstellung jeder Jahrszeit uns in eine der Jahrszeit selbst ähnliche Stimmung versetzt, worüber Aikin in seinem Versuch über den Plan und Charakter in Thomsons Jahreszeiten treffende Bemerkungen gemacht hat. Indeß fühlte doch Thomson selbst, daß ein beschreibendes, malendes Gedicht von großem Umfang auf die Länge ermüden müssen, daß es nie ganz das Interesse erregen könne, welches andre Gattungen der Poesie erregen, und verhältnißmäßig uns immer, wenn nicht gleichgiltig, doch kälter lassen werde. Um das Ermüdende der blos beschreibenden Poesie zu verhüten, haben daher fast alle Dichter dieser Art den einförmigen Gang durch Episoden unterbrochen, welche den Leser in die Menschenwelt, und mithin

in die erzählende Poesie herüberführten. Allerdings mag nun solch ein Gedicht schon durch seine Abwechslung und größere Mannigfaltigkeit mehr anziehen, der Hauptgrund seiner größeren Anziehungskraft bleibt aber immer der, weil dem Menschen nichts interessanter ist als der Mensch. Thomson, der kein Dichter hätte seyn müssen, wenn er dies nicht gefühlt hätte, geht daher öfters auch in die erzählende Poesie über, ja in die lyrische, und macht Gebrauch von den beiden ersten Darstellungsarten. Aikin sagt in dieser Beziehung: „Ein Landschaftsgemälde besteht nicht ganz allein aus Land, Wasser, Bäumen, Vögeln und Vieh; der Mensch ist eine hervorstechende Figur auf demselben. Seine vielfältigen Beschäftigungen und Angelegenheiten mischen sich in dies Gemälde überall ein, er hat selbst an den wildesten und rauhesten Scenen Theil, und gibt allen Gegenständen um ihn her Leben und Interesse. Sitten und Charaktere machen daher einen Theil selbst eines beschreibenden Gedichts aus; und in einem so ausgebreiteten Entwurfe als die Geschichte des Jahres ist, müssen sie unter mancherlei Gestalten und bei sehr vielen Gelegenheiten vorkommen.“ So führte sie denn Thomson auch vor, zieht sie aber weder gewaltsam herbei, noch läßt er die Episode zur Abschweifung werden. Jede ist bei ihm passend, und trägt dazu bei, die Ansicht des Hauptgegenstandes zu erleichtern, und die Stimmung, die er selbst erregt, zu bewirken. Weit unter Thomsen steht in Hinsicht auf Beschreibung und Malerei der Franzose St. Lambert, der ebenfalls Les Saisons herausgab. In dem Malerischen hat er beinahe Thomson ganz kopirt, dagegen die kleinen Erzählungen ausführlicher behandelt, und man könte von ihm sagen, daß er als echter Franzose dem Briten gegenüberstehe. Wenigstens sagt Roucher: „die unterrichteten, aufgeklärten Personen, welche allein die Klasse desjenigen Theils einer Nation bilden, von welchem der eigentliche Nationalgeist in der Literatur ausgeht, leben in England viel auf dem Lande, und dieser beständige Aufenthalt gibt ihnen täglich Gelegenheit, eine Menge von Gegenständen mit ihrem Geiste zu ergreifen und in ihren Ideen- u. Gefühlskreis aufzunehmen, welche sie mit Vergnügen erfüllen, und welche uns nichts sagen, weil sie für uns Franzosen, bei unserer Eingenommenheit für das Stadtleben, die so weit geht, daß wir noch dann, wenn wir auf das Land ziehen, die Stadt mit uns herumtragen, nicht da sind.“ Roucher, der während der Revolution auf dem Blutgerüst starb, ist selbst der Verfasser eines hieher gehörenden Gedichts: les Mois (Par. 1780) und sein Werk steht ungefähr mit Delille's L'homme des champs auf derselben Stufe als eine Poesie des zweiten Ranges, worin bei aller Nachahmung von Thomson der französische Charakter hervorsticht.

Wir Teutschen haben an Matthisson einen Landschaftsdichter, welcher der Vollkommenheit wol so nahe gekommen ist als irgend einer; es dürfte aber nicht unnöthig seyn, an Schillers Beurtheilung der Gedichte Matthissons zu erinnern. Hallers Alpen würden sich hier auch nennen lassen, wenn das Gedicht im Ganzen nicht mehr eine Schilderung als eine Beschreibung wäre. Was Hallers Gedicht an eigentlicher Beschreibung enthält, dürfte vielleicht am besten dienen die Ursachen des Gelingens und Mislingens im poetischen Beschreiben an einem Beispiel zu entwickeln, wozu hier der Ort nicht ist. Genug, daß wir sehen, es sey wenigstens eine poetische Natur- und Landschaftsmalerei nicht unmöglich, und es könne dadurch eine der wirklichen Landschaft analoge Stimmung hervorgebracht werden, groß, erhaben und kühn wie bei Salvator Rosa, schön und voll heitrer Anmuth wie bei Claude Lorrain, oder rührend und sanft wie in den Mondscheingemälden von van der Neer. Daß aber dazu weniger Genie erfoderlich sey, als zu dem Vortreflichen in irgend einer Dichtungsart, kann ich Lessingen nicht zugeben; vielmehr scheint mir, daß die Seltenheit des Vortreflichen in dieser Art gerade darin ihren Grund habe, weil die Schwierigkeiten so groß sind, daß nur das echte Genie sie mit Glück zu überwinden hoffen kann.

Was bisher blos von poetischen Beschreibungen der Natur gesagt worden ist, läßt sich auf alle, eine Beschreibung erfodernde, Gegenstände anwenden, und der Dichter, dem es gelingt, dadurch eine solche ästhetische Stimmung des Gemüths hervorzubringen, als der Natur der Dichtungsart nach möglich ist, kann, wenn auch die Wirkung dieser Dichtungsart geringer seyn sollte als der übrigen, wenigstens mit Virgil sagen:

> In tenui labor; ut tenuis non gloria: si quem
> Numina laeva sinunt, auditque vocatus Apollo.

Manche Dichter dieser Art führen aber lieber eine andre Stelle Virgils an:

> Nec sum animi dubius, verbis ea vincere magnum
> Quam sit, et angustis hunc addere rebus honorem;

beinah aber scheint es, als hätten sie diese Stelle so erklärt, daß es besondre Ehre bringe, an einem unpoetischen Gegenstand seine schöne poetische Diktion gezeigt zu haben, und daß die Ehre um so größer sey, je geringfügiger der Gegenstand. Größere Gedichte dieser Art haben wir indeß nicht, und selbst das, was Johnson Lokalpoesie nante, wie z. B. Denhams Coopershügel, Pope's Wald von Windsor, Dyer's Grongarhügel und ähnliche, gehört mehr zu der poetischen Landschaftsmalerei, während andre Gedichte dieser Art, wie Masons und Delille's Gedichte über die Gärten, zwischen jener malenden und der didaktischen Poesie hin und her schwanken, und noch andre gänzlich in das Idyll übergehen. In diesem findet man daher auch das Gelungenste, was die beschreibende Poesie in Darstellung anderer als der Naturgegenstände geleistet hat, z. B. bei Voß im Abendschmaus. Will jemand aber Beispiele, wie der Dichter solche Beschreibungen nicht machen müsse, der wird in Brockes Landleben in Rützebüttel nicht lange danach suchen dürfen.

Poetische Beschreibungen von Kunstgegenständen finden wir schon bei den Griechen, die doch, wenn wir nicht des Aratos Beschreibung der Sternbilder und Meleagers Gedicht auf den Frühling dafür nehmen wollen, besondre poetische Beschreibungen der Natur nicht hatten. Merkwürdig ist die poetische Beschreibung einer ganzen Gemälde-Galerie; die meisten andern Beschreibungen dieser Art finden sich aber in Epigrammen, an deren Stelle

von neueren Dichtern vielfältig das Sonett benutzt worden ist.

Sind wir aber, auf jeden Fall weil die Schwierigkeit dabei noch größer, und die Wirkung zweifelhafter ist, als bei Beschreibungen von Naturgegenständen, an poetischen Beschreibungen dieser Art verhältnißmäßig arm, so sind wir dagegen auch in dieser Art desto reicher an Beschreibungen, welche zwischen den poetischen und prosaischen in der Mitte stehen. Ich habe diese Art von Beschreibungen poetisch-prosaische genant, denn sie gehören der schönen Prosa an, die man, wenn der Ausdruck nur richtig verstanden wird, allerdings eine poetische Prosa nennen kann. Diese Prosa geht überall bei der Poesie in die Schule. Was daher der Poesie nicht gelingt, das wird ihr eben so wenig gelingen, und wo es ihr gelingen soll, da wird sie sich derselben Mittel bedienen müssen, deren sich die Poesie, theils in einzelen Beschreibungen, theils in beschreibenden Gedichten bedient, wie dieses z. B. Brydone sehr glücklich gethan hat. Bei Nennung dieses Reisebeschreibers erinnert man sich aber vielleicht an ein treffendes Wort von Jean Paul. „Aus den Landschaften der Reisebeschreiber, sagt er, kann der Dichter lernen, was er in den seinigen — auszulassen habe; wie wenig das chaotische Ausschütten von Bergen, Flüssen, Dörfern und die Vermessungen der einzelen Beete und Gewächse, kurz der dunkle Schutthaufe über einander liegender Farben sich von selber in ein leichtes Gemälde ausbreite.“ Scheint es danach nicht, als ob in der poetisch-prosaischen Beschreibung dem Zwecke des Wissens durch Einmischung der Poesie Eintrag geschehen könne? Leider ist es auch nur zu oft geschehen, hauptsächlich, wie mir scheint, aus dem Grunde, weil man zwischen zwei Arten von poetischer Prosa, die es doch gibt und geben muß, nie unterschieden hat. In der einen Art ist der wissenschaftliche Zweck und also das prosaische Element, in der andern der poetische Zweck und das ästhetische Element vorwaltend, und darum darf eine Darstellung der ersten Art von den zwei Eigenschaften einer poetischen Beschreibung nur die erste, die Anschaulichkeit und das Bild, eine Darstellung der zweiten aber kann beim Beschreiben auch die zweite Eigenschaft, die musikalische, beziehen. Dort also darf in der Beschreibung nur ein Wohlgefallen durch treue Charakteristik des Objektiven, hier kann zugleich auch eine ästhetische Stimmung erregt werden, ja das Subjektive kann unter gewissen Umständen in einem solchen Grade vorwalten, daß die Gegenstände in der Beschreibung durch die Gemüthsstimmung der Person modificirt werden. Dies ist der Fall namentlich im Roman, jenes überall, wo durch Unterricht ein Wissen beabsichtigt, und die Einbildungskraft nur für Verstandeszwecke, und nicht für Zwecke des Gefühls, in Anspruch genommen wird. In diesem Falle muß Objektivität herrschen, in dem andern kann das Objektive durch das Subjektive bestimt werden.

In Naturbeschreibungen dieser Art zeichnen sich aus Buffon, Ge. Forster, und, wo es sich mit seinem Zwecke verträgt, Al. v. Humboldt. Kunstbeschreibungen dieser Art haben wir vorzüglich über Werke der schönen Kunst, die jedoch bei den Philostraten schon deklamatorisch sind, weshalb der trockne Pausanias den Vorzug verdient; wie man denn gar oft, wenn man den überspannten, dem ästhetischen Charakter des Gegenstandes ungemäßen, von erzwungener Begeisterung hervorgebrachten, prunkenden und lügenhaften Empfindungston solcher Beschreibungen bemerken muß, gar oft einen Linné für die Kunstprodukte wünschen möchte, und lieber Richardson oder einen Katalog zur Hand nimt. Zu den besten Beschreibungen in dieser Art gehören die von Heinse, Ge. Forster u. Schlegel; Winkelmann geht zuweilen ins Lyrische über, jedoch nicht so, daß über der subjektiven Stimmung die Beschreibung ihren objektiven Charakter verlöre, und es ist nicht zu läugnen, daß ein gewisser Einfluß des Gefühls, die der Darstellung eine sanfte Wärme einhaucht, wohlthätig ist, wenn sie unbeschadet der Anschaulichkeit besteht. Neben dem Natur- und Kunstbeschreiber hat keiner die Kunst des Beschreibens so sehr zu berücksichtigen als der Geschichtschreiber, der sich wol vorsehen muß, der Wahrheit durch die Poesie keinen Eintrag zu thun, und doch die der poetischen ähnliche Wirkung, die er hervorbringen kann, nicht zu zerstören. Wo es ihm um bloßen Bericht zu thun ist, da wird auch eine prosaische Beschreibung an ihrer Stelle seyn; wo es ihm zugleich um eine Wohlgefallen erregende Darstellung des wahr zu Berichtenden zu thun ist, da wird er wohl thun, sich auch in der Beschreibung zunächst an die wahren Muster der epischen Poesie zu halten, wie Herodot gethan hat. Muster, wie man zwischen beiden eine glückliche Mitte halten kann, hat Jul. Cäsar geliefert, den hierin Joh. Müller zu erreichen suchte. Einfachheit ist auch hier stets dem Prunke vorzuziehen. Beschreibungen aller dieser Arten finden sich nun auch in Romanen, und als die größten Meister in der Kunst derselben sind ohne Zweifel Göthe und Walter Scott zu nennen. Der erste aber verdient überhaupt als Meister im Beschreiben ausgezeichnet zu werden, denn seine Beschreibungen in jeder Sphäre sind so musterhaft als seine Benutzung derselben für das Ganze einer poetischen Darstellung. Man sehe W. v. Humboldt's scharfsinnige und feine Entwickelung hierüber in dessen ästhetischen Versuchen I. 321. fgg. Von Göthe würde in Beziehung auf diesen Gegenstand auch durch eine Vergleichung seiner Beschreibungen in der Farbenlehre, den optischen Versuchen, den Wolkenbeobachtungen, den Propyläen, Werther, Meister, Wahlverwandtschaften, Herrmann und Dorothea, der Biographie u. a. noch viel zu lernen seyn, hauptsächlich darum, weil der Fall öfters eintritt, daß nicht jede gute Beschreibung auch eine zweckmäßige ist, und viele Beschreibungen nur darum Tadel verdienen, weil sie dem Zwecke, zu dem sie dienen sollen, nicht entsprechen. Die Beschreiber verwechseln die Sphären, und stellen eine prosaische dahin, wo eine poetische nöthig war, oder umgekehrt. Eben so werden die beiden Sphären der poetisch-prosaischen Beschreibung verwechselt, und daher so viele Klagen über die sehr unschuldigen Beschreibungen selbst. (*Gruber.*)

BESCHREIBUNGEN der Orientalen. Die Kunst zu beschreiben ist nicht minder als die zu erzählen, von den Arabern geschätzt, und als besondere Wissenschaft ausgebildet worden. Im weitesten Sinne umfaßte dieselbe die Schilderung aller in der Natur, in Zeit und

Raum auf einander folgende Gegenstände, als Natur-, Geschichte- und Erdbeschreibungen, wovon aber hier nicht die Rede ist. Des Arabers eigentliche Beschreibungskunst beschäftigt sich mit den Eigenschaften der ihm vor andern zum Genusse oder zum Unterrichte oder geheimer Kräfte willen wichtigen Dinge. Die geheimen Kräfte, deren Erforschung die geheimen Künste der Zauberei, Beschwörungskunst u. s. w. beschäftigt, heißen Chawass und werden am gehörigen Orte abgehandelt werden. Die äußern Eigenschaften Essifkat sind daher zunächst der Gegenstand der Beschreibungen, welche in die der Gegenstände des Genusses, und die der Gegenstände des Unterrichts zerfallen. Die vorzüglichsten Gegenstände des Genusses sind dem Morgenländer Knaben, Weiber, Wein und Bad, die er eben so gern als die Gegenstände seines nächsten Unterrichtes, nämlich: Völker, Örter und die sich mit beiden abgebenden Reisen beschreibt. Die hieher gehörigen Werke zerfallen also in 7 Abtheilungen nämlich: 1) in Knabenbeschreibende, 2) Weiberbeschreibende 3) Weinbeschreibende, 4) Badbeschreibende, 5) Völkerbeschreibende, 6) Ortbeschreibende, 7) Reisebeschreibende Werke.

Beschreibungen überhaupt. 1) Kitabos-sifkat, d. i. das Buch der Eigenschaften von Ebil Hassan Naßr Ben Schemil, gest. im J. d. H. 204 (819) in fünf Theilen, 1) von den Eigenschaften des Menschen und seiner Natur, 2) von den Eigenschaften der Gebäude, Berge und Pflanzen, 3) von den Eigenschaften der Kamele ganz allein, 4) von den Eigenschaften der Schafe und Vögel, der Sonne, des Mondes, der Nacht, des Tages und der Gestirne, 5) von den Eigenschaften der Saat, des Weinbaues, der Gemüse und Hülsenfrüchte. Unter demselben Titel schrieb ein solches Werk Ebi Ali, berühmt unter dem Namen Kotrob, des Grammatikers, gest. im J. d. H. 429 (1037). 2) Ebi Mansur Abdol Kahir von Bagdad, gest. im J. d. H. 429 (1037). 3) Ebi Said Abdol-melek Ben Katib Al Aßmai, und endlich Abdol-melek Ben Ali, der Gebetausrufer aus Herat, gest. im J. d. H. 489 (1095). 4) Sübdetos-sillat, d. i. die Blüthe der Eigenschaften. 5) Al muschebet lis-sillat, d. i. das Vergoldete in den Eigenschaften vom Esedi. 6) Wassfol-faris welfers, d. i. die Beschreibung des Reiters und des Pferdes von Mohammed Merseban Ed-deberi, der auch Wassfol-seif wel-kalem, d. i. die Beschreibung des Pferdes und der Feder schrieb. Die Schönheit als den höchsten Gegenstand des Genusses beschreiben die Morgenländer bald im Allgemeinen bald nach den einzelen Gliedern und Reizen, die aber doch beiden Geschlechtern gemein sind, und bald nach der Verschiedenheit des Geschlechtes allein. Die Schönheit im Allgemeinen beschreiben Makaletol-Hußn, d. i. das Buch der Schönheit. 7) Hussnol-iltirah li wassfil mellah, die Schönheit der Aufheiterung in der Beschreibung der Schönen, von Ebil-abbas Ahmed Ben Mohammed Ben Al Attar, gest. im J. d. H. 294 (1391), eine Beschreibung von 1000 Schönen und ihren Eigenschaften. 8) Ghurretos-sabah li wassfi wudschuhil-mellah, d. i. das Stirnenhaar des Morgens, in der Beschreibung der Gesichter der Schönen vom Scheich Takijeddin Ebibekr Al-bedri von Damaskus in 17 Hauptstücken. 9) Ghurrerol-chassaissal-wahisat we ghurreri nakaisil-fassihat, d. i. die Stirnenhaare auffallender Eigenschaften und ins Auge springender Mängel, von Mohammed Ben Ibrahim Ben Jahja Al-kini. Eine Samlung beschreibender Stellen in Prosa und Versen in 16 Hauptstücken. 10) Enissol-uschak, d. i. der Vertraute der Liebenden, persisch von Hassan Ben Mohammed Esrami, im J. d. H. 826 (1422), eine Beschreibung der einzelen Glieder in 19 Hauptstükken. Sanemol-chijal, d. i. das Idol der Einbildungskraft persisch gereimt von Fethollah Schehnawi, eine Beschreibung der einzelen Glieder der Schönen für Sultan Suleiman verfaßt. Von allen Schönheiten, welche Knaben und Mädchen gemein sind, ist bekantermaßen die des Muttermaals eine der größten, und mehre beschreibende Werke handeln einzig und allein von demselben, als: Keschfol-hal li wassfil-chal, d. i. die Enthüllung des Zustandes in der Beschreibung des Schönheitsmaals von Salaheddin Es-safewi. Seirol-dschemal li ma jukal fil chal, d. i. die Wanderung der Schönheit durch das, was über das Schönheitsmaal gesagt worden, vom Scheich Mowafikeddin Ebu Seraa Ahmed Ben Ibrahim, gest. im J. d. H. 884 (1479). Sahaifol-hussnan li wassfil-chal, d. i. die Blätter der Schönen in der Beschreibung des Maals. 11) Almuhibb-wel mahbub wel meschmum wel meschruw, d. i. der Liebende und der Geliebte, das Gerochene und das Getrunkene, eine Beschreibung der Schönheiten der Wohlgerüche und Getränke von Ebil Hassan Ahmed Ereefa dem Dichter, welcher die hieher gehörigen Stellen aus verschiedenen Dichtern gesammelt hat. Eine ähnliche Blumenlese in Beschreibung der Thränen der Schönen verfaßte Chalil Ben Ibek Es-saffedi, unter dem Titel: Leselos-semi li masslid-demi, d. i. der Geschmack des Gehörs in Beschreibung der Thränen. 12) Keschfol-esrar an hikemit-tujur weleshar, d. i. die Entdeckung der Geheimnisse von der Weisheit der Vögel und Blumen, vom Scheich Afeddin Abdos-selam Ben Ahmed Ben Ghanem, dem Prediger, eine Beschreibung von Vögeln und Blumen.

Schönheitsbeschreibung der Knaben. 1) Meratiol ghaselan li ewssafil-hossan minel ghilman, d. i. Gasellen-Auen in der Beschreibung schöner Knaben vom Richter Schemseddin Mohammed Ben Al-hassan En Newadschi, in fünf Hauptstükken, 1) von den Namen und Beinamen der Knaben, 2) von solchen, die in Ämtern angestellt sind, 3) von denen, die Gewerbe treiben, 4) von den Eigenschaften des Verstandes, 5) von den Eigenschaften der Person. Eine Samlung von beiläufig 3000 sehr unanständigen Epigrammen, die bei den Morgenländern selbst verrufen ist, aber sich dennoch in den meisten Bibliotheken befindet (in der zu Paris Nr. 1465, in der des Escurials No. 337 in der zu Gotha 1367). 2) Ukudol dscheman li wassfil ghilman, d. i. Korallen-Knoten in der Beschreibung der Knaben von Ebil-abbas Ahmed Ben Mohammed von Haleb, der im J. d. H. 864 (1459) noch am Leben war. Kitabol ghilman, d. i. das Buch der Knaben von Ebil Faradsch Ali Ben Hassein, von

Jsfahan, und unter demselben Titel von Ebi mansur Abdolmelek Ben Ahmed Es-saalebi. Ein Seitenstück zum Werke Newadschis verfertigte Ibek Es-safedi, unter dem Titel: Ibretol-lebib, d. i. Beispiel des Verständigen.

Schönheitsbeschreibung der Weiber. 1) Chalaol isar fi wassfil asar, d. i. Einhüllung der Wangen in der Beschreibung jungfräulicher Schönheiten von dem oben erwähnten Verfasser Salaheddin Chalin Ben Ibek Es-safedi, der auch das Werk Sahaifol-hussnat fi wassfil-chal, d. i. Schönheitsblätter in der Beschreibung des Maals verfertigte. 2) Basstol isar an hubbil asar, d. i. die Entfaltung der Wangen aus Liebe der Jungfrauen. 3) Elf dscharje we dscharije, d. i. tausend Sklavinnen und eine von Ali Ben Mohammed Ettussi, die Schönheit, Beschreibung und Charakteristik von 1000 und einer Sklavin als Gegenstück zu dem Elf ghulam we ghulam, d. i. die tausend Knaben und einer von demselben Verfasser. Diese bei den Arabern so beliebte und aus der tausend und einen Nacht berühmte Zahl leitete (mit Weglassung der Einheit), die Verfasser der zwei folgenden Werke: 4) Elf nedschme, d. i. die tausend Gestirne, von Mohammed Ben Errasi aus Tuß. 5) Elfije we schelfije, d. i. die tausend Liebhaber der Schelfije (eines wahren Tausendgulden-Krauts), vom persischen Dichter Esraki.

Beschreibung des Weins. 1) Kitabor-rah, d. i. das Buch des Weines von Assol-melek Mohammed Ben Abdollah, berühmt unter dem Namen des Schreibers von Haran. Hamassetor-rah, d. i. der Preis des Weines von Ebil Ola Ahmed Ben Abdollah, gest. im J. d. H. 449 (1057). 2) Urussol ifrah fi ma jukal fir-rah, d. i. die Bräute der Erholung, in dem was über den Wein gesagt worden vom Scheich Ebi Ser Ahmed Ben Ibrahim aus Haleb, gest. im J. d. H. 884 (1479). 3) Miftahol-erwah fi imtidadir-rah, d. i. der Schlüssel der Geister in der Verlängerung des Genusses des Weins von Emineddin Abdol-mohsfin Ben Mahmud aus Haleb, gest. im J. d. H. 643 (1245). 4) Kutbos-Surur fi ewssafil-chumur, d. i. das Buch der Freuden in der Beschreibung der Weine von Ahmed Ben El-fassem, berühmt unter dem Namen Rakik En-nedim, der um d. J. d. H. 340 (951) starb. 5) Kitabol-eschribe, d. i. das Buch der Getränke von Ebi Mohammed Abdollah Ben Moßlem Ben Kotaiba, und vom Imam Ebi Abdollah Mohammed Ben Jsmail Al-Bucharri. 6) Halliejetol Komeit, d. i. der Schmuck des Weins in 25 Abschnitten von den Gattungen des Weins, Trinkgeschirrs, der Trinker, der Gärten, der Blumen, der Kränze von Schehabeddin En-nebadschi, auf der bodlejanischen Bibliothek Nr. 375. und auf der zu Gotha 1325.

Beschreibung des Bades. 1) Kitabol-hamam, d. i. das Buch des Bades von Ebi Obeide Moammer Ben mißna von Bassera, und von Ebi Jsshak Ibrahim Ben Jsshak Al-harbi, gest. ums J. d. H. 285 (898). 2) Al-Kawlot-tamm fi duchulil-hamamm, d. i. die vollkommene Rede über den Eintritt in das Bad. 3) El mam bi edab duchulil-hamamm, d. i. Anleitung zur Sitte des Eintrittes in das Bad vom Scheich Imam Mohammed Ben Es-seid Ali Ben Hamsa Al-Kosseini. 4) Edabal-hamamm, d. i. die Sitten des Bades von Hafis Schemseddin Mohammed Ben Ali Al-Kosseini von Damaskus, gest. im J. d. H. 765 (1363). 5) Ukudol kelam fi muteallikatill-hamamm, d. i. Knoten der Rede in dem Zugehöre des Bades von Jussuf Ben Mohammed al Jbadi, gest. im J. d. H. 779 (1377). 6) Nushetas-sehijet fi ahkamil-hamamm esch-scherijet wet tabibijet, d. i. auserlesene Ergötzung in den Geboten des Bades sowol in Hinsicht der gesetzlichen Rechtmäßigkeit, als des medizinischen Nutzens vom Scheich Abdor-ruuf Al Menabeoi, geschrieben im J. d. H. 1007 (1598). Über Länder-, Völker- und Ortbeschreibung, s. Erdbeschreibung. (v. *Hammer.*)

Beschreien, s. Besprechen.

BESCHTAU (auf tatarisch Fünf-Berge بش تاو), ein auffallender Vorsprung des nördlichen Kaukasischen Vorgebirgs (welches sonst wegen seiner starken Niederungen gar keine Koppen oder Spitzen hat), 5 Meilen von der Stadt Georgiewsk an der Pod Kuma. Das Profil des Beschtaus hat Pallas auf dem Hintergrunde der 17. Platte des ersten Theils seiner südlichen Reise dargestellt. Vier isolirte Berge, die nur oben mit sogenanten Eselsrücken an einander hängen, schließen sich an den Beschtau selbst, der oben so zugespitzt ist, daß kaum 10 Mann auf seinem Gipfel stehen können. Hier ist eine Piramyde von Steinen und Baumstämmen mit tatarischen Charakteren. Von hier aus erblickt man den südlich 55 Werste davon gelegenen majestätischen Elburs mit seinem doppelten Gipfel in Gestalt eines Pferdesattels, und bei schönem Wetter die ganze Kette des Kaukasus, mit seinen beiden zum kaspischen und schwarzen Meer streichenden Linien. Denn die Kumasteppe erweitert und verklärt diesen Blick. Der Beschtau ist von allen bekannten Kalkgebirgen dasjenige, was die Dünste der Atmosphäre am leichtesten an sich zieht (nach den Entdeckungen des Grafen Muffin Puschkin, wodurch Güldenstädt und Pallas berichtigt werden, hat er einen Kern von granitartiger Felsart, auf welchem sich der Gebirgskalk anlegt). Hiedurch wird er ein vollkommener Wetterzeiger. Wenn er seinen Wolkenmantel um sich hüllt, oder, wie die Einwohner sagen, seinen Hut aufsetzt, so ist dies der Vorbote des Regens und trüber Witterung, eben so schnell senken sich seine Wolken, wenn sich das Wetter aufklärt. Hier lagen die Pferdeberge des Ptolemäus (Ἱππικα ὄρη) und noch jetzt werden hier die besten Pferde der Abassen von dem Stamm Tranckt gezogen, welche folgendes Zeichen haben: ☊ *). (*Rommel.*)

Beschtja, s. Begia.

Beschuddung, s. Näherrecht.

BESCHWERDE, in juristischer Hinsicht, nennt man die Klage einer Partei über das Verfahren des Unterrichters bei dem Oberrichter.

*) Vgl. Güldenstät, Pallas und Engelhardt und Parrot, vgl. Besch-Barmuk.

Hat dieses Verfahren in einer Thätigkeit des Unterrichters bestanden, wodurch sich jene Partei in ihren Befugnissen verletzt glaubt, so kann diese Beschwerde nur in Form eines ordentlichen Rechtsmittels gegen die Verfügung des Unterrichters eingeführt werden, und erhält dann, nach Maßgabe des gebrauchten Rechtsmittels, verschiedene Benennungen, z. B. Appellation, Nichtigkeitsbeschwerde, u. s. w. Bestand jedoch dieses Verfahren gerade darin, daß der Unterrichter das gesetzliche Verlangen der Partei vernachlässigte, und keine Verfügung über dasselbe erließ, so ist die Beschwerde ohne weitere Förmlichkeit bei dem Obergerichte anzubringen, dem der Unterrichter unmittelbar unterworfen ist; wie z. B. die Beschwerde über verweigerte Justiz. In einem solchen Falle wird dieselbe durch eine Verfügung des Oberrichters gehoben, worin dem Unterrichter aufgegeben wird, binnen einer bestimmten Zeit, und unter Androhung eines bestimmten Nachtheils, die Justiz zu administriren, oder zu berichten, warum solches nicht geschehen sey; in keinem Falle aber darf der Oberrichter, in der Sache selbst erkennen, weil dadurch dem Gegentheil die Rechtswohlthat einer Instanz entzogen würde, und keine der Instanzen übersprungen werden darf; sondern er muß sich darauf beschränken, dem Unterrichter im Allgemeinen aufzugeben, auf den Antrag der Partei, welchen sie bei ihm eingeführt hat, zu erkennen, und es ruhig abwarten, ob dieselbe demnächst, wenn sie sich durch die Verfügung beschwert glaubt, in der Hauptsache Rechtsmittel an ihn zur Hand nehmen wird.

Von diesen Beschwerden sind diejenigen wol zu unterscheiden, welche in der Form einer besondern Klage gegen den Unterrichter eingeführt werden; sey es um denselben zu recusiren, d. h. ihm aus besondern Gründen verbieten zu lassen, in der Sache zu erkennen, oder um ihn persönlich auf Schadenersatz in Anspruch zu nehmen, s. Syndicatsklage. (*Spangenberg.*)

BESCHWÖRUNGSKUNST (magische). Beschwörer. Schlangen-, Krokodilen- und Tagebeschwörer. Der Glaube an magische Beschwörungen, in Folge deren die Kräfte und Wirkungen der geistigen und physischen Natur (also des Universums!), der Kraft und Wirkung des Worts oder der Sprache unterworfen werden, ist sehr alt [1]), und gewiß liegt ihm etwas Tieferes zum Grunde im menschlichen Gemüthe. Man bedenke nur, daß in der That zwischen dem Wort und der Sache, dem Zeichen und dem Wesen, ein gewisser geheimnißreicher, oder wenn man will, magischer Rapport Statt findet, wenn das Wort das wirklich ist, was es seiner innerlichsten Bedeutung nach seyn soll — eine verkörperte Idee, falls wir uns so ausdrükken dürfen. — Der Glaube an Beschwörungen gründet sich nun aber auf die geistige Kraft des Worts, insofern dieses als mit dem innerlichsten Daseyn, Leben und Wesen der Sache für Eins angenommen wird. Dies war nach der Lehre der Magie beim Geschlecht in der Urwelt der Fall, und daher können nach den Behauptungen der Magier und Theurgen alter und neuer Zeit noch jetzt mittelst der magischen Kräfte des Worts oder der Rede von dem, welcher solche kent und ihrer mächtig ist, ähnliche magisch-theurgische Wunder bewirkt werden. — Wir wollen zuvörderst einige hieher gehörige Behauptungen dieser Art aus ältern und neuern Schriftstellern namentlich und mit ihren eignen Worten anführen.

Bei den alten Persern wurde dem lebendigen Wort eine schaffende Kraft (vgl. Joh. I. 1. 2.) und bewegende, leitende Gewalt über Geist und Natur der Dinge zugeschrieben [2]) Die ganze Tendenz von Jamblich's Mysterien der Ägypter ist, zu zeigen: es gebe eine gewisse reale Vereinigung mit der Geisterwelt, welche durch keine philosophische Erkentniß erlangt werden könne, sondern allein durch gewisse geheimnißvolle Worte, Charaktere und Handlungen. Daher behauptet Jamblich eine dem Wort an sich inwohnende theurgische Kraft, und von den göttlichen und heiligen Namen, daß sie unmittelbaren göttlichen Ursprungs seyen, und ihre geheime, den Göttern angemessene theurgische Bedeutung hätten, ja daß sie gerade dann um so prägnanter wären, je fremdartiger sie lauteten [3]). Proklos sagt: die Vernunftwissenschaft göttlicher Dinge offenbart durch Verbindung und Trennung der (artikulirten) Laute (im Wort und der Sprache) das verborgene Wesen der Götter und Geister [4]). Paracelsus, Agrippa, Jakob Böhm, reden an mehren Orten in ähnlicher Bedeutung von der Kraft und Sprache über Geist und Natur. Alle drei halten, wenn man das, was sie nach ihrer Weise mehr, oder weniger klar oder unklar sagen, recht versteht, die Worte für die Ideen selbst, die ein Geist unmittelbar in den andern übergieße, und nicht blos für willkürliche Zeichen derselben. Poiret sagt: „ursprünglich konte der Mensch die ganze Körperwelt durch Worte regiren und alle Kreaturen durch seine Stimme beherrschen. Es ist, fährt er fort, blos eine Erneuerung dieser ersten reinen Natur des Menschen, wenn die Heiligen der alten Zeiten so große Dinge thaten, wenn Noah die Thiere in die Arche zu sich rief, Josua der Sonne, Mose dem rothen Meer gebot. Denn der Mensch hat die Sprache nicht empfangen, um seines Gleichen seine Gedanken mitzutheilen, sondern um sich die Natur dadurch unterthänig zu machen." In fast ähnlichem Sinne redet Schubert und mehre andre Schriftsteller der neuesten Zeit von der magischen Kraft der Sprache.

Soll nun aber bei Beschwörungen dem Worte diese magische Kraft verliehen werden, so müssen sich Glaube — Wille — und Imagination — damit vereinigen. Dies ist das zweite wesentliche Stück, worauf man den

1) Nach der fabelhaften Geschichte der Magie unterwarf sich schon im Paradiese Adam alle Kreaturen durch dergleichen Beschwörungen, das heißt, in der Bedeutung der höhern Magie, dadurch, daß er allen Wesen die Namen gab, die mit ihrer innerlichen eigenthümlichsten Natur und Lebenskraft einerlei waren. Nach dem Buche Henoch besaß Ham die Kunst, durch Beschwörungen Funken aus den Sternen zu locken, und sich die Geister und dämonischen Kräfte unterthänig zu machen. Im Evangelium des Nikodemus ist von Auferstandenen oder Auferweckten die Rede, die keinen Laut von sich geben, aber durch magische Beschwörungskünste gezwungen werden, zu sprechen.

2) Schubert's Nachtseite der Naturwissenschaft S. 59. f. der 2. Ausg. 3) De Mysteriis Aegypt. VII c. 3. vgl. II. c. 11. 4) Theol. Plat. II. c. 29. p. 91.

Glauben an magische Beschwörungen gründet. Zur vollständigen Übersicht mögen hier wieder einige Stellen aus Schriftstellern stehen, welche die Sache keineswegs für eine chimärische Annahme bieten, wobei sich der menschliche Geist überspringt, und die Vernunft, indem sie ihren höchsten Gipfel zu erklimmen glaubt, misbraucht wird, sondern welche wirklich solchen Überzeugungen huldigten, und deren Erklärungen darüber uns mithin am interessantesten seyn müssen.

Der berühmte oder berüchtigte Gutmann sagt in seiner Offenbarung göttlicher Majestät ꝛc. (Th. II. S. 34): „dem Glauben ist nichts unmöglich. Ginge es mit dem Teufel zu, wenn jemand auf dem Meer wandelte, so müßte auch Christus der Herr in Kraft des Teufels auf dem Meer umgangen seyn. Also auch und eben in diesem Glauben mag ein Mensch der Luft und Rede brauchen, daß er seine ganze Worte nicht allein hundert (man sollte glauben, dies wäre doch schon ziemlich weit!), sondern etliche tausend Meil Wegs weit zu seinem Freund trage, und von dannen Antwort zurück bringe ꝛc." (S. 86.): „so gar viel und groß ist an dem rechten Glauben gelegen. Durch den Glauben könten wir das Wort brauchen und dadurch größere Werke thun, weder der Herr selbst gethan hat. Was würden wir im wahren Glauben nicht mit dem Wort: Werde! allein ausrichten können? — Würden wir nicht dadurch alle Kranken gesund machen können? Nicht gutes Wetter? Nicht unsre Feinde im Felde damit erlegen? Nicht den Türk damit ertränken u. s. f." — Vollkommen auf ähnliche Art erklären sich Paracelsus, Agrippa, Böhm, Pordage, J. Leade, A. Bourignon, Poiret ꝛc. über die Kraft des Glaubens in Verbindung mit der Sprache zur Vollbringung wundervoller Handlungen.

Von der magischen Kraft des Willens und der Imagination in der Theurgie und namentlich bei Beschwörungen, wollen wir nur eine Stelle anführen. „Ein Geist, sagt Poiret in s. göttlichen Haushaltung (Th. V. S. 131. f.), ein Geist erkennt die Dinge außer sich entweder durch eine Aussendung seiner Kräfte in dieselben, oder durch eine Einstrahlung (Aufnehmung derselben in sich), wodurch er solchen gleichsam gegenwärtig wird (ein magischer Lehrsatz, der auch bei Pordage vorkommt). Die Empfänglichkeit, des göttlichen Wesens theilhaftig zu werden, und die Freiheit des Willens sind die edlern Theile unsrer Sele, eine geringere Kraft ist die Imagination (und doch schreibt ihr Poiret so unglaubliche Wirkungen zu, aber man sieht aus den unmittelbar folgenden, wie er will verstanden seyn). Gott allein besitzt die „schöpferische" Imagination, d. h. er stellte sich das Universum in seiner Vorstellungskraft also vor, daß er dessen Wirklichkeit wünschte oder vielmehr gut fand, und — so entstand dasselbe. Damit jedoch der Mensch (von dessen erhabenen Eigenschaften Poiret im Vorhergehenden gesprochen hatte) auch hierin eine Ähnlichkeit mit dem Schöpfer hätte, gab ihm Gott die Imagination, mittelst deren er sich körperliche Dinge vorstellen kann. Er gab dem Menschen zwar selbst besitzt, nämlich Materie durch die bloße Vorstellung davon hervor zu bringen, das heißt, die bereits vorhandene willkürlich zu vermehren. Dennoch aber ertheilte er dem Menschen ursprünglich eine thätige und wirksame Einbildungskraft, durch welche er die sinnlichen Objekte eben so zu behandeln vermogte, wie die Bilder seiner Phantasie, und daß er abwesende Gegenstände eben so beherrschen konte, wie gegenwärtige, also daß, wenn er sich z. B. einbildete, daß ein Elephant oder Löwe, den er in der Ferne erblickte, zu ihm käme, solcher sich ihm auch wirklich sofort näherte, oder, wenn er sich lebhaft vorstellte, daß ein vor ihm stehender Baum seine Äste und Früchte gegen ihn neigte, es auch in der Wirklichkeit geschah. So konte der Mensch dann durch seine Imagination, in Kraft des Glaubens und des Willens, mittelst seiner (artikulirten) Stimme oder der Sprache seine Herrschaft über die geistigen und körperlichen Naturen des Universums ausdehnen ꝛc."— Diese Proben sind hinlänglich, um den Glauben alter und neuer Zeit an die Kraft theurgischer Beschwörungen zu erklären, und über die Sache das nöthige historische Licht zu verbreiten. Während das, was diese Theosophen und Theurgen von der Wunderkraft des Glaubens, des Willens, und der Imagination behaupten, wie sie's behaupten, unbedingt ins Gebiet der Schwärmerei verwiesen werden muß, bleibt in der wohlverstandenen alten Lehre von einem realen magischen Rapport zwischen dem Worte und der Sache etwas Tieferes und Wahres zurück, also, daß unter gewissen Umständen und Voraussetzungen der Glaube an die Kraft der Sprache, wodurch im segnenden, verdammenden und beschwörenden Wort, vielleicht zu allen Zeiten wunderreiche Erscheinungen hervorgebracht werden können, indeß sie vollkommen und durchaus natürlich sind, an sich nicht geradezu als Aberglaube und Schwärmerei verworfen werden mag. Das Alterthum, dem Wort und Sprache wichtiger waren als der späteren Zeit, ging hierin sehr folgerichtig zu Werke. Denn ihm war ein, unter Umständen ausgesprochener Segen oder Fluch, da zu segnen oder zu fluchen erlaubt, oder nach den Begriffen der Urwelt selbst geboten war, — ihm war ein solcher Segen oder Fluch eine höchst wichtige, folgen- und bedeutungsreiche Sache. Man denke hier nur an die Geschichte der Patriarchen in unserm alten Testament. Selbst die Mosaische Gesetzgebung liefert wichtige Beiträge hiezu, wie bereits von Michaelis in s. Mosaischen Rechte bemerkt ist.

Wollten wir nun in die alte Welt, zu den Völkern Asiens, zu Griechen und Römern zurück gehen, um nachzuweisen, was bei diesen für Annahmen über den Gegenstand gegenwärtiger Untersuchung herrschten; so würden wir ein eignes Buch schreiben müssen. Leser, welche die Sache interessirt, können das Wesentlichste darüber in meiner Dämonomagie, und zwar in der weltbistorischen Parallele zwischen dem Zauberglauben im Heidenthum und dem Zauberglauben im Christenthum (Th. I. S. 309 — 349., so wie Th. II. S. 316 — 346.) nachlesen, und es wird auch in der Zauber-Bibliothek eigens davon gehandelt werden. Genug im Orient, wie in Griechenland und zu Rom, war der Glaube an magische Be-

tet, sondern auch in der That geübt und Unglaubliches davon abwechselnd geboſſt, oder gefürchtet. Man leſe nur, um Homer's und der ältern Zeiten bei Griechen und Aſiaten nicht zu erwähnen, was im ſpätern Rom bei Horaz, Ovid und allen nachfolgenden römiſchen Dichtern (z. B. Tib. 1. 2, 51. Apul. Met. 2, 24. 30. 6, 29. Lucian φιλοψ. u. ſ. w.) vom Beſchwörungsweſen jener Zeit als einem der weſentlichſten Stücke der Zauberkunſt, wie ſie damals geglaubt und geübt ward, vorkomt, um ſich hievon zu überzeugen, der ernſten Geſchichtſchreiber, namentlich des Tacitus, nicht zu gedenken. Die Beſchwörungen waren von verſchiedener Art; es wurden mannigfache Zauberſachen dazu gebraucht; bald lächerliche, bald Abſcheu erregende Feremonien bei ihrer Vollziehung angewendet; ja ſie machten den wichtigſten Theil eines eignen dunkelen, den unterirdiſchen Mächten gewidmeten Kultus aus [5]). Will man den ganzen ſpätern Zauber- und Beſchwörungsaberglauben Roms auf ein Mal beiſammen ſehen; ſo darf man nur Horaz Satyr. 1. 8. Epod. V. XVII. XVIII. leſen, wo namentlich der verſchiedenen Beſchwörungskünſte der Zeit ausführlich gedacht iſt.

Bei den aſiatiſchen Völkerſchaften war es nicht anders, wie man, wenn man's nicht hiſtoriſch wüßte, ſchon daraus ſchließen könte, daß der Zauber- und Beſchwörungsglaube als Kunſt, von Aſien nach Griechenland und Europa iſt verpflanzt worden [6]). Beſonders waren die Chaldäer und Babylonier in der Beſchwörungskunſt ſehr berühmt und deshalb abwechſelnd geſucht und geflohen, geehrt und gehaßt. — Wie äußerſt alt der Aberglaube in Aſien iſt, ſieht man unter andern auch aus den mannigfachen Strafgeſetzen, welche in der Moſaiſchen Geſetzgebung gegen die Beſchwörer vorkommen. Aus Moſe's Strafgeſetzen ſieht man, daß es mehre Gattungen von Beſchwörungen und von Beſchwörern in Kanaan gab, und daß der Aberglaube der Art bei dieſer Völkerſchaft in ein gewiſſes Syſtem gebracht war. — Die Nekromanten, welche die Schatten aus der Unterwelt hervor rufen, um ihnen verhängnißvolle Fragen vorzulegen, ſie um Rath zu fragen ꝛc. hießen אֹבוֹת (3 Moſ. 19, 31. 5 Moſ. 18, 11. vgl. Jeſ. 8, 19. 29, 4). Schon in der älteſten Vorwelt alſo war die Todtenbeſchwörung geübt. Aus ſpäterer Zeit gehört hieher die bekante Geſchichte mit der weiſen Frau oder Hexe von Endor, über die in alter und neuer Zeit ſchon ſo unzählig vieles geſchrieben iſt (1 Sam. 28, 7. f.), ſ. Nekromantie. — Sonſt wurden die nächtlichen Beſchwörer, — die Beſchwörungen geſchahen gemeiniglich bei Nacht, weil man wähnte, daß die Schatten das Tageslicht ſcheueten —, auch מְעוֹנְנִים zwitſchernde, und מְהֹמִים ſtöhnende, ſeufzende genant, weil man annahm, die Schatten könten nicht deutlich ſprechen (Jeſ. 8, 19. vgl. Virgil Aen. VI. 492. 493.), (etwan wie Klaudius Stumme: man will bemerken, daß die Stummen nicht deutlich reden, ſondern brummen!). Außerdem kommen bei Moſe unter der allgemeinen Kategorie von Beſchwörern noch vor מְכַשְּׁפִים 2 Moſ. 7, 11. 22, 17. 5 Moſ. 18, 10. vgl. Jer. 27, 9. Joſ. 47, 9. Dan. 2, 2. das heißt Leute, welche vorgaben, durch Beſchwörungen Sonnen- und Mondfinſterniſſe machen zu können; ferner קְסָמִים 5 Moſ. 18, 10.; יִדְּעֹנִי 3 Moſ. 19, 31. 20, 6. u. ſ. w. [7]). Alle dieſe verſchiedenen zauberiſchen Beſchwörungsarten herrſchten unter den Kananitern und den Völkerſchaften der Umgegend, und Moſe ſuchte ſein Volk durch die ſtrengſten Strafgeſetze dagegen zu verwahren, namentlich die Todtenbeſchwörung belegte er mit der Strafe der Steinigung (3 Moſ. 20, 27.). — Aber alle ſeine Geſetzgebungsklugheit ſcheiterte an dem leidigen Hange des menſchlichen Geiſtes zu dergleichen Thorheiten und dem allgemeinen Zeit- und Völkerglauben der Vorwelt. Seine Iſraeliten fanden, wie ihre ſpätere Geſchichte beweiſet, bald eben ſo viel Geſchmack an dieſen verbotenen Künſten, als die frühern heidniſchen Bewohner des Landes, die ſie mit deswegen ſo barbariſch ausgerottet hatten.

Unter den Juden waren ſeit der Rückkehr aus dem babyloniſchen Exil und insbeſondere zu Chriſti Zeiten alle Arten von zauberiſchen Beſchwörungskünſten allgemein verbreitet. Nicht leicht konte ein Volk der Erde wunderſüchtiger ſeyn, als die Juden. Mehre Rabbinen rühmen beſcheiden ſich ſelbſt, als חֲרִיזֵי חֲרָזִים im Wunderthun erfahrne Leute, wie Abba Chelchia und Rabbi Chanina Ben Duſa, von welchen Wunderdinge erzählt werden [8]). Empörender, beinah unglaublicher Aberglaube fand bei den Beſchwörungen gewiſſer Art Statt. So z. B. bedienten ſie ſich zu manchen Beſchwörungen der abgezogenen Haut vom Kopf eines Verſtorbenen [9]). Auch wurden oft Todte ausgegraben [10]), um ihnen Kleider, Ringe ꝛc. zu zauberiſchen Beſchwörungen zu entwenden [11]). Das Unerhörteſte iſt folgendes. Man fabelte von einem Wunderthiere, das ſich in Paläſtina auf den Feldern unter der Erde aufhalten ſollte, ſich bald in der Geſtalt eines Menſchen, bald eines Ungeheuers ſehen ließ, auch eine Stimme u. Sprache hatte, die aber — kein Menſch verſtand. Sein jedesmaliger Aufenthalt ward aus einem rauhen langen Krautſtengel erkant, der, wo es war, aus dem Boden hervor ſchoß und wovon ſich die Wurzel in des Unthiers Nabel befand. Sich dieſem Kraut nähern, hatte den plötzlichſten Tod zur Folge. Gelang's aber, ſolches aus der Ferne mit Pfeilen nieder zu ſchießen, ſo ſtarb das Ungethüm ſofort, deſſen Name אַדְרֵי שְׂדֵה war. Wer ſich die-

5) S. Zauberbibliothek Th. II. S. 53. folg. 64. f. Wachsmuth von der Zauberkunſt bei Griechen und Römern, im Athenäum B. II. Heft 2. S. 209. f. und meine kleine Schrift: „von der alten und neuen Magie Urſprung, Idee, Umfang und Geſchichte.“ Mainz 1821. S. 15. f. 47. u. ſ. w. 6) Vgl. Tiedemann's Preisſchrift: Disputatio de quaestiones, quae fuerit artium magicarum origo etc. Marp. 1787.

7) Michaelis Moſ. Recht Th. VI. a. a. O. 8) Bab. Beracot. fol. 33. 34. S. Juchaſin Fol. 56. 2. Die Namen von Dämonen, deren ſie ſich zu zauberiſchen Künſten und namentlich zu Beſchwörungen bedienten, kommen vor R. Salomon im Sanhed. Fol. 91. 1. 9) S. Gloss. in Cholin. fol. 123. 1. Darum heißt's Bartenora in Sanhed. fol. 65. 1. Sunt Pythones, qui accipiunt cranium hominis mortui, cujus caro jam absumpta est, eique suffitum faciunt; postea quaerunt ex eo futura, et cranium illud respondet, nempe per spiritum in illud arte magica inductum etc. 10) Dies geſchah freilich auch bei andern Völkern, und ſelbſt angeblich in der Hexenperiode, ſ. den Anhang zu meiner Dämonomagie S. 306. f. 11) Bava Pathra fol. 58. 1.

ses Thieres, das nie existirte, Rachen oder Schnauze nun u bemächtigen so glücklich war, und solche bei den Beschwörungen in den Mund steckte, um dadurch zu sprechen, dessen Citationen oder Bannflüche waren unverständlich [12]). Doch genug des Unsinns, der aber historisch interessant ist, und den wüsten Beschwörungs- und Zauberaberglauben des späteren Judenthums charakterisirt. —

Der Erfinder, oder vielmehr der vollkommenste Kenner (denn Cham war schon ein Beschwörer!), der Beschwörungskunst ist nach der jüdischen Theurgie und Kabbalistik der König Salomon, der dieser Kunst im höchsten Grade mächtig war. Sehr weitläufig (denn blos dies 15. Buch besteht aus 34 Folioblättern!) handelt von Salomon's Beschwörungskünsten Reginald Scott im 15. Buche seiner Entdeckung der Hexerei [13]). Es ist ganz und gar unsinnig, was die Juden hier fabeln. Josephus schon, der doch sonst nicht ganz ohne Umsicht schreibt, sagt im 22. Kapitel des ersten Buchs seiner jüdischen Alterthümer folgendes von Salomon: „dieser König war der größte Philosoph und philosophirte über alle Dinge, und besaß die vollkommenste Kentniß aller Eigenschaften derselben (1 Kön. IV. 29 — 34.). Diese Gabe war ihm zum Besten der Menschen von oben herab geschenkt, denn sie ist von großer Wirkung und Kraft gegen — die Teufel. Er verstand auch allerhand Zaubermittel zu bereiten, und hinterließ schriftlich mehre Beschwörungsformeln, vor welchen die Teufel, wenn sie solche hören, dergestalt sich fürchten, daß sie alsobald weichen und niemals wiederkommen. Und diese Manier, Teufel zu beschwören oder zu bannen, ist sehr gemein unter meinen Landsleuten. Denn ich selbst, fährt er fort, habe gesehen, daß einer meiner Nachbarn, ein gewisser Eleazer, in Gegenwart Vespasians und dessen Sohnes Titus, so wie des ganzen römischen Heeres (man versetze sich in jene Zeit und staune!) vielen Personen glücklich geholfen hat, welche von Geistern besessen waren. Die Beschaffenheit seiner Kunst bestand in Folgenden: Er legte an oder unter die Nase des Besessenen einen Sigelring, in dessen Sigel eine gewisse Wurzel eingeschlossen war, deren Kräfte, Wirkungen und Gebrauch Salomon umständlich beschrieben hat, und der Geruch dieser Wurzel zog sogleich den Teufel aus der Nase (oder vielmehr durch die Nase) des Besessenen; daß der arme Mensch sofort niederfiel, und dann beschwor Eleazer den Teufel, sich auf der Stelle fort zu packen und nimmermehr wieder zu kommen. Während der Zeit nante Eleazer den Namen Salomons und recitirte verschiedene, von diesem Könige selbst aufgesetzte und vorgeschriebene Beschwörungsformeln. — Alsdenn stellte er, um den anwesenden Zuschauern die magische Kraft seines Ringes und seiner Kunst desto augenscheinlicher zu zeigen, in einer geringen Entfernung von ihnen ein Becken voll Wasser hin und beschwor den Teufel, welcher aus dem Menschen ausgefahren war, durch Umstoßung dieses Beckens den Zuschauern ein sichtbares Zeichen zu geben, daß er den unglücklichen Menschen gänzlich verlassen habe. Wie nun dies wirklich geschah; so zweifelte niemand weiter an der großen Kentniß, Einsicht und Weisheit — des Königes Salomon."

Diese Stelle leistete für alle spätern Beschwörungstollheiten die Gewähr. Denn auch andre als jüdische Schriftsteller behaupteten in Betreff Salomons mit den Juden gleichen Unsinn. Gratian, der Samler der goldnen Detrete (Distinct. XXI. unter der Rubrik von Exorcisten), Wilhelm Durandus in s. Rationale divinorum Officiorum. die Verfasser der Clavicula Salomonis, der Salomonischen Geistermonarchie, des Salomonischen Geisterringes ꝛc. — Alle behaupten sehr ernsthaft die erstaunenswürdige Wissenschaft Salomons in diesem Stücke und wissen von dessen Beschwörungskünsten Unerhörtes zu erzählen. Die Perle von allem ist folgendes. Um die Teufel aus Palästina wegzuschaffen und ihren Hochmuth zu bestrafen, hat Salomon ein Mal — 1720 Legionen Teufel von 72 Dämonen- oder Höllenkönigen beschworen, darauf in einen großen kupfernen Kessel zusammen gefesselt, und endlich in einen tiefen Morast — bei Babylon versenkt. Nach geraumer Zeit aber gruben die Babylonier, die eine dunkle Sage von diesem verhängnißvollen Kessel erhalten hatten, nach demselben und holten ihn in der Hofnung, einen unermeßlichen Schatz darin zu finden, aus dem Sumpf herauf. Als sie ihn aufdeckten oder zerschlugen, flogen diese Legionen Teufel, deren Beschwörungsbande dadurch gelöst waren, alle heraus und verbreiteten sich von neuem zum größten Unglück über die Erde. Dies ist die Ursache, daß es von diesem Zeitpunkt an so viele Dämonen, namentlich in Palästina gab! — Man hat ganze Genealogien und Dämonologien von diesen Salomonischen Teufeln und ihren wunderlichen Schicksalen. Der erste davon hieß, wie man aus eines ungenanten Engländers Pseudomonarchie der höllischen Geister sieht [14]), Bileth, ein andrer Baell, wieder ein andrer Barbatos, noch andre Botis, Bathin, Bune, Berith ꝛc., um nur ein Paar dieser Dämonen aus dem Buchstaben B. namentlich anzuführen. — Da diese Salomonischen Teufel in der Geschichte des dunkelsten Beschwörungsaberglaubens eine bedeutende Rolle spielen; so müssen wir wol noch etwas von denselben sagen. Wir wählen dazu den ersten der eben Genanten, Teufel Bileth. „Bileth ist, heißt es in der Pseudomonarchie der Höllengeister, ein großer und erschrecklicher Teufelkönig, reitet bei Citationen auf einem Falken, Trompeter und Janitscharenmusik vor ihm her; er kann allein durch den Salomonschen Ring beschworen werden, aber seiner Gefangenschaft in dem babylonischen Kessel noch wol eingedenk, stellt er sich bei Beschwörungen ganz wüthend, und will nicht in den Zauber- und Beschwörungskreis hinein. Der Beschwörer muß deswegen beständig einen tüchtigen hagebüchenen Knittel bei der Hand haben, damit außerhalb des Kreises einen Triangel abzeichnen, und alsdenn nach Osten und Süden tapfer um sich schlagen, dabei eine Flasche Wein hinsetzen, und mit Lesen, Beten und Beschwören

12) S. *J. H. Othonis* Lex. Rabbinico-Philologicum etc. Genevae, 1675. p. 34. 356., vgl. Sanhed. Fol. 65. 1., so wie Maim. in Avoda Zarah cap. VI. fol. 32. 13) The Discovery of Witchcraft, London, Ausg. von 1602. 1637. 1651. 1665. Fol.

14) Vgl. Scot's oben angef. Schrift, Anhang.

unerschrocken fortfahren; so komt er doch endlich dem Kreise näher, und bezeigt sich äußerlich höflich und hilfreich. Sodann aber muß ihn auch der Beschwörer mit der tiefsten Ehrfurcht empfangen, und beständig einen silbernen Salomonischen Ring an dem Mittelfinger der linken Hand vors Gesicht halten. Denn die Gewalt dieses Prinzen ist so groß, daß sie nur durch außerordentliche Beschwörungen besiegt werden kann, daher er auch sehr stolz ist. Er ist von der Ordnung der Kräfte, und hoffet dereinst den 7. Thron wieder zu besteigen, da er seinen Aussagen zufolge fast wider seinen Willen in die Empörung der Übrigen ist hinein gezogen worden. Gegenwärtig ist er, nach seiner Wiederbefreiung aus dem Salomonischen Zauber-Kessel, kommandirender Befehlshaber von 85 Legionen, und bekleidet die königl. Würde." — Hier scheint der höchste Unsinn seine höchste Höhe erreicht zu haben. Aber wir könten aus der Geschichte der übrigen Höllenfürsten, welche Salomon in den Kessel gebannt hatte, und welche sich nach erlangter Freiheit um so mächtiger und gefährlicher zeigten, vielleicht noch tollere Sachen anführen. Anstatt dessen jedoch nur noch ein paar Worte von der heiligen Margaretha, deren Geschichte hier erwähnt zu werden verdient, weil sie namentlich mit einem der von Salomon beschwornen und aus dem Kessel entflohenen Teufel gekämpft hat.

Die Legende von der heiligen Margaretha hat so viel Kindliches, ist in ihrer Art so malerisch schön, und veranschaulicht zugleich den ganzen Teufels-, Zauber- u. Beschwörungsaberglauben ihrer Zeit so lebhaft, daß sie, beim Blick in jene Tage, nicht geeignet bespöttelt zu werden, vielmehr als ein Denkmal entschwundener Zeit- und Lebensansichten, mit Liebe und religiöser Wehmuth betrachtet zu werden verdient. Die fromme Sele hatte ein ganzes Leben hindurch mit dem Teufel zu kämpfen und brachte es durch Glaube, Liebe, Muth und Ausdauer endlich dahin, daß sie den Bösen sichtbarlich, in der Gestalt eines Drachens, an einem rosenfarbnen Bändchen, wohin sie wollte, führen konte. Ein Mal bat sie Gott in ihrem Gefängniß auf den Knieen, daß es ihr erlaubt werden möchte, sich mit ihrem geheimen Feinde, dem Teufel, in einen persönlichen Kampf einzulassen. Kaum war sie vom Gebet aufgestanden, so sah sie einen erschrecklichen Drachen, welcher sich bemühte, sie zu verschlingen. Allein sie bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze und der Drache verschwand [15]). Bald nachher sah sie einen schwarzen, einem Mohren ähnlichen Kerl ihr gegen über sitzen, dessen Hände auf seine Knie gebunden zu seyn schienen. Margaretha ergriff sofort den Schwarzen bei den Haupthaaren, warf ihn zur Erde nieder, und setzte siegreich ihren Fuß auf den Kopf desselben. In dem Augenblick, nach abermals verrichtetem Gebete, strahlte ein sanftes Licht in ihren Kerker, und sie sah am Himmel das Kreuz des Herrn, auf welchem eine Taube saß. Hierauf dankte sie Gott und sprach zu dem Teufel: sage mir deinen Namen! — Der Teufel erwiederte: ziehe deinen Fuß erst von meinem Kopf zurück, damit ich fähig werde, zu reden und dir meinen Namen zu entdecken. Wie das geschehen war, fuhr er fort: ich heiße Veltis, und bin einer von denjenigen, welche Salomon durch seine Beschwörungskünste in den kupfernen Kessel zu Babylon einsperrte, als aber die Babylonier in der Hofnung Geld darin zu finden, den Kessel ausgruben und in Stücke zerschlugen, flogen wir heraus. Seit der Zeit liegen wir im Hinterhalt, um die Gerechten zu erhaschen und ins Verderben zu stürzen, und was mich betrift, so habe ich namentlich dich vom Wege, den du gegangen bist, abzubringen gesucht u. s. w." — So viel von Salomon, und den Salomonischen Teufeln, und dem gesamten phantastischen jüdischen Beschwörungswesen! —

Das Christenthum, das dem Zauberglauben in allen seinen einzelen Theilen welthistorisch entgegenstrebte, verdamte alle magischen Beschwörungen als Werke und Wirkungen des Teufels, dessen Reich zu zerstören Christus auf Erden gekommen sey (1 Joh. V. 8.). Dagegen behielt es, wie bei dem allgemeinen Zeitglauben an dämonische Besitzungen kaum anders möglich war, kirchliche Beschwörungen solcher Personen bei, welche man von bösen Geistern für besessen hielt, wobei man allen zauberischen Aberglauben entfernt zu halten bemüht war. Die Sache ward, da das Reich des Teufels nicht auf ein Mal zernichtet war, und man fortdauernd dämonische Wirkungen im Christenthum annahm, in den ersten Jahrhunderten für so wichtig und nothwendig gehalten, daß eine eigene Klasse von Menschen sich der Kunst beiliger oder kirchlicher Beschwörungen widmete, also, daß eine Menge von Wunderthaten erzählt werden, welche sie nach dem Glauben ihrer Zeit verrichteten, worüber man in den bekanten Schriften über die christlichen Alterthümer von Bingham, Simonis, Baumgarten ꝛc., so wie in den Dogmengeschichten von Augusti, Münscher, Münter u. s. w. das Nähere findet. Hievon ausführlicher zu handeln, gehört nicht hieher, und was etwa noch in gegenwärtigen Artikel gehörte, wird unter Dämonen, Dämonischen ꝛc. bemerkt werden. — Wir erinnern hier nur noch an das Einzige, daß sich aus dem fortdauernden Glauben an die Wirksamkeit solcher Beschwörungen nach und nach das ganze schwärmerische System von theurgischer oder theosophischer Magie entwickelte, welches man mit einem Worte die christliche Magie nent, da man durch fromme Gebete und Beschwörungen im Namen Gottes und Jesu, der Jungfrau Maria, der Engel Raphael, Michael u. s. w. das alles

15) So lautet die Erzählung in der 5. und 6. kirchlichen Lection am Gedächtnißtage der h. Margaretha. Nach andern Legenden aber setzte sie nicht dem Mohren, sondern dem Drachen selbst den Fuß auf den Kopf. So faßte Raphael die Legende auf, der wir jenes unsterbliche Meisterstück — die h. Margaretha, oder den Sieg des Glaubens verdanken. Vor meinem Andachtsbuche für die gebildete Jugend (Frankfurt a. M., 3. Auflage, 1816.) befindet sich ein wohlgerathener Kupferstich von diesem herrlichen Raphaelischen Gemälde. Hier tritt Margaretha, ihres Siegs gewiß, eine Palme in der Hand ruhig einher schreiend, dem Unthier leichten Trittes in den Rücken, das, den Schmerz seiner Besiegung empfindend, krampfhaft mit dem Schweif ein Rad schlägt, während aus dem weit geöfneten Rachen Feuerfunken sprühen. Das Gemälde gehört bekantlich zu den gelungensten und berühmtesten Werken Raphaels.

zu erreichen strebte, was der finsterste Aberglaube andrer Art durch dämonische Kräfte glaubte bewirken zu können [16]).

Es ist, wie man sich denken kann, in der Zauber- und Hexenperiode, da dergleichen Sachen das höchste allgemeine Interesse hatten, außerordentlich viel sowol gelegentlich, als in besondern Schriften namentlich auch über die Beschwörungskunst geschrieben worden. Aber wir würden viel zu weitläufig werden müssen, wenn wir hier außer den an Ort und Stelle in diesem Artikel bereits Angeführten ins Einzelne dieser weitläufigen und dunkeln Literatur eingehen wollten. Wir wollen nur eine Schrift über den Gegenstand nennen, welche sowol an sich, als um ihres berühmten Verfassers willen, der zuletzt als angeblicher Gottesleugner und Zauberer selbst sein Leben auf dem Scheiterhaufen endigte, zu den wichtigsten, hieher gehörigen Schriften gehört: Lucio Vanini De Incantationibus s. de effectuum naturalium causis etc., vgl. Acta Eruditorum St. V. 1718. Leipziger gelehrte Zeitungen von eben diesem Jahre S. 167. 398. f. Brucker H. P. V. p. 670. Stäudlin's Beiträge zur Philos. und Geschichte, Band I. S. 147. f.

Zum Beschluß nur noch ein paar Worte von den sogenanten Schlangenbeschwörungen, die im Morgenlande als eine Art Taschenspielerkunst gebräuchlich sind, und deren die Reisebeschreiber verschiedentlich erwähnen.

In Asien, dem Mutterlande der Zauberei und aller Arten von Beschwörungskünsten, gab es, wie man aus Jos. 3, 3. Jer. 8, 17. u. a. S. sieht, schon vor Jahrtausenden Gaukler und Betrüger, welche sich rühmten, Schlangen beschwören zu können, daß sie niemand etwas zu Leide thäten und ihr Biß nicht tödtlich wäre. Biß die Schlange aber doch, so schrieben sie es ihrer aus Arglist angenommenen Taubheit gegen die Beschwörungssprüche oder Beschwörungslieder zu (Psalm 58, 5. 6. Pr. Sal. 10, 11.). Diese Leute hießen לחשים Jes. 3, 3. Dergleichen Gaukler gibt es nun im Morgenlande noch bis jetzt, ja sie haben, wie man aus Niebuhr sieht [17]), die Kunst noch weiter gebracht, denn sie lehren ihre also abgerichteten Schlangen bisweilen sogar auch nach dem Takte tanzen [18]). Auch Thevenot gedenkt der Schlangenbeschwörungen und daß es noch jetzt Leute in Ägypten gibt, welche die gefährlichsten Schlangen ohne Schaden in die Hand nehmen [19]). — Als Schlangenbeschwörer der Art waren vormals die Marsier in Italien, so wie die Psyllier in Lybien bekant, welche das Schlangengift sogar ohne Gefahr aus Wunden heraussogen [20]). Bei uns, wo die Schlangen im Allgemeinen wenig gefährlich sind, könte das Kunststück ihrer Beschwörung oder Unschädlichmachung wenig Interesse haben. Im Orient, wo es äußerst giftige Schlangen gibt, deren Biß sofort tödtlich ist, ist es anders [21]). Kein Wunder also, daß diese angeblichen Schlangenbeschwörer in alter und neuer Zeit daselbst bei dem Volk in großem Ansehn standen und noch stehen! —

Noch schwerer mochte das Kunststück seyn, dessen sich andre rühmten, Krokodile zu beschwören, daß sie sich — fangen ließen. Gleichwol wird der Krokodilen-Beschwörungen schon Hiob 3, 8. 40, 30. erwähnt, und noch jetzt gibt es Leute, welche behaupten, dieser Kunst mächtig zu seyn [22]). Das Beschwörungskunststück soll sehr natürlich seyn und darin bestehen, daß die Krokodilenbeschwörer diese Thiere in verborgene, überdeckte Gruben zu locken wissen. — In dieser nämlichen Stelle wird noch einer andern Gattung von Beschwörern gedacht — der Tagebeschwörer oder Tageverwünscher. Dies waren Leute, welche nach dem Aberglauben so vieler Nationen in dem Kredit standen, Tage (man denke hier nur an die Schicksalstage, die schwarzen Tage ꝛc. bei den Römern) verwünschen zu können, so daß sie unglückschwanger waren und alles, was man an denselben vornahm oder verrichtete, einen üblen Ausgang hatte. Dergleichen höchst gefährliche Betrüger gibt's noch heutigen Tags bei vielen uncultivirten Völkern, die den Betrogenen oder Leichtgläubigen das Leben zu verbittern im Stande sind. Es ist darum ein starker Zug in dem dunklen Lebensfluch bei Hiob:

Die Tage-Beschwörer — verwünschten sie
auch diese Nacht,
Die Kühnen, die den Krokodil beschwören!!! — (*G. C. Horst.*)

BESECKE, Vater und Söhne; der erste, Christian Wilhelm, war geb. zu Möckern im Magdeburgischen den 12. Aug. 1707. Er wurde 1734 königl. preußischer Feldprediger, 1737 Diakonus zu Burg im Herzogthum Magdeburg, bald darauf Pastor, 1757 aber Oberpfarrer und Distrikts-, Kirchen- u. Schulinspector, und starb am 1. Jun. 1787, nachdem er zwei Jahre zuvor die 50jährige Amtsfeier als Prediger erlebt hatte. Er ist durch verschiedene, ins Erziehungswesen einschlagende, brauchbare Schriften (Fibel, biblisches Spruchbuch für Kinder, die Religion der Jugend. Halle 1785. 8.), und durch seine Bemühungen, die Lehrmethode zu verbessern, bekant. Schon als Hofmeister bei dem Kriegsrath Leyser zu Burg lehrte er ein blindgebornes Kind lesen, Klavier spielen und sogar die Elemente der Astronomie. Sein Unterricht zu einer accuraten und leichten Verwaltung des Kirchenvorsteheramts, erschien 1776 zu Halle in Folio, und handschriftlich hinterließ er einen Versuch, die Sprachen geschwind zu erlernen *). Sein Sohn, Karl Ferdinand Wilhelm, geb. zu Burg den 12. Dec. 1737, war königl. preußischer Kriegsrath, Adjunktus Fisci und Justizkommissar zu Berlin, und starb am 16. Mai 1798.

16) Vergl. Dämonemagie Theil II. Abschnitt X. Anlage. S. 284 — 303. Von der christlichen Magie. 17) Reisebeschreibung nach Arabien Theil I. S. 189. 18) Ostindische Missionsberichte Theil III. S. 453. 19) P. I. L. II. c. 73. 20) *Bochart* Hieroz. P. II. Lib. III. c. 6. *Vossius* de Idol. L. IV. c. 61.

21) Vgl. *Forskolii* Descript. animal. pag. 13. 14. Pococke Vol. II. P. I. p. 231. seq. Hasselquist p. 315. 320. 22) *Maillet* Lettre IX. p. 32. Vgl. des Freiherrn F. v. W. Briefe auf einer Reise nach Indien, im teutschen Museum, 1781. St. VIII. S. 109. f. und Michaelis Anmerkungen zu Hiob 3, 7.

*) Abelungs Zusätze zum Jöcher. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1. Bd.

Er hat sich durch mehre, in Zeitschriften abgedruckte, Abhandlungen ökonomischen und politischen Inhalts vortheilhaft bekant gemacht, auch bearbeitete er den Artikel Hypothek im 27. Bd. von Krünitz Encyclopädie, wovon 12 Exemplare (Berlin 1783. 8. 158 Seiten) besonders gedruckt wurden, und hatte Antheil an seines Bruders Thesaurus juris cambialis. Vol. II. Berol. 1783. 8. **). Dieser Bruder (*Baur.*)

BESECKE (J. Melchior Gottlieb), Prof. der Rechte am Gymnasium illustre in Mitau, geb. zu Burg im Magdeburgischen am 26. Sept. 1746, gest. zu Mitau am 20. Oct. 1802, wurde in Klosterbergen erzogen, und studirte von 1765 bis 1771 in Frankfurt a. d. O. und Halle. In letztrer Stadt wurde er 1772 Doktor der Rechte und hielt daselbst philosophische und juristische Vorlesungen. Zwei Jahre später berief ihn der Herzog Peter von Kurland an das neuzustiftende, damals akademische, Gymnasium. Er half diese Anstalt mit einrichten und wurde bei ihrer Einweihung am 29. Juni 1775 deren erster Prorektor. Eine rastlose Thätigkeit und Wirksamkeit für die Rechtswissenschaft, und später für die Naturkunde, welche er erst während seines Aufenthaltes in Kurland mit besonderer Liebe zu bearbeiten anfing *), haben ihn rühmlich bekant gemacht; den Kurländern wird er aber vorzugsweise durch die, im J. 1795 mit unerwartetem Erfolge, mit sehr mäßigen Mitteln und in unglaublich kurzer Zeit, bewerkstelligte Einrichtung des Armenwesens in der Stadt Mitau, unvergeßlich bleiben. — Die vorzüglichsten, von ihm herausgegebenen Schriften sind folgende: Versuch einer Abbildung eines römischen Rechtsgelehrten. Mitau 1774. 4. Dissertationum atque programmatum Crellianorum fasc. 1. 2. 3. Hal. 1775. 4. (Die Fortsetzung überließ B. dem Dr. Holzhauer) Entwurf eines Lehrbuchs der natürlichen Pflichten. Mitau 1777. 8. Thesaurus juris cambialis. P. I. 2. Berol. 1783. 4. Versuch eines Entwurfs zu einem vollst. Gesetzplan für Verbrechen und Strafen. Dessau 1783. 8. Entwurf eines Systems der transcendentellen Chimie. Leipz. 1787. 8. Probe eines kritischen Kommentars über Kants Kritik der reinen Vernunft. Mitau 1789. 8. Beiträge zur Naturgeschichte der Vögel Kurlands. Mitau 1789. 8. Versuch einer Geschichte der Hypothesen über die Erzeugung der Thiere. Ebend. 1797. 8. Versuch einer Geschichte der Naturgeschichte. Thl. I. (Von Erschaffung der Welt bis auf d. J. 1791.) Ebend. 1802. 8. (*v. Wichmann.*)

BESELICH, ein ehemaliges Kloster in der alten Grafschaft Dietz, jetzt zum Fürstenthum Nassau Hadamar gehörig, ursprünglich eine Kirche mit einem dazu gehörigen Hof, Gütern und Zehnten, kam im J. 1163 durch Schenkung an die Abtei Arnstein, welche hier ein adeliges Nonnenkloster, Augustiner Ordens, errichtete. Die Kirchenreformation veranlaßte dessen Auflösung, und nach langem Streit zwischen Nassau und Wied-Runkel über die weitläufigen Besitzungen und die beträchtlichen Gefälle des reichen Klosters, die Verwandlung desselben in ein Hospital (1615). Dreizehn Jahre später bemächtigte sich aber der Prämonstratenserorden unter dem Schutze kaiserl. Truppen seines ehemaligen Eigenthums. Beselich ward abermals ein Kloster, blieb es aber doch nur kurze Zeit: denn der zur römischen Kirche übergetretene Fürst Johann Ludwig zu Nassau Hadamar begabte damit die von ihm errichtete neue Jesuiterresidenz zu Hadamar mit Einwilligung Urban VIII. Die Prämonstratenser konten sich gegen den mächtigeren Jesuitenorden nicht im Besitz erhalten. Von den Jesuiten ward 1656 das alte Kloster selbst, mit den nächstgelegenen Grundstücken und Waldungen, dem F. Moritz Heinrich zu Nassau Hadamar wieder verkauft und es entstand daraus eine landesherrliche Domäne, der jetzige Hof Beselich. Das übrige Klostereigenthum blieb dem Jesuitenorden bis zu seiner Auflösung, und ist seitdem ein beträchtlicher Theil des Fonds eines von dem eben so toleranten, als freigebigen letzten Statthalter Wilhelm V. neu errichteten katholischen Gymnasiums zu Hadamar. (*v. Arnoldi.*)

BESENVAL (Martin), von Aosta gebürtig, erhielt 1629 zu Solothurn das Bürgerrecht, kaufte 1657 die mit der hohen Gerichtsbarkeit versehene Herrschaft Brunnstadt im Sundgau. Er trat in französische Dienste: ein Beruf, dem sich beinahe seine ganze Nachkommenschaft widmete. Ludwig XIV. adelte ihn 1655. — Seinen Sohn Martin, Schultheiß zu Solothurn, und dessen Brüder, erhob Kaiser Leopold 1695 in den Freiherren-Stand. — Der Sohn desselben, Victor, französ. General-Lieutenant, geb. 1671, gest. 1736, verheirathete sich, während seiner Anstellung als außerordentlicher Gesandter am polnischen Hofe 1718, mit der Tochter des Kron-Groß-Marschalls Bielinski, Katharina, einer Verwandtin der nachherigen Gemalin Ludwigs XV., welche 1761 im 77. Jahre ihres Alters starb. — Seinem Sohne, Peter Joseph Victor, geb. 1721, erwarben seine Verhältnisse, seine Tapferkeit, schöne Bildung, Gewandtheit und der frühe Zutritt beim französischen Hofe schnelle Beförderungen und Einfluß. Er wohnte den Feldzügen in Teutschland 1734 und 1735, denjenigen des östreichischen Erbfolgekrieges in Teutschland und in den Niederlanden bei. 1757 wurde er zum Marechal de Camp ernant, bekleidete im siebenjährigen Kriege Befehlshaber-Stellen, war in den Schlachten bei Hastembeck und Klosterkamp, in welchen er sich auszeichnete. Der Friede führte ihn wieder an den Hof, 1762 wurde er General-Lieutenant und General-Inspektor der Schweizer und Graubündtner, bei welchen er, nach dem Wunsche des Herzogs von Choiseul, eine genauere Disciplin einführte; 1766 Großkreuz des St. Ludwigs-Ordens; 1767 Oberst-Lieutenant der Schweizer-Garde, und erhielt auch nachher verschiedene höhere Kriegsbedienungen im Innern. Die Biogr. univers., welche ihm Hoftakt und die übrigen, einen glücklichen Höfling bildenden Eigenschaften, selbst Einfluß in der Familie Ludwigs XVI., und bei der Königin insonderheit zugesteht, setzt seine Wirksamkeit als Hofmann derjenigen des Kriegers weit nach. Bei seiner Einmischung in weibliche Hofränke, Minister-Entlassungen, u. dgl. sey durch seine Vorschläge nie etwas Besseres an die Stelle dessen getreten, was er getadelt hatte. Als Befehlshaber des

**) Meusel a. a. O.

*) Eine von Besecke angelegte, schöne und vollständige, Samlung Kurländischer Vögel, wurde 1801 für das Mitausche Gymnasium gekauft — vermißt aber seitdem ihren achtsamen Pfleger und Erhalter.

Innern und der gegen Paris zusammengezogenen Truppen 1789 habe er zur Ausführung seiner eigenen Vorschläge nur schüchterne Maßregeln ergriffen, und nur unbestimte Befehle ertheilt. Er entwich mit Reisepässen, wurde aber wiederholt angehalten, verhaftet, nach Paris gebracht, wo er vom Chatelet frei gesprochen wurde. Von nun an verschwand er von der politischen Bühne, und starb zu Paris den 3. Juni 1791, nicht den 27. Juni 1794, wie die Biogr. univ. unrichtig sagt. Der Vicomte von Segur, Besenvals Erbe, gab 1805—7 in vier Bänden Mémoires etc. contenant beaucoup de particularités et d'anecdotes sur la cour, sur les ministres et les règnes de Louis XV. et Louis XVI., et sur les évènemens du temps, zu Paris heraus. Ihre Echtheit wurde von seiner Familie nicht anerkant. Sie enthalten viele theils wahre, theils höchst zweifelhafte Anekdoten aus der ärgerlichen Chronik des Hofes und der Zeit. (*Meyer v. Knonau.*)

Besessene, s. Dämonische.

BESESTAN heißen in der Türkei die gedeckten Marktplätze mit gewölbten Gängen, welche in Syrien Kaissarije genant werden, vermuthlich von dem großen deckten Markte dieser Art zu Cäsarea. Übrigens ist dieses Wort von Bes d. i. Leinwand oder Wollenzeug (Byssus) abzuleiten, so daß es zunächst einen Leinwand-Markt bedeutet. (*v. Hammer.*)

Besestein, Basetin, s. Cairo.

BESETZUNG. In der Musik versteht man unter Besetzen 1) das Bestellen oder Bestimmen der Personen zu Ausführung einer Musik. Man sagt von einem Operntheater im Allgemeinen, es sey gut besetzt, wenn gute Sänger und Instrumentisten dabei angestellt sind, stark besetzt aber, wenn der Angestellten viele sind; man nent insbesondere diese oder jene Oper gut besetzt, wenn die Rollen an die, zu deren Darstellung recht geeigneten Personen, vertheilt sind. Besetzung ist diesemnach die Veranstaltung, welche, bei der Ausführung vollstimmiger Tonstücke, sowol in Ansehung der Auswahl, als der Anzahl der Subjecte, und insbesondere auch in Ansehung ihrer Vertheilung zur Ausführung der verschiedenen Stimmen oder Parte, getroffen wird. Daß von solcher Veranstaltung sehr Vieles wesentlich abhängt, bedarf keiner Erinnerung: ja, es ist sogar eine sehr anerkant unangenehme Eigenthümlichkeit der Tonkunst, daß die Aufführung eines großen musikalischen Werkes jedesmal das Zusammenwirken einer so großen und kostspieligen Menge kunstfertiger oder doch kunstgerecht dressirter Personen erfodert, so wie es auch unter die größten und bekantesten Leiden der Tonsetzer gehört, daß das Schicksal ihrer Tondichtungen in so hohem Grade von der Besetzung abhängig ist! Während der plastische Bildner, hat er ein Kunstwerk vollendet, nur das Tageslicht bedarf, um seiner Wirkung, so oft er will, versichert zu seyn, muß der Tonsetzer, will er sein Tongebilde endlich auf einen Augenblick ins Leben treten lassen, jedesmal eine Schar Menschen zusammentreiben; und ist endlich der Augenblick der Aufführung erschienen, und durch keinen äußern Umstand hintertrieben, so hängt der so mühsam erkaufte Erfolg erst von dem, sowol einzelnen, als verbundenen Wirken der so vielartig besetzten Maschine ab, deren Stocken, oder misverstandenes Wirken so leicht die ganze Hofnung zernichten kann.

Sehr wichtig ist es hienach allerdings, vor Allem die Stelle des Anführers mit einem Kopfe zu besetzen, der sowol gebildet genug sey, den Sinn und Geist des aufzuführenden Tonwerkes herauszufühlen, als auch kunstfertig und zuverlässig genug, die zur Ausführung erfoderlichen, sowol lebenden als leblosen Werkzeuge, mit sicherer Hand zu wählen, verständig zu ordnen, und mit Leichtigkeit zu beherrschen. Wie demnächst dieser, bei solcher Vertheilung der Arbeit, bei der Besetzung der Stimmen, sich zu benehmen, wie er in jedem vorkommenden Falle ein Tonwerk zu besetzen habe, kann nur in allgemeinen Umrissen angedeutet werden. Er wird vorderstamst darauf zu achten haben, daß jede Musik im Ganzen weder zu schwach, noch auch zu reichhaltig besetzt werde. Dies rechte Maß hängt aber an sich selbst wieder von mehrlei, theils inneren, theils äußeren Umständen ab. Denn, um zuerst vom inneren Wesen des aufzuführenden Tonwerkes zu reden, so würde wol jeder eine Aufführung einer pompösen Symphonie, oder etwa gar der Bethovenschen Schlacht von Vittoria u. dgl., in einem mit drei oder vier Geigen besetzten Orchester, lächerlich finden, eben so zweckwidrig aber die Aufführung eines zarten Schäferspiels mit einem Orchester von 30 Violinen, 6 Contrabässen, u. s. w. — Eben so einleuchtend ist, um auch von äußeren Rücksichten ein Beispiel anzuführen, daß in ein großes Local eine stärkere Besetzung gehört, als in ein kleineres, daß in einem sehr großen Sale eine ärmlich besetzte Musik sich gleichsam verliert, eine allzureichliche Tonmasse hingegen in zu beschränktem Raume die Ohren gellen macht.

So viel über das gehörige Maß der Besetzung einer Musik im Ganzen. Nicht minder wichtig ist aber auch dies Verhältniß in ihren einzelen Theilen, d. h. die verhältnißmäßige Besetzung einer jeden Stimme. Hiefür gilt die allgemeine Regel, daß, so viel möglich, alle Stimmen in gleichem Verhältnisse d. h. so besetzt werden, daß keine, durch zu großes Übergewicht der andern, erdrückt und gleichsam erstickt werde. In unsern Orchestern wird dies traurige Loos meist der zweiten Violin- und der Violastimme zu Theil, indem man gewöhnlich, nur für die erste Violinstimme besorgt, jene mit wenigeren und noch obendrein geringeren Subjekten besetzt, nicht erwägend, daß die erste Violine schon dadurch, daß sie eine äußere, und zwar höchste, mithin vorzüglich ins Gehör fallende Stimme ist, sehr bedeutendes Übergewicht über ihre untergeordneten Schwestern, und, auch schon ohne solche Übersetzung, nur zu leicht gewonnenes Spiel gegen jede tiefere Stimme hat. Kein Wunder daher, wenn man, in manchem vielgerühmten Orchester, nur erste Violinen und Contrabässe hört. — Das herkömliche Verhältniß der Besetzung der Bogeninstrumente im Orchester ist übrigens ungefähr folgendes: zu 6 Prim- und 4—5 Sekund-Violinen: 2—3 Violen, 2 Violoncelle, und wenigstens 1, oder auch 2 Contraviolone; zu 12 Prim- und 10—12 Sekundgeigen: 4 Bratschisten, eben so viele Violoncelle, und 3—4 Violone. Die mittleren und höheren Abstufungen ergeben sich von selbst. Die Blasinstrumente werden fast überall nur einfach besetzt und selbst bei einem Or-

chester von 30 Violinen würde ich es noch nicht für dienlich halten, die Parte der Blasinstrumente zu verdoppeln.

Aber auch da, wo es geschieht, darf solche Verdoppelung doch nicht durchgängig, und ohne Unterschied, das ganze Tonstück hindurch, sondern nur an denen Stellen Statt finden, wo die Blasinstrumente sonst durch die übrige Tonmasse verschlungen würden, weshalb denn immer eigene Parte für die Verdoppelungs- oder Ripien-Blasinstrumente geschrieben werden sollten.

Über zweckmäßige Besetzung der Blasinstrumente insbesondere ist im Art. Bassstimme gesprochen worden.

Auch in Ansehung der Singchöre herrscht die unverständige Gewohnheit, gerade die, schon an sich selbst vorstechendste Part, die Sopranstimme, unverhältnißmäßig stark zu besetzen. Vernünftigerweise sollten aber alle Stimmen nach gleichem Maße besetzt seyn, nur etwa die Baßstimmen, weil es ihnen in den tiefern Tönen häufig an Kraft gebricht, noch etwas zahlreicher als die übrigen, und eben so auch die Altstimmen, wenn sie, wie doch größtentheils der Fall ist, nicht von wirklichen Altsängerinnen, oder dergl. Knaben, sondern nur von Sopranstimmen gesungen wird.

In Beziehung auf das Verhältniß der Instrumentalbesetzung gegen die der Chöre ist im Art. Begleitung Einiges erinnert worden.

Im Ganzen sieht man übrigens wol, daß sich über zweckmäßige Besetzung keine allgemein giltigen Vorschriften geben lassen, sondern ein verständiger Sinn, nach den jedesmal gegebenen Umständen walten und anordnen muß *).

II) In einem andern Sinne wird das Wort Besetzung auch zuweilen in der Art gebraucht, daß man darunter die Gattung oder die größere oder geringere Anzahl von Stimmen oder Parte versteht, für welche der Tonsetzer ein Tonwerk geschrieben hat. In diesem Sinne nent man z. B. eine Symphonie nur sparsam besetzt, wenn ihre ganze Instrumentation, außer den gewöhnlichen Bogeninstrumenten, nur noch etwa in 2 Flöten, 2 Trompeten, und Pauke besteht: stark besetzt heißt aber das Tonwerk, wenn dabei etwa auch noch Oboen, Clarinette, Fagotte, 2 Paar Hörner, 3 Posaunen, Contrafagotte, Janitscharinstrumente, allenfalls auch zwei- oder dreifache Chöre, nebst vielen Solostimmen, u. a. m. vorgeschrieben sind. Vgl. d. Art. Begleitung. (*G. Weber.*)

BESICHTIGUNG (Augenscheinseinnahme) im juristischen Sinne ist dasjenige Beweismittel, welches durch die eigene sinnliche Wahrnehmung des Richters, als solchen, über den jetzigen Zustand irgend einer körperlichen Sache hervorgebracht wird. Es setzt daher nothwendig voraus, daß ein Richter lediglich durch seine Sinne, und ohne, daß es zu solchem Wahrnehmen irgend einer Kunstkentniß bedürfte, die in Frage stehende Thatsache, an einem ihm vorgezeigten Gegenstande wahrzunehmen im Stande sey, wobei es sich aber von selbst versteht, daß derselbe Kunstverständige mit sich nehmen könne, um durch sie wahrzunehmen, oder das Wahrgenommene weiter zu untersuchen. Übrigens geschieht diese Wahrnehmung vorzüglich durch die Augen, weshalb das Beweismittel selbst den Namen der Besichtigung, oder Einnahme des Augenscheins führt; es ist jedoch keinem Zweifel unterworfen, daß auch durch andere Sinne, z. B. die Ohren, die Nase u. s. w. eine solche sinnliche Wahrnehmung Statt finden könne und müsse, wenn z. B. die Frage unter den Parteien streitig wäre, ob eine Glocke nach der bestellten Höhe oder Tiefe des Tons, eine duftende Essenz, nach dem bestellten und verabredeten Geruche, angefertigt sey oder nicht *).

Dieses Beweismittel tritt sowol in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, als in peinlichen Fällen ein; ja es ist in den letztern unumgänglich anzuwenden, wo sich Spuren verletzender Gewalt an irgend einem Gegenstande finden oder vermuthet werden könten. Es begründet in Betreff des Wahrgenommenen stets einen vollständigen Beweis; indessen kann es deshalb nur von dem Richter selbst, oder dessen rechtmäßigem Stellvertreter zulässiger Weise zur Hand genommen werden. Auch das Eigene hat es, daß es in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten weder auf die Beweisfrist beschränkt, noch auch von den Anträgen oder Verzichtleistungen der Parteien abhängig gemacht werden kann; es ist daher in jeder Lage des Prozesses zulässig, und der Richter kann es ex officio zur Hand nehmen. In peinlichen Fällen muß die Besichtigung stets ex officio und zwar so bald als möglich vorgenommen werden, bevor die Spuren jener verletzenden Gewalt verschwunden seyn können.

Die Besichtigung selbst ist von dem Richter in Gegenwart der dazu vorgeladenen Parteien, und wenigstens einer erschienenen Partei, bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, und in peinlichen Fällen, wo möglich, in Gegenwart des Angeschuldigten, vorzunehmen; und das Wahrgenommene in ein ordnungsmäßiges Protokoll aufzunehmen, was dann in den meisten Fällen als Basis des abzugebenden Bekentnisses zu betrachten ist **). (*Spangenberg.*)

Besidice, s. Bisignano.

BESIGHEIM, Oberamt im Neckarkr. des Königr. Wirtemberg, in einer der mildesten und fruchtbarsten Gegenden des Landes, zwischen den Oberämtern Heilbronn, Weinsberg, Marbach, Ludwigsburg, Vaihingen und Maulbronn. Ein altes aber kleines Oberamt, wurde Besigheim in den letzten Zeiten ansehnlich vergrößert, namentlich durch die Oberämter Birtigheim, Bönigheim u. Lauffen, so daß es nun einen Flächenraum von ungefähr 2 □Meilen und auf diesem 4 Städte, 7 Marktflecken, 10 Dörfer, 4 Weiler und 5 Höfe nebst 6 Schlössern und 4 zerstörten Burgen enthält, mit 26,067 meist

*) Als nicht uninteressantes Beispiel einer sehr zahlreichen Besetzung möge das Verzeichniß des Personalbestandes des großen Dilettantenconcerts in Wien, bei der am 29. Nov. 1812 erfolgten Aufführung des Oratoriums Timotheus von Händel, hier stehen: 1 Anführer, 1 Cembalist, 1 Violindirektor, 1 Partiturnachleser, als Gehilfe des Anführers, 3 Solosängerinnen, 4 Solosänger, 280 Chorsänger u. Sängerinnen (wahrscheinlich an jeder Stimme 70), 60 Primvioline, 60 Sekundvioline, 37 Viola, 33 Violoncelle, 21 Violone, 12 Flöten, 12 Oboen, 12 Clarinette, 12 Hörner, 12 Fagotte, 2 Contrafagotte, 9 Posaunen, 12 Trompeten, 4 Pauken, 1 große Trommel. 590 Personen.

*) Seidensticker juristische Fragmente. Th. II. Kap. 25. Fr. 226. **) S. Kleinschrod im Archiv des peinl. Rechts. Bd. V. St. 3. Nr. 1. Bd. VI. St. 1. Nr. 1. *Hertii* Opuscula. Vol. I. Tom. III. Diss. 13. Gönner Handbuch des Prozesses. Th. II. Abh. 44. Mittermaier Theorie des Beweises in peinl. Sachen. Th. I. S. 139 fgg.

evangel. Einw. und 5685 Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, welche in dem neuen Kataster zu 2,618,575 Fl. angeschlagen sind. Der Boden des Oberamtes wechselt zwischen Berg u. Thal, doch gibt es keine Berge von Bedeutung darin. Die Flüsse, welche es bewässern, sind der Neckar, die Enz und die Zaber, wovon die beiden letztern innerhalb der Gränzen des Oberamts sich mit dem ersten vereinigen. Seen gibt es nicht, seitdem der See bei Lauffen trocken gelegt ist. Der Boden ist größtentheils sehr fruchtbar und das Klima mild, so daß z. B. in der Gegend von Lauffen die Ernte um 8 bis 14 Tage früher eintritt, als in der Gegend von Stuttgart. Obst und Wein sind Hauptprodukte des Oberamts. Als naturhistorische Merkwürdigkeit verdient der Lauf des Steinbachs angeführt zu werden, der bei Löchgau in eine Kluft fällt und erst nach einer halben Stunde wieder bei Besigheim zum Vorschein komt, nachdem er seinen Lauf unter einem Berge durchgenommen hat. Für den Alterthumsforscher ist das Oberamt merkwürdig, weil man hier überall noch die Spuren von dem Aufenthalt der Römer findet.

Die Oberamtsstadt Besigheim, der Sitz der oberamtlichen Behörden und eines Dekanats, liegt 6 St. von Stuttgard, an der Landstraße nach Heilbronn, auf einer felsigen Erdzunge zwischen dem Neckar und der Enz, welche sich unterhalb der Stadt vereinigen, mit 2105 evangel. Einw. Die Stadt ist mit hohen Mauern und Thürmen versehen, und an ihrer Stelle soll einst ein von Kaiser Probus erbautes Castrum gestanden haben. Gewiß ist, daß hier noch 2 sehr große und schöne Thürme stehen, welche unverkennbar römisches Werk sind, und sehr wahrscheinlich hatten sich die Römer lange vor Probus schon hier niedergelassen. — Die Stadt gehörte ehemals zur Markgrafschaft Baden; zufolge der Schlacht bei Seckenheim, 1462, in welcher der Markgraf Karl von Baden nebst dem Grafen Ulrich von Wirtemberg von Pfalzgraf Friedrich gefangen wurde, kam es an die Pfalz, jedoch so, daß Baden das Recht behielt, es mit Zugehöre für 35,000 Fl. wieder zu lösen. In dem Kriegszuge, welchen Herzog Ulrich im J. 1504 gegen die Pfalz machte, wurde von diesem unter Anderem auch Besigheim erobert, und im Frieden als Pfandherrschaft behauptet. Während der östreichisch-wirtembergischen Regirung, i. J. 1529, gebrauchte Baden sein Lösungsrecht, verkaufte aber später, i. J. 1595 die Stadt wieder an Wirtemberg, und von dieser Zeit an blieb sie immer Wirtembergisch. In einem der Thürme von Besigheim hielt sich Graf Eberhard der Erlauchte bei seinem Schwager, dem Markgr. Rudolf von Baden verborgen, nachdem er in dem Kriege mit Kaiser Heinrich VII. Alles verloren hatte, bis der Kaiser 1313 mit Tod abging. — Bei dem untern Römerthurm soll eine Burg gestanden haben, und noch jetzt heißt der Platz die Burg. Auf der Höhe außerhalb der Stadt steht ein alter Wartthurm, von wo aus man Hohenasperg und die Wartthürme zu Leonberg, Heilbronn ꝛc. im Auge hat. — Über die, um die Stadt sich herumziehende Enz führen hier 2 steinerne Brükken, wovon die obere 1583, die untere, welche sehr schön gebaut ist, 1772, bei Anlegung der neuen Kunststraße gebaut wurde. Eine dritte Brücke führt hier über einen Kanal, der bei der Stadt vom Neckar in die Enz gezogen ist. Zu der Stadt gehören 2 Mahlmühlen, 1 Sägmühle und 1 Lohmühle. Die Hauptnahrung der Einwohner besteht im Weinbau. An dem, unmittelbar vor der Stadt liegenden, Schalkstein, einem steilen Felsenberg, wächst einer der vorzüglichsten Weine des Landes, und man muß hier in hohem Grade den außerordentlichen Fleis der Einwohner bewundern, welche die steilsten und kahlesten Felsen durch Brükchen verbunden, mit Erde bedeckt und mit Reben bepflanzt haben. (*Memminger.*)

Besinnen, s. Besonnenheit.

Besipara, s. Bessapara.

BESITZ. Unter Besitz verstehen die mehrsten Juristen den factischen Zustand, welcher die Ausübung irgend eines Rechts enthält. Da wo keine teutschen Gesetzbücher sind, läßt sich über die Richtigkeit dieser Behauptung nicht streiten, soviel ist gewiß, daß der lateinische Ausdruck **possessio**, insoweit er dem teutschen Worte Besitz entspricht, nur allein das factische Verhältniß bezeichnet, welches eine körperliche Sache unserer physischen Herrschaft unterwirft. Nur eine quasi possessio kent das Römische Recht bei den Servituten und der Superficies, das Kanonische auch in einigen andern Fällen. **Possessio** ist also das factische Verhältniß, das dem Eigenthume als juristischen Verhältnisse entspricht, d. i. die Ausübung des Eigenthumsrechts.

Derjenige, welcher die physische Herrschaft über eine körperliche Sache hat, kann bald ein fremdes Eigenthumsrecht anerkennen, bald nicht, und sonach die Absicht haben sich selbst wie einen Eigenthümer zu betragen. Ist jenes der Fall, so ist sein Verhältniß zur Sache der Regel nach ein rein factisches, die Entstehung und das Ende desselben sind an keine juristischen Regeln gebunden, aus ihm gehen keine eigentlich juristischen Wirkungen hervor. Nur in wenigen, besonders ausgenommenen, Fällen kann der Besitz bei Anerkennung eines fremden Eigenthums juristisch bedeutend seyn, wenn die Absicht zu besitzen damit verbanden ist. Diesen factischen Zustand nennen wir Detention. Die Römer bezeichnen ihn mit den Ausdrücken tenere, habere, esse in possessione.

Ist mit diesem factischen Zustande die Absicht zu besitzen, d. i. der Regel nach, die Absicht kein fremdes Eigenthum anzuerkennen und sich als Eigenthümer zu betragen, verbunden, so pflegen wir den Besitz mit dem Namen des juristischen zu bezeichnen. Die Römer bedienen sich hier des Ausdrucks possessio, als eines technischen. Auf diesen Besitz haben juristische Regeln Einfluß. Zu seiner Entstehung gehört, daß mit einem factischen Verhältnisse, das die physische Herrschaft begründet, der animus domini zusammentreffe. Ausnahmsweise komt es jedoch vor, daß, obschon beide Erfoderniße vorhanden sind, dennoch kein juristischer Besitz entsteht, ja daß er begründet wird, wo eine dieser Bedingungen mangelt. Er dauert fort, bis die physische Herrschaft unmöglich geworden, oder die Absicht, sich nicht mehr als Eigenthümer zu geriren vorhanden ist. Außer den juristischen Wirkungen, zu denen seine Existenz schon hinreicht, können aus diesem Rechts-Verhältnisse noch hervorgehen die possessorischen Interdicte. Ist die Sache, an welcher der juristische Besitz Statt findet, der Usucapion nicht entzogen, und hat derselbe b. f. und justo titulo ange-

fangen, so nent man den Besitz civilis possessio. Die Fortsetzung desselben die gesetzliche Zeit hindurch hat die Usucapion zur Folge.

Die bisher genante Eintheilung des Besitzes in Detention, possessio und civilis possessio, beruht auf einer Steigerung desselben Begriffs; daher kann eigentlich keine civilis possessio ohne possessio, keine possessio ohne esse in possessione vorkommen; von beiden gibt es jedoch mancherlei Ausnahmen. Aus diesem Grunde ist es nicht gleichgiltig zu bemerken, ob bei einem höhern Grade des Besitzes das factische Verhältniß sich finde. Dies bezeichnen die Römer mit den Ausdrücken naturalis oder corporalis possessio. Diese Ausdrücke können von allen drei Arten des Besitzes gebraucht werden, wenn die physische Herrschaft wirklich vorhanden ist. Komt jedoch einer derselben im Gegensatze mit einer bestimten Gattung des Besitzes vor, so bezeichnet er das factische Verhältniß, welches die Eigenschaften des Gegensatzes nicht hat.

Eine umfassende und gründliche Bearbeitung dieser Lehre, so wie genaue Nachweisung der Literatur findet sich bei Savigny das Recht des Besitzes, 3. Aufl. Gieß. 1820. (*Löhr.*)

BESITZPROZESS. Da der Besitz, man mag ihn nun zu erlangen, oder zu erhalten, oder wiederzubekommen suchen, an und für sich, Gegenstand eines gerichtlichen Verfahrens seyn kann, wie dieses die dieserhalb gegebenen Rechtsmittel beweisen, so wird dieses Verfahren hier noch zu erläutern seyn. Zuvörderst ist dabei im Ganzen genommen die Regel, daß jeder possessorische Rechtsstreit nur eine Vorbereitung des Rechtsstandes selbst (oder des Petitorii) enthält; daher die gerichtliche Verfolgung des letztern selbst dann noch von der Partei gebraucht werden kann, wenn sie in der Verfolgung des erstern untergelegen hat. Auf der andern Seite ist es aber der Partei verstattet, in dazu geeigneten Fällen den Besitzstand mit dem Rechtsstande zugleich zu verfolgen; und gleichfalls dem Richter entweder erlaubt, oder sogar zur Pflicht gemacht, über den Rechtsstand zu erkennen, wenn er zugleich mit dem Besitzstande oder selbst, abgesehen von demselben, entscheidungsreif geworden ist. Dagegen muß bei zweifelhaft gebliebenem Rechtsstande, vorerst nur über den Besitzstand geurtheilt, und der Rechtsstand zur besondern Ausführung verwiesen werden. Wird nun blos possessorisch oder über den Besitzstand gestritten, so ist das Verfahren selbst zu dem unbestimt summarischen Prozesse zu rechnen, indem die Verfahrungsart in diesen Sachen durch gemeines Recht nicht genau vorgeschrieben ist. Einzele Territorialgesetze haben es freilich oft sorgsam und ausdrücklich bestimt.

Hiebei ist jedoch Folgendes zu bemerken: 1) Betrift der possessorische Rechtsstreit nur die Erhaltung oder Conservation des Besitzes, so findet in dem Verfahren über denselben eine wesentliche Verschiedenheit Statt, je nachdem entweder um Schutz in dem jüngsten Besitze nachgesucht (das Possessorium momentaneum, summarium, summariissimum angestellt) werden ist, oder je nachdem es sich nur um Schutz in den ältern, rechtmäßigen Besitze handelt (Possessorium ordinarium angestellt ist). In dem letztern Falle wird ganz und gar nach den Grundsätzen des unbestimten summarischen Prozesses (S. Prozess, summarischer) verfahren; in dem erstern dagegen, wegen der dabei zu besorgenden Unruhen und Gewaltthätigkeiten, ist es Regel, daß der jüngste Besitz nicht streng erwiesen, sondern nur, und zwar selbst, wenn Waffengewalt zu fürchten, durch Notarialzeugenverhöre, bescheinigt zu werden braucht, daß keine illiquiden Ausflüchte des Gegners, mögen sie den Besitzstand oder den Rechtsstand betreffen, berücksichtigt, sondern dieselben zum besondern Verfahren verwiesen werden, endlich daß ein unbedingtes Gebot abgelassen, und gegen dasselbe entweder gar keine Rechtsmittel, oder diese dennoch nur, ohne ihnen eine Suspensivwirkung zu verstatten, zugelassen werden. Immer muß jedoch in einem solchen Falle derjenigen Partei, welche in dem Verfahren über den jüngsten Besitz unterliegt, der ordentliche Besitz = so wie der Rechtsstand vorbehalten werden. 2) Ein ähnliches Verfahren, wie über den jüngsten Besitz, tritt auch bei dem Rechtsstreit über die Wiedererlangung des Besitzes ein, wenn der Kläger, sey es gewaltsam oder nicht, widerrechtlich aus dem Besitze verdrängt ist; oder in Spoliensachen. (S. Spolium, Spoliensachen*). (*Spangenberg.*)

BESLER (Basil.), geb. zu Nürnberg 1561, war Apotheker in seiner Vaterstadt, und starb 1629. Er und sein Bruder Hieronymus, Arzt zu Nürnberg (geb. 1566, gest. 1632.) gaben das Prachtwerk heraus, welches der Bischof von Eichstädt, Joh. Cornel. von Gemmingen veranstaltet hatte. Dies waren Abbildungen der Pflanzen, welche der Bischof in seinem Garten zu S. Wilibald unterhielt. Das Werk erschien unter dem Titel: Hortus Eystettensis. 1613. fol., und enthält manche zu jener Zeit noch wenig bekante Pflanzen.— Nach ihm ist benant:

BESLERIA L., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Personaten und der 14. Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch, zweilippige Corolle. Zweifächerige Beere, die Scheidewand in der Mitte frei; die zahlreichen Samen mit ihren Keimgängen am Umfang der Wände.

I. Mit glattrandigen Kelchlappen.

1) B. *melittaefolia* L., mit ablangen venösen schwach gekerbten Blättern und ästigen Blumenstielen aus den Blattachseln. (*Plum.* ic. t. 48). Auf den westindischen Inseln. 2) B. *lutea* L., mit ablangen venösen gesägten Blättern und ungetheilten gehäuften Blumenstielen aus den Blattachseln. (*Plum.* ic. t. 49). Ebendaselbst. 3) B. *violacea* Aubl., mit glattrandigen eiförmigen Blättern, kletterndem Stamm und rispenartigen Blumenstielen. (*Aubl.* guian. 2. t. 254). In Guiana. 4) B. *incarnata* Aubl., mit ablangen gekerbten auf beiden Seiten filzigen Blättern und einzelen ungetheilten Blumenstielen. (*Aubl.* guian. t. 356.). Ebendaselbst. 5) B. *elegans* Humb., mit schief ablangen zugespitzten glattrandigen glatten Blattern und dreitheiligen Blumenstielen aus den Blattachseln. Auf den Andes von Quinditu. 6) B. *solanoides* Humb., mit ablangen, zugespitzten, schwach gezähnten, glatten Blättern und einblüthigen Blumenstielen, die zu dreien stehen. In Peru.

*) S. vorzügl. Gönner's Handbuch des Prozesses. Bd. IV. Nr. 81.

II. Mit gesägten Kelchlappen.

7) B. *serrulata* Jacqu., mit ablangen gezähnten rauh behaarten unten röthlichen Blättern, einfachen Blumenstielen und gesägtem Saum der Corolle. (*Jacqu.* Schönbr. 3. t. 290.). In Westindien. 8) B. *cristata* L., mit eiförmigen gekerbten Blättern, einfachen und einzeln stehenden Blumenstielen, schön roth gefärbten großen Kelchen und einer behaarten Corolle. (*Plum.* ic. t. 50.). In Westindien (B. *hispida* Humb. scheint Abart derselben zu seyn). 9) B. *coccinea* Aubl. mit eiförmigen glatten schwach gezähnten Blättern, gestielten Blumendolden in den Blattachseln und schön scharlachroth gefärbten großen Kelchen. (*Aubl.* guian. 2. t. 255.). In Guiana. 10) B. *sanguinea* Pers., mit ablangen zugespitzten gezähnten schwach behaarten unten roth gefleckten Blättern, ungestielten Blüthen in den Blattachseln und sehr rauh behaarten Kelchen. (*Tussac* fl. des Antill. 1. t. 30.). Auf den westindischen Inseln und in Neu-Granada. 11) B. *bicolor* Humb. mit ablangen zugespitzten behaarten unten rothen Blättern, einblüthigen gedrängten Blumenstielen und behaarten Kelchen. In Neu-Granada. 12) B. *calcarata* Humb. mit ablangen, gekerbten, behaarten Blättern, dreiblüthigen Blumenstielen, behaarten Kelchen und gespornten Corollen. Ebendaselbst. (*Sprengel.*)

Beslik, s. türk. Münzen.

BESLY (Jean), ein Geschichtforscher, geb. zu Coulonges les Royaux in Poitou 1572. Er studirte die Rechte zu Poitiers und Toulouse, practicirte als Advokat zu Fontenay le Comte, wurde daselbst königlicher Prokurator, und starb den 18. Mai 1644. Besly war ein hellsehender, freimüthiger Geschäftsmann, der sich unter andern auf dem Reichstage 1614 der Annahme der Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversamlung mit Nachdruck widersetzte; den Gelehrten aber wurde er wichtig durch seine historisch-antiquarisch-genealogischen Forschungen in der vaterländischen Geschichte, seine Aufklärung vieler historischer Dunkelheiten, seine scharfsinnige und unbefangene Kritik, und einen Reichthum genealogischer Merkwürdigkeiten, die er in seinen Schriften niederlegte. Sein Hauptwerk, und die Frucht eines vierzigjährigen mühsamen Forschungsfleißes ist die, auch durch anspruchlose Einfachheit der Erzählung anziehende, Histoire des comtes de Poitou et des ducs de Guienne. Par. 1647. fol., welche Pierre Dupuis durchsahe und verbesserte, und der Sohn des Verfassers zum Druck beförderte. Weniger vollendet und geordnet, aber als Materialiensamlung sehr brauchbar, ist sein Werk: Des évèques de Poitiers, avec les preuves. Par. 1647. 4., und auch in seinen übrigen, hie und da abgedruckten, historisch-diplomatischen Abhandlungen findet man überall den gründlichen Forscher. Den geringsten Werth hat sein Commentaire sur les hymnes de Ronsard *). (*Baur.*)

BESMI ist der Name dreier türkischer Dichter; der erste aus Aidin in Rumili gebürtig, starb, nachdem er die Bahn der Lehrerstellen durchlaufen, gegen Ende der Regirung Selims I. Seine Gedichte sind gut, aber ausschweifend. Der zweite, Mustafa B. ein Abkömling Mohammed Efendis, der am neuen Thore zu Konstantinopel das Kloster der Mewlewis erbauet hatte, zog mit dem Janitscharen-Aga Mustafa Pascha von Nodosto im J. d. H. 1094. (1683) zur Belagerung von Wien, wo er von einer Bombe am Fuße verletzt vor den Mauern der Kaiserstadt als Martyrer des Islams starb. Ein dritter Besmi, Imam, starb im J. d. H. 1120 (1708) zu Chios, und wurde an dem Grabe von Elias Efendi dem h. Scheibe der Chalweti bestattet. (Sifati). (*v. Hammer.*)

BESÖKI, eine Stadt auf der Nordostküste der Insel Java, zu den niederländischen Besitzungen gehörig, liegt unweit der Straße von Madura (7° 45′ Br. und 131° 30′ L.), ist der Hauptort eines malaiischen Häuptlings oder Tomogens, die Umgegend reich an Reis (nach Tombe). (*Hassel.*)

BESOLD (Christoph), wurde 1577 zu Tübingen geboren. Sein Vater Ulrich B. war zuerst Advokat bei dem dasigen Hofgerichte, trat aber nachher als Sekretär in die Dienste der damaligen freien Reichsstadt Eßlingen. Aus Liebe gegen seinen Sohn, welchen er frühzeitig zu Tübingen studiren ließ, ging er selbst dahin, um die Studien seines Sohns zu leiten. Der junge Besold widmete sich zwar vorzüglich der Rechtswissenschaft; doch so gut er auch lernte, was jeder junge Mann in seiner Berufswissenschaft wissen muß, so Professorartig gelehrt er endlich in derselben war, so führte ihn doch sein Hang zu historischen und theologischen Speculationen. Er lernte griechisch und hebräisch, um die Bibel in ihren Ursprachen lesen zu können, studirte die Kirchenväter, und vertiefte sich in die Schriften der Scholastiker, namentlich der Herausgeber prophetisch-apokalyptischer Speculationen. Besold's Geistesform war schon entschieden, als er endlich 1610 nach Neuffer's Tode, Professer der Rechte zu Tübingen wurde; alle Zeit, die ihm von seinen Berufsgeschäften übrig blieb, widmete er der Lectüre jener Werke, er trat ganz auf die Seite der Mystiker, näherte sich nach und nach der katholischen Religion, und einem Gelübde, zu ihr überzutreten, falls ihm in seiner 29 Jahre hindurch unfruchtbar gebliebenen Ehe, ein Kind geboren würde, getreu, schwur er am 1. August 1630 den protestantischen Glauben zu Heilbronn ab *). Indessen hielt er seinen Übertritt zur katholischen Religion aus Schüchternheit geheim, bis sich nach der Nördlinger Schlacht die Kaiserlichen der Wirtembergischen Länder bemächtigt hatten. Im J. 1635 erklärte er seinen Abfall von seinem frühern Glaubensbekenntnisse öffentlich. Er ward nun Geheimer Rath bei der neuen östreichisch-wirtembergischen Regirung; er und ein paar Reichshofräthe, die der Kaiser von Wien schickte, regir-

*) *Nic. Macquini* elogium I. Besly, vor der Hist. des c. de P. Mém. de Niceron T. XLI. 217. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1 B. 2 Abth. 590. Biogr. univ.

*) Vgl. „Christlich und erhebliche Motiven, warum Christoph Besold — vornehmlich dafür gehalten, daß der recht und einig selig machende Glaube allein in den römisch-katholischen Kirchen anzutreffen." Ingolst. 1637. 8. Vorzüglich aber: L. J. Spittler über Christoph Besolds Religionsveränderung, in Moser's patriot. Archiv für Teutschland. Bd. VIII. Nr. 6. S. 430—472. besonders herausg. als Ankünd. e. vollst. Saml. von Spittler's kl. hist. Schr. mit einem Zus. von G. Ch. F. Mohnicke. Stralf. 821. 8.

ten das ganze Land. Wie sehr dieses dem bereits 50jährigen Manne sowol von seinen rechtmäßigen, der ihm so viele Beweise seines Vertrauens gegeben hatte, als auch von seinen alten Glaubensgenossen verdacht wurde, wie gehässig auch die Motive waren, welche letztere seinem Übertritte zur katholischen Religion — aber gewiß ungegründeter Weise, — unterlegten, so läßt es sich dennoch nicht leugnen, daß seine nun vorzüglich thätig werdende Vorliebe für seine neuen Glaubensgenossen, seine offenbare Bitterkeit gegen die Protestanten, diesem ihn in voller Maße treffenden Hasse den Schein von Gerechtigkeit geben mußten, und noch größer wurde der Schrei des Unwillens, als er ganz seinen frühern Grundsätzen zuwider, jetzt mit einem diplomatisch gepanzerten Beweise auftrat, daß fast ein Drittheil dessen, was bisher zu Würtemberg gehörte, den Klöstern und der katholischen Kirche von seinem angebornen Landesherrn unrechtmäßiger Weise entrissen, und in das alte gesetzmäßige Verhältniß seiner unbestreitbaren Reichsunmittelbarkeit zurück zu setzen sey. Vielleicht um deswillen, weil dadurch dem östreichischen Hause, dem nach Absterben des würtembergischen Mannsstamms die Erbfolge vorbehalten war, die schöne Erbschaft geschmälert werden zu können schien, und ihm solches selbst von östreichischer Seite verdacht wurde, vielleicht aber auch aus andern in seiner Persönlichkeit liegenden Gründen, legte er seine Stelle nieder, und ward mit dem Titel eines Kurbaierschen Raths, Professor zu Ingolstadt (1637), wo er sich durch seine gründliche Gelehrsamkeit in ein solches Ansehen setzte, daß ihm verschiedene Reichsstände und Städte, auch der königl. dänische Hof, Dienste anboten. Selbst Kaiser Ferdinand II. wollte ihn nach Wien ziehen, und der Papst mit einem jährlichen Gehalt von 4000 Scudi nebst der Expectanz auf die Propstei Stuttgart zum Professor in Bologna ernennen; ehe Besold aber einen festen Entschluß gefaßt hatte, was er wählen wollte, starb er zu Ingolstadt am 15. September 1638 im 61. Jahre seines Alters.

Seine höchst zahlreichen juristischen, politischen und historischen Schriften sind von Jugler genau verzeichnet; man darf in ihnen im Allgemeinen weder eine strenge Ordnung, noch eine besondere Urtheilskraft erwarten; größtentheils bestehen sie aus Compilationen und deshalb sind sie in Vergessenheit gerathen. Auch fremde Werke, vorzüglich Schriften einiger Mystiker hat er herausgegeben, namentlich das berühmte Werk des Johann Tauler, betitelt: Nachfolgung des armen Lebens Christi. (Frankf. 1621. 4.) Von seinen politischen Werken, sind seine **Synopsis politicae doctrinae** (1623), und sein **Opus politicum** (1641), in welchem sich manche, vollends damals, nicht gemeine Ansicht befindet; — von seinen historischen: die **Synopsis rerum ab orbe condito gestarum** (1626), seine **historia Orientis**, sein **Prodromus vindiciarum ecclesiasticarum Würtembergicarum** (1636), die **Documenta rediviva monasteriorum praecipuorum in ducatu Würtembergic. sitorum** (1636), die **Virginum sacrarum monimenta in principum Würtembergicorum ergastulo literario, injuste detenta** (1636); und andere sich auf die obenberührte wirtembergische Klosterangelegenheit beziehende kleine Schriften, letztere, besonders wegen der mitgetheilten Urkunden, noch gegenwärtig bemerkenswerth; die Juristen schätzen noch die von ihm gesammelten Rechtssprüche der Tübinger Fakultät (**Consultationes od. Consilia Tubingensia**), an denen er einen so großen Antheil hatte, und das unter dem Namen **thesaurus practicus** oft aufgelegte juristische Realwörterbuch, so wie endlich noch seinen Kommentar über die fürstl. wirtembergische Landesordnung **). (*Spangenberg.*)

BESONNENHEIT ist der Zustand desjenigen, der auf Alles, was bei seinen Urtheilen und Handlungen zu beachten ist, wirklich achtet, (daran denkt, sich darauf besinnt); insonderheit, sofern dies unter Umständen geschieht, wo die Gedanken daran leicht verdunkelt werden. Aus bekannten Gründen haben starke Gefühle und aufbrausende Leidenschaften vorzüglich die Macht, den Verstand zu stören und seine Gedanken zu verdunkeln; am allermeisten, wenn sie unvermuthet und plötzlich aufgeregt werden. In diesen Zuständen also kann die Besonnenheit hauptsächlich sich zeigen; weil man in denselben am leichtesten dahin gebracht wird, unbesonnen zu reden und zu handeln. Wer bei einem mündlichen Streite seinen Gegner in Hitze bringt, indeß er selber kalt bleibt, der hat schon dadurch halb gewonnen. Denn der erhitzte Gegner wird leicht die Besonnenheit verlieren, und dann nicht allein oft die besten Vertheidigungsgründe unbenutzt lassen, weil er sich nicht darauf besint, sondern auch Behauptungen heraus stoßen, wodurch er sich Blößen gibt, und sich in Widersprüche verwickelt, indem er auf diese Umstände nicht achtet. — Aus eben dem Grunde ist der Warmblütige der Gefahr, unbesonnen zu reden und zu handeln, unter übrigens gleichen Bedingungen, weit mehr ausgesetzt, als der Kaltblütige; bei welchem, auch in dieser Hinsicht, das kalte Blut, um mit Kant's Worten zu reden, die Stelle der Weisheit vertritt. — Wenn also der Mensch in seinen Reden und Handlungen beständig, oder doch gewöhnlicher Weise, besonnen sich zeigt; so kann das Gründe von entgegengesetzter Art haben, die seiner Besonnenheit einen sehr verschiedenen Werth geben. Zwar muß in allen Fällen seine Denkkraft scharf und umsichtig genug seyn, um das, worauf es jedes Mal gerade ankomt, leicht erfassen und durchschauen zu können. Allein, daß sie dies jederzeit, in der Regel wenigstens, auch wirklich ausführt, komt entweder daher, weil sie außerdem auch noch so stark ist, daß sie sich durch Gefühle, Leidenschaften, u. s. w. nicht leicht stören läßt, oder daher, weil die Leidenschaften, die Gefühle, u. s. f. so schwach sind, daß sie keine besondere Macht haben, auf die Denkkraft störend zu wirken. Im letzten Falle ist die Besonnenheit der ungeprüften Tugend zu vergleichen, die nicht sündigt, weil sie nicht versucht wird; im ersten Falle der bewährten Tugend, die im Kampfe siegreich besteht.

Bekant ist, daß nach einer, überhaupt sehr gebräuchlichen, figürlichen Art zu reden, auch die Handlungen selbst

**) Vgl. Niceron Nachrichten von berühmten Gelehrten. Bd. XXI. S. 226. der teutsch. Übers. u. Jugler Beiträge zur juristischen Biographie. Bd. 1. Nr. 7. S. 82—126.

besonnen oder unbesonnen heißen, in welchen Besonnenheit oder Unbesonnenheit sich kund gibt; ja, daß eine Handlung, die von Unbesonnenheit zeugt, sogar eine Unbesonnenheit genant, und daher dieses Wort auch in der Mehrzahl gebraucht wird. Man sagt z. B. wol: der hat eine Unbesonnenheit begangen, hat sich durch seine Unbesonnenheiten ins Unglück gebracht. Hingegen eine Handlung, worin Besonnenheit sich offenbart, wird nicht leicht eine Besonnenheit genant. Man sagt nicht: eine Besonnenheit begehen, oder: durch Besonnenheiten sich glücklich machen. Woher komt diese Verschiedenheit? Das mögen die Sprachforscher beantworten. (*Maass.*)

BESOS, im Alterth. Betulus, Küstenfluß in der span. Prov. Catalonien, der östlich von Barcelona ins mittelländische Meer fällt. (*Stein.*)

BESPOPOWZY, Priesterlose. Eine Sekte in Rußland, zerstreut in den Gouvernements Mohilew, Tschernigow, Wjätka u. a. Man hat sie, jedoch fälschlich, für den, am meisten orthodoxen Theil der Starobratzen (Altgläubige) gehalten, da sie, was diese entweder nur bedingterweise oder gar nicht thun, die altgriechische Kirche für gänzlich erloschen erklären, keine Priester, keine priesterliche Handlung und keine Ehen dulden, dabei sporadisch und in einzelen Höfen, vom Kleinhandel, Fuhrwesen und ähnlichen Gewerben sich ernähren. Man sagt ihnen nach, daß sie zwar ernst und furchtlos in ihrem Benehmen, aber keineswegs verschlossen in ihren Mittheilungen seyn sollen. — Dulden sie gleich die Ehe nicht — so ist doch ein großer Theil dieser Sektirer verheirathet. Will der Sohn des Vaters Beispiel folgen, so muß er sich seinen eignen Haushalt einrichten, und das väterliche Haus und Antlitz auf immer meiden. In neuern Zeiten hat oft der Augenblick, wo auch der Sohn wiederum Vater geworden, Versöhnung und Verzeihung bewirkt, doch wird auch noch heutigen Tages der Väter-Fluch über die in den Ehestand getretenen Kinder ausgesprochen. — Ausführliche Nachrichten über diese Sekte fehlen ganz. (*v. Wichmann.*)

BESPRECHUNGS- oder Böte-KUNST, (Von dem sogenanten Segensprechen, Besprechen, Binden und Beschreien). Auch der Aberglaube hat, wie man aus diesen Worten sieht, seine Kunstsprache und seine Kunstwörter, ja man kann sagen, daß das Abenteuerlichste und Tollste darin selbst in eine Art von System gebracht ist. Böten heißt im Fränkischen, in Thüringen, in Niedersachsen, in den Maingegenden, in der Wetterau und in andern Provinzen Teutschlands so viel, als ein Übel, eine Krankheit an Menschen und Vieh mit Aussprechung gewisser Formeln, oder biblischer Sprüche abergläubischer Weise segnen oder besprechen, in dem Wahn, solche damit zu heilen, oder zu vertreiben. Adelung hat das Wort nicht, obgleich es nicht allein in der Sprache lebendig da ist, sondern auch in einer Menge Bücher über das Hexenwesen, so wie in Hexenprozeß-Akten sehr häufig vorkomt. Es ist unstreitig mit dem alten Bieten verwandt, das ungemein reich an Bedeutungen ist, und ursprünglich ohne Zweifel überhaupt so viel, als darbieten, davon reden, wünschen ꝛc. hieß [1]), wie Adelung selbst unter Bothe [2]) bemerkt. Das Böten war sonach in der Periode des Aberglaubens die eingebildete Kunst, Krankheiten, namentlich alle Arten von Fieber, die Gicht, Wunden, Blutflüsse ꝛc. durch bloße geheimnißvolle Worte, ohne Gebrauch äußerlicher Hilfsmittel, zu heilen. Die Böte-Kunst unterschied sich, wie man hieraus sieht, von der eigentlichen (magischen oder zauberischen) Beschwörungs-Kunst — vgl. diesen Art. — dadurch, daß man sie für erlaubt und christlich hielt, ja als eine höhere Potenz des Glaubens (so schon Paracelsus, Agrippa, Pomponazzi und Andere!) betrachtete, weil man ausschließlich gute erlaubte Zwecke dadurch zu erreichen strebe, und blos Anrufungen Gottes und guter Geister dabei Statt fänden. Daher wird das Wort Böten, Besprechen, Segensprechen (Benedictio, Benedictiones), immer in gutem Sinn genommen. Auch die Maledictionen, z. B. wenn man einen Dieb verflucht, daß er das Gestohlne wieder bringen muß u. dgl. wurden für erlaubt gehalten, und gehören unter die allgemeine Kategorie vom Segensprechen. Beschreien ist dieselbe Sache, aber in bösem Sinn, nämlich Übel und Krankheiten durch zauberische Formeln und Anrufung dämonischer Mächte bewirken; ein dunkler Aberglaube, der in der Teufels- und Zauberperiode Tausende von Unglücklichen auf den Scheiterhaufen gebracht hat! Vom Beschreien ist noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein eigenes Buch von einem damals berühmten Arzt geschrieben worden, woraus man den ganzen, schon jetzt nach hundert Jahren unglaublichen, und der späteren Nachwelt gewiß einmal unbegreiflichen Aberglauben jener beklagenswerthen Zeit ersieht. Das Buch, zur Charakterisirung dieses Theiles des Aberglaubens historisch wichtig, führt den Titel: Tractatus Polyhistoricus Magico-Medicus Curiosus, oder ein kürzer, mit vielen verwunderlichen Historien untermengter Bericht von dem Beschreien oder Verzaubern, und denen daraus entspringenden Krankheiten und zauberischen Schäden ꝛc. von *Eberhardo Gockelio*, Med. Doct. Frankf. u. Leipz. 1717. Wir bleiben inzwischen vorerst bei der gewöhnlichen, d. h. guten Bedeutung des Worts Böten oder Segensprechen stehen.

Zuerst in historischer Hinsicht ist zu bemerken, daß diese Gattung des Aberglaubens bis in das höchste Alterthum hinauf reicht. Wie man das, was bei Homer bereits von der Stillung blutender Wunden durch Worte oder geheimnißvolle Formeln ꝛc. vorkomt, verstehen möge, historisch, oder rein-poetisch: — es setzt das Daseyn dieses Aberglaubens, nebst dem Glauben daran in der Urwelt voraus. Im Zend-Apesta, in den ältesten heiligen indischen Schriften, den Sastras ꝛc. kommen eine Menge Segens- und Besprechungs-Formeln vor. Die Sanhifas, d. h. die Hymnen, Anrufungen, Gebete ꝛc. aus dem Kreise der Vedas [3]), sind zum Theil weiter nichts, als dergleichen Segen. Hieher gehört auch das Meer der Familien, Koula Arnava; der Besprechungs- oder Segensspruch, welcher vor Unglück bewahrt,

1) Isidor's Übersetzer braucht das Angels. beodan auch für praedicare! 2) Gr. Wörterb. I. 1024. 3) Manu XI. 201—259.

Apadoudharana Mantra; die Lobeserhebungen und Benedictionen Ganesa's, Ganesa Stotra u. s. f. S. Catalogue des Manuscrits Samskrits de la Bibliotheque impériale, par *Hamilton* et *Langlès*. Paris, 1807. XLV. D. 20. XIII. D. 13. XIV. D. 5. XVI. D. Ferner: Vichnou Bhattâtchâria, oder über die Art und Weise die in den Veda's enthaltenen Zauber- oder vielmehr Segensprüche zu lesen, 153. CXL. B. — Nach W. Jones Versicherung [4]) bestehen die Tantra-Mantra und andere Sastra's beinahe ganz aus dergleichen Segenssprüchen. (Man nent sie gewöhnlich Zauberspräche oder Beschwörungen, — Enchantemens braucht Langlès von den eben angeführten Büchern so wie vom Veda Tatwa Sâra, namentlich wo von den magischen Tugenden des Wundersteins Salagrâma XCV. B. 3. die Rede ist: — Besprechungen aber oder Segenssprüche ist von den Meisten der gewiß richtigere Ausdruck, denn das, und nicht eigentliche Beschwörungen im magisch-theurgischen Sinne sind sie!). So alt als die Segenssprüche übrigens, so alt sind auch die Beschreiungen in Indien, um uns dieses Worts aus der neueren Zauberperiode zu bedienen, d. h. die Besprechungen in böser dämonischer Bedeutung, und scheinen wie jene in gleich häufigem Gebrauch gewesen zu seyn. In Manu's Gesetzbuch komt bereits das folgende Strafgesetz dagegen vor: „Für alle, zum Verderben unschuldiger Leute dargebrachte Opfer muß eine Strafe von 200 Panas bezahlt werden, desgleichen für meuchelmörderische Versuche mit giftigen Wurzeln und Kräutern, so wie für diejenigen verschiedenen Zauberformeln, Hexereien oder Beschreiungen (hier ist der neuere Kunst-Ausdruck recht eigentlich der treffendste, denn er drückt genau die Sache aus, wovon die Rede ist), vermöge deren Jemand, wiewol vergebens, dem Andern nach dem Leben trachtet." [5]).

Wie in Indien so herrschte das Segensprechen auch in Ägypten, wo, wie dort, fast alle Krankheiten durch Besprechungs-Künste geheilt wurden. Man besprach auch andere Gegenstände der Natur, namentlich wurde auf seltsame, unanständige Art der Hagel im alten Ägypten von den Weibern besprochen [6]). Auch die Beschreiungen waren hier, wie in den benachbarten Ländern, Phönizien, Kanaan rc. gebräuchlich. Gaffarelli führt mehre dergleichen ägyptische Beschreiungs- oder Binde-Formeln an [7]). Schon Mose suchte durch eigene Gesetze seine Hebräer vor dieser Art Aberglauben zu sichern. S. Beschwörungs-Kunst, so wie Michaelis Mos. Recht Th. V.

Gehen wir aus Asien und Afrika nach Europa, so finden wir da denselben Aberglauben überall auf ähnliche Weise verbreitet. In Rom waren selbst die sonst einsichtsvollsten Männer davon angesteckt. Um die Sache zu veranschaulichen, nur zwei Beispiele! Plinius spricht Hist. nat. XXVIII. 2. XXXVI. 9. von der Sache in billigendem Tone, und theilt sogar eine Böte-Formel mit, wobei noch überdies die folgende Seltsamkeit vorkomt: Experti (hieraus schon sieht man, wie er dachte!) affirmavere, plurimum referre, si virgo illud imponat nuda, jejuna jejuno etc. Noch auffallender ist das, was M. Cato (De Re rustica) vom Bötewesen vorbringt. Er theilt gegen das Hüftweh verschiedene Böteformeln mit, unter andern das Bekante: Daries, Dardaries, Astartaries!!! oder Haut, haut, haut, ista, pista, sista!!! vel hoc modo, setzt er ernst hinzu, Haut, haut, haut, istagis, tursis etc. Glaubten Plinius, Cato u. s. w. solche Possen — wie mags unter dem gemeinen Volk ausgesehen haben? Und was waren die an die unterirdischen Götter gerichteten Wünsche und Gebete anders als dergleichen Segenssprüche, oder Verwünschungen, Beschreiungen? Nach Tertullian wurden zu seiner Zeit, Fieber, chronische Krankheiten rc. besonders durch die Worte: φευγε φευγε u. s. f. besprochen und vertrieben [8]). — Daß die Priesterklasse diesen Aberglauben in allen Ländern unterstützte und recht geflissentlich begünstigte, braucht kaum erinnert zu werden. Sie zog den meisten Vortheil davon. Aber wir würden zu weitläufig werden, wenn wir uns bei der vorchristlichen Welt länger verweilten.

Dem Christenthum, dessen Grundlehre in dieser Hinsicht war, daß Christus die Werke des Teufels und der Finsterniß zerstört habe, (1 Joh. III. 8.) gereicht es wahrhaft zur Ehre, daß es sich, wie gegen den Zauberglauben überhaupt, so besonders auch gegen diese Gattung desselben, das Segensprechen und Verwünschen (Beschreien) auf das bestimteste erklärt, so, daß dergleichen Aberglauben allgemein von den Kirchenvätern als unerlaubt und dem Christenthum widerstreitend verdamt wurde. Es wäre interessant, die hieher gehörigen Äußerungen näher zu betrachten, aber der Raum gestattet's nicht [9]).

Inzwischen war dieser Aberglaube bei dem Hang des menschlichen Geistes zu dergleichen geheimen Künsten so leicht nicht auszurotten, und lebte namentlich vom vierten Jahrhundert an in fast unzähligen andern, christlich modifizirten Formen, von Neuem wieder auf. So verwandelten sich die alten heidnischen Beschwörungs-Formeln in christliche Benedictiones, wie man die neuen Segen-Sprüche nante. Im Mittelalter nahm der Glaube an das Bötewesen immer mehr zu, und da die Geistlichkeit seit langen Zeiten her in dem Rufe stand, daß sie durch solche Segenssprüche Krankheiten und Übel aller Art vertreiben könte, so wurde sie von dem gemeinen Mann in fast allen Fällen nicht blos geistlich, sondern auch leiblich zu Rathe gezogen. Die Folge hievon war, daß tausenderlei Segenssprüche entstanden. Ich will zur Veranschaulichung des tollen Wahns hier einige Sprüche der Art anführen, die bis tief ins Mittelalter hinein reichen. Wider die Epilepsie: Caspar fert myrrham, Melchior thus, Baltasar aurum. Dreimal zu blasen und zu sprechen: Pustus, Pustus, Pustus!!! — Wider das häufige Bluten der Wunden, oder aus der Nase: Sanguis, mane in venis, sicut Christus pro te in poenis, Sanguis, mane fixus, sicut Christus crucifixus!!! Man wird über den Unsinn erstaunen, aber es

4) Asiat. Res. I. p. 376. 5) Manu IX. §. 290. S. 365. 6) Vgl. *J. Gaffarelli's* Curiositates inauditae etc. (nach der lat. Übersetz. von M. G. Michaelis, Hamb., 1676. p. 140. 7) l. c. p. 143 seq.

8) Vgl. *B. Boco* De secret. Operat. Art. et Nat. C. I. Zauberbibl. Th. III. Abth. I. S. 50 f. 9) Vgl. Dämonomagie Th. I. S. 358 f., wo die Sache ausführlich abgehandelt ist.

komt noch ärger. Hier ein Paar noch weit tollere teutsche Segenssprüche, die ebenfalls sehr alt sind, und die hier und da noch jetzt von alten Weibern gebraucht werden. Für den Wurm am Finger oder das böse Ding, (Panaritium): Gott Vater fährt in Acker, Gott Sohn, der ackert fein wacker, der heilig Geist daneben, sie ackern drei Würmer heraus, Pustus, Pustus, Pustus, sie ackern drei Würmer heraus, Pustus, Pustus, Pustus, der eine ist weiß, der andere schwarz, der dritte roth, hier liegen alle drei Würmer todt, Pustus, Pustus, Pustus, im Namen ꝛc. NB. den Finger zu drücken und dreimal zu pusten!!! [10]) — Wider das Fieber, Kopfweh, Augenschmerzen ꝛc. „Der Patient soll, wenn er vor Mattigkeit nicht mehr geben kann, an ein fließend Wasser triechen, eine Handvoll Salz dem Strom nach hinein streuen, und dabei sprechen: Hier säe ich meinen Samen, In Gottes Namen, Wann dieser Samen wird aufgehen, Will ich mein Fieber (Kopfweh ꝛc.) wieder sehen, das zahle ich zur Buß, Im Namen Gottes des Vaters u. s. w." — Zuletzt wurden wie im alten Ägypten alle Reiche, alle Elemente der ganzen Natur, Feuer, Wasser, Hagel, Wind ꝛc. durch Benedictionen besprochen, wodurch man auf übernatürliche Weise die natürlichen Kräfte und Wirkungen der Dinge entweder zu zernichten, oder magisch zu verstärken glaubte, z. B. des Schwerts, daß es nicht traf (dies hies dann binden, ligare!), oder, daß es unwiderstehlich traf und nie ohne Blut zurück kehrte (dies war denn Segnung oder Benedictio!), wie der Aberglaube z. B. noch während des 30jährigen Kriegs von Gustaph Adolph's Schwert fabelte. Wie weit man hierin ging, ist nun fast unglaublich. So wurden 1479 bei einer allgemeinen Landplage, als die Englinge (Gerstenwürmer, Schrotwürmer) [11]), die Gegenden von Lausanne, Bern ꝛc. verwüsteten, sogar diese Würmer vom Bischof von Lausanne benedicirt, daß sie in Kraft und Gehorsamlichkeit der Kirche sich über die Gränze zurückziehen, oder, wenn sie ungehorsam wären, kraft der wider sie ergangenen Bann-Runen umkommen sollten [12]). Dasselbe geschah noch 1524 zu Troyes gegen Käfer und Fliegen [13]).

Tausenderlei Aberglaube der Art herrschte besonders in den mitternächtlichen Ländern von Europa, den man im Einzelen am besten aus Olaus Magnus De Gentib. septentrional. kennen lernen kann. Zum Beispiel der Glaube, sich durch Segenssprechereien unsichtbar machen zu können, wozu man sich einer besprochenen (eingesegneten) Decke bediente, welche in Scandinavien Hulim Hialm hieß [14]); die Kunst, Stürme und Ungewitter auf dem Meere zu erregen, oder wie Saxo [15]) sich ausdrückt: in nimbos solvere coelum und beinahe unzählige andere Thorheiten, welche unter die Kategorie der Benedictionen und Maledictionen oder Ligationen gehören [16]). Wie im fernsten europäischen Nord, so herrschte auch bei den germanischen Völkerstämmen in Teutschland, besonders bei den Sachsen, im höchsten Grade der Glaube an Segenssprecherei und Beschreiungen, kurz die Bötekunst im ausgedehntesten Sinne des Worts. Bis zu den neueren Zeiten haben sich davon hie und da Spuren aus der alten heidnischen Welt in manchen Gegenden des Vaterlandes erhalten. So hat sich z. B., um nur dies Eine hier anzuführen, noch bis jetzt in einigen Distrikten von Niedersachsen die Gewohnheit erhalten, welche nun freilich nicht mehr als eine Benediction, oder ein religiöser Akt betrachtet wird, sondern für einen Scherz, für eine Art Erntefreude gilt, daß die Landleute bei vollendeter Ernte hie und da einen Büschel Halmen auf den Feldern stehen lassen, Cyanen und andere Blumen dazwischen flechten, sich um den so geschmückten Halmbüschel herum gruppiren, die Fruchtähren anfassen, Hüte und Mützen abnehmen, und dabei dreimal nach einander die Böte sprechen: Fru Guc, hablet ju Fauer dût Jar upp em Wagen, dat andre Jar upp der Gahre! — D. i. Frau Gaue [17]) hohlet euer Fuder dies Jahr auf dem Wagen, das andere Jahr auf der Karre. Dies ist bis auf die einzelen Zeremonien, denn die unschuldige Feierlichkeit wird gemeiniglich mit einem ländlichen Tanz um den geweihten Halmbüschel beschlossen, eine heidnisch-vorweltliche Böte- oder Benedictions-Feierlichkeit, wobei man sich nur über die ungemeine Genügsamkeit der Leute verwundern möchte, da sie sich allein darauf beschränken, Frau Gaue möchte ihnen nur dies Jahr eine reiche Ernte schenken, das nächste Jahr wollten sie ihr einen reicheren Antheil auf den Feldern zurück lassen, und sich mit einem Karren begnügen. Aber dieselbe Böte kam alle Jahre wieder, und — so war Frau Gaue listig geprellt! — (Solche Fündlein wurden im Götter-Dienst nicht für unrecht gehalten. Machten's doch die Götter selbst oft nicht besser!) Da sich diese, wie viele ähnliche, offenbar aus dem Heidenthum abstammende Böte-Gebräuche bis zu dieser Stunde, wenn auch in anderer Form und Bedeutung, im Vaterland erhalten haben, so denke man, wie es wol darin ausgesehen haben mag, als das Christenthum zuerst bei den

10) Pusten heißt noch jetzt im Niedersächsischen so viel als blasen. Adelungs gr. Wörterb. unter Püster. Es komt in den ältern Hexenprozessen besonders oft vor. Auch in Preußen und Lithauen ist das Wort noch gebräuchlich, in J. G. Bocks preußischem Wörterbuch sucht man's jedoch vergebens. 11) vgl. Adelung's gr. Wörterb. Engling. 12) Stettler's Annal. Helvet. oder Rütbländische Chronik. 13) Vgl. Dämonomagie Th. I. S. 81—83. 14) Vgl. *And. Apelbomii* Oratio de Stratagematibus, habita Upsaliae 1639., in den Neren pag. 84. 85. 15) Hist. Dan. Lib. I. p. m. 17.

16) *Wallin* in s. drei Dissertt. de gladio magico Gustavi Adolphi, welche in den Jahren 1728 u. 1729 zu Upsal herausgekommen, und 1746 zu Leipzig nachgedruckt worden sind, leitet alle diese Künste ursprünglich aus Asien ab. Nämlich Odin soll sie von da nach Scandinavien gebracht haben. Dies läßt sich nun freilich so wenig als die ganze Annahme, worauf es sich gründet, historisch beweisen. Das aber ist gewiß, daß der Glaube an Segenssprecherei und Maledictionen mit allen seinen hier berührten Spielarten, wie sie im tiefsten Norden verbreitet waren, von den allerältesten Zeiten an allgemein im Orient herrschte, von wo aus überhaupt die Zauberei als Kunst zuerst nach Europa, und namentlich nach Griechenland gebracht worden ist, wie Tiedemann und Wachsmuth neuerdings gezeigt haben. Vgl. Zauber-Bibliothek Th. II. Abh. 1. 17) Synonym mit Goja oder Hertha, Mutter der Erde, vgl. Ol. Rudbecks Atlantica Th. II. K. 6., das vom Dienst oder den besondern religiösen Zeremonien handelt, womit diese Göttin verehrt wurde. Über denselben Gegenstand gelehrte Untersuchungen auch in Westphal's Monument. inedit. rerum Megapol. et Cimbr. Tom. IV. Praef. §. XXIX f.

germanischen Völkerstämmen verbreitet wurde. Der wüsteste Aberglaube dieser Art herrschte darin.

Aber wohlthätig äußerten sich auch in Teutschland in dieser Beziehung die Wirkungen des Christenthums. Namentlich waren Bonifacius und Karl's Bemühungen auch auf die Bekämpfung des heidnischen Aberglaubens vom Böte-Segensprechen- und Loosungswesen gerichtet, wie man aus des Ersten Briefe und des Letzten Verordnungen ersieht, so schwer es auch hielt, diese Gattung von Wahnglauben bei den Sachsen auszurotten [18]). — Wie in Sachsen, so wurde derselbe Aberglaube auch bei den übrigen germanischen Völkerstämmen durchs Christenthum bekämpft [19]). Ausgerottet konte indeß, wie schon bemerkt, der Böte-Aberglauben nie gänzlich werden, er erneuerte sich vielmehr unter veränderten (christlichen) Formen und nach der Mönchs-Ascetik der spätern Jahrhunderte gemodelt und modificirt. So wurden z. B., auf Pergament geschrieben und mit allerhand frommen Bildern und Charakteren versehen, die sogenanten Segen, oder Böte-Formeln auch als Talismane gebraucht, welche man, gemeiniglich auf dem bloßen Leibe, bei sich trug, um sich vor Bezauberungen zu verwahren, sich des besonderen Schutzes Gottes, Christi, der heil. Jungfrau, oder eines Heiligen zu versichern u. s. f. Um die Sache zu veranschaulichen, möge hier ein solcher Segen eines altteutschen Ritters aus dem 13. Jahrhundert [20]) stehen.

Min frideschilt.

Daz heilige himel-chint
Daz si hivt min

Frideschillt.

Dietz heilig himel-chint lat mih hivt uffstan
In des Nam wil ih hivt uf gan
Vnd wil mih hivt gurten
Mit des heiligen Gest worten
Daz mir allez daz helt si
Daz in dem himel sy
Dev sunne vnd der mane
Vnde der ragestern sjane
Minsj gewvtes bin ih hivt balt
Hivt spring ih, Herre, in diner gewalt.
Sant Marien
liehemede
Daz si hivt min
fridhemete.
Aller miner vlende gewaffen
Dev ligen hivt vnde slaffen
Vnd sin hivt also pulwesse (mürbe)
Alf were miner vrowen sant Marien vahse
Do si den heiligen Christum gebere
Vnd doch ain rainiv mait were.
Min haupt si mir hivt stelin
Dahalner staht waffen snide darin'
Min fwert ain wil ih von den segen scaiden
Daz snid vnd bizze allez, daz ih es halze
Von minen handen
Vnd von niemen andern.
Der heilig himel tvt
Der si hivt min halsperch gvt. Amen.

Wir könten, aus etwas neuern Zeiten noch mehre dergleichen Segen mittheilen, namentlich gegen Feuersgefahr, Wassernoth rc., aber diese Eine Probe ist hinlänglich, das Gesagte historisch klar zu machen. Andere sind unsern Lesern ohne Zweifel aus dem Romanusbüchlein [21]) bekant. (Was hier S. 204 f. vorkomt, sind keine Beschwörungen, sondern rechte eigentliche Besprechungen, Segen, Benedictiones.) Auch das bei den Minnesängern so oft vorkommende: Du bist mein Morgensegen, bezieht sich ohne einigen Zweifel größtentheils auf dergleichen talismanische Segen, und ist nicht, wie wir's nun nehmen, ascetisch zu verstehen, du bist mein Gebet, meine fromme Betrachtung am Morgen. — Aber wir müssen abbrechen, um für die neuere und neueste Zeit noch Raum zu einigen Bemerkungen zu behalten.

So tief ist der Böte-Glaube eingewurzelt, daß er bis zu diesem Tage noch nichts weniger, als ausgerottet ist. Es dürfte in manchen Gegenden wol wenig Orte geben, wo sich nicht eine sogenante Segensprecherin oder Böte-Frau befindet, die sich bei dem aberglaubischen Landmann durch ihr elendes Pustus, Pustus, Pustus! oft mehr Vertrauen erwirbt, als es dem geschicktesten Arzt durch alle seine Kunst und Wissenschaft gelingt. So ist's in protestantischen und katholischen Ländern, und in diesen komt noch hie und da der Aberglaube mit den gesegneten sogenanten St. Niklasbrödchen, Lukasszedeln, Benedictuspfennigen u. dgl. hinzu. Allerhand Segen, besonders gegen Bezauberungen, wurden in der Hexenprozeß-Periode auch als Amulete getragen [22]). Folgendes ist der Segen des sogenanten dreifachen heiligen Kreuzes, wie er in einem noch in den siebenziger Jahren gedruckten Buche steht, wo er als wirksames Amulet empfohlen wird, und woraus ich ihn buchstäblich hier mittheile. „Ich N. N. umkreise mich heute und alle Tage meines Lebens auf der Erden der irdischen und elementischen Kreaturen mit diesem dreifachen Kreise durch die Namen Gottes Jehovah Sabaoth, El, Eloha, Ben Jesus, Eloha Aph, Jod, Machiah – Jehovah, Jehova Jeschuah, Jehovah Schaddai, Jehovah Nezachim, mallou Jehovah, Fleo, Eleo, Elee, Jehovah Elelion, Jehovah Happarez Nola Melech Gadola Chachaurez, Jehovah Elohim Gibbor, Melech Jehovah Leolam, Jehovah Hagio – Hagio – Hagiobaton, Jehovah ascher kadosch veol kedoschim, Jehovah Elohim Emeth, hu Elohim Cheum mikizpath vekol haarez. Amen." Nachbarin, euer Fläschchen! möchte man da auch mit Goethe's Gretchen im Faust ausrufen. Das Lustigste ist, daß in diesem hochkräftigen Segen kaum ein Wort dem Hebräischen richtig nachgebildet ist, aber es ist bei Besprechungen wie überhaupt in der Theurgie, eine bekante Regel — je barbarischer die Worte sind und lauten, desto besser wirken sie!!! Für ungemein wirksam wurde in der Hexenprozeßperiode gegen den Teufel und dessen Verbündete, die Hexen und Zauberer, auch der Segen des

18) Vgl. Sermo de Baptism. Concil. Leptin. a. 743. Capitul. Carol. M. L. I. *Baluz.* T. II. *Bonif.* Epp. (ed. Wurdtw.) Ep. 73. vgl. *Fabric.* lux evangel. C. XIX. Es verdient hiebei bemerkt zu werden, daß das Böteweſen schon hier unter dem Namen von *Benedictiones* gerügt und verboten wird. 19) Vgl. Sterzinger Zustand der baier. Kirche unter Theodo. II., in d. Abh. d. baier. Akad. d. Wiss. Bd. X. S. 150 f. 20) Vgl. Jen. A. L. Z. Jahrg. 1810. Nr. 110.

21) Görres teutsche Volksbücher Nr. 34. 22) Vgl. Gokel Lib. c. und Dr. Paullini heylsame — Dreck-Apothek a. m. Orten.

h. Antonius gehalten: Sehet da das Kreuz des Herrn, fliehet ihr Gegentheil! (fugite, partes adversae!) Der Löw vom Geschlecht Juda hat überwunden, die Wurzel David, Halleluja!!! Amen. — Wir müssen doch auch eine Malediction nennen. Alt, und im Reich des Aberglaubens berühmt ist der sogenante St. Adelberts-Fluch gegen die Diebe, der noch jetzt bisweilen von Aberglaubischen gebraucht wird. Schon Reginald Scot gedenkt dessen in s. Discovery of Witchcraft Bd. XII. K. 17., wo er folgende Anekdote erzählt: Ein gewisser katholischer Geistlicher, Sir John, habe eines Abends bei Mondschein durch eine Witterung alle Aale im Teich eines Müllers auf Einen Fleck zusammen gezogen, und alsdenn mit seinen lustigen Zechbrüdern weggenommen. Der arme Müller klagts Herrn John selbst, und dieser verspricht ihm, er wolle den Dieb nächsten Sonntag mit seinen Helfershelfern dergestalt beschwören, daß sie gewahr werden sollten, was es mit dem St. Adelberts-Fluch auf sich hätte. Der Sonntag komt, und der jovialische Mann spricht folgende Malediction von öffentlicher Kanzel:

All you that have stoln the Millers Eeles,
Laudate Dominum de coelis!
And all they have consented thereto,
Benedicamus Domino. Amen.

Nun, rief er dabei, wohlbekomm' euch diese Brühe zu eueren Fischen, meine Herren Spitzbuben! — Wirklich der Spaß ist für das Benedictionswesen zugleich, und jenes Zeitalter charakteristisch.

Eine sehr berühmte, oder richtiger berüchtigte Segensprecherin noch um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts war eine gewisse Madame Anna Pariote in Kalabrien. Die Segen, welche sie verkaufte, wurden für unübertrefflich gehalten, man rühmte Wunderkuren davon. Sie verschaften der Wunderthäterin ein grosses Vermögen, und wurden als Amulete versigelt von ihr verkauft. Hier eine getreue Abschrift davon, mit allen Sprach- und Schreibfehlern! Incanto la tua Personna ardente da Parte di Christo inni (omni) potente da parte del ciorno (giorno) di natale per le tres messe che si dicono in Cielo si serissino † Lunedi santo † Martedi santo † Mercodi santo † Ciovedi (Giovedi) santo † Vennardi santo † Sabbato santo. Da tutte Magarie sia guarda ciri elison Christo Elison Corpo di Christo Salvate † aglio † taglio et Feglio (foglio) † lega mane piede è core à qui offenare mi vuoli Sangue di Christo commoglia metu. Amen. Man kann den Unsinn nicht besser in seiner lächerlichen Abgeschmacktheit charakterisiren, als wenn man dergleichen Aktenstückchen mit diplomatischer Genauigkeit mittheilt.

Zu gleicher Zeit und noch später ins sogenante aufgeklärte Jahrhundert hinein, boten Teutschland und andre Länder ähnliche Possenspiele dar. Der Sammetweber Paul zu Berlin stand mit seinem Nativitäts- und Segenspreecherhandwerk in so guter Kundschaft, daß es ihm sogar Häuser eintrug [23]). — Was von den Geisterbeschwörern, Segensprechern Gaßner, Cagliostro, Schröpfer ꝛc. (in gewisser Hinsicht auch Swedenborg, Gabalis, St. Germain und s. f.) unter gegenwärtigem Artikel Gehöriges etwa noch zu sagen wäre, wird seiner Zeit unter diesen Namen vorkommen, und was endlich über die Wunderkuren, welche so eben ein vaterländischer Prinz durch Gebet und Segensprecherei, man möchte sagen, mit Gewalt verrichten will, so schlecht es auch von Statten gehr, gesagt werden könte, mag lieber ganz ungesagt bleiben. Das Urtheil über alle dergleichen Schwärmereien ergibt sich aus dem Ganzen dieses Artikels: aber da eben wieder über solche Possen auch von sonst gescheidten Leuten nicht selten mit wunderernster Miene gesprochen wird; so war eine etwas ausführlichere historische Veranschaulichung der Böte-Kunst oder Segensprecherei, wie's scheint, an der Zeit, und dies mag denn auch die Ausführlichkeit dieses Artikels zu gleicher Zeit rechtfertigen und entschuldigen. (*G. C. Horst.*)

BESSAPARA*) auch Basapare**) und Besipare***), eine Mansio und ein Kastell auf einer Anhöhe in der Nähe der westlichen Gränzgebirge Thrakiens, nach den Itinerarien mit 21 Mill. etwas zu weit von Philipopolis gesetzt, h. z. T. die Stadt Basardschik, in dem Sandschak Kirkkliese in Romanien, mit 10,000 Einwohner, die Reisbau treiben, 2 Hanen ꝛc. (*Ricklefs.*)

BESSARABIEN (Budshack) durch den Bucharester Frieden (28. Mai 1812) von der Pforte an Rußland, samt einem Theile von der Moldau abgetreten. Beide Gebiete, jetzt unter dem allgemeinen Namen Bessarabien begriffen, liegen zwischen 45° 15′ bis 48° 13′ Br. und 44° 10′ bis 48° 30′ ö. L., haben einen Flächeninhalt von 815 Q.-M., und werden im S. durch die Donau und den Pruth von der Türkei, im W. durch das Flüßchen Nakitno vom östreichischen Gebiete, im N. durch den Dnestr von den Gouv. Cherson und Podolien geschieden, und im O. endlich vom schwarzen Meere bespült. Jene Hauptgränz- und ihre Nebenflüsse: die Saka, Kogilnik, Kottna und Kirgis, bewässern diese, von der Natur mit fruchtbarem Boden, fetten Wiesen und guten Waldungen (vornehmlich im Moldaudistrikt und an den Ufern des Pruths) begabten, aber durch die letzten Kriege höchst verödeten und entvölkerten Länder. Die Einwohnerzahl beträgt jetzt etwa 60,000 Familien: Moldauer, altgläubige Bolgaren — hier Philiponen genant — Armenier, Zigeuner und Juden, ferner Tataren und Serben, welche vorzugsweise in den Jahren 1806 und 1813 als Kolonisten angesidelt worden sind. Der Grund und Boden gehört theils der Krone, theils den Edelleuten. (Letztern muß der Bauer als Pächter den zehnten Theil des Grundertrages entrichten und außerdem noch 12 Tage Arbeit leisten.) Wein, Mais und Weizen werden in bedeutenden Quantitäten und über den Verbrauch, gebaut; die Vieh- und Bienenzucht liefert Butter, Talg, Häute, Lichter, Honig und Wachs; — vor dem letzten Kriege wurden an lebendigem Vieh jährlich für mehr als 1 Million Pari=Silber-Ro. über Bulgarien nach Rumelien ausgeführt — Salz wird aus dem Akkiermanschen

23) S. Berl. Monatsschrift vom J. 1784. Dec. Stück S. 551—555.

*) Itin. Ant. **) Itin. Hieros. ***) *Procop.* de aedif. IV, II.

See gewonnen, gefischt in den meisten Strömen und den Seen Jalpuch und Kagul. Die Häfen Akkermans und Kili befördern den Absatz der rohen Produkte. Von Manufaktur- und Fabrikanlagen haben sich dagegen nur die Lederfabr. (Schagrin in Ismail), Gerbereien, Talgsiedereien und Lichtzieher erhalten. — Sehr bedeutend sind die der Regirung zukommenden Gefälle; sie bestehen in dem Ertrage des Brantweinverkaufs in den Städten und Festungen, — der Fischerei, in den der Krone gehörigen Seen, — des Salzverkaufs, — des aus den Kronsteppen verkauften Rindviehs und der Pferde, (10 Para das Rind und Pferd, 4 P. das Schaf) — ferner aus den, unter dem Namen Bira von jeder Familie zu zahlenden Steuern, aus den, als Badra Rita von jedem Weinberge, als Geschtin von jeder Schäferei und Zehnten von jedem Bienengarten zu zahlenden Abgabe — und betragen zusammen über 3 Mill. Piaster. Bessarabien wird noch von einer interimistischen Regirungskommission verwaltet, die ihren Sitz in der kleinen Stadt Kischenow hat, und theilt sich, wie erwähnt, a) in den von der Moldau abgerissenen Theil, und b) in das eigentliche Bessarabien. Ersterer ist in 7 Kreise (Zinuts) nämlich Chotin, Soroks, Orgheisk, Faleschtsk, Chotornitschansk, Kodrsik und Gretschansk, letzteres in den Bender- Kauscharskischen und Ismail-Tomarowskischen Kreis getheilt†). (*v. Wichmann.*)

BESSARION. Unter den ausgezeichneten Männern in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. wird der Kardinal Bessarion von den Stimmführern der verschiedensten Parteien mit so williger Anerkennung seiner Verdienste als Gelehrter und als Mensch gerühmt, daß es schon darum lohnt, diesen Mann genauer kennen zu lernen, besonders da seine hinterlassenen Schriften die günstige Meinung seiner Zeitgenossen nicht völlig zu rechtfertigen scheinen. Eine so allgemeine Hervorhebung beruht aber sicher auf keiner allgemeinen Täuschung. Bedenkt man die Zeit und die Umstände unter denen er auftrat, so wird man geneigt, ihm eine richtige Einsicht in die Bedürfnisse derselben und eine sittliche Würde und Überlegenheit zuzutrauen, die sich leichter als viele andre Eigenschaften, Einfluß und Ansehn in ihr erwirbt, und wenn man ein ganzes solches Leben übersieht, dazu beiträgt, die Periode besser zu verstehen, der er angehörte. Zugleich kann B. als der letzte bedeutendere Grieche vor dem gänzlichen Verfalle seines Volks angesehen werden, der durch das, was er war, bewies, was man sich von seinen Stamgenossen wieder versprechen dürfe, wenn günstigere Umstände ihnen Gelegenheit gäben, ihre Kräfte zu entwikeln. —

B. war nach Aloysius Bandini, der sein Leben beschrieben hat[1]), im J. 1395 zu Trapezunt geboren, dessen Ruhm er selbst in einer eignen noch ungedruckten griechischen Lobschrift verkündigt hat, die sich im Cod. graec. DXXXIII. der Markusbibliothek zu Venedig findet[2]). Daß er das Kind armer Ältern war, sagt Michael Apostolius in seiner Leichenrede auf ihn ausdrücklich[3]). Nur griechische Ruhmredigkeit konte durch eine ihm angelogene Verwandtschaft mit den Komnenen, ihn höher zu ehren glauben[4]), doch auch Niceron scheint gemeint zu haben, für einen so vornehmen Kardinal schikte sich nur vornehme Abkunft[5]). Vor dem Eintritt in den Orden der Basilianer hieß er vielleicht Johannes, was Stephan Borgia mit fast verschwendeter Gelehrsamkeit zu erweisen gesucht hat; nach der gemeinen Annahme Basilius. Die Nachrichten über seine Jugend, welche in die unruhigsten Zeiten der Raubzüge des Bajazeth und Tamerlan fällt, sind so dürftig, daß Genaueres nicht erwartet werden darf. Um 1410 ging er nach Konstantinopel, das damals unter Johann II. Paläologus Regirung noch immer wegen der Überreste früherer Bildungsanstalten, als eine hohe Schule des Wissens angesehen wurde. Was die Griechen jener Zeit zu geben im Stande waren, komt uns freilich dürftig genug vor, doch schäzte er die damals eben frisch erregte Neigung für alles Griechische so hoch, daß Aurispa, Franz Philelphus und selbst Guarino von Verona, Männer, die den berühmtesten Griechen an Geist und Talent weit überlegen waren, weder die Mühen noch den Aufwand einer Reise nach Konstantinopel oder Morea scheuten, um an Ort und Stelle den Unterricht eines Joh. oder Manuel Chrysoloras, eines Chrysokokkes oder Gemistus Plethо zu erlangen. Mit Franz Philelphus gemeinschaftlich besuchte B. die Vorlesungen des Chrysokokkes, wie ein Brief Philelphus aus späterer Zeit erweist. So unbedeutend diese Umstände scheinen, so sind sie doch nicht ohne Einfluß auf das Schicksal der unglücklichen Griechen gewesen, die später Italien als eine Freistätte aufsuchten. Während durch religiöse Begriffe und Nationalstolz sich die Mehrzahl von ihnen entfremdet fühlen mochte, waren gerade die geistreichsten Männer, durch frühere Bekantschaft mit ihrer Sitte ihnen nicht ganz abhold, und trugen dadurch mit bei, daß ihr Loos in Italien nicht so ungünstig war, als in Frankreich, wo die graeculi esurientes bekantlich unfreundliche Aufnahme fanden. Man konte Leute, in deren Mitte die bewundertsten Männer des Volks geistige Schätze gesucht hatten, nicht für so ganz entblößt von allen geistigen Mitteln halten, als sie wirklich größtentheils waren. — Durch den Erzbischof von Dorion, Dositheus, und durch den B. von Selybria ward Bessarion, wenn man dem Miniati trauen darf, dessen Versicherungen freilich gerechtes Bedenken er-

†) J. J. Sulzer's Gesch. des transalpinischen Daciens. Wien 1781. 3 Bde. gr. 8. m. Kpf. *P. Sumarakow's* Puteschestwie w Krima i Bessarabii. Moskau 1800. 8.; teutsch von J. Richter. Leipzig 1802. 12. Topogr. histor. Beschreibung der beiden Fürstenth. Moldau und Wallachei. Wien 1810. 8. Sein Dietschestw. 1815. No. 14. 16. 18. — 1816. No. 36. 38. 39. Wolfs Beitr. zur statist.-geogr. Beschreibung des Fürstenthums Moldau. Herrmannstadt 1805. 2 Bde. 8. Beitr. z. ur. Länderk. v. Gr. Katarian. Kantemir. Raicowich.

1) De vita et rebus gestis Bessarionis Cardinalis Nicaeni Commentarius. Romae 1777. 4. 2) Man vergl. Iriarte p. 288. Zwar sind lange Stellen daraus in *Miniati* glorie cadute dell' antichissima et augustissima famiglia Comnena. (Venez. 1653. Fol.) I, S. 66. in italiänischer Übersezung aufgenommen; doch verdiente der größte Theil davon die Bekantmachung in der Originalsprache, weil es einige weniger bekante Thatsachen enthält und selbst zur kritischen Vergleichung der Stellen des Strabo zu brauchen wäre, aus denen es, nach damaliger Art, mußerisch zusammengesezt ist. 3) Edit. Fullebornii. Lips. 1793. 8. p. 23. §. 14. 4) M. s. *Miniati* I, 97. 5) *Niceron* Mémoires XXI, p. 128.

regen, für den geistlichen Stand gewonnen, so daß er am 20. Jan. 1423 in den Orden des h. Basilius trat, zu dem er am 20. Juli die strengeren Gelübde ablegte. Doch schon gegen den Schluß des Jahres ging er nach dem Peloponnes ab, wo damals Gemistus Plethο, — man weiß nicht bestimt auf welchem Platze, — eine weitberühmte Lehranstalt für alle Fächer hatte. Nach Capranica's Versicherung trieb B. in jener Zeit so eifrig Mathematik, d. h. schrieb so eifrig des Joh. Philoponos Kommentar zum Ptolemäus ab, daß er sich eine Kränklichkeit zuzog, die ihn so lange er lebte nicht wieder verließ. (In spätern Jahren wird erwähnt, daß er oft am Steine litt.) Den Namen Bessarion, den er im Kloster angenommen hatte, entlehnte er von einem ägyptischen Einsiedler, dessen ziemlich einfältige Legende er mit großer Salbung aufgeschrieben [6]). Der Name selbst war in der griechischen Kirche nicht ganz ungewöhnlich. Ein Hieromonachus Bessarion, Zeitgenosse des unsern, zu Neapel, hat Jamben auf die K. Theodora Palälogana hinterlassen, die schon Hody, de graecis illustribus p. 123. unserm Bessarion absprach, die aber Anlaß zu erneutem Irrthum gegeben haben. Nachrichten über den Gang seiner Studien und seiner Bildung würden uns dankenswerther vorkommen; doch muß man sich nicht wundern, daß in einer Zeit, wo der Andrang barbarischer Türkenhorden fortwährend zunahm, in den Klostermauern nichts Werth zu haben schien, als was auf die Anbetung des Allmächtigen Bezug hatte, von dem man in abergläubischer Unthätigkeit eine wunderthätige Hilfe erwartete, die man längst in der eignen Einsicht und Kraft zu suchen verlernt hatte. Doch weder Umgänge, noch Psalmen halfen länger dem überall bedrängten Reiche, das beinah auf Konstantinopels Umfang beschränkt war. Der Kaiser sah keine andre Rettung für seine Krone, als indem er sich zu dem verhaßtesten Mittel, nach damaligen griechischen Begriffen, zu einem Gesuch um Hilfe des Abendlandes entschloß. Eine Vereinigung der seit Photius zerspaltenen Kirchen, die durch das Concilium, das anfänglich nach Bologna ausgeschrieben war, am schnellsten möglich schien, sollte den Papst und die westlichen Fürsten dazu geneigt machen. Bessarion, der durch seine geistlichen Vorträge und Homilien unterdes die Aufmerksamkeit erregt, durch seine Versuche die unter sich eben so uneinigen, als nach außen bedrängten Paläologen und Komnenen des Peloponneses und Konstantinopels in gutem Vernehmen zu erhalten, wenn Miniati zu glauben ist, in der Fürsten Gunst gestiegen war, mag diesen Gedanken sorglich gepflegt haben. Rasch war er [7]) durch die Kirchenämter hindurch gegangen und 1437 schon, οὐκ οἶδ' ὅτι, wie er dort selbst sich ausdrückt, zum Erzbischof von Nicäa erhoben worden. (Der Beiname Nicänus oder Kardinal Nicänus blieb ihm dadurch für sein Leben.) Auf ihn fiel daher auch begreiflich die Wahl, den Kaiser mit vielen ausgezeichneten und vornehmen Theologen zum Concilium zu begleiten, um so mehr, da man sich von seiner milden Beredsamkeit einen Einfluß auf den Gang der Dinge versprach, den der Fürsten äußere Lage nicht zu hoffen berechtigte. Denn so dürftig war der Kaiser, daß Kirchengeräthe eingeschmolzen und heimlich bei Seite gebracht werden mußten [8]), um nur einiges zu haben, womit man in Italien prunken konte, und Altardecken ihrer Steine beraubt wurden, um das Reitzeug der kaiserlichen Zelter damit aufzuputzen. Die Kosten der Überfahrt und der Besatzung von Konstantinopel, während der Dauer der Kirchenversamlung, hatte der Papst übernommen, der sich durch die Bewirthung dieser dürftigen Gäste aber in so böse Verlegenheiten gebracht sah, daß er die päpstliche Mitra und den Flecken Borgo S. Sepolcro an die Florentiner zu versetzen gezwungen war. Von Ferrara, wohin das Concilium bekantlich am 6. Oktobr. 1438 zusammengekommen war, vertrieb es, nach der 16. Sitzung, die Pest nach Florenz (1439), das der stattkluge Gesandte Lorenzo Medicis und Ambrosio Traversari vorgeschlagen hatten. Schon in den ersten Zusammenkünften hatte B., stets die dringende Gefahr seines Vaterlandes im Auge, zur Sühne geredet, die freilich nur dann erlangt werden konte, wenn alles Dogmatische unberührt geblieben wäre. Die Stellung der Theile, die sich vertragen sollten, war äußerlich zu ungleich, als daß ohne Nachgiebigkeit, die wie Unterwerfung aussah, ein Zusammenfinden möglich war. Als Haupthinderniß stand aber die dogmatische Gelehrsamkeit der griechischen Theologen entgegen, unter denen Gemistus Plethο, Theodor Gaza, zwar vorzügliche Aufmerksamkeit verdient hätten; aber gemäßigt in ihren Ansichten stimten sie mit Bessarion, der am Erzbischof von Ephesus, Eugenius, seinen heftigsten Gegner fand. Der Streit über die Ausgehung des heiligen Geistes und ob in Bezug auf sie das Filioque im apostolischen Glaubensbekentnisse anerkant werden dürfe, wurde bald der Hauptgegenstand der Untersuchung. Hatten auch die Gründe der griechischen Bischöfe, daß der Zusatz Filioque nur eine Neuerung sey, die nach wiederholtem Widerspruche erst durch die Annahme der westgothischen Bischöfe auf der Synode zu Toledo 589 Ansehen erlangt habe, sehr vieles für sich, so mußte man doch den eitlen Starrsinn beklagen, der bald allen religiösen Geist aus diesen Versamlungen verbante, und darüber die wichtigsten Interessen des Vaterlandes aufopferte. Kurz die Geschichte früherer Kirchenversamlungen wiederholte sich, wie es die Leidenschaftlichkeit der Zeit erwarten ließ, und B's. gelehrter Beweis, daß die Worte, vom Vater durch den Sohn, welche die griechische Kirche aufgenommen hat, eben soviel sagten, als vom Vater und Sohne, half eben so wenig, als seine wiederholten Vorstellungen, Maß zu halten im Streite. Eugenius leidenschaftliche Hitze trug wol viel dazu bei, daß B. sich so entschieden und rasch für die römische Kirche erklärte. Er selbst hat sein Benehmen in einem Br. an Alexius Laskaris Philanthropinus, damals Präfekten von Paträ, gerechtfertigt, der aber eben so wenig genügen wird, als alle unter ähnlichen Umständen geschriebene [9]). B's. Verfahren ist von

6) Von der Hand des nachmaligen Kardinals findet man sie griechisch im Cod. Barber. gr. 245. und Cod. gr. D. Marci No. 533. und, vortrefflich von Perotto ins Lateinische übersetzt, im Cod. lat. D. Marci 133. 7) M. s. seine eigene Angabe in dem Cod. gr. D. Marci N. 14, zu vergleichen mit *Jac. Morelli* Bibl. MS. p. 29.

8) M. s. *Sguropuli* Hist. Conc. Flor. p. 56. 9) In beiden Sprachen unter dem Titel Antidotus abgedruckt, in *Arcudii* opp. theolog. R. 1649.

seinen Zeitgenossen sehr heftig angefochten worden, und kann man ihn auch nicht von aller eigennützigen Berechnung frei sprechen (der Papst versprach ihm 600 Dukaten jährlicher Einkünfte, wenn er in Rom blieb, die Hälfte, wenn er nach Griechenland zurückkehre), so wird man doch bald begreifen, wie ein Mann, der die Zeit und die Menschen richtig beurtheilte, dahin kam, daß er sein Schicksal von den Bethörten trennte, denen um Religiosität eben so wenig zu thun war, als um die Erhaltung des Vaterlandes; und daß er ganz zu einer Kirchengemeinschaft sich wandte, in deren Mitte er das wiederfand, was das Element seines Lebens war: entschiedene Thätigkeit für einen bewußten Zweck und Eifer für gelehrte Studien, neben einer weiten Aussicht für seinen Ehrgeiz. Dann mochte er sich auch wol sagen, daß er seinen Landsleuten, deren endliches Schicksal man voraussagen konte, in der neuen Verbindung nützlicher seyn würde, als bei der Ausdauer in ihrer Mitte, ohne Kraft ein Schicksal abzuwenden, daß man in störriger Verblendung rascher herbeiführte. Diese Meinung theilten später selbst seine Glaubensgenossen[10]). Sein Beispiel wirkte auf die versammelte griechische Geistlichkeit. Schon war der Patriarch Joseph von Konstantinopel als römisch-katholischer Christ gestorben; wie dieser erkante Bess. und alle Andere, mit Ausnahme des Erzbischofs von Ephesus, des Papstes Hoheit an, und so kam die scheinbare Vereinigung der beiden Kirchen zu Stande, deren Akten bei feierlichem Hochamte am 27. August 1439 im Dome zu Florenz verlesen wurden. In fast allen Punkten war die römische Meinung durchgegangen, und kein Wunder war es daher, daß nach Johann Paläolog's Tode im J. 1450 das griechische Volk und die Geistlichkeit, die keinen Gewinn ihrer Nachgiebigkeit eintreffen sahen, die Beschlüsse durchaus für nichtig erklärten. B. war zwar nach dem Concilium nach Griechenland, bestimt nach Candia, zurückgekehrt, aber die schmeichelnde Gleisnerei, die der scharfsichtige Mann dort erfuhr[11]), mochte ihm den Aufenthalt unter seinem Volke verleiden, daher er schnell nach Italien zurückkehrte, wohin ihn außerdem ehrenvolle Auszeichnungen riefen. Denn in dem Consistorium, das Eugen IV. gegen den Schluß des J. 1439 hielt, war Bess. mit dem Erzbischof von Moskwa, Isidorus, und 15 andern Prälaten zugleich in das Kardinalkollegium mit dem Titel als Presbyter-Kardinal der Kirche der 12 Apostel zu Rom aufgenommen worden. Wahrscheinlich fand er auf der Reise nach Rom, in Apulien, im Kloster des h. Nikolaus zu Casoli, das kleine Gedicht des Koluthus auf den Raub der Helena und den Quintus Smyrnäus, und empfahl sich so den Freunden seiner Muttersprache unter seinen neuen Mitbürgern, durch einen Beitrag zu der Literatur, die damals so leidenschaftlich geschätzt wurde[12]). Nach Papadopulo's Versicherung, die nur eine innere Wahrscheinlichkeit hat, brachte B. nach Empfange des Purpurhutes einige Zeit in Padua zu, um lateinisch zu erlernen. Sicher sah er sich, mag auch diese Nachricht auf sich beruhen, von nun an als Vermittler zweier Nationen an, deren Näherung er so ernstlich erstrebt hatte, und er glaubte die Ansprüche auf Theilnahme am Schicksale seiner früheren Mitbürger am zuverlässigsten zu rechtfertigen, wenn er gewissenhaft alles zusammentrug, was den Enthusiasmus der Gelehrten für Griechenland erregte, und die Wissenschaften pflegte, die den Thaten seines denkwürdigen Volkes einen so dauernden und wohlthuenden Glanz verliehen haben. So entstand seine Bibliothek, die allem Anscheine nach, durchaus nur in Italien, nicht in Griechenland, zusammen gebracht worden ist, und so wurde sein Haus zu Rom der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetesten Männer seiner Zeit, aus beiden Nationen, die sonst nach der Zunftweise der damaligen Gelehrten, beinahe fortwährend in bitterem Streite mit einander lagen. Es setzt ein geselliges Talent und eine Überlegenheit wahrer Bildung voraus, die nicht blos durch Gelehrsamkeit erlangt werden konte, daß er Männer, wie Flavio Biondo, Philelphus, Poggio, Lorenz Valla, Campano, Perotto, Dom. Calderino, Platina, Valerius von Viterbo, Almadiano, Giov. Gatti, Theod. Gaza, Andronicus Callischi, Argiropulos, Michael Apostolius um sich vereinigte, die ihn nach klassischer Weise bei seinen Ausgängen begleiteten, und in ihren vielen hinterlassenen Schriften mit anerkennender Verehrung von ihm sprechen, so abweichend sicher auch der Einzelen Meinungen von den seinigen waren. Dies Verdienst um die humanere Geselligkeit hat gewiß am meisten beigetragen, B's Namen zu verherrlichen, der so praktisch Platen's Geist wieder erweckte. Die Anerkennung der Vortrefflichkeit der griechischen Literatur, deren Umfang B. genauer zu beurtheilen im Stande war, als die Genanten, mag der Mittelpunkt ihrer Berührung gewesen seyn; und der Eifer der Italiäner, welche die griechischen Klassiker damals im Ganzen höher schätzten, als die Neugriechen selbst sie würdigten, seinen eigenen Eifer erregt und erwärmt haben. Vorzüglich benutzte er seinen Einfluß auf die basilianischen Klöster, deren Aufsicht ihm 1446 förmlich übergeben wurde, die griechische Sprache in Italien lebend und die Hilfsmittel des Sprachstudiums zu erhalten. Er schien zu glauben, daß sich durch Abschriften, die er aufgab, Kentnisse, wenn auch nur auf mechanischem Wege, fortpflanzen würden; daher findet man die und da Nachrichten, daß er Chorbücher und Klassiker lieh, um zum Theil sehr prächtige Kopieen davon anfertigen zu lassen[13]). Namentlich wußte er in Sicilien, das dem klassischen Studium neuerdings fast gar keine Hilfsmittel geboten hat, noch manche Handschriften aufzufinden, und den Eifer für griechisches Sprachstudium, besonders im Kloster S. Salvatore bei Messina seit 1456 so aufzure-

10) *Mart. Crusii* Turco-Graecia p. 6. 11) Epistola dogmatica scritta a Cirillo Lucari, Pseudo-Patriarca Cstpolit. da J. Diodato Solera Apostiniano, Patrizio Cretense. Napoli 1634. 4. 12) Das Kloster selbst, das Basilianer inne gehabt hatten, ging wie Hydrus, in dessen Nähe es lag, mit seinem ganzen reichen Bücherschatze, den der Abt Nicetas dort im 14. Jahrh. zusammengebracht hatte, (Rodotà dell' orig. progress. e stato presento del rito greco in Italia II, 120.) durch einen Sturm der Türken im J. 1480 zu Grunde. 13) M. s. *P. Flaminio* da Parma Memorie dei Conventi dei Francescani della prov. di Bologna T. II. p. 72. und die Nachweisungen, die sich in mehren Handschriften der Markusbibl. eingeschrieben finden, z. B. im Cod. gr. LX. etc.

gen, daß dieses durch berühmte Lehrer zu den besuchtesten Bildungsanstalten Italiens gehörte. So wurde B. der Pfleger der griechischen Sprache und der Griechen, doch mit einer Umsicht, die alle Vorurtheile seiner neuen Landsleute schonte, wie man sich schon aus der Mehrzahl der Italiäner in seiner Akademie[14]) überzeugen konte. Diese Klugheit in der Übung eines vielvermögenden Patronats ist um so mehr anzuerkennen, da die genauere Bekantschaft mit jener Periode und selbst mit der Bibliothek des Bessarion immer mehr die Überzeugung bestärkt, daß das Verdienst um die Verbreitung der klassischen Literatur, welches den aus Konstantinopel flüchtigen Griechen zuerkant wird, sehr beschränkt werden müsse. Fast alle Handschriften jener Samlung, die uns vorgekommen sind, waren im Abendlande erworben oder geschrieben, und überhaupt kann kein einziger griechischer Schriftsteller namhaft gemacht werden, der durch sie zuerst nach dem Westlande gebracht worden wäre. Wie dürftig sie ihre Muttersprache verstanden, darüber geben die Gleichzeitigen vielfältige Zeugnisse; Philelphus mag statt mehrer hinreichen. Ja, sehr bald sah man auf den Lehrstühlen Italiens ihre Stelle wieder durch eingeborne Italiäner ersetzt. Bessarion half ihrer Noth ab, wo er konnte, förderte nach Kräften; aber seine zum Theil noch ungedruckten Briefe[15]) geben den Beweis, wie väterlich er auch ihre zum Theil ungemeßnen Ansprüche besänftigte und zurechtwies. Dafür sind die Belege desto häufiger, daß er der gelehrten Italiäner letzte Zuflucht in ihren Bedrängnissen war, und jedes ihn ansprechende wissenschaftliche Unternehmen mit fürstlicher Liberalität begünstigte[16]). Seinem Sinne für gelehrte Studien begegnete das Streben Nikolaus V., der seit 1447 den päpstlichen Stuhl inne hatte. Seine Zeitgenossen nanten diesen doctorum hominum solamen und kaum konte daher eine glücklichere Wahl, als die des Bess. zum Legaten von Bologna getroffen werden, der dort nun von 1451 — 1455 in der Sorge für das Gymnasium und die Universität einen Wirkungskreis fand, der seinen Wünschen entsprach, indem er die Wünsche des Papstes, entgegenkommend, erfüllte[17]). Für die Würde seiner Erscheinung spricht die schnelle Beilegung der Familienfehden der Canetolo und Bentivoglio, die damals in Bologna die Streitigkeiten der Weißen und Schwarzen zu Florenz wieder in Erinnerung brachten. Durch eine verständige Anrede zur rechten Zeit schaffte B. Ruhe. Auch eine Kleiderordnung von 1451, abgedruckt im VIII. Tom. Miscell. Venet. Lazzaron. p. 148., die B. in Bologna gab, gehört zu den Aktenstücken jener Zeit. Noch während der Legatur hatte B. den Schmerz Konstantinopels Fall zu hören. In der ersten Aufwallung der Empfindung schrieb er an den Dogen von Venedig, Franz Foscaris[18]) einen Aufruf, der in unsern Tagen doppelt zu Herzen geht, weil er gleiche grausame Anlässe erwähnt und gleiche Wünsche als jetzt christliche Herzen hegen, verständig und beredt ausspricht. Doch ist er zu lang, um hier gegeben zu werden. Vielleicht hätte B. den Papst Nikolaus zu entscheidenderm Unternehmen bewegen, wäre dieser nicht schon 1455 gestorben. Als Nachfolger gab man ihm Alphons Borgia, der nur durch die Ränke des Bisch. von Avignon unserm Bess. vorgezogen wurde. Eine Nacht lang hatte B. alle Stimmen, daher nent ihn Capranica in der Leichenrede nocturnum pontificem. Die Spannung, die dies zwischen Bess. und dem Papste, der den Namen Kalixt III. angenommen hatte, hervorbrachte, wurde der Grund, weshalb man ihm Geschäfte auftrug, die ihn von Rom entfernten. Mehr in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelt, bewies er doch fortwährend eine Thätigkeit, einen Scharfsinn und eine Gewandtheit, die ihm die Lobsprüche seiner einsichtigsten Zeitgenossen erworben hat[19]). Ein Auftrag an Alphonso von Neapel 1456 verschafte ihm eine Menge Auszeichnungen. Schon seit 1449 hatte dieser Fürst ihm das Bisthum Mazzara übertragen, jetzt machte er ihn zum Archimandriten von Messina, gab ihm drei Abteien in Sicilien und ernante ihn zum Protektor der Basilianer[20]). Für den Zweck seiner Sendung wurden freilich nur Versprechungen gewonnen; eindringender wirkte B's Beredsamkeit auf dem Konvente zu Mantua, den Pius II. (Aneas Sylvius) 1459 versammelt hatte. Die Darstellung der Noth und Gefahr erregte für den Augenblick eine sehr lebhafte Bewegung[21]). Doch waren auch damals alle aufregenden Worte ohne den rechten Erfolg. Venedig argwohnte hinter diesem philanthropisch-christlichen Eifer römische Verstellung, und man muß ihrem Scharfsinn Recht geben, wenn man den erwähnten Brief des Papiensis F. 75 vergleicht. Doch war es B's Ernst. Denn aus eignen Mitteln rüstete er, wie man eben dort erfährt, eine Trireme, die zur päpstlichen nicht ganz unglücklichen Flotte bei Ankona stieß. Den Reichthum, den dies voraussetzt, erwarb sich B. bei den reichen Pfründen, mit denen er bedacht worden war, als Bischof von Sabina, später von Tusculum[22]), wol auch als Legat;

14) Wie Peretto den Umgangskreis des Bess. in Commentariolo in prooem. Plinii nent. 15) Besonders im Cod. gr. D Marci N. 533. 16) Es reiche hin Platina zu nennen, dem er aus dem Kerker half, *Bandini* Spec. hist. Fl. II, 43. et 74., Philelphus, den er beim Papst vertrat, Epp. et Comm. Jacobi Piccolomini, Card. Papiensis, Mediol. 1506. Fol. S. 12b. die Hilfe, die er dem Peretto zuwandte, eben dort f. 218. Durch seine Beiträge erschien die Ausgabe des Apulejus Roma 1469, nach Maittaire's Versicherung. Von ihm unterstützt begann Peurbach die Übersetzung des Ptolemäus, die er vom Tode übereilt, dem Regiomontan nachlassen mußte, — P. Gassendi Geo. Peurbachii et Jo. Regiomontani vitae p. 348. etc. — und Wilh. Fichet, Rektor der Universt. zu Paris sein Handbuch der Rhetorik (man s. Bessar. Nicaeni Card. Orationes de gravissimis periculis quae reipublicae Christianae a Turca jam tum impendere praevidebat. Ejusdem ad Principes de pace inter se concilianda et bello adversus Turcas suscipiendo, exhortatio. Romae in aedibus Franc. Briscianensis, Florentini 1543. 4. Exemplar der D. Marcus Bibl. und Villoison in den Anecd. gr. II, 163. versichert, daß er mehr als 1000 Dukat. darauf verwandt habe, *Cic.* de republica zu erlangen, der damals noch in Polen seyn sollte.) andrer zu geschweigen. 17) M. s. Heeren's Geschichte des Stud. der klass. Lit. II, 101.

18) Der Brief findet sich im Cod. lat. D. Marci No. 496. 19) Ep. Papiensis Fol. 75. ff. 20) *Rocco Pirro*, Sicilia sacra, nuov. ediz. di Palermo 1733. p. 829. 21) Man findet B's Rede, von St. Borgia herausgegeben, in den Anecdot. litt. ex Codd. MSS. erutis. Romae 1774. 8. Vol. III. p. 245. und handschriftlich, nebst seinen andern diplomat. Reden im Cod. Reg. MS. Neapolitan. II, D. 44. 22) Daher der Kard. Tusculanus kein andrer, als B. ist, in Catalogo Codd. Bibl. Bavar. T. IV.

denn gegen den Vorwurf, daß er in Teutschland auf seiner Gesandtschaftsreise nach Wien im J. 1459, um als Vermittler zwischen Friedrich II. und K. Matthias von Ungarn aufzutreten, litteras reservationum passim concesserit, d. h. daß er Bewerbenden um Kirchenwürden die Stellen zusprach, nach dem Rechte zu ihrer Vergebung, das sich der Papst aus Vorbehalt (reservatio) seiner Machtvollkommenheit anmaßte, kann ihn Ammanati[23]) selbst nicht ganz rechtfertigen. Zu diesen frühern Würden fügte Pius II. 1463 den Titel eines Patriarchen von Konstantinopel und Bischofs von Euböa (nach dem Tode des mit B. übergetretenen Isidorus, Kard. Ruthenі), der ihm nur neue Verpflichtung seines Vaterlandes zu gedenken, aufzulegen schien, ohne ihm größern Einfluß zu verschaffen. Von seiner fortwährenden Theilnahme zeugen viele Briefe[24]). Zwar bewog B. die Venediger 1463 zur Gemeinschaft an dem Zuge gegen die Türken, schrieb 1470 Aufrufe an alle Fürsten Italiens, wozu er Demosthenes zweite olynthische Rede anpassend benutzte; doch sah er noch einen Stützpunkt seines Volks nach dem andern fallen und fast alle Hofnungen schwinden. Jener Aufenthalt B's als Legat zu Venedig 1463 ist aber in andrer Rücksicht für die Geschichte der Gelehrsamkeit wichtig geworden. Denn geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit der Signoria, die ihn als Patricier unter sich aufgenommen hatte, und durch den damaligen Gesandten zu Rom, Paul Morosini, bewogen, schenkte er seine Bibliothek der Signoria zu S. Marco, zu einer so öffentlichen Benutzung für die Freunde der Studien, wie dies seine bisher ungedruckte Schenkungsakte[25]) ausdrücklich ausspricht, daß wenig neu gestiftete Bibliotheken sich gemeinnützigerer Einrichtungen rühmen dürfen. Um den Werth dieses Geschenkes ganz zu beurtheilen, erinnere man sich an das, was *Petit-Radel* sur les Bibl. anciennes p. 218. s. über die Kostbarkeit dieser Samlung beigebracht hat. Daß sie erst um 1553 ganz zum Gebrauche aufgestellt war, lag nicht in dem Willen des Stifters. Seiner Absicht zufolge, war sie das frühste Muster einer öffentlichen Bibliothek in Europa, und diente wol selbst den andern drei ältesten öffentlichen Bibliotheken, der Bodlejanischen zu Oxford, der Angelika zu Rom und der Ambrosiana zu Mailand als Vorbild. Im J. 1470 begann Georg von Trapezunt[26]) sich in jenen bekanten Streit zwischen Gemistus und Theodor Gaza über die Vorzüge des Aristoteles oder Platon, durch seine Comparatio Platonis et Aristotelis zu Gunsten des Aristoteles einzumischen. Die Unziemlichkeit, mit der er dies that, und der Mangel an Kentnissen, den Georg darin verrieth, bewog B. zu seinem berühmten Werke Contra calumniatorem Platonis L. IV., das bald mehre Auflagen erlebte. Wahrscheinlich schrieb er es griechisch auf, wie die vatikanische Handschrift 1435 beweist, gab es aber nach vielfältigen Verbesserungen[27]) lateinisch. Perotto's Hand mag ihm bei dem Lateinischen geholfen haben.

Ein ähnliches Verfahren ist der Grund zu Irtthümern in dem Verzeichniß seiner Werke geworden. So ist das Buch, Utrum natura et ars consilio agant, wie sein Titel im Cod. lat. D. Marci 229 heißt, griechisch unter Th. Gaza's (falschem) Namen im Cod. MS. Ambros. N. 118. zu Venedig 1516 unter der Aufschrift De natura et arte, contra Georgium Trapezuntium, Cretensem erschienen. Der ganze von Boivin in der Hist. de l'Ac. des Inscr. T. II. p. 456. genau erzählte Streit, ist für die Kritik nicht unwichtig geworden durch die Berichtigung vieler Stellen von Georg's Übersetzung Platon's[28]) und noch mehr durch die Mäßigung, mit der B. streitige Meinungen verglich und Missverständnisse angriff. Er zeigte hier schriftlich das Talent, das er oft im Leben geübt haben mochte. Leider wurden die letzten Lebensjahre des hochgeehrten Mannes auch durch Paul II. stürmische Anmaßlichkeit[29]), noch empfindlicher endlich durch Ludwig XI. von Frankreich rohe Scherze gekränkt, an deren gewöhnlicher Angabe man aber zweifeln muß. Paul II. hatte B. in der Absicht, um ihn von Rom zu entfernen, die Gesandtschaft nach Frankreich aufgetragen, um die Streitigkeiten zwischen dem Könige und dem H. von Burgund beizulegen. Auch dieser scheinbare Zweck wurde verfehlt, und die Verhöhnung, die er erfahren mußte[30]), wirkte so auf die Gesundheit des Greises, daß er auf der Rückreise zu Ravenna am 19. Novbr. 1472, auch ohne weiteres Gift, das man voraussetzte, starb. In der Kirche de' Ss. Apostoli zu Rom sieht man noch sein Denkmal, mit der nicht vorzüglichen Inschrift, die Iriarte 264. wol mit Grund dem Mich. Apostolius zuschreibt. Für die vollständige Samlung seiner Werke, welche der span. Kard. Henrisquez schon beabsichtigte, geben die meisten großen Bibliotheken noch ungedruckte Beiträge, von denen mehre schon hier erwähnt sind, ohne daß noch seiner schätzbaren Übersetzungen griechischer Klassiker gedacht wurde. (*Hase.*)

BESSASTADER, Bessested (64° 6′ 9″ d. Br. 355° 45′ 11″ d. L.), königl. Schloß auf der Insel Island, Sitz des Stiftsamtmanns, nahe am Meere mit einem Hafen, einer Tuchfabrik und der einzigen gelehrten Schule für Island. In das dasige Falkenhaus werden alle auf der Insel gefangene Falken abgeliefert. (*H.*)

BESSE, ein Pfarrdorf im Amte Gudensberg der kurhessischen Prov. Niederhessen. Es liegt unter dem Bensberge, 1½ Meile von Kassel, hat 1 Kirche, 114 Häus. und 837 ref. Einw., worunter viele Handwerker, und treibt einen starken Weizen-, Kartoffeln- und Kohlbau. Es hieß in Urkunden Passahe. (*Hassel.*)

BESSÉ. 1) Marktflecken im Distr. St. Calais des franz. Dep. Sarte an der Brave, mit 325 Häus. und 1800 Einw., deren Industrie in der Weberei von Siamosen, Droguets, Sergen und Tüchern von Cholet besteht, auch besitzen sie eine Wachsbleiche. 2) Stadt im Distr. Issoire des franz. Dep. Puy de Dôme in einer vulkanischen Gegend und auch meistens auf Lava und mit Lava gebaut, hat 2 Kirchen, 244 Häus., 1 Hosp. und

p. 352. et iterum p. 354. 23) Ep. Papiens. p. 13. b. 24) Zum Theil handschriftlich im Cod. Ambros. MS. B. 141. 25) Cod. D. Marci, Cl. XIV. Cod. XIV. 26) Eigentlich aus Chandace auf Kreta, was der thörichte Mensch verleugnete, weil die Kreter in bösem Rufe standen, *Papadopuli* hist. gymn. Patav. II, p. 180. 27) Cod. lat. D. Marci 226.

28) Im 5. Buche von Bess. Werke. 29) M. s. als Beleg. Ep. Papiens. F. 114. und F. 117. a.; Paul war Papst seit 1664. 30) Ep. Pap. 245.

1962 Einw., welche mit Vieh und Käse handeln. Auch sprudelt hier 1 heiße Heilquelle hervor. (*Hassel.*)

BESSEL (Friedrich) aus Tilsit in Preußen, studirte zu Königsberg Theologie und Philologie, erhielt 1666 zu Helmstädt die Magisterwürde, reiste nach Holland und starb daselbst frühzeitig im Privatstande. Als gelehrter und scharfsinniger Sprach- und Geschichtforscher ist er durch folgende zwei Werke bekant: Eginhartus de vita Caroli magni, animadv. advers. illustr. Helmst. 1667. 4. in Form einer akadem. Disputation; wieder abgedr. in den Scriptt. rer. germ. J. M. Heineccii et J. G. Leuckfeldii (Francof. 1707. Fol.) p. 123—143., und in der Ausgabe Eginhard's von J. H. Schminck, Traject. ad Rhen. 1711. 4. Miscellaneorum philologico-criticorum syntagma, quibus multa juris romani veterumque autorum loca explicantur, emendantur, vindicantur ac illustrantur. Amstd. 1742. 8.; aus seinem Nachlasse herausgegeben, mit einer Nachricht von seinem Leben. Die Rathsbibliothek in Königsberg verwahrt seine ungedruckten philol. Samlungen*). (*Baur.*)

BESSEL (Gottfried von), Abt der Benediktiner-Abtei Gottwich (Göttweich) in Niederösterreich, geb. den 5. Septbr. 1672 zu Buchheim, einer Stadt im Mainzischen, wo sein Vater als Hauptmann der Landmiliz lebte. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er in den Schulen zu Aschaffenburg, Bamberg und Würzburg, die Philosophie und Theologie aber studirte er zu Salzburg, und trat dann 1692 zu Gottwich in den Benediktiner-Orden. Zu Wien, wo er seine Studien fortsetzte, erhielt er die theologische Doctorwürde, und lebte dann in dem mainzischen Kloster Seligenstadt die Philosophie und Theologie. Der Kurfürst von Mainz, Lothar Franz, aus dem gräflichen Hause von Schönborn, Bessel's Einsichten vertrauend, bediente sich seiner auf Gesandtschaften nach Rom, Wien, Wolfenbüttel und an andern Orten, und nahm ihn in seinen geheimen Rath auf. In Wolfenbüttel soll er das meiste dazu beigetragen haben, daß der Herzog Anton Ulrich 1710, in einem Alter von mehr als 70 Jahren, zur katholischen Kirche übertrat. Bessel hatte schon vorher, zur Anpreisung des katholischen Glaubens, ohne seinen Namen, eine kleine Schrift drucken lassen, unter dem Titel: Quinquaginta romano-catholicam fidem omnibus aliis praeferendi motiva. Mogunt. 1708. auch teutsch: funfzig Motiven ꝛc. Mainz 1708. Die Würde eines Abts von Gottwich erhielt Bessel vom Kaiser Karl VI. 1714, zwei Jahre darauf beehrte ihn dieser Monarch mit dem Titel eines kaiserlichen Theologen, und 1720 sandte er ihn nach Kempten, um die daselbst entstandenen Irrungen beizulegen. Zweimal war er Rektor der Wiener Universität, 1746 feierte er in Gegenwart des Kaisers Franz I. sein Jubiläum als Professor und Doktor, und starb den 20. Jan. 1749. Er war ein Kenner und Freund der Gelehrsamkeit und der Gelehrten, hochverdient um die Förderung der wissenschaftlichen Kultur in seiner Abtei, die er nach dem Brande im J. 1718 prächtiger wieder aufbaute, und mit einer an wichtigen Manuscripten, alten Drucken und andern Seltenheiten reichen Bibliothek und einem Museum versah. Vornehmlich waren es Geschichte und Diplomatik, die er kultivirte, und durch deren Bearbeitung er seinem Namen eine ehrenvolle Unsterblichkeit verschaffte. Er unternahm es nämlich, eine diplomatische Geschichte seiner Abtei herauszugeben, wovon aber nur der reichhaltige, in der Geschichte der teutschen Diplomatik Epoche machende, Prodromus erschienen ist, unter dem Titel: Chronicon Gottvicense sive Annales monasterii Gottvicensis ord. S. Benedicti, faciem Austriae antiquae et medicae exhibens, ex codd. ant., membranis et instrumentis tum domesticis tum extraneis depromptum etc. Tom. I. sive prodromus. Typis monasterii Tegernseensis. 1732. gr. Fol. prächtig gedruckt, 2 Bde. mit 2 Kpfr. vor dem Titel und der Dedikation, 3 Karten und 38 Kupf. Dieser Prodromus enthält eine, auf die sorgfältigsten urkundlichen Untersuchungen gegründete, Anleitung zur alten Geographie und Kentniß der ehemaligen teutschen Gaue, und eine kritische Graphik und diplomatische Topographie, welche allen folgenden Arbeiten verwandten Inhalts zur Grundlage diente. Mehre Diplome der Könige und Kaiser, von Konrad I. bis auf Friedrich II., sind nach den Originalien in Kupfer gestochen, zur Erläuterung des teutschen Staats-, Privat- und Lehnrechts angewendet, und ein sehr vollständiges Verzeichniß der alten königl. und kaiserlichen Pfalzen und curiarum regiarum, wo die kaiserlichen Urkunden meistens ausgefertigt wurden, ist hinzugefügt[1]). Als Gehilfen bei der Bearbeitung dieses Werkes nent Bessel in der Vorrede S. 32. den gelehrten Franz Joseph von Hahn, nachmaligen Weihbischof zu Würzburg; aber die Chronik von Gottwich selbst ist noch immer ungedruckt, und auch die Fortsetzung des Werks von dem Abt Magnus Klein aus Wasserhof in Kärnthen, (geb. 1717, gest. den 25. Nov. 1783) die er unter dem Titel: Notitia Austriae antiquae et mediae verfaßt haben soll, ist nicht öffentlich erschienen[2]). Außer diesen

*) Arnoldt's Hist. d. Königsb. Univ. 2. Bd. 484. *Pisanski* hist. lit. Prussiae. P. III. 76. *Saxii* Onomast. T. V. 129.

1) Vgl. die Anzeige und Beurtheilung des Werks in den Actis Erud. Lips. vom Jahre 1734. S. 97 — 112., die auch besonders gedruckt wurde. 2) Es verdient auch hier folgende, zuerst im allgemeinen Anzeiger der Teutschen v. J. 1819 Nr. 118. abgedruckte, und im Archiv der Gesellschaft für ältere teutsche Geschichtskunde von Büchler und Dümge 1. Bd. 6. Hft. wiederholte, aber noch immer unbeantwortet gebliebene, Anfrage wegen des Schicksals des 2. Th. des Chron. Gottv. eine Stelle: „daß derselbe," heißt es daselbst, „in der Handschrift vollendet und zum Drucke bereit gewesen, bezeugt der berühmte Fürstabt Gerbert in seiner Reise durch Teutschland (lat. Ausgabe S. 426.); Gerken wollte denselben gar in dem ehemaligen Kloster Tegernsee wirklich unter der Presse gesehen haben, und zwar in Quartformat gedruckt, Reisen 4. Bd. 389. Von der Wichtigkeit seines Inhalts für Teutschlands Verfassungsgeschichte im Mittelalter kann man sich aus des gedachten Fürstabtes von St. Blasien summarischer Angabe einen Begrif machen; es heißt a. a. O. S. 426.: Rem diplomaticam Germaniae prosequitur, alteram chartarum speciem minus principalem, chartarum nimirum privatarum, quae a Marculpho in formulis nuncupantur pagenses, quarum extrinsecam faciem et stylum intrinsecum liber quartus considerat. Liber V. tractat de ducibus et comitibus Germaniae mediae aetatis per quinque majores ejus provincias. Als Ursache des Zurückbleibens einer so vortreflichen Arbeit gab Gerbert die harten Zeiten an, welche aber doch nicht hinderten, daß ihn Gerken in der Druckerei zu Tegernsee unter der Presse sah. — Münd-

Werken edirte Bessel: S. Augustini epistola ad Optatum Milevit. et de poenis parvulorum, qui sine baptismate decederunt, nunc primum editae. Viennae 1733. Fol. Einige Briefe von ihm findet man in Beyschlag's Collect. epistol. de epocha linguae germ. [3]). (*Baur.*)

BESSENAY, Marktfl. im Distr. Lyon des franz. Dep. Rhone mit 203 Häusern und 1400 Einw., die vier große Märkte halten und Weinbau und Weinhandel treiben. (*Hassel.*)

BESSENYEI (spr. Beschschenjei) von Bessenye, eine berühmte adelige Familie in Ungern, aus der sich mehre im Kriege, in Staatsdiensten und in Wissenschaften auszeichneten. Wir beschränken uns hier auf einen in unsern Zeiten als magyarischen Schriftsteller ausgezeichneten Georg B., Beisitzer der Gerichtstafeln der Gespansch. Bihar und Szabolcs, gestorben auf seinem Gute zu Kovácsi im Mai 1811. Er war geboren zu Berczelen in der Szaboleser Gespanschaft um das Jahr 1740. Da die alte adlige Familie, aus der er stamte, in den neuern Zeiten durch Verlust mehrer Glücksgüter vieles von ihrem alten äußern Glanz verloren hatte, lebten seine Ältern in dem Kreise ihrer zahlreichen Kinder in sehr dürftigen Umständen. Seine Erziehung wurde daher sehr vernachlässigt. Erdlich kam er im J. 1760 als Edelknabe zu der ungrischen Nobelgarde nach Wien, zu welchem Posten ihm das uralte glänzende Ansehen seiner Ahnen verhalf. Hier machte er mit edlen Jünglingen Bekantschaft, z. B. mit einem Alexander von Baroczy; und wetteiferte mit ihnen in dem Streben nach höherer Bildung. Sehr bald erlernte er die den Magyaren schwierige teutsche Sprache, und in kurzer Zeit sprach er, außer dieser, auch schon französisch und englisch mit bewundernswürdiger Fertigkeit. Auch war er bald in die Geheimnisse der ausgebreiteten Literatur der Teutschen, Franzosen und Engländer eingeweiht. Nur war es leider! zu spät, die vernachlässigte Bildung durch die alten Klassiker nachzuholen. — Auch arbeitete er zu schnell und zu viel; doch bleibt B. immer ein merkwürdiger Mann, der mit allem Recht unter den ersten magyarischen Dichtern und in der Reihe der Restauratoren der magyarischen Literatur unter der Regirung Marien Theresiens glänzt. Wenige der neuern magyarischen Sänger haben ihn an Fruchtbarkeit der Ideen und poetischen Schöpfungen übertroffen. Reich war seine Phantasie, doch blieb sie richtig wie sein Dichtergefühl, und die schöne sonore magyar. Sprache hatte er ganz in seiner Gewalt. Auch war er der erste, der den patriot. Vorschlag zur Errichtung einer gelehrten Gesellschaft in Ungern, öffentlich zur Sprache brachte, leider ohne Erfolg [1]).

B. hat als Schriftsteller sehr viel (nur zu viel) geliefert. Außer den Übersetzungen aus andern gebildeten Sprachen, zu welchen unter andern sogar einige theologische Schriften der Franzosen und Teutschen gehören, sind seine Werke größtentheils ganz original. Die meisten seiner poetischen Produkte sind Trauerspiele, die in dem Zeitraum von 1772 bis 1779 unter folgenden Titeln erschienen: Attila és Buda (Attila und Buda), eine Tragödie in 5 Aufzügen. Presburg 1773. 152 S. 8. 2 Aufl. Presburg 1787. 152 S. 8. Hunyadi László (Ladislaus Hunyady), eine Tragödie in 3 Aufzügen und Versen. Wien 1772. 158 S. 8. Argyisz, Tragödie in 5 Aufzügen und Versen. Wien 1772. 8. A'hármas Vitézek vagy a Triumviratus (die drei Ritter oder das Triumvirat), eine versifizirte Tragödie nach Voltaire. Wien 1779. 400 S. 8. Im Lustspiel machte er sich durch ein einziges Stück bekant: A' Filozofus (der Philosoph), eine Komödie in 5 Aufzügen. Wien 1777. 140 S. 8. Ferner erschienen von ihm im Druck: Az Eszterházi vigasságok (die Annehmlichkeiten von Esterház). Ein Gedicht. s. l. 1772. 25 S. 8. — Az embernek próbája (die Menschen-Probe). Gedicht nach Pope. Wien 1772. 187 S. 8. — Lukanus elsö Könyve (Lukans erstes Buch). Presburg 1776. 47 S. 8. — Társaság (die Gesellschaft). In Prosa und Versen. 1777. 103 S. 8. — Anyai oktatás (mütterl. Unterweisung). Wien 1777. 73 S. 8. — A' Magyar Nézö (der ungr. Zuschauer). Eine Nachahmung des engl. Spectator. s. l. et a. 62 S. 8. — Magyarság (Hungarismus). s. l. 1778. 14 S. 8. — Hunyadi János élete és viselt dolgai (Leben und Thaten des Johann von Hunyad). Wien 1778. 72 S. 8. — A' Holmi (Verschiedenes). In Prosa und Versen. Wien 1779. 386 S. 8. — Auch in teutscher Sprache schrieb er ein Paar Werke, die gleichfalls Beifall erhielten, nämlich: die Geschäfte der Einsamkeit. Wien 1777. 68 S. 8., und die Amerikaner. Seit 1780 gab er nichts mehr im Druck heraus (denn die zweite Aufl. seiner Tragödie Attila és Budá besorgte der Verleger), allein in der Handschrift verfaßte er, nachdem er Wien verlassen und sich auf sein Gut Berettyó Kovácsi zurückgezogen hatte, folgende für den Druck bestimte Werke [2]): A' természet világa vagy a' józan okosság (das Licht der Natur oder die gesunde Vernunft), Mserpt. von 532 S. in 4. Azember (der Mensch), ein Gedicht nach Pope, 1803. Mserpt. von 143 S. 4. Debreczennek siralma poemában (Debreczins Trauer, in einem Gedicht), veranlaßt durch eine große Feuersbrunst zu Debreczin 1802. 64 S. 4. Magyar Országnak törvényes állása (gesetzliche Verfassung des Königreichs Ungern). 1804. Mserpt. von 358 S. 4. samt einem Toldalék (Anhang) dazu 1804 auf 128 S. 4. A' Bihari Remete (die Biharer Einsiedelei). 1804. Mserpt. von 212 S. Az értelemnek Keresése a' világnak testében, és határa annak isméreteben (die Untersuchung des Ver-

---

lich soll der Fürstabt einem Vertrauten gesagt haben: Man habe von dem Herausgeber die Unterdrückung oder Abänderung einiger, in diesen zweiten Theil aufgenommenen, Urkunden verlangt; allein dieser habe lieber diese Fortsetzung unterdrücken, als auf solche Weise der Wahrheit zu nahe treten wollen." 3) *Ziegelbauer* hist. lit. ord. S. Bened. T. I. Neue Beiträge von alt. u. neu. th. Sachen. 1751. S. 667. *Fabricii* Bibl. med. et inf. lat. T. III. 230. Wachler's Gesch. der bist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. 353. Eine Münze mit seinem Bilde im Museum Mazzuchellian. T. II. Tab. 46. ad p. 227.

1) Seine gründlichen und gelehrten Raisonnements hierüber hat der berühmte ungrische Litterator Ladislaus von Révay unter dem Titel: Egy Magyar Társaság iránt való jámbor szándék (Rühmlicher Vorsatz zur Errichtung einer ungrischen Societät) im J. 1790 in Wien herausgegeben. (46 S. 8.) 2) In dem ungrischen Plutarch von Kölcsy und Melzer, 4. Bd. Pest 1816 werden diese Handschriften S. 284. irrig als im Druck erschienene Werke aufgeführt.

standes in dem Weltkörper und seine Gränzen in der Kentniß desselben), 1806. Mscrpt. von 159 S. 8. Diese Handschriften übergab B. kurz vor seinem Tode dem reformirten Prediger Samuel Sápi mit der Bitte, dieselben zu seiner Zeit dem ungrischen Reichsbibliothekar für das ungrische National-Museum in Pest zu übersenden, was auch geschehen ist. Verschiedene andere seiner schätzbaren handschriftlichen Arbeiten, z. B. Romai Történetek (römische Begebenheiten); Reise des Tarimines; Leben des Ministers Sully; der aus einem Pfeifer gewordene Doktor u. s. w., sämtlich in magyarischer Sprache, sind ihm, noch bei seinen Lebzeiten, durch Schuld derjenigen, welchen er sie zum Lesen ausgeliehen hatte, verloren gegangen.

Georg v. B. war ein Mann von hoher Statur, mit feurigem schwarzen Auge und Haar. Diese Vorzüge seines Körpers erhöhte er noch durch einen in das Auge fallenden Anzug und gefälligen Anstand in seinem Benehmen. Er spielte daher in den Zirkeln der großen Welt seine Rolle musterhaft. Die sehr gebildete Baronesse Graß, die als Hofdame in Wien in einem sehr großen Ansehen stand, war seine zärtliche Freundin und der berühmte General Beleznay sein Freund. Als daher der Letztere in Religionsangelegenheiten der reformirten Kirche in Ungern (zu welcher auch der General gehörte) sich nach Wien begab, so ernante er in diesem wichtigen Geschäfte seinen Freund B. zu seinem Agenten. Während seines Aufenthalts in Wien verließ B. (seiner Geliebten, Baronesse Graß, und der Königin Maria Theresia zu Gefallen) die reformirte Religion seiner Väter, und legte nach dem Wunsche der Königin am 15. August 1779 in der Karlskirche das römisch-katholische Glaubensbekentniß in die Hände des Kardinals und Erzbischofs von Salzburg ab. Nach diesem Schritte wurde B. zum Vice-Kustos der k.k. Bibliothek in Wien ernant, welches Amt er 5 Jahre würdevoll bekleidete. Des geräuschvollen Lebens in der Residenz müde, verließ B. endlich im J. 1784 Wien und zog, nach der Ruhe stiller ländlicher Einsamkeit sich sehnend, auf sein Gut Berettyó Kovácsi in der Biharer Gespanschaft. Ungeachtet B. sich hier ganz den Wissenschaften, außerhalb den Schranken eines öffentlichen Amtes zu widmen gedachte, so lehnte er doch den ehrenvollen Antrag des Biharer Comitats, die Stelle eines Assessors der Gerichtstafeln [3]) anzunehmen, nicht ab. Mit Ruhm und Auszeichnung verwaltete er dieses wichtige, mit keiner Besoldung verbundene Amt. In den öffentlichen Comitatsversamlungen erntete er immer großen Beifall ein, wenn er seine Stimme zum Besten des Vaterlandes erhob. Allen seinen Vorschlägen war der Stempel des Scharfsinnes in einer reifen Überlegung aufgedrückt.

B. hatte ein biederes, wohlwollendes Herz. In den Kreisen seiner vertrauten Freunde war er sehr munter. Verheirathet war er nie. — Seinem Wunsche gemäß ward er unter einem schattigen Apfelbaume begraben, unter welchem er zu studiren pflegte. Ausdrücklich verbat er sich auf dem Sterbebette jeden Pomp und jedes Gepränge bei seiner Beerdigung [4]). (*Rumy.*)

BESSENYÖ (spr. Beschschenjö). Diesen Namen führen mehre Ortschaften in Ungern und Siebenbürgen. Wir zeichnen darunter folgende aus: 1) Pfarrdorf in N.-Ungern diesseit der Donau, Barscher Gespansch., Verebeler Bezirk, am Bache Zsitva, dem Graner Erzdomkapitel gehörig, scheidet die Barscher Gesp. von der Komorner und Neutraer, hat seit 1819 eine eigene kathol. Pfarre und 886 kath. Einw. 2) Pfarrdorf in O.-Ungern diesseit der Theiß, Heweschер Gesp., Tarnaer Bezirk, mit 1954 kathol. und 14 jüdischen Einw. 3) ein fürstlich Grassal-Kovicsisches Landgut in der Pester Gespansch. in N.-Ungern diesseit der Donau, sonst Siebenlinden genant, mit dem fürstl. Grassalkovicsischen Marktfl. Gödöllö durch eine Allee verbunden, hat ein prächtiges fürstliches Familienbegräbniß von rothem Marmor. 4) B. auch Heybendorf, walach. Bissinye, sächs. Pfarrdorf in Siebenbürgen, Bistritzer Distrikt im Lande der Sachsen, in einer Ebene am Flusse Bistritz, mit einer evang. Pfarre A. C., mit einem treflichen Weingebirge. 5) Szirma-Bessenyö, großes slovak. Pfarrdorf in O.-Ungern diesseit der Theiß, Borschoder Gesp., Mischkoltzer Bez., dem Grafen Szirmay gehörig, in einer Ebene, am Fl. Elöér Sajó (spr. Schajo), mit 1009 kathol., 3 reform., 2 evangel. und 2 jüd. Einw. 6) Läd-Bessenyö, ungrisches Pfarrdorf in der Borschoder Gesp., Szendröer Bez., mehren adeligen Familien gehörig, am Flusse Bódva oder Boldva, mit einer reformirten Kirche und Pfarre, die Einw. sind Magyaren, die sich zum Theil mit Kaltbrennerei beschäftigen. 7) Bessenova-Bessenyö, Vetus Bessenyö, Bulgaricum Bessenyö, königl. Kameral-Marktfl. in O.-Ungern jenseit der Theiß, Torontaler Gespansch., Nagy Szent Miklóscher Bez., am Flusse Haranga, mit einer kathol. Pfarre. Hier werden beträchtliche Wochenmärkte gehalten. Die Einwohner sind eine bulgarische Colonie (wie zu Ecska in der Torontaler Gespansch.) — Bessenyöfalva, slowak. Beesenowa, Dorf in N.-Ungern diesseit der Donau, Liptauer Gespansch., westl. Bez., am rechten Ufer des Flusses Waag, merkwürdig wegen eines heilsamen Sauerbrunns, der aus dem Felsen eines Hügels hervorquillt und einen rothen eisenhaltigen Schlamm absetzt. (*Rumy.*)

BESSER (Joh. v.), ein zu seiner Zeit berühmter teutscher Dichter, wurde am 8. Mai 1654 zu Frauenburg in Kurland geboren; sein Vater, ein Prediger, war von bürgerlichem Stande, doch seine Mutter von adliger Abkunft. Begabt mit einer hohen und schönen Gestalt, einnehmenden Sitten, ausgezeichnetem Muth, und einem lebhaften, gewandten und empor strebenden Geiste, widmete er sich anfangs dem Studium der Theologie, wie es scheint, weniger aus innerm Triebe als um den Wünschen seines Vaters zu genügen. Auf der Universität zu

3) Táblabiró, nicht eines Stuhlrichters, szolyabiró, wie es in dem ungrischen Plutarch von Kölesy und Melzer 4. Band S. 286. irrig heißt.

4) Nekrologe von ihm erschienen in den Hazai Tudósitások 1811, Juny, und in den Annalen der östreichischen Literatur 1811 August, von Rumy, eine ausführliche Biographie aber von dem magyarischen Literater Franz von Kazinczy in der Ausgabe von Bárócys Werke 1814, die auch in den Magyar Plutarkus oder ungrischen Plutarch von Kölesy und Melzer, 4. B. 1816, überging, und woraus auch dieser Artikel größtentheils geschöpft ist.

Königsberg erwarb er sich die Freundschaft eines H. v. Mandel, welcher der letzte Sproß eines alten kurländischen Geschlechts und wenige Jahre jünger als B. war. Diesen begleitete er 1675 als Führer auf die Universität zu Leipzig. Hier lernte er bald seine nachherige Gattin, die damals noch nicht vierzehnjährige, schöne und reiche Tochter des sächsischen Appellationsrathes und ersten Bürgermeisters zu Leipzig, Kühlewein, kennen und lieben, fand Gegenliebe und vertauschte nun das Studium der Theologie mit dem der Rechte, um seiner Geliebten ein glänzenderes Loos bieten zu können; machte sich auch zu gleicher Zeit als Dichter bekant. Gemeinschaftlich mit seinem Schutzbefohlnen gerieth B. in Händel mit einigen Edelleuten und Offizieren der Leipziger Besatzung, welche am 15. Februar 1677 durch einen Zweikampf geschlichtet werden sollten. Schon glaubten die beiden Freunde die Sache zu ihrem Vortheil beendigt, als sie sich plötzlich auf eine ehrlose Weise durch einen versteckten Hinterhalt angegriffen sahen. Mandel wurde durch einen Schuß getödtet; Besser vertheidigte sich mit glänzender Tapferkeit und besiegte die Übermacht. Der Vorfall erregte großes Aufsehen *) und hatte Einfluß auf Besser's Schicksal; sein Unfall erwarb ihm die Theilnahme und sein bewiesener Muth die Achtung vieler. Besonders hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg eine so günstige Vorstellung von ihm gefaßt, daß er ihm eine Hauptmanns-Stelle in seinem Heer anbot, und, als Besser diese nach dem Wunsche seiner Geliebten ablehnte, ihn im September 1680 zu seinem Rathe, im folgenden Sommer aber zum Legationsrathe mit einer Besoldung von dreihundert Thalern ernante. Auch zur Erlangung seiner Geliebten half ihm das vielgeltende Vorwort des ihm gewogenen Fürsten, und Besser lebte nun seit dem März 1682 zu Berlin, höchst glücklich in dem Besitz einer ihn mit seltner Hingebung liebenden Gattin und nicht unbeneidet. Bald wurde dies Glück durch eine lange Trennung gestört, indem Besser im März 1684 in Angelegenheiten des Hofs nach London geschickt wurde, von wo er erst im December 1685 zurück kam. Er hatte sich auch in England durch sein zugleich entschlossenes und gewandtes Betragen viel Achtung, insbesondere bei den Königen Karl II. und Jakob II. erworben. Seine Gattin, die unterdeß mancher Versuchung mit fester Treue widerstanden hatte, fand er in einer trüben Stimmung wieder; sie ahnte ihren nahen Tod und starb auch wirklich drei Jahre hernach, am 14. Dec. 1688, nur 26 Jahre 8 Monate alt. Dieser Verlust, den er in mehren, damals sehr geschätzten, Gedichten schmerzlich beklagte, schlug Besser's innerm Glück eine unheilbare Wunde, sein äußeres Glück blühte noch lange ungestört. Des großen Kurfürsten Nachfolger, der nachherige König Friedrich I., übertrug die Gunst des Vaters in erhöhtem Maß auf ihn. Er verhinderte Besser's Versetzung als Regierungsrath nach Halle, um ihn in seiner Umgebung zu behalten, ernante ihn 1690 zum Ceremonienmeister und Hofrath, mit dem Range eines geheimen Raths und erhob ihn in demselben Jahre in den Adelstand. Im J. 1701 wurde er Obercerenonien-Meister und geheimer Rath, und 1702 auch Ceremonienmeister des schwarzen Adlerordens, in welcher Eigenschaft er von jedem neu aufgenommenen Ordensritter 400 Thaler erhielt. Die Krönung des Kurfürsten zum Könige und andere sowol frohe, als traurige Ereignisse des glanzvollen Hofes, feierte er, theils durch Gelegenheitsgedichte, theils durch Denkschriften in Prosa, und die verschwenderische Freigebigkeit seines Hrn. lohnte ihm allemal reichlich durch Geschenke von 1000, ja sogar 2000 und 3000 Thalern. Die alles geltenden Minister von Dankelmann und nach ihm von Wartenberg (Baron Kolbe) waren seine entschiedenen Gönner, und der überaus hohe Werth, den man auf seine Gedichte und jedes Erzeugniß seiner Feder legte, veranlaßte auch nichtfürstliche Personen, ihm Geschenke von mehren 100 Thalern zu machen. Erst mit dem Tode Friedrichs I. 1713 scheiterte sein Glück; der neue König, den Gesinnungen des Vaters und Großvaters fremd, entsetzte ihn sogleich aller seiner Ämter auf eine kränkende Weise und ohne Entschädigung. Besser, der nicht gespart hatte, sah sich jetzt in einem Alter von 60 Jahren brodlos, gerieth in Schulden und verlebte einige Jahre zu Berlin in einer übeln Lage. Nach mehren vereitelten Aussichten hatte er das Glück, im Nov. 1717 als geheimer Kriegsrath, Ceremonienmeister und Introducteur der Gesandten mit einem Gehalt von 1500 Thalern in Dresden angestellt zu werden. Das erfreuliche Verhältniß, worin er zu dem preußischen Hofe gestanden hatte, erneuerte sich jedoch dadurch nicht, vielmehr lebte er zurückgezogen und fast einsam, weil der sächsische Hof sich nur seines schriftlichen Raths bediente. Er starb zu Dresden am 10. Februar 1729 nach einer kurzen Krankheit. Besser's moralischer Charakter zeigte Licht- und Schattenseiten. In seinen bessern Tagen glänzte er als Welt- und Hofmann und fand sein Glück in der Gunst der Großen; im Alter und nach erfahrnem Unglück war er mürrisch, in hohem Grade von sich eingenommen, neidisch auf fremden Ruhm und mistrauisch. Ehrgeiz und Liebe beherrschten ihn zu allen Zeiten seines Lebens. Er war freigebig, glanzliebend, kenntnißreich und immer beschäftigt, arbeitete aber als Schriftsteller nur langsam und mit Mühe. Alles, was er in seinem langen Leben schrieb, nimt, sorgfältig gesammelt, nur zwei Bände ein. Um den außerordentlichen Beifall, den er bei seinen Zeitgenossen fand, zu begreifen, muß man die ganze Eigenthümlichkeit seines Zeitalters, die damalige Richtung des Geschmacks und selbst Besters äußere Verhältnisse, seine imponirende Stellung an einem glänzenden Hofe, in Erwägung ziehen. Aus seinen Schriften selbst wird dieser Beifall nicht erklärlich; sie haben für uns nur ein historisches Interesse, was ihnen auch immer bleiben wird. Besser's Poesie bewegt sich in der wässerigen Reimseligkeit und steifen Förmlichkeit seiner Zeitgenossen. Einzele glückliche Wendungen, kräftige, zarte und gefühlvolle Stellen beweisen jedoch, daß er nicht ohne dichterisches Talent war. Sein Reim fließt leicht, allein er erlaubt sich eine Menge unrichtiger und verwerflicher Wortformen, wie Gelück für Glück, ge-

*) Der damalige König von Polen schrieb selbst an den Kurfürsten von Sachsen und bat um Bestrafung der flüchtig gewordenen Meuchelmörder, von welcher jedoch nichts bekant geworden ist. Im Theatro Europaeo Th. XI. S. 1311. fg. wird der Vorgang ausführlich erzählt.

west für gewesen u. dgl. Ganz ungestörten Genuß gewähren kaum zwei oder drei von allen seinen Gedichten. Diejenigen, welche er ohne äußere Veranlassung reimte, scheinen meist seiner Jugend anzugehören; in reifern Jahren war seine Muse vornehmlich nur bei Hoffesten, Vermälungen, Todesfällen u. s. f. thätig; hier galt es, die Freude und das Leid recht breit, ausführlich und prunkend auszusprechen, und hier war es auch, wo Besser den höchsten Beifall seiner Zeitgenossen errang, der auch auf seine Nachahmer, z. B. König, überging. Nach dem Vorgange Hofmannswaldau's und andrer, versuchte sich B. auch in sehr freien und üppigen Versen, und es muß uns mit Recht in hohem Grade befremden, daß z. B. sein eben so schamlos als geschmackloses Erzeugniß, „die Ruhestätte der Liebe," den Beifall eines Leibnitz erhielt, und von diesem berühmten Manne sogar einer teutschen Fürstin empfohlen werden konte! Seine Zeitgenossen schätzten in ihm aber nicht allein den Dichter, sondern auch den tiefen Kenner des Ceremonienwesens. Er hatte, zu diesem Behuf besonders, eine kostbare Bibliothek mit großen Kosten gesammelt, wofür ihm der König August von Polen 10,000 Thaler bezahlte. — — Besser's Gedichte erschienen anfangs, theils einzeln, theils in einer Sammlung, betitelt: „des Herrn von Hofmannswaldau und andrer Teutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte." Vereinigt wurden sie Leipzig 1711 und 1715 in gr. 8. gedruckt. Die vollständigste und beste Ausgabe seiner Werke besorgte nach Besser's Tode, der mit ihm in genauer Verbindung gestandene sächsische Hofdichter Johann Ulrich König, 2 Bde. Lpz. 1732. gr. 8. Er schickte zugleich dieser Ausgabe eine Lebensbeschreibung Besser's voran, die ungeachtet ihrer oft steifen Schreibart ein schätzbarer Beitrag zur Literar- und Kulturgeschichte jenes Zeitalters ist. Nach derselben lieferte Franz Horn einen Abriß von Besser's Leben im Frauentaschenbuch v. Fouqué auf das Jahr 1819. Außerdem kann man über Besser vergleichen: Jörden's Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten, erster Band S. 78 — 83. und Gruber's Wörterbuch zum Behuf der Ästhetik u. s. f. 1. Bd. S. 609 — 611., wo man auch noch mehre liter. Nachweisungen findet. (*Riese.*)

BESSERA nante Schultes (obs. bot. p. 27.) nach W. S. J. G. Besser, Vf. der flora Galiciae (Wien 1809.), die Pulmonaria azurea *Bess.*, doch sind die Abweichungen von dem Gattungsbegriff der Pulmonaria nicht so bedeutend, daß dadurch diese Trennung gerechtfertigt würde.

Bessera habe ich (Pug. 2. p. 90.) eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Santaleen und aus der 22. Linné'schen Klasse genant. Char. Männliche und weibliche Blüthen haben einen viertheiligen Kelch, keine Corolle, vier Nektarschuppen, die männliche vier Staubfäden, die länger als der Kelch sind; in den weiblichen Blüthen findet sich eine einfamige Kapsel. B. *inermis** ist ein Baum in Bengalen mit abwechselnd stehenden glattrandigen Blättern und gehäuften einblüthigen Blumenstielen in den Blattkapseln. Kölera laurifolia *Willd.*, die ich auch dazu ziehen wollte, und sie B. *spinosa* nante, hat Poiteau als *Rumea coriacea* aufgeführt. (*Sprengel.*)

Bessi, s. Bissener.

BESSI (*Βέσσοι*), eine thrakische Völkerschaft, die erst unter Philipp von Makedonien bekant wird [1]), vom Hämos, Rhodope und Pamnonien umgränzt, ein rauhes und räuberisches Volk [2]), von den Römern nach heftigem Widerstande bezwungen [3]). Das Volk theilte sich in mehre Zweige [4]). Die Satrae gehörten nach *Herod.* VII, 111. unstreitig zu ihnen. (*Rickiefs.*)

BESSIÈRES (Jean Baptiste), von Napoleon erhoben zum Herzog von Istrien, im März 1808, und ernant zum Marschall von Frankreich den 19. Mai 1804, war Generaloberster der Kavallerie in der kaiserl. Garde, Präsident des Wahlkollegiums des Departements der Obergaronne, Großadler der Ehrenlegion, Kommandeur der eisernen Krone, und Großkreuz des portugis. Christ-, des sächsischen St. Heinrichs-, des wirtembergischen goldnen Adlers-, des östreichischen Leopoldordens. Er war d. 6. August 1768 zu Preissac im Departement Lot geboren. Eine Kanonenkugel tödtete ihn d. 1. Mai 1813, am Vorabend der Schlacht bei Lützen (Großgörschen). Dieser tapfre Krieger und edle, bescheidene Mensch, der sich vom gemeinen Soldaten bis zum Marschall aufschwang, diente zuerst (1791) in der constitutionellen Garde Ludwigs XVI. Am 10. August 1792 rettete er, nicht ohne eigne Gefahr, mehren Personen von dem Hause der Königin das Leben. In dem Feldzuge 1792 gegen Spanien zeichnete er sich als Hauptmann bei den Chasseurs aus, vorzüglich in dem Treffen an der Fluvia und in der Ebene von Figueras. Dann focht er gegen die Östreicher in Italien, wo er mehrmals (z. B. bei Roveredo, d. 4. Sept. 1796) sich in die feindlichen Batterien stürzte, und Kanonen eroberte. Darum ernante ihn Napoleon zum Befehlshaber der Guiden, die den ersten Stamm der nachmaligen kaiserlichen Garde bildeten. An ihrer Spitze focht Bessières in Ägypten, vor St. Jean d'Acre und in der Schlacht bei Abukir. — Bei Marengo warf er sich mit dieser Kerntruppe auf den Feind und entschied, nach Berthier's Bericht, den gänzlichen Rückzug desselben. Als Marschall behielt er den Befehl über die kaiserliche Garde, und führte überdies noch ein Kavallerie-Corps an. Zu seinen vorzüglichsten Waffenthaten gehört im Feldzuge 1805, der Reiterangriff auf die Nachhut des russischen Heeres unter Kutusow, auf der Straße von Brünn nach Olmütz, wo er das Centrum durchbrach, und dem Feinde 27 Kanonen nahm. In den Schlachten bei Jena, Heilsberg und Friedland befehligte er das zweite aus fünf Divisionen bestehende Reservecorps der Kavallerie. In der Schlacht bei Preußisch-Eylau hatte er mit der Gardekavallerie und den Divisionen Milhaud, Klein, Grouchy und Hautpoul, den rechten Flügel der russischen Armee geworfen *). In dem Kriege 1808 gegen Spanien erhielt der Marschall Bessières den Oberbefehl über das zweite Armeecorps, das etwa 15,000 Mann stark war. Er nahm sein Hauptquartier zu Bur-

1) *Polyb.* Exc. de legat. 48. 2) *Strab.* VII, 5, 13. 3) *Eutrop.* VI, 10. 4) *Plin.* IV, 17.

*) Nach dem Frieden sandte ihn Napoleon, bei Gelegenheit der Vermälung des Prinzen Hieronymus, als Bevollmächtigten an den Hof zu Stuttgart.

gos und wußte bald durch eine kluge und schonende Verwaltung den Aufstand in dieser Provinz zu ersticken. Cuesta, der mit einem Heere von 40,000 Mann heranzog, wurde von ihm auf den Höhen von Medina de Rio Seco geschlagen, und bis nach Leon verfolgt. Eben so glänzend waren die Erfolge der Kavallerie-Angriffe, welche der Marschall in der Schlacht bei Burgos und in dem Treffen auf der Somme sierra unternahm. In dem Kriege 1809 gegen Östreich schlug er ein starkes Corps Reiterei bei Landshut und drängte durch kluge Märsche den an Zahl ihm überlegenen General Hiller auf seinem Rückzuge, wo er den Marschall Massena in dem blutigen Kampfe bei Ebersberg kräftig unterstützte. In der Schlacht bei Eßling rettete er das Centrum der französischen Armee, indem er sich an der Spitze der Reiterei auf die östreichischen Heersäulen stürzte; ein Angriff der letzten Anstrengung!, bei welchem der General d'Espagne, mehre Obersten und viele Offiziere blieben. Auch bei Wagram fiel er mit seinen Reiterscharen dem Feinde in die Flanke, ward aber von einer Kugel vom Pferde geworfen **). In der Folge übernahm er an des Fürsten von Pontecorvo Stelle den Oberbefehl über die Nordarmee, und beschleunigte den Fall von Wließingen, das die Engländer wieder räumen mußten. Im Jahr 1811 ging er nach Spanien als Gouverneur von Altcastilien und Leon, und befehligte die Nordarmee. Sein edles Betragen und seine Umsicht in der höhern Verwaltung erwarben ihm auch jetzt die Achtung der Einwohner. Aber schon im folgenden Jahre folgte er mit der Garde und einem Corps Reiterei, dem Kaiser Napoleon nach Rußland bis Moskau, wo er, besonders während des unglücklichen Rückzugs, viel Muth und Anstrengung bewies. Bei der Eröfnung des Feldzugs von 1813 in Sachsen war er Oberbefehlshaber der gesamten Reiterei. Als er hier am 1. Mai, um den Angriff auf den Engpaß bei Rippach in der Gegend von Weißenfels gegen Winzingerode zu leiten, an die Spitze der Tirailleurs trat, fiel er von einer Kugel getroffen, die ihm die Hand wegriß und die Brust zerschmetterte. Der Marschall Bessières zeichnete sich auch als Mensch durch Herzensgüte und ein schlichtes, einfaches, biedres Benehmen aus. Er besaß ganz die Liebe der Soldaten; die Bewohner der feindlichen Länder behandelte er mit solcher Milde und Uneigennützigkeit, daß sein Tod selbst in Spanien, wo er mancher Willkür gesteuert und manches Unrecht wieder gut gemacht hatte, große Theilnahme erregte ***). (*Hasse.*)

**) Napoleon sagte bei dieser Gelegenheit, da einige Soldaten, als sie den Marschall fallen sahen, Thränen im Auge hatten: Bessières, voilà un beau boulet; il a fait pleurer ma garde.

***) Die Biographie des Contemporains. Paris 1821. Tome II. aus der dieser Artikel großentheils entlehnt ist, führt mehre Züge von dem edlen Charakter des Marschalls an. In Moskau, z. B. überließ er einst seine ganze Mittagstafel unglücklichen Einwohnern, die um Brod flehten. Ein Kind, dessen Mutter in der Berezina umgekommen war, nahm er zu sich, und sorgte für dessen Erziehung. Sein Bruder, der General Bertrand, Baron Bessières, zeichnete sich ebenfalls in Italien und in Ägypten, dann unter Moreau bei Hohenlinden, und in der Folge bei Austerlitz und in Spanien aus; seit 1815 lebt er als Privatmann in der Gegend von Cahors. Sein Vetter, Julien Bessières, machte die Expedition nach Ägypten mit, gerieth in die Sklaverei, kam zu Ali Pascha nach Janina, wurde frei, und erhielt 1804 eine politische Sendung zu jenem Pascha; 1806 wurde er Generalkonsul in Venedig; dann kais. Kommissär zu Corfu bis 1811, hierauf Präfekt; er ist seit 1818 Maître des requêtes. Mit dieser Familie ist der Generallieutenant Beffières nicht verwandt, der sich bei Austerlitz, in Spanien und in Rußland kriegerischen Ruhm erwerben hat.

BESSIN (Guillaume), französischer kirchengeschichtlicher Samler, Mitherausgeber der Werke eines berühmten Kirchenvaters, und polemisch-dogmatischer Schriftsteller, geb. am 27. März 1654 zu Glos-la Ferté [1]), im Sprengel von Evreux, und gestorben in der Benediktinerabtei St. Ouën zu Rouen am 18. Oktober 1726. Er gehörte zur Congregation von St. Maur; legte sein Gelübde 1674 in der Abtei Jumiege ab und war darauf in mehren Abteien seines Ordens, zu Bec, Seez und Fécamp Lehrer der Philosophie und Theologie; verwaltete auch das Amt eines Vorstehers der Benediktiner-Klöster in der Provinz Normandie, in deren einem, zu Bonnenouvelle in Rouen, er schon früher Unterprior gewesen war. Dasjenige Werk, durch welches Bessin sich vorzüglich einen Namen erworben hat, ist die von ihm herausgegebne Samlung der normandischen Concilien, bei welcher er jedoch schon frühere Mitglieder seines Ordens, die Väter Godin und Pomeraye zu Vorgängern gehabt hatte, und zu welchem Werke eigentlich von seinem Zeitgenossen und Freunde Julien Bellaise der Grund gelegt worden war (s. Bellaise) [2]). Als ein Verdienst um die Patristik, ist die Theilnahme Bessin's an der Herausgabe der Werke Gregorius des Großen, besonders der Briefe desselben, zu betrachten; der eigentliche Herausgeber dieses Kirchenvaters war der Benedikttiner Dionysius de Sainte-Marthe [3]). Die polemische Schrift Bessin's gegen den Pater Lami über die Zeit, zu welcher Jesus die jüdischen Ostern gefeiert habe, welche Frage natürlich auch eine dogmatische Beziehung erhielt, mag hier nur der Vollständigkeit wegen genant werden [4]). (*Mohnike.*)

Bessos, s. Dareios.

Bessprém, s. Wessprim.

BESSUNGEN, ein großes lutherisches Pfarrdorf, ¼ St. von Darmstadt, ist in verschiedener Rücksicht merk-

1) Nach Taffin. Le Cerf nent den Ort: Glos-la-Ferrière. 2) Concilia Rotomagensis provinciae: Accedunt dioecesianae Synodi, Pontificum epistolae, regia pro Normanniae clero diplomata, nec non alia Ecclesiasticae disciplinae monumenta, Ex illis non pauca hactenus inedita etc. Prodeunt in lucem opera et studio Domni *Guillelmi Bessin*, Presbyteri et Monachi Benedictini e Congregatione S. Mauri. Rotomagi (Rouen) ap. Franciscum Vaultier. 1717. fol. 3) *Sancti Gregorii* Papae I. cognomento Magni, Opera omnia, ad manuscriptos codices Romanos, Gallicanos, Anglicanos emendata, aucta et illustrata notis; studio et labore Monachorum Ordinis S. Benedicti e congregatione S. Mauri. Quatuor tomis in folio. Parisiis, sumptibus Claudii Rigaud. 1708. Der 3. und 4. Band bestehen jeder aus 2 Theilen. M. s. in Zukunft den Artikel Saint Marthe. 4) Reflexions sur le nouveau Systeme du R. P. *Lami*, Prêtre de l'Oratoire. a Rouen 1697. 12. Vgl. *Bernh.* Biblioth. Benedictino-Mauriana etc.; *Phil. le Cerf* Biblioth. histor. et crit. des aut. de la congr. de S. Maur. p. 19 — 22. und besonders Taffin's Geschichtsgesch. der Congreg. von St. Maur (französische Uebers. B. 2. S. 127. u. f. w.)

würdig. Es ist ein sehr alter Ort, der schon im J. 1002 seine eigne Kirche hatte, und als der Gränzort nach der Bergstraße zu (ad montanam plateam) angegeben wird (*Schann.* hist. Worm.). Nach und nach scheint diese Kirche und die dazu gehörige Pfarrei sehr beträchtlich und ansehnlich geworden zu seyn, weil Graf Wilhelm II. von Katzenelnbogen im J. 1339 seinen Bruder, den Grafen Diether damit versorgte. Darmstadt war damals noch ein Filial von Bessungen, und erhielt erst eine eigne Pfarrei, als die Grafen von Katzenelnbogen im J. 1360 ein neues Schloß dahin bauten, und in demselben ihre Residenz aufschlugen. Bessungen wurde nun ein Filial von Darmstadt, erst nach der Reformation wieder davon getrent, und mit einem eignen Pfarrer versehen.

Zu Bessungen bestand in ältern Zeiten eine sogenante Grafschaft, — Grafen- oder Centgericht, — welche Kaiser Heinrich II. im J. 1013, an das Hochstift Würzburg schenkte. Mit diesem Gerichte war aber auch eine Anzahl Dörfer verbunden, mit welchen in der Folge die Bischöfe von Würzburg die Grafen von Katzenelnbogen belehnten. Diese sind namentlich: Darmstadt, Bessungen, Clappach (ausgegangen), Eschollbrücken, und wahrscheinlich auch Niederramstadt, Arheiligen (Allerheiligen), Braunshard, Wixhausen und Schöppenhausen. Die Grafen von Katzenelnbogen verliehen wieder einzele Rechte und Gefälle in diesen Orten, besonders auch in Bessungen, an adelige Familien zu Lehn; wie z. B. an die Herrn von Dornberg, und nach ihnen (1257) an die burgmännische Familie von Urberg oder Auerberg u. s. w. Einer von dieser Familie, mit Namen Johann, verkaufte die Untervogtei zu Bessungen im J. 1343 an den Grafen Wilhelm von Katzenelnbogen. Nach Abgang der Grafen dieses Namens kam Bessungen mit der ganzen Obergrafschaft an die Landgrafen von Hessen, und als von diesen eine neue Linie in Darmstadt sich niederließ und den Namen davon annahm, so kam nicht allein diese Stadt, sondern auch das nahe Bessungen mehr in Aufnahme, welches nun ein volkreicher und nahrhafter Ort von 147 Häusern und 1261 Bewohnern ist. Mehre schöne Gebäude findet man darin, das größte ist aber die Kavalleriekaserne. Eine besondere Zierde für Bessungen sind die beiden landesherrl. Gärten, welche rechts und links das Dorf begränzen, der alte oder große Bessunger Garten mit prächtigem Orangeriegewächshause u. der kleine Bessunger- oder Landgrafen-Garten, mit mannigfaltigen Anlagen. (*Dahl.*)

Bestätigen in der Jägerei, u. **Bestätigtes** (weniger richtig Bestätigungs-) Jagen, s. Leithund u. Jagen.

BESTÄTIGUNG (Confirmatio judicialis), ist diejenige obrigkeitliche Handlung, welche zur Giltigkeit eines bestimten Rechtsgeschäfts, entweder gesetzlich vorgeschrieben ist, oder zur mehrern Sicherheit desselben von den Interessenten nach Gutdünken verlangt werden kann. Zu der ersten Art gehört, z. B. die Bestätigung eines Vormundes, und nach den Territorialrechten, die Bestätigung gewisser Kontrakte, z. B. unter den Bauern, Bürgern und andern Ständen, die Bestätigung von Ehestiftungen, Hypothekbestellungen, u. dgl. Zu der letztern die nachgesuchte Bestätigung jedes Rechtsgeschäfts, dessen Vollziehung durch den Hinzutritt der Obrigkeit eine größere Sicherheit, so wie das Geschäft selbst eine größere Glaubwürdigkeit erhalten soll. Die Frage, ob ein Rechtsgeschäft, welches gesetzlich der obrigkeitlichen Bestätigung bedarf, durch den Mangel derselben, eo ipso nichtig oder ungiltig sey, oder ob auf Bewirkung der Bestätigung von dem einen Interessenten gegen den andern geklagt werden könne? läßt sich nur aus Territorialgesetzen entscheiden; als besondre Grundsätze über die Ertheilung von Bestätigungen und deren Wirkungen lassen sich nur im allgemeinen angeben: 1) daß jede Bestätigung das Vorhandenseyn eines wirklich schon abgeschlossenen Rechtsgeschäfts voraussetzt; 2) daß sie niemals zum Nachtheil des Dritten (salvo cujuscunque tertii jure) geschehen darf; 3) daß, falls sie den Gesetzen gemäß ertheilt worden ist, alle und jede Einreden gegen das Rechtsgeschäft selbst, sie mögen einen Namen haben, wie sie wollen, hinwegfallen. (*Spangenberg.*)

BESTÄTUNGSURKUNDEN, setzen ihrem Begriffe nach immer die Handlung eines andern voraus, welcher dadurch mehr Kraft, Dauer und einen Schutz gegen Entziehung oder Schmälerung der daraus herfließenden Rechte für die, zu deren Vortheil die erste oder Haupturkunde über die Handlung ausgefertigt worden, gewähren soll.

Von Bestätigungen kann in mehren Rücksichten die Rede, und sie können besonders ein Gegenstand rechtlicher Erörterungen, z. B. über die Frage seyn, in wiefern eine Handlung zu ihrer fortwährenden Giltigkeit der Bestätigung oder Genehmigung eines Dritten nothwendig bedürfe? und über mehre andre dergleichen auch in das Staats- und Völkerrecht einschlagende Fragen. Hier ist indessen nur Zweck, geschichtlich und in Beziehung auf Urkunden wissenschaftlich davon zu handeln, da nicht leicht ein Archiv seyn wird, in welchem nicht Bestätigungsurkunden in Menge angetroffen werden, am häufigsten in Stifts- und Klosterarchiven. Von der Mehrzahl derselben läßt sich wol behaupten, daß sie ganz überflüssig gewesen, insofern auf den Anfang zurück gegangen und bei Entscheidung über die Nothwendigkeit einer Bestätigung nur darauf Rücksicht genommen wird, ist die erste Handlung nicht für sich schon rechtsbeständig und fortwährend giltig, auch die darüber ausgestellte Verschreibung glaubwürdig und ohne wesentliche Mängel? Daß dennoch an sich nicht durchaus nothwendige Bestätigungsbriefe von der einen Seite so häufig gesucht worden, daß auf der andern Seite von jeher eine große Bereitwilligkeit in deren Ertheilung Statt fand, die oft in Mißbrauch ausartete, davon lassen sich mehre Ursachen angeben. In Zeiten, wo Gewalt und Willkür herrschend sind, wo die Heiligkeit der Rechte und des erworbenen Eigenthums, die Unverletzlichkeit der Testamente und Stiftungen, dem Eigennutz und andern Nebenabsichten, die dann gewöhnlich die Larve des sogenanten gemeinen Wohls vorstecken, nur zu häufig von jeher weichen mußten, drängen sich gar leicht Besorgnisse auf, selbst das unter einem solchen Vorwand sich entzogen zu sehen, dessen Besitz durch altes urkundliches Recht genugsam versichert scheint. Darum wird oft gegen Schaden und Verlust, durch Bestätigungen, Schutz bei dem Erben und Nachfolger gesucht, wäre dieser gleich ohnedies die Handlungen des Erblassers oder Vorgän-

gers bestehen zu lassen verpflichtet. — So ließ sich besonders die Geistlichkeit sehr gern ihr Eigenthum, ihre Freiheiten und Rechte, oft im Allgemeinen, oft mit Aufzählung derselben, wenn sie gleich seit undenklichen Zeiten im Besitz der meisten gewesen, oft nur in Rücksicht einzeler Erwerbungen, durch Schenkung, Kauf u. s. w. von Kaisern und Königen, oder auch von den Großen, in deren Gebiet ein Gut lag, bestätigen, obwol es ohnehin Pflicht des Reichsoberhauptes war, jeden bei seinen Rechten, bei seinem Eigenthum zu schützen, auch rechtlich eine Schenkung der Voráltern, oder Vorfahren von den Bestätigenden ohnedies nicht eingezogen werden konte. — Die Geistlichkeit hatte aber auch bei den Bestätigungsgesuchen gar oft eine Nebenabsicht. Denn sie gaben häufig Anlaß, den Bestätigenden zu neuen Freigebigkeiten zu bewegen. So sagt K. Heinrich IV. 1063: „Heinricus — Rex. Omnibus — notum esse volumus, qualiter dil. *Pater noster* p. m. H. Imp. Aug. tale *praedium* quale habuit in loco Ecghardtasrode ad Monasterium — S. Mariae — *in proprium tradidit* — hancque traditionem patris nostri — confirmavimus *silvamque* — etiam *addidimus* et pref. ecclesiae in proprium — tradidimus etc." und Pfalzgraf Albert 1164: „donationem — bonorum — quos *pater* meus p. m. Fridericus, seu *mater mea* Lucardis *contradiderunt*, aut *ego* cum eis vel sine eis — *contuli* ecclesie — *consensu approbo*, eorumque dationi et mee *per hec scripta confirmationis manum appono*." Er zählt dann die geschenkten Güter einzeln auf mit dem Zusatz: „item duos mansos — dum — sepulture patris mei interessem — super altare optuli." — Auf Seiten der Bestätigenden fand sich eben so von jeher große Bereitwilligkeit, dem Ansuchenden willfährig entgegenzukommen, andern auch wol unnütze und überflüssige Bestätigung aufzudringen. Den Päpsten z. B. war nichts erwünschter, als die Handlungen weltlicher Herren, selbst der Kaiser und Könige, wozu diese wol selbst die Veranlassung gaben, oder darum nachsuchten, zu bestätigen, um dadurch ihr Ansehen zu vermehren, und sich als die oberste Macht in der Christenheit darzustellen. Die Anmaßung ging wol so weit, daß sie den von den Stiftern oder Wohlthätern einer Kirche ꝛc. selbst ausgewirkten Bestätigungsbriefen verbietende und mit geistlichen Strafen drohende Clauseln einrückten, wenn sie sich einige Rechte über die von ihnen gestiftete oder bereicherte geistliche Körperschaft auszuüben unterfangen, oder Eingriffe in deren Vermögen zu thun sich erlauben würden. So untersagen die Päpste ausdrücklich in ihren, von den Ottonen selbst ausgewirkten, Bestätigungsbriefen des von diesen errichteten und sehr bereicherten Stifts Quedlinburg, sich irgend in die Angelegenheiten des Stifts, z. B. die Abtissinnwahlen, einzumischen, oder ihr Vermögen anzugreifen ꝛc. — Dabei ward denn doch auch bei dergleichen Bestätigungen der Vortheil der päpstlichen Kammer nicht vergessen, indem sich oft von einer solchen Stiftung ein jährlich an diese zu entrichtender Zins ausbedungen ward, der starken an die römische Datarie zu entrichtenden Confirmationstaxen nicht zu gedenken. — Weltliche Herren blieben hinter solchen erhabenen Vorbildern nicht zurück. Ward die Bestätigung von der Geistlichkeit gesucht, so begnügten sich fromme Fürsten der frühern Zeit wol nur mit geistlichen Vergeltungen, mit zuversichtlicherer Hofnung künftigen Seelenheils („in remedium animae"), mit Erwartung eifriger Fürbitten („ut eo ardentius pro nobis eos exorare delectet"). — Frühe mögen die Weltlichen aber auch schon angefangen haben, den Glauben an die Nothwendigkeit und Wirksamkeit der Bestätigungen als neue Erwerbsquelle für die Zeitlichkeit zu benutzen. Selbst die Geistlichen mußten wol Opfer bringen, zumal wenn der erste Erwerbungstitel bedeutender Güter und Rechte etwas verdächtig war und eines Schleiers bedurfte, um die etwanigen Mängel zu bedecken und besorglichen Anfechtungen zuvorzukommen. So war es bei der vormaligen kaiserlichen- und Reichskanzlei Grundsatz geworden, daß bei eintretenden Regierungsveränderungen teutsche Reichsfürsten, neben der Erneuerung der Belehnung, wenn sie Reichslehen besaßen, auch noch um die Bestätigung ihrer Regalien nachsuchen und eine besondere Urkunde darüber mit Erlegung schwerer Taxen lösen mußten, obwol sie und ihre Vorfahren Jahrhunderte lang im Besitz der Ausübung gewesen waren, und den Kaisern die Befugniß sie einzusiehen nicht mehr zustand. So wurden in manchen teutschen und andern Ländern Bestätigungen in Fällen gesetzlich zur Nothwendigkeit gemacht, woran früher gar nicht gedacht worden war, und wo sie auch nach gesunden Rechtsgrundsätzen gar keinen Nutzen gewähren können. Und da in manchen Fällen die Vermehrung der Einkünfte auch nur der Hauptzweck war, so ist klar, daß unter dem Namen: Confirmationstaxen nur eine neue Besteurungsart hat eingeführt werden sollen.

Die Art Bestätigungen zu ertheilen und die Form der Bestätigungsbriefe war übrigens von jeher und ist noch, je nachdem es der Gegenstand, oder auch wol nur der Kanzleigebrauch mit sich bringt, sehr verschieden. Einige ältere Bestätigungsformeln sind oben schon vorgekommen. Zuweilen wird das früher geschehene erzählend angegeben, und die Bestätigung desselben kurz beigefügt. So K. Wilhelm 1247: „Cum decedente Symone — decima quam — ab ecclesia — de Middelburg titulo feodi possidebat, ad ipsam sit ecclesiam per excadentiam devoluta, — decimam eandem dicte eccl. auctoritate regis *confirmamus* etc." — oder indem er 1248 dem Kloster Thosan bei Brügge die von seinem Vater Florenz erhaltenen Privilegien bestätigt: „ad imitationem genitoris nostri — terram quam in Dominio nostro — hactenus legitime possederunt — ipsis regio patrocinio confirmamus." Und Kaiser Rudolf I. 1280: „Nos — integritatem legalitatis etc. — quibus — Joh. de Hannonia — nos et S. R. amplexatur Imperium grate contemplacionis oculo contemplantes, sibi omnes terras et feoda — que a nobis et a S. J. debet habere — ex debito regie potestatis confirmamus." — Dagegen geschahe es häufig, wie auch heut zu Tage noch üblich ist, daß wenn es besonders auf Erneuerung und Bestätigung früherer Verschreibungen oder Privilegien ankam, die ältere Urkunde wörtlich eingerückt ward. So K. Adolf v. Nassau 1293: „Adolfus etc. Literas — Rudolfi quondam R. R. — non cancellatas, non abolitas, nec in ali-

qua sui partes suspectas, sub vero Sigillo suo sigillatas vidimus — tenorem qui sequitur continentes. Nos Rudolfus — — Dat. Wormat. — 1282. — Nos igitur Adolfus — Eberhardi Com. de C. — devotis precibus favorabiliter inclinati, obligationem — thelonei Boppardiensis — approbantes — easdem literas hiis nostris — inserentes — innovamus et pres. scripti patrocinio confirmamus." und K. Albrecht I. 1300: „Nos Albertus — profitemur quod literas — Rudolfi R. R. — genitoris nostri — Eberh. Com. de C. — traditas — vidimus et audivimus in hec verba: Nos Rudolfus etc. Dat. Basil. — 1289. — Nos itaque — presens scriptum — approbamus, innovamus, confirmamus etc. — —" oder Kaiser Leopold I. 1687: „Wir Leopold — bekennen — nachdem Uns — Joh. Georg — Herz. zu Sachsen — zu erkennen geben lassen, wie Kaiser Max. I. dem Churfürstl. Hause zu Sachsen eine Anwartung auf das Fürstenthum Lauenburg — verschrieben — — welcher Expectantzbrief von Worten zu Worten also lautet: Wir Maximilian — geben — zu Constantz 25. Jul. 1507. — — das haben Wir angesehen ꝛc. und den — Brief alles seines Inhalts — confirmiret und bestätiget, confirmiren und bestätigen auch denselben hiermit von Röm. Kais. Machtvollkommenheit u. s. w." — Zuweilen ward auch wol, doch selten, unter die vorgelegte ältere Urkunde eine kurze Bestätigungsformel beigeschrieben und diese dann von dem Bestätigenden durch Unterschrift oder Besigelung vollzogen. In der Art werden heut zu Tage gewöhnlich Kauf- und Pfandbriefe ꝛc. von den Gerichten bestätigt, und diese gerichtliche Bestätigungen, welche an die Stelle der ehemaligen gerichtlichen Investituren oder Traditionen getreten, sind eigentlich solche, welche hauptsächlich Nuzzen haben, indem sie das Eigenthum sichern und Betrug verhüten. Nur möchte bei diesen an manchen Orten wol gefragt werden: wozu dient die Bestätigung des Gerichts, wenn der Landesherr selbst der Verkäufer ist, und seine Verwaltungsbehörde auch schon bestätigt hat?— doch wol nur zur Bereicherung der Kasse durch die hohe Confirmationstaxe.— Eine der seltensten Bestätigungsarten ist die, daß der Erbe oder Nachfolger sein Sigel der Urkunde seines Vorfahren anhängt, um damit seine Zustimmung zu bezeugen. Sie ist doch darum zu merken, weil eine ältere Urkunde leicht für falsch angesehen werden konte, obwol sie es nicht ist, wenn sich ein neueres Sigel daran befindet. (*v. Arnoldi.*)

Bestandtheile, s. Grundstoffe.

BESTECHUNG (crimen barattariae im engern Sinne, zuweilen auch repetundarum genant), ist das von Statsbeamten durch rechtswidrige Annahme eines in Beziehung auf die Amtsverbindlichkeit von Andern gegebenen Vortheils oder eines deswegen geleisteten Versprechens begangene Verbrechen; durch Gerichtsgebrauch und einige von gewissen Fällen sprechende Gesetzesstellen und neuere Gesetzgebungen ist aber auch dies Verbrechen auf andere Nichtstatsbeamte ausgedehnt worden, welche an Statsbeamten Bestechung verüben. Für das gemeine Recht fehlt es an erschöpfenden Bestimmungen, da das römische crimen repetundarum nur auf die Statthalter der römischen Provinzen und das ihnen untergeordnete Personal sich bezog und nicht blos unerlaubtes Geschenknehmen, sondern auch Erpressungen unter sich begriff [1]), da die Strafbestimmungen der lex Julia, welche den Pandektenbestimmungen zum Grunde liegt, nur errathen werden müssen [2]) und selbst in den Pandektenstellen [3]) das crimen repetundarum in dem weiten im römischen Rechte einmal begründeten Sinne genommen wird, auch einzele Stellen [4]) beweisen, daß selbst einigen Beamten, Geschenke in bestimtem Maße von den Untergebenen anzunehmen, erlaubt war, da auch sich nicht nachweisen läßt, auf welche Art der Beamten die in den Pandekten vorkommenden Bestimmungen gingen [5]). Nur in Ansehung der Richter [6]), welche sich bestechen ließen, wo auch durch Bestechung selbst der specielle Eid verletzt, die nothwendige Unparteilichkeit aufgehoben wurde und wo der Gesichtspunkt hervortrat, daß einer der streitenden Theile dadurch an seinen Rechten verletzt, oder in Criminalsachen die wichtigsten Bürgerrechte bedroht wurden, schien eine strenge und feste Strafbestimmung gegolten zu haben. Davon daß jeder, welcher einen Beamten bestach, auch immer wegen Bestechung bestraft worden wäre, komt nichts in den Gesetzen vor; nur insofern als Richter bestochen wurden, wodurch der Bestechende die Unparteilichkeit und Rechtsgleichheit zu vernichten und durch Betrug den Gegner zu besiegen suchte, trat Strafe und zwar die des Falsums ein [7]); bei dieser Lückenhaftigkeit der Bestimmungen war dem Gerichtsgebrauche und der Doktrin der Versuch, eine Regel aufzustellen, vorbehalten. Die peinliche Gerichtsordnung schwieg und mußte es, da erst später in Teutschland sich ein festes Statsbeamtenverhältniß ausgebildet hatte. In den Gesetzen der fränkischen Periode kommen zwar Strafsanktionen vor [8]), unter welchen die der Bajuvarier [9]) die sachgemäßesten und einfachsten sind, welche auch im Mittelalter noch fortdauerten, wie sich aus dem Schwabenspiegel ergibt [10]). Soviel ergibt sich aus dem Schweigen der Partikulargesetze und aus der Sprache der Gewohnheitsrechte, daß nach der älteren teutschen Rechtsansicht die Bestechung nicht zu den schweren Verbrechen gezählt wurde. In den Reichsgesetzen beziehen sich die Bestimmungen [11]), deren gesetzliche Kraft selbst nach der Art ihrer Entstehung bestritten werden kann, auf das Personal des Kammergerichts; nur insofern sind sie wichtig, als sie das gemeine Recht bestätigen, und als regelmäßige Strafe außer der Amtsentsetzung die der dreifachen Wiedererstattung des Empfangenen anordnen. Bei dem Schwanken der Meinungen [12]) der Rechtslehrer leitet den Juristen die aus den einzelen Stellen zu abstrahirende Rechtsansicht des römischen Rechts in dieser Lehre, so lange bis ein Par-

1) Feuerbach Themis oder Beitr. zur Gesetzgebung S. 197. 2) *Schulting* jurisprud. antejust. p. 525. 3) L. 7. §. 3. D. ad leg. jul. repetund. 4) L. 6. §. 3. D. de offic. proconsul. l. 18. D. de officio praesid. 5) Nach Roßhirt's Lehrb. des Crim. R. S. 544. gingen sie auf alle Beamte. 6) L. 7. D. ad leg. Juliam repet. nov. 124. 7) L. 1. §. 2. l. 13. l. 21. l. 33. D. ad leg. Corn. de fals. 8) Edict. Theodos. §. l. leg. Wisigoth. lib. XII. tit. 1. §. 2. Ripuar. tit. 88. 9) Leg. Baiuv. tit. II. cap. 18. 10) Schwabenspiegel Kap. 12. §. 75. Nr. 5. 11) Visitationsabschied des Kammerg. v. 1713. §. 46. 12) S. Tittmann Handbuch II. Thl. S. 298. Feuerbach Lehrbuch §. 478. Roßhirt Lehrb. §. 248.

tikulargesetz in einem Lande eine andre Bestimmung enthält; darnach wird 1) von dem Nichtstatsbeamten der einen Statsbeamten, welcher nicht Richter ist, besticht, kein Verbrechen der Bestechung begangen; und es kann auch ein solches nicht angenommen werden, weil man etwa den Bestechenden (gewiß mit Unrecht) [13]) als den intellektuellen Urheber der Bestechung, die der Beamte begeht, betrachten will; 2) dagegen ist jeder, welcher einen Richter besticht, ohne Rücksicht darauf, ob der Richter zur Erfüllung oder Verletzung seiner Amtspflicht bewogen werden sollte, als Falsarius strafbar, und leidet die Strafe, welche in einem Lande auf Falsum gesetzt ist, mit Rücksicht auf die besondern Umstände des Falls. 3) Bei den Beamten muß der Richter von dem administrativen Beamten unterschieden werden; der Richter, welcher sich irgend einen Vortheil von den Parteien versprechen läßt, auf ernstliche Weise die Annahme des Versprechens erklärt oder den Vortheil annimt, um dem Bestechenden durch sein Amtsverhältniß zu nützen, ist der Bestechung schuldig, leidet Amtsentsetzung, eine bedeutende Vermögensstrafe, und wenn im Strafprozesse ein Unschuldiger dadurch verurtheilt wurde, die Strafe, welche in den Landesgesetzen den falschen Zeugen in solchem Falle trifft. 4) Administrative Beamte leiden nur Strafe wegen Bestechung (da der Gerichtsgebrauch doch kein Gesetz surrogiren, und eine nicht strafbare Handlung zur strafbaren stempeln kann) a) wenn in dem Lande ausdrücklich die Strafe der Bestechung auf sie ausgedehnt ist, b) oder der Amtseid darauf ging, daß kein Geschenk angenommen werden darf, oder c) wenn der Beamte durch die Bestechung sich bewegen ließ, gegen die Wahrheit und gegen sein Wissen eine gesetzwidrige Handlung zu begehen, oder eine strafbare Handlung einer Privatperson zu begünstigen oder zu ignoriren, oder ein falsches Zeugniß auszustellen, z. B. bei der Militärkonscription jemandem, der gar nicht das körperliche Gebrechen hatte, Zeugnisse wegen angeblich vorhandenen Gebrechens auszustellen und ihn von der Konscription zu befreien. Die Strafe des Falsums wird hier leicht analogisch Anwendung leiden. Von neuern Gesetzgebungen ist die Preußische [14]) und Baierische [15]) vorzüglich umfassend. Die erste unterscheidet, ob ein Statsbeamter, der nicht Justizbediente ist, bestochen wird, in welchem Falle er mit Strafe des 4fachen Ersatzes und nur bei Pflichtwidrigkeit mit Cassation oder Gefängniß bestraft wird. Wird der Justizbediente bestochen und zwar in Fällen, die keinen Prozeß betreffen, so ist die Strafe wie bei andern Statsbeamten; Bestechung im Prozesse zieht Amtsentsetzung oder Festungsstrafe nach sich; der Bestechende leidet nur Strafe, wenn er Gerichtspersonen besticht. Das baierische Gesetzbuch, welchem schon ein strenges Gesetz vom 9. Juni 1807 [16]) vorausging, unterscheidet nicht die Statsbeamten, straft mit Dienstentsetzung jeden Statsbeamten, der sich durch Bestechung zu einer Handlung verleiten läßt, welche den Gesetzen des Stats, den Rechten Anderer oder unbezweifelten Amtspflichten widerspricht. Der Bestechende leidet Strafe des zweifachen Werths des gegebenen oder angebotenen Vortheils und bei Verleitung zur pflichtwidrigen Handlung 1 bis 6 monatliches Gefängniß; jeder Statsbeamte muß selbst binnen 3 Tagen bei Verlust monatlicher Besoldung, jeden der ihn zu bestechen versucht, anzeigen, und das eidliche Zeugniß des Beamten macht vollen Beweis. (*Mittermaier.*)

13) Neues Archiv des Crim. R. III. Bd. S. 134. 14) Preuß. Landrecht II. Thl. Tit. 20. §. 360 — 70. 15) Baierisch Strafgesetzb. I. Thl. §. 355. — 443. 16) Feuerbachs Themis S. 229.

Besteck, s. Instrumente.

BESTHAUPT, (optimum caput, optimale). Die einfachste, auch wol die richtigste Herleitung des Worts Besthaupt, wonach damit das beste Stück aus der Verlassenschaft eines zu dieser Abgabe Verpflichteten bezeichnet wird, erhält durch die oben angegebene Uebersezung der Urkundenschreiber in das Latein des Mittelalters ihre vollkommene Bestätigung. Damit stimt auch das melius caballum bei Dufresne überein, wodurch noch genauer das beste oder bessere Stück Vieh bezeichnet wird. Denn Vieh war in der Regel wol das vorzüglichste, was in dem Nachlaß eines zum Besthaupt Verpflichteten zu finden war. Darum mag aber doch die erste Sylbe Best wol nicht, wie das Scherz-Oberlinsche Glossar zu thun geneigt scheint, auf bestia, oder das niederteutsche beest, Thier, zu beziehen seyn, wenn gleich eine Urkunde von 1232 bei Matthaei de Nobil. vielleicht nur durch eine unrichtige Lesart t'Beestehooft statt t'beste hoofd hat. Denn nicht selten ward auch das beste Kleidungsstück, als Besthaupt genommen, daher auch Wachter in dem oft gleichbedeutenden Wort: Hauptfall, das Haupt nicht auf den Kopf eines Thiers („capitalis non a capitibus optimi pecoris"), sondern auf das Vorzüglichste in dem Nachlaß eines Leibeigenen bezogen haben will. —

Als Synonym von Besthaupt kommen vor: Baulehung, Beutelrecht, Budtheil, Gelaß, Erbfall und Erbrecht, Fall, Gewandfall, Gerade, Hauptfall und Hauptrecht, Kör- oder Kurmede, Todtenfall, Trauerrecht, Weidmal, und wol noch mehre; im Lateinischen aber außer den oben schon angegebenen, ius bidellae, manus mortua, mortalia, mortalagium, morticinium, mortuarium, census ultimus, exheredatio, u. a., welche meistens aber mehr Gattungsnamen sind, wogegen Besthaupt eigentlich nur eine Art bezeichnet. Es liegt nämlich bei diesen verschiedenen Ausdrücken als allgemeiner und Hauptbegriff ein Recht zum Grunde, an dem Nachlasse eines Verstorbenen einen gewissen Antheil zu nehmen, wenn gleich der Theilnehmende weder natürlicher noch Testamentserbe ist; ein Recht, welches selbst Kirchen, Stifter und Klöster an der Verlassenschaft verstorbener geistlichen Personen, oder auch ihrer Eigenhörigen und Dienstleute, übten, daher dann auch Dufresne zu behaupten versucht ist, Laien hätten dieses eigentlich nur geistliche, oder kirchliche Sterbfallsrecht, wie wol andre Rechte, von der Kirche usurpirt. — Mit mehr Zuverlässigkeit ist indessen der Ursprung desselben in der vormaligen Leibeigenschaft, oder für den, welcher Kindlingers Lehrbegriff von Hofverfassung und Hörigkeit allgemein und für ganz Teutschland annimt, in der sogenanten Hörigkeit, zu finden. In jenem Falle ward in alten Zeiten von dem Grundsatz ausgegangen;

der unfreie Mensch, für seine Person und mit seinen Kindern Eigenthum eines Herren, kann streng genommen kein Eigenthum haben, oder erwerben. Mag ihn doch der Herr verkaufen, vertauschen, verschenken, ihn, wenn er sich der Herrschaft ohne deren Willen entziehet, verfolgen, und wo er ihn innerhalb Jahr und Tag findet, wieder zurück führen. Was nach seinem Tode bei ihm gefunden wird, ist also auch Eigenthum seines Herrn, und seine natürlichen Erben müssen es, als besondere Gnade erkennen, wenn ihnen ein Theil des Nachlasses verbleibt. — Kindlingers höriger Mann war in einer fast gleichen Lage. Was dorten dem Leibsherrn zustand, wird bei diesem dem Hofe, der Hofs- oder Dorfgemeinde, und dem Oberhofe beigelegt, zu denen er gehörte. — In jedem Falle hatte bei dem Leibs- oder Gutsherrn eine Art von Beerbungsrecht an dem Nachlaß des Leibeignen oder Hörigen Statt. Es mag solches auch in den frühesten Zeiten mit einiger Strenge ausgeübt worden seyn. Doch traten bald einschränkende Bestimmungen dieses Erbrechts ein, durch mildere Gesinnungen der Berechtigten, auch wol durch Berücksichtigung eignen Vortheils, und anderer nicht mehr bekannten Umstände. So hatten die Leibsherrn schon angefangen, ihren eignen Leuten, früher auch das Hausgesinde, besondere Wohnungen und Grundstücke, welche sie bauen und wovon sie sich nähren mußten, mit Vorbehalt ihrer Dienste, auch wol eines geringen Zinses, einzuräumen, oft wol nur in der Absicht, sich damit des lästigen Aufenthalts und der Ernährung ganzer Familien im eignen Hause zu entledigen. Hätten sie bei einem Sterbfall ihr Erbrecht in seiner ganzen ursprünglichen Ausdehnung geltend machen, der hinterbliebenen Familie den ganzen Nachlaß wieder entziehen wollen, so wäre ihnen damit auch die ganze Last der Ernährung derselben wieder zugefallen, und dabei in den meisten Fällen wenig gewonnen worden, aber Schaden erwachsen. Lieber begnügten sie sich mit einer geringeren Abfindung, die zuletzt kaum etwas mehr als Anerkennungszeichen des alten Beerbungsrechts war. — Alles was hier von Leibeignen oder Hörigen gesagt worden, galt auch in gewissem Betracht bei den Dienstmannen (Ministerialen), und selbst einigermaßen bei manchen Lehnmannen. —

So verschieden aber auch die oben angeführten Ausdrücke und Benennungen waren, womit in verschiedenen Ländern und Gegenden das Sterbfalls- oder Erbrecht bezeichnet ward, so mannigfach waren auch die bei dessen Ausübung eintretenden Modificationen, wonach etwa nur die Hälfte, oder ein noch geringerer Theil des Nachlasses abgegeben werden mußte. — Als eine solche Ermäßigung ist dann auch das

Besthaupt, oder das eigentliche Synonym desselben, die Körmede anzusehen, in welcher Benennung schon der Begriff von Auswahl liegt, indem Köre oder Küre eben so viel als Wahl ist, Miede, Miete aber einen Zins, besonders eine durch Übereinkunft bestimte Abgabe bedeutet. — Unter Besthaupt ist nämlich ein für den Berechtigten aus dem beweglichen Nachlaß des Pflichtigen ausgewähltes Stück zu verstehen, welches dem ersten vermöge des Sterbfallsrechts zufiele. Gewöhnlich bestand solches in dem besten Pferd, oder einem andern Stück Vieh, oft auch aus dem besten Kleidungsstück des Verstorbenen, oder, wie es die alten Briefe häufig bestimmen, aus dem Kleide, in welchem der Verstorbene die Kirche und die Märkte besucht hatte. Doch konten auch Geld und andre Sachen aus der fahrenden Habe gewählt werden, woneben den Erben vielfältig die Einlösung des Besthaupts in einem bestimten Preis gestattet ward. Überall fand, wie bei dem Sterbfallsrecht überhaupt, so auch in Ansehung des Besthaupts, in der Sache selbst so wenig, als in der Art der Erhebung, eine Einförmigkeit Statt. Viel beruhte dabei auf Herkommen, auf gesetzlichen, oder vertragsweise festgestellten Bestimmungen. Hier waren Sachen ausgenommen, die nicht gewählt werden durften, dort ward die Bestimmung des Besthaupts einem Ungefähr, oder einer Art von Los überlassen. So mußte der Abt von Werden sich mit dem Pferde oder einem andern Stück Vieh begnügen, welches sein mit einem weißen Stabe, rückwärts in den Stall des Verstorbenen geführter Diener zufällig mit den Stabe berührte*). Anderwärts komt dagegen auch vor, daß Klöster nach Willkür das Beste aus einem Nachlaß herausnahmen und dann doch noch mit den Erben die übrige Masse theilten. Oft waren sie aber auch wieder so billig, für das Besthaupt sich mit einem Pfund Wachs abfinden zu lassen. — Überhaupt stand es, wenn nicht feste Bestimmungen vorhanden waren, in der freien Willkür des Berechtigten, ob er das Besthaupt in Natur nehmen, oder ob und wie er dasselbe von den Erben einlösen lassen wollte.

Daß Besthaupt eine auf der Person des Leibeignen, Hörigen, Dienstmanns ꝛc. ruhende Last war, ist wol nicht zu bezweifeln. Durch Freilassung hörte darum auch in der Regel die Verbindlichkeit zu dessen Entrichtung auf, wenn sie nicht ausdrücklich vorbehalten war. So revers irt sich in einer Urk. von 1289 **) ein Leibeigener des Peterstifts zu Mainz, welcher in die Bürgerschaft zu Frankfurt treten wollte, und zu Bürgel gesessen war, daß dieses Bürgerrecht ihn nicht von Zinsen, Diensten, und bei eintretendem Falle vom Besthaupte befreien solle. Doch ward dieser Vorbehalt wahrscheinlich verheimlicht, und dem Aussteller von dem Stifte ein unbedingter Lasschein gegeben, weil ihn die Stadt sonst wol nicht in die Bürgerschaft aufgenommen hätte. Dieses Kunstgriffs mochte sich wol mehr bedient werden, wenn der Herr seinem Eigenhörigen den Einzug in eine Stadt zwar vergönnen, doch aber nichts dabei verlieren wollte. Es ist sonst nicht wol zu erklären, warum Städte sich noch besonders in ihren Städtebriefen gegen dergleichen Ansprüche eines Leibsherrn an ihren Bürgern sicherstellen ließen, wie Beispiele zeigen. So sagt Gr. Heinrich v. Hessen in einem ung. Freibrief für die Stadt Frankenau 1339, fer. 2. ante Vit.: „Concedimus quod *nullus* (nemo) *aliquem oppidanorum* nostrorum — *exhereditare* sive *optimale* ab eo *exizere* valeat.“ — Umgekehrt beurkundet aber auch Bischof Engebert zu Osnabrück in einer Urk. von 1239: „quod *homines attinentes Claustro* S. Mar. in Wadenhart taliter *in — civitatibus reci-*

*) Kindlinger Gesch. der Hörigkeit. S. 120.
**) Kindlinger a. a. O. S. 321.

pimus, quod dicta eccl. *jure suo in suis litonibus non privetur.*" —

Ungeachtet aber der Regel nach das Besthaupt auf der Person ruhte, so kommen doch Fälle vor, wo das Recht einen Sterbefall zu beziehen, als auf ein Grundstück radicirt erscheint. In der unten angeführten Kindlingerschen Schrift finden sich darüber zwei Urkunden von 1247 und 1254, durch die erste erlaubt der Abt und Convent zu Seligenstadt, daß gewisse Güter, welche die Besitzer erblich von dem Kloster inne hatten, von diesen an das Kloster Aulesburg auf immer abgetreten werden durften, doch mit dem Vorbehalt: Aulesburg mußte jederzeit einen Pachter oder Verwalter auf das Gut setzen, welcher das Herkömliche davon nach Seligenstadt zu leisten hatte, und bei dessen tödtlichem Abgang auch der Sterbfall dahin entrichtet werden mußte. — Nach der zweiten Urkunde geben zwei Brüder von Adel eine ihnen zustehende Hube Landes mit Weinbergen bei Gelnhausen dem Kloster Hegene (Hain) pfands- und pachtweise zur Bewirthschaftung durch die Klosterbrüder hin, und behalten sich dabei außer dem jährl. Zins, auch das Besthaupt aus. Weil aber das Kloster nicht ausstirbt, so wird der Fall der Entrichtung auf den Tod des jedesmaligen Klosterökonomen oder Verwalters („magister grangiae") bestimt, bei dessen tödtlichem Abgang die Eigenthümer das beste Pferd, mit Ausnahme dessen, welches der Verstorbene selbst zu reiten pflegte, auswählen durften. Der magister grangiae ward also im Tode der Repräsentant seines Klosters. Damit aber die schlauen Klostergeistlichen den Eintritt des Sterbefalls nicht etwa möglichst weit hinauszusetzen versuchen möchten, indem sie dem abgelebten Verwalter einen jüngeren rüstigen noch vor seinem Tode hätten zum Nachfolger geben können; so gebrauchten die Eigenthümer die Vorsicht, noch weiter sich auszubedingen, daß auch der Tod eines emeritirten magistri grangiae für einen Sterbfall gelten, also auch ein Besthaupt an sie entrichtet werden müsse. —

In Ländern, wo im Allgemeinen, oder doch in einzelen Landestheilen und einzelen Orten, bis auf die neuesten Zeiten, Leibeigenschaft, wenigstens dem Namen nach, aber auch kaum mehr, als dem Namen nach, bestand, wie z. B. in den Rhein- und Lahngegenden, blieb auch die Erhebung des Besthauptes, wie von Alters hergebracht war, üblich, wenn ein Hausvater, der in die Klasse der Eigenleute gehörte, verstarb. Es war aber auch fast nur noch der Name. An eine Naturalerhebung war schon lange nicht mehr gedacht worden. Die Vergütung von einigen Gulden, welche für ein Besthaupt zur Kasse floß, kam dem Werth eines Stücks Vieh bei weitem nicht gleich, am wenigsten des besten oder eines vorzüglichen im Nachlasse. Mit der Einwanderung liberalerer Grundsätze aus Frankreich nach Teutschland, verschwanden indessen Besthaupt und andere dergleichen Überbleibsel aus der alten, sogenanten rohen, Zeit. Sie wurden unserer verfeinerten nicht mehr angemessen gefunden. Doch liegt die Veränderung mehr im Namen, als im Wesentlichen, und wer möchte daran zweifeln, daß die Nachkommen vormaliger Leibeigenen, könte ihnen die Wahl gelassen werden, ihre jetzige sogenante Freiheit gern wieder mit einer meist weniger drückenden Knechtschaft ihrer Altvorderen vertauschen würden. — (*v. Arnoldi.*)

Bestia, röm. Tribun u. Konsul, s. **Gracchische Unruhen u. Jugurtha.**

BESTIMESSARAS, eine Provinz auf der ostafrikanischen Insel Madagascar, von der schönsten Volksrasse dieser Insel bewohnt. Sie wird von den Europäern am häufigsten besucht, weil sie den Hafen Faulpointe hat, wo die Araber einen beträchtlichen Handel mit Sklaven treiben. In dieser Provinz besaßen einst die Franzosen die Niederlassung la Palissade. (*Hassel.*)

BESTIMT (determinatum), im Gegensatze des Unbestimten und Willkürlichen, ist das, was nur so und nicht anders gedacht, oder genommen werden kann oder darf, wobei also jeder Spielraum ausgeschlossen ist; z. B. bestimter Ausdruck; bestimtes Gesetz. In der Mathematik komt das Wort „Bestimt" vorzüglich in einer doppelten Beziehung vor: 1) in der Analysis, wo eine bestimte Aufgabe diejenige heißt, die so viele Bedingungen ausspricht, daß entweder nur ein einziger Werth, oder eine bestimte Anzahl von Werthen für eine oder mehre unbekante Größen gefunden werden kann. Im ersten Falle ist die Aufgabe ganz, im zweiten Falle nur zum Theile bestimt; — 2) in der Geometrie, oder in der sogenanten geometrischen Analysis, welche algebraische Aufgaben durch geometrische Konstruktionen lösen lehrt, wohin denn überhaupt die Aufgabe des bestimten Schnittes (Sectionis determinatae, διωρισμενης τομης) gehört. Besonders berühmt ist die generelle Aufgabe: wenn 2 oder mehre Theilpunkte einer geraden Linie gegeben sind, einen solchen Theilpunkt zu finden, daß die unter den Theilen konstruirbaren Quadrate oder Rechtecke ein gegebenes Verhältniß zu einander, und alle Punkte irgend eine bestimte Lage gegeneinander haben. Apollonius schrieb hierüber nach Pappus Nachricht (in der Vorrede zum 7. Buche seiner mathematischen Samlungen) 2 verloren gegangene Bücher, die von Rob. Simson am besten wieder hergestellt und noch mit 2 eigenen vermehrt wurden (man s. dessen Opera reliqua, Glasguae 1776.). (*Schön.*)

Bestimmung, s. **Mensch u. Schicksal.**

BESTUSCHEW – Rjumin (Alexei Petrowitz, Graf von), Großkanzler des russischen Reichs, Senator u. s. w., war geb. zu Moskau den 22. Mai (2 Junius) 1693. Die Familie Bestuschew stamt aus England, von wo sie schon im 15. Jahrhunderte nach Rußland gekommen seyn soll. Jacob Gawrilowicz, der Sohn des Gabriel Best, welcher als der Stifter des russischen Zweigs dieser Familie genant wird, wurde vom Großfürsten Iwan Wasiljewicz zur Würde eines Bojaren erhoben, und schrieb sich zuerst Bestuschew, genant Ruma. Peter der Große ertheilte im J. 1701 auch seinen Nachkommen den Beinamen Rjumin. Jacobs Urenkel, Peter Michailowicz Bestuschew-Rjumin, wurde 1742 von der Kaiserin Elisabeth, nebst seinen Nachkommen in den russischen Grafenstand erhoben. Sein Sohn, Alexei, der in seinem Posten als Kanzler, unter Elisabeths Regirung, mächtigen Einfluß auf die großen Statsbegebenheiten seiner Zeit hatte, bildete sich schon unter Peters des Großen Regirung zum Diplomatiker. Er begleitete

diesen Monarchen auf seinen Reisen, war im J. 1712 Kavalier bei der russischen Gesandtschaft auf dem Friedenskongresse zu Utrecht, trat mit des Czaren Erlaubniß in kurbraunschweigische Dienste, und wurde Kammerjunker des Kurfürsten Georg, der ihn 1714 als Minister an den russischen Hof schickte, um dem Czar Peter seine Gelangung auf den englischen Thron anzuzeigen. Hierauf kehrte er zu Georg I. zurück und blieb in England bis 1717. Im Jahre 1718, trat er in russische Dienste, wurde Oberkammerjunker bei der verwitweten Herzogin von Kurland, Anna, nachmaligen russischen Kaiserin, und im J. 1720 Gesandter des Czaren am dänischen Hofe. Hier ließ er eine Gedächtnißmünze auf den Nystädter Frieden 1721 prägen [1]).

Die Kaiserin Anna schickte ihn im J. 1730 als ihren außerordentlichen Gesandten an den niedersächsischen Kreis, wo er zu Hamburg lebte und sich aus dem herzogl. holsteinischen Archive zu Kiel wichtige Originalurkunden zu verschaffen wußte. Im J. 1734 ging er als außerordentlicher Gesandter an den dänischen Hof, von wo ihn Anna, auf den Vorschlag des Herzogs Biron von Kurland, 1740 zurückberief und mit dem Range eines wirklichen geheimen Raths zum Kabinetsminister erhob. Bestuschew sollte nämlich dem Einflusse des Grafen Ostermann entgegen wirken. Auch brachte er es dahin, daß die Kaiserin dem Herzog Biron von Kurland, während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan, ihres Nachfolgers, die Regentschaft übertrug; als dieser aber, auf Münnich's Veranstaltung, durch die nunmehrige Großfürstin und Regentin Anna (Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel), Iwans Mutter, gestürzt und nach Sibirien verbant worden war, kam auch Herr von Bestuschew in Verhaft. Doch kaum hatte sich Elisabeth Petrowna auf den Thron geschwungen, so setzte sie ihn in Freiheit, erhob ihn auf L'Estocqs Rath zum Reichs-Vicekanzler und Senator, und stellte ihn den 15. Julius 1744 als Kanzler, an die Spitze der Geschäfte. In dieser Eigenschaft schloß er zur Beförderung des Friedens im Norden, mit Großbritannien den Allianztraktat zu Moskau den 11. Dec. 1742 [2]), worauf der Friede zu Abo mit Schweden und die Bestimmung der schwedischen Thronfolge nach Rußlands Wunsche, den 6. August a. St. 1743, zu Stande kam, der wiederum eine Allianz zwischen Rußland und Schweden, die Bestuschew zu St. Petersburg, d. 25. Juni 1745, abschloß, zur Folge hatte [3]). Fast gleichzeitig hatte er mit dem Könige von Polen und Kurfürsten zu Sachsen, einen ähnlichen, vor dem Könige von Preußen aber geheim gehaltenen, Allianzvertrag, auf den Fuß des frühern vom Jahre 1733, zu St. Petersburg, d. 4. Febr. 1744, abgeschlossen [4]). Unterdessen erhob sich gegen den mächtigen Kanzler, um ihn aus seinem Posten zu verdrängen, eine starke Gegenpartei, die der Großfürst (nachmals Kaiser Peter III.), welcher den Grafen schon seit dem Vorfalle mit den holsteinischen Urkunden, leidenschaftlich haßte, durch den Vicekanzler Woronzow leitete; allein der kluge Bestuschew wußte sich zu behaupten, und bei der großen Unthätigkeit der Kaiserin entschied er fast unumschränkt alle Angelegenheiten des Reichs. Seine Hauptleidenschaft war jedoch nicht sowol Herrschsucht, als niedriger Eigennutz, und er soll [5]) gegen den König von Preußen vorzüglich deshalb eine persönliche Abneigung gefaßt haben, weil er von demselben für die versprochene, aber nicht gegebene Garantie des Dresdner Friedens eine bedeutende Belohnung, wie er geboft, nicht erhalten hatte. Er ließ sich also leicht bewegen, den Entwürfen des östreichischen Statsministers Kaunitz, die auch der sächsische Premierminister Graf Brühl thätig beförderte, beizutreten. So wurde Bestuschew einer der Haupturheber des Bündnisses zwischen Östreich und Rußland vom 22. Mai a. St. 1746, dessen eigentliche Absicht in dem vierten geheimen Artikel ausgedrückt war und ganz allein Preußen betraf [6]).

Zu gleicher Zeit erneuerte Bestuschew, den Wünschen des wider Dänemark erbitterten Großfürsten entgegenhandelnd, den Allianz- und Garantietraktat [7]) mit Dänemark zu St. Petersburg den 10. Juni 1746, in welchem schon damals durch einen geheimen Artikel der lange nachher erst im Jahre 1773 ausgeführte Tauschplan, Schleswig und Holstein an Dänemark gegen Oldenburg und Delmenhorst abzutreten, von Seiten Rußlands eingeleitet wurde. Denn Bestuschew wagte es nicht, die unschlüssige Kaiserin zur sofortigen Vollziehung desselben zu bewegen, weil er den Großfürsten zu beleidigen fürchtete [8]). Dagegen trug er zum endlichen Abschlusse des Aachner Friedens wesentlich bei, indem er, nach Unterzeichnung eines Subsidienvertrags mit Großbritannien (St. Petersburg d. 23. Jun. 1747) und mit den Generalstaten (d. 30. Nov.), vorzüglich aber, nach Abschluß der Haager Konvention von 26. Januar 1748, eine russische Armee für Östreichs, Englands und Hollands Interesse aufstellte, welche in britischem und holländischem Solde stand, und unter Repnin, 37,000 Mann stark, bis gegen den Rhein vorrückte. Auch gelang es dem Kanzler Bestuschew, die preußische und die französische Partei, welche noch immer an Elisabeths Hofe dem östreichischen Interesse entgegen arbeitete, dadurch völlig zu beseitigen, daß er, mit Hilfe des Generals Apraxin, der ebenfalls einer der eifrigsten Widersacher der preußischen Partei war, das Haupt derselben, den Grafen L'Estocq, im Jahre 1748, stürzte [9]), worauf er die Kaiserin so sehr gegen Friedrich II. einzunehmen und zu erbittern wußte, daß nicht nur der ältere, von ihm selbst mit Großbritannien zum Schutze Hanovers, zu St. Petersburg am 30. Sept. 1755 [10]), aufs neue abgeschlossene

1) S. die Nachricht von dieser Münze in Büsching's Magazin I., S. 12. und II. S. 418. 2) S. *Schöll.* Hist. abr. des Traités de paix etc. XIII. S. 344. 3) Ebendaselbst S. 353. 4) *Schöll.* II. S. 344.

5) S. v. Dohm's Denkwürdigkeiten seiner Zeit. IV. S. 203. 6) Den Inhalt dieses geheimen zuerst in v. Herzberg's Recueil des déductions T. I, p. 30. abgedruckten, vierten Artikels, findet man auch bei *Schöll.* II. S. 398. fgg. und den ganzen Traktat in *Martens* Recueil. T. VIII. p. 272. 7) Dieser Traktat ist vollständig abgedruckt im *Schöll.* XIII. S. 355. fgg. 8) S. *Schöll.* XIII. S. 376. fgg. 9) Die Art, wie Bestuschew den Grafen L'Estocq durch Lauser beobachtete und dann durch Apraxin bei der Kaiserin verdächtig machen ließ, erzählt Büsching in s. Magazin II, S. 437. 10) S. *Schöll.* III, S. 13. fgg.

Allianz- und Subsidientraktat unvollzogen blieb, sondern auch, daß die Kaiserin, aus Haß gegen Friedrich II., am 31. Decbr. 1756 dem Traktate von Versailles, folglich dem Bunde Östreichs und Frankreichs gegen Preußen förmlich beitrat, und sich bald darauf durch die Konvention vom 22. Januar 1757, noch enger mit dem wiener Hof gegen diese Macht verband, auch der stockholmer Konvention, durch welche Schweden dem Bunde Östreichs und Frankreichs gegen Preußen beigetreten war, am 5. Nov. d. J. sich anschloß [11]).

In der nämlichen Zeit arbeitete Bestuschew an dem Plane, den Großfürsten, von dem er gehaßt wurde, von der Thronfolge auszuschließen, und diese auf dessen Sohn Paul, unter Vormundschaft der Mutter, der Großfürstin Katharina, deren Vertrauen er besaß [12]), zu bringen. Daher ließ er, als die Kaiserin Elisabeth im Jahre 1757 bedenklich krank wurde, eigenmächtig die russische Armee, welche eben unter Apraxin (s. dies. Art.) den Sieg bei Groß-Jägerndorf am 30. August 1757 erfochten hatte, aus Preußen zurückkommen, um dieselbe, wie einige Schriftsteller behaupten [13]), im Falle des Todes der Kaiserin, zu dem erwähnten Zwecke zu gebrauchen. Allein es ist wahrscheinlicher, daß der Großfürst Peter, der ein enthusiastischer Freund Friedrichs II. war, sich selbst an Bestuschew gewandt habe, um das weitere Vordringen der Russen zu verhüten, und daß der Kanzler, seinen eignen politischen Gesinnungen zuwider, den Wünschen des Großfürsten nachgegeben habe, weil er bei der Kränklichkeit seiner Monarchin ihren baldigen Tod erwartete. Da sich jedoch Elisabeth wieder erholte, und über die Unthätigkeit ihrer Armee sehr unwillig war, so wagte es Bestuschew nicht, sich über den wahren Grund seines Verfahrens zu äußern; daher ward ihm dasselbe verderblich. Er fiel in Ungnade, und Woronzow kam an seine Stelle [14]). Als ihn hierauf der großfürstl. Kammerherr von Brocktorf, sowol wegen des Briefs, durch den er dem General Apraxin den Rückzug befohlen, als auch wegen des Vorhabens, die Successionsordnung der Kaiserin umzustoßen, förmlich angeklagt hatte, wurde Bestuschew d. 14. Febr. a. St. 1758 verhaftet und vor eine Untersuchungskommission gestellt, die ihn des Gewaltmisbrauchs und des Ungehorsams gegen kaiserliche Befehle überführte, und des Hochverraths schuldig erklärte [15]). Die Kaiserin erließ ihm jedoch die Todesstrafe, so daß er den 5. April a. St. 1759, außer dem Verluste seiner Stelle und Würden, nur um einen Theil seines Vermögens gestraft, und auf eins seiner Güter im Innern von Rußland, Goretowo (120 Werst von Moskau), verwiesen wurde. Seine Gemalin, eine geborne von Böttiger, aus Hamburg, folgte ihm, nebst ihrem Sohne, freiwillig in die Verbannung. Hier mußten sie anfangs in einem Bauerhause wohnen, bis Bestuschew die Erlaubniß erhielt, sich ein eignes Haus zu erbauen, das er das Haus der Trübsal nante. Er bewährte auch hier seinen standhaften Charakter, den er selbst durch eine im Jahre 1757 auf sich mit seinem Bildnisse und Wahlspruche: Semper idem, geprägte Schaumünze, deren Rückseite zwei Felsen im Meere unter Gewittersturm zeigt, mit der Umschrift: Immobilis in mobili, sinnbildlich dargestellt hatte. Im Jahre 1761 verlor er seine Gemalin, die 1763 als Lutheranerin in der lutherischen Kirche zu Moskau beigesetzt wurde. Bestuschew tröstete sich durch die heilige Schrift, aus welcher er verschiedene Stellen zu seiner Erbauung sammelte, die er nebst einigen Gebeten 1763 zu Moskau drucken ließ [16]). Aus seiner Verbannung rief ihn erst Katharina II. bald nach ihrer Thronbesteigung, im Juli 1762 an den Hof zurück, worauf sie ihm den vorigen Rang mit der Würde eines Generalfeldmarschalls ertheilte, und ihn zum wirklichen geheimen Rathe und Senator wieder ernante, auch ihm die russischen Orden zurück gab, und damit ein Jahrgeld von 20,000 Rubeln verband. Zugleich erließ sie einen Ukas, in welchem sie den Grafen für unschuldig und die von ihm erlittene Verurtheilung für ungerecht erklärte [17]).

11) S. *Schöll.* III, S. 38. 12) Rulhière sagt, wol ohne Beweis, in s. Hist. de Pologne I, 248. Le grand chancelier Bestuchef, qui avait servi toutes les passions de la jeune princesse, cherchait dans ce temps, de l'entraîner dans ses desseins de vengeance et dans un projet de révolution. 13) S. in Büsching's Magazin, Bd. II, S. 417. fgg. die zum Theil von Bestuschew selbst dem Herausgeber mitgetheilten Nachrichten aus seinem Leben, wo Büsching S. 421 annimt, daß Bestuschew, blos in der Absicht, um seinen Plan mit der Thronfolge auszuführen, an seinen Freund, den General Apraxin, geschrieben habe, daß er sich mit der Armee zurückziehen solle. Dasselbe nimt auch Levesque an, in seiner Histoire de Russie. IV. édit. Paris. 1812. T. V. p. 259. fg. 14) Rulhière schweigt über die hier angegebenen Ursachen von Bestuschew's Falle, und findet (I. S. 250.) den Grund davon vorzüglich in dem Hasse der Partei, welche den polnischen Gesandten Poniatowski, dessen Vertrauter und einzige Stütze Bestuschew war, von der Großfürstin und von Petersburg entfernen wollte. Allerdings mußten der französische und der sächsische Hof über die Unthätigkeit der Russen im Felde sehr unzufrieden seyn, und der französische Gesandte in Petersburg suchte nicht blos Poniatowski, sondern auch Bestuschew zu entfernen. Als nun der Großkanzler sah, daß die Kaiserin ihn mit Kälte behandelte, und alle Hofleute ihm auswichen, so wollte er, wie einer seiner Verfahren in einer ähnlichen Lage gethan hatte, sich angeblich krank zu Hause halten, damit unterdessen der Sturm vorüberzöge und seine Feinde damit zufrieden, daß er ihnen alle Geschäfte überließe, seinen Tod als nahe ansähen. Allein auf wiederholten Befehl mußte er im geheimen Rathe erscheinen. „Ihr seht, sagte er zu seinen Vertrauten, es geht was Wichtiges vor, sie müssen mich wieder zu Hilfe nehmen." Allein kaum war er in den Saal getreten, als man ihm seinen Orden und Degen abforderte. Bestürzt und bleich sagte er: „Der Wille der Kaiserin geschehe." Anfangs war er in seinem Palaste verhaftet, wo er sich seinen Keller, den er zur Zeit seines Glücks zu einem festlichen Zimmer hatte einrichten lassen, und wo alle Fässer mit silbernen Reifen beschlagen waren, zum Aufenthalte wählte. So erzählt Rulhière a. a. O. 15) Die Untersuchung wurde dem Feldmarschall Fürst Trubetkoi, dem Grafen Buturlin und dem Grafen Ater. Schuwalow aufgetragen. Der Ukas, welcher seine Verbrechen in allgemeinen sehr strengen Ausdrücken und seine Verurtheilung der Nation bekant machte, ist vollständig abgedruckt, in Büsching's Magazin II, 422. 16) Das Buch erschien zu St. Petersburg französisch und teutsch; auch teutsch zu Hamburg 1763, und ins Schwedische übersetzt, Stockholm 1764, unter dem Titel: Auserlesene Sprüche aus der heiligen Schrift, zum Trost eines jeden unschuldig leidenden Christen zusammengetragen. 17) Dieser merkwürdige Ukas vom 31. Aug. 1762, welcher von den Kanzeln abgelesen und an die Kirchthüren geschlagen werden mußte, ist des Grafen Trostbüchlein beigedruckt, und steht auch in Büsching a. a. O. S. 427. fgg.

Seines Alters wegen wurde er zu Geschäften nicht wieder gebraucht; doch nahm er an den Sitzungen des Senats Antheil, auch mischte er sich, obwol vergeblich, in die polnische Königswahl. Übrigens beschäftigte er sich mit dem Drucke seiner Schrift und mit dem neuen Ausprägen seiner Schaumünzen von 1721 und 1757, die er an Freunde vertheilte. Im Jahre 1764 ließ er eine dritte auf seinen künftigen Tod verfertigen [18]). Er starb den 10. April a. St. 1766. Mit seinem Sohne Andreas Alexiewicz, Graf von Bestuchew-Rjumin, kais. russisch. wirklichen Geheimen Rath, Kammerherrn und Ritter der russischen Orden, hatte er in den letzten Jahren so sehr Ursache, unzufrieden zu seyn, daß er ihn in ein Kloster schickte und enterben wollte. Allein er starb, ohne das Testament unterschrieben zu haben. Der Sohn kam jedoch unter Curatel, starb zu Reval 1768, und das väterliche Vermögen fiel an dessen Schwester Sohn, den Fürsten Wolkonski. — Der Kanzler Bestuschew war ein Mann von großen Talenten, kühner Einbildungskraft, festem Willen und vieler Thätigkeit. Sein durch Peter d. Gr. geweckter Geist bildete sich durch seinen längern Aufenthalt in Hanover, London, Kopenhagen und Hamburg. Er wußte sich von Nationalvorurtheilen frei zu machen, aber nicht von seiner Leidenschaft zu herrschen und zu glänzen. Über die Wahl der Mittel zu seinem Zwecke zu gelangen, dachte er nicht sehr gewissenhaft. Er liebte leidenschaftlich den Ruhm seines Vaterlandes, und wußte zugleich seine Eigenliebe durch glänzende Feste, die er gab, oder durch Schaumünzen, die er prägen ließ und austheilte, geschickt zu befriedigen.

Rulhiere entwirft von diesem Statsmann ein abschreckendes Bild [19]). „Die einzige Kunst von Bestuschew's Unterhaltungsgabe, sagt er u. a., bestand im Stottern, damit er seine Worte öfter wiederholen könte, weil er vorgab, man habe ihn nicht recht verstanden. Auch stellte er sich, als ob er die Sprache, in der man sich mit ihm unterredete, nicht gut verstünde, damit man sich bald so bald anders gegen ihn ausdrückte und am Ende mehr sagte, als man sagen wollte. Seine Monarchin fürchtete ihn, und ihre Ungnade bedrohte ihn schon viele Jahre, ehe sie ausbrach. Durch Luxus, wie alle Hofleute unter Elisabeths Regirung, zu Grunde gerichtet, fand er für seine Verschwendung eine stets offene Hilfsquelle, in dem Verkaufe der Allianz seines Hofes an die fremden Mächte. Im geheimen Rathe hörte man ihn oft sagen: Rußlands natürlicher Zustand sey der Krieg; die innere Verwaltung, Handel, Polizei und jede andre Rücksicht müßten sich dem Zwecke unterordnen, nach Außen durch Schrecken zu herrschen. Rußland gehöre nicht mehr zu den europäischen Mächten, wenn es nicht hunderttausend Mann auf seinen Gränzen stets bereit halte, um sich auf Europa zu stürzen." Durch diese den Stat entkräftende Statskunst, erhielt er wenigstens das Ausland in Achtung vor den Russen; man suchte das Bündniß seines Hofes, und er verkaufte es zu seinem persönlichen Vortheil. In seinem Privatleben war Bestuschew stolz und eitel. Büsching, der ihn persönlich kante, rühmt nichts an ihm, als seine Liebe zu den Teutschen, die ihm vermuthlich seine Gemalin eingeflößt hatte, und sein Wohlwollen gegen die Kirche der evangelischen Teutschen zu St. Petersburg [20]).

Sein Bruder Graf Michael Bestuschew-Rjumin bekleidete meistens auswärtige Gesandtschaften, insbesondre die zu Stockholm, wo er zur Wiederherstellung des Herzogs von Holstein-Gottorp den Allianztraktat zwischen Rußland und Schweden, den 24. März 1724 abschloß, und ihn, durch die Partei der Mützen darin unterstützt, am 5. August 1735, erneuerte. Durch Bestechung wußte er sich von den meisten Statsschriften Kopien zu verschaffen. Als aber die Hüte in Stockholm das Übergewicht erhielten, und der Krieg zwischen Schweden und Rußland 1741 ausbrach, verließ er Stockholm, und übernahm hierauf mehre Gesandtschaften in Preußen, Polen, Östreich und Frankreich. In letzterm Lande lebte er von 1756 bis 1760, in welchem Jahre er daselbst 74 Jahr alt starb. Seine Gemalin, die Tochter eines reichen Russen, wurde der Theilnahme an einer Verschwörung gegen Elisabeth beschuldigt, erhielt die Knute und wurde mit abgeschnittener Zunge nach Sibirien verbannt. (*Hasse.*)

Besuch, der (das Vorsuchen), und Besuch-Jäger, s. Leithund.

BESWODNAJA, ein Kirchdorf in dem Gouvernement Nischnei Nowgorod im europäischen Rußland, an der Wolga, dessen Bewohner alle Drahtzieher sind und nur wenigen Ackerbau treiben. (*J. C. Petri.*)

BESZKÉD, Beszkid, 1) ein Theil des karpatischen Gebirges in der trentschiner Gesp. in Niederungern diesseits der Donau, der Ungern von dem teschner Kreise des östreichischen Schlesiens (wo dieser Gebirgszug der lange Berg heißt), von Mähren und Galizien scheidet und sich gegen Norden verbreitet. — 2) Ein hoher Berg der Gespanschaften Zemplin und Bereghin O.-Ungern diess. der Theiß, eigentlich gleichfalls ein Theil des karpatischen Gebirges, der sich von der scharoscher Gesp. bis zur Unghvarer 8 Meilen weit erstreckt und O.-Ungern von Galizien scheidet. Die Bergspitzen sind bald höher bald niedriger. Gegen Galizien zu ist das Gebirg mit Nadelwaldungen bedeckt. Von Ungern aus sind einige Berggipfel nicht zu ersteigen. Die einzelen höhern Bergspitzen führen die Namen: Husznya, Magura, Kiesera, Javorintzi, Jaszin, Javornik. (*Rumy.*)

BESZTERCZE, Beszterz, Waag-Besztertz, Vág Besztercze, slowakisch Powaska Bistrica (d. i.

18) diese Münze beschreibt Büsching a. a. O. S. 431. 19) S. Hist. de l'Anarchie de Pologne. Paris 1807. T. I. p. 172.

20) Büsching a. a. O. erzählt davon folgenden Zug. Als bald nach Elisabeths Regirungsantritt die Poren einer russischen Kirche, um der nahe dabei stehenden evangelisch-lutherischen St. Peterskirche sich zu bemächtigen, eine Erscheinung der heil. Jungfrau vorgaben, welche unter vielen Thränen ihnen bekant habe, daß ihr die Nachbarschaft des ketzerischen Gottesdienstes sehr unangenehm sey, und sie daher verlange, daß ihr die Kirche der Lutheraner eingeräumt werde, so gab der Vicekanzler Bestuschew den russischen Geistlichen zur Antwort: die heilige Jungfrau habe bei einer neuern Erscheinung erklärt, daß sie ihre Absicht geändert und die Kirche der Lutheraner nicht begehre, weil sie nicht von Osten gegen Westen, sondern von Norden gegen Süden gebaut und also zum rechtgläubigen russischen Gottesdienste nicht brauchbar sey.

Bistritz an der Waag, zum Unterschied von der königl. Freistadt Neusohl, die slawisch auch Bistrica, Banska Bistrica, magyarisch Beszterczebánya heißt), großer Marktfl. in N.-Ungern, diesf. der Donau, trentschiner Gesp., Waag-Besztercer Bezirk, am Flusse Waag, mit Pfarre, Kaplanei und Zollhause, und eigener Gerichtsbarkeit. Die Hälfte des Orts samt dem Zollhause gehört dem Grafen Balassa, die andere Hälfte samt einem ansehnlichen Gasthof dem Grafen Stapáry. Verschiedene Edelleute haben ihre eigne Häuser. Unter den Handwerkern machen die Töpfer die Mehrzahl aus. Hinter dem Marktfl. auf einer schönen Anhöhe ist eine Eremitage mit einer Kapelle. An der Seite der Ortschaft befindet sich auch ein großer herrschaftl. Ziegelofen. Hier werden jährlich 5 Jahrmärkte gehalten. Der Boden ist fruchtbar, der Wiesewachs ist gut, an Holz ist kein Mangel. Die Waag schadet oft durch Überschwemmungen. Zahl der Einwohner (nach dem neutraer bischöfl. Diöcesan-Kalender): 2002 Kathol. und 21 Juden. — Die benachbarte Burg Besztercze ist auf einem hohen, steilen Felsen erbaut, war ehemals das Eigenthum der Grafen Balassa, gehört aber jetzt den Grafen Balassa und Stapáry gemeinschaftlich. In den unruhigen Zeiten hielt sie mehre in der ungrischen Geschichte merkwürdige Belagerungen aus. Von dieser Burg hat die Herrschaft Vág. Besztercze ihren Namen, zu der außer dem Marktflecken noch 27 Dörfer gehören. — Auch führen diesen Namen zwei große slowakische Pfarrd. in N.-Ungern, Alt- u. Neu-B. mit 2668 und 2020 kathol. Einw. in der trentschiner Gespanschaft und ein anderes in der presburger Gesp. — Vgl. Bistritz und Neusohl. (*Rumy.*)

BETA. Als Sprachlaut und Schriftzeichen, s. B (Buchstabe).

BETA (Bete), eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Chenopodeen und der fünften Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch, keine Corolle, zwei bis drei Stigmen. Der Same, vom verdickten Kelch eingeschlossen, enthält den zusammen gelegten peripherischen Samen, in der Mitte den Eiweißkörper. — Arten sind: 1) B. *vulgaris*, mit gedrängten Blumen, ablangen Blättern und einer dicken zweijährigen Wurzel. Dies ist der gemeine Mangold, die rothe Rübe, Runkelrübe, deren Wurzel von rother, weißer und gelber Farbe vorkomt, und ein treffliches Viehfutter ist. Die Runkelrübe als Abart des gemeinen Mangolds unterscheidet sich durch größere Wurzeln und höhere Stengel. Sie wird neuerlich zur Bereitung des Zuckers, des Brantweins und Essigs, als Surrogat des Kaffees und die Blätter als Zusatz zum Tabak gebraucht. 2) B. *Cicla*, mit Blumen, die zu dreien stehen, ablangen Blättern und schwacher zweijähriger Wurzel. Dies ist der Mangold, dessen Blätter man als Gemüse und Sallat verspeiset. Es gibt bei Wien eine Abart mit krausen Blättern, die man Rippenkohl nent, und die Trattinick als B. *crispa* (Archiv T. 117.) aufgeführt hat. 3) B. *trigyna* Kit., mit herzförmigen zugespitzten Blättern und rispenartigen Blumentrauben, die Blüthen stehen zu dreien und hat jede drei Stigmen (*Kit. hung.* 1. t. 35.). Wächst in Ungern, Taurien und Iberien. 4) B. *maritima* L., mit aufsteigendem Stamm, schief stehenden Blättern und zu zweien sitzenden Blumen (Engl. bot. 285.). Am Meerstrand in England u. s. f. 5) B. *macrorrhiza* Stev., mit niederliegendem Stamm, rundlichen Blättern und einfachen Blüthenähren. Im östlichen Kaukasus. 6) B. *patula* Ait., mit sehr ästigem Stamm, linien-lanzetförmigen Blättern und gedrängten Blumen. Auf Madera. (*Sprengel.*)

Beta vulgaris, deren Abart: 1) Turnips, Runkel, Runkelrübe, durch Kultur veredelt, eine große, fleischige Wurzel hat, woraus bereits Margraf ohne allen Kalkzusatz auf ganz einfachem Wege krystallisirbaren Zucker schied, zum Beweis, daß dieser, als solcher, schon in den Rüben präexistire. Höchst wahrscheinlich verhindern blos die vielen schleimzuckrigen und apfelsauren Nebenbestandtheile bei dem technischen Verfahren dessen Krystallisirbarkeit, und machen einen Zusatz von Kalk nothwendig. Denn dieser geht mit den Zuckertheilen eine Verbindung ein, welche leichter krystallisirt, als Zucker für sich. Auch bedingen wol die nach Aufnahme der Kohlensäure sich krystallinisch ausscheidenden Kalktheilchen auf eben die Weise die Krystallisation, wie schon krystallisirter Zucker dieses veranlaßt (vgl. d. Art. Zuckerfabrikation). In der neuern Zeit hat Achard zuerst die Gewinnung des Zuckers aus der Runkelrübe im Großen versucht und ausgeführt. Nach der verbesserten Methode liefert diese Rübe 3½ — 4 Proz. reinen und weißen Zuckers, oder 13¼ Zuckermasse. Aus dem abgedampften, mit Weingeist ausgezogenen und verdunsteten Safte erhielt Braconnot noch eine nicht krystallisirende, sehr süß schmeckende, sich im Feuer mit dem Geruch nach gebranntem Zucker aufblähende, durch Barytwasser, salpeters. Blei und Gerbstoff fällbare, leicht im Wasser, schwierig im Weingeist lösliche Substanz, die er mucosucré nent. Aus dem Rückstande läßt sich entweder Brantwein, oder Essig bereiten. In den kaffeetheuern Zeiten benutzte man die getrockneten und gerösteten Wurzeln zu einem kümmerlichen Kaffeesurrogat. Die Abfälle der zur Syrup- und Zuckerfabrikation geriebenen und ausgepreßten Wurzeln dienen, wie die frischen selbst, zu einem guten Viehfutter. Sie enthalten außer Wasser, und einigen Zuckertheilen, Schleim, Pflanzenfaser und sogenanten Extraktivstoff ꝛc. Die jungen, frischen Blätter lassen sich als ein Gemüse genießen, und zu jeder Zeit zum Viehfutter benutzen. Sie bleiben von jedem Insekte ꝛc. verschont 2) Beta vulgaris rubra, rother Mangold, rothe Rübe ꝛc. Die mehr oder weniger satt purpurrothe, und frisch oder getrocknet süß schmeckende Wurzel dieser durch Anbau veredelten Bete führt ebenfalls vielen Zuckerstoff bei sich. — Schon J. Hoffmann empfahl die rothen Rüben im Husten, und den frischen Saft äußerlich gegen Nasengeschwüre ꝛc. Kausch neuerlich diesen in der Limgensucht. — Abgesottten und in Scheiben geschnitten, werden sie, mit Essig, Kümmel, Meerrettig ꝛc. eingemacht, als Wintersalat genossen, auch allein angebrüht zur Viehfütterung gebraucht. — Nach ihrem häufigen Genuß färbt sich der Urin roth, zumal wenn ihr eigenthümlicher Stoff so durch Essig neutralisirt ist, daß die Säure von diesem über den süßen Geschmack nicht mehr vorwaltet. Da sich dieser Stoff neutralisiren läßt, so vermuthet Gruithuisen, daß sowol an dem Färbestoff dieser Pflanze, als an dem mehrer Gewächse, sofern er

sich durch Kali oder Säure verändern läßt, oder davon eine total andere Buntfarbe erhält, eine eigene kalische Natur zu entdecken seyn dürfte, wie sich dieses schon an den Pflanzenkaloiden gezeigt hat. — Der mit scharfem Weinessig versetzte Rothrüben-Saft färbt das Garn schön, aber nicht dauernd roth. Auch dient er für sich zum unschädlichen Auffärben der blässern Rothweine: des Bleichers oder Clarets ꝛc. Nach A. Vogel verbindet sich der Farbsaft mit dem Kalk zu einer gelben Flüssigkeit, die durch die Kohlensäure der Luft, und durch alle andere Säuren wieder roth wird. Die Blätter werden verfüttert.

Übrigens enthalten die, gleich mehren Pflanzenstengeln und Blättern mit tischendem Geräusche brennenden Wurzeln der Beten Salpeter. (*Th. Schreger.*)

BET ABBA GARIMA, eines der berühmtesten Klöster in Abyssinien, ungefähr 9 (engl.) Meilen von Adowa, nordwärts und etwas gegen Osten. Es war vormals die Residenz eines ihrer Könige, und von diesem übel verstandenen Umstande (sagt Bruce) rührt es wahrscheinlich her, daß ehemalige Reisende melden, die Hauptstadt von Abyssinien heiße Germé. Abulfeda nent جرمي ebenfalls Abyssiniens Hauptstadt, welches Golius für einen Schreibfehler hält und dafür lieber جرجي lesen will, um dem Arum sich zu nähern. Betá Abba Garima ist nach Ludolf auch ein Distrikt der Statthalterschaft Tigré; mir ist daher bis jetzt noch die eben angeführte Emendation bedenklich. (*Hartmann.*)

BETÄUBUNG. Der Ausdruck Betäuben stamt, wie Taub, von Toben, oder mit diesem von einerlei Wurzel ab, und bedeutet also eigentlich: auf Jemanden los toben, so daß er (für alles Andere) taub gemacht wird. In diesem eigentlichen Sinne betäubet in der Schlacht der Donner des groben Geschützes besonders diejenigen, die dasselbe bedienen, und ihm also am nächsten sind. — Mit der Zeit aber wurde der Begrif weiter ausgedehnt, und zwar sowol in Hinsicht auf die Ursache, als die Wirkung des Betäubens. Denn man begrif darunter, außer dem Toben, auch jede andre gewaltsame oder heftige Einwirkung von außen, wodurch Jemand — nicht gerade nur des Gehöres, sondern überhaupt — der Empfindung für alles Andere, oder gar aller klaren Empfindung überhaupt beraubt wird. Die starken Gerüche von manchen Blumen können in einem eingeschlossenen Zimmer den Menschen betäuben, ein Schlag auf den Kopf kann ihn betäuben, u. s. f. Bei Zahnschmerzen betäubt man die leidenden Nerven durch Opium und dergleichen, wenn es gelingt, sie dadurch empfindungslos zu machen. — Aber auch Einwirkungen auf das Gemüth können eben denselben Erfolg haben. Ein heftiger Schreck betäubt uns. Denn er ergreift und fasset unser Gemüth mit einer solchen Gewalt, daß dasselbe gleichsam erstarrt, und für alles Andre wie sinnlos ist. Selbst eine große Freude, die ihm unvermuthet und plötzlich komt, kann den Menschen betäuben. Er kann dadurch so außer sich gerathen, daß er, wie man zu reden pflegt, nicht hört und nicht sieht, (für alles Andre empfindungslos ist).

Bei dieser Erweiterung aber ist der Begrif noch nicht stehen geblieben, sondern, durch eine nochmalige Verallgemeinerung, von den Sinnen auf das Bewußtseyn überhaupt ausgedehnt worden. Und so heißt Betäuben im weitesten Sinne: durch gewaltsame, oder starke Einwirkung das Bewußtseyn, es sey gänzlich, oder in Ansehung gewisser Dinge, unterdrücken. Es ist ein eben so gewöhnliches, als leidiges Mittel, wozu der Mensch, der Gewissensbisse fühlt, seine Zuflucht nimt, daß er sich in einen Strudel von rauschenden oder gar wilden Zerstreuungen zu stürzen, und dadurch sein Gewissen zu betäuben sucht. D. i. er will das Bewußtseyn seiner Schuld und des verdammenden Urtheils, was der innere Richter ausspricht, dadurch unterdrücken. (*Maass.*)

BETAGLIA oder Toli Monastyr, Stadt im türkischen Sandschak Galiboli, an der Vestritza, mit einem verwüsteten Schloß, 15,000 Einw., die Baumwollbau treiben (nach Palma.) (*Stein.*)

BETANIMENER. Die Landschaft, die dieses Volk auf den afrikanischen Inseln Madagaskar bewohnt, gränzt im N. an das Land der Bestimesaraer, im S. an das der Antaximer, im W. an das der Bezonsonen. Sie ist unter allen Seeprovinzen dieser Insel am stärksten bevölkert und angebauet; Dorf stößt an Dorf, und alle sind an Flüssen oder Seen errichtet. Die Einw., die blos von dem Ackerbau und der Viehzucht sich nähren, sind die sanftesten der Insel. Im Hintergrunde erheben sich die majestätischen Berge am See Nossi-Vee, und der Befoure, und der Andevourante bewässert die herrlichsten Gegenden; an seinem Gestade liegt die große Ortschaft Andavourante, die allein 10,000 Krieger stellen kann. (Nach Freysange.) (*Hassel.*)

BETANZOS (9° 30′ 52″ L. 43° 19′ 30″ B.), Ciudade in der span. Prov. der Gallizien, der Stadt Corunna gegenüber, an einer von der Mündung gebildeten Bucht, am Fuß eines niedrigen Hügels, besteht aus einer einzigen langen Straße, und hat 1600 Einw., 2 Pfarrkirchen, 2 Klöster, Sardinenfischerei, Gerberei. (*Stein.*)

BETEL (Siri-Pinang der Indianer), eine fast in allen heißen Ländern, namentlich in beiden Indien, auf den Molukken ꝛc. zum Kauen übliche teigige Composition, gewöhnlich bestehend 1) aus dem brennenden Blatt einer Art von Pfeffer (Piper betel L.), welche der ganzen Masse ihren Namen gibt; bisweilen bedient man sich auch der jungen Frucht dieser Pflanze; 2) aus einer sehr starken Portion von Tabaksblättern; 3) aus einem von verschiedenen Madreporenarten erhaltenen sehr kaustischen Kalke, etwa dem 4. Theil des Ganzen an Gewicht, und 4) aus mehr als der Hälfte des ganzen Gewichts Pinang- oder Arekanuß (Areca catechu L.). Den fein gepülverten Ätzkalk bewahrt man, damit er lange kaustisch bleibe, in einer Kürbisschale mit einem kleinen Loche am Boden zum Ein- und Ausschütten, aber das Pfefferblatt, die Arekanuß und den Taback in kleinen Cylindern von Bambus, manchmal auch in kleinen Strohsäckchen auf. — Der Gebrauch des Betels, den die Asiaten, wie wir unsern Schnupftabak, Andern anbieten, so angreifend, ja zerstörend er auch für die Zähne ist, ohne eben Zahnweh zu verursachen, schränkt sich nicht allein auf die heißen Gegenden von Afrika und Asien ein,

er findet sich selbst unter den Wilden auf den Admiralitäts-Inseln des großen Aquinoctialoceans. Diese verkauen auch den Piper Siriboa L. Statt des Betels der Indier aber bedienen sich, nach v. Humboldt und Bonpland, die Amerikaner in Peru, Quito, Papayan u. a. des Aetzkalks mit den gleich dem Pfefferblatt wirkenden Blättern des Erythroxylon peruvianum. Es gibt keinen Theil in den Gegenden des Aquators, wo man nicht diesen durch einen reinen Naturinstinkt gebotenen Gebrauch antrifft. Doch ist er dort nach dem Verhältniß des Wärmegrades der Klimate mehr oder weniger häufig eingeführt. So weiß man z. B., daß der Betel zu Konstantinopel vielmehr ein Gegenstand des Luxus bei den Großen, als ein Lieblingsgenuß bei der Nation überhaupt ist. — Indeß dient das Betelkauen in den heißen Zonen mehr zu einem Schutzmittel gegen die hier heimische höchst gefährliche Ruhr ꝛc., und es bringt im Innern des Körpers eben die gute Wirkung hervor, wie die kalten Bäder und ölichten Einreibungen äußerlich; ja die dort wohnhaften Europäer müssen nothgedrungen, um sich gegen den schädlichen Einfluß des Klima und der Lufttemperatur zu sichern, zu so manchen, dem Betel ähnlichen, aber ihrer Konstitution immer gefährlichen, und viel unwirksamern Mitteln ihre Zuflucht nehmen, namentlich zum Tabak, zum Onkarauchen, zu den angezündeten Cariks, zu den hitzigsten Gewürzen, zu den feurigsten Weinen, zum Punsch, starkem Kaffee, zu Wermuth- u. a. bittern Essenzen, oder sogar zu geistigen Chinatinkturen, statt daß sie, wie J. Peron u. A. durch das zeitgemäße Betelkauen, durch Bäder und Hautreizungen der Eingebornen ihre Gesundheit unerschüttert erhalten würden, (s. Peron im Neuen Journal der ausländisch mediz. chirurg. Literatur, v. Harles und Ritter. IV. 2., vgl. die Note unter Areca, und die Artikel: Catechu, Piper). (*Th. Schreger.*)

Betcoom, Betkum, s. Schangalla.

BETEIGEUZE, die rechte Hand oder der rechte Arm des Orion — der erste Stern im Orion, erster Größe, im rothen Lichte funkelnd. Er ist im Orion nach Bode's Verzeichnisse der 222. Stern, nach Flamsteed der 58., dieser hat ihn auch mit α bezeichnet. Er hat ger. Aufst. 86° 18′ und nordl. Abw. 7° 22′ Er ist sehr leicht zu finden, da sich Orion überhaupt auszeichnet, auch trifft ihn eine Linie, die von Capella durch den Stern am nordlichen Stierhorne läuft. — Er ist ein zur 4. und 6. Herschelschen Klasse gehörender zwiefacher Doppelstern. (*Fritsch.*)

Beten, s. Gebet; Betfahrt, s. Wallfahrt; Betglocke, s. Türkenkriege; Bethaus, s. Kapelle und Kirche.

BETH (בֵּית, בֵּת), der sogenante status constructus von בַּיִת syr. ܒܝܬ, bedeutet Haus, aber auch Wohnung überhaupt und wird in Namen von Städten und Dörfern, ja selbst von ganzen Gegenden und Ländern sehr häufig gebraucht, wie das in unsern Ortsbenennungen hinten angefügte hausen (Nordhausen, Mühlhausen, Sangerhausen). Am meisten nun treffen wir diese Namen bei den Hebräern und Syrern an, aber auch bei den Arabern, wo das entsprechende Wort beit (بيت) lautet, als Beit el fakih (Haus der Gelehrten) [1]), viele Dörfer, welche Niebuhr aufführt, als Beit el nushéli, Beit es schümma [2]), Beit el kibsi, Beit el naum [3]), Beit el adham [4]) und viele andere. Hieher gehört auch der den Arabern geläufige Name Jerusalems Beit el mokáddes (بيت المقدس) Haus des Heiligthums, welches ursprünglich den Tempel bezeichnete, dann aber auch als Name der Stadt gewöhnlich wurde. In ähnlicher Verbindung gebrauchen die Araber auch das gleichbedeutende Dar (دار) d. i. Wohnung; als Dār es selām (دار السلام), Haus des Friedens, d. i. Bagdad; dar el moghadda, dār el moaschа u. s. w. [5]). Selbst den Persern scheint diese Weise, Ortsnamen zu bilden, nicht ganz unbekant gewesen zu seyn, wie Pasargade und Gaugamela beweisen. Denn möge man in Pasargade den ersten Theil erklären, wie man wolle, der letzte Theil gade ist ganz offenbar das persische ﮔﺎﻩ, Haus, Wohnung. Gaugamela aber erklärt schon Strabo [6]) und Plutarch [7]) durch Haus des Kameels, also خانه جمل. Bezeichnung von Gegenden ist Beth bei den Syrern in sehr vielen Verbindungen, doch pflegt es bei ihnen nicht leicht mit der übrigen Bezeichnung in Ein Wort zu verschmelzen, z. B. Beth Husoje (ܒܝܬ ܚܘܙܝܐ) Provinz Ahwas in Persien [8]), Beth Phorsoje (ܒܝܬ ܦܪܣܝܐ) Persien [9]), Beth Chelboje (ܒܝܬ ܚܠܒܝܐ), die Gegend um Aleppo [10]), Beth Rumoje (ܒܝܬ ܪܘܡܝܐ), Gebiet der Römer [11]), Beth Dromoje (ܒܝܬ ܕܪܘܡܝܐ), Aramäa ꝛc. [12]). Bei vielen syrischen Städtenamen kann man Beth vorsetzen oder es auch weglassen, als Laphet, Hauptstadt der Provinz Ahwas in Persien, wird theils ܒܝܬ ܠܦܛ, theils ܒܝܬ ܠܦܛ geschrieben; auch im Hebräischen finden sich Beispiele davon. Doch ist dies nicht bei allen zulässig; bei einigen ist sogar Beth ganz und gar mit dem übrigen Theile des Namens so verschmolzen, daß man es nicht davon trennen kann. Dies hat eine Unterscheidung der Ortsnamen in zwei Klassen veranlaßt, in solche, wo Beth als besonderes Wort und getrent gedacht werden kann, und in solche, wo dies nicht der Fall ist. Jedoch dieser Unterschied ist im Ganzen unwichtig. Auffallend ist es, daß sich jenes Beth auch in Namen von Flüssen findet, als Beth Colosch.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen haben wir

1) S. Encyct. 8. Th. S. 378. 2) Descript. de l'Arabie p. 217. 3) a. a. O. S. 243. 4) a. a. S. 230. 5) Niebuhr a. a. O. S. 307. 6) Geogr. Lib. XVI. §. 3. Vl. Vol. pag. 246. ed. Siebenkees. 7) In vit. Alexandri magni cp. 31. in Vit. parall. ed. Reiske. Vol. IV. p. 75. 8) Assem. Bibl. Or. T. I, 352. 9) a. a. O. S. 354. 10) a. a. O. S. 415. 11) a. a. O. S. 169, und S. 415. 12) a. a. S. 354.

noch die einzelen palästinensischen und syrischen Ortschaften aufzuzählen, deren Namen Beth bilden hilft. Da indeß unter letzteren viele enthalten sind, von welchen die bis jetzt zugänglichen Quellen nichts, als den bloßen Namen aufführen, so sind alle diese ausgeschlossen worden; und dies konte um so eher geschehen, da es meistentheils Klöster sind, welche schon längst untergegangen.

Bethabara, *Βηθαβαρὰ* findet sich nach vielen, freilich neuern Codicibus, im gewöhnlichen Texte Ev. Joh. 1, 28, auch nehmen Origenes und andre Kirchenväter diese Lesart in Schuz; allein sie ist eine bloße Conjectur des Origenes und stand vor ihm gar nicht im Texte, wie aus seinen eignen Worten erhellt [13]), sondern die ältesten und besten Manuscripte hatten *Βηθανία* Bethanien, welches auch von den besten Kritikern bereits wieder aufgenommen ist. Origenes aber glaubte, nicht Bethanien sey zu lesen, weil er außer dem bei Jerusalem gelegenen Flecken weiter keinen Ort dieses Namens kante; er nahm dafür Bethabara auf, weil es am Jordan, wo die Joh. 1, 28 erzählte Begebenheit vorfiel, ehemals eine Stadt, Namens Bethabara gegeben habe. So scheinbar also auch die Vermuthung ist, welche unter andern Reland [14]) vorgebracht hat, daß die Abschreiber das bekantere *Βηθανία* leicht mit dem unbekanteren *Βηθαβαρὰ* hätten verwechseln können, so muß sie doch der angegebenen äußern Gründe wegen zurückgewiesen werden. So viel ist übrigens aus Origenes Worten klar, daß es außer jenem Joh. 1, 28 genanten Bethanien, einen Ort, Namens Bethabara am Jordan müsse gegeben haben, dessen Lage sich freilich nicht mehr angeben läßt. Da nun Bethabara dem hebräischen בֵּית עֲבָרָה, Ort des Überganges, entspricht, so hat man daraus nicht ohne Wahrscheinlichkeit geschlossen, daß an demselben der gewöhnliche Übergangsort über den Jordan sich befunden habe. Auch ist die Kombination mit Bethbara (Richt. 7, 24), welche einige gemacht haben, sehr ansprechend.

Beth Abe (ܒܝܬ ܐܒܐ [15]), auch Baaba (ܒܥܒܐ), wie die Nestorianer Arabisch schreiben, und Bithaba nach dem Ptolemäus [16]) 77° 40′ Länge, 38° 40′ Breite, ist eine Stadt in Mesopotamien, am Niphatischen Gebirge und dem Metropolit von Adjabene unterworfen. Es befand sich daselbst ein sehr großes und berühmtes Kloster, worin eine Zeitlang über 300 Mönche lebten und welches nebst mehren andern von dem nestorianischen Patriarchen eximirt war [17]). Als Stifter desselben geben einige Nachrichten den Barhadbeschabo ܒܪ̈ܚܕܒܫܒܐ (Sonntags-Kind), welcher um 600 berühmt war [18]), andere den Jacobus an, welcher es zur Zeit des Maphrian Jesujab [19]), also ums Jahr 630 n. Chr. Geb. gestiftet habe. Anfangs waren die dortigen Mönche durch ihre Gelehrsamkeit berühmt; auch sind 42 Bischöfe aus ihnen hervorgegangen, welche Assemani namentlich aufführt [20]). Einer derselben, Thomas, Bischof von Marga (blühte im Anfang des 9. Jahrhunderts) hat eine ausführliche Geschichte dieses merkwürdigen Klosters und ihrer Mönche geschrieben, welche im Vatican noch aufbewahrt wird als Cod. Syr. N. XIII. [21]). Späterhin ging der Ruf der Gelehrsamkeit der Bethabensischen Mönche ganz und gar verloren, ihr Zustand hatte sich so verschlechtert, daß wegen ihrer großen Unwissenheit Lehrer von andern Orten her geholt werden mußten, um ihnen die ersten Elemente der Grammatik beizubringen und sie wenigstens zum Absingen der Psalmen geschickt zu machen [22]). — Daß die Nestorianer, wenn sie Bethabe Arabisch schreiben, aus Beth (ﺑﻴﺖ) Ba (ﺑﺎ) machen, wie oben erinnert worden, darf nicht auffallen; denn sie pflegen es so mit allen Nominibus propriis der Art zu halten. Daher schreiben sie Arabisch Bagerma statt Bethgarme, Babagas statt Bethbagas, Badaron für Bethdaron, Basabda für Bethsabde u. s. w., wie schon Renaudot [23]) richtig bemerkt hat.

Bethacad, *Βαιθακὰδ*, ein Dorf in der großen Ebene Palästinas und nach Eusebius Angabe [24]) 15 Meilen von der Stadt Legion entfernt, welche bekantlich am Fuße des Carmel lag.

Bethachamar, s. Bethcherem.

Bethadri (ﺑﻴﺖ ﻋﺪﺭﻱ), auch bloß Adri, arabisch عذرى, lag nach dem Synodicon der Nestorianer in der Landschaft Maalta, nach einer andern Angabe aber in der Landschaft Nubadar, einer der fruchtbarsten Gegenden Babyloniens [25]). Im J. 488 hielten die Nestorianer hier eine Synode, wobei den meisten Nachrichten zufolge Barsumas, nach einer Samlung der Synodalbeschlüsse aber Acacius, Erzbischof von Seleucia, den Vorsitz führte. Unter andern wurde auf dieser Synode beschlossen, dem sämtlichen Clerus die Ehe zu erlauben, was von einigen Mönchen für verwerflich erklärt worden war [26]).

Bethagabra (*Βαιτογάβρα*), auch Bethogabri, Bethogabria und Betagaure (*Βαιθαγαύρη*) ist ein Flecken in der Gegend von Eleutheropolis; Ptolemäus [27]) setzt ihn unter den 65½ Grad der Breite und den 31½ Grad der Länge, allein dieselbe Lage gibt er den Ortschaften Emmaus und Archelais, welche doch in ziemlicher Entfernung davon gewesen seyn müssen, und seine Angabe ist daher verdächtig. Auf der peutingerschen Charte findet man den Ort zwischen Askalon und Jeru-

13) *Origen.* Opp. omn. T. II. p. 130. ed. Huet. 14) Palaestina ed. Traj. Bat. pag. 627. 15) Eigentlich ist der syrische Vokal, welcher über dem ܥ Ain steht, nach der jezt gewöhnlich recipirten Aussprache nicht durch a, sondern o auszudrücken. Da aber Assemani nach dem Vorgange der feinern gebildetern Syrer (*Assem.* Bibl. Orient. T. II. pag. 407. vgl. T. III. P. II. pag. 379.) das Sekofo a liest, und durch seine Bibl. or. die Namen orient., namentlich syrischer Ortschaften ein Mal geprägt sind, so glaubten wir seine Aussprache in diesen geograph. Namen beibehalten zu müssen. 16) Geogr. Lib. VI. cap. I. p. 108. ed. Basil. 1542 f. 17) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. I. S. 474. vgl. 343.).

18) *Ass.* a. a. O. S. 488 ff. 19) *Assem.* Bibl. Or. T. II. S. 415. 20) a. a. O. S. 488 ff. 21) S. Assemani in der Bibl. Orient. T. II. S. 490 ff. 22) Assem. a. a. O. S. 487. 23) Liturg. Orient. T. II. p. 271. 24) Onomast. u. d. W. 25) *Assem.* a. a. O. T. III. P. II. p. DCCXIII. 26) *Ass.* a. a. O. T. III. P. I. pag. 391 ff. vgl. T. I. pag. 354. 27) Lib. V cp. 16. p. 103. ed. Basil. 1542. f.

salem. Josephus [28]) erwähnt einen Flecken Begabris (*Βήγαβρις*) oder nach einer andern Lesart *Βήταρις*, welcher mitten in Idumäa liege; und Reland's Vermuthung [29]), daß dies wol mit Bethagabra einerlei sey, hat viel Wahrscheinlichkeit, nur muß man Idumäa, wie öfter beim Josephus [30]) im weitern Sinne nehmen, wo es den südlichen Theil von Judäa mit umfaßt. Rabbi Benjamin [31]) sagt Bethgabrin (בית גברין), das ist also wol Bethagabra, liege 5 Parasangen von Hebron und sey mit Maresha (מרשה) einerlei.

Bethagla (domus gyri) ist nach Hieronymus ein Flecken am Mittelmeer, 8 Meilen von Gaza; Eusebius hat statt dessen *Βηθαλαὶμ*. Ersterer gedenkt [32]) noch eines andern Fleckens Bethagla, welcher vom Jordan 2 und von Jericho 3 Meilen entfernt gewesen sey. Verschieden von beiden ist Bethogla, welches nachzusehen.

Bethalagon, s. Bethbasi.

Bethamar, Bethamnarkeroth, s. Bethmarcabath.

Bethanath, בית ענת, LXX *Βαιθανὰθ*, *Βαιθανάχ*, wird unter den Städten des Stammes Naphthali mit aufgeführt (Jos. 19, 38); allein die Canaaniter behielten den Ort inne und gaben nur einen Tribut an die Hebräer (Richt. 1, 33 ff.). Nach Eusebius [33]) ist es der Flecken Batanäa, *Βαταναία*, 15 Meilen östlich von Diocäsarea oder Sephoris [34]), bekant durch seine Heilquellen.

Bethanien (*Βηθανία*, syr. ܒܝܬ ܥܢܝܐ), ein Flecken am Fuße des Ölberges, 15 Stadien (¼ Stunde) östlich von Jerusalem entfernt [35]), wo sich Jesus häufig aufzuhalten pflegte. Hier wohnten die beiden Schwestern Maria und Martha, deren Bruder Lazarus Jesus wieder ins Leben rief (Joh. 11.), darum umschreibt ihn Joh. 11, 1. durch Flecken der Maria und ihrer Schwester Martha; aus welchen Worten die Tradition entstanden, daß Lazarus und seine Familie Besitzer dieses Ortes gewesen. Da das Wort *κώμη* (Flecken) von der Vulgate durch castellum gegeben worden, so hat die Sage dem Lazarus ein Schloß in Bethanien zugetheilt, dessen Ruinen noch gezeigt werden [36]). Allein gegen diese Annahme, für welche auch nicht das Geringste beigebracht werden kann, ist unter andern auch der bekante Sprachgebrauch des Johannes, vgl. Cap. 1, 44. In den letzten Tagen seines Lebens pflegte Jesus in diesem Orte zu übernachten (Matth. 21, 17. Marc. 11, 11. 12), ward auch hier von Maria im Hause Simonis, den er vom Aussatz geheilt hatte, mit köstlichem Öle gesalbt [37]). Aus Luc. 24, 50. 51 hat man gefolgert, daß auch die Himmelfahrt Christi zu Bethanien oder nahe dabei geschehen sey; allein Act. 1, 12 scheint den Ölberg als den Ort dieser Begebenheit zu bestimmen. Gegenwärtig ist Bethanien ein sehr kleiner Ort, nur von wenigen Arabern, ja nach Pococke [38]) nur von 2—3 Familien bewohnt. Außer den Ruinen des alten vorgeblichen Schlosses des Lazarus zeigt man noch das Haus Simons des Aussätzigen, und das Grab des Lazarus, eine in den Felsen gehauene Grotte. Zu Hieronymus Zeit stand dabei eine Kirche, welche die Kaiserin Helena sollte gestiftet haben; sie ist später durch die Moslemen in eine Moschee verwandelt worden. — Ein anderes Bethanien lag nach Joh. 1, 28 (vgl. Bethabara) östlich vom Jordan, wo Johannes der Täufer sich aufzuhalten pflegte. Über die Bedeutung des Namens Bethanien gibt es verschiedene Ansichten; Simonis [39]) hält es für das hebr. בית עניה locus depressionis, weil es einigen Reisebeschreibern zufolge in einer Niederung liegt; Lightfoot dagegen [40]), auch Otho [41]) und Andere nehmen es für בית תיני Dattelort; wobei sie sich auf das talmudische Wort אתינא unreife Dattel beziehen. Diesen Namen findet man auch wirklich im Talmud [42]).

Bethanoth, בית ענות (Haus der Bedrückung), eine Stadt im Stamme Juda nach Jos. 19, 27. Eusebius [43]) erwähnt ein Dorf Bethanim, das 4 Meilen von Hebron und 2 Meilen von der Terebinthe des Abrahams entfernt sey. Wahrscheinlich ist dies hiermit einerlei.

Betharaba, בית הערבה, auch mit dem Artikel Bethhaaraba, בית הערבה (Haus der Wüste), oder ohne Beth הערבה, Haaraba (Jos. 18, 18 ist eine Stadt auf der Gränze der beiden Stämme Juda und Benjamin (Jos. 15, 6. 61. 18, 22). Die Alex. Version schreibt *Βαιθάραβα*, nur Jos. 18, 22 hat sie *Βαιθαραβὰ*, wol durch einen Schreibfehler. In den Relationen des Buches Josua wird die Stadt zuerst den Judaiten (Jos. 15, 61) zugetheilt, da aber deren Antheil zu groß ist (19, 9), geben sie mehre Städte und Districte an andre Stämme. Von dieser Ansicht ging wol der Referent aus, wenn er diesen den Judaiten zugetheilten Ort unter die Städte Benjamins zählt (18,18.).

Beth Arbaja, ܒܝܬ ܐܪܒܝܐ [44]), oder blos Arbaja, arabisch Baarbaja (باعربايا), eine Stadt zur Diöces von Nisibis gehörig, Geburtsort des Patriarchen Jesujab Arzunita (um 590) [45]) und des nestorianischen Kirchenhistorikers Barchadbeschaba (um 660 n. Chr. Geb.) [46]). Nachdem der Khalif Abdalmalek, Ben Merwan, Nisibis erobert hatte, setzte er über selbiges, so wie über Betharbaja und Nuhadra den nestorianischen Arzt Mardanfaa. Die Jacobitischen Bischöfe von Arbaja waren dem Maphrian [47]) zu Tagrit unterworfen; bei den Nestorianern aber war Arbaja mit Balada vereint.

28) De bello Judaic. Lib. V. cp. 4. 29) Palaestin. ed. Traj. pag. 628. 30) De bello Judaico L. IV. 9. §. 4. u. 7. contra Apionem Lib. II, 9. Antiq. Jud. L. V., 1. §. 22. 31) Itinerar. lat. redd. *L'Empereur* p. 86. 32) Bei d. W. Area Atad. 33) S. d. W. 34) Eusebius sagt zwar Cäsarea, allein den bekanten Sitz der römischen Procuratoren am mittelländischen Meere kann er nicht gemeint haben, wie schon Reland (a. a. O. S. 629.) bemerkt hat; sondern es ist sicherlich Diocäsarea zu verstehen, welche Stadt nicht weit vom Berge Tabor entfernt war. 35) Nach Joh. 11, 18. Marc. 11, 1. Luc. 19, 29. 24, 50. 36) Pococke Beschreibung des Morgenlandes Th. 2. S. 44., teutsche Übers. Joliffes Reise in Palästina, Syrien und Ägypten S. 140., teutsche Übers. 37) Joh. 12, 1—3. vgl. Matth. 26, 6—12.

38) A. a. O. S. 44. 39) Onomast. N. T. pag. 42. 40) Chorogr. Matth. praem. Opp. T. II. p. 202. Francker 1699 ed. alt. 41) Lexicon rabb. p. 84. ed. Genev. 1675. 42) S. Otho a. a. O. 43) Unter dem W. *Jai*. 44) Eig. Betharbaje, vgl. Anmerk. zu Betbabe. 45) *Assemani*. Bibl. Or. T. III. P. I. pag. 108 ff. 46) *Assem.* a. a. O. p. 169. vgl. pag. 633. 47) Vgl. Anmerk. z. Artik. Barhebräus 7r Bd. S. 384.

Betharbel, בֵּית אַרְבֵאל, Ἀρβῆλα, Hos. 10, 14. 1 Macc. 9, 2., ein Flecken in der Nachbarschaft von Sephoris, welchen später Josephus befestigte [48]).

Beth Arscham, בֵּית אַרְשָׁם [49]), Stadt in Persien, unweit Seleucia, und Sitz eines Bischofs; der merkwürdigste derselben ist Simeon mit dem Beinamen der persische Sophist [50]).

Beth Asa, בֵּית אָסָא [51]), Stadt in der Provinz Marga, Sitz einer berühmten Schule, welche Babäus aus Nisibis (blühte um 720) anlegte [52]).

Bethasmavet, בֵּית עַזְמָוֶת, ein Dorf nicht weit von Jerusalem, welches dem Stamme Juda oder Benjamin gehörte (Nehem. 7, 28); es komt auch blos עַזְמָוֶת vor (Neh. 12, 29. Esr. 2, 24.). Die Alex. Version hat Βηθασμώθ in der ersten Stelle; Esr. 2, 24 Μαιώθ aber Neh. 12, 29 läßt sie den Namen ganz hinweg. 3 Esr. 5, 18 lesen einige Bethsamos (Βεθσαμώς) statt Bethasmoth.

Bethaven, בֵּית אָוֶן (Haus des Frevels), eine Stadt im Stamme Benjamin, in der Nähe von Ai. Es haben mehre Gelehrte [53]), ja schon Zeitgenossen des Hieronymus [54]), besonders Juden, behauptet, Bethaven sey mit Bethel einerlei. Allein diese Annahme beruht auf einem Irrthume. Allerdings wird bei den Propheten die abgöttische Stadt Bethel, בֵּית אֵל (Gottes-Haus), nach einer Art von Paronomasie Bethaven, בֵּית אָוֶן (Sünden- oder Jammerhaus) genant z. B. Hos. 4, 15. 10, 5. auch wol blos Aven אָוֶן (Jammer, Frevel), als Amos 5, 5. Hos. 10, 8. 12, 12; allein Jos. 7, 2. wird ja Bethel von Bethaven unterschieden, auch ist Jos. 18, 12 einer Wüste Bethaven gedacht, welche von der Stadt ihren Namen erhalten haben mochte. Wie hätte auch der Verfasser des Buches Josua, der auf den illegitimen Kultus zu Bethel nirgends Rücksicht nimt, diesen Schimpfnamen der Stadt Bethel, ohne Andeutung des Grundes, geradezu gebrauchen können? Er bestimt nach ihr die Lage anderer Örter, was auch 1 Sam. 13, 5 geschieht, die Stadt mußte demnach auch hinreichend bekant seyn. Bei den LXX heißt die Stadt Βαθήλ, Βαιθωρών, und 1 Sam. 14, 23 setzen sie Βαμώθ, welches ein Ort jenseit des Jordans an der moabitischen Gränze ist [55]).

Bethbaalmeon, s. Baalmeon unter Bel.

Bethbagasch (בֵּית בְּגָשׁ) [56]), auch blos Bagasch, arabisch بابغاش Babagasch, Stadt auf dem Gebirge Arbela's und Sitz eines Bischofs [57]), welcher zuerst unter dem Metropolit von Adiabene, dann unter dem von Mosul stand [58]).

Bethbarah, בֵּית בָּרָה, Ort am Jordan (Richt. 7, 24), wahrscheinlich zusammengezogen aus בֵּית עֲבָרָה, Haus (Ort) des Überganges und wol einerlei mit Bethabara (Joh. 1, 28.).

Bethbasi, Βαιθβασί, ein Ort in der Wüste, welchen der Maccabäische Feldherr Jonathas im Kriege gegen die Syrer befestigte 1 Macc. 9, 62. 64. Die Vulgate hat Bethkezi; und Josephus [59]) Βηθαλαγά.

Bethbiri, בֵּית בִּרְאִי (Haus meiner Erwählung), 1 Chron. 4, 31 ein von den Simeoniten bewohnter Ort, in LXX Βαιθμαρμώθ.

Bethcar, בֵּית כָּר (Haus der Lämmer oder der Aue), LXX Βαιθχόρ, eine Stadt im südlichen Theile von Palästina, in der Gegend von Mizpa (1 Sam. 7, 11.) Josephus [60]) nent sie Κοββαίοι.

Bethcatara, בֵּית כַּתְרָה (eigentl. Bethkataro), auch blos Catara (Kataro), arabisch Bacatara, eine Stadt im südlichen Theile von Jemen nach Persien zu, woher die Bewohner der Stadt und Umgegend Cataraei [61]) syrisch בֵּית כַּתְרָיֵא heißen, zu deren Gebiete die Städte Dirin, Maschamhig, Talon, Chata und Hagar (חַגַר) gerechnet werden [62]). Die Stadt und Landschaft stand unter dem Metropoliten Persiens, in allen den genanten Städten waren Bischöfe, welche sich aber unabhängig zu machen strebten. Der Patriarch Georgius († 679. n. Chr. Geb. [63]) reiste selbst zu ihnen, um sie mit ihrem Metropoliten wieder auszusöhnen. Bekantlich werden die Städtenamen auch häufig von der Umgegend zugleich, also ganzen Landschaften bei den Semiten gebraucht; dies ist bei Betheatara sehr häufig der Fall. Man verwechsle diese Cataräer nicht mit den Einwohnern der Stadt Chatara oder Chatara in Mesopotamien. Sie sind auch durchaus verschieden von den Einwohnern Bactriana's; denn zwar hat Assemani [64]) behauptet, Bactriana heiße bei den Syrern בֵּית כַּתְרָיֵא Beth Catraje, woher כַּתְרָיָא בֵּית ein Bactrier, und dies zusammengezogen gebe בַּכְתְרָיָא Bactraja, die Cataräer seyen mithin Bactrier; allein daß die so oft erwähnten Cataräer dort nicht gewohnt haben können, ist aus vielen seiner eignen Angaben aus syrischen Schriftstellern klar, auch nimt er selbst [65]) seine Meinung wieder zurück. Endlich darf man auch nicht die Insel Socotora mit Catara nach Assemani's Vorgange [66]) so verbinden, als werde durch Catara jene Insel und das benachbarte arabische Land am persischen Busen damit bezeichnet; denn auch diese Ansicht widerruft jener [67]).

Bethcherem, בֵּית כֶּרֶם (Haus des Weinberges), in den LXX Βαιθαχαρμα Βηθακχάρμ, ist eine Stadt

48) *Joseph.* Vit. §. 37. 49) Assemani in den angegebenen Stellen liest Beth Arsam. 50) Assem. a. a. O. T. I. S. 341. vgl. T. II. S. 409. 51) Eig. Beth Oso vgl. Bemerk. zu Bethabe. 52) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. I. S. 180. 53) Calmet im bibl. Wörterbuche z. d. W. 54) Im Onomastic. z. d. W. Bethaim und Bethel. 55) S. den Artikel Bameth Th. 7. S. 298. 56) Eigentl. Bethbegosch, siehe die Anmerk. zu Bethabe. 57) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. I. p. 159. 196. 480. 58) Assem. a. a. O. T. II. p. 459. und III. P. I. 478.

59) Antiq. XIII, 1 §. 5. 60) Antiq. VI, 2 §. 2. 61) *Plin.* H. Nat. L. VI. cp. XXXII. ed. Bip.; oder cp. XXVIII. 62) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. II. p. 559 und 564. 63) *Ass.* Bibl. Or. T. III. P. I. S. 153. 64) Bibl. Orient. In den Nachträgen zu Tom. III. P. I. pag. 632. 65) A. a. O. T. III. P. II. p. 604. 66) A. a. O. T. III. P. I. p. 97. 133. u. 136. 67) A. a. O. T. III. P. II. p. 604.

im Stamme Juda (Jerem. 6, 1. Nehem. 3, 14), nach Hieronymus [68]) lag sie auf einer Anhöhe zwischen Jerusalem und Thekoa. Auch der Talmud erwähnt diesen Ort [69]). Die Vulgate nent den Ort Betachara u. Bethacara.

Bethcolosch, كُلْخ بَيْت, ein Flüßchen, welches der Khalif Hescham († 125 d. H.) ableiten ließ [70]).

Bethdagon, בֵּית דָּגוֹן (Tempel Dagons), ist eine Stadt im Stamme Juda nach Jos. 15, 41; die LXX haben *Βαγαδιηλ*. Ein anderer Ort gleiches Namens, in den LXX aber *Βαιθγεγερ*, lag in Asser's Antheile (Jos. 19, 27); nach Eusebius [71]) lag zwischen Jamnia und Diospolis Caphardagon, welches wol mit Bethdagon einerlei ist. 1 Macc. 10, 83 wird auch *Βηθδαγὼν* angeführt, es scheint aber nicht eine Stadt gemeint zu seyn, sondern wie 1 Sam. 5, 2. 5 der wirkliche Tempel des Dagon zu Asdod (Richt. 16, 23 ff.), in welchen man sich flüchtete. Es könte zweifelhaft scheinen, ob nicht Jos. 15, 41 das vorhergehende, durch keine Copula verbundene, גְּדֵרוֹת mit Bethdagon einen Namen ausmache, allein dagegen ist die in demselben Verse angegebene Summe der Städte; auch wird der Stadt Gederoth 2 Chron. 28, 18 gedacht, ohne daß sie irgend einen weitern Zusatz hätte.

Bethdaraja (ܒܝܬ ܕܪܝܐ), auch Badraja (ܒܕܪܝܐ), ist ein Flecken in Chaldäa unweit Coche, der Vorstadt Seleuciens, merkwürdig als Begräbnißort der Erbischöfe von Seleucien. Hieher mußte der neuerwählte Patriarch, wenn er in der Kirche zu Coche ordinirt war, sich begeben. Eine Zeitlang stand der dortige Bischof unmittelbar unter dem Patriarchen der Nestorianer, später wurde dieser Sprengel mit dem von Caschkar vereinigt. Die Araber nennen den Ort Dorkena (دورقني) und darnach die Syrer auch ܕܘܪܟܢܝ ܕܟܘܢܝ Dairo de Kuni [72]).

Bethdarona (ܒܝܬ ܕܪܘܢ), auch Badarun (ܒܕܪܘܢ, بادارون), Sitz eines Bischofs im Kirchensprengel des Patriarchen [73]). Isaac, Bischof von Badarun, führte auf der Synode im J. 1318 den Vorsitz [74]).

Bethdial (ܒܝܬ ܕܝܐܠ), auch Badial (بادیال), Sitz eines Bischofs in der Diöcese von Mosul [75]); einer ihrer Bischöfe, Maranames, war im J. 1265 bei der Einweihung des nestorianischen Patriarchen Denha gegenwärtig [76]).

Beth Diblathaim, s. Diblathaim.

Betheden, בֵּית עֵדֶן (Haus der Wonne), ein Dorf unweit Damascus (Amos 1, 5) gegen Westen in dem Thale Eden (Wonne, Lieblichkeit). Plinius [77]) hat Paradisus. Noch jetzt soll der Ort unter demselben Namen bekant seyn [78]).

Betheket בֵּית הָעֵקֶד, vollständig בֵּית עֵקֶד הָרֹעִים komt nur 2 Kön. 10, 12. 14 vor, und wird nach dem Vorgange der Alex. Version von den meisten für eine Ortschaft in der Nähe Samariens erklärt; Eusebius sagt, sie liege in der großen Ebene 15 Meilen von Legion. Andre, so auch die Vulgate und Luther, verstehen ein Hirtenhaus. Erstere Ansicht hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich denn בֵּית עֵקֶד הָרֹעִים heißt wol Haus der Rotte der Hirten, gleichsam Hirtenhaufen; und עֵקֶד Band kann recht wohl nach der Analogie so genommen werden für Bande, Rotte, Haufen.

Bethel בֵּית אֵל (Gottes Haus), eine der ältesten und berühmtesten Städte Palästinas, unweit Sichem, westlich von Ai und nach Eusebius und Hieronymus [79]) 12 römische Meilen, oder 4 Stunden nördlich von Jerusalem im Gebirge Ephraim (Richt. 4, 5.), von welchem der benachbarte Theil den Namen Gebirge Bethels erhielt (1 Sam. 13, 2). In den ältesten Zeiten hieß sie Lus לוּז (Mandelbaum) nach 1 Mos. 28, 19; 35, 6. Jos. 18, 13; freilich scheint dieser Angabe Jos. 16, 2 zu widersprechen, wo offenbar Lus von Bethel unterschieden wird; denn es heißet dort von der Gränze der Nachkommen Josephs: die Gränze geht בֵּיתָה אֵל לוּזָה von Bethel nach Lus. Aber hier findet entweder eine Corruption des Textes Statt, oder der Verf. dieses Stückes hat sich in der Angabe geirrt. Letztres ist nicht etwa bloße Vermuthung, für welche sich keine Gründe angeben ließen; denn obgleich die Verf. der Fragmente, welche uns im Buche Josua in ein Ganzes verschmolzen geliefert werden, mit der Topographie Palästina's ziemlich vertraut gewesen seyn müssen, wie aus ihren speciellen Nachrichten sattsam erhellet, so sind doch auch manche Unrichtigkeiten mit untergelaufen und namentlich widersprechen sich die Nachrichten, welche neben einander geliefert werden. Nach der Relation des A. T. (1 Mos. 28, 10 — 19.) wird die Namensveränderung dieser Stadt vom Patriarchen Jakob abgeleitet; als dieser nämlich aus Furcht vor seinem Bruder Esau, welchen er durch List um den Segen seines Vaters Isaac gebracht hatte, nach Aramäa flüchtete zu den Verwandten seiner Mutter, wurde er von der Nacht übereilt, wählte sein Lager auf offnem Felde und legte einen Stein unter seinen Kopf. Im Traum sahe er die Himmelsleiter, worauf die Engel auf und absteigen, und Gott oben an der Spitze stehend versprach ihm auf seiner Hin- und Herreise seinen Schutz. Beim Erwachen rief daher Jakob aus: „diese Stelle ist Gotteshaus (בֵּית אֵל)," errichtete den Stein, auf welchem er geruhet, als eine Säule und goß Öl darauf; den Ort aber nante er Bethel. Diese Erzählung aber können wir nicht historisch nehmen, denn es läßt sich nicht denken, daß der herumwandernde Sohn eines No-

68) Im Commentar zu Jerem. 6, 1. 69) Nidda 11. 7. Middot. 3, 4. 70) *Assem.* Bibl. Or. T. II. S. 106. 71) Im Onomast. s. d. W. 72) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. II. p. 726. 73) Assem. a. a. O. T. II. S. 455. 74) Ass. a. a. O. T. III. P. I. p. 341. 570. vgl. P. II. p. 726. 75) Assem. a. a. O. T. II. 436. vgl. T. III. P. II. p. 726. 76) A. a. O. T. III. P. I. p. 565.

77) H. N. V, 22. ed. Bip. 78) *Cellarii* orb. antiq. T. II. S. 444. Schulz Leitung des Höchsten V. 458. Michaelis Supplemm. S. 1038. ff. 79) Onomast. unt. d. W. *Βαιθήλ*.

maden einer Stadt den Namen gegeben, welche schon vorhanden war; dann wird auch 1 Mos. 35, 1—8 und v. 9—15 eine andre Erklärung von der Entstehung dieses Namens gegeben, nach welcher allerdings Jakob der Stadt diesen neuen Namen gegeben haben soll, aber erst nach seiner Rückkehr aus Aram. 1 Mos. 12, 8. 13, 3 wird Luz zwar schon per prolepsin Bethel genant, aber Jos. 18, 13 wird angeführt, daß es noch zu Josua's Zeit den alten Namen gehabt habe. Die meiste Wahrscheinlichkeit möchte folgende Ansicht haben. In Bethel war schon früh ein häufig besuchtes Heiligthum, was auch aus Richt. 20, 18. 26. 27. 21, 2. 1 Sam. 10, 3 hervorgeht, daher gab man der ganzen Stadt, welche erst Luz geheißen, den Namen Bethel; so nennen die Araber Jerusalem beit el kods (Haus des Heiligthums) von dem dort befindlichen Tempel. Unsre biblischen Referenten suchen den Ursprung dieses Namens in der Patriarchengeschichte; übrigens muß dieser Mythus wol schon vor Salomo, wenigstens vor Jerobeam entstanden seyn, wo in Bethel noch ein legales Heiligthum war, denn später, wo dort der Kälberdienst eingeführt worden, hätte eine solche Sage nicht wohl entstehen können. (S. de Wette Kritik der israel. Gesch. I. S. 124.).

Ehe die Hebräer Kanaan einnahmen, war Bethel Sitz eines kanaanitischen Königs (Jos. 12, 16); bei der Austheilung fiel die Stadt dem Stamme Benjamin zu (Jos. 18, 22). Nach Jos. 12, 9 ist sie bereits durch Josua erobert, aber nach Richt. 1, 22 ff. bekamen die Ephraimiten erst später durch eine Verrätherei die Stadt, und vertilgten ihre Einwohner bis auf Einen, welcher ihnen den Zugang zur Stadt gezeigt hatte. Hier stand nun eine Zeitlang die Stiftshütte (Richt. 20, 27. 1 Sam. 10, 3.), und Samuel pflegte dort Gericht zu halten (1 Sam. 7, 16); bei der Trennung der zehn Stämme von dem bis dahin vereinigten Reiche kam Bethel zum Reiche Israel, und Jerobeam machte sie zum Hauptsitze des von ihm eingeführten Bilderdienstes (1 Kön. 12, 28—33 vgl. Amos 7, 10—13), wahrscheinlich deshalb, weil die Stadt schon von Alters her in dem Rufe der Heiligkeit stand; aus einem ähnlichen Grunde wählte er die Stadt Dan [80]). Abia, König von Juda, nahm zwar Bethel ein (2 Chron. 13, 19), ob er aber den illegalen Cultus abgestellt habe, sagt die Geschichte nicht, und wahrscheinlich [81]) ist die Stadt sehr bald an die Ephraimiten zurückgekommen und ihnen verblieben bis zur Auflösung des ganzen Reiches. Dieser Götzendienst in Bethel ist auch die Ursache, warum die jüdischen Propheten mit so entschiedenem Abscheu davon sprechen und es durch ein Wortspiel Bethaven בֵּית אָוֶן Sündens- oder Jammerhaus [82]) nennen (Hos. 4, 15. 10, 5.); und Josia, welcher den mosaischen Kultus in seinem ganzen Umfange einführte, zerstörte endlich dies illegale Heiligthum [83]). Aus dem Exil wurde ein Priester zurückgeschickt, um die Kolonisten in dem Dienste Jehovahs zu unterrichten; er wählte seinen Wohnsitz in Bethel (2 Kön. 17, 28). Unter den von Babel zurückgekehrten werden Einwohner von Bethel genant (Esr. 2, 28. Nehem. 7, 32), der alten Eintheilung zufolge fiel der Ort den Benjaminiten zu (Nehem. 11, 31). Im Kriege mit den Juden befestigte ihn der syrische Feldherr Bacchides ums J. 160. v. C. G. [84]), und später legte Vespasian eine Besatzung hinein [85]). Eusebius und Hieronymus nennen Bethel einen Flecken; die neuern Reisenden erwähnen es gar nicht.

Bethelia (*Βηθελία*), wird von Sozomenus [86]) als ein volkreicher Flecken in der Gegend von Gaza angeführt, welcher alte und ehrwürdige Tempel besitze, besonders aber durch ein auf einem Hügel erbautes Pantheon sich auszeichne. Dem Namen und dieser gegebenen Beschreibung nach sollte man diesen Ort für das alte Bethel halten, und jenes Pantheon, wie auch schon Sozomenus vermuthet, für eine griechische Übersetzung von Bethel (Gottes Haus); allein dieser Annahme widerspricht die angegebene Lage, und es ist wol vielmehr Bethul oder Bethuel, welches nachzusehen.

Bethemek, בֵּית עֵמֶק (Haus des Thales, gleichsam Thalhausen), wird Jos. 19, 27 unter den Ortschaften des Stammes Asser genant.

Bethenim *Βεθενίμ* ist nach Eusebius [87]) ein Flecken in der Nähe der sogenanten Terebinthe Abrahams [88]), in der Gegend von Hebron.

Bethennabris, *Βηθεννα βρίς*, ein Flecken zwischen Scythopolis und Tiberias, von letztrem 30 Stadien entfernt [89]). Man findet auch blos *Εναβρίς* und *Σενναβρίς* geschrieben [90]).

Bether, eine palästinensische Stadt am Meere, deren in den jüdischen Schriften häufig gedacht wird; nach denselben ist sie durch den Kaiser Hadrian nach langer Belagerung eingenommen und unter den Einwohnern ein fürchterliches Blutbad angerichtet worden [91]). Etwas Näheres aber über die Lage der Stadt ist nicht bekant. Ohne weitern Grund glauben einige, es sey das obere Bethhoron [92]), andere, es sey Betharis zwischen Diospolis und Cäsarea, dessen das Itiner. Hierosolymit. gedenkt, und noch andre combiniren es mit Betharim unweit Diospolis, welches Eusebius [93]) anführt. Falsch ist es, wenn Calmet [94]) Hoheel. 2, 17 und 8, 14 die Worte הָרֵי בֶתֶר Berge der Trennung, d. h. die Berge, welche die beiden Liebenden im Winter von einander schieden, von den Bergen Bethers verstehen will.

Bethesda, *Βηθεσδά* beim Eusebius *Βηζαθά*, einer von den Teichen Jerusalems (Joh. 5, 2. ff.), über dessen Lage aber nichts bestimtes angegeben werden kann. Wenn man der Tradition glauben soll, so hat man ihn auf die Südseite der Stadt, hinter den Tempelberg zu setzen [95]). Johannes sagt zwar, dieser Wasserbehälter

80) Vgl. 1 Kön. 12, 29 mit Richt. 18, 30. 81) Vgl. 1 Kön. 15, 34 ff. 2 Kön. 10, 29. 82) S. den Art. Bethaven. 83) 2 Kön. 23, 15 ff., vgl. Jerem. 48, 13.

84) *Joseph.* Antiq. XIII, 1. §. 3. 85) *Joseph.* de bell. Jud. IV. 9. §. 9. 86) Histor. Ecclesiast. L. V. cp. 15. 87) S. d. W. *Horim.* 88) Dieser Name der Terebinthe bezieht sich auf 1 Mos. 18, 1. 89) *Joseph.* de Bell. Jud. IV. 8. §. 4. 90) *Reland* Palaest. ed. Traj. pag. 999. vgl. p. 761 und 639. 91) Gemar. Hierosol Gittin. fol. 57. und Echa Rabbat. fol. 75. 92) Calmet im Wörterb. z. d. W. Bether. 93) S. d. W. *Αγρα.* 94) bibl. Wörterb. unt. d. W. 95) Pococke a. a. O. 2 Bd. S. 24. teutsch. Übers.

liege ἐπὶ τῇ προβατικῇ, also nach der gewöhnlichen Erklärung am Schafthor, welches Neh. 3, 1 angeführt wird [96]), allein die Ellipse von πύλη (Thor) komt sonst in der Bibel nicht vor, und ist auch im Ganzen sehr ungewöhnlich, man könte daher wol besser χώρα oder οἰκία suppliren; Johannis Worte ließen dann beim Schafhause, bei der Schäferei. Man möge es nun aber nehmen wie man will, über die Lage des Teiches erfahren wir dadurch nichts Gewisses. Sein Wasser besaß Heilkräfte, doch muß es eine periodische Quelle gewesen seyn, welche nur dann wirkte, wenn der neue Strom hervorsprudelte und sich durch Bewegung auf dem Spiegel des Teiches ankündigte. Obgleich nun Joh. 5, 4 sicherlich unecht ist und nur zur Erklärung von v. 7 eingeschoben seyn mag [97]), so ist es doch vielleicht eine zu Jesu Zeiten verbreitete Meinung gewesen [98]), daß diese periodische Kraft des Wassers von einer übernatürlichen Ursache, nämlich von einem Engel herrühre, welcher zu bestimmten Zeiten das Wasser bewege. Einige Gelehrte haben den Grund dieser Heilkräfte darin gesucht, daß das Blut der Opferthiere aus dem Tempel in dieses Bassin geleitet worden; wenn wir nun zwar nicht läugnen wollen, daß durch eine solche Mischung des Blutes mit dem Wasser, besonders so lange es seine natürliche Wärme noch hatte, für manche Krankheiten ein heilsames Bad entstehen konte [99]), so ist es doch durchaus unerwiesen, daß diese Heilquelle nahe beim Tempel lag und daß das Blut der Opferthiere hineingeleitet worden [1]). Aus Eusebius Beschreibung aber [2]) ist es vollkommen gewiß, daß das Wasser sehr roth gefärbt war, welches seine natürlichen Ursachen hatte und vielleicht von einer starken Mischung Ocher herrührte [3]). Übrigens ist das Bad für die Joh. 5, 3 angegebenen Kranken gerade sehr anwendbar, denn auch bei Augenkrankheiten bedienet man sich desselben [4]). Der Wasserbehälter war mit 5 bedeckten Gängen umgeben, in welchen sich die Kranken aufhielten, und auf die Bewegung des Wassers harrten; diese besonders für fremde Kranke sehr ersprießliche Einrichtung hat vielleicht Herodes d. Gr. gemacht, welcher bekanntlich für öffentliche Bauten viel verwandte. Es war also eine Art Krankenhaus, oder Hospital und dies soll auch der Name Bethesda nach der allein richtigen Erklärung בֵּית חִסְדָּא domus misericordiae bezeichnen. Jetzt ist von der Quelle keine Spur mehr, auch wird sie weder beim Josephus noch im Talmud erwähnt; zwar zeigte man einigen Reisenden einen Teich, welcher Bethesda sey; aber die gegen die Frager nur zu gefälligen, lügenhaften Führer konten auch nicht Einen Grund angeben, um ihre Meinung zu erhärten [5a]).

Bethezel, בֵּית אֵצֶל (Haus der Verbindung), mit dem Artikel Bethhaezel, wird nur Micha 1, 11 erwähnt; nach Ephräm Syrus [5b]) ist es ein unweit Samarien gelegener Ort.

Bethezoba, *Βηθεζώβα* (Haus des Ysop בית אזוב), ein Flecken in Peräa, nach Josephus Erzählung [6]) die Vaterstadt derjenigen Frau, welche in der letzten Belagerung Jerusalems aus Hunger ihr eignes Kind schlachtete und aß. Josephus [7]) und nach ihm Eusebius [8]) nennen zwar den Ort *Βαθεζώρ*, da ersterer es aber durch οἶκον ὑσσώπου erklärt, so ist wol mit Reland [9]), Calmet [10]) und Spanheim [11]), *Βηθεζώβ* oder *Βαθεζώβ* zu lesen.

Bethgabris, s. Bethagabra.

Bethgader, בֵּית גָּדֵר (Haus der Verzäunung), ein Ort im Stamme Juda (1 Chron. 2, 51), ist wol einerlei mit Geder, גֶּדֶר, welches eine canaanäische Königsstadt war (Jos. 12, 13 vgl. 1 Chron. 27, 28), Gedera, גְּדֵרָה (Jos. 15, 36 vgl. 1 Chron. 12, 4) und vielleicht auch Gederoth, גְּדֵרוֹת (2 Chron. 28, 18) und Gederothaim גְּדֵרֹתַיִם (Jos. 15, 16), in der Ebene Judas.

Bethgamul, בֵּית גָּמוּל (Haus der Vergeltung), ist eine Stadt im moabitischen Gefilde (Jerem. 48, 23).

Bethgarme eig. Bethgarmai בֵּית גַּרְמַי, bei den Arabern جرمي (Dscherma) und باجرمي (Badscherma) genant, ist eine Provinz in der Mitte Assyriens, deren Bewohner Garmaei und Garamaei genant werden [12]). Renaudot [13]) begeht den Irrthum, Bethgarme zu einer Stadt zu machen. Dieser den Persern unterwürfige Landstrich hatte einen Metropoliten, und mehre Bischöfe in den Städten Dakuka (دقوقا) oder Laschum (لشم), in Bavasidsch (البوازيج), in Darabad oder Ardabad (دارابان), Chanetschir (خانجير), Bethseluch oder Careo Bethseluch, Bethnikator (بيت سلوخ), Bethsori (بيت سورى), Tachal (تحل) und Gauchi (جوخى). Um das Jahr 330 n. Chr. G. unter dem persischen Könige Sapores wurden die Christen hier hart verfolgt und viele starben als Märtyrer ihres Glaubens, deren Geschichte in den Actis martyrum Orientalium erzählt wird. Zu derselben Provinz gehört auch die Stadt Bethgawoje, woher der Patriarch Gregorius (ums J. 660) gebürtig war [14]), ferner Beth-

96) Jänisch zu Hamelsveld bibl. Geogr. 2. Bd. S. 198. ff. 97) Vgl. *Kuinoel.* Comment. in Lib. N. T. hist. Vol. III. p. 286. sq. ed. alt. und die bei ihm p. 288. angeführten Werke. 98) Paulus philol. krit. u. histor. Kommentar 4. Bd. S. 263. 99) *Richter* de balneo animali in dessen Dissertt. IV. med. Gott. 1775. 4. p. 107. sq. 1) *Wüsti* Miscellan. II. p. 249. sq. 2) Im Onomast. z. d. W. 3) *Richard Mead* med. sacr. pag. 41. 4) *Plin.* H. N. XXXI, cp. 3. ed. Bip. Hippocrat. Aphorism. VI, 25. und Galenus in s. Kommentarien z. d. Aphorism. des Hippocrates. 5a) Vgl. hierüber den ganzen Artik. noch *J. C. H. Hottinger* de piscina Bethesda. Tigur. 1705. 4.

5b) Opp. Syriac. ed. Benedict. T. II. p. 273. F. 6) De Bell. Jud. VI, 3. §. 4. 7) a. a. O. 8) Hist. Eccles. L. III. cp. 6. 9) Palaest. ed. Traj. pag. 640. 10) Bibl. Wörterb. u. d. W. 11) z. d. St. des Josephus. 12) *Ptolem.* Lib. VI, cp. 1. p. 108. ed. Basil. 1543. *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. II. pag. 745. sq. 13) De liturg. Orient. T. II. p. 271. 14) Assem. a. a. O. T. III. P. I. p. 149.

meschainone (חֻשָּׁנִיָּה), am Flüßchen Zaba [15]).

Bethgavoje, s. Bethgarme.

Bethgubrin, בֵּית גֻּבְרִין, wird einige Male im Talmud erwähnt [16]), und ist vielleicht mit Bethagabra einerlei, welches nachzusehen.

Bethhanan, בֵּית חָנָן (Ort der Gnade, gleichsam Gnadau), wird 1 Kön. 4, 9 als ein palästinensischer Ort erwähnt, der aber sonst unbekant ist.

Betharam, בֵּית הָרָם (domus conceptionis), eine Stadt im Stamme Gad (Jos. 13, 27), es ist dieselbe, welche 4 Mos. 32, 36 Bethharan בֵּית הָרָן heißt. Eusebius und Hieronymus [17]) bemerken, daß sie späterhin von den Syrern *Βηθραμφθὰ*, Bethramta, d. i. wol בֵּית רַמְתָא (Haus der Höhe), genant worden, welcher Name auch im Talmud vorkömt [18]). Beim Josephus [19]) wird ihrer unter dem Namen *Ἰουλιὰς* gedacht; nach Eusebius und Hieronymus aber soll sie vom Herodes zu Ehren der Gemalin des Augustus Livias genant seyn. Beide Namen können leicht verwechselt seyn, obgleich Josephus [20]) auch eine Stadt *Λιβιὰς* anführt. Bachiene [21]) wendet zwar ein, Josephus sage nicht ausdrücklich, daß Bethharan und Julias gleich sey; damit scheint aber auf den ersten Anblick eine Stelle des Josephus [22]) im Widerspruch zu seyn, wornach Herodes die Stadt Betharamphtha mit Mauern versehen und des Kaisers Gemalin zu Ehren Julias genant haben soll. Denn nach dem Vorigen ist ja Betharam und Betharamphtha einerlei. Es entsteht aber die Schwierigkeit, daß dieses Betharamphtha [23]) in Galiläa, nicht aber in Peräa lag, wohin doch Bethharam und zwar in den südlichern Theil desselben zu setzen ist. Jedoch erwähnt Josephus selber Julias in Peräa sehr häufig [24]) und zwar in der Nähe des todten Meeres am Einfluß des Jordans in dasselbe [25]), in welcher Gegend auch Betharam lag. Daher hat die Annahme, daß dieses Julias in Peräa und Bethharam einerlei Ort sey, allerdings Wahrscheinlichkeit [26]).

Bethhaschitta, s. Bethschitta, und so sind alle Ortsnamen, welche nach dem Beth den Artikel ha haben, ohne diesen zu suchen.

Bethhogla, בֵּית חָגְלָה (Rebhuhnsort), Stadt im Stamme Benjamin (Jos. 18, 21) aber an der Gränze Judas (Jos. 15, 6. 18, 19). Es ist, wie Reland [27]) nach Bonfrere's Vorgange [28]) bemerkt, der Flecken Bethagla, welcher dem Hieronymus zufolge [29]) 3 Meilen von Jericho und 2 Meilen vom Jordan entfernt war. Die beiden Flecken: Bethagla, 8 Meilen von Gaza am Meere, und Agla, 10 Meilen von Eleutheropolis nach Gaza hin [30]), können wegen ihrer durchaus verschiedenen Lage damit nicht combinirt werden.

Bethhoron (בֵּית חוֹרוֹן), eine Doppelstadt des Stammes Ephraim, welche in das niedere, תַּחְתּוֹן auf der Gränze der beiden Stämme Ephraim und Benjamin (Jos. 16, 3. 18, 13) und in das obere, עֶלְיוֹן im Stamme Ephraim getheilt wurde (Jos. 16, 5). Nach Jos. 21, 22 war Bethhoron eine Levitenstadt, doch meint Eusebius [31]), dies gelte blos vom niedern Bethhoron. Nach Josephus [32]) lag der Ort zwischen Lydda und Jerusalem, dem Eusebius [33]) zufolge von letzterer 12 Meilen entfernt in der Richtung nach Nicopolis. 1 Chron. 7, 24 läßt beide Ortschaften von Seera, einer Tochter Ephraims erbaut werden, womit aber 1 Kön. 9, 17 im Widerspruch ist, wo dem Salomo die Erbauung des niedern Bethhoron beigelegt wird, und 2 Chron. 8, 5, wornach er beide Städte erbaut haben soll. Doch ließen sich beide Erzählungen vielleicht so vereinigen, daß Salomo sie restaurirte, vergrößerte und befestigte [34]). Beide Städte lagen nahe bei einander, daher sie auch nicht selten ohne weitern Zusatz genant werden [35]); so auch beim Josephus, obgleich er sich in der Schreibung des Namens nicht gleich bleibt, sondern bald *Βαιθωρῶν* [36]) bald *Βαιθωρὰ* und *Βεθώρον* schreibt [37]). Durchaus falsch ist die Angabe auf der Reichardschen Charte [38]), wo Bethhoron superior an der Küste des Mittelmeeres über Apollonia gesetzt worden, wahrscheinlich durch eine Verwechslung mit Bether. Am meisten verdient unsre Aufmerksamkeit der Hohlweg bei Bethhoron, welcher so enge und für große Heere so gefährlich war, daß er sprüchwörtlich geworden ist [40]); und Hottinger [41]) hat daher vermuthet, daß der Name Bethhoron hohler Ort, Hohlweg bedeute. Hier errang Josua einen folgereichen Sieg über die verbündeten Könige Kanaans (Jos. 10, 11 ff.); Judas Maccabi schlug dort den syrischen General Seron (1 Macc. 3, 16 ff.). Nikanor fand dort mit seinem ganzen, sehr beträchtlichen Heere den Tod [42]); und später hatte der Römer Cestius daselbst ein ähnliches Schicksal [43]). In den vielfältigen Kriegen, welche Palästina trafen, scheinen beide Ortschaften gänzlich verwüstet zu seyn; schon zu Hieronymus Zeiten waren es armselige Dörfer, und die neuern Reisebeschreiber erwähnen ihrer gar nicht, nur Clarke [44]) ist der Meinung, daß das jetzige Dorf Bethur zwischen Jaffa und Jerusalem, ein Sitz räuberischer Beduinen, das obere Bethhoron der Alten sey. Seine Gründe sind

15) a. a. O. p. 495. 16) Schir. Haschirim Rabba fol. 2. col. 4. und Midrasch Coheleth fol. 102. col. 2. fol. 94. 4. 17) u. d. W. *βηθραμφθὰ* und Betharam. 18) *Reland* Palaest. ed. Traj. p. 308. vgl. p. 642. 19) De bello Jud. II. 9. §. 1. 20) Antiquitt. XIV. 1. §. 4. 21) Beschreibung von Palästina 2. Thl. §. 786. 22) Antiquitt. XVIII, 2. §. 1. 23) a. a. O. des Joseph. 24) Antiquitt. XX, 8. §. 4. Bell. Jud. II, 9. §. 1. 13. §. 2. 25) De bell. Jud. IV, 7. §. 5. 26) *Cellarii* Not. Orb. Antiq. T. II. p. 651. 27) Palaest. ed. Traj. p. 633. 28) Onomast. u. d. W. Bethagla. 29) S. d. W. Area Atad.

30) Eusebius und Hieronymus im Onomast. u. d. W. *Βηθαλαὶν* und Bethagla. 31) S. d. W. *Βηθωρών*. 32) De bell. Jud. II, 19. §. 1. 33) a. a. O. 34) 2 Chron. 8, 5. 11, 5. 6., vgl. 1 Mos. 35, 19. 35) Jos. 10, 10. 11. 2 Chron. 25, 13, *Βαιθωρῶν* Judith. 4, 4. 1 Macc. 3, 16. 24. 7, 39. 9, 50. 36) De bell. Jud. II, 19. §. 1. 37) De bell. Jud. II, 19. §. 8. Antiquitt. XIII. 1. §. 3. 39) Orbis terrarum antiquus a D. Campio editus. Norimb. 1818. Tab. II. 40) *Lightfoot* Opp. Tom. II. p. 184. 41) De geograph. Terrae Canaan §. 34. im 6. Bande von *Ugolini* thesaurus. 42) 1 Macc. 7, 39—46., vgl. 2 Macc. 15, 25—37. 43) *Joseph.* de bell. Jud. II, 19. §. 1. 8. 44) Travels in various countries of Europe, Asia and Africa Vol. IV. pag. 425. sq. ed. IV. Lond. 1817.

von der Lage hergenommen und lassen fast keinen Zweifel übrig. Josephus erwähnt [45]) eines Ortes Bethsemera, Βηθσεμήρα und läßt sich dort die Geschichte zutragen, welche 2 Chron. 25, 13 nach Bethhoron verlegt.

Bethhur (בֵּית חוֹרוֹן), Stadt in Mesopotamien, welche die Araber ums J. 457 völlig ausplünderten. Isaac d. G., ein Zeitgenosse dieser Begebenheit, will in 2 uns noch erhaltenen syrischen Reden nach der damaligen Ansicht der Weltbegebenheiten den Grund dieses Unglücks in der Abgötterei und Sünde der Einwohner finden [46]).

Bethjesimoth, בֵּית יְשִׁימוֹת (Haus der Wüste), eine Stadt im Stamme Ruben (Jos. 13, 20), unweit des todten Meeres, welche aber bald wieder von den Moabitern eingenommen zu seyn scheint (Ezech. 25, 9). Wenn Eusebius [47]) sie in die Gegend des todten Meers, 12 röm. Meilen südlich von Jericho setzt, so paßt dieß nicht zu jener Angabe im A. T., und er hat also wol Jesimon יְשִׁימוֹן, d. i. Wüste (1 Sam. 23, 34) im Sinne gehabt [48]).

Bethkardo, s. Bethzabde.

Bethlaphet, Bethlapeta (בֵּית לַפֶט), auch blos **Lapeta** (לַפֶט), Hauptstadt in der Provinz Ahwas, und ehemals Sitz des ersten Metropoliten der Nestorianer, welcher auch die Aufsicht über Elam und Gondisapor führte [49]).

Bethleaphra, בֵּית לְעַפְרָא (Haus des Staubes) nur Mich. 1, 10 ist gleich mit Ophra (עָפְרָה) und eine Ortschaft im Stamme Benjamin, nordöstlich von Bethel (Jos. 18, 23. 1 Sam. 13, 17. Mich. 1, 10). Eine andre Stadt, Namens Ophra, wird im Stamme Manasse erwähnt (Richt. 6, 11. 8, 27. 9, 5), woher der berühmte Richter Gideon gebürtig.

Bethlebaoth, בֵּית לְבָאוֹת (Haus der Löwinnen), eine Stadt im Stamme Simeon (Jos. 19, 6), welche auch blos Lebaoth heißt (Jos. 15, 32). Beim Josephus [50]) finden wir eine τοπαρχία Βεθλεπτεφῶν und beim Plinius [51]) Bethleptephene, welches südlich von Jerusalem lag und das Vespasian auf dem Marsche von Emmaus nach Idumäa passirte. Ob dies aber mit Bethlebaoth einerlei sey, läßt sich nicht bestimmen.

Bethlehem, בֵּית לֶחֶם (Brothaus), Βηθλεέμ ist, 1) ein Flecken im Stamme Juda (Richt. 17, 7), daher auch mit dem Zusatze Juda יְהוּדָה [52]), zum Unterschied von einer Stadt gleiches Namens im Stamme Sebulon (Jos. 19, 15). Er führte auch, besonders in alten Zeiten, den Namen Ephrath (אֶפְרָת) und Ephratha (אֶפְרָתָה, Ἐφραθᾶ) nach 1 Mos. 48, 7. 1 Mos. 35, 16. 19. Ruth. 4, 11; und vollständig Bethlehem Ephrata (Micha 5, 1). Dieser Name Ephratha (fruchtbar) scheint zwar nicht der Stadt allein, sondern auch der Umgegend beigelegt zu werden [53]), wie schon Eusebius u. Hieronymus [54]) bemerken; ja zuweilen wol für Ephraim [55]) zu stehen. Der Ort war weder durch Größe noch durch Reichthum seiner Bewohner ausgezeichnet, auch wird er unter den Städten Judas Jos. 15. nicht ein Mal mit aufgeführt. Zwar hat die Alex. Version v. 60. die Worte Ἐφραθά, αὕτη ἐστὶ Βαιθλεέμ, und viele ältere Ausleger glaubten, die Juden hätten den Namen aus böslicher Absicht weggelassen. Allein es ließe sich erstlich kein Grund einsehen, warum sie auch die 10 andern Örter, welche die griech. Übersetzung an dieser Stelle mehr liefert, entfernt hätten; dann finden sich in dieser Version häufig Zusätze, ursprüngliche Glossen, welche durch unvorsichtige Abschreiber in den Text kamen. Erst später als Geburtsort Davids und Wohnort seiner Voraltern Boas, Obed und Isai [56]) bekam es einiges Ansehen und wurde ersterm zu Ehren Davids Stadt genant (Luc. 2, 4. 11), und Rehabeam baute es (2 Chron. 11, 6), d. h. wol, er umgab es mit einer Mauer, oder verschönerte es. Indeß muß es auch nach dem Exil unbedeutend gewesen seyn, und wird in dem Verzeichnisse der aufs neue bewohnten Städte Judas gleichfalls übergangen (Nehem. 11, 25—30). Durch die Geburt Jesu aber hat es bei den Christen und auch bei den Moslemen eine nicht mindere Berühmtheit erlangt, als Jerusalem, von welchem es 6 Meilen oder 2 Stunden entfernt, am Abhange einer felsigen Anhöhe liegt [57]). Es ist mit Thälern und Hügeln umgeben, welche Korn, Wein und Oliven tragen, aber großentheils unbebaut liegen. Keiner, der nach dem heil. Lande wallfahrtet, versäumt es, diesen Ort zu besehen; und jede Reisebeschreibung von Palästina enthält ziemlich ausführliche Nachrichten von dem heutigen Zustande desselben. Bethlehem, bei den Arabern بَيْتُ لَحْم (Fleischhaus) [58]), ist jetzt ein offener Flecken, bewohnt von griechischen, armenischen und lateinischen Christen, und von Moslemen und steht unter dem Befehlshaber von Jaffa [59]). Die Christen leben größtentheils vom Verfertigen von Rosenkränzen, Kreuzbildern, Abbildungen des heil. Grabes, der Kirche zu Bethlehem und der heil. unterirdischen Grotte, in welcher Jesus geboren seyn soll. Die Merkwürdigkeiten des Ortes sind folgende. Die Kirche St. Mariae de praesepio, über der Höhle erbaut, worin nach der Sage

45) Antiquit. IX, 9. §. 1. 46) *Assem.* Bibl. Or. I. p. 225. 47) Unt. d. W. Βηθασιμούθ. 48) *Reland.* Palaest. Ed. Traj. p. 642. 49) *Assem.* Bibl. Or. I. p. 534. vgl. T. III. P. II. p. DCCLX. 50) De bell. Jud. IV, 8. §. 1. 51) Hist. Nat. V, 15. ed. Bip. 52) Richt. 17, 9. 19, 1. 2. 18. Ruth. 1, 1. 2. 1 Sam. 17, 12.

53) Ruth. 1, 2. 1 Sam. 17, 12. 54) Onomast. s. d. W. Ἐφραθα. 55) Ps. 132, 6. 1 Kön. 11, 26. 1 Sam. 1, 1. 56) Ruth. 2, 1. 4. 4, 14—17. 22. 1 Sam. 16, 1. 18. 17, 12. 15. 57) *Abulfed.* tabul. Syriae ed. *Köhler.* p. 83. vgl. ibid. pag. 183. Excerpt. ex Ibn Alwardi, wo aber بَيْت لَحْم statt بَيْت جَبْرِيل zu lesen ist. Eusebius und Hieronymus im Onomast. s. d. W. — Daß Josephus Angaben (Antiquit. Jud. Lib. V., 2. §. 8. und VII. 12. §. 4.) nicht widersprechen, hat schon Reland (Palaestin. ed. Traj. p. 445 u. 645.) richtig dargethan. Auch sämtl. Reisebeschreiber stimmen darin überein, vgl. z. B. Joliffe's Reise nach Palästina und Syrien S. 114. 125. teutsch. Übers. 58) Denn לֶחֶם im Hebräischen Brod, لَحْم aber im Arab. Fleisch. 59) Hasselquist Reise nach Palästina. Th. 1. S. 170. ff. teutsch. Übers.

Christus geboren worden, liegt ungefähr 200 Schritte außerhalb des Ortes. Sie ruht auf vier Reihen Säulen von rothem Marmor (48 an der Zahl), das Gebälke gibt man für Cedernholz aus vom Libanon; hie und da sieht man verstümmelte Überreste von Figuren in Musivarbeit, welche der Künstler Ephrem im J. 1278 vollendet haben soll, und halb verloschene griechische Aufschriften aus den Evangelisten. Am Ende des Gebäudes steht ein Altar, welcher den Königen aus dem Morgenlande geweiht ist; am Fuße desselben zeigt man das Bild des leitenden Gestirns (Matth. 2, 2. 7. 9. 10) von jaspisartigem Marmor. Unter dem Chor der Kirche, 10—12 Fuß unter dem Grunde, ist die Grotte, wo Christus geboren und in die Krippe gelegt seyn soll (Luc. 2, 7.). Die Stelle ist durch einen strahlenden silbernen Kreis in Figur eines Sternes auf einer marmornen Platte bezeichnet, mit der Umschrift: Hic de Virgine Maria Jesus Christus natus est. Die Kapelle wird durch Lampen an Altären beleuchtet, welche man nie auslöschen läßt; der eine bezeichnet die Stelle der Geburt Jesu, der andere den Ort, wo die Jungfrau saß, als die Magier dem Kinde ihre Ehrfurcht bezeigten. Die Kaiserin Helena baute hier ihre erste Kirche, allein die jetzige rührt von Justinian her; im J. 1110 wurde sie auf Ansuchen Balduins I. durch Papst Paschalis II. zur Kathedralkirche des Bischofs von Bethlehem erhoben, welcher unmittelbar unter dem Patriarchen von Jerusalem stand. Außer dieser Kirche und einer andern, der heil. Katharina geweihten, ist noch ein Franziskanerkloster dort, im welchem die Pilgrimme gewöhnlich wohnen. Hier zeigt man die Kapelle des Hieronymus, auch sein Begräbniß, nebst den Begräbnissen des Eusebius, der Paula, einer vornehmen verwitweten Römerin und ihrer Tochter Eustochium, welche zur Zeit des Hieronymus nach Bethlehem kamen, um ihr Leben der Andacht ganz zu weihen [60]). Die Sage hat noch viele andere Örter geheiligt; so ist auf dem ältern Wege nach Jerusalem eine durch einen Olivenbaum und eine Mauer ausgezeichnete Stelle, wo Maria unter einer Terebinthe mit dem Jesuskinde geruht haben soll; ferner zeigt man den Ort, wo die Magier den Stern zum zweiten Male erblickten; unweit vom Wege ist der Ort, von wo Habakuk durch den Engel nach Babel geführt wurde, den Daniel in der Löwengrube zu speisen [61]) u. s. w. Wichtiger ist das runde Gewölbe, welches für das Grab Rahels, Jakobs geliebter Gattin [62]), gehalten wird, 2 römische Meilen nördlich von Bethlehem. Das ganze Werk ist im Geschmacke der spätern türkischen Baukunst, das Grab selbst ist 5—6 Fuß hoch, aus gehauenen Steinen verfertigt, welche ungefähr 8 Fuß Länge, und 3½ Breite haben. Eine Mauer von 3 Fuß Höhe umgibt das ganze Gebäude, der Zugang ist Christen versagt, weil die Türken daraus eine Moschee gemacht haben. Auch das Dorf, wo die Hirten wohnten, welchen die Geburt des Messias verkündet wurde (Luc. 2, 8. ff.), will man wissen; es sind nämlich Höhlen, welche dem Vieh im Winter zum Aufenthalt dienen und dann auch von den Hirten bewohnt werden. Auf dem Wege nach Hebron, etwa 1½ Stunde südlich von Bethlehem liegen 3 Teiche, deren Anlegung man Salomo nach Kohel. 2, 4—6 zuschreibt. Sie sind in Felsen ausgehauen, an dem obern Rande mit Mauerwerk umgeben, ziemlich von gleicher Breite, aber ungleicher Länge. Sie fangen das Quellwasser, was in der Nähe entspringt, auf, und bringen es durch Wasserleitungen weiter; alle drei sind durch Kanäle verbunden, so daß das Wasser aus dem obersten in den zweiten und endlich in den untersten fließt. In der Hauptquelle kann man nicht leicht kommen, auch ist der Zugang dazu verschlossen, daher nent man sie den versiegelten Brunnen und bezieht Hohesl. 4, 12 darauf. Die Tradition zeigt am Ende der 3 Teiche einen der Lustgärten Salomo's in einem felsigen Thal gegen NW. u. N. durch Teiche eingeschlossen, und nach Hohesl. 4, 12 verschloßner Garten genant [63]).

2) Ein anderes Bethlehem lag im Stamme Sebulon (Jos. 19, 15), von welchem aber weiter nichts bekant ist. (*A. G. Hoffmann.*)

Bethlehem, ein Mktfl. in der County Northampton des nordamerik. Staats Pennsilvania, (40° 37′ L. u. 284° 46′ Br.) am Leheigh, der dem Delaware zuströmt, hat 1 Kirche, 1 Brüder- u. 1 Schwesternhaus, 1 Knaben- u. 1 Mädchenschule, die zu den ausgezeichnetsten in Nordamerika gehören, 80 steinerne Häus. u. 1436 Einw., die vielerlei Arten von Gewerben unterhalten und die ganze Industrie der Herrnhuter in diesen Ort verpflanzt haben. Es gilt auch für den Hauptort aller Herrnhuter in den vereinigten Staten. (*Hassel.*)

BETHLEHEMITEN. Mönche dieses Namens im Mittelalter erwähnt nur Matthäus von Paris *). Nach seiner Angabe erhielten sie 1257 ein Haus zu Cambridge in England, kleideten sich wie die Dominikaner und trugen zum Andenken des Sternes, den die chaldäischen Weisen über Bethlehem erblickten, vorn am Scapulier einen Stern mit 5 rothen Strahlen um eine kleine blaue Scheibe. Weder von der Zeit ihrer Entstehung und ihres Unterganges, noch von ihrer Verfassung und Ausbreitung hat man zuverlässige Nachrichten. Oft wurden sie mit einem Ritterorden gleiches Namens und Abzeichens verwechselt **). Von ihnen gänzlich verschieden sind die Bethlehemiten in Westindien, welche Peter von Betancourt, ein 1619 auf Teneriffa geborner und 1650 nach Guatimala in Neuspanien ausgewanderter Edelmann, nach einigen verunglückten Versuchen, seine Frömmigkeit auf andere Art zu bethätigen, um 1659 zum Dienste eines von ihm zu Guatimala errichteten Hospitals U. L. Fr. von Bethlehem stiftete und nach diesem Hospitale, in das er die erste Kranke, eine gelähmte Negerfrau, auf seinen Schultern trug, benante. Er starb zu Guatimala 1667 im Rufe eben so großer Sonderbarkeit als Heiligkeit. Da er 1655 in den dritten Orden der Franciskaner getreten war, konten seine Bethlehemiten sich nur dadurch von diesem Orden unabhängig machen, daß sie 1668 die bisher getragene Kleidung desselben

60) *Hieronym.* in Epitaphio Paulae T. IV. P. II. p. 674. 688. ed. Martian. 61) S. das Apocryph. vom Drachen zu Babel v. 32—38. 62) 1 Mos. 35, 19. 20. 48, 7.

63) Vgl. Maundrell's, Hasselquist's, Korte's, Pococke's, Chateaubriant's, Clarke's, Jolliffe's bekante Werke.

*) Hist. major. ed. Par. 1644. f. p. 639. **) Helyot des ordres relig. T. III. cap. 46.

ben mit einer eigenthümlichen vertauschten. Diese unterscheidet sich von der Kapuzinertracht nur durch einen Schild mit der Abbildung der Geburt Christi auf der rechten Seite des Mantels, ledernen Gürtel und runden Hut. Die Bethlehemiten verbreiteten sich in Mexico und Peru, wo sie in Lima das prächtigste ihrer Spitäler haben, doch nicht außer Südamerika. Erst 1673 erhielten sie päpstliche Bestätigung ihrer Congregation, 1687 gleiche Rechte mit den Augustinern nebst der Regel des h. Augustinus und 1707 sämtliche Privilegien der Bettel- und Hospitaliterorden, vermöge welcher sie von einem nur dem Papste verantwortlichen Generale regirt werden. Außer den gewöhnlichen drei Mönchsgelübden legen sie noch das vierte ab, Gastfreiheit zu üben und Kranke ohne Unterschied der Krankheit und des Glaubens zu pflegen, auch für genesene Arme zu sorgen. Mit ihren Hospitälern und Klöstern, die durch Almosen und Vermächtnisse erhalten werden, sind Elementarschulen für arme Kinder verbunden, in denen sie Unterricht ertheilen. Schon 1668 errichteten sie auch einen weiblichen Zweig ihres Ordens zur Pflege kranker Frauen. Diese Bethlehemitenschwestern haben die Kleidung, Verfassung und Regel der Bethlehemiten, doch strenge Clausur, und ihre Klöster, deren Vorgesetzte größere Schwestern heißen, stehen unter dem General des noch jetzt in Mexico und Peru bestehenden Ordens ***). (*G. E. Petri.*)

Bethleptepha, Bethleptephene, s. Bethlebaoth.

Bethmaacha, s. Abelmaacha und Abelbethmaacha.

Bethmaëla, *Βηθμαελὰ*, nach Eusebius[1]) ein Flecken in der großen Ebene, 18 Meilen von Scythopolis; nach Hieronymus aber hieß der Ort Bethbahula und war nur 10 Meilen von Scythopolis entfernt.

Bethmarcaboth בית מרכבות (Haus der Wagen), auch mit dem Artikel Bethhammarcaboth, ist eine Stadt im Stamme Simeon (Jos. 19, 5. 1 Chron. 4, 31).

Bethmaus (*Βηθμαοὺ*), ein Flecken in Galiläa zwischen Sephoris und Tiberias, von letztrer Stadt 5 Stadien entfernt[2]). Der Talmud gedenkt eines Bethmeon (בית מעון) unweit Tiberias, und Lightfoot glaubt[3]), dies sey Bethmaus.

Bethmeon, s. Bethbaalmeon unter Bel.

Bethmeschainone, s. Bethgarme.

Bethmillo בית מלוא (Haus der Verschanzung), eine Burg unweit Sichem (Richt. 9, 6. 20.), welche wahrscheinlich auch 2 Kön. 12, 21. gemeint ist; doch verstehen es Andere an letztrer Stelle vom Kastell am Berge Zion.

Bethnabris, s. Bethnimra.

Bethnikator, s. Bethgarme.

Bethnimra בית נמרא (4 Mos. 32, 36. Jos. 13, 27.) auch blos Nimra (4 Mos. 32, 3.) eine Stadt im Stamme Gad, nach Eusebius, bei dem sie *Βηθναμβρὶς* heißt, 5 Meilen nördlich von Bethharan oder Julias[4]). Nach dem Talmud hieß sie später בית נמרין und so hat auch das Targum 4 Mos. 32, 3. Wahrscheinlich gehören die Gewässer Nimrin נמרים (Jerem. 48, 34.) auf dem moabitischen Gebiete gleichfalls hieher. Nach Simonis Ansicht[5]) ist Nimrin ein Appellativum und daher das arab. نمر helles Wasser damit zu vergleichen.

Bethnua, בית נוא (eigentl. Bethnevo), gehörte zum Bischofssprengel von Seleucia, eben so wie Bethvarch בית נוגר[6]).

Bethnuhadra (בית נוהדרא) oder auch blos Nuhadra und Banihudra (בנהדרא), bei griechischen und lat. Schriftstellern Naarda und Nearda, eine Stadt in der fruchtbarsten Gegend auf der Gränze Babyloniens und Mesopotamiens, und Sitz eines Bischofs, welcher dem Metropoliten von Adiabene, später dem von Mosul untergeordnet war[7]). Nach Josephus[8]) war sie ziemlich fest, theils durch Mauern, theils durch den Euphrat, und die Juden nahmen ihre Zuflucht dorthin und nach Nesibis, auch blühte hier später eine Schule derselben.

Bethnetopha, s. Netopha.

Bethogabris, s. Bethagabra.

Betholene fand sich nebst Tephene bei Plinius[9]) als Name von einer Landschaft, allein beides ist verdorben, und statt dessen ist, wie Harduin aus dem Josephus[10]) richtig verbessert hat, Bethleptephene zu lesen.

Bethom (*Βηθὼμ*) nach Pseudo-Epiphanius[11]) eine Ortschaft im Stamme Ruben und Geburtsort des Propheten Joel. Reland vermuthet[12]), daß die Lesart *Θεβορὰν* des cod. Augustan. wol aus *Βεθορὰν* verdorben sey, und daß mithin Bethbaran gemeint sey, allein es ist dagegen die Lage dieses Ortes, welcher nach Jos. 13, 27. im Stamme Gad zu suchen.

Bethome, *Βεθόμη*, eine jüdische Stadt, wohin sich im Kriege mit den Syrern die mächtigsten und reichsten Juden flüchteten; allein auch hier fanden sie nicht Schutz, indem die Stadt erobert wurde[13]).

Bethora ist vermuthlich mit Bethoron einerlei, welches nachzusehen.

Bethpeor, בית פעור (Haus Peors), eine Stadt in Moab, unweit des Jordan vom Dienst des Baalpeor benant (5 Mos. 3, 29, 34, 6.); sie wurde den Rubeniten zum Besitz angewiesen. (Jos. 13, 20.)

Bethphage, *Βηθφαγή*, syr. ܒܝܬ ܦܓܐ (Ort der Feigen), ein kleines Dorf (nach Hieronymus blos eine Meierei) am Ölberge unweit Jerusalem, ein wenig

***) *Helyot* Hist. des ordres relig. T. III. chp. 47.

1) Onomast. s. d. W. 2) *Joseph.* de vit. sua §. 7. ed. Havercamp. 3) Centur. chorogr. Matthaeo praemiss. in f. Opp. T. II. p. 224. ff. 4) Eusebius s. d. W. *Βηθαραμφθὰ* und *Βηθαραβαρ*. 5) Onomast V. T. S. 175. 6) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. I. p. 482. 7) *Assem.* Bibl. Or. T. II. p. 429. und 459. 8) Antiq. XVIII. 9. §. 1. 9) H. N. L. V. c. 15. Ed. Bip. 10) De bell. Jud. IV, 8. §. 1. 11) De vit. Prophet. p. 245. 12) Palaest. ed. Traj. pag. 650 — 651. 13) *Joseph.* Antiquit. XIII, 14. §. 2.

westlich von Bethanien; von hier aus hielt Jesus seinen Einzug nach Jerusalem kurz vor seinem Tode (Matth. 21, 1. Marc. 11, 1. Luc. 19, 29.). Die Talmudisten setzen den Ort fast an die Mauern der Stadt; überbleibsel finden sich noch Pococke[14]) etwa 2 englische Meilen von Jerusalem. Lightfoot's Meinung[15]), daß Bethphage einen Distrikt des Ölbergs bezeichne, ist unter andern von Ludwig de Dieu[16]) widerlegt worden. Den Namen hat man auf verschiedene Weise erklärt, doch ist die Übersetzung: Feigenort wol vorzuziehen, denn פַּגִּים sind unreife Feigen (Hohesl. 2, 13), auch finden sich noch bei Bethphage viele Feigenbäume[17]).

Bethphazzez, בֵּית פַּצֵּץ (Haus der Zerstreuung), eine Stadt im Stamme Isaschar (Jos. 19, 21.).

Bethphelet, בֵּית פֶּלֶט (Haus des Entwischens), Stadt im südlichen Theile des Stammes Juda (Josua 15, 27. Neh. 11, 26.).

Beihraman, בֵּית חַכְלַי, auch blos Raman und Baraman (بارامان), ist ein von Arabern bewohnter Landstrich in der Nähe von Babylonien mit der Hauptstadt Sena am Tigris, in welcher ein Bischof seinen Sitz hatte[18]).

Bethrazich בֵּית חַכְלַי, oder auch blos Razich (eigentlich Rosik nach der syrischen Schreibweise), eine von Arabern bewohnte Landschaft, wo die Nestorianer einen Metropoliten hatten[19]); die dazu gehörige Stadt Mahaldegerd ist nicht weit von Susiana entfernt[20]).

Bethsaida, Βηθσαιδά, syr. בֵּית צַיְדָא (Fischhausen), nach Joh. 1, 45. eine Stadt, nach Marc. 8, 23. ein Flecken in Niedergaliläa (Joh. 12, 21.) am westl. Ufer des Sees Genezareth (Marc. 6, 45.), bekant als Geburtsort der 3 Apostel Petrus, Andreas und Philippus. Nach Epiphanius[21]) war es in der Nähe von Kapernaum und Jesus pflegte sich in beiden häufig aufzuhalten. Pococke[22]) fand in dieser Gegend, etwa 2 engl. Meilen vom Ufer, ein Dorf Bethsaida. — Unterschieden von dieser galiläischen Ortschaft ist ein anderes Bethsaida in Gaulonitis am östl. Ufer des Sees Genezareth[23]), nahe beim Einfluß des Jordans in denselben. Früher war es ein Dorf, wurde aber vom Tetrarch Philippus zur Stadt erhoben und nach der Tochter des Augusts, Julias genant[24]). Pococke[25]) will noch Spuren davon entdeckt haben, besonders Trümmern von einer großen Cisterne und einer Kirche. Einige haben nur Ein Bethsaida angenommen, müssen also, was nicht erweislich ist, Gaulonitis für einen Theil von Galiläa annehmen[26]).

Bethsalisa, ein 15 röm. Meilen nördlich von Diospolis im thamnitischen Bezirke liegender Flecken[27]); 2 Kön. 4, 42., auf welche Stelle sich Eusebius und Hieronymus beziehen[28]), steht im hebr. Texte Baalschalischa.

Bethsamos, s. Bethasmavet.

Bethsean בֵּית שְׁאָן und zusammengezogen Bethsan שָׁן בֵּית (Haus der Ruhe), eine bedeutende Stadt im Stamme Manasse (Jos. 17, 11. 16. Richt. 1, 27.), diesseit des Jordan[29]), 120 Stadien von Tiberias[30]) und nach Abulfeda[31]) unter dem 58° der Länge und 32° 50′ der Breite, am südöstlichen Ende der Ebene Esdrelon, ungefähr 600 Stadien von Jerusalem (2 Macc. 12, 29.). Nachmals erhielt sie den Namen Scythopolis, Σκυθῶν πόλις[32]), auch Σκυθοπόλις; der Grund dieses Namens aber läßt sich nicht mit Bestimtheit angeben. Die meisten leiten ihn von den Scythen ab, welche durch ihren Einfall in Palästina unter der Anführung ihres Königes Madyes[33]) leicht diese neue Benennung der Stadt hätten veranlassen können; allein diese Annahme hat bedeutende Schwierigkeiten, da der Name griechisch ist, die Griechen aber erst 300 Jahre später (denn jener Einfall der Scythen würde in die Zeit Josias gehören) in Palästina Einfluß gewannen. Auf hebräisch würden die Scythen Magog und die Stadt also Bethmagog heißen müssen. Bochiene will zwar[34]) diesen Zweifel so heben, daß die Hebräer Bethschean in ihrer Sprache Scythenstadt genant und die Griechen dies übersetzt hätten; allein diese sinnreiche Hypothese befriedigt doch nicht völlig. Noch weniger ist mit Cellarius[35]) der Ursprung des Namens davon abzuleiten, daß mehre Scythen in dem Orte zurückgeblieben wären und hernach die größre Anzahl der Einwohner ausgemacht hätten. Am wahrscheinlichsten hat man sich die Sache wol so vorzustellen[36]): Σκυθόπολις ist verkürzt aus Συκοθόπολις, welches die Gegend von Succoth[37]), besonders aber den Hauptort, die urbs jener Gegend, nämlich Bethsean bezeichnete. Die, welche jenes Succoth nicht kanten, oder beim Namen Σκυθόπολις aber an das große Volk der Scythen, als an jenes Örtchen dachten, erklärten es sich durch Σκυθῶν πόλις. Bei den Rabbinen und Talmudisten heißt die Stadt auch בֵּירָן, wo בֵּי für בֵּית steht[38]), in neuter Zeit aber wieder Elbeysan[39]). Die Stadt half die südliche Gränze Galiläas bilden[40]); doch kam sie erst später in die Hände der Hebräer; denn die Canaaniter behaupteten die Stadt[41]), und zur Zeit Sauls

14) A. a. O. 2. Th. S. 44. 15) Hor. hebr. et talmud. ed. Carpzov. p. 545. 16) Animadversiones in IV. evangelia p. 86. zu Matth. 21, 1. 17) Rauwolf eigentliche Beschreibung der Reiß, so er in die Morgenländer u. s. w. selbst verbracht. Langingen 1582. 4. Th. III. S. 447. 18) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. I. p. 226. P. II. p. DCCLXXIII. 19) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. I. pag. 347. 20) *Assem.* a. a. O. P. II. p. DCCLXXII. 21) Advers. haeres. L. II. p. 457. ed. Petav. 22) A. a. O. 2. Thl. S. 99. 23) *Plin.* H. N. V, 15. ed. Bip. 24) *Joseph.* Antiquitt. 18. 3. §. 1.; 4. §. 6.; de Bello Jud. II, 9. §. 1. 25) A. a. O. S. 99. 26) S. *Lightfoot* Opp. Tom. II. Fol. 236.; *Reland* Palaest. ed. Traj. pag. 181. und 654 — 655., und *Joseph.* Antiquitt. VIII, 2. §. 3. 27) Eusebius im Onomast. z. d. W. Βαιθσαισάδ. 28) Onomast. u. d. W. Βαιθσαισάδ und Bethsalisa. 29) Bochart (Geograph. sacra p. 218. Francof. 1681. 4.) setzt es mit Unrecht jenseit des Jordan in die Landschaft Gilead. 30) *Joseph.* Vit. §. 65. ed. Haverc. 31) Tab. Syriae ed. Köhler pag. 43. 32) S. Alexandrin. Version Richt. 1, 27. 33) *Herod.* hist. I, 105. 34) Histor. und geogr. Beschreib. von Palästina. 2. Th. 3. Bd. §. 604. 35) Notit. Orb. antiq. T. II. p. 518. sqq. 36) *Reland* Palaest. ed. Traj. pag. 992. sqq. 37) Hieronymus zu 1 Mos. 33, 17. 38) Reland a. a. O. pag. 993. 39) Büsching neue Erdbeschr. V. Th. 1. Abth. S. 471 ff. 3. Ausg. 40) *Joseph.* de bell. Jud. III, 3. §. 31. 41) Richt.

war sie in den Händen der Philister, oder eines mit ihnen im Bunde stehenden Volkes[42]). Die Stadt gehörte zur sogenannten Decapolis, ja war darunter die grösste[43]), späterhin restaurirte sie Gabinius und suchte sie mehr zu heben[44]). Schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Ära hatte sie eine blühende Gemeinde und einen Bischof; auch ist sie als Geburtsort des Basilides, Cyrillus und anderer wichtig[45]). Doch war sie schon zu Abulfeda's Zeit zu einem kleinen Orte ohne Mauern herabgesunken[46]), und die neuesten Reisenden gedenken ihrer gar nicht.

Bethseleucia eigentl. Bethseloch (בֵּית סֶלֶךְ), Sitz eines Metropoliten, gewöhnlich noch mit dem Beisatz Karfo כַּרְפּוֹ, d. i. oppidum, lag in der Provinz Garme unweit Seleucia und Ctesiphon. Öfters komt der Ort auch blos unter dem Namen Karfo vor[47]). Assemani[48]) vermuthet, daß es auch wol mit dem pers. شهرجرد, syr. ?ܫܗܪ̈ܓܪ̈ܕ Schahargard einerlei sey. Man darf es nicht verwechseln mit der Hauptstadt Seleucia, dem ehemaligen Sitz des morgenländischen Patriarchen; denn diese wird von den Syrern Selik ܣܠܝܩ genant[49]).

Bethsemes, בֵּית שֶׁמֶשׁ (Haus der Sonne), ist der Name von mehren Ortschaften; 1) heißt so eine Levitenstadt im Stamme Juda[50]), an der Gränze des Stammes Dan (Jos. 15, 10.) und Philistäas (1 Sam. 6, 12.), welche nach Eusebius[51]) 10 röm. Meilen östlich von Eleutheropolis entfernt war, und zwar in der Richtung nach Nicopolis. Da nun Jos. 19, 41 Irsemes עִיר שֶׁמֶשׁ (Sonnenstadt) unter Dan's Städten aufgeführt wird, so hat man vermuthet, daß beide Ortschaften dieselben seyn. Erhellet dies nun zwar aus den biblischen Stellen keineswegs, wie Calmet[52]) behauptet, so hat es doch viel Wahrscheinlichkeit. Denn Dan und Juda lagen unweit von einander, eine Anzahl Städte werden im Buche Josua beiden zugetheilt[53]), und Bethschemesch wird nicht unter Judas Städten (Jos. 15, 21. ff.), sondern nur als Gränzbestimmung (Jos. 15, 10.) aufgeführt; jedoch findet sie sich unter den Ortschaften, welche Juda den Leviten abtrat (Jos. 21, 16. 1 Chron. 6, 59.). Bei dem öftern Widerspruch der statistischen Angaben in Josua läßt sich demnach nichts Gewisses darüber ausmitteln. Daß es übrigens wirklich eine Levitenstadt war, erhellet aus 1 Sam. 6, 15. Reland[54]) zwar leugnet die Identität beider Örter; Irsemes sey ja Nicopolis oder Emmaus, Bethsemes aber liege zwischen Eleutheropolis und Nicopolis; gegen diesen Beweis ließe sich nichts einwenden, wenn nur nicht die erste Behauptung unerwiesen wäre. Sie gründet sich nämlich auf eine Äußerung des Hieronymus[55]), welcher neben Ailon und Selebi auch Emaus aufführt, wie beide Örter Jos. 19, 41. mit עִיר שֶׁמֶשׁ, in LXX. πόλεις auch πόλις Σαμμαύς verbunden sind. Allein wer könte daraus folgern, Emaus und Irsemes sey ein und derselbe Ort; zumal Hieronymus selbst dies nirgends ausdrücklich sagt; darnach ließe sich auch (Jos. 19, 41. 42. vgl. mit 1 Kön. 4, 9. 2 Chron. 21, 29.) die Identität von Irsemes und Bethsemes behaupten. Den Namen Sonnenhaus mag die Stadt wie die übrigen gleiches Namens wol von der Verehrung der Sonne bei den Kanaanitern erhalten haben; merkwürdig ist der Ort durch den großen Unfall, welcher die Bewohner traf, als sie die von den Philistäern zurückgesandte heilige Lade gesehen hatten (1 Sam. 6, 12. ff.). Es kamen 50,070 Mann ums Leben; ob diese enorme Zahl durch falsche Auflösung eines Zahlzeichens entstanden, oder wie so viele andere offenbar unhistorische Angaben dem alles übertreibenden Charakter der morgenländischen Geschichtschreibung beizulegen sey, läßt sich nicht entscheiden. Späterhin unter Ahas bemächtigten sich die Philistäer der Stadt (2 Chron. 28, 18.). 2) liegt ein Bethsemes im Stamme Naphthali (Jos. 19, 38.), von wo jedoch die Kananäer nicht vertrieben wurden (Richt. 1, 33.). 3) heißt so eine Stadt im Stamme Issachar (Jos. 19, 22.). Daß es nicht etwa Gränzstadt sey, und dem Stamme Naphthali gehörig, sieht man aus der Zahl der Städte, welche Jos. 19, 22. angegeben wird. 4) wird das ägyptische Heliopolis Jerem. 43, 13. so genant, wofür sonst On אָוֶן steht, s. d. Art. On.

Bethsemera, s. Bethhoron.

Bethsitta, בֵּית הַשִּׁטָּה (Haus der Akazie), wird nur Richt. 7, 22. in Verbindung mit Zareda genant, lag mithin wol im Stamme Manasse in der Gegend von Bethsean.

Bethsori, s. Bethgarme.

Beththappua, בֵּית תַּפּוּחַ (Ort der Äpfel), Stadt im Stamme Juda (Jos. 15, 53.); nach Eusebius[56]) an der ägyptischen Gränze, 14 röm. Meilen von Raphia.

Bethul בְּתוּל, und Bethuel בְּתוּאֵל, Stadt im Stamme Simeon (Jos. 19, 4. 1 Chron. 4, 30.), nach Hieronymus[57]) 5 kleine Tagereisen von Pelusium entfernt. Es ist wol mit Bethelia einerlei; aber Calmets Behauptung[58]), daß es mit dem Bethulia des Buchs Judith identisch sey, wird durch des letztern geographische Lage widerlegt.

Bethulia (Βετυλούα), nach Judith 4, 6. 7, 3. eine feste Stadt in Palästina auf einer Anhöhe (Judith 6, 13. 16.), unweit Dothaim und Esdrelon. Einige haben

42) 1 Sam. 31, 10 — 13. 2 Sam. 21, 12. 43) *Joseph.* de bell. Jud. III, 9. §. 7. 44) Joseph a. a. O. 1, 8. §. 4. 45) S. bei Reland a. a. O. pag. 977. sqq. 46) *Abulfed.* tab. Syr. ed. Köhl. p. 84. 47) *Assem.* Bibl. Orient. T. III. P. I. S. 173. 48) a. a. O. T. III. P. II. p. DCCXLVIII. 49) Assem. III, 1. S. 187. 189. 50) Eusebius und Hieronymus (Onomast. u. d. W. Βηθσάμες) irren sich, wenn sie die Stadt in den Stamm Benjamin setzen, denn dies ist ja gegen die Angaben von 2 Kön. 14, 11. 2 Chron. 25, 21. vgl. auch Jos. 21, 16. 1 Chron. 6, 59. 51) Onomast. u. d. W. Βηθσάμες. 52) Bibl. Wörterbuch u. d. W. 53) Vgl. 15, 33. 45. 59. mit 19, 41. ff.

54) a. a. O. pag. 168. und 656. ff. 55) Comment. in Ezech. cp. XLVIII. §. Opp. omnia T. III. p. 1069. ed. Martian. 56) Onomast. u. d. W. Βηθάφου. 57) In Vita S. Hilarion. T. IV. P. II. p. 84. ed. Martian. 58) Bibl. Wörterb. u. d.

aus dieser Lage geschlossen, es sey die Stadt Saphet, ohne aber weiter einen Beweis dafür führen zu können. Nicht zu verwechseln ist es mit Bethul, welches weit südlicher im Stamme Simeon lag. Zwar reden etliche Reisende von einer Stadt Bethulia im Stamme Sebulon, unweit Tiberias und nördlich von Scythopolis; aber sie erfinden sicherlich den Namen, denn die Alten wissen durchaus nichts davon, vielmehr gehört der Ort wol der fabelhaften Geographie des Buches Judith an.

Bethvarch, s. Bethnua.

Bethvazik (בֵּית בָּזִיק), auch Buazicha, Bavazicha, ist nur ein anderer Name für Chonisapor (בֵּית גּוּנְדִּישָׁפוּר), bekant als Sitz eines Bischofs [59]).

Bethzabde (בֵּית זַבְדֵּי), auch Bizabde, Zabdicene, oder Dschesira, (الجزيرة d. i. Insel), daher Gezerta, Gazarta, Gozerta, Gosarto dekardu (בֵּית גָּזְרְתָּאי כַּרְדוּ), ist eine Insel im Tigris etwa 12000 Schritte oberhalb Mosul [60]), mit einem Städtchen Camul (كمول), wo ein nestorianischer Bischof seinen Sitz hatte [61]). Der eigentliche Name der Insel, ist Kardu und Zabde [62]). Man darf damit nicht verwechseln die Landschaft Carduene oder Gorduene in Armenien, wozu das gordyäische Gebirge (בֵּית גַּרְדְּיָאי) gehöret [63]).

Bethzachara, Bethzacharia (*Βαιθζαχαρία*), ein Ort Judäas, nicht weit von Bethzur, dem Josephus zufolge [64]) etwa 70 Stadien davon entfernt in der Richtung nach Jerusalem, und merkwürdig wegen einer Schlacht zwischen Antiochus Eupator und Judas Maccabi (1 Macc. 6, 32. ff.). Pseudo-Epiphanius [65]) erwähnt, daß der Prophet Habakuk aus *Βηθζοχὴρ* (andre Cod. *Βηθζεχὰρ*) d. i. Bethzachara gewesen. Noch in neuern Zeiten zeigte man in jener Gegend 2 Örter dieses Namens [66]).

Bethzecha, Bethzetho (*Βηθζηθώ*), ein Flecken, welchen der syrische Feldherr Bacchides überrumpelte, und wo er nach der Einnahme viele Juden tödten ließ [67]). In der Bibel (1 Macc. 7, 19.) steht *Βηζαίθ* (*Βηζαίθ*), welches Luther Bethzecha übersetzt.

Bethzur, בֵּית צוּר (Haus des Felsens), eine Stadt auf dem Gebirge Juda im Stamme gleiches Namens (Jos. 15, 58. 2 Chron. 11, 7.), nach Eusebius [68]) 20 römische Meilen von Jerusalem auf dem Wege nach Hebron, und bildete eine Vormauer gegen Idumäa (1 Macc. 14, 33. 4, 29.). Schon Rehabeam befestigte sie (2 Chron. 11, 7.), noch mehr die Maccabäer [69]), und Josephus, bei dem sie öfters genant wird [70]), rechnet sie zu den festesten Plätzen Judäas. Auffallend ist es, daß 2 Macc. 11, 5. ihre Entfernung von Jerusalem auf 3 Stadien beschränkt wird, und entweder hier oder beim Eusebius muß in den Zahlen ein Fehler liegen; da sie aber an die idumäische Gränze gesetzt wird, so scheint Eusebius Angabe richtiger zu seyn [71]). An diesem Orte ist einer alten Sage zufolge der äthiopische Kämmerer der Königin Candace vom Apostel Philippus getauft worden (Apostelg. 8, 26. ff.), ja zu Eusebius und Hieronymus Zeit [72]) zeigte man noch die Quelle, in welcher das Untertauchen Statt gefunden. Diese Tradition ist entweder falsch, da dieser Ort von dem Wege nach Gaza zu weit abliegt, oder man hat mit Cellarius [73]) ein anderes Bethsur zu verstehen, welches Eusebius und Hieronymus in die Gegend von Eleutheropolis setzen, und welches mithin auf dem geraden Wege von Jerusalem nach Gaza lag, welchen doch der Kämmerer einschlug. Reland sucht zwar [74]) dieses Argument zu entkräften, allein Maundrell [75]), welcher die Quelle bei Bethzur gesehen, erklärt die ganze Sache für unwahr, und behauptet, es sey unmöglich, jemals mit einem Wagen, den doch der Kämmerer hatte (Apstg. 8, 28. ff.) dorthin zu gelangen. (*A. G. Hoffmann.*)

BETHELN, ein bedeutendes evangelisches Pfarrdorf im Amtsbezirk Gronau im Fürstenth. Hildesheim, vor Zeiten Beitlumb, auch Beitlum genant, liegt ¼ St. von Gronau und 3 St. von Hildesheim, in einer reizenden Gegend, allenthalben von nicht zu nahe liegenden Bergen und Holzungen umgeben. Die Leine schlängelt sich ¼ St. vom Orte, von Abend gegen Morgen, hin. Der Ort selbst, welcher 144 Familien, 693 Einw. (355 männl. und 338 weibl. Geschlechts) enthält, hat nebst seiner Feldmark und Waldung ¼ QM. Flächenraum. Hauptgewerbe sind Ackerbau und Hopfenbau, der jährlich 3000 Thlr. einbringt; doch fehlt es nicht an Professionisten, auch nähren sich mehre Einwohner vom Handel mit Garn und Wolle *). (*Schickedanz.*)

Bethelsdorf in Ungern, s. Lanzenträger.

Bethemek, s. Beth.

BETHENCOURT (Jean, Herr von), Baron von St. Martin le Gaillart, in der Grafschaft Eu, Herr von Grainville la Teinturiere im Lande Caux, berühmt als kühner Seefahrer und Eroberer der kanarischen

---

W. Bethulia. 59) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. II. p. 489. 60) *Assem.* Bibl. Or. T. II. p. 103. 108. 251. 419. 450. 61) Assem. a. a. O. pag. 450. vgl. Tom. III. P. I. p. 275. 62) Assem. a. a. O. T. III. P. II. pag. DCCXXXIV. 63) *Cellarii* Not. orb. antiq. T. II. p. 775. 64) Antiquitt. XII. 9. §. 4. de bell. Jud. I, 1. §. 5. 65) De Vitis prophetar. p. 247. ed. Petav. 66) Troilo Reisebeschr. S. 434. ff. 67) *Joseph.* Antiquitt. XII, 10. §. 1. 68) Onomast. u. d. W. *Βεθσὶς*.

69) 1 Macc. 4, 61. 6, 7. 26. 14, 33. vgl. 2 Macc. 13, 19. 70) Antiquitt. XII, 7. §. 7; 8. §. 3; 9. §. 4. XIII, 2. §. 1; 5. §. 6. De bell. Jud. I, 1. §. 5. 71) Cellarius will (Notit. Orb. ant. T. II. p. 565. ed. Lips. 1706.) daher *σχοίνους* statt *σταδίους* 2 Macc. 11, 5 lesen, und allerdings würden dann beide Bestimmungen zusammentreffen. 72) Onomast. u. d. W. *Βεθσούρ*. 73) A. a. O. S. 564. 74) Palaest. ed. Traj. S. 659. 75) Reise von Aleppo u. s. w. S. 117.

*) Westwärts, nahe an dem Wege nach Gronau, steht unweit Betheln ein Kreuzstein. Sollten dergleichen Steine, deren man in dem Hildesheimischen und Braunschweigischen viele antrifft, die aber in andern nördlichen Provinzen Teutschlands nicht angetroffen werden, wirklich, wie manche Geschichtforscher vermuthen, aus den Zeiten Kaiser Karls des Großen herrühren, so würde der erwähnte Stein bei Betheln das Factum begründen, daß das Christenthum hier in der Gegend sehr früh verbreitet worden, und daß das Dorf Betheln schon über 1000 Jahr alt sey.

Inseln. Er schiffte sich, nachdem er seine Güter Bethencourt und Grainville verpfändet hatte, am 1. Mai 1402 mit mehren französischen Edelleuten, und einer ansehnlichen Begleitung kühner Abenteurer, zu Rochelle ein, ward aber schon zu Cadix von einem Theile derselben verlassen. Indessen blieb er seinem Vorsatze treu, steuerte auf die Canarien zu, und landete im Julius 1402 auf einer Insel, der er den Namen Lancerotta gab. Hier legte er ein Fort an, und besuchte darauf Forteventura, ostwärts von der Insel Canaria. Weil er nicht stark genug war, die übrigen Inseln zu erobern, so begab er sich zu dem Könige Heinrich III. von Castilien, der ihn mit Geld und Lebensmitteln unterstützte, und ihm die Souveränität über diese Insel zuerkannte, jedoch unter der Bedingung, daß er ihm den Eid der Treue leisten mußte. Bethencourt setzte nun seine Eroberungen fort, bemächtigte sich der Inseln Forteventura und Ferro, brachte aus Spanien, wohin er öfters zurückkehrte, Kolonisten, Künstler und Handwerker zurück, und suchte die Einwohner zum Christenthume zu bekehren. Vermöge des Rechts, das sich der Papst damals anmaßte, alle von den Ungläubigen besessenen Länder nach seinem Belieben zu verleihen, ward Bethencourt von demselben 1405 zum Erzbischof der neu eroberten Inseln erhoben. Um neue Unterstützung zu erlangen, soll Bethencourt, der neben dem erzbischöflichen auch zuweilen den königlichen Titel führte, sich nach Frankreich gewendet haben, und 1425 zu Paris gestorben seyn. Er war ein tapferer, unternehmender, aber dabei wohlwollender, bescheidener und uneigennütziger Mann, und unter den Christen der erste, der die canarischen Inseln eroberte. Denn vor ihm hatten nur zuweilen einige spanische Abenteurer seeräuberische Streifzüge dahin gemacht, um die Einwohner zu plündern oder zu Sklaven zu machen. Da Bethencourt keine Kinder hinterließ, so war sein Bruder Regnauld sein einziger Erbe, und nach dessen Tode kam die Herrschaft über die canarischen Inseln an Maciot von Bethencourt, der seit der Eroberung daselbst Statthalter gewesen war. Da sich dieser aber in dem Besitze nicht behaupten konte, so trat er seinen Anspruch an den Infanten Don Heinrich von Portugal ab, der ihn dafür durch eine Pension und durch Abtretung der Seifenfabriken auf der Insel Madeira entschädigte, die Ruy Gonzalez de Camera entdeckt hatte. Der Sohn dieses spanischen Edelmanns heirathete die einzige Tochter Bethencourts, und aus dieser Ehe ging ein berühmtes Geschlecht hervor. — Unter Jean Bethencourts Nachkommen, die sich in Spanien niederließen, hat sich Pierre de Bethencourt ausgezeichnet, der in Westindien unter den Namen Bethlehemiten, eine Congregation der Hospitalier stiftete, durch seinen Wandel und Mildthätigkeit gegen die Armen den Ruhm einer großen Heiligkeit erlangte, und 1667 starb. Adrian de Bethencourt starb 1708 als Gouverneur von Tortosa, an den bei der Belagerung dieser Stadt empfangenen Wunden *). (*Baur.*)

*) Von der Entdeckung der canarischen Inseln überhaupt, und von Bethencourt insbesondere, handeln: Histoire de la premiere descouverte et conqueste des Canariens. Faite dès l'an 1402, par Messire Jean de Bethencourt. Escrite du tems mesme par F. Pierre Bontier, Religieux de S. François, et Jean le Verrier, Prestre, domestiques dudit sieur de Bethencourt; et mise en lumière par M. Galien de Bethencourt, Conseiller du roy en sa cour de Parlement de Rouen. Paris 1630. 8. Hauptquelle, der eigentliche Herausgeber ist Bergeron (s. d. Art.); einen Auszug aus diesem Werke gibt die Biogr. univ. T. IV. p. 400—404. vgl. *Meuset* Bibl. hist. Vol. III. P. I. 213. Conquista y antiguedades de las islas de la gran Canaria, por Don Juan Nunez de la Peña. Madr. 1676. 4.; weniger zuverlässig und gründlich als die beiden folgenden: *Josephi* de Viera y Clavijo Noticias de la historia general de las islas de Canaria. Madr. 1762. Vol. IV. 4. *Georgii Glas* history of the discovery and conquest of the Canary islands; translated from a spanish manuscript lately found in the island of Palma. Lond. 1764. 4. Teutsch, Leipz. 1777. 8.; ein Auszug daraus (v. V. A. *Heinze*) im 1. Bd., von Hirschfelds Bibliothek der Gesch. d. Menschheit.

Bethencuria, s. Fuerteventura.

Bethenim, s. Beth.

Bethennabris, Bethesda, bis Bethjesimoth, s. Beth.

BETHEL, ein Marktfl. in der County Dauphin des nordamerik. Staats Pennsylvania, mit 2091 Einw., worin eine herrnhutische Gemeinde sich befindet. (*Hassel.*)

Bethkardo bis Bethlehem, s. Beth.

BETHLEN, 1) walachisch Betlan, auch Beklan, Herrschaft und Pfarrdorf in Siebenbürgen, innere solnoker Gespansch., unt. Kreis, cig. Bezirk, von Magyaren und Walachen bewohnt, mit einer reformirten und griech. nicht unirten Pfarre, einem Schlosse und Salzbrunnen *). — 2) Bethelen Szent Miklós, ungrisch-walach. Pfarrdorf in Siebenbürgen, kokelburger Gespanschaft, unter. Kreis, tatarlaker Bezirk, mehren Grundherrschaften gehörig, in einer Ebene zwischen Weingebirgen an dem kleinen Kokel-Flusse, mit einer griechischen unirten und nicht unirten Pfarre. (*Rumy.*) 3) B., walachisch Bedlan, Bethyan, Bidlina, Dorf im Großfürstenthum Siebenbürgen, fagarascher Distrikt, szombatfalver Bezirk. Dieses jetzt blos von Walachen bewohnte Dorf war ursprünglich eine sächsische Kolonie, und noch immer ist hier ein evangelisch-sächsischer Pfarrer, jedoch ohne Gemeinde. Auch ist hier eine griechische nicht unirte Pfarre. (*Benigni.*)

*) Daß dies Dorf das Stammhaus der folgenden Familie sey, ist ein in mehren geogr. Werken sich findender Irrthum. (*H.*)

BETHLEN. Zwei ansehnliche Familien dieses Geschlechts bestehen noch in Siebenbürgen; die der Grafen Bethlen de Iktar, von welcher zwei Glieder Gabriel und Stephan den Fürstenstuhl Siebenbürgens bestiegen, und die der Grafen Bethlen de Bethlen, aus welcher mehre in Kriegs- und Statsdiensten großes Ansehen erlangten, auch im Gebiete der Musen nicht unberühmt blieben †).

Gabriel (Gabor) Bethlen von Iktar war vom Schicksal bestimt, dieses alte Geschlecht, das seinen Ursprung bis zur Schwester des heiligen Stephan hinleitet, aus unverdienter Dunkelheit zu hohem Glanze zu erheben. Sein Vater Wolfgang, arm an Glücksgütern, aber reich an Muth und Geistesgaben hatte dem Könige Stephan Bathori wichtige Dienste geleistet, und dafür nebst meh-

†) Eine kurze Genealogie dieser Familie nach Docum. schrieb Joh. Daita, Hofpred. des Fürsten Gabr. B. in seiner epist. respons. ad D. Parcum A. 1618. in *H. Altingii* Hist. eccl. Palat. Frkf. 1700. 4. (*H.*)

ren andern Besitzungen auch das Schloß Illyi erhalten. Hier wurde Gabriel im Jahre 1580 geboren. Schon im 16. Jahre erschien er in den Reihen der siebenbürgischen Krieger. In den verhängnißvollen Zeiten, welche Siegmund Bathori's launenhafter Charakter über Siebenbürgen gebracht, schwang er sich zu hohem Ansehn empor, und schon nach Moses Szekely's Fall trugen ihm die Stände die Fürstenwürde an, aber er trat auf Bocskai's Seite, den er thätig unterstützte. Mit Bocskai's Nachfolger Siegmund Rakotzi lebte er in Zwist, so, daß der argwöhnische Fürst ihn festnehmen ließ. Durch seine Freunde befreit, zog er sich auf seine Güter zurück, bis er, nach Rakotzi's Abdankung, aus alter Anhänglichkeit für das Bathorische Geschlecht, wieder im öffentlichen Leben auftrat, um dem letzten Sprößling desselben, Gabriel, auf den Fürstenstuhl zu helfen. Standhaft hielt er an des Fürsten Seite, bis dieser dem treuen Helfer in toller Wuth nach seinem Leben strebend, und das Vaterland an den Rand des Verderbens führend, ihn gewaltsam in die Reihen der Gegner drängte. Als Bathori durch Mörderdolche in Großwardein sein wüstes Leben geendet, wählten die Stände auf dem Landtage zu Klausenburg (23. Okt. 1613) Bethlen zum Fürsten. Als ein in Glück und Unglück erprobter, mit der Lage des Landes wolbekannter Mann ergriff er die Zügel der Regirung. 24 Schlachten hatte er bis zu seiner Erhebung beigewohnt und die Tapferkeit des gemeinen Soldaten verbunden mit der Klugheit des Feldherrn gezeigt. Während Gabriel Bathori's Regirung waren die Angelegenheiten des Stats, besonders die schwierigen Verhältnisse mit der Pforte seiner Leitung anvertraut, und er hatte die Leiden des Landes, die Fehler der Verwaltung mit prüfendem Auge durchschaut. Von der Natur mit einem sanften Charakter begabt, mit den Wissenschaften und Künsten von Jugend an vertraut, hätte er das Land sicher auf eine hohe Stufe des Wohlstandes gebracht, hätte er nicht durch zu großen Ehrgeiz und den Glanz der ungrischen Krone verleitet sich in endlose Kriege verwickelt, und dadurch die Kräfte des Stats erschöpft. Bethlen mußte bei seiner Erhebung den Ständen versprechen, die Privilegien aller drei Nationen aufrecht zu erhalten, und diesem Versprechen gemäß erfolgte auch die Räumung der durch seinen Vorgänger widerrechtlich besetzten Hermannstadt. Von der Pforte erhielt Bethlen bald die Bestätigung in seiner Würde und das Versprechen thätiger Unterstützung; allein der östreichische Hof zeigte sich feindlich gesint, und wollte die ihm nach Bathori's Ermordung von dessen Anhängern überlieferten Festungen nicht zurückgeben, von denen Jenö, Arrad und Sipa an die Pforte ausgeliefert werden sollten. Erst am 27. Juni 1615 kam es hierüber zum Vergleiche, der Siebenbürgen die früher besessenen ungrischen Plätze wieder überließ, doch wurde vom König Matthias Bethlen's erbitterter Gegner Hommonai noch immer begünstigt, und bei seinen heimlichen und offenen Angriffen auf Siebenbürgen unterstützt. Es kam zu wiederholten Spannungen, die durch einen neuen Vertrag vom J. 1617 ausgeglichen wurden, der Bethlen auch die ungrischen Gespanschaften, welche seine Vorgänger inne hatten, überließ. Als König Matthias gestorben (20. März 1619) und Ferdinand II. die Regirung angetreten hatte, verband sich Bethlen mit den aufrührerischen Unterthanen des Kaisers, und rückte schon im August 1619 mit einem Heere von 18,000 Mann an die Theiß. Er eroberte mit reißender Geschwindigkeit Kaschau, die Bergstädte und einen beträchtlichen Theil Oberungerns. Auch Presburg nebst den dort verwahrten Reichsinsignien fiel nach einer kurzen Belagerung in seine Hand (20. Okt. 1619). Er brach dann gegen Wien auf, um vereint mit Matthäus Thurn die Belagerung der Hauptstadt zu beginnen. Aber die Niederlage eines bedeutenden Corps bei Hainburg und ein von seinem Feldherrn Rakotzi bei Kaschau gegen Hommonai verlornes Treffen bewogen ihn zum Rückzuge nach Presburg. Ein dahin von der Bethlenischen Partei zusammenberufener Reichstag (11. Nov. 1619) ging fruchtlos aus einander; als aber hierauf König Ferdinand II. mit Bethlen einen neunmonatlichen Waffenstillstand geschlossen, und selbst in die Zusammenberufung eines allgemeinen Reichstags gewilliget, versammelte sich dieser in Neusohl (15. Juli 1620), verwarf auf Andringen der Bethlenischen Partei Ferdinands Krönung, und erwählte Bethlen zum König von Ungern. Bethlen nahm nun das ungrische Wapen und den Titel **electus rex Hungariae** in seine Münzen und Sigel auf, ließ sich aber, ungeachtet er im Besitz der Reichskrone war, nicht krönen. Diese Usurpation entflamte die Fehde mit K. Ferdinand nur noch heftiger. Als aber im folgenden Jahre die Schlacht am weißen Berge den Kaiser wieder zum Herrn von Böhmen gemacht, Mähren, Schlesien und die Lausitz sich unterworfen hatten, und mehre der mit Bethlen verbundenen ungrischen Magnaten, den Palatin Horgáts eingeschlossen, zu Ferdinanden wieder übergetreten waren, bequemte sich auch Bethlen zum Frieden, der (31. Dec. 1621) zu Nikolsburg abgeschlossen wurde. Bethlen verzichtete auf den ungrischen Königstitel und lieferte die Reichsinsignien aus, ward für sich und seine männlichen Erben als Fürst von Siebenbürgen und des h. r. R. erkant, und erhielt auf Lebenslänge die Herzogthümer Oppeln und Ratibor und den Genuß der königlichen Einkünfte aus den Gespanschaften Abanyvár mit Kaschau, Zemplin, Borsod, Beregh, Ugols, Szabolts und Szathmár. Auf dem Reichstage zu Ödenburg (3. April 1622) wurde dieser Friede bestätigt. Schon im nächsten Jahre jedoch ließ sich Bethlen durch den Markgrafen von Jägerndorf und den Grafen von Mannsfeld, die ihm bedeutende Unterstützungen aus Teutschland vorspiegelten, verleiten, den Frieden zu brechen, und vereint mit einem Schwarm Tataren in Ungern einzufallen, deren Verwüstungen sich bis über die Gränzen Östreichs, der Steiermark, Böhmens und Mährens erstreckten. Aber die gebesten Hilfstruppen aus Teutschland blieben aus, der Pascha von Ofen weigerte sich standhaft den Waffenstillstand mit Östreich zu brechen, und Bethlen mußte sich zu einem neuen Friedensschlusse bequemen (Wien 8. Mai 1624). Die Nikolsburger Bedingungen blieben unverändert mit der Ausnahme, daß Bethlen Oppeln und Ratibor gegen den Besitz des Schlosses und der Herrschaft Erséd abtrat; Bethlens erste Gemalin war während dieses Zeitraums (1622) gestorben. Er vermählte sich durch thätige Mitwirkung Kaiser Ferdinands zum zweitenmale mit Katharina Kurfürst Joh.

Siegmund von Brandenburg Schwester zu Kaschau, (28. Februar 1626) brach aber, von dem durch seinen Einfluß bei der Pforte ernanten Pascha von Ofen Murtezan unterstützt, noch im nämlichen Jahre den Frieden mit Östreich; da aber die Fortschritte seiner Waffen seinen Wünschen nicht entsprachen, schloß er schon im April 1627 zu Presburg neuerdings Frieden, wodurch er für sich und seine Nachkommen Schloß und Herrschaft Munkats erblich erhielt. Ruhig beherrschte er nun sein Land bis zu seinem am 16. November 1629 erfolgten Tode. Ungeachtet der vielen auswärtigen Kriege war seine Regirung für Siebenbürgen sehr wohlthätig. Das Land selbst genoß im Innern 16 Jahre hindurch eine vollkommene Ruhe. Er beschützte Wissenschaften, Künste und Gewerbe mit kräftiger Hand. Ihm verdankt die Akademie zu Weißenburg (Karlsburg) ihre Stiftung mit einem Fond von 47,000 fl. Opitz Altstedt, Biesterfeld und Piscator wurden als Lehrer dahin berufen. Viele aus Mähren vertriebene Wiedertäufer nahm er als geschickte Handwerker und Künstler im Lande auf, siedelte sie zu Alvinz an und gewährte ihnen Duldung nebst bedeutenden Freiheiten. Er selbst war in den Wissenschaften und Künsten, besonders in der Musik, erfahren, und immer von Gelehrten und Künstlern umgeben. In Unterhandlungen wußte er sich meisterhaft zu benehmen, und besonders bei der Pforte bedeutende Erleichterungen für das Land zu erwirken, das unter ihm, hätte ihn nicht sein Ehrgeiz zu beständigen Kriegen verleitet, noch schöner aufgeblüht wäre.

Seinem Wunsche gemäß übernahm nach seinem Tode Katharina seine Witwe des Landes Regirung. Ihres Gemals Bruder Stephan, bisheriger Statthalter von Siebenbürgen, wurde ihr nebst zwölf Räthen beigegeben, ohne deren Zustimmung sie keine der wichtigern Landesangelegenheiten entscheiden sollte. Aber die Stände wurden bald der weiblichen Regirung überdrüssig, und als die Fürstin vollends mit einem jungen Edelmanne Stephan Csaki in ein anstößiges Verhältniß trat, und ihm sogar durch Heirath die Fürstenwürde verschaffen wollte, zwangen sie die Stände auf dem Landtage zu Klausenburg (16. August 1630) die Regirung niederzulegen und das Land zu verlassen. Zum Fürsten wurde erwählt:

Stephan, Gabriel Bethlens Bruder; allein ehe noch die Wahl vollbracht war, hatte Stephan, zweifelnd, daß ihm die Mehrheit der Stimmen zu Theil werden würde, seinen Sohn Stephan und seinen Schwiegersohn, Zolyomi nach Säros Potak zu Georg Rakotzi abgesandt und ihm die Fürstenwürde antragen lassen. Als Rakotzi Nachricht von Bethlens Wahl erhielt, bemächtigte er sich der Abgesandten, brachte durch Geschenke und Versprechungen einen großen Theil des siebenbürgischen Adels auf seine Seite, und zog zugleich eine bedeutende Kriegsmacht zusammen, um seine Ansprüche zu unterstützen. Stephan dadurch eingeschüchtert, verglich sich mit Rakotzi dahin, daß die Stände zu einer neuen Wahl berufen werden sollten, diese fiel auf dem Landtage zu Schäsburg (20. Sept. 1630) zu Gunsten Rakotzi's aus und Bethlen trat in den Privatstand zurück.

Aus der Familie Bethlen de Bethlen haben sich besonders zwei Abkömlinge als Geschichtschreiber ihres Landes merkwürdig gemacht: Johann und Wolfgang v. Bethlen.

Johann Bethlen von Bethlen geboren 1613. Landeskanzler unter den Fürsten Bartsai, Kemeny und Apafi I. geheimer Rath, Obergespan des weißenburger Komitats und Kurator des Enyeder Gymnasiums. Er war der Stifter des ref. Gymnasiums zu Udvarhely und starb 28. Hornung 1678. Seine rerum Transsilv. libri 4, continent res gestas Principum ejusdem ab a. 1629. ad annum 1663 erschienen zuerst in Hermannstadt 1663. 12. der damalige Superintendent J. A. Müller gab 1778 in Wien in 8. eine neue Ausgabe heraus, zu der der Pater Al. Horányi in zwei Oktavbänden Wien 1782—1783 die bisher ungedruckte von Bethlen selbst verfaßte Fortsetzung dieser Geschichte bis zum Jahr 1673 lieferte.

Wolfgang Bethlen v. Bethlen geboren 1648 war geheimer Rath bei dem Fürsten Michael Apafi I. Provinzialkanzler und Obergespan des weißenburger Komitats. 1678 ging er mit Klemens Mikesch als fürstlicher Gesandter nach Konstantinopel, um daselbst den Fürsten gegen die heimlichen Anklagen seiner Feinde zu rechtfertigen. Nach glücklich erfülltem Zwecke seiner Gesandtschaft kehrte er in sein Vaterland zurück, wo ihn aber schon 1679 der Tod ereilte. Er schrieb eine lateinische Geschichte Siebenbürgens in 16 Büchern, welche die Begebenheiten von der Schlacht bei Mohatsch (1526) bis zum J. 1609 umfaßt. Sein Bruder Alexius ließ dieselbe 1687 in seiner Schloßbuchdruckerei zu Kenusch (Keresd) drucken, der Druck wurde aber nicht vollendet, sondern mit der 832. Seite abgebrochen. Die erste vollständige Auflage dieses Werks besorgte Joseph Benkö in Hermannstadt bei Hochmeister 1782—1793 in 6 Oktav-Bänden *).

Niklas Graf Bethlen v. Bethlen geb. 1642, Sohn des Geschichtschreibers Johann von Bethlen, vollendete seine Studien in Heidelberg, Utrecht und Leiden. Er durchreiste England, Frankreich und Italien, und erwarb sich ausgebreitete literarische und linguistische Kenntnisse. Er wurde Oberkapitän des Admarbelyer Stuhls und der Festung Huft, Obergespan des marmaroscher Komitats und von Kaiser Leopold I. in den Grafenstand erhoben. Seine Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe bei dem Übertritte Siebenbürgens unter östreichische Herrschaft erweckten ihm viele Feinde, und diese erwirkten während der Rakotzischen Unruhen seine Verhaftung und Abführung nach Wien. Er erwies seine Unschuld vollständig, kehrte aber nicht mehr in sein Vaterland zurück, sondern starb in Wien (17. Oktob. 1716). Er hat Denkwürdigkeiten seines Lebens bis auf das J. 1710 in ungrischer Sprache und eine Erzählung seiner Bemühungen für das Wohl seines Vaterlandes und der Kabalen seiner Feinde unter dem Titel: Sudores et cruces Nicolai Bethlen geschrieben; beide Schriften sind noch ungedruckt. Die mémoires historiques du Comte Bethlen Niclas, welche zu Amsterdam 1738 in 8 in 2 Theilen erschienen, sind aber nicht von ihm, sondern ein Mach-

*) Über die Ursachen der Unterbrechung des Druckes dieses Werkes ist viel gestritten worden. Vgl. Ebert's Bibliogr. Lex. I. (H.)

werk eines unbekanten französ. Schriftstellers, der Wahres mit Falschem rücksichtslos vermengte **). (*Benigni.*)

Bethleptepha bis Bethmaëla, s. Beth.

BETHMANN (Friederike Auguste Conradine). Eine der berühmtesten teutschen Schauspielerinnen war die Tochter eines hersoglichen Raths, Namens Flittner zu Gotha, geb. daselbst am 24. Jan. 1766. Nach dem Tod ihres Vaters 1774 verheirathete sich ihre Mutter an den bekanten Schauspieldichter Großmann. Mit diesem ihrem Stiefvater ging sie im J. 1779 nach Bonn, wo er die Direktion des dortigen Hoftheaters übernahm, und 1783 nach Mainz, wo er Direktor des damals vereinigten Theaters zu Mainz und Frankfurt a. M. wurde, und wo sie sich mit dem nachmals als Komiker so beliebt gewordenen Schauspieler Unzelmann verheirathete, und zum erstenmale die Bühne betrat. Ihrer angenehmen Stimme wegen, widmete sie sich anfänglich der Oper, der sie auch späterhin nie ganz entsagte, obgleich sie niemals eigentliche Musikkentniß erlangte. Ihr außerordentlich glückliches Darstellungstalent aber erwarb ihr im Gesang und Spiel, in muntern, naiven und rührenden Rollen, bald einen so ausgezeichneten Ruf, daß sie mit ihrem Mann im J. 1788 an das damals unter Engel's Direktion stehende Theater zu Berlin, für Oper- u. Schauspiel zugleich engagirt ward, wo sie als Nina, in der Oper gleiches Namens, und als Rosina (im Jurist und Bauer) mit allgemeinem Beifall debütirte. Auf dieser Bühne bildete sie sich zu einer der größten und vielseitigsten unsrer vaterländischen Schauspielerinnen sowol im tragischen als komischen Gebiet dieser Kunst aus; doch blieb das feinere Lustspiel (die haute Comédie) immer die Sphäre, zu welcher sie durch Talent und Persönlichkeit den vorherrschenden Beruf von der Natur empfangen hatte *). Ihr glänzendster Triumph in dieser Hinsicht war unstreitig Lessings Minna von Barnhelm, die wol niemals vollendeter auf der teutschen Bühne wird dargestellt werden. Lebhafte Rollen, deren Lebhaftigkeit größer ist als ihre Unschuld, ohne diese jedoch verdächtig werden zu lassen, der Ausdruck des heitern unbefangnen Witzes, die Naivetät, die mit dem Bewußtseyn einer unfehlbaren Herrschaft über Männerherzen verbunden, doch kein großes Gewicht auf leichte Siege legt, keinen Fallstrick befürchtet, und wenn ein solcher unverschämt genug ist, sich zu zeigen, ihn mit einem Blick zerreißt und sich dann wieder gleich aller Vorzüge des großen und feinen Tons zu bedienen weiß, den sie nie verläugnet, sondern sich seiner höchstens nicht bedient, wenn sie dessen nicht bedarf, um ihn zu rechter Zeit desto geltender zu machen, konte unmöglich reizender dargestellt werden, als durch sie. In ihrem Munde wurde nichts im Lustspiel gemein, und die zweideutigste Rede blieb keiner andern Auslegung fähig, als die sie durch einen reinen unbefangenen Blick ihrer großen offenen blauen Augen ihr zu ertheilen wußte. Ihre Darstellung der Gurli war ein Beweis statt aller für die Wahrheit dieser Bemerkung. Am bewundernswürdigsten war sie daher ohne Zweifel im Naiven. Denn mit dem selenvollsten Ausdruck der Wahrheit und einer reinen unverkünstelten Natur, wußte sie hier zugleich das zarteste Schicklichkeitsgefühl, den feinsten Takt und eine unerreichbare Gewandtheit in Auffassung alles dessen, was zur Darstellung einer wahrhaft ästhetischen Persönlichkeit gehört, zu vereinigen. In eben diesem zugleich höchst wahren und graziösen Charakter führte sie auch ihre Particen im Singspiel aus, wo ihr reizender Vortrag und ihre überaus wohllautende und biegsame, das Gemüth des Zuhörers im Innersten bewegende Stimme, dem Mangel an technischer Virtuosität in der Gesangskunst reichlich vergütete. Besonders entzückte sie als Nina, Aline, Fanchon, Susanna im Figaro und Rosine im Barbier von Sevilla. Aber auch in sentimentalen Rollen, wie im Trauerspiel, wo sie stets nach jener schönen Einfachheit strebte, die unbeschadet des Ausdrucks der Affekten und Leidenschaften, die menschliche Natur in wahrer und doch veredelter Darstellung erscheinen läßt, behauptete ihr so vielseitiges Kunstgenie eine bedeutende Stelle, vorzüglich jedoch nur in der sanftern tragischen Gattung, in der der weibliche Heldenmuth nicht blos als solcher hervortritt, sondern seine Waffen auch zugleich von der Liebenswürdigkeit entlehnt, und mit den mildernden Gefühlen der Liebe abwechselt. Ausgezeichnet waren daher in ihren frühern Jahren, ihre Darstellungen der Kora in Kotzebues Sonnenjungfrau, der Unzer'schen Leonore, der Zschokke'schen Zauberin Sidonia und der Konstanze in Hagemeisters Johann von Procida, so wie in ihrer spätern Zeit die der Johanna von Montfaucon und Maria Stuart. Mit unübertreflicher psychologischer und ästhetischer Darstellungskunst zugleich, gab sie auch die wahnsinnigen Scenen der Ophelia und Nina. Nur zu dem eigentlich heroischen Pathos hatte ihr die Natur Genie, Kraft, Gestalt und selbst den rechten Sinn für das Erhabene versagt, und als Merope, Phädra, Lady Makbeth oder Fürstin Isabella in Schillers Braut von Messina blieb sie weit hinter der imposanten Erscheinung der wahrhaft tragischen Größe zurück, die neben ihr ihre durch Gestalt, Organ, Talent und wissenschaftliche Bildung so vorzugsweise für den Kothurn berufene Kunstgenossin Madame Meyer (jetzige Schütz) auf der Berliner Bühne in diesen und andern Rollen gleicher Gattung auf das Glänzendste entwickelte. Worin gerade diese Künstlerin ihren höchsten Triumph feierte, jede Darstellung in der antiken Tragödie, mislang der Bethmann völlig, denn dafür besaß sie weder Gefühl noch Einsicht und Studium.

So wenig Sinn sie für die Formen der antiken Plastik in Kostüm und Mimik hatte, so wenig verstand sie sich (auch hierin Iffland ähnlich) auf die rhythmi-

**) Hauptquellen z. Gesch. Gabr. Bethlens u. s. Zeit sind: eine handschriftliche Gesch. dieses Fürsten v. Alexander Bethlen. — Casp. Boithini (Boithy) de rebus gestis Gabrielis Bethlen libri tres zuerst herausgegeben von J. E. v. Engel in den monumentis ungricis 1808. (*Benigni.*) Außerdem finden sich viele Beiträge zu G. B. Geschichte in der ungrisch geschriebenen Sethstbiogr. des siebenbürgischen Fürsten Joh. Kemény (der an B. Hofe lebte) in *Rumy's* monum. Hung. T. I—II. (1816—17.) und in *G. Bethlenii* princ. Transilv. coaevis docum, illustr.; coll. et in ser. chronol. dig. G. Pray T. I. (1816. Die Forts. erschien nicht.) Auch ist Engels Gesch. d. ungr. R. Th. 4. S. 293—471. zu vergleichen. S. über die Schriftsteller aus dieser Familie: *Horanyi* mon. Hungar. cet. T. I. (*H.*)

*) Treffend hat diese reizende Individualität A. W. Schlegel in seinem so lieblichen als sinnigen Gedicht an sie, das Fe cenkind (S. seine Gedichte, Heidelberg 1811. 1. Bd. S. 212.) geschildert.

sche Recitation der höhern Tragödie (worin, wie in jenen, die Meyer wieder Meisterin war), ja sie machte Beides nicht selten sogar zum Gegenstand ihres Spottes. — Ihre Unempfindlichkeit für alles Metrische ging bei ihr so weit, daß sie sich ihre Rollen in den versificirten Trauerspielen Schillers stets in Prosa ausschreiben ließ, indem sie sie sonst nicht memoriren zu können behauptete. Hieraus allein schon geht hervor, daß ihre Ansicht von dem Wesen der Schauspielkunst wie bei Iffland und der Eckhof-Schröderschen Schule, mehr auf dem Natürlichkeitsprincip als dem poetischen beruhte. Wissenschaftliche Kunstbildung, worin sich Mad. Meyer so rühmlich auszeichnete, besaß sie gar nicht, dagegen waren eine wahrhaft schöpferische Phantasie, ein eben so tiefes als zartes Gefühl und eine Sprache, welche die leisesten Nüancen des Gefühls und der Gedanken auf das Treffendste zu bezeichnen vermochte, in all ihren Darstellungen unverkennbar. Ein gerechtes Lob, das ihr wie Mad. Meyer in gleichem Grade zukam, war der unermüdliche Kunsteifer, womit beide nicht selten mehre Wochen hinter einander in Hauptrollen auf der Bühne erschienen. Eben durch diese Anstrengungen zog sich die Bethmann die gefährlichen Folgen einer im J. 1796 sie befallenden Heiserkeit zu, deren anhaltende Hartnäckigkeit es ihr endlich zur Pflicht machte, sich der Oper ganz zu entziehen, und nur in solchen Rollen des Singspiels aufzutreten, deren Gesang dem Spiel weit untergeordnet war, wie im Savoyarden, in Fanchon, im Sohn des Kerkermeisters, Raoul von Crequi und ähnlichen. Aber nicht nur der Schönheit ihrer Stimme, sondern selbst ihrer Gestalt, schadete sie durch dieses, ihrem Beruf, der Kunst und dem Publikum gebrachte Opfer, indem jene fortdauernde Heiserkeit ihr zuletzt eine immer zunehmende Halsgeschwulst zuzog, die selbst nicht ohne Einfluß auf das so frühe Ende ihres Lebens gewesen ist. Im J. 1803 ließ sie sich von ihrem Gatten scheiden, um sich mit dem gleichfalls am berliner Nationaltheater angestellten Schauspieler Bethmann zu verheirathen, nachdem am 20. Sept. 1796 Iffland die Direktion dieser Bühne übernommen hatte. Obgleich sie nun auch vor Ifflands Leitung schon, als eine ausgezeichnete Zierde derselben anerkannt war, so sah man es seitdem ihrem Spiele doch unverkennbar an, wie fruchtbar die Nähe dieses großen Musters der Menschendarstellung in seinem künstlerischen Wirken, wie in ihrem bis an ihren Tod ununterbrochen fortdauernden freundschaftlichem Verhältniß zu ihm, auf die höhere Entwicklung ihres Kunsttalentes einwirkte; so daß sie erst während dieser Zeit eigentlich die Meisterschaft in ihrer Kunst erlangte. Sie endigte ihr kunstreiches Leben fast gerade ein Jahr nach dem Tode Ifflands in der Nacht vom 15. zum 16. August 1815. Am Sonntag den 13. August wollte sie nach ihrer Rückkehr aus dem Bade von Liebenstein zum erstenmal vor dem Publikum wieder auftreten in der Rolle der Baronin von Ifflands Selbstbeherrschung. Aber fast die letzten Worte, die sie in der deshalb am Freitag veranstalteten Probe im Charakter dieser Stelle sprach, konnten als vorbedeutend angesehen werden für das Schicksal, das ihrer in diesem Augenblick schon so nah harrte: „die Zukunft strahlt mir hell und heiter. Glück auf!" Die Feierlichkeiten ihres Begräbnisses waren nächst denen des verewigten Iffland, neben dessen Sarge der übrige beigesetzt wurde, die glänzendsten, welche jemals bei dem Tode eines Mitgliedes der Berliner Bühne Statt gefunden hatten. Ihr Bildniß ist 1796 von Göpfert gezeichnet und von Bollinger in Röthelmanier gestochen worden, auch von Taffart als Titelkupfer vor Müchlers Singspiel Psyche, und von Bolt vor Ifflands Theater-Almanach; aber keine dieser Abbildungen ist ganz gelungen zu nennen. Vortrefflich dagegen ist ihre Büste, welche der Bildhauer Tiek zu Berlin meisterhaft ausgeführt hat **). (*Schütz.*)

Bethmarcaboth bis Bethsamos, s. Beth.

BETHSCHWANDEN, reform. Pfarrgemeinde im schweiz. Canton Glarus, im Linth-Thal, mit angenehmen Wiesengeländen. Hier ist ein wenig aufgesuchter Wasserfall, einer der schönsten der Schweiz, der des Diesbaches, bei Dornhaus. Nahe dabei ein Schieferlager, das aber nicht ausgebeutet wird. (*Wirz.*)

Bethsean bis Bethulia, s. Beth.

BETHUNE. Die Hauptstadt eines Distrikts von 18,^{34} □M. und 119,815 Einw. im franz. Depart. Pas de Calais. Sie liegt unter 50° 51′ Br. u. 20° 18′ 8″ L. an der Brette, ist stark befestigt, hat 1 Citadelle oder befestigtes Schloß, 4 Thore, 3 Kirchen, 1 Hospital, 1042 Häus. in schlecht gepflasterten Straßen und meistens im alten Geschmacke, und 6046 Einw., die sich mit der Leinweberei und Pfeifenfabriken beschäftigen, und Handel mit Leinewand und Öl treiben, auch werden in der Umgegend gute Käse gemacht. Sie ist mehre Male belagert und erobert worden; die neuere Befestigung ist von Vauban. (*Hassel.*)

Bethune, Max. u. Phil., s. Sully.

Bethvarch, Bethvazik, s. Beth.

BETHYLUS, 1) in der Ornithol. Unter diesem Namen bildet Cuvier (regne anim. I. p. 341) aus dem Lanius Leverianus eine eigene Gattung. Ich glaube indeß nach eigener Ansicht, daß ihn Illiger und Temminck mit größerm Rechte zu den Tangaren zählen. (*Merrem.*) 2) in der Entomologie; eine Insektengattung. Billig muß man hier Latreille folgen, der zuerst die Gattung aufgestellt und bestimmt bezeichnet hat. Es gehören dahin die Proctotrupii mit gebrochenen Fühlern. Jurine's Gattung Omalus ist mit darunter begriffen. Im Flügel haben sie außer den Zellen an der Einlenkung nur eine große Randzelle. Man findet Arten mit sehr kurzen Flügeln. Es gibt überhaupt nur wenige Arten, die sämtlich von unbedeutender Größe und einfach schwarzer Färbung sind. Die von Panzer abgebildeten Arten: Bethylus cenonterus; fornicarius; hemipterus gehören hieher; Fabricus Gattung Bethylus ist ein Sammelplatz der verschiedenartigsten Insekten. Die erste Art Bethylus villosus ist nichts anders als Panzer's Myrmosa atra. Bethylus glabratus und Latreillii gehören zu Illiger's Gattung Meria; B. depressus zur Gattung Pristocera Klug. Beth. hemipterus ist eine Diaprin. Latr. und dorsalis wahrscheinlich ein Dryinus. (*Klug.*)

Bethzabde bis Bethzur, s. Beth.

**) Auszug aus des Vf's ausführlichem Aufsatz in der Zeitung für die elegante Welt von diesem Jahre. (*H.*)

BETLÉR, Bethlér, Betleár, Bettlár, slowak. Dorf in O.-Ungern, diesseit der Theiß, gömörer Gespansch., im obern Bezirk, der gräfl. Familie Andrássy gehörig, am rechten Ufer des Fl. Sajó (spr. Schajó), mit einem schönen Kastell, worin sich eine ansehnliche von dem kathol. Grafen Leopold Andrássy dem evangel. gömörer Seniorat A. C. geschenkte Bibliothek, ein Naturalien-Kabinet, eine Münz- und Waffen-Samlung befindet, und einem herrschaftl. Eisenhammer. In der Josephinischen Konscription fand man hier 103 Häuser, in welchen 177 Familien, 192 Ehepaare, 896 Personen lebten. Seit jener Zeit stieg durch die Vorsorge des Grundherrn Grafen Leopold Andrássy, besonders durch Zuziehung auswärtiger Handwerker, die Zahl der Häuser auf 129 und der unadeligen Einwohner auf 962. Die ersten Einwohner siedelten sich hier wegen des Bergbaues an, und zwar an einer Quelle auf einem Hügel am Fuße des Wolowecz oder Ochsenberges. Später zogen sie auf den heutigen Platz am Ende eines Thals des Berges Wolowetz, welches den Namen Palussowa führt. Die ersten Einwohner waren Teutsche, die heutigen sind größtentheils Slowaken, und bekennen sich zum Theil zur römisch-kathol., größtentheils aber zur evang. Kirche A. C. Die Einw. leben außer dem Feldbau und der Vieh- besonders Schafzucht, vom Fuhrwesen, Holzfällen und Kohlenbrennen, von einigen Handwerken und von Arbeiten in Schmelzhütten *). (*Rumy.*)

BETLEY, Marktfl. in der britischen Shire Staffort in England an der Gränze von Chesshire mit 761 Einw., 1 Wochenmarkte und 1 Jahrmarkte für Vieh. (*Hassel.*)

BETMALA, einer der Stämme, welche Salt's Angaben zufolge in der Nähe von Suatin sich aufhalten. — Bet Malo ist, nach Bruce, ein Ort in der Kolla (niedriges Land), wo sich der habessinische König Oustas (reg. von 1709—1714) ein Jagdhaus nicht weit von der schangallaschen Nation, Baasa, erbaut hat. (*Hartmann.*)

BETMAR, ein Kreisgericht im braunschw. Distrikt Wolfenbüttel. Es ist aus Thälern des vormaligen Residenzamtes Wolfenbüttel, dem Amte Eich und einigen adeligen und Klostergerichtsdörfern zusammengesetzt, und zählt auf 4,^{19} □Meilen 36 Dörfer 2 Weiler, 3 einzele Häuser, und 1812. 1597 Häus. und 11,270, jetzt gegen 12,000 luth. Einw. Den westlichen Theil bildet die Landvogtei Betmar, ein vormaliges Gericht von 9 Dörfern, dessen andere Hälfte von 7 Dörfern die hildesheimische Voigtei Dungelbeck ausmachte. Das ganze Gericht war in dem Mittelalter eine Besitzung der Edlen von Peina und Wolfenbüttel und kam unter H. Heinrich dem Löwen 1152, soviel das Landger. Betmar betraf, zum Herzogth., behielt indeß, da Dungelbeck an Hildesheim gefallen war, den Namen Halbgericht. Die Unterthanen waren meistens Freie und Vogtingsleute, deren Gerichte mit altteutschen Förmlichkeiten alle 2 Jahr bis 1808 zu Betmar und Dungelbeck gehalten wurden. Der Hauptort Betmar, der Sitz des Kreisgerichts, hat 94 Häus. und 730 Einw. (*Hassel.*)

BETON, oder Beatoun (David), Sohn des Lord Balfour aus der Familie der schottischen Grafen von Fife, geb. 1494 in Schottland, ist als der mächtigste Gegner der Reformation in diesem Reiche und der Vereinigung desselben mit England bekant. Er studirte zu St. Andrews und Paris, erhielt von seinem Oheim Jakob Beton, damals Erzbischof von St. Andrews und Primas des Reichs, der die ersten Verkündiger des Evangeliums in Schottland hinrichten ließ, durch Verleihung kirchlicher Pfründen die Bestimmung zum geistlichen Stande und als schottischer Gesandte am französischen Hofe 1519 — 1525 gute Gelegenheit, sich zum Statsmanne zu bilden. Nach seiner Rückkehr wurde er geheimer Siegelbewahrer des Königs von Schottland, unterhandelte 1533 als Gesandter desselben in Paris seine Verheirathung mit der Tochter des Königs Franz I. von Frankreich, Magdalena, brachte, als diese 1537 gestorben war, wiederum in Paris die Ehe seines Königs Jakob V. mit der Prinzessin Maria von Lothringen, Schwester der Guisen, einer eifrigen Papistin und Feindin der Reformation, zu Stande. Franz I. gab ihm 1537 das Bisthum Mirepoix, vermittelte 1538 seine Erhebung zur Kardinalswürde und naturalisirte ihn in Frankreich, ja er wollte ihn ganz bei sich behalten, um sich durch ihn der Anhänglichkeit Schottlands zu versichern. Doch Beton konte dem französischen Hofe in Schottland selbst besser dienen. Er wurde nach seiner Rückkehr Coadjutor seines Oheims und 1539 nach dessen Tode sein Nachfolger in der hohen Würde des Erzbischofs von St. Andrews und Primas von Schottland. Nun trat er als entschiedener Verfolger aller Anhänger der Reformation auf, stellte einer Versamlung des katholischen Klerus und Adels die Gefahren der neuen Lehre vor und veranlaßte 1541 das Parlement zu strengen Maßregeln gegen die Ketzer. Eine schon beschlossene Unterredung Jakobs V. mit dem Könige Heinrich VIII. von England, die den Papismus in Schottland gefährdet haben würde, wußte er durch Überredung des schwachen Königs und Anerbieten großer Geldsummen zum Kriege mit England zu hintertreiben, und als nach dem unglücklichen Ausgange dieses Krieges Jakob V. den 14. Decbr. 1542 starb, brachte er ein falsches Testament desselben zum Vorschein, das ihn während der Minderjährigkeit der einzigen Tochter Jakobs, Maria Stuart, zum Regenten des Reichs erklärte. Der Adel verwarf dieses untergeschobene Machwerk und machte den Grafen von Arran, als ersten Prinzen des königlichen Geblüts, zum Regenten. Weil Beton zu seiner Unterstützung den Herzog von Guise mit einer französischen Armee nach Schottland eingeladen hatte, ließ der Regent ihn verhaften, erklärte sich selbst für die Sache der Reformation und schloß einen Traktat mit England, vermöge dessen die junge Königin mit dem Prinzen Eduard von Wallis, einzigem Sohne Heinrichs VIII. vermählt werden sollte. Doch Beton entkam bald aus seiner Gefangenschaft, stellte in Gemeinschaft mit der Königin Mutter den Grafen Lenox als Nebenbuhler des Regenten auf, bemächtigte sich der jungen Königin und nöthigte so den Regenten, wegen seiner eigenen Sicherheit, die englische Partei zu verlassen, den evangelischen Glauben im August 1543 abzuschwören und sich mit ihm zu versöhnen. Dadurch vereitelte Beton nicht nur die Absichten Heinrichs VIII. auf Schottland, sondern auch den Fortgang der Reformation in diesem Reiche, und verschafte

*) Vgl. *Ladisl. Bartholomaeides* Notitia Comitatus Gömöriensis historico-geographico-statistica. in 4. p. 517—519.

der französisch-katholischen Partei die Oberhand. Als Anführer derselben übte er nun im Namen des Regenten, der sich ihm ganz überließ und ihm die Würde eines päpstlichen Legaten a latere auswirken mußte, die höchste Gewalt mit der ihm eigenen Hoffart und Härte aus. Um den Traktat mit England förmlich zu brechen, ließ er es zu einem Kriege kommen, verwendete aber die dazu aufgebrachten Gelder blos zur Vermehrung seiner Genüsse und seines Anhangs, so daß nur der Krieg Heinrichs mit Frankreich, der sein Unternehmen gegen Schottland auf einige verheerende Einfälle beschränkte, dieses Reich damals retten konte. Desto thätiger bewies sich Beton gegen die Reformirten, deren er viele auf seiner Visitationsreise 1545 hinrichten ließ. Auch Johann Knox, nachmals Reformator Schottlands, wurde damals von ihm aus St. Andrews verjagt und seiner Priesterwürde entsetzt. Auf einer Provinzialsynode des Klerus in Edinburg, die er angeblich zur Reform der Sitten dieses Standes 1546 hielt, ließ er ganz eigenmächtig und wider den Willen des Regenten den beliebtesten und angesehensten Prediger der Reformirten in Schottland, Georg Wishart, vor seinen Augen verbrennen. Das ihm von diesem Märtyrer des Evangeliums angekündigte Schicksal hemte jedoch bald darauf den Lauf seiner Gewaltthaten. Nachdem er im April 1546 eine seiner Töchter verheirathet hatte, und eben mit Befestigung seines Schlosses zu St. Andrews, worin er den Sohn des Regenten als Geissel bewahrte, beschäftiget war, wurde er den 29. Mai Morgens um 3 Uhr von einigen verschworenen Edelleuten plötzlich überfallen und in seinem Gemache ermordet. Diese That geschah mit Vorwissen und Beifall der englischen Regirung, welche die Mörder belohnte. Bei großen Talenten und geübter Statskunst hatte sich Beton doch durch seine Laster in dem Grade verhaßt gemacht, daß nur die Papisten und die Guisen den Tod eines so mächtigen und klugen Vollstreckers ihrer Pläne bedauern konten. Ungeachtet er bei Volk und Klerus in Schottland das größte Ansehn genoß und sich dem Adel furchtbar zu machen wußte, waren doch seine hinterlistigen Ränke, sein Stolz, seine gränzenlose Herrschsucht, seine Grausamkeit und Wollust, der er ungescheut mit Beischläferinnen fröhnte, in und außer Schottland zu bekant, als daß bei dem Unwillen über das Verfahren der Mörder die Freude über seinen Tod sich hätte hemmen lassen. Den Reformirten war er eine Bürgschaft des baldigen Sieges ihrer Sache in Schottland, der Beton wider seinen Willen in sofern selbst gedient hatte, als sein Charakter und seine Maßregeln zur Rettung des Katholicismus mit allen Misbräuchen ganz geeignet gewesen waren, den Abscheu dagegen zu verstärken*). (*G. E. Petri.*)

BETONICA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Labiaten und der 14. Linné'schen Klasse. Sie zeichnet sich durch fünf spitzige Kelchzähne, eine lange cylindrische Corollen-Röhre, eine senkrecht stehende Oberlippe und eine dreilappige Unterlippe aus.

1) B. *officinalis* L., mit sparrigen Ästen, entfernt stehenden Wirbeln und ziemlich glatten, nur am Rande gewimperten Kelchen. (Engl. bot. 1142.) Wächst in England*). 2) B. *stricta* Ait., aus geradem ungetheilten Stamm, Blumen in ablanger Ähre und rauh behaarten Kelchen. (*Moris.* sect. 11. t. 5. f. 4.) In Teutschland gemein. 3) B. *hirsuta* L., ganz rauh behaart, mit Blättern dicht unter der Blumenähre. In Italien und dem südlichen Frankreich. 4) B. *grandiflora* Steph., mit blattreicher unterbrochener Blumenähre, zottigen Kelchen und sehr großem Mittellappen der Unterlippe. In Sibirien. 5) B. *orientalis* L., mit schmalen Blättern, einer dicken ununterbrochenen Ähre, und ganz glattrandigem Mittellappen der Unterlippe. Im Orient. 6) B. *Alopecuros*, mit langer Ähre, an deren Basis Blätter stehen, gelben Blumen und gespaltener Oberlippe. Auf den südlichen Alpen. 7) B. *heraclea*, mit wolligen Kelchen, deren Zähne fadenförmig sind, gelben Blumen und lanzetförmigen glatten Blättern. (*Sprengel.*)

BETONIM (בתנים), ist eine dem Stamme Gad zugehörige Ortschaft; sie lag auf der Gränze desselben nach dem halben Stamm Manasse zu (Joh. 13, 26). (*A. G. Hoffmann.*)

BETONUNG, 1) in der Sprache; bezeichnet, sofern es dem lateinischen Worte tonus entspricht, den Nachdruck der Stimme, womit man in der Sprache des gemeinen Lebens zur Deutlichkeit und Anmuth des mündlichen Vortrages einen Sylbenlaut vor dem andern hervorhebt; sofern es aber dem lateinischen Worte Accentus oder dem griechischen προσωδία entspricht, die verschiedene Art von Ansprechung eines Sylbenlautes nach seiner Höhe, Stärke oder Dauer. Im letzten Sinne des Wortes ist die Betonung nach der Sprachbildung, wie diese nach dem ursprünglichen Charakter eines Volkes verschieden. Ein Volk, das sich begnügt, alles blos in Bezug auf seine Empfindung auszudrücken, wie die Chinesen, geht nicht über die Einsylbigkeit seiner Wurzelwörter, die es höchstens blos nach Art der mehrsylbigen Sprachen zusammensetzt, hinaus, und kann daher den Sinn seiner einsylbigen Wörter nach der Verschiedenheit des pathetischen Tones bestimmen, worin sich die leidenschaftliche Empfindung durch verschiedene Tonhöhe ausdrückt, welche der Sprache eine Art von Melodie mittheilt. Ein Volk, dem Verständlichkeit über alles geht, stuft, wie der Teutsche, die Bedeutsamkeit der Wurzelsylben nach dem logischen Tone ab, worin sich der denkende Verstand durch verschiedene Tonstärke ausspricht, und nur dadurch eine eigentliche Vielsylbigkeit in die Sprache bringt. Ein Volk endlich, vom Gefühle für Wohllaut beseelt, wie die Griechen, bildet gleich anfangs die Wurzellaute ein- oder zweisylbig aus, und macht den Sprachton von dem Zeitverhalte der Sylben abhängig, welcher größtentheils durch den prosodischen Ton oder die verschiedene Tondauer bestimt wird. In vielsylbigen Sprachen können alle drei Arten des Tones nach einem angemessenen Verhältnisse vereiniget seyn; und es gibt Völker, die bei dem Lesen ihrer heiligen Schriften durch Beachtung aller drei

*) Über sein Leben vergl. *Chaufepié* Nouv. Dictionnaire hist. et crit. Amsterd. 1750. Fol. T. I. Art. Beston, wo die Quellen seiner Geschichte sorgfältig angegeben sind, und Hist. d'Angleterre p. *Rapin de Thoyras* T. V. à la Haye 1733. 4. p. 425 — 433. 459. C. Fr. Stäudlin allgem. Kirchengesch. von Großbritan. Göttingen 1819. 8. Th. 1. S. 413. fgg.

*) Die Wurzel der Betonie wirkt in kleinen Gaben emetisch und purgirend, und war vormals nebst dem Kraute u. Blumen officinell; die Wurzelblätter und blühenden Zweige färben die mit Wismuth vorgerichtete Wolle dauerhaft dunkelbraun. (*Th. Schreger.*)

Arten des Tones eine Art von Gesang in die Sprache bringen, wie die Juden, die, wenn sie ihre Bibel nach verschiedener Tonhöhe, Tonstärke und Tondauer der Sylben lesen, mehr zu singen als zu lesen scheinen. Von diesem nach bestimmten Regeln steigenden und fallenden, stärkern und schwächern, längern und kürzern Singeton unterscheidet sich der immer gleichbleibende, willkürlich oder unwillkürlich angenommene, Sprachton, wodurch sich Menschen von Menschen und Stämme von Stämmen, Örter von Örtern und Völker von Völkern, auf eine so eigenthümliche Weise auszuscheiden pflegen, daß man daran leicht eines jeden Menschen Individualität oder Heimath erkennt, und alle Mühe und Sorgfalt, ihn abzulegen, sehr oft vergebens ist. Ungeachtet der aus Lesbos gebürtige Theophrast beinahe seine ganze Lebenszeit zu Athen hingebracht hatte, und daher sehr gut attisch zu sprechen glaubte; so bemerkte doch eine gemeine Frau, die ihm etwas verkaufte, den nichtattischen Sprachton an ihm, und redete ihn als einen fremden Herrn an.

Nehmen wir die Betonung im ersten Sinne des Wortes als Sprachton, welcher durch Hervorhebung der Hauptsylbe Wörter von Wörtern scheidet; so hat wieder fast jede mehrsylbige Sprache ihre eigenthümlichen Gesetze, weil man sich entweder damit begnügt, dem Ohre nur die Einheit eines Wortes bemerkbar zu machen, oder sich zugleich bestrebt, durch den Sprachton die Bedeutsamkeit der einzelen Sylben zu bezeichnen. In solchen Sprachen, worin man blos auf Unterscheidung der Wörter sieht, ruhet der Ton beständig auf der ersten, letzten oder vorletzten Sylbe, wie es in der slavischen, tatarischen, persischen und andern Sprachen der Fall ist. Eine Mundart unterscheidet sich hierin gewöhnlich von der andern: so legen z. B. die Hebräer meist, wie die Chaldäer, den Ton auf die letzte Sylbe, nur selten auf die vorletzte und nie auf die drittletzte; dagegen setzen die Syrer den Ton häufig auf die vorletzte, die Araber häufig auf die drittletzte Sylbe. In der griechischen und lateinischen Sprache ruht der Ton auf einer der drei letzten Sylben, wie es der natürliche Zeitverhalt der letzten oder vorletzten Sylbe fodert und zuläßt. Die verschiedenen dabei Statt findenden Modificasionen müssen bei jeder Sprache oder Mundart besonders erlernt werden; hier kömt es nur darauf an, die verschiedenen Weisen der Betonung in einer kurzen Übersicht zusammenzustellen. Es ist aber ein Irrthum, wenn man glaubt, daß in der griechischen und römischen Sprache eben so, wie in denjenigen, welche die Betonung eines Wortes ohne Rücksicht auf den Zeitverhalt der Sylben einer durch den Sprachgebrauch festgesetzten Stelle zutheilen, ein jedes Wort, sey es einfach oder zusammengesetzt, einsylbig oder vielsylbig, nur einen einzigen Ton habe, wofern nicht von einem andern Worte noch ein Ton darauf zurückgeworfen werde. Es hat vielmehr jedes zusammengesetzte griechische oder lateinische Wort eben sowol, wie jedes teutsche, eine so vielfache Betonung, als es für sich betonte Wörter enthält, z. B. déinde, éxinde, exádvérsum; nur pflegten griechische und römische Sprachlehrer in ihrer Accentlehre immer nur den letzten Ton eines Wortes zu berücksichtigen, wie wenn man sagt, das französische Wort liberté oder égalité habe auf der letzten Sylbe den Ton. Daß die französische Sprache, wenn man auf die andern Betonungen keine Rücksicht nimt, den Ton beständig auf das Ende eines Wortes legt, kömt daher, weil sie von dem Stammworte der romanischen Sprache alle diejenigen Sylben abzuwerfen pflegt, die der betonten Sylbe nachfolgen sollten. Übrigens muß man den Umstand, daß die Römer außer der von den Grammatikern allein berücksichtigten letzten Betonung eines zusammengesetzten oder auch abgeleiteten längern Wortes noch andere Sylbenbetonungen hatten, wol beachten, um sich daraus allerlei Besonderheiten des Versmaßes zu erklären, warum z. B. déinde lieber zweisylbig gebraucht, als wie ein Amphibrachys gemessen ward, oder warum in den Schauspielen, worin man bei dem Versbau auf den gemeinen Sprachton vorzügliche Rücksicht nehmen mußte, exádversum lieber auf der zweiten und vierten, als auf der ersten und dritten Sylbe betonte. Daß in der teutschen Verstandessprache jedes Wort so viele Betonungen habe, als es Wurzelsylben enthält, und daß diese Betonungen nach der Bedeutsamkeit der Sylben mannigfaltig unter sich abstufen, bedarf keines Erweises. Ich habe also nur noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß solche Sprachen, die aus Vermischung mehrer von verschiedenem Charakter hervorgegangen sind, wie die engländische und russische, keiner allgemeinen Betonungsregel folgen. Außer dem willkürlichen Sprachgebrauche läßt sich hier nur dasjenige Gesetz der Betonung geben, daß die Wörter gewöhnlich den Ton nach dem Gesetze oder Gebrauche derjenigen Sprache erhalten, aus welcher sie zunächst geflossen sind. (*Grotefend.*)

Betonung (Accent, Accentuation), 2) in der Musik. §. 1. Auch in der Musik findet eine merkliche Verschiedenheit in der Benachdruckung der Töne Statt, und so wie man in der Rede- und Dichtkunst, Accent der Sprache, und Accent des Sinnes, oder, wie man es nent, grammatischen oder prosodischen und rhetorischen oder pathetischen Accent unterscheidet, so findet auch in der Musik eine ähnliche Verschiedenheit der Betonung Statt. So wie nämlich in der Wortsprache eine Sylbe allemal natürlich schwerer ist, als die andere, z. B. in dem Worte „Vater", die erste Sylbe mehr betont als die zweite, im Worte „bezahlt" aber das Gewicht auf der letzten ruht, so ist, in der rhythmischen Musik, allemal eine Zeit schon ihrem inneren Gewichte nach, schwerer, als die andere, z. B. jeder erste Takttheil innerlich gewichtiger als der zweite, die erste Hälfte eines jeden Takttheiles gewichtiger als die zweite, und so, in fortgesetzten Gliederungen, auf und abwärts, immer eine Zeit gewichtiger als die andere (s. Takt u. Taktgewicht). Dies kann man die grammatische Betonung der musikalischen Zeiten oder Töne nennen. — Außerdem werden aber in der Musik, eben so wie in der Rede, nicht selten auch ein oder einige Töne weit mehr, als es der bloße grammatische oder rhythmische Accent mit sich bringt, vor andern benachdruckt. So ist z. B. in Fig. 1. jede schwerere Zeit sehr auffallend und weit mehr accentuirt, als das bloße rhythmische Gefühl es verlangen würde, und in Fig. 2. ist, gerade umgekehrt, erst jeder zweiten Takthälfte, und dann jeder rhythmisch leichteren Achtelnote, sogar mehr Gewichte beigelegt, als ihr, der rhythmischen Unterordnung nach, eigentlich gebührte.

Fig. 1.

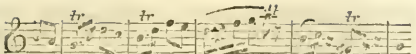
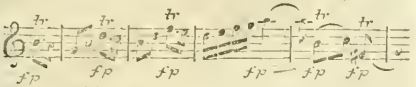


Fig. 2.

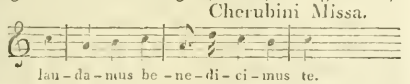


Eine solche, nicht blos durch das rhythmische Gefühl selbst begründete, sondern eigens bedeutsame und gewissermaßen willkürliche Accentuation, wird, im Gegensatze der blos grammatischen, auch in der Musik mit Recht rhet. Betonung genant.

§. 2. In der bloßen Instrumentalmusik ist die grammatische oder rhythmische Betonung in dem rhythmischen Gefühle selbst gegeben, die rhetorische aber ist Sache des Geschmackes und der Willkür des Tonsetzers, und dann des vortragenden Künstlers. — Weniger Willkür findet in der Vokalmusik Statt. — Hier ist, fürs Erste, schon in Ansehung des grammatischen Accentes zu beachten, daß der des Textes mit dem der Musik, mit dem rhythmischen Gewichte, möglichst genau zusammentreffe, sofern anders die Sprache, in welcher der Text geschrieben ist, einen grammatischen Accent hat, wie z. B. unsere teutsche, oder die lateinische, u. a. m. Wie empfindlich Verstöße gegen solche Übereinstimmung dem guten Gehöre fallen, ist an folgenden Beispielen zu sehen, deren teutsche Übersetzung der latein. Betonung aufs treueste nachgebildet ist.

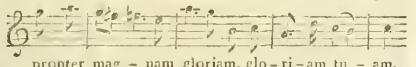
Cherubini Missa.

Fig. 3



Cherubini Missa.

Fig. 4.



Cherubini Requiem.

Fig. 5.

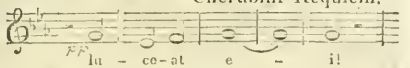


Fig. 6. Cherubini Requiem.

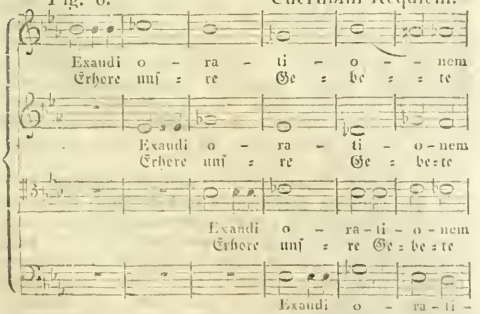


Fig. 7. Cherubini.

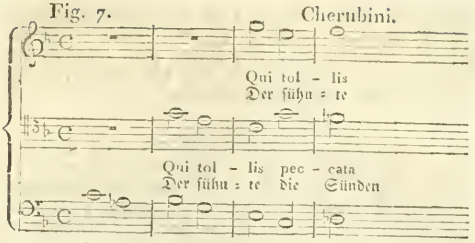
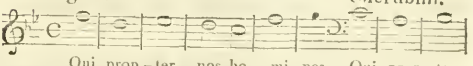


Fig. 8. Cherubini.

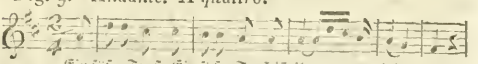


§. 3. Außer dieser Beachtung der grammatischen oder prosodischen Betonung, ist es aber auch sehr erheblich, den eigenthümlichen Sinn des Textes durch zweckmäßige musikalische Accentuation hervorzuheben. Es ist einer der schönsten Vorzüge der Tonkunst, daß sie den Ausdruck der Rede so bedeutsam zu betonen, so wirkungsvoll hervorzuheben vermag, indem sie, wie schon Sulzer im Artikel Accent bemerkt, eine große Mannigfaltigkeit oratorischer und pathetischer Accente hat, indeß die Sprache deren nur wenige besitzt. Beispiele, wie sehr der Ausdruck des Textes durch zweckmäßige Betonung gehoben werden kann, empfinden wir täglich an den Kompositionen denkender und richtig empfindender Tonsetzer; indeß im Gegentheil eine sinnwidrige Betonung den Sinn eines Gedichtes geradezu zu Grunde richten kann. Wenn z. B. Schiller von dem abgebrannten Familienvater singt:

Was Feuerswuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:

und ein Tonsetzer diesen einzigen Trost in leichtfertigen Achtelnoten folgendermaßen herunter trallern, das unbedeutende Wörtlein „ihm" aber sich blähen und herauspuzen läßt:

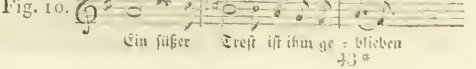
Fig. 9. *Andante. A quattro.*



so fühlt, oder sollte wenigstens jeder die Mißhandlung fühlen.

§. 4. Die Mittel wodurch eine Benachdruckung der Textesworte in der Musik erzielt werden kann, sind vielfältig. Wir wollen die vorzüglichsten aufzählen. Fürs Erste ist es offenbar am natürlichsten, eine Sylbe, deren Benachdruckung der Sinn verlangt, auf eine rhythmisch schwere Zeit zu bringen, z. B.:

Fig. 10.



Schon aus diesem Beispiele kann man übrigens nebenbei ersehen, daß der Tonsetzer in manchen Fällen der Scansion des Dichters nicht treu bleiben darf. Denn dem Versbaue nach ist die Sylbe Ein hier freilich nur eine leichte sogenante metrisch kurze Sylbe:

˘ — ˘ —
Ein süßer Trost

kein sinniger Tonsetzer wird sich aber dadurch verführen lassen, diese Sylbe auch in seiner Musik unbetont zu vernachlässigen. Es ist überhaupt nichts ungewöhnliches, daß auch die besten unter unsern Dichtern eine rhetorisch oder pathetisch accentuirte Sylbe auf kurze Versfüße le-

˘ — ˘ —
gen, z. B. Schillers: „Auf jagen ihn die flinken

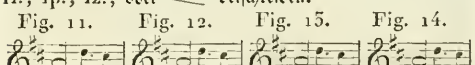
˘
Hunde", und auch selbst metrisch lange Sylben „Muth

— ˘
zeiget auch der Mameluk."

Je mehr aber in solchen Fällen der Dichter sich darauf verläßt, der Deklamator werde einer solchen Sylbe das ihr gebührende Gewicht beim Vortrage des Gedichtes dennoch beilegen, desto mehr ist es Pflicht des Tonsetzers, dieser Erwartung auch zu entsprechen, und nicht durch blinde Befolgung der metrischen Skansion, den poetischen Sinn zu zernichten. Mehr hierüber im Artikel Metrum.

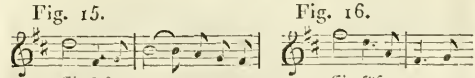
§. 5. Ein zweites Mittel, eine bedeutsame Sylbe in der Musik herauszuheben, und gewissermaßen das unkünstlichste von allen, ist die Verstärkung des Tones. Wenn z. B. im obigen Satze: Ein süßer Trost u. s. w. das Wort Ein noch mehr gehoben werden sollte, als schon in Fig. 8. 10. geschehen ist (was freilich der Sinn hier nicht fodert), so dürfte man nur noch ein forte, rf., fp., fz., oder < beischreiben.

Fig. 11. Fig. 12. Fig. 13. Fig. 14.



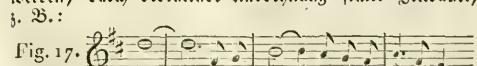
§. 6. Wieder ein anderes Mittel gewährt die Hebung des Tones, indem man nämlich die zu accentuirende Sylbe auf einem etwas hohen Tone singen läßt. So könte, wenn es nöthig wäre, in dem schon mehr angeführten Satze, die Sylbe Ein auch folgendermaßen noch entscheidender betont werden:

Fig. 15. Fig. 16.



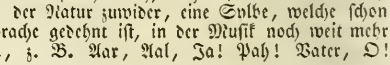
§. 7. Noch ein weiteres Mittel, ein bedeutendes Wort des Textes bedeutsam auszuzeichnen, besteht in der Dehnung. So könte, um wieder bei obigem Beispiele zu bleiben, das Wörtchen Ein noch immer höher, und weit über das Maas des Sinnes, gesteigert werden, durch bedeutende Ausdehnung seiner Zeitdauer, z. B.:

Fig. 17.



So sehr wirksam dieses Mittel übrigens ist, so ist es doch sehr häufig durch die Prosodie der Sprache beschränkt, indem die Dehnung natürlicherweise nur in Ansehung solcher Sylben Statt finden kann, deren Vokal der Prosodie nach lang ist: nicht aber bei solchen, welche, der Natur der Sprache nach, kurz abprallen: denn es ist zwar nicht der Natur zuwider, eine Sylbe, welche schon in der Sprache gedehnt ist, in der Musik noch weit mehr zu dehnen, z. B. Aar, Aal, Ja! Pah! Vater, O! u. s. w.

Fig. 18.



aber weit unnatürlicher steht solche Dehnung einer prosodisch kurzen Sylbe an, wie z. B. All, Hall, Ball, Gott, Bock, hopp! matt, hallen, — ja selbst Hand, Land, u. s. w.

Fig. 19.

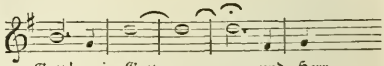
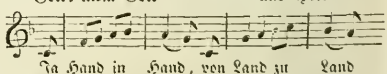


Fig. 20.



Ein solches Verwandeln von Gott in Gooot, von Bock in Booock, von Hand und Land in Hahnd und Lahnd, von Blick und Glück in Blieck und Glück, von All in Aal, u. s. w. thut der Sprache nicht weniger Gewalt an, als wenn man, im Gegentheil, zwar kurze, aber stoßende Sylben, z. B. Schluchzst, pfropfst, krümmt, strampft, Strumpfs, du strafst's stracks strengstens, u. d. g. in so kurzen Noten abfertigen wollte, daß die Sprach-Organe kaum Zeit genug hätten, sie ordentlich zu artikuliren. — Eben so wird es auch möglichst zu vermeiden seyn, solche Dehnungen auf Vokalen anzubringen, welche im Munde des Sängers minder wohlklingend sind, wie z. B. auf Drehen, Güte, schonen, thun, jung, u. dgl.

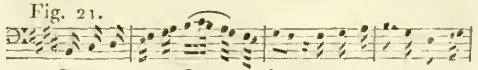
§. 8. Außer den bisher aufgezählten Mitteln, ein Textes-wort in der Musik herauszuheben, stehen dem Tonsetzer noch mehre andere zu Gebot, welche sämtlich aufzuzählen zu allzugroßer Vereinzelung führen würde. Nur erwähnt werde daher, daß auch das Erscheinen einer neuen ausgezeichneten Harmonie einem Textworte eigenen Nachdruck verschaffen kann, so wie auch eine auf demselben angebrachte melismatische Coloratur, ein Lauf, ein Triller, u. dgl. m. den Accent oft wirkungsvoll und zweckmäßig unterstützt, u. s. w.

§. 9. Die Wichtigkeit einer richtigen, sinnigen, wahr und fein gefühlten Accentuation in der Musik ist, im Allgemeinen, wol einem jeden, ohne weitere Nachweisung, einleuchtend; dessen ungeachtet herrschen, über den höheren oder geringern Grad dieser Wichtigkeit, ziemlich verschiedene Ansichten. Manche, denen Musik mehr bloßer Sinnenreiz, als Sprache der Empfindung ist, welche sie mehr nur mit den Ohren hören, als sie im Gemüth

empfinden, oder sich mehr nur am künstlichen Tongewebe ergötzen, als seine tiefe Bedeutung im Herzen auffassen, diese achten richtige Betonung und Deklamation minder hoch, und fodern höchstens, daß das Tonstück im Ganzen dem beabsichteten Charakter homogen sey, wogegen sie dann die Verletzung und Mishandlung des Textes und Sinnes im Einzelen allzuleicht verzeihen, oder vielmehr gar nicht empfinden. Gewiß haben sie hierin Unrecht, eben so sehr, als wenn Einer bei einem Gemälde, blos wegen seines schönen Farbenspiels, auf alle Wahrheit des Ausdruckes verzichten wollte. Wol ist es wahr, daß auch solche Tonstücke, so wie auch solche Gemälde, in ihrer Art gefallen können, und vielleicht bis zu einem gewissen Grade sogar zu gefallen verdienen wegen des, wenigstens im Ganzen, getroffenen Charakters. Aber wenn auch Anmuth und Glanz des Ton- oder Farbenspiels ein solches Kunstwerk, seiner Flecken ungeachtet, bis zu einem gewissen Grade gefallen macht; so hören doch jene Flecken darum nicht auf, grobe, sinnentstellende Flecken zu seyn.

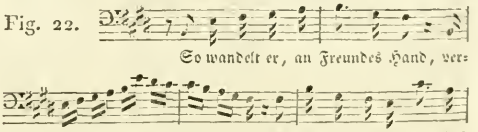
§. 10. Auf der andern Seite wollen dagegen Andere, weil sie die Wichtigkeit und Nothwendigkeit richtiger Betonung erkennen, es auch wieder gar zu weit treiben. Diese sinnen dann so ängstlich, unaufhörlich und ausschließlich auf Deklamation und Accentuation, daß sie in diesem einseitigen Sinnen und Rechnen und Messen ordentlich versinken, und am Ende meinen, das ganze Wesen und der ganze Werth der Tonkunst beruhe einzig und allein in der haarscharfen Beachtung dieses ihres Steckenpferdes, ja, daß sie, vor lauter Kalkuliren und Nachmessen, ob die Betonung auch recht genau, das der Empfindung gerechte Maß habe, das Empfinden selbst verlernen. Wenn wir bei Boisserée. auf dem Bilde der sterbenden Muttergottes, einen Bischof heutigen Zuschnittes erblicken, beschäftigt, der Sterbenden mit den h. Sakramenten in bester heutiger Form beizuspringen, so wird freilich kein Mensch läugnen, daß dieser anachronistische Mißgriff ein Flecken des Gemäldes sey; und doch erkent der höhere, über das Einzele, und manches zufällige, sich erhebende Kunstsinn, in der, über das Bild im Ganzen ausgegossenen frommen Anmuth und Einfalt, und in dem hohen Adel des Ausdruckes, ein rührendes und erhebendes Meisterstück. Einen dürren Zeitrechner und kalten Menschen würde ich den schelten, der, vor dem Bilde stehend, von nichts als von dem Anachronismen zu reden wüßte. — Zu diesem Allem komt aber, in Ansehung der musikalischen Betonung, auch noch das Besondere, daß die freie Schweifung, die Rundung und Grazie der melodischen und rhythmischen Figur, durch allzuängstliche Beachtung der Prosodie, gar oft zu sehr beschränkt; ja, in manchen Fällen ihr aufgeopfert werden, und also vielleicht ein größeres Übel an die Stelle des kleineren gesetzt werden müßte, und daß der Tonsetzer, bis zu einem gewissen Grade, doch auch erwarten darf, der Sänger werde beim Vortrage das Seinige, wie er dies allerdings kann und soll, zu Vollendung der, durch die Noten nicht im höchsten Grade sinngemäß vorgezeichneten Betonung, beitragen. Auch die Besten unserer Tonsetzer haben manchmal sichtbar darauf gerechnet, und wenigstens ich möchte mir den Genuß an Sarastro's Arie nicht durch die Betrachtung verbittern, daß in folgenden und einigen ähnlichen Stellen:

Fig. 21.



Die Worte er, unter und und allerdings überflüssig betont sind, manche andere bedeutendere aber weit minder. Freilich würde Mozart, hätte er sich recht streng an die sinngemäße Betonung binden wollen, ungefähr folgendermaßen geschrieben haben:

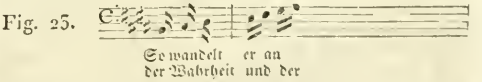
Fig. 22.



allein wer fühlt nicht, wie viel an leichtem Flusse der Melodie, ja selbst an Symmetrie des rhythmischen Periodenbaues dadurch verloren ginge, und daß, durch Beibehaltung dieser Vorzüge, die mindere Korrektheit der Betonung am Ende doch wieder vergütet wird. Und überdies durfte Mozart doch auch voraussetzen und fodern, daß der darstellende Sänger wissen werde, welche Worte und Sylben er, durch accentuirten Vortrag zu heben, welche er dagegen fallen zu lassen habe.

§. 11. Ein Schriftzeichen, um dem Sänger oder Spieler anzudeuten, daß er diesen oder jenen Ton beim Vortrage zu accentuiren habe, ist in unserer Tonschrift bis jetzt noch nicht allgemein eingeführt. Am einfachsten und natürlichsten wäre es wol, das schon in der Sprachschrift eingeführte Accentzeichen ' oder ˆ über die, im Vortrag zu accentuirende Note zu setzen, z. B.:

Fig. 23.



Es ist dies jedoch nicht üblich, vielmehr behilft man sich, statt dessen, gewöhnlich mit den Bezeichnungen fp., fz., oder rf., wie in obigen Beispielen Fig. 2, 11, 12, 13 und 14. Aber, nicht zu gedenken, daß diese Zeichen an sich nur eine erhöhte Tonstärke andeuten, welche allein doch lange noch nicht die Wesenheit des accentuirten Vortrages ausmacht, so pflegen Spieler und Sänger die Bedeutung solcher Zeichen, wie schon Koch im musik. Lexikon S. 54. richtig bemerkt, gewöhnlich auch viel zu grell zu nehmen; so daß, statt eines bedeutsamen Heraushebens, ein viel zu stark kontrastirendes augenblickliches Forte herauskomt. Nicht merklich weniger gilt eben dies von dem gleichbedeutenden Zeichen >. Wenn aber Koch, a. angef. O. auch das Zeichen sf. (sforzando), unter diejenigen zählt, welche eine Verstärkung des Tones anzeigen, wenn er meint sfarzato bedeute sogar ein vorzüglich heftiges Herausstoßen des Tones, wenn er das Wort sforzato durch

„aufgesprengt" übersetzt, und mithin sich dabei gleichsam das Krachen einer aufgesprengten Thüre vorstellt, so ist dies blos ein Misverstehen der Sprache. Das s vor dem t kehrt vielmehr hier die Bedeutung des Wortes gradezu um, und sforzare, als italiänische Abkürzung von disforzare (synonym: Torre, o levar via la forza, affoiblir, énerver,), heißt hier schwächer werden, an Stärke abnehmend; und bedeutet mithin keineswegs eine stärkere, sondern eine schwächere Betonung. (Vgl. die Art.: Deklamation, Dehnung, Metrum und Gesangmusik.) (*Gottfr. Weber.*)

BETRACHTUNG. Das einfache Trachten, welches in Betrachten enthalten ist, findet sich, in der Gestalt Trahten und Drahten, schon in den ältesten Denkmalen unserer Sprache mit der Bedeutung: Denken, Bedenken, Überdenken; wie z. B. bei dem Otfried gleich im Anfange *). Dennoch aber ist dies gewiß nicht die erste Bedeutung dieses Wortes; wenigstens nicht des Stammwortes, zu welchem es gehört. Denn alle Ausdrücke für Verrichtungen des Geistes bezeichnen ursprünglich körperliche Handlungen, und sind von diesen auf jene nur erst übergetragen. Ohne Zweifel ist Trahten, Trachten, aus einem Stammworte mit der Bedeutung Ziehen eben so hervor gegangen, wie das lateinische Tractare aus Trahere; welche Wörter überdem augenscheinlich der nämlichen Urwurzel angehören. Die Niederteutschen haben aus eben derselben ihr Trekken (Ziehen) gebildet, und sind in dem figürlichen Gebrauche desselben dem ursprünglichen Begriffe näher geblieben. Sie betrekken z. B. bedeutet: sich beziehen, Bezug worauf haben. — Auf diese Ableitung führt besonders das Nebenwort Drato, Dratto, welches bei unsern ältesten Schriftstellern: Gespannt (gleichsam straff gezogen, intense), davon: Hestig, und davon: Schnell (in hestiger Bewegung), ausdrückt. — Eben darauf deutet der Gebrauch, daß man mit Betrachtung Ziehen zu verbinden pflegt. In Betrachtung ziehen; ein Gebrauch, der sich natürlich einfand, als der ursprüngliche Sinn von Trachten sich zu verdunkeln angefangen hatte. Denn da suchte man ihn durch Hinzusetzung des deutlichern Ziehen zu erklären. — Der erste Begriff von unserm Trachten war sonach von denen hergenommen, die eine Sache nahe vor sich zu ziehen, und sie zu drehen und zu wenden (hin und her zu ziehen) suchten, um sie, so viel als möglich, genau und von allen Seiten zu sehen. Hierauf aber beruhet eben der Begriff, den Betrachten jetzt hat, und durch den es sich von andern, ihm sinnverwandten Wörtern unterscheidet. Denn Betrachten heißt: seine Gedanken so auf einen Gegenstand richten, daß man denselben genau und vollständig zu erkennen strebt.

Betrachtung ist sowol die Handlung des Betrachtens, als auch der Inbegriff der dadurch hervorgebrachten und zusammengestellten Gedanken. Auch ein Aufsatz, eine Schrift, worin dieselben vorgetragen sind, wird eine Betrachtung genant.

Das Betrachten ist sonach, der gegebnen Erklärung zufolge, eine Äußerung der Denkkraft, schließet wenigstens eine solche wesentlich ein. Nur denkende Wesen können daher einen Gegenstand betrachten. Die vernunftlosen Thiere sehen den Mond und die Sterne wol an, aber sie betrachten sie nicht. Der Mensch selbst wird zu Betrachtungen um so geschickter und geneigter seyn, je gebildeter seine Denkkraft, je mehr es ihm also auch Gewohnheit und Bedürfniß ist, gegebne Gegenstände genau und vollständig kennen zu lernen, und so seiner Denkkraft Befriedigung zu geben. Dahin aber, weil es viel Übung voraussetzt, bringt erst das reifende Alter. Die aufblühende Jugend ist wenig aufgelegt, mit Betrachtungen sich zu befassen. (*Maass.*)

BETRETEN, Betroffen. So heißt derjenige, der durch unvermuthet eintretende Furcht, insonderheit vor Schande oder Strafe, in Verwirrung gesetzt ist, so, daß er sich nicht zu helfen weiß, nicht gleich weiß, was er sagen oder thun soll. Wenn der dünkelvolle Gelehrte, der bei einer öffentlichen Unterredung, in sicherer Selbstgenügsamkeit, allerlei Behauptungen aufgestellt hat, eben so unvermuthet als augenscheinlich eines Widerspruchs überführt wird; so wird er leicht betreten und betroffen werden. Er hält es für Schande, daß Andere, die er unter sich glaubt, einen solchen Fehler bei ihm wahrnehmen, oder auch nur wahrzunehmen meinen sollen. Die Furcht vor dieser Schande ergreift ihn und setzt ihn in Verwirrung. Oder, wenn Jemandem, wider alle Erwartung, ein begangenes Verbrechen vorgehalten und auf den Kopf Schuld gegeben wird; so wird er leicht betreten und betroffen gemacht, er mag schuldig oder unschuldig seyn. Denn in beiden Fällen wird verwirrende Furcht ihn leicht ergreifen. Wenn er unschuldig ist, die Furcht vor der, vielleicht nicht wieder auszutilgenden Schande, daß man ihm dergleichen zutrauen könne; wenn er schuldig ist, da er sich entdeckt zu sehen glaubt, die Furcht vor der Strafe des Verbrechens.

Die Ausdrücke Betreten und Betroffen sind davon hergenommen, daß diejenigen, die bei einer sträflichen oder schimpflichen Handlung, die sie insgeheim auszuführen dachten, unvermuthet betreten oder betroffen werden, in den beschriebnen Gemüthszustand zu gerathen pflegen. Beide Ausdrücke sind also offenbar figürlich, und blos darin verschieden, daß Betroffen stärker ist, als Betreten. Das beruhet auf den eigentlichen Bedeutungen von Treffen und Treten. Denn zu einem Gegenstande hinzutreten kann man auch langsam, und so, daß man noch in einer gewissen Entfernung von ihm bleibt. Was hingegen betroffen wird, das wird wirklich berührt, und in der Regel mit einer gewissen Geschwindigkeit und Heftigkeit. So die Zielscheibe, wenn die Kugel des Schützen sie trifft.

Die Verwirrung der Gedanken aber, worin jeder Betretene und Betroffene sich befindet, beruht auf einer doppelten Wirksamkeit der Furcht; wovon bald die eine, bald die andre mehr hervorsticht, so daß der Gemüthszustand bisnach sich verschieden gestaltet. Denn zuvörderst hat es die Furcht mit allen starken Gefühlen gemein, daß sie den Verstand stört, indem sie seine Gedanken mehr oder weniger verdunkelt. Sodann aber ist es ihr vorzüglich eigen, daß sie die Gemüthskräfte lähmt und niederschlägt. Das trifft insonderheit die Denkkraft, da diese, durch die erste Ursache, so schon gestört und unter-

*) I. 1, 85.

drückt ist. Wer sich demnach von Furcht übermannen, und mithin, wer sich im hohen Grade betreten und betroffen machen läßt, der wird leicht den Kopf verlieren.

Die äußere Erscheinung eines Gemüthszustandes ist alle Mal ein getreues Abbild von ihm. Wenn daher bei dem Betretenen und Betroffenen die zuletzt gedachte Wirkung der Furcht vorherrscht; so wird auch im Körper Lähmung, Abspannung, Niedergedrücktheit der Kräfte hervorstechend sich offenbaren. Der Mensch stehet da, wie gedankenlos, ohne zu reden und ohne sich zu bewegen; das Auge senkt sich zu Boden, die Muskeln hangen schlaff herunter (wonach insonderheit die Gesichtszüge sich gestalten); sogar Erbleichen und Zittern kann erfolgen. Wenn hingegen diese Wirksamkeit der Furcht nicht bemerkbar vorwaltet; so wird das rege, aber verworrene Streben, sich zu helfen aus dem peinlichen Zustande, auch in dem Äußern sich darstellen. Es zeigt sich in dem suchenden und unstäten Blicke des Auges, in den unsichern, bald so bald so gewendeten Bewegungen, in dem hastigen aber stotternden Reden, worin oft wenig oder gar kein Zusammenhang ist, und wobei Sätze oftmals blos angefangen, aber nicht vollendet, sondern wieder abgebrochen werden; ja, nicht selten auch in ganz widersinnigen Reden und Handlungen, die als solche sogleich würden anerkant werden, wenn die Denkkraft nicht gestört und in Verwirrung wäre. — Don Carlos, bei Schiller, ist höchst betroffen, als er in das einsame Zimmer trit, wohin er von der Königin geladen zu seyn wähnt, und die Fürstin Eboli erblickt. Er weiß daher in der Verwirrung sich nicht gleich zu helfen; ja, er sagt auch Widersinniges. Denn indem er ableugnen will, daß er die Thür, durch welche er gekommen, verschlossen gefunden habe, gibt er zu, daß sie von innen verriegelt gewesen sey. — — In den neuern Ausgaben des Stückes ist dieser Zug weggewischt. Das ist keine Verbesserung. (*Maass.*)

BETRUG (in sittlicher Hinsicht). Die bürgerlichen Gesetze nennen Betrug jede vorsätzliche Veranlassung eines Irrthums†). Im gemeinen Leben nimt man das Wort auch in einem noch weitern Sinne, so daß man jede (wenn auch nicht vorsätzliche) Veranlassung eines Irrthums darunter versteht; wie z. B. wenn man sagt, daß uns die Sinne betrügen. Jene erstere Bedeutung ist indessen noch weit genug, um auch unschuldigen Betrug mit unter sich zu fassen. Denn nicht jede vorsätzliche Veranlassung eines Irrthums kann uns eine Schuld zuziehen. Wenn wir beim Schachspiele unsern Gegner zu dem Irrthume zu veranlassen wissen, als wenn wir einen gewissen Zug im Sinne hätten, um ihn von unsrer wirklichen Absicht abzulenken; so kann uns das in keiner Art zum Vorwurfe gereichen. Es entsteht sonach die Frage: welcher Betrug ist unzulässig? Die bürgerlichen Gesetze erklären für strafbaren Betrug eine solche vorsätzliche Veranlassung eines Irrthums, wodurch Jemand an seinen Rechten gekränkt werden soll††), und es erhellet von selbst, daß auch schon das bloße Naturrecht solchen Betrug verbiete. Das Sittengesetz aber gehet viel weiter. Es verbietet nicht allein, wie das Rechtsgesetz, die Zwecke Andrer willkürlich zu hindern, d. i. ihr Recht anzutasten, sondern gebietet auch, daß es unser steter Vorsatz, unsre Gesinnung seyn soll, die Zwecke Andrer, wo wir können, befördern zu helfen. Das Sittengesetz untersagt daher nicht allein solchen Betrug, welcher Rechtskränkung beabsichtigt, sondern auch solchen, welcher aus der Gesinnung, die Zwecke Andrer nicht befördern zu wollen, hervorgeht. Jeder also, der aus dieser Gesinnung eine falsche Vorstellung bei einem Andern erregt, oder bestärkt, oder auch nur nicht berichtigt, also einen (neuen oder fortgesetzten) Irrthum bei ihm veranlaßt, der macht sich eines Betruges schuldig, der sittlich unerlaubt, also strafwürdig, wenn auch nicht rechtswidrig und nicht strafbar ist. — Wer auf meine Frage: ob ich auf dem rechten Wege sey? mir gar Nichts erwidert, ob er gleich der Gegend kundig ist, sondern mich auf dem falschen Wege fort gehen läßt, und hinterher über mich lacht, der betrügt mich auf eine sittlich unerlaubte Weise; obgleich dies kein Betrug in rechtlicher Bedeutung ist, und von dem bürgerlichen Richter nicht bestraft werden kann. (*Maass.*)

Betrug in rechtl. Hinsicht, s. Fälschung.

Betrüger, das Buch von den drei Betrügern, s. (de tr.) Impostoribus.

BETSBERG oder Bispeberg, eine vorzügliche Eisengrube am Fuß des hohen Berges Bispebergs-Klack, ½ Meile von der Stadt Säther im südlichen Dalekarlien. (*v. Schubert.*)

BETSCH. Mit diesem Namen nennen die Türken sowol Wien als Fünfkirchen in Ungarn. Daher: Betschewi, d. i. der Fünfkirchner, der Beiname eines der vorzüglichsten Geschichtschreibers des osmanischen Reiches, der sonst unter den Namen Kutschuk Ibrahim Pascha bekant ist. In Fünfkirchen, folglich in Ungern geboren, stamte er von einer türkischen Familie ab und schon seine Vorfahren waren Sandschalbeye gewesen. Er selbst wohnte im Jahre d. H. 1007 (1598) der Belagerung von Warat (Waradin) bei, und ward Sandschakbeg von Kerka. Bei der Thronbesteigung Sultan Murad IV. schrieb er, weil er eben zur Hand war, die Schreiben des Sultans an verschiedene Minister und sich selbst die Bestallung als Tschausch Paschi oder Hofmarschall. Im J. d. H. 1032 (1622) ward er zum Beglerbeg von Raka und Münzaufseher zu Tokat ernant, in welcher Eigenschaft er sein Leben beschlossen zu haben scheint; wenigstens komt in seiner Geschichte, von den weitern Begebenheiten seines Lebens nichts vor. Sein Werk begint mit dem Ende der Regirung Sultans Suleiman's und gehet herunter bis zum Ende der Regirung Sultan Murad IV. Es ist mit edler Einfachheit, praktischer Geschäftskentniß, richtiger Urtheilskraft, und nicht ohne Kentniß gleichzeitiger ungerischer Geschichtschreiber geschrieben. (Betschewi.) (*v. Hammer.*)

BETSCHE, Pszewo, adeliges Städtchen im Meseritzer Kr. des Reg.-Bez. Posen, mit einem Schloß und Vorwerke, zusammen mit 1065 Einw., die außer dem Feldbau Tuchweberei und Brauerei treiben. (*H.*)

†) Preuß. allgemeines Landrecht Th. I. Tit. IV. §. 84. 85.
††) Allg. Landr. Th. II. Tit. XX. §. 1256.

BETSEY, ein Eiland im S. des Australlandes, auf der Ostküste des Van Diemenlandes in der Münd. des Derwent; llein und hoch, aber fruchtbar. (*Hassel.*)

BETT, (lectus, cubile), (diätetisch). Diese Ruheſtätte für Müde und Leidende, dieser Thron der Gesundheit, aber auch, wie Kant es nent, ein Nest der Krankheiten, kann, je nachdem es zugerichtet ist, und recht gebraucht oder gemisbraucht wird, den Körper abhärten und verzärteln, stärken und schwächen, kräftigen und abspannen, mithin unsere Gesundheit begünstigen und beeinträchtigen, unser Leben verlängern und abkürzen.

Im Bette, als Schlafstätte betrachtet, vegetiren wir blos, denn Beförderung des animalisch-vegetativen Lebens und der Sinnenruhe in uns ist sein Zweck, dazu kann und soll es dienen.

Durch Ruhe und Naturwärme, wozu das Bett vorzüglich beitragen kann, ohne selbst uns zu erwärmen, sondern vielmehr um unsere Lebenswärme, als warmen Dunst, zusammenzuhalten, damit sie zurückwirke auf uns, wird der vegetative Lebensprozeß am meisten erregt und befördert. Der Mensch muß schlafen, um Leib, und wachen, um Sele zu seyn. Wir schlafen aber nicht eher ruhig und völlig ein, als bis der ganze Körper gehörig erwärmt ist, am besten in seinem eignen gesunden Dunstkreise unter einer zweckmäßigen weder zu leichten noch zu warmen Deckhülle.

Unter allen Stoffen sind zwar Federn, zumal Flaumen und Eiderdunen, die Haupt-Condensatoren und schlechtesten Leiter der Wärme; sie eignen sich deshalb, und weil sie zugleich sehr leicht und elastisch, haltbarer und gleich dauerhaft bleiben, vorzugsweise zu Ausfüllung unserer Betten.

Federbetten sind deshalb in dem größten Theile von Teutschland, sowol bei Erwachsenen als bei Kindern, das gewöhnliche Nachtlager. Allein die zu voll gepfropften, die Nichtflaum- und Nichteiderdunbetten sind zum Zudecken zu schwerfällig, alle aber reizen und erhitzen den Körper zu sehr, disponiren ihn zu beständigem Schweiße, verweichlichen, erschlaffen die Haut, und geben Veranlassung zu Schnupfen, Husten u. a. Folgen der Erkältung. Sie halten ferner unsere Ausdünstungen zurück, umgeben uns immerfort mit einem zu starken Dampfbade, in welchem ein großer Theil der durch die Haut ausgestoßenen Thierschlacke wieder eingesogen wird. Sie verursachen leicht örtliche Schwächen, Brustübel, hindern die Verdauung ꝛc., und tragen bei Kindern zur vorzeitigen Entwickelung des Geschlechtstriebes bei. Für Kinder, die sich noch verunreinigen, sind Federbetten, auf welche man sie legt, wahre Cloaken der ekelhaftesten und ungesundesten Effluvien, die sich selbst durch die größte Reinlichkeit nicht ganz verbüten lassen.

Auch können sie allerdings zum schiefen Wuchs, zu Krümmungen und Verunstaltungen des Rückgrats mitwirken. Denn bei ihrer Nachgiebigkeit drücken sich leicht Gruben hinein; das Kind mag nun liegen, wie es will, so erhält sein Rückgrat durch solche gewöhnliche und allnächtliche Lagerung endlich eine schiefe Richtung. Desbalb sollte man Kinder, die nicht mehr eingewickelt werden, erst auf Spreumatrazen, dann, wenn sie sich reinlich halten, auf Roßhaar- oder trocknen Moosmatratzen, nie wieder auf einem Federbette schlafen lassen, und sie damit nur bei strenger Kälte zudecken, aber dieses bei warmer Witterung mit baumwollenen durchnähten oder watirten und im Herbst mit doppelten wollenen oder Friesdecken vertauschen. Indeß müssen Kinder an dieses gesundere Lager früh, spätestens mit dem dritten Lebensjahre gewöhnt werden. Kränkliche, schwächliche Kinder machen auch hier eine Ausnahme nothwendig.

Matratzen aus Moos, z. B. irgend einem Astmoos (Hypnum triquetrum, parietinum, oder proliferum), aus gem. Haarmoos (Politrichum commune), oder aus einer und der andern Art Torfmoos (Sphagnum) sind sehr heilsam. Das Moos dazu samlet man im August und September, reinigt es gehörig, um es dann erst zu trocknen, stopft es hierauf in einen nach der Bettstelle eingerichteten Sack, und näht denselben, wie jede andere Matratze, durch. — Dergleichen Säcke kann man auch mit trocknet Spreu, am besten Haferspreu, oder mit nicht zu stark duftendem Heu oder Haferstroh anfüllen. Alle diese Bettmaterialien sind leicht, wohlfeil, lassen sich öfter erneuern, und aufschütteln. Stroh leistet außerdem mehr Gegendruck. Die Einrichtung der Betten aus einem Moos-, Streu- oder Strohlager mit einem untergelegten Federbette, einem deralcichen Deckbette für kalte Winter, oder mit obigen Betdecken für Sommer und Herbst, und den erforderlichen Haupt- und Fußkissen belegt, ist bei uns die vorzüglichste unter allen.

Pferdehaarbetten und dergl. sind als Deckbetten zu schwer, und erwärmen zu stark; tauglicher sind sie zu Matratzen, oder Unterbetten, und viel gesünder als Federbetten.

Die Wolle ist theils ihrer Schwere, theils ihres leichten Zusammenwirrens wegen, besonders aber auch wegen ihrer frühern Verderblichkeit durch die feuchte Ausdünstung kein gesundes und vortheilhaftes Bettmaterial. Am besten schickt sich noch die gekrämpelte oder watirte Baumwolle in Decken eingenäht dazu, weil sie im Sommer weniger erhitzt, und, vom Schweiße feucht, in der Luft leicht und bald wieder trocken wird. Stärker, als die Baumwolle, erwärmt die Thierwolle und das Pelzwerk. Da aber beides nicht so lange elastisch bleibt, und mit der Zeit durch die Haut-Ausdünstung leichter modrig wird, so ist sein Gebrauch zu Betten eben nicht räthlich.

Die mit gemeiner Luft gefüllten Lederbetten würden, wenn sie in ihren Nähten länger luftdicht blieben, und nicht zu oft mittelst eines Handblasebalgs mit frischer Luft angefüllt werden müßten, ein elastisches, für heiße Sommer kühles, und gesundes Nachtlager gewähren.

Zu hoch aufgethürmte Betten haben außer der Gefahr des leichten Herausfallens, noch den Nachtheil, daß man darin nicht nur mehr schwitzt, sondern auch den vermöge ihrer Leichtigkeit nach oben steigenden Ausdünstungen mehrer Schläfer in demselben Gemach nur um so näher ist.

Alle zu warme Bedeckungen im Schlafe erhitzen übermäßig, machen diesen unruhig, und verleiten zu deren Abwerfen, wodurch der Körper entblößt und verkäl-

tet wird. Die Oberbetten müssen aber doch breit und lang genug, im Winter etwas schwerer, als im Sommer, seyn. Durch das unter den Leib Schlagen, oder Einstopfen ihrer Seitentheile, erhält man sich nicht nur in einem dichtern Dunstbade, sondern hindert auch den Körper an einer freien Veränderung seiner Lage.

Ober- und Unterbetten müssen gleich rein gehalten, wenigstens alle Monate das ganze Jahr hindurch einige Stunden in die freie Luft gebracht, gesonnt und ausgeklopft; die dazu gehörige Bettwäsche sollte wenigstens alle zwei bis drei Wochen gewechselt und das alte Bettstroh ꝛc. eben so oft mit frischem, ungebrauchtem vertauscht werden. Wer Nachts stark schwitzt, muß seine feuchten Bettstücke und Bettwäsche täglich in die Luft hängen lassen. Jedes Bett werde bei offenen Fenstern nur von gesunden, keuschen Händen durchaus aufgelockert, gestrichen und in Ordnung gebracht.

In feuchter Kälte lasse man vor Schlafengehen die Betten, zumal für alte, kranke und schwächliche Menschen, für Kindbetterinnen ꝛc., trocken, nicht durch Wärmflaschen ihres feuchten Dunstes wegen, etwas erwärmen; bei selten gebrauchten zu kalten Gastbetten darf man blos die Bettdecke in einem geheizten Zimmer durchwärmen, und dann etwa eine halbe Stunde vor Schlafengehen auflegen. Unverwöhnten und sonst gesunden ältern Kindern und Erwachsenen ist das Schlafenlegen in ein trokken kaltes Winterbett zuträglicher; wer dabei nicht zaudert, und es mit einem Sprunge schnell vollbringt, hat die meisten Vortheile davon, wie ich aus eigener und Anderer Erfahrung weiß.

Auf Reisen lege man sich mit Nachtkleidern zu Bette, die den ganzen Körper bis zu den Füßen einhüllen, und decke über das Kopfkissen ein Tuch, oder lasse sich in seiner Gegenwart das ganze Bett mit einem rein gewaschenen frischen Überzuge beziehen. Fremde Gasthausbetten bleiben immer verdächtig. Wer seine eigenen Hausbetten mit sich nehmen kann, ist am besten daran.

Von nicht gehörig getrockneten Betttüchern und Überzügen, oder von den Schlafkammerdünsten nasse und feuchte Betten sind höchst nachtheilig und lebensgefährlich.

Kranken- und Leichen-, besonders Federbetten gebrauche man nicht eher wieder, bis sie längere Zeit gelüftet, mehrmals ausgestäubt, und Überzug und Federn gewaschen worden sind. Dies gilt auch von allen auf dem Trödel gekauften Bettstücken. Betten von ansteckenden Fieberkranken ꝛc. muß man geradezu verbrennen.

Gegen Bettungeziefer schützt tägliche Lüftung und Säuberung des Schlafgemachs, so wie Reinlichkeit der Betten und Bettstellen, zugleich aber fleißiger Wechsel der Bett- und Leibwäsche und des Bettstrohs.

Übrigens schlage man nach dem Aufstehen aus dem Bette jedesmal das Deckbett zurück, öfne Thüren und Fenster, um Luftzug zu machen, und lasse das Bett erst in einigen Stunden wieder machen.

Jede Bettstelle, sie sey von Holz (aber weder von an sich stark, noch nach dem frischen Ölanstrich riechendem), oder besser von Eisen (des Ungeziefers ꝛc. wegen), sie sey zwei- oder besser einschläfrig, weil es für zwei Menschen in jeder Hinsicht ungesund ist, zusammenzuschlafen, muß lang, geräumig und fest genug seyn. Bei gleicher Körperlänge des darin Schlafenden mag dieser, um durch Gegenhalten der Fußsohlen gegen das Fußbret sich keiner Erkältung bloszustellen, ein Kissen gegen dieses lehnen, oder dessen innere Seite polstern lassen. Die Bettstelle stehe zum bequemen Ein- und Aussteigen, oder um nicht während des Schlafs herauszustürzen, nicht zu hoch vom Fußboden, noch auch zu niedrig, wie die sonstigen Betttische und Bettkommoden, um dort die leichtere Mephitis eben so wenig, als hier die schwerere einzuathmen. Sie stehe aber weit genug vom heißen Ofen, von Thür und Fenster, besonders von einer feuchten Außenwand ab, damit man sich nicht von einer Seite erkälte, und Gicht, Rheumatismen ꝛc. zuziehe, man müßte sich denn dagegen durch Verschlagen der Wand mit Doppelbohlenbretern, oder Schieferplatten, oder wenigstens durch Überkleidung derselben mit dickem Papier, oder wollenen Teppichen ꝛc. zu verwahren suchen. — Die Bettstelle, ohne oder mit einem Betteschirm, ohne oder mit am besten dunkelgrünen, blauen oder grauen, nicht zu dichten Gardinen, die dann des freiern Luftwechsels wegen wenigstens auf beiden Seiten zurückzuschlagen sind, muß in keinem sogenanten, gewöhnlich dunstigen Alkofen, übrigens mit dem Kopftheile hinter dem Lichte stehen, damit dieses unsere Augen nicht treffe. An ihren Stollen sey eine feste Handhabe, woran sich Schwache und Alte bequem aufrichten und festhalten können.

Gurtbettstellen sind in ihrem Boden elastischer, und überhaupt portabler, wie auch die sonstigen Feldbetten beim Militär, die sich sogar zusammenklappen lassen, und die Hängematten auf Schiffen ꝛc.

Die erste Schlafstätte der Kinder sey ein ungestrichener Korb mit einem Schattendach*), zunächst eine leicht und sanft schaukelnde, entweder gewöhnliche, oder eine sichere Schwebe- (Schwung-) Wiege, welche Faust erfand, späterhin ein immer geräumigeres feststehendes Gitter-, oder in einem Draht- oder Rohrgitterkasten eingeschlossenes Bettgestelle. Der uralte Gebrauch der Wiegen, welche schon die Römer kanten, ist wegen ihres angeblich für Kinder schädlichen Schwankens von mehren neuern Ärzten und Erziehern verpönt, von andern aber in Schutz genommen worden, und zwar mit mehrerm Rechte. Denn das unangenehme Gefühl, welches Erwachsene von einer schaukelnden Bewegung in horizontaler Lage bekommen, fällt bei dem Kinde weg, das eben so wenig an die aufrechte Stellung noch gewöhnt, als dazu noch fähig ist. Im Gegentheil möchte diese Bewegung ihm, vor seiner Geburt einem ähnlichen Schaukeln im Mutterleibe ausgesetzt, ganz behaglich und gedeiblich seyn, wenn sie nur mäßig, und nicht bei vollem Magen des Kindes geschieht.

*) Von dem toskanischen Schlafgehäuse für Säuglinge und dem dänischen Schutzbettchen s. eine Abbildung und Beschreibung in J. Ad. Brauns Abh. üb. d. Werth und die Wichtigkeit der weiblichen Brüste. Frkf. 1805. 8. II. Taf. I — III. — Von der Wiege der Asiaten s. die Beschreibung in Schäffer's Beschr. der gewöhnlichen Kinderkrankheiten. S. 36. und daraus in Ad. Hentes Taschenb. für Mütter üb. d. phys. Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren ꝛc. Frkf. a. M. 1810. 16. S. 248. Not. *).

Übrigens kann das Kind auch in einer feststehenden Bettstätte liegen, denn alles komt hier auf Gewöhnung an, und das Wiegen ist allerdings entbehrlich, wenn man das Kind von Anfang an daran gewöhnte, ungewiegt einzuschlafen. Über zweckmäßige Bettlagerung ꝛc. s. den Art. Schlaf.

Bett für Kranke, s. Krankenbett. — Bett für Kreisende, s. Geburtsbett. (*Th. Schreger.*)

BETT. In der Weidmannssprache, der von allem zur Linnéschen Gattung: Hirsch (Cervus) gehörigen Wilde im Walde zur Ruhe gewählte Platz, in sofern derselbe durch das Wegschlagen (Wegscharren) von Laub, Moos, Schnee u. s. w. mit den Läufen mehr oder weniger entblößt, sich darstellt. Ruhte das oben genante Wild auf einer Wiese im Grase, oder im Getreide, ohne weitere Vorbereitung der Ruhestätte, so trit der Ausdruck: Niederthun, an die Stelle des obigen. (*a. d. Winckell.*)

Bettage, s. Feiertage.

BETTELEI, findet nicht Statt, wo man allgemein auf einfache Lebensbedürfnisse beschränkt ist, z. B. in den norwegischen und schwedischen Gebirgen, sondern entsteht erst aus der aufgeregten Begierde der Armen nach vermehrten Lebensgenüssen, und aus dem Mitleid der Reichen, denen irgend einen Lebensgenuß zu spenden, welchen die beste Armenpflege niemals mehr als den nothwendigsten Lebensunterhalt gewähren kann (vgl. Armenpolizei). Die Bettelei läßt sich daher nicht vertilgen, oder man müßte den Genußreiz und das Mitleiden vertilgen können; und die Bettelei ist also die nothwendige Abfolge blühender Gewerbe, großer Handelsreichthümer und aufdrängender Bevölkerung. Sie hat indeß der Abarten gar mancherlei, die durch Krieg, schlechte Statswirthschaft, Verkümmerung der Gewerbe, Leibeigenschaft, große Besatzungen u. s. w. entstehen. Welches nun ihr Ursprung sey, so ist sie beständig ein Übel, weil ihr Zweck ein Erwerb ohne Arbeit ist, welches entsittlicht, und weil dieses Erwerben leicht zu bösen Künsten führt, sich mit dem Gauner- und Diebeswesen verbindet [1]). Es muß also der Bettelei von Statswegen entgegengewirkt werden. Man scheint aber zu schnell entschieden und selbst verordnet zu haben, daß gar keine Bettelei geduldet werden solle. Bettler machen und sie dann nicht dulden wollen, ist zu grausam als daß davon die Rede seyn könte. Nicht minder klar ist, daß erst die Armenpflege in guter Ordnung seyn oder für arbeitsfähige und arbeitsunfähige der nothwendigste Lebensunterhalt gesichert seyn müsse, bevor der Bettelei sich entgegenwirken lasse [2]). Ferner ist das Betteln von dem Ansprechen der Beihilfe für Bedrängte zu unterscheiden, wie z. B. für die Bewohner des Erzgebirges in den Hungerjahren geschah, oder täglich für Abgebrante geschieht. Bei dem Betteln selbst fragt sich dann: ob es von Fremden oder Einheimischen getrieben wird? Wie der Stat überhaupt berechtigt ist, einem Fremden an der Gränze zurückzuweisen, so ist er dazu desto mehr gegen fremde Bettler berechtigt, weil sie durch sich selbst ein Übel mitbringen. Doch findet dabei die Ausnahme Statt, daß der Bettler nicht schiffbrüchig, schwer krank, oder wahnsinnig sey. Die Zurückweisung hat man durch allgemeine Verbote wider den Eingang fremder Bettler ausgesprochen, und die Übertreter mit Gefängniß, Stockschlägen und selbst dem Galgen bedroht, deren Beherbergung aber mit Geldbußen belegt [3]). Eine mäßige Züchtigung der fremden Bettler ist die angemessenste und üblichste Bestrafung, das wirksamste Mittel wider ihr Einwandern aber die fleißige und unvermuthete Nachsuchung in den Forsten, einzelen Häusern, und Herbergen nach den Eingedrungenen und deren Beisetzung in Zwangsarbeitshäuser [4]) auf eine Zeitlang. Dieses Einwandern hat sich auch dadurch sehr vermindert, daß die Nachbarstaten sich nicht mehr einander die Bettler zujagen, sondern Übereinkünfte getroffen haben, dieselben nach überstandener Strafe oder Arbeitszeit in ihre Heimath zurückzuschaffen. Als Heimath wird nun zwar der letzte Ort ihrer Ansässigkeit oder ihr Geburtsort angesehen, worüber ihr Reiseschein Auskunft geben soll, aber die Bettler haben diesen selten, machen falsche Angaben, und so sind Fälle bekant, daß sie Jahre lang hin und hergeführt werden, auf öffentliche Kosten. Werden sie nun von dem benachbarten Gränzamte nicht ohne Bescheinigung über ihre Heimath angenommen, so drohet das alte Übel wieder zu entstehen, daß sie von einem Lande ins andere gejagt werden, wenn sie nicht lebenslang ins Arbeitshaus kommen, welches als Strafe mit der Übertretung des Bettelverbots nicht im Verhältniß zu stehen scheint. Es komt dabei noch in Teutschland zu bedenken, daß den Handwerksgesellen das Wandern zur Pflicht gemacht ist, daß ihnen nicht überall und nicht hinreichend Unterstützung aus der Lade gereicht wird, und daß sie leicht durch mangelnde Arbeit und durch Misgeschick zum Betteln gezwungen werden können. Wie die fremden Bettler überhaupt leichter von den Städten als von dem platten Lande abzuhalten sind, so ist dieses noch mehr mit den Vornehmern der Fall, da die Dorfvorsteher ihre Reisescheine und Papiere nicht beurtheilen können, wenn sie dieselben auch zur Einsicht erhalten, während die städtischen Behörden schwer zu täuschen sind. Die beste Hilfe gegen die vornehmern Bettler können noch auf dem Lande die Landreiter (Gendarmen) leisten. — Die einheimische Bettelei theilt sich in die häusliche und die öffentliche. Die häusliche, oder die Annahme von Hausarmen entzieht sich den Verboten, und scheint sich dazu nicht zu eignen, weil solche Verbote widernatürlich ins Hausrecht eingreifen. Die öffentliche Bettelei kann dagegen verboten werden, weil sie die Vorübergehenden belästigt, welche kein Recht haben, dem Bettler Wort und Gang zu verbieten. Es folgt hieraus, daß man sich in den offenbarsten Widerspruch verwickelt, wenn man die Straßenbettelei verbietet, und sie doch für Einzele zum Vorrecht macht; zur Versorgungsanstalt für verstümmelte Krieger. Die Strafe der öffentlichen Bettelei pflegt mäßige Züchtigung zu seyn, und die Ältern haften

1) Schöll's Abriß des Gauner- und Bettelwesens in Schwaben. 2) Quistorp's Grundsätze des peinl. Rechts. 1. §. 437.

3) Die Verordnungen angeführt in Berg's Handbuch des Polizeirechts. 1. 286. ff. 389. ff. 3. 191. ff. 4) Letz Ideen über öffentl. Arbeitshäuser und deren Organisation.

für die Kinder, weil sie dieselben dazu gewöhnlich gebrauchen, um der Strafe zu entgehen. Wenn sich in den Städten auch wol der Geber bestrafen ließe, welches hin und wieder verordnet, aber schwerlich ausgeführt ist, so hat auf dem Lande solche Strafverordnung noch gegen sich, daß häufig zum Geben die Furcht bestimt, die abgewiesenen Bettler könten sich durch Brandstiftung rächen, und diese Furcht verhilft ihnen auch zu Herbergen und mancherlei Nachsicht. Eben deswegen sind Bettelvögte in den Dörfern noch nützlicher als in den Städten. Es gibt nun außerdem noch verschleierte Betteleien, durch Kaufanträge, Anleihen, Ausspielungen u. dgl. m., und ein geheimes Bettelwesen durchdringt überhaupt den gesellschaftlichen Zustand krebsartig, wenn er sich nicht selenvoll entwickeln darf, sondern in Knechtschaft und Genußgier versinkt. Wo diese geheime Bettelei abgeschafft wird, da läßt die öffentl. sich wol ertragen. (*v. Bosse.*)

Bettelmönche, s. Mönchswesen u. Orden, geistliche.

BETTENHAUSEN, I. ein Dorf im Amte Waldau der kurhessischen Provinz Niederhessen. Es liegt an der Losse und zählt 101 Häus. und (1818) 864 Einw., worunter viele Handwerker, besonders Tischler und Leinweber, und auch Juden sich befinden, und hat schöne Bleichen an der Losse. Zu diesem Dorfe gehören: 1) der Messinghof, welcher 1805. 330 Zntr. Messingwaren, an Werthe 34,650 Guld. lieferte. 2) Ein 1680 angelegter Kupferhammer, welcher 1805 an Kupferwaren 559 Zntr. 50,310 Guld. Werth producirte; 3) eine Papiermühle mit 14 Arbeitern und einer Produktion von 300 Ballen. Alle diese Werke treibt die Losse. 4) Der Agathof mit der Schindlerschen Zits- und Kattunmanufaktur, die 1810. 178 Arbeiter beschäftigte, eine gute Maschinerie besaß, und 7000 Stück für 160,000 Gulden verfertigte. 5) Der Fischerhof und 6) der Eichwald mit einer Fasanerie. (*Hassel.*) II. Ein mit einer Mauer umgebenes Pfarrkirchdorf, 14 M. SSW. von Meiningen, im S. Meining. Amte Maßfeld, am Fuße des Gebaberges, an der Herpf, mit 113 Häus. und 566 Einw., mit 5 Mühlen, von welchen eine zugleich eine Schneidemühle ist, der Sitz einer Försterei und einer Zoll- und Geleiteinnahme. Zum bettenhäuser Kirchspiel gehören: Seba mit einer Filialkirche, Träbes, Hutsberg oder Heftenhof und Schmerbach. Der Ort war ehemals ein Stift-Fuldaisches Söhn- und Töchterlehn. Ackerbau, Barchend- u. Linnenweberei, Töpferarbeiten, Ziegel- und Brantweinbrennereien, Holzmachen und Kleinhandel, besonders mit Weizenmehl und Grieß, sind die Hauptnahrungszweige der Einwohner. (*G. Emmrich.*)

BETTERTON (Thomas), einer der größten englischen Schauspieler, und auch als dramatischer Schriftsteller einer Erwähnung werth. Er wurde im J. 1638*) zu Westminster geboren, und sein Vater, ein Unterkoch (Under-Cook) am Hofe Karls I., ließ ihn in allen Schulwissenschaften sorgfältig unterrichten. Der Knabe zeigte auch bald so lebhaften Eifer, und machte so glänzende Fortschritte in seiner Bildung, daß der Vater ihn zu einem gelehrten Stande bestimte. Aber die folgenden stürmischen Zeiten machten die Ausführung dieses Plans unmöglich, und Betterton wurde in die Lehre zu einem Buchhändler gebracht. Hier konte er wenigstens seiner Leidenschaft für Lektüre genügen, und diese Rücksicht scheint ihn besonders in den Buchladen geführt zu haben. Bettertons Lehrherr, Namens Rhodes, war vor Zeiten Garderobenaufseher am Theater Black-Friars gewesen, und erhielt im J. 1659 die Erlaubniß, eine Schauspielergesellschaft für das Lokal der Hahnenkämpfe (Cock-Pit) in Drury-Lane zu errichten. Der junge Betterton, damals nicht viel älter, als 20 Jahr, ließ sich sogleich in diese Gesellschaft aufnehmen, und trat in seinen ersten Rollen, namentlich in Schauspielen von Beaumont und Fletcher, mit dem lautesten Beifall auf.

Nach der Wiedereinsetzung Karls II. wurden unter königlicher Autorität zwei große Theater zu London errichtet, eins in Drury-Lane, unter dem Namen King's Company, das andre in Lincoln's-Inn-Fields, dessen Mitglieder sich Diener des Herzogs v. York (The Duke of York's Servants) nanten. Sir William Davenant war, zu Folge eines königl. Patents, Eigenthümer und Direktor dieser letzten Gesellschaft, in welche die meisten Mitglieder der Truppe eintraten, zu welcher Betterton früher gehörte. Das Theater wurde 1662 mit einem Schauspiele Davenant's, The Siege of Rhodes, eröffnet, in welchem Betterton mit gleichem Erfolg, wie auf der alten Drury-Lane Bühne, auftrat. Sein Ruf wuchs so schnell empor, daß der König ihn noch in den sechziger Jahren nach Paris schickte, um die Dekoration und Maschinerie des französischen Theaters in Augenschein zu nehmen, und das Brauchbare davon auf die englische Bühne überzutragen. Nach seiner Rückkehr wurden auch wirklich veränderliche Dekorationen und andere scenische Verschönerungen zuerst auf dem englischen Theater eingeführt. Im Jahre 1670 heirathete Betterton die Mrs. Saunderson, eine Schauspielerin von derselben Bühne, die als Künstlerin und als Weib gleich ausgezeichnet war, und mit der er bis an sein Ende in der glücklichsten Ehe lebte. Als die York'sche Gesellschaft nach dem Theater in Dorset-Garden zog, folgte er ihr, und blieb auch nach der Vereinigung der beiden Gesellschaften im Jahre 1684 Mitglied derselben. Betterton und seine Frau genossen fortwährend des Beifalls der Menge und der Gunst der königl. Familie, die bei Aufführung von Hof-Schauspielen sich öfters von diesem Künstlerpaar unterrichten ließ. Königin Anna, damals Prinzessin, gab späterhin aus dankbarem Andenken ihrer dramatischen Lehrerin eine jährliche Pension von 100 Pfd. St. Im Jahre 1695 errichtete Betterton, verbunden mit den ausgezeichnetsten Mitgliedern der vereinigten Gesellschaft, eine eigene Truppe mit königlichem Patent, und eine reiche Subscription machte ihm den Aufbau eines neuen Theaters in den Mauern von Tennis-Court in Lincoln's-Inn-Fields ausführbar. Mißhelligkeiten mit den Vorstehern des königl. Theaters und ein bedeutender Verlust durch eine verun-

*) Nach *Baker's* Biogr. dramat. Der Verfasser der im J. 1710 in 8. zu London erschienenen Lebensbeschreibung Betterton's gibt 1635 an, und ihm sind Cibber und Chaufepié gefolgt. Vergleiche The Tatler, Vol. II. Stck. 71. Vol. III. St. 167.

glückte Handelsspekulation, den er durch dieses Unternehmen zu ersetzen hoffte, scheinen ihn zu diesem Schritt bewogen zu haben. Das neue Theater wurde 1695 mit Congreve's Lustspiel Love for Love eröffnet, in welchem Betterton in der Rolle des Valentin mit Jubel empfangen wurde. Aber trotz dem allgemeinen Beifall, und dem zahlreichen Publikum, das dieser nach dem neuen Theater zog, scheint Betterton sich doch in dem Ertrag seines Unternehmens verrechnet zu haben. Im Jahre 1709, in einem Alter von mehr als 70 Jahren, spielte Betterton in einer Benefizvorstellung die junge Rolle des Valentin noch mit Kraft und Gewandtheit, und in demselben Jahre auch den Hamlet. Von beiden Darstellungen gibt die Zeitschrift The Tatler **) einen interessanten Bericht. Auch im Jahre 1710 trat Betterton noch einige Male mit Glück auf, unter andern in der Rolle des Melantius in Beaumont's und Fletcher's Maid's Tragedy, ebenfalls in einer Benefizvorstellung. Dies war seine letzte Erscheinung auf dem Theater. Die Gicht, die ihm aus den Füßen in den Kopf trat, endigte sein Leben am 28. April dieses Jahres. Am 2. Mai wurde sein Leichnam in den Westminsterkreuzgängen mit großer Feierlichkeit beigesetzt. Eine schöne Leichenrede hält ihm The Tatler Vol. III. St. 167. Betterton's Gattin überlebte den Verlust ihres Gemals nicht lange.

Betterton war gleich ausgezeichnet als tragischer und komischer Schauspieler, und führte die verschiedenartigsten Charaktere mit Kraft und Wahrheit bis zu seinem Greisenalter aus. Der Schauspieler Booth erklärte ihn für den ersten in seiner Kunst. Wer sich genauer über den Charakter seines Spiels unterrichten will, den verweisen wir auf die 1710 zu London in 8. erschienene Lebensbeschreibung des Künstlers, von der Chaufepié in seinem Dictionnaire einen Auszug liefert. Ferner sind zu vergleichen: The Tatler in den angeführten Stellen, Poetical Register T. I. p. 19. seq. *Cibber's* Lives of the Poets, T. III. p. 156. *Baker's* Biogr. dramat. T. I. p. 25. seq.

Dem persönlichen Charakter Betterton's geben die Zeitgenossen das rühmlichste Zeugniß. Er war eben so liebenswürdig, als rechtschaffen, und seine Ehe konte als ein Muster aufgestellt werden. Die Theaterstücke, welche Betterton hinterließ, bestehen theils in eigenen Arbeiten, theils in Überarbeitungen älterer Schauspiele. Ihre Titel sind:

The Roman Virgin, or the unjust Judge. 1679, 4. The Revenge, or a Match in Newgate. 1680. 4. The Prophetess, or the history of Diocletian. 1690. 4. King Henry the Fourth, with the Humours of Sir John Fallstaff. 1700. 4. The amorous Widow, or the Wanton Wife. 1706. 4. Sequel of Henry the Fourth. 1719. 8. The Bondman, or Love and Liberty. 1719. 8. The Woman made a Justice. (?) — Alle diese Stücke haben mehr theatralisches, als poetisches Verdienst, und sind jetzt fast vergessen. (*Wilh. Müller.*)

**) Vol. I. Stck. V. Vol. II. St. 71.

BETTI (Zaccaria), geboren zu Verona am 20. [1]) Juli 1732, starb eben daselbst am 18. August 1788. Unter der Leitung der Jesuiten entwickelten sich schon früh bei ihm die seltenen Eigenschaften, mit denen die Natur ihn begabt hatte. Rasche Fortschritte bezeichneten seine rastlose Liebe zu den Wissenschaften, so wie Reisen, durch beinahe ganz Italien, seine ohnehin mannigfaltigen Kenntnisse erweiterten. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt, widmete er sich ganz der Wohlfahrt seiner Mitbürger, indem er, mit der ihm eigenthümlichen Ausdauer und stets auf die uneigennützigste Weise, jede väterliche Absicht der damals herrschenden venetianischen Regirung beförderte. Dazu dienten ihm außer der öffentlichen Achtung, in der er stand, vorzüglich seine durch ein nicht unbeträchtliches Vermögen freie Lage, und noch mehr, das an 20 Jahre hindurch mit Beifall bekleidete Sekretariat der Accademia pubblica d'agricoltura, commercio ed arti di Verona. Seine diesfallsigen vielfachen Verdienste erkanten an, die Republik durch mehre Auszeichnungen, unter andern, durch eine eigene Denkmünze und die ihm so wie seiner Nachkommenschaft beigelegte erbliche Grafenwürde, seine Vaterstadt, endlich, selbst nach seinem Tode, seine Kollegen, durch die feierliche Aufstellung seiner jetzt noch im Versamlungszimmer der Akademie befindlichen Marmorbüste mit der Inschrift: Zachariae. Betti. Com. qui academiae agrar. Veronensi. MDCCLXVIII. institutae quoad vixit a secretis fuit, scientia rurique colendi litteris humaniorib. rebus gestis clariss. socii moerentes P. P. MDCCLXXXVIII. Seine vielseitige literarische Thätigkeit beurkunden auch die Übernahme des Sekretariats der indessen nur auf kurze Zeit wieder ins Leben zurückgerufenen Accademia veronese degli Aletofili, seine Mitgliedschaft bei mehren in- und ausländischen gelehrten Vereinen, namentlich zu Montpellier, Madrid, Lund u. s. w. und die Herausgabe zahlreicher Schriften, von denen wir folgende ausheben: Del Baco da seta, canti quattro, con annotazioni. Verona 1756 in 4. mit einer gelehrten Abhandlung intorno la Seta und vier Briefen über die Maulbeerbäume und die Seidenwürmer vermehrt wieder aufgelegt, Verona 1765, auch aufgenommen in der Raccolta di poemi georgici. Lucca 1785. 2 Bde. in 8. Dieses Lehrgedicht, in versi sciolti, über den wichtigsten Zweig der veronesischen Landwirthschaft, nämlich die Seidenzucht, weiset dem Verfasser eine Stelle [2]) unter den ausgezeichneten italiänischen Dichtern des 18. Jahrh. und zwar gerade in einer Gattung an, worin schon Alemanni, Arici, Lorenzi, Rucellai, Spolverini, Tansillo, Tessauro u. a. m. glänzen. Hieran reihen sich dichterische Versuche von minderem Umfange, als Sonette zum Lobe seines väterlichen Freundes Scipio Maffei (Verona 1756.), über die von ihm besuchten Bäder zu Lucca (1760), ungedruckt gebliebene Bruchstücke eines andern Landgedichts Della Cascine und die von ihm 1762 mit einem großen Aufwand von philologischer Ge-

1) Und nicht am 16. Juli wie in *Mazzuchelli* Scrittori d'Italia und in der Biographie universelle behauptet wird. 2) *Mazzuchelli* Scrittori d'Italia. Brescia 1760. Vol. II. P. II. p. 1093. *Ginguené* in der Biographie univ. Art. *Betti* und von Orelli in unserer Encyclopädie II. S. 310.

lehrsamkeit in lateinischer Sprache herausgegebenen Gedichte des 1546 verstorbenen Grafen Niccolò d'Arco [3]). Die Noten zu dem oben erwähnten Baco da Seta zeigten den tiefen Kenner landwirthschaftl. Dinge. Auch widmete er denselben andern Arbeiten als Della multiplicazione de' bue nel territorio Veronese (zuerst 1771 auf zwei Quarthogen, dann 1805 im 1. Band der Mem. dell' Acad. d'agric. di Verona p. 27. abgedruckt) eine Aufzählung der Gebrechen, die damals im Veronesischen die Fortschritte des Landbaues hemmten [4]); Memorie intorno la Ruca (eigentlich Bruco) de' Meli. Verona 1760. in 8. mit 3 Kpft., die, wegen ihrer Wichtigkeit für den Obstbaum, im Jahre 1763 zu Venedig in Cosimo Trinci's Agricoltura aufgenommen wurde; eine Abhandlung über den wilden Kirschbaum (Sbolzaferino, Cerasus sylvestris), endlich Raggionamento intorno le Talpe. 1768. eine vorzügliche Monographie des Maulwurfs, die dem neuesten Zergliederer dieses Thiers [5]) unbekant geblieben zu seyn scheint. Eine eigene Beschreibung der einem Naturwunder gleichenden Felsen-Verbindung auf den Bergen der Valpolicella unweit Verona, gewöhnlich il Ponte d'Aveglia oder di Veja genant, entwarf er unter dem Titel: Descrizione d'un maraviglioso ponte naturale nei monti Veronesi. Verona 1766. in 4. Zu noch höhern Ansichten als zu den durch diese Brücke veranlaßten geologischen Betrachtungen, schwang er sich empor in seinen Pensieri tratti dalla storia naturale al difesa dell' uomo. Verona 1772, einem echt philosophischen Werke, worin der Gegenstand gleich würdevoll und anziehend erörtert wird. Die vielseitige Bildung erlaubte ihm, sich an die anscheinend verschiedenartigsten Untersuchungen zu wagen. In dieser Beziehung müssen wir hier noch erwähnen, seiner 1769 verfertigten Abhandlung Intorno al luogo ove San Leone Papa incontrò Attila Re degli Unni, worin er beweiset, daß Governolo der Ort war, wo der Papst Leo mit Attila zusammen traf, und der Memorie storiche intorno l'antico culto di Maria Vergine nella Chiese Cattedrale di Verona. Verona 1770. Von den von ihm verfertigten Lobreden auf den Grafen Giov. Bevilacqua (1768), Dom. Vallarsi (1771), And. Ercolèo (1775) und Ant. Fracassini (1777), sind nur die zweite und die vierte gedruckt [6]). (*Gr. Henkel v. Donnersmark.*)

BETTI (Cosimo), geboren zu Oreiano den 28. März 1727, gestorben den 28. Mai 1814. Er bekleidete mit Auszeichnung das Richteramt in Genua, Lucca, Urbino und Loreto. Während er der letzten Stadt vorstand, erhielt er nebst seiner Nachkommenschaft das dortige Patrizíat. Man rühmt ihn als einen einsichtsvollen Mann, der der griechischen und hebräischen Sprache völlig mächtig war, die Malerei mit nicht weniger Glücke ausübte als die schöne Baukunst, doch beides nur in den berufsfreien Stunden. Einen Theil derselben widmete er auch den Musen und seine Landsleute schätzen sein Gedicht betitelt: La consumnazione del secolo, das zu Lucca 1793. erschien und eine vermehrte Auflage in zwei Bänden mit Kupf zu Pesaro 1802. erlebte *).

(*Graf Henkel v. Donnersmark.*)

BETTINELLI (Saverio), 1718 zu Mantua geboren, und in den Schulen der Jesuiten gebildet, trat schon in seinem 18. Jahre in ihren Orden. Er lehrte abwechselnd zu Brescia, Bologna, Venedig, Parma schöne Wissenschaften, Rhetorik und Geschichte. Im J. 1755 machte er eine Reise durch Frankreich und Teutschland, als Führer zweier Prinzen von Hohenlohe, und im folgenden Jahre eine zweite Reise durch Frankreich mit dem ältesten Prinzen, auf welcher er unter Andern Voltaire kennen lernte. Seit 1759 lebte er in Verona, als Lehrer und Prediger, und als sein Orden 1773 aufgehoben wurde, war er Professer der Beredsamkeit zu Modena. Er zog sich von dieser Stelle zurück und begab sich nach seiner Vaterstadt zur Ruhe, den Wissenschaften und der Dichtkunst zu leben. Die Belagerung von Mantua 1796 störte ihn in seiner stillen Muße und trieb ihn nach Verona. Aber schon im folgenden Jahre kehrte er dahin zurück, und starb am 13. Sept. 1808, die Lebhaftigkeit und Heiterkeit seines Geistes beinahe bis zu seinen letzten Augenblicken behauptend. In den Jahren 1799 bis 1801 besorgte er die neue Ausgabe seiner Werke, die zu Venedig in 24 Duodezbänden erschienen ist.

Seine prosaischen Schriften, welche den größten Theil der Werke ausmachen, bestehen aus Abhandlungen über Rhetorik, Poesie, Kunst, Sprache u. s. w. Auch philosophisch-theologische Untersuchungen finden sich darunter, z. B. Sopra la Storia dell' uomo preso dalla Genesi. Ferner Gespräche, dem Lucian nachgebildet, namentlich die 24 Dialoghi d'Amore. Am bekantesten und gerühmtesten sind seine beiden Werke: Dell' Entusiasmo delle belle arti, und Il Risorgimento d'Italia negli studj, nelle arti e ne' costumi dopo il mille. Die Italiäner loben an dem Lehrstyl des Bettinelli das Feuer und die Lebendigkeit, und zählen ihn zu denjenigen, welche sich zuerst von der Steifheit und Pedanterie loswanden, welche den Vortrag wissenschaftlicher Gegenstände bisher charakterisirt hatten. Aber die Gründlichkeit und Consequenz leidet bei ihm sehr oft unter der deklamatorischen Hülle, und eine Oberflächlichkeit ist überhaupt selten von einer Vielseitigkeit, wie Bettinelli's Schriften sie bekunden, ganz trennbar. Von seinen vielen Briefen sind die Lettere dieci di Virgilio agli Arcadi auszuzeichnen, die dem Verfasser eine Unzahl von Anfeindungen und Streitigkeiten zuzogen. Er schrieb sie auf seiner zweiten Reise durch Frankreich und setzt darin den Werth der alten italiänischen Dichter, namentlich des Dante, mit eben so einseitiger als kecker Kritik herab. Gasparo Gozzi hat sie am gründlichsten angegriffen und siegreich widerlegt.

3) *Tiraboschi* Storia d. Letterat. ital. Rom. 1785. in 4. T. VII. P. III. p. 270. 4) Götting. gelehrte Anzeigen 1772. Zugabe S. CCCXIII. und Hall. A. L. Z. 1817. Nr. 130. 5) *J. G. L. Jacobs*, Talpae europaeae anatome. Jenae 1817. 6) *S. Bened. del Bene* Elogio del Conte Z. Betti in Mem. dell' Acad. d'Agric. di Verona. Verona MDCCCXV. Vol. V. p. 7.

*) Vgl. *Elogio a* Cosimo Betti *da Oriano, recitato nell'Accad. oriciense di Scienze, belle lettere ed arti dal Prevosto Fil. Sacchini, uno dei XL. e segretario perpetuo della medesima.* Montalboddo, 1816. 8.

Unter Bettinelli's Gedichten finden sich Poemetti in ottava rima, Sonetti, Canzoni und Epigrammi, die nicht ohne Witz und Geist, verbunden mit Eleganz des Stils, abgefaßt sind, aber keine glänzende Dichtergaben verrathen. Am meisten schätzen die Italiäner die Episteln des Bettinelli in Versi sciolti *). Die Tragödien des Bettinelli haben kein Glück gemacht und sind beinahe vergessen, wie auch seine Übersetzung der Voltairischen Tragödie: Roma salvata **). (*W. Müller.*)

Bettlermuschel ist Donax Irus L.

Bettlern, s. Zebrak.

Bettsprung, s. Vermälung.

BETTUNGEN fürs Geschütz, bestehen aus 3 oder 4 Rippen, 1 Stoßbalken, und verhältnißmäßigen Dielen, die auf den erstern mit Nägeln, oder besser, mit Holzschrauben befestiget werden. Die Länge der 5" starken Ripphölzer ist 14 bis 18 Fuß. Der Stoßbalken ist, wie die Dielen, 10 Fuß lang, und sechs Zoll ins Gevierte stark. Die Dielen oder Bohlen endlich sind 1 Fuß breit und zwei bis drei Zoll stark. (*v. Hoyer.*)

Bettwanze, s. Cimex.

BETULA, Birke (botanisch), eine Baum-Gattung aus der natürlichen Familien der Amentaceen und der 21. Linné'schen Klasse. Sowol die männlichen als weiblichen Blüthen stehen in Kätzchen. In den männlichen Kätzchen hat jede Hauptschuppe fünf kleinere unter sich: an der Grundfläche der letztern stehen sechs Staubfäden, jeder mit zwei Antheren. Die weiblichen Kätzchen haben dreilappige Schuppen, und unter diesen drei Fruchtknoten, jeden mit zwei Pistillen. Die Frucht ist am Rande mit Flügelbaut versehen, und enthält den Embryo in umgelehrter Richtung.

Die Birken machen eine natürliche Gattung aus, die sich nur auf die gemäßigten und kalten Zonen beschränkt.

1) Betula *alba*, die weiße, gemeine Birke, durch dreieckige zugespitzte doppelt gesägte glatte Blätter, glatte Blattstiele und zugerundete Seitenlappen der Zapfenschuppen ausgezeichnet. Ein sehr bekanter Baum, dessen geographische Verbreitung nach Süden im Westen von Europa am weitesten geht: denn noch auf der Sierra de Gerez im nördlichen Portugal (42° nördl. Br.) gibt es Birken. Dagegen hören mit dem obern Apennin in Italien die Birken auf, so daß es um Rom gar keine mehr gibt. So fehlen sie in dem eigentlichen Griechenland, wiewol sie noch auf den macedonischen und thracischen Gebirgen vorkommen. In Taurien fehlen sie schon beim 46° nördl. Br.; doch kommen sie in dergleichen Breite auf den kaukasischen Hochgebirgen vor. Im Norden von Europa geht die Birke höher hinauf als irgend ein anderer Baum, nicht weit vom Nordkap, bei Hogdridet (71° nördl. Br.) wächst sie noch Klafter hoch. Die Birke liebt hohen, bergigen Boden, wenn derselbe auch mager ist. Sie schlägt oft in Felsenspalten und in die Ritzen alten Gemäuers ihre Wurzeln, und schmückt unfruchtbare Stellen durch ihre weißen Stämme und ihr schönes Laub. Vorzüglich zierlich ist die Abart, die man die Hängelbirke nent, weil ihre Zweige herabhangen. Auch gibt es eine Abart in Dalekarlien mit handförmig getheilten Blättern, B. *hybrida* Blom. Als Nutzholz ist die Birke sehr wichtig, besonders wenn sie in nördlichen Gegenden gewachsen ist. Auch muß das Birkenholz nicht lange in der Rinde liegen, weil es sonst leicht stockt, sondern bald gespalten werden. Wagner und Böttcher, Müblenbauer und Tischler brauchen es viel. Besonders liebt man die Birkenmasern, oder die durch unterbrochenes Wachsthum der Zweige entstandenen Verwickelungen der Holzfasern, woraus man Pfeifenköpfe, Stockknöpfe, Dosen und Schäfte zu Pistolen macht. Die Birkenreiser benutzt man zu Besen und Ruthen. Die Rinde nimt der arme Normann und Schwede zur Deckung seiner Hütten; auch macht man Trinkgefäße, Schachteln und allerlei Geräthe daraus. In Kamtschatka wird die Birkenrinde mit Caviar als Nahrungsmittel genossen. Bekant ist der Birkensaft, ein gährendes Getränk, welches man aus dem im Bast der Birke aufsteigenden kohlensauern Safte macht. Man bohrt nämlich im Frühling die Birkenstämme bis auf den Bast an, thut etwas Zucker hinzu, läßt es einkochen, abschaumen, und versetzt es alsdann mit warmen Hefen und Franzwein. Auch zur Potasche wird die Asche des Birkenholzes benutzt, doch gibt sie weniger als Ahorn, Weißbuchen, Eichen und Rüsternasche. Das Birkenlaub wird in Schweden zum Gelbfärben gebraucht, besonders soll es im Herbste eine bessere Farbe geben. Zum Gerben benutzt man die innere Birkenrinde, und endlich sind die Kohlen von Birkenholz zum Schießpulver und in Eisenhämmern sehr gut zu benutzen. 2) B. *pubescens* Ehrh., die Brocken-Birke, unterscheidet sich durch reichbehaarte Zweige, Blattstiele und Unterfläche der Blätter. 3) B. *populifolia* Ait., mit dreieckigen, an der Basis etwas herzförmigen, lang zugespitzten, ungleich gesägten glatten Blättern und gleichgebildeten Zapfenschuppen, wie die weiße Birke. Sie wächst in Nordamerika. 4) B. *excelsa* Ait., mit eiherzförmigen kurz zugespitzten, ungleich gezähnten, oben glatten, unten in den Aderwinkeln mit Haarbüscheln besetzten Blättern und weich behaarten Blattstielen; die Zapfenschuppen sind eben so gebildet, als bei der weißen Birke. In Nordamerika heißt sie die gelbe Birke; sie erreicht eine Höhe von 80 Fuß (*Michaux* arbres forest. de l'Amer. sept. t. 5.). 5) B. *dauurica* Pall., mit eiförmigen, an der Basis verdünnten und glattrandigen, sonst ungleich gezähnten, kurz zugespitzten, glatten Blättern und am Rande gewimperten Zapfenschuppen. Im östlichen Sibirien. 6) B. *nigra* L., mit rhombenförmig ablangen, an der Basis glattrandigen, sonst winklich doppelt gesägten, unten behaarten Blättern. Die Zapfenschuppen sind zottig, und haben schmale gleichförmige Fetzen. Sie heißt in Nordamerika rothe Birke (*Michaux* l. c. t. 3.). Aus dem Safte derselben macht man Zucker, der aber nicht so gut ist als Ahorn-Zucker. 7) B. *papyracea* Ait., mit eiförmigen, lang zugespitzten, doppelt scharf gesägten, unten haarigen Blättern. Die Seitenlappen der Zapfenschuppen sind kreisrund und verkürzt (*Michaux*

*) Sie erschienen zuerst zusammen mit den Versi sciolti des Frugoni und Algarotti, Venedig 1757. **) Vgl. den Artikel von Ginguené in der Biographie universelle.

l. c. t. 1.). Unter dem Namen der Kanot-Birke in Nordamerika bekant, weil aus der Rinde die Fahrzeuge der Wilden gemacht werden. Die Rinde löset sich in großen, weißen, weichen, Papierfeinen Stücken ab. 8) *B. carpathica* Kit., mit eiförmigen, an der Basis glattrandigen, sonst doppelt gesägten, ganz glatten Blättern, langen glatten Blattstielen, gewimperten Zapfenschuppen, deren Seitenlappen schief abgestutzt sind. Wächst auf dem Riesengebirge und den Karpathen. Wahlenberg (flor. carpath. p. 306.) macht sie zu einer Abart der *B. pubescens Ehrh.* 9) *B. lenta* L., mit eiberzförmigen, doppelt scharf gesägten unten behaarten Blättern, haarigen Blattstielen; die Seitenlappen der Zapfenschuppen sind gleichförmig stumpf, gewimpert, und mit erhabenen Adern durchzogen (*Michaux* l. c. t. 4.). Diese nordamerikanische Birke liefert das beste und dauerhafteste Nutzholz. 10) *B. carpinifolia* Ehrh., mit gleichen Blättern, wie die vorige, nur daß die untere Fläche und die Blattstiele glatt, auch die Seitenlappen der Zapfenschuppen glatt und ohne Adern sind. Sie wächst auch in Nordamerika. 11) *B. ovata* Schrank., mit eiförmigen, doppelt gesägten, kurz zugespitzten, glatten Blättern, ästigen weiblichen Blüthenstielen; die Seitenlappen der Zapfenschuppen sind gleichförmig abgestutzt und mit Nerven durchzogen. Wächst auf den Salzburger und Tiroler Alpen, und wird nur eine Klafter hoch. 12) *B. fruticosa* Pall., mit eiförmig rundlichen, gleichmäßig gezähnten, glatten Blättern, eiförmigen Zapfen und strauchartigem Stamm. Wächst in Sibirien, Mecklenburg, Pommern und Baiern. 13) *B. glandulosa* Michaux., mit umgekehrt eiförmigen, an der Basis keilförmigen und glattrandigen, übrigens gesägten Blättern, ablangen Zapfen und halb dreitheiligen Schuppen. Wächst an der Hudsons-Bai. 14) *B. cordifolia* Tenor., mit großen herzförmigen zugespitzten gesägten glatten Blättern, deren Venenachseln unterwärts behaart sind. Wächst in Kalabrien und bei Neapel. 15) *B. nana* L., mit kreisrunden gekerbten glatten unten netzförmig geaderten Blättern, und strauchförmigem Stamm, der kaum einige Fuß hoch wird. Wächst in Sümpfen durch Lappland, Sibirien und an der Hudsonsbai (fl. dan. 91.). 16) *B. pumila* L. mit kreisrunden gesägten, unten behaarten Blättern, und strauchartigem Stamm, dessen Zweige behaart sind (*Jacqu.* hort. vindob. t 122.). Wächst in Sümpfen von Nordamerika. 17) *B. antarctica* Forst., mit steifen rundlichen glatten gekerbten Blättern, ohne Adern, und strauchartigem Stamm. Auf dem Feuerlande. 18) *B. japonica Thunb.* nov. act. ups. 6. p. 45. t. 4. ist nicht hinlänglich bestimt. (*Sprengel.*)

Betula alba *L.* gemeine Birke (pharmacol. und technisch); 1) die außen mit einer weißen Schale bedeckte, dicke, mürbe, bräunlichrothe Birkenrinde hat man statt der Chinarinde in Wechselfiebern vorgeschlagen. Von ihr komt das Birkenöl, s. unten. Aus ihr verstehen die Kanadier ein wirksames blutstillendes Mittel durch Kochen zu bereiten. — Technisch dient die getrocknete, in Haselaschenlauge gekochte, zum Rothfärben der Netze in Island, mit Alaun zum Braunrothfärben der Leinwand, ohne diesen zur Verwandlung des Violets vom Campecheholz in ein Blutroth, und zur Erhöhung und Befestigung verschiedener anderer Farben ꝛc. *).

2) Das feste dichte Weiß-Birkenholz gehört unter die vorüglichern Brennholzarten; seine 0,542 spec. schwere Kohle ist eine der kohlenstoffreichsten, und gibt viel Asche. Aus den Birkenholzsägspänen zogen Braconnot und A. Vogel durch Behandlung mit Schwefelsäure minder reinen Zucker und weniger Gummi, als aus weißen Linnenlumpen ꝛc.

3) Das aus den Birkenknospen gewonnene Harz gibt, in Weingeist aufgelöst, und mit einer Weinsteinauflösung zusammengeschüttelt, ein schönes Schwefelgelb auf Linnen.

4) Die jungen Birkenblätter räth man in Aufguß, Absud, oder als Auszug innerlich bei Gicht und Rheumatismen, äußerlich den Absud gegen die Krätze. — Das trockne Birkenlaubbad (le bain des feuilles de bouleau), welches aus einer dicken Schicht frischer, aber trockner Birkenblätter bestebt, worauf sich der Kranke nakt lagert, und mit andern Birkenblättern ½ Fuß bedecken läßt, war schon ein altes Volksmittel, und wurde neuerlich wieder von J. Deslongrois gegen hartnäckige Flechten, und Wassersucht, gerühmt, in welcher letzteren aber es weniger leistet, als bei hartnäckiger Gicht. — Technisch benutzt man das im Herbst gefallene Laub, zumal von der Zwergbirke, zum Grüngelbfärben des alaunirten Wollengarns, und die jungen saftigen Blätter mit Alaun zu einer Art Schüttgelb.

5) Des konisch geschnittenen Birkenschwamms bedienen sich die Ostiaken und Kamtschadalen, als eines äußern Brennmittels auf der Haut, und eines aus des-

*) Rinde und Blätter enthalten einen Färbestoff, der sich zur Darstellung einiger brauchbaren Farbenschattirungen in der Baumwoll- und Linnenfärberei eignet. Der grüne Theil der Blätter, und der zarte Theil der Rinde besitzen den meisten Färbestoff. Die Blätter der Zwergbirke enthalten diesen noch reiner, als das Laub der gemeinen. In Hinsicht der adstringirenden Eigenschaft hat die Birkenrinde viel Ähnliches mit der gemeinen Ellerarinde, nur ist in letzterer noch mehr Gerbstoff und Gallusssäure enthalten. Das Decoct der Birkenrinde besitzt eine Zimmet- ins Kastanienbraune sich neigende Farbe, und bildet mit schwefelsaurem Eisen schwarze und graue Schattirungen. — In den Zeug-, Druck- und Färbereien bedient man sich der Birkenrinde für die Abkochung des Fernambuchholzes, des Roth- und Campechenholzes mit Vortheil. Der violette Campechenholzabsud erhält dadurch eine blutrothe Farbe. Als ein richtiges Verhältniß des Zusatzes habe ich 1½ Pfd. gestoßene Birkenrinde zu 16 Pfd. Fernambuck, 20 Pfd. Rothholz und 16 Pfd. Campechenholz am besten gefunden. — Auch für sich mit den erdigen und metallischen Beizen ist die Birkenrinde und das Birkenlaub fähig, artige Schattirungen von sogenenten Mischfarben zu erzeugen. Mit der essigsauern Thonerde vorgebeizte Baumwollen- und Linnengespinste oder Gewebe nehmen in der Birkenrinden-Abkochung, wenn der Gerbstoff zuvor mittelst Thierleimauflösung ausgeschieden werden, immer noch matte gelbe Farben an. Intensiver erscheint die gelbe Farbe, wenn man die Waare in dem Absude der in Schatten getrokneten Blätter der Zwergbirke ausfärbt. — Essigsaure Thonerde und essigsaures Eisen in verschiedenen Verhältnissen zusammen, als Beizen angewendet, stellen gute Olivenanmüancen, die durch Röthung mittelst Krapp in Zimmet- und Chocoladenfarben umgeändert werden, dar. In der sogenanten Handfärberei kann man sich des Birkenrindenabsuds mit vielem und mannigfaltigem Nutzen bedienen. (*Kurrer.*)

sen Asche gezogenen Kalis, in die Nase geschnupft, und diese mit einem Pfropfe von geschabter innerer Weidenrinde verschlossen, als eines Schutzmittels gegen die Winterkälte.

6) Der frische, süß säuerliche Birkensaft, der aus den im zeitigen Frühjahre angebohrten, noch unbelaubten Stämmen der Betula alba und nigra bei heiterer, warmer Witterung in großer Menge täglich rinnt, enthält außer vielem Wasser und Schleimzucker, einen braunfärbenden Stoff, Kali, Essigsäure, kohlen- und essigsauren Kalk und Alaunerde ꝛc. Er wirkt lariren d, und, leicht in saure Gährung übergehend, diuretisch. Durch fortgesetzte Gährung läßt sich aus ihm ein schäumendes Getränk, und durch Gährung mit Zucker, Rosinen und Stachelbeeren eine Art Wein von lieblichem Muskatellergeschmacke, sowie damit und mit Honig ein Meth bereiten. Angenehm duftend wird das Birkenwasser, wenn man ihm neben Zucker, Hefe und etwas Citronenschale, Apfelsinenschalen oder auch Maiblumen, Veilchen, und etwas Himbeer- oder Rosenwasser zusetzt. Auch braut man aus Birkensaft oder Birkenknospen mit Bierwürze ꝛc. ein Bier. Birkensaft, oder besser Birkenbier ist bei Stein- und Harnbeschwerden nicht ohne Wirkung. — Der im Wasser aufgelöste Birkensaftextrakt färbt die damit gekochten weißen Wollenzeuge fahlgelb, und mit etwas Alaun brauner.

7) Birkenöl (littauischer Balsam), oleum betulinum, ein in Rußland aus der Birkenrinde destillirtes brenzliches Öl, das man vormals gegen Harnbeschwerden, Würmer ꝛc. gebrauchte.

Betulin (Birkenkampfer). Lowitz fand diesen Stoff in der Epidermis der Birkenrinde, aus der er in weißen, flockigen oder wolligen Vegetationen hervorkomt, sowie man das Birkenholz über einem rubigen Feuer bis zum Dampfen und Bräunen der Rinde erhitzt. Acht bis zehn Gran davon nehmen den Raum von 1 Pfd. Wasser ein. Er löst sich weder in Wasser, noch in Kalilauge auf, aber in 120 kalten, und in 80 warmen Weingeists; beim Erkalten fällt $\frac{3}{4}$ in zarten Härchen nieder. Vitriolöl löst ihn schnell, aber ruhig auf; die Auflösung erstarrt im Wasser und wird weiß. Er verdampft auf Glühkohlen mit einem wohlriechendem Rauche, verbrent am Lichte mit weißer Flamme, und liefert bei der trocknen Destillation zuerst ein weißes Sublimat, dann farbloses Wasser, sehr zähes Öl, braunes, wohlriechendes Harz, und einen kohligen Rückstand. (*Th. Schreger.*)

BETULEJUS (Sixtus oder Xystus), eigentlich Birk, war am 21. Februar 1500 zu Augsburg, oder wie andere wollen, zu Memmingen geboren. Wenn indessen das letztere richtig ist, so muß er wenigstens bald nach Augsburg gekommen seyn, da er dieses selbst als seine Vaterstadt nent. Sein Vater, Ulrich Birk, ein Weber, ließ den Sohn durch Unterricht zu höhern Studien vorbereiten, bis ihn eine Schwerhörigkeit befiel, durch welche der Vater bewogen wurde, ihn für sein Handwerk zu bestimmen. Da jedoch nach zwei Jahren sein Gehör ganz unverhofft wieder zurück kehrte, so ließ der Vater sich um so eher durch das Zureden eines frommen Geistlichen bewegen, seinen Sohn aufs neue dem gelehrten, und zwar dem geistlichen Stande zu widmen. Von einigen angesehenen Männern seiner Vaterstadt unterstützt, sah er sich im Stande, eine Universität zu besuchen, doch erhielt er vorher durch den Bischof Christoph von Augsburg die niederen Grade der Weihe (ordines minores), weil man ihn hiedurch fester an den geistlichen Stand zu knüpfen, und vor der neu aufkeimenden lutherischen Lehre besser zu sichern glaubte. Er begab sich nun im J. 1520 nach Erfurt, wo unter andern Eoban Hesse, Euricius Cordes und Justus Jonas seine Lehrer waren; doch störte ein langwieriges Fieber seinen Fleis, und nach anderthalb Jahren ward er, gleich vielen andern, durch den Ausbruch einer epidemischen Krankheit von Erfurt weggescheucht. Inzwischen hatte er doch hier den eigentlichen Grund seiner höhern wissenschaftlichen Bildung gelegt. Er studirte dann noch ein Jahr in Tübingen, und wurde hier 1523 Baccalaureus der Philosophie. In Erfurt war er schon mit Luthers Grundsätzen vertrauter geworden, so wie auch die Predigten des Urbanus Regius in Augsburg seinen Vater dafür gewonnen hatten; anstatt sich also zur Priesterweihe vorzubereiten, verließ er seine theologischen Studien ganz, und bestimte sich für die Humaniora; auf die im Jun. 1523 erhaltene Nachricht von einer tödtlichen Krankheit seines Vaters, ging er nach Augsburg zurück, traf ihn aber nicht mehr lebend. Dagegen erhielt er nun auf fünf Jahre ein Stipendium von 100 Goldgulden, welches ein augsburger Patrizier, Ulrich Langenmantel, einige Zeit vorher gestiftet hatte. Mit dieser Unterstützung ging er, auf Peutinger's Rath, nach Basel, wo er nicht nur den Unterricht eines Glareanus, Pellikanus, Sichard, Ökolampadius u. a. genoß, sondern auch durch eignen Fleis sich treflich ausbildete. Da er sehr dürftig leben mußte, weil er einen großen Theil seines Stipendiums an seine Mutter abgab, so übernahm er das Amt eines Pedellen bei der Universität, und besorgte die Korrekturen in verschiedenen Druckereien, ohne jedoch seine Studien dabei zu vernachlässigen. Hierauf suchte er ein Schulamt in seiner Vaterstadt; da aber die Schulen alle noch unter den katholischen Geistlichen standen, so gelang es ihm damit nicht; er blieb also in Basel, wo er sich verheirathete, und fortfuhr, sich durch Privatunterricht und Korrekturen zu nähren; doch mußte er die letztern wegen seines schwachen Gesichts bald aufgeben. Dagegen ward er nun (1530) zum Rektor der Schule zu S. Theodor in Basel erwählt, und zeichnete sich nicht nur als ein guter Lehrer aus, sondern machte auch durch die Aufführung seiner lateinischen geistlichen Komödien einiges Aufsehen. Da nach einiger Zeit der Stadtrath zu Basel ein Seminarium für Theologen anlegte, so wurde Betuleius, zu dessen Gelehrsamkeit und Glaubensfestigkeit man das beste Zutrauen hatte, 1534 zum Direktor desselben ernant. Hier wuchs zwar sein Ruhm, aber durch seine strenge Disciplin zog er sich auch manche Feindschaft zu. Im J. 1536 bekam er gleichzeitig einen Ruf nach Tübingen und nach Augsburg; dem letztern folgte er, nahm aber zuvor erst in Basel die Magisterwürde an, welche daselbst seit 10 Jahren keinem ertheilt worden war. In Augsburg hatte der Rath das Jahr vorher ein neues Gymnasium zu S. Anna gestiftet; Betulejus wurde Rektor desselben,

und sollte als solcher nur in der obersten Klasse selbst unterrichten, über die beiden übrigen aber blos die Aufsicht führen; da jedoch seine Kollegen, als Steph. Vigilius, Joh. Busch, Lorichius, Nosetus, gleichfalls gelehrte Männer waren, so trat er freiwillig zurück, indem er einige Lektionen in den untern Klassen übernahm, und sie jenen dafür in der ersten Klasse überließ. Dieses Amt verwaltete er 16 Jahre mit großem Ruhm, so daß auch der Rath einige Mal seinen Gehalt erhöhte, und ihm das Zeugniß ertheilte, weit mehr als seine Pflicht gethan zu haben. Insbesondre gereicht es ihm zum Verdienst, manche gute Köpfe aufgemuntert, und durch seine Fürsprache unterstützt zu haben, worunter hauptsächlich Xylander und Hieron. Wolf genant werden können. Seine Einrichtung der S. Annen-Schule, welche zu ihrer Zeit vielen Beifall fand, beschreibt Crophius (Histor. Erzählung von d. Ursprunge u. d. Schicksalen des Gymn. zu S. Anna in Augsburg 1. Th. S. 26.). Wenn er fähigere Köpfe unter seinen Schülern bemerkte, so unterrichtete er dieselben während der Ferien noch besonders. Auch setzte er seine, damals sehr beliebten, geistlichen Komödien hier fort. Neben der Schule wurde ihm in der Folge auch die Aufsicht über die öffentliche Bibliothek anvertraut, um die er sich gleichfalls sehr verdient machte. Nach dem Tode seiner ersten Frau hatte er sich zu Augsburg 1538 wieder verheirathet. In seinen spätern Jahren litt er oft an Krankheiten, und besonders an mehren apoplektischen Anfällen, die es nöthig machten, daß er 1554 in Ruhestand versetzt wurde, worauf er schon am 19. Jun. desselben Jahres starb. Von seinen Kindern ist besonders Emanuel Betulejus bekant geworden, der nach des Vaters Tode zu Sulzberg im Breisgau Pfarrer war. Die beiden Augsburger Rathsherren, Johann und Paul Heinzell, Schüler von Betulejus, ließen ihm ein Denkmal errichten.

Von seinen Schriften, welche jetzt sämtlich zu den seltneren gehören, sind folgende die bedeutendsten: 1) seine Komödien, von denen ich folgende Stücke und Ausgaben kenne: Judith, drama comico-tragicum. Aug. Vind. s. a. 8. — Susanna, comoedia tragica. Tiguri 1538. 8. rec. c. *J. Stigelii* carmine de ordinatione magistratus. 1564. 8 — Nobilitas vera. Aug. Vind. 1538. 8. — Sapientia Salomonis, dramate comico-tragico descripta olim a Xysto Betulejo recognita, nunc aucta et exornata opera Herm. Kirchneri. Marb. 1591. 8. — Einer teutschen Komödie, Zorobabel (Augsb. 1539. 8.) erwähnt Jac. Frisius in seiner Ausg. von *Conr. Gesneri* Bibliotheca (Tiguri 1583. fol.) p. 828. Er soll auch mehre teutsche Komödien gemacht, und nachher ins Lat. übersetzt haben. Wo und wann seine übrigen Schauspiele, Eva, Joseph, Bel und Herodes, erschienen sind, kann ich nicht angeben. 2) Commentarii in Ciceronis libros de officiis, amicitia et senectute, cum praef. ad senatum Augustanum, qua docetur, quod cujusque in republica hominis officium ad juvanda litterarum studia sit. Basil. ap. Oporin. 1544. 4. 3) Sibyllinorum oraculorum libri VIII. versibus heroicis graece scripti, nunc primum in lucem editi; adjecta quoque sunt Lactantii excerpta de his testimonia, cum annotationibus. Basil. ap. Oporin. 1545. 4. 4) *Συμφωνία ἢ σύλλεξις τῆς διαθήκης τῆς καινῆς.* Novi testamenti concordantiae graecae. Basil. ap Oporin. 1546. fol. 5) Commentarius in Ciceronis libros tres de natura deorum et paradoxa. Basil. ap. Oporin. 1550. 8. 6) L. Coelii Lactantii Firmiani opera quae quidem exstant omnia. Accesserunt Xysti Betuleji pia ac erudita commentaria nunc primum in lucem edita. Basil. per Henr. Petri 1563. fol. von seinem Sohn Eman. Betulejus herausgegeben. Dieses ist sein Hauptwerk, und die erste eigentliche kritische Ausgabe des Laktanz. — Seine Anmerkungen über Cicero's Bücher de officiis befinden sich auch in der Ausgabe Paris. 1562. 4. und seine Anmerk. über Cicero's Rede pro Ligario, in Diversorum in omnes orationes Ciceronis commentariis, Basil. ap. Oporin. 1553. fol. und in Commentariis variorum in orationes M. T. Cic. Lugd. 1554. fol. Auch soll er Anmerkungen über Cicero's Bücher de divinatione, über den Virgil, Valerius Maximus, Gellius und Quintilian handschriftlich hinterlassen haben *). (*H. A. Erhard.*)

BETUSSI (Giuseppe), geboren zu Bassano um das J. 1520, schloß sich schon in seiner Jugend dem berüchtigten Aretino an, und ist vielleicht der einzige von dessen zahlreichen Freunden und Anhängern, mit dem dieser stolze, heftige und bosshafte Mann sich nie verunei nigt hat. Die leidenschaftliche Liebe zu einem Weibe, die sie nicht verdiente, brachte Betussi um Stand und Vermögen, und nöthigte ihn, nachmals als Privatsekretär, bald diesem, bald jenem Herrn zu dienen. In diesen schwankenden Verhältnissen fand er indessen Gelegenheit, bedeutende Reisen zu machen, und sah Frankreich, England und Spanien. Er starb zu Padua, gegen 1573; wenigstens verschwindet seine Spur nach diesem Jahre. Seine ausgezeichneten Kentnisse und Talente hatten ihm einen Platz in der Akademie der Infiammati zu Padua erworben, als Sperone Speroni dieser Gesellschaft vorstand. Betussi's Schriften bestehen aus Gedichten, Abhandlungen und Übersetzungen. Das erste, was von ihm erschien, ist ein Dialog über die Liebe, aus Prosa und Versen gemischt: Dialogo amoroso e rime. Venezia 1543. 8. Bald darauf folgten einige ähnliche Dialogen: Il Raverta, dialogo, nel quale si ragiona d'amore e degli effetti suoi. Venez. 1544. 8.; Lo immagine del tempio della Signora D. Giovanna d'Aragona. Firenze 1556. 8.; La Leonora, ragionamento sopra la vera bellezza. Lucca 1557. 8. — Seine Übersetzungen sind: das 7. Buch der Aneide in freien Versen. Venezia 1546 und einige lateinische Werke des Boccaz, die er in ital. Prosa brachte, namentlich die Genealogie der Götter. Sein letztes Werk ist die Beschreibung des Palastes des Marchese Pio Enea degli Obizzi: Ragionamento sopra il Catajo, luogo del marchese Pio etc. Padova 1573. 4. Fonta-

*) Sein Leben ist am vollständigsten von Jo. Rissius vor der Ausgabe des Laktanz beschrieben, und Crophius führt in der erwähnten Historie des Augsb. Gymn. viel dahin gehöriges an; auch Adami (Vit. Germ. philos.), Niceron u. a. haben seiner gedacht.

nini tadelt Betussi als einen Schriftsteller von ketzerischen Grundsätzen, gegen welchen Vorwurf Apostolo Zeno in den Noten zum Fontanini ihn vertheidigt hat*). (*Wilh. Müller.*)

BETUWE, auch Betau, ein Theil des niederländischen Herzogthums und Prov. Geldern, welcher an der Maas lag und die 5 Distrikte Betuwe, Thielerwaart, t'Rijk Nieuwegen, Maeswaal und Bommelerwaart enthielt, jetzt aber keine politische Eintheilung weiter ausmacht. (*Hassel.*)

BETWA, ein Fluß in Hindustan. Er entspringt in der Provinz Malwa und zwar in der Nähe der Stadt Bopal, wendet sich nach N. O., zieht mehre geringe Flüsse an sich, ist aber nur während der Regenzeit, wo er eine Menge Wasser verschlingt, schiffbar und mündet sich in der Nähe von Calpee nach einem Laufe von 68 Meilen in die Jamna. (*Hassel.*)

BETZ, ein Dorf im Distrikt Senlis des franz. Dep. Oise, mit einem Landhause der Fürstin von Monaco, wozu sehenswürdige Gärten gehören, und 350 Einwohner. (*Hassel.*)

BETZENDORF, 1) Marktfl. im preuß. Reg.-Bezirk Magdeburg, Kr. Salzwedel, an der Jetze, 2 Meil. südlich von Salzwedel, mit 90 Häus., 649 Einw., Pfarrkirche; das Stammhaus des gräflichen und adeligen Hauses von der Schulenburg, das in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. aus den Niederlanden in die Altmark kam, und hier 3 Rittergüter hat. In einem Morast an der Jetze sieht man die Trümmern der alten Schulenburg, die 1147 von dem Kriegsobersten Dietrich von der Schulenburg erbaut worden ist. (*Stein.*) 2) Marktfl. im Distrikt von Luxemburg, an der Sire, mit 1200 Einwohnern. (*Hassel.*)

Betzenstein, s. Petzenstein.

BETZINGEN, Pfarrdorf im Schwarzwaldkr. des Königreichs Wirtemberg, O.-Amts Reutlingen, mit 1076 evangelischen Einw. an der Echatz, über welche hier eine neue steinerne Brücke führt. Bei Anlegung einer Straße wurden neuerlich in der Nähe des Dorfs Überreste von einer römischen Hochstraße gefunden. Betzingen gehörte früher zu dem Gebiet der nahe gelegenen ehem. Reichsstadt Reutlingen, von der es auch noch seine meiste Nahrung zieht. (*Memminger.*)

Betzingen in Uri, s. Uri.

Beizko, Beczko, s. Stiborius.

BEUCHLITZ, Pfarrdorf und Rittergut im preuß. Reg.-Bez. und Kr. Merseburg, 2 St. südlich von Halle, am linken Ufer der Saale, mit 36 Häusern und 284 Einw.; merkwürdig wegen einer Salpeterhütte und der Braunkohlenbergwerke. Die Kohlenflöze liegen ¼ St. von der Saale südwestlich entfernt auf einer Anhöhe, die gegen die Oberfläche der Saale einige 100 Ellen beträgt. Die Dammerde derselben besteht aus sehr gutem Ackerlande, auf welches tiefer ein grauer, mit Kieselsteinen vermischter Sand und dann sogleich die Kohlen selbst folgen, unter denen weißer Sand und Thon liegt. Es sind 5 Schachten von 4 — 15 Lachter Tiefe. Das Befahren geschieht durch Hilfe der senkrecht bis auf den Grund gehenden Fahrten oder Leitern. Die Stollen sind 15 — 20 Lachter tief getrieben, und führen die Grundwasser aus. Die Grubengebäude oder Strecken, in denen die Bergleute arbeiten, sind theils mit Holz ausgebaut, theils frei stehende mannshohe und 2 Ellen breite Gewölbe; die Schächte sind durchaus mit weichem Schalholz ausgezimmert. Das Wasser in denselben ist dem Lauchstädter gleich, und wird hier auch in gleicher Absicht gebraucht. Die meisten Kohlen sind bloßes Holz, wie es scheint, eine Art Ellernholz mit einer stark rothen Farbe; das übrige ist mehr von Erdharz durchdrungen, und verwittert leicht in der Luft; an vielen dieser Kohlen sind gelbe Adern von calcinirtem Vitriol und Schwefelkies in glänzenden Krystallen angeschossen. In dem Kohlenwerke arbeiten unter Aufsicht eines Steigers 15 Bergleute, die jährlich im Durchschnitt 30,000 Scheffel gewinnen. Die Erzielungskosten für den Scheffel betragen 3½ Pfennig, ohne die Besoldungs- und Baukosten; der Scheffel (fast 1¼ Dresdner Scheffel) kostet 6 Groschen; die Bergleute bezahlen aber nur die Hälfte dafür. (*Stein.*)

BEUDOS PALAION nach *Ptol.* V. 5. ein Ort in Pisidien an der Nordwestgränze Pamphyliens, westlich von Seleukia 61,30: 38,30, bei *Liv.* XXXVIII. 15. Beudos Vetus, aber fälschlich in das nördlichere Phrygien an die Gränze Galatiens gesetzt, wahrscheinlich Palaiopolis bei *Hierocl.* p. 680. (*Ricklefs.*)

BEUKELSDYK, ein Dorf in dem Distr. Rotterdam der niederländischen Provinz Südholland, welches mit seinen Filialen 4298 Einw. hat. (*Hassel.*)

Beukelsson, W., s. Hering einsalzen.

Beule, s. Geschwulst.

BEUNINGEN (Konrad van), (spr. aus Böningen), einer der vorzüglichsten niederländischen Staatsmänner des 17. Jahrh., ward im J. 1622 zu Amsterdam geboren. Bis zu seinem 39. Jahre schien er fast verloren für die Gesellschaft, er liebte die Einsamkeit über alles, und nachdem er die Rechte studirt, und auch eine Zeitlang das Amt eines Sekretärs der Stadt Amsterdam verwaltet hatte, entschlug er sich allen Geschäften, um in dem Dorfe Rhynsburg (Rheinsburg) sich selbst und der Religion zu leben. Die damals dort blühende Sekte der Collegianten, die bei vieler Liberalität in den Dogmen auf die strengste Moral hielten, zog ihn an, und er hielt, nach der Weise dieser Glaubensgenossen, welche keine verordneten Prediger hatten, in ihrer Gesellschaft ein einziges Mal eine Rede. Doch die wichtige Statsveränderung im J. 1650, die den Feinden des damaligen Statthalters Wilhelm II. mit dessen Tode die höchste Gewalt verschafte, riß auch van Beuningen aus seinem speculativen, höchst einfachen Leben (man sagt, daß er, um die Genügsamkeit der Natur zu erproben, ein ganzes Jahr von vierzig Gulden lebte) heraus in den Drang der Geschäfte. In doppelter Rücksicht, als Bürger von Amsterdam, dem Brennpunkte der Opposition, und als Dissenter mußte er mit Eifer die Antioranische Partei ergreifen. Gleich im J. 1650 ward er Pensionär (Syndicus) seiner Geburtsstadt, eine Würde, die zur Vertheidigung ihrer Rechte und ihres Interesse, vorzüglich auch in der holländischen Statenversamlung verband. Als Mitglied

*) Vgl. außerdem *Mazzuchelli*, und *Ginguené* Hist. littér. d'Ital. T. IX. p. 353. seq.

dieser Versamlung ward er nebst andern nach Friesland geschickt, um diese Provinz einzuladen zu einer großen Versamlung der Bundesgenossen, wobei Holland eine Regirungsform ohne Statthalter zu begründen wünschte. Im J. 1652 ward er, bei dem damaligen Kriege mit England, nach Schweden gesandt, um dieses Reich für die Republik zu gewinnen. Auf ihn fiel vorzüglich die Wahl, weil man hoffte, er würde durch seine gelehrten, vorzüglich philosophischen Kentnisse (die Frucht seiner Einsamkeit) der Königin Christine besonders angenehm seyn. Der Ausgang entsprach dieser Erwartung nicht. Schweden ward durch Handelsvortheile für die Neutralität gestimt, so wie auch die Hansestädte, welche van Beuningen auf der Durchreise für Holland zu gewinnen hoffte. Nachher bekleidete er noch Gesandtschaften nach Dänemark und Frankreich; in jenem Lande wäre er bei der Belagerung Kopenhagens fast in die Hände des Königs Karl Gustav von Schweden gefallen, der ihn als Anstifter (wie er meinte) des Krieges mit Dänemark haßte. Glücklich jedoch entkam er nach Holland. Wichtiger war seine Gesandtschaft nach Frankreich, wo er im J. 1664 die versprochene Hilfe gegen England (womit Holland damals im zweiten Kriege begriffen war) foderte. Doch Ludwig XIV. wollte seine Versprechungen nicht erfüllen, bevor er der Neutralität Hollands in seinem Eroberungsplane der spanischen Niederlande gewiß wäre. Doch die Furcht für die Erhebung des jungen Prinzen von Oranien (Wilhelm III.) bewirkte endlich, daß der König, um die aristokratische Regirung nicht einer Revolution auszusetzen, ihr Hilfe gegen Münster verlieh, und auf van Beuningens dringendes Ansuchen endlich den 26. Jan. 1666 England den Krieg erklärte. Van Beuningen kam im J. 1667 in sein Vaterland zurück. Jetzt bemühte sich de Witt, Frankreichs Absichten auf Belgien zu vereiteln; und es zeigte sich in dieser Unterhandlung, daß weder er, noch seine treuesten Gehilfen das Interesse des Stats dem ihrigen aufopfern wollten. Gewiß war Frankreichs Freundschaft für sie von der größten Wichtigkeit. England hingegen, dessen König der Oheim Wilhelms III. war, schien ihr natürlicher Feind, und doch bemühte sich van Beuningen mit so vielem Eifer, in Folge der von de Witt geschlossenen Tripelallianz mit England und Schweden im J. 1668 Frankreich seine Gefahr vorzustellen, wenn es sich den Vorschlägen der vermittelnden Mächte widersetzte, daß Ludwig XIV. Stolz dadurch beleidigt ward. Auch schrieb einige Zeit früher der berühmte französische Gesandte in Holland, d'Estrades, „nur vier Leute kenne er in Holland, die der Bestechung nicht fähig seyen: die beiden de Witt, Beverningk und van Beuningen. Endlich unterzeichneten die französischen Minister mit van Beuningen im J. 1668 den Traktat von St. Germain, der mit dem nachherigen Aachner Frieden den Eroberungen Frankreichs ein Ziel stellte. Diese uneigennützige Politik hatte jedoch Frankreich zum unversöhnlichsten Feinde der Republik gemacht, und van Beuningen war vorzüglich der Gegenstand dieses Hasses; man erzählte, er habe sich auf einer Schaumünze wie Josua abbilden lassen, der die Sonne (das Emblem Ludwigs XIV.) zum Stillstehen nöthige. Im J. 1670 begab er sich nach England, wo die berüchtigte Cabale für Frankreichs Interesse eiferte, und alle Bemühungen zum Besten der Republik, deren Untergang schon beschlossen war, vereitelte. Da nun van Beuningen sah, daß Frankreichs Feindschaft unvermeidlich war, schlug er vor, den Handel dahin zu verbieten, wodurch dem Feinde der meiste Abbruch geschehen würde. Dies aber fand man bedenklich für den eigenen Handel. Es scheint, daß der Statsmann gegen diese Zeit, obschon er im J. 1667 noch für die Ausschließung des Prinzen von Oranien aus der Regirung geeifert hatte, die Gefahr einsah, womit der furchtbare Bund Englands und Frankreichs, die Republik bedrohte, wenn kein Oberhaupt, mit dem Vertrauen des Volkes bekleidet, die Statskräfte leitete, und daher neigte er sich, wie Temple behauptet, auf die Seite des Prinzen von Oranien. Dieser ward auch, nach dem Einfalle der Franzosen, durch die Revolution von 1672 in seine väterlichen Würden eingesetzt. Einen ausgezeichneten Dienst erwies van Beuningen in diesen kritischen Augenblicken seinem Vaterlande. Ludwig XIV. hatte alles gefodert, was die Republik außer den 7 Provinzen besaß, und selbst in diesen alle Lande zwischen dem Rhein und den spanischen Niederlanden. Die Noth trieb manche Städte zur Annahme dieser Basis; nur van Beuningen sprach für Amsterdam mit der Würde eines echten Republikaners, und überredete alle Statsglieder zur Verwerfung der schändlichen Bedingungen. Bei der Regirungsveränderung, die der Prinz im J. 1672 vornahm, ward van Beuningen Bürgermeister von Amsterdam. Seitdem ward er oft in Unterhandlungen mit England gebraucht, welches im J. 1674 den Frieden mit der Republik schloß, und die Vermittlung im Kriege mit Frankreich anbot. Er sah jetzt, daß viele Statsmitglieder dem Prinzen auch zur Souveränität, wenigstens über Geldern, die ihm schon förmlich angeboten war, verhelfen wollten; er berechnete die Folgen für die Republik, und schrieb also schon aus England (im J. 1675), „ohne baldigen Frieden sey die Freiheit in Gefahr.“ Man sieht, daß die oranische Seite, wozu er nur in der dringenden Gefahr des Stats hinneigte, ihm schon wieder verdächtig vorkam. Noch deutlicher zeigte sich dieses in den heftigen Streitigkeiten des Prinzen mit der Stadt Amsterdam im J. 1684. Wilhelm III. fürchtete die Anschläge Ludwigs XIV. auf Belgien, und verlangte eine Truppenaushebung von 16,000 Mann, Schon war die Mehrzahl in Holland gewonnen, nur Amsterdam, die mächtigste Stadt, widersetzte sich; van Beuningen, Deputirter der Stadt, führte dabei eine so dringende Sprache, daß der Prinz erklärte: „bei scharfer Untersuchung hätte der Bürgermeister den Kopf verwirkt, der französische Gesandte hätte nicht anders reden können.“ Da die Stadt nun wirklich eine geheime Unterhandlung mit dem Gesandten angeknüpft hatte, diese entdeckt und auf des Prinzen Vorstellung die Papiere der Stadt versiegelt wurden, so war die Furcht van Beuningen's nicht ungegründet, daß unter solchen Umständen seine Person nicht in Sicherheit sey. Wenigstens wagte er nicht die Stadt zu verlassen, wo auch schon durch einen Mörder der Brüder de Witt ein Anschlag auf sein Leben gemacht war. Obgleich die Eintracht, wie es schien, im J. 1685 wieder hergestellt ward, blieb doch Wilhelms Groll auf van Beuningen; und letz-

terer legte 1686 seine Ämter nieder. Sein unermüdeter Geist legte sich jetzt mit dem nämlichen Eifer, womit er die Politik getrieben hatte, auf den Handel in — Papieren der ostindischen Gesellschaft; unglückliche Spekulationen kosteten ihm den Verstand, und der Greis, der als Jüngling mit Enthusiasmus der Religion, als Mann aus allen seinen Kräften der Politik gedient, und in spätem Alter mit Leidenschaft dem Reichthume gefröhnt hatte, fiel in den Paroxismus seiner Krankheit in seine Jugendträume, — die Erwartung des tausendjährigen Reiches, — zurück, worüber er seinen vormaligen Kollegen ein Buch dedicirte. Er starb in diesem Zustande im J. 1693. — Van Beuningen's Hauptfehler war eine größere Sprachlustigkeit, als einem Staatsmanne ziemt; doch Biedersinn, Redlichkeit und Uneigennützigkeit erkanten in ihm sowol Temple als d'Estrades. Als Regent seiner Vaterstadt war er leutselig und freundlich, kein patricischer Stolz (das große Übel der Oligarchien), scheuchte seine Mitbürger von ihm zurück, welches denn freilich seiner Redseligkeit kann zugeschrieben werden*). (v. *Kampen.*)

BEUREN (Beüren), 1) Marktfl. im Eichsfelde, jetzt zum Kr. und Gericht Worbis im Franks. Reg.-Bez. gehörig, an der Leine, enthält mit dem gleichnamigen Landgut Beuren, und dem Vorwerk Beüssenburg 170 Häuser und 945 kath. Einwohner, die sich von Garnspinnerei und Wollweberei nähren. Gedachtes Landgut (mit 16 Hufen Acker, 1 H. Wiese und 500 Morgen Waldung) war sonst ein Jungfrauenkloster Fisterzienser Ordens, gestiftet durch Konrad von Bodenstein im Anfange des 13. Jahrh. — mit Gerichtsbarkeit über das Dorf Wingerode und Grundzinsen — aufgehoben 1811 unter K. Westf. Regirung und verkauft. (*Lingemann.*)

2) Pfd. im Schwarzwaldkr. des Kgr. Würtemberg, O.-A. Nürtingen, mit 1380 evangel. Einw., die vorzüglichen Kirschengeist liefern. (*Memminger.*)

Beurhus, s. Ramus.

BEURERIA Jacqu. (Bourreria P. Brown), eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Convolvuleen und der fünften Linnéschen Klasse. P. Brown stellte zuerst diese Gattung unter dem Namen Bourreria, nach einem Apotheker in Nürnberg auf, den er Bourrer nante (nat. hist. of Jam. p. 168. 169.) Dieser hies aber (Joh. Ambros.) Beurer † 1754. und hatte sich durch einige naturhist. Aufsätze in den Philos. transact. bekant gemacht. Jacquin stellte (amer. p. 28.) den wahren Namen wieder her. Die Gattung ist so nahe mit Ehretia L. verwandt, daß Linné und seine Nachfolger sie mit der letztern verbanden. Die Unterschiede liegen in der Frucht. Ehretia hat nämlich eine zweikernige, Beureria eine vierkernige Steinfrucht. Bei jener steht der Embryo verkehrt, bei dieser aufrecht. (*Gärtn.* t. 212.) 1) B. *succulenta* Jacqu., mit eiförmigen glattrandigen glatten Blättern, den Blüthen in Doldentrauben, und fleischigen Früchten. (Ehretia Beureria Mill. Willd. P. Brown jam. t. 15. f. 2.) Wächst auf den Antillen. 2) B. *exsucca* Jacqu., mit fast eiförmigen stumpfen, weich behaarten glattrandigen Blättern, Blüthen und Trauben, und trockenen Früchten. (*Jacqu.* amer. t. 173. f. 17.) Wächst in Cumana und Neu-Barcelona. 3) B. *revoluta* Humb., mit glatten, stumpf eiförmigen, am Rande umgeschlagenen Blättern und behaarten Kelchen. In Neu-Spanien. (*Sprengel.*)

Beute, s. Krieg.

BEUTEL bedeutet in der Rechenkunde der Türken eine gewisse Summe in einem ledernen Beutel. Sie sind von zweierlei Art. Der Silberbeutel, in der türkischen Sprache Kesar, enthält 500 Piaster, und gewöhnlich ist von solchen Silberbeuteln die Rede; der Goldbeutel, Kiye, enthält, wenn er in Handel vorkomt, 250 Zechinen, ist aber von verschenkten Goldbeuteln des Großherrn die Rede; so sollen darunter 15,000 Zechinen verstanden werden. (*H.*)

Beutelkäfer, s. Sperchaeus.

Beutel-Kartätschen, s. Kartätschen.

BEUTELMASCHINEN; sie gehören zu den pharmaceutischen Absonderungsgeräthschaften für trockne Körper. Die einfachern heißen Beuteltrommeln, d. h. Siebe von seidenem Zeug, oder von Nanquin, Gaze, Flor, oder von zweifach zusammengelegtem Linnen für die feinsten Pulver. Des leichtern Verstäubens wegen haben sie einen abzunehmenden Deckel und Boden, die beide mit glattem Schaffell oder Pergament überzogen sind. Zusammengesetzter ist die englische, von Westrumb verkleinerte Beutelmaschine (s. Trommsdorff's Journal der Pharmacie rc. V. 2. d. Kupfer). So zweckmäßig sie auch im Ganzen ist, so schwierig lassen sich doch ihre Trommeln nach jedesmaligem Gebrauch vollkommen reinigen, wenn man nicht fast für jede einzele Pulverart eine eigene Trommel unterhalten will. Desbalb soll man nach Fuch zwei tiefe Furchen in die Ränder der Trommelscheibe einschneiden, und das Beteltuch, um es zu Zeiten bequem zu reinigen, auch wol mit andern zu vertauschen, blos mittelst dünner Schnüre um das Trommelgerüste anbinden, oder nach Mink einen Reif darüber schieben, der den Überzug fest hält. Eine Öfnung bleibt zum Eintragen des Materials, und Westrumbs Schieber, der in einem Falze läuft, fällt hier ganz weg. Zum Tragen schwerer Körper können ebensoviel Leisten, als innen an der Trommel sind, auch außen den innern gegenüber befestigt werden, wodurch das Tuch hinreichend sich spannt. — Bei Parrot's Beutelmaschine (s. Grindel's russisches Jahrb. der Pharmacie. VI. 1. S. 7.), geschieht die Absonderung des feinern Pulvers vom gröbern durch den Luftzug von angebrachten Windflügeln. Aber ihr Gebrauch ist sehr eingeschränkt, so wie ihre Säuberung in allen Theilen sehr mühsam und unvollkommen seyn muß. (*Th. Schreger.*)

Beutelmeise, s. Parus pendulinus.

BEUTELSBACH, ein ansehnlicher Marktflecken, im Jagt-Kr. des Königreichs Würtemberg, O.-Amts Scharndorf, in einem von dem Flüßchen Beutel durch-

*) Vgl. *Joh. de Witt* Brieven IV. D. bl. 490. Lettres d'Estrades T. III. p. 383. Negociations du Comte d'Avaux. T. I. p. 347 — 352. 378. *Thurloe's* Papers Vol. III. p. 667. *Burnet's* History of his own Time Vol. I. p. 330. *Wicquefort* Hist. des Prov. Unies L. VI. p. 353. L. VII. p. 412 — 415. *Puffendorf* de rebus gestis Frid. Wilh. LXVIII. p. 1202. *Wagenaer* Vaderl. Historia XII. XIII. XIV. XV. und XVI. B. (auf vielen Stellen). Leven van Nederl. Mannen en Vrouwen III. B. S. 303 — 333. *Kok* Vaderl. Woordenboek Art. van Beuningen im VI. Theile.

strömten Thale gelegen, das mit dem Ramsthale zusammenhängt. Er ist der Sitz eines Kameralamts und hat 1644 Einwohner, die sich größtentheils vom Weinbau und von der durch die Fruchtbarkeit des Bodens begünstigten Landwirthschaft nähren. Dieser Ort hat dadurch ein besonderes historisches Interesse, daß die ehemalige auf dem benachbarten Kappelberge gelegene Burg einer der ältesten Stammsitze des Hauses Wirtemberg war, wie denn der erste Ahne dieses Hauses, der urkundlich in der Geschichte hervortritt, bald Konrad von Wirtemberg, bald von Beutelsbach genant wird. Im 12. Jahrh. kommen zwei andere Konrade, Vater und Sohn, mit gleicher Bezeichnung vor, wodurch wahrscheinlich wird, daß Beutelsbach einer Nebenlinie des Hauses Wirtemberg zum Sitze gedient habe, von deren Schicksalen aber die Geschichte keine Kunde gibt. Schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. befand sich hier ein Chorherrenstift, über dessen Ursprung aber nichts Näheres bekant ist. Da es, wie es scheint, in Abnahme gekommen war, erneuerte im J. 1260 der Graf Ulrich mit dem Daumen, der deßhalb auch der Stifter genant wird, das Institut, vermehrte dessen Besitzthum, und verordnete einen Propst, 6 Chorherren und 6 Vicarien dahin; die Stiftskirche war zu dieser Zeit die Begräbnißstätte der Glieder des gräflichen Hauses. Im J. 1309 als der Graf Eberhard, der Erlauchte, von dem Kaiser Heinrich von Luxenburg in die Acht erklärt worden war, überzog der kaiserliche Landvogt Konrad von Weinsberg an der Spitze eines zahlreichen Heers das Land. Seine Rache traf besonders Beutelsbach. Die Burg wurde gebrochen, die Stiftsgebäude verbrant, und das gräfliche Erbbegräbniß grausam verwüstet. Noch in der Mitte des vorigen Jahrh. waren Trümmer von der Burg, unter ihnen der Rest eines festen Thurmes, übrig, die aber jetzt bis auf die letzte Spur verschwunden sind, indem die Stätte in Weingärten verwandelt worden. Als Eberhard, nach geendigtem Kriege, in dem auch die Stammburg Wirtemberg zerstört worden war, seine Residenz in Stuttgart aufschlug, beschloß er auch das Stift Beutelsbach dahin zu verlegen. Nachdem er die Erlaubniß des Bischofs von Konstanz und des Papstes dazu erhalten hatte, zogen die Chorherren i. J. 1321 in ihren neuen Wohnort ein. — Die Pfarrkirche in Beutelsbach scheint, vermöge ihres altertümlichen Charakters, noch ein Überbleibsel aus den Zeiten des Stifts zu seyn; die Weinsbergische Zerstörung hat aber in ihr von den frühern Grabdenkmalen nichts übrig gelassen, als einen Stein mit dem wirtembergischen Wapen bezeichnet, ohne Inschrift. — Noch ist bemerkenswerth, daß im J. 1514 von Beutelsbach der unter dem Namen des Armen Konrads bekante Aufruhr ausging, der die Errichtung des Grundgesetzes der frühern wirtembergischen Verfassung, des Tübinger Vertrags, zur Folge hatte. (*Pahl.*)

Beuteltuchmanufactur, s. Weberei.

BEUTHEN, Oberschlesische Kreisstadt, 12 M. von Oppeln, am Flusse Hyazinth, dem Grafen Henkel v. Donnersmark als Standesherrn gehörig. Schon 1230 war sie ummauerter Ort, kam jedoch wegen Abnahme des Bergbaues und mehrer Feuersbrünste seit 1590 in tiefen Verfall, bis Friedrich II. ihr wieder empor half. Sie hat 4 Kirchen, 1 Synagoge, 300 Häuser und 1770 Einw., welche sich neben der Tuchweberei vom Ackerbau nähren.

Beuthen, an der Oder, 2¼ M. von Freistadt in Schlesien und Residenz des Fürsten von Karolath, eine offene Stadt mit 2 Kirchen, 392 Häusern und 2650 Einw. Diese beschäftigen sich neben dem städtischen Gewerbe mit Ackerbau und der Weinpflanzung in 144 Berggärten; vertreiben viel Töpfergefäße und das Strohflechten ist Hauptarbeit des Frauenzimmers in müßigen Stunden. Das einst hier befindliche große Gymnasium ist eingegangen. (*Chr. Fr. Em. Fischer.*)

BEUTHER (Michael), Professor der Geschichte in Strasburg, geb. d. 18. Okt. 1522 zu Karlstadt in Franken, wo sein Vater würzburgischer Amtmann war. Er besuchte die Schulen zu Würzburg und Coburg, studirte zu Marburg unter Johann Dralonites alte Literatur, und wurde schon in seinem 17. Jahre als Lehrer derselben in das Kloster Saalmünster berufen. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst begab er sich nach Wittenberg, wo Melanchthon und Luther seine vornehmsten Lehrer waren. Als 1542 zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich und dem Herzoge Moritz von Sachsen Gränsstreitigkeiten ausbrachen, und man von beiden Seiten Soldaten warb, that Beuther bei der Armee des Kurfürsten Fouriers Dienste, besuchte dann wieder zu Wittenberg juristische und mathematische Vorlesungen, bis er 1546 als Professor der Geschichte, Mathematik und Dichtkunst nach Greifswald berufen wurde. Zwei Jahre hatte er hier mit allgemeinem Beifalle gelehrt, als ihn der Bischof von Würzburg als Rath in seine Dienste nahm. Um seine juristischen Kentnisse zu vermehren, besuchte er 1549 die berühmtesten Akademieen in Frankreich, trat dann wieder in würzburgische Dienste, und wurde 1552 zu den Verhandlungen nach Passau, auch an den kaiserl. Hof nach Insbruck und Regensburg gesandt. Die beiden folgenden Jahre hielt er sich meistens in Italien auf, studirte daselbst die Arzneiwissenschaft, und wurde zu Ferrara Doktor der Rechte. Als ihn der Bischof 1555 zurückberief, ward er nebst Andern auf den Reichstag nach Augsburg gesandt. Seine Übereinstimmung mit den Protestanten zog ihm viele Feinde zu und gab die nächste Veranlassung, daß er 1559 als geistlicher Rath und Bibliothekar in die Dienste des Kurfürsten Otto Heinrich von der Pfalz trat. Als der Kurfürst nach einem Jahre starb, legte Beuther seine Stelle nieder, und schlug meine Anträge zu Luntern aus, ging aber 1565 als Professor der Geschichte nach Strasburg, und bekleidete diese Stelle, bis er d. 27. Oct. 1587 starb. Seine Sprach- und wissenschaftlichen Kentnisse waren sehr ausgebreitet, und er hat verschiedene, theologische, juristische und historische Bücher geschrieben, unter denen die bekantesten sind: Ephemerides historicae. Paris. 1551; Basil. 1556. 8. (ein historischer Kalender auf jeden Tag des Jahrs, und einer der ersten in dieser Art). Commentarius de rebus a Carolo V. gestis. Argent. 1572. fol. Eine Fortsetzung des Sleidan in teutscher Sprache von 1556 bis 1583, bei Ofia Schadäi Ausgabe des Sleidan. Frankf. 1625. 2 Bd., Fol. Bildnisse berühmter Kriegshelden. Basel, 1582. Fol. (die Kupfer sowol als die Be-

schreibungen sind, einige Zusätze ausgenommen, aus Pauli Iovii viris bellica virtute illustribus entlehnt). Commentarii in Taciti Germaniam Argent. 1594. 8. Fasti antiquitatis romanae. Spirae 1600. 4. Animadversionum s. Disceptationum tam historicarum quam chronographicarum liber singularis. Argent. 1593. 8. Anmerkungen zu mehren römischen Klassikern u. a. m. Er hinterließ drei Söhne, von denen Michael Philipp Doktor der Theologie und Generalsuperintendent bei dem Herzoge von Zweibrück war, Joh. Michael aber als Doktor der Rechte und Prof. der Philosophie 1618 zu Strasburg starb. Auch von ihm hat man einige Schriften, und von seinem Vater hat er mehres mit Zusätzen drucken lassen *). (*Baur.*)

Beutkäfer, s. Anthophagus.

Beutler, s. Handschuhmacher.

BEUZEVILLE, ein Marktflecken im Distr. Pont Andemer des franz. Dep. Eure mit 674 Häus. und 3460 Einw., die sich von der Landwirthschaft und Leinweberei nähren. (*Hassel.*)

Bevagna, s. Mevania.

BEVAIX, eine Mairie im südwestlichen Theil des Fürstenthums und Kantons Neuchatel in der Schweiz. Sie liegt am neuchateller See zwischen der Mairie Cortaillods, der Chatellenie Bourdry und der Freiherrschaft Gorgier. Ihr Flächeninhalt beträgt ungefähr eine Quadratstunde, worauf, nach einem Durchschnitt der J. 1791 bis 1800, 608 Menschen in 99 Häusern leben. Sie ernähren sich mehrentheils von Landbau. Vom Seeufer erhebt sich der kleine Bezirk amphitheatralisch auf einem Abhange des Jura und gewährt dadurch drei durch klimatische Verschiedenheiten abgesonderte Abstufungen, das Weinland, das Ackerland (les Prises) und die Waldgegend (la Montagne). Das erste ist, mit Ausnahme des abschüssigen Seegestades, eben. Es hat vorzüglich Weinberge, Gartenfrüchte, Obst- und Nußbäume. Auch werden Hanf und Kürbisse von einer außerordentlichen Größe gezogen. Auf einer darin befindlichen Hutung der Fin d'Archesseux, war ehemals ein bewohnter Ort, den die Sage sogar zu einer Stadt erhebt. Aux Sagnes und au Rugenet findet man Torf und à la Chaux am Seeufer, ein erst zu Anfange dieses Jahrh. entdecktes reichhaltiges Lager faserigen Gypses. Auf dem Ackerland, dessen Boden im Ganzen steinig ist, liegen zerstreut lauter einzele Besitzungen als Treignolan, Vaurour, Chatillon mit einer sehr reichhaltigen Mergelgrube und Bellevue, deren Gesamtheit man mit dem oben erwähnten Namen les Prises bezeichnet. Den nicht angebaueten Theil nehmen Viehtriften und weite Haiden ein. Hier wachsen auch noch die schönsten Eichen, die indessen, je höher man steigt, sich immer mehr mit Buchen vermengen, und allmälig ganz verschwinden, um beträchtlichen Tannen- und Fichtenwaldungen Platz zu machen. Diese reichen bis an den Gipfel der Montagne de Boudry, eines zu den Verästelungen des Jura gehörenden Berges, der 2 bis 3000 Fuß über dem See liegt. Bemerkenswerth sind außerdem: 1) Bevaix an der Landstraße zwischen Neuchatel und Yverdon ein altes großes, massiv gebauetes reformirtes Pfarrdorf mit einigen schönen Landhäusern. Als Hauptort der Mairie ist es der Sitz der aus 14 Mitgliedern bestehenden Justiz, die im Namen des Fürsten die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit unter dem Vorsitz des Maire ausübt. Übrigens gehört die Gemeinde (Communauté), als eine der ältern im Lande, auch zu den wohlhabendern. Sie besitzt beträchtliche Grundstücke, namentlich Wälder, und beziehet von jedem Einwohner, der nicht Mitglied derselben ist, eine jährliche Abgabe: le giète. Auch werden hier jährlich zwei Messen gehalten. Der Name des Orts komt wahrscheinlich von den reichhaltigen Quellen und Gewässern her, die, nachdem sie durch schöne öffentliche Springbrunnen gelaufen sind, vereinigt am Seeufer eine Säge- und die Bannmühle in Bewegung setzen. Nahe bei dem Dorfe ist die Vy de l'Estra (Via dextra, via strata), eine altrömische Kunststraße, die von Yverdon (Ebrodunum) nach Naurasien führte [1]). Sie wird jetzt wenig benutzt und ist wegen des nassen Bodens sehr verfallen [2]). Vielleicht verdankt ihr Bevaix (Biviae) sein Entstehen. — 2) Auf einer Anhöhe am See siehet man die Überreste eines ehemals darauf gestandenen Raubschlosses le Chastelard. Im J. 1476 war es noch vorhanden, da ein Theil der zur Schlacht bei Grandson herbeigeeilten Schweizer dort untergebracht wurde [3]). — 3) Nicht weit davon liegen die Gebäude einer im J. 998 von einem Herrn Namens Rudolph gestifteten Cluniacenser-Abtei. Sie war reich und seit ihrer bei der Reformation erfolgten Aufhebung beziehet der Fürst die Einkünfte. — 4) An der Cortaillodschen Gränze ist eine Ziegelbrennerei, die die Ziegel liefert, womit alle Häuser in der Umgegend und namentlich im ganz gepflasterten Dorfe Bevaix selbst gedeckt werden [4]). (*Gr. Henkel v. Donnersmark.*)

BEVELAND, drei Inseln vor dem Ausflusse der Schelde in der niederländ. Provinz Zeeland. Sie heißen 1) Zuidbeveland, noch immer die größte und angenehmste aller zeeländischen Inseln, die von 1532, wo ihr östlicher Theil mit den Städten Romerswaal und Borselen ein Raub des überströmenden Meers wurde, bis an die Osterschelde sich ausdehnte, Goës ist jetzt ihr Hauptort. Zwischen ihr und Zuidbeveland liegt das Eiland Wolphaartsdyk. 2) Oostbeveland, nur ein kleines Eiland, welches seit 1708 dem Meere wieder abgenommen und von neuem bedeicht ist; es zählt erst 22 Einw., und 3) Nordbeveland, welche durch das Wasser Zuidvliet von Wolphaartsdyk geschieden wird. Sie hat außerordentlich durch Überschwemmungen gelitten, besonders 1530 und 1532, wo sie ganz unterging, und erst ein Jahrh. nach-

*) *Adami* vitae philosoph. germ. p. 152. (verteutscht, ohne literar. Angaben) in den Nachrichten von Gelehrten des Hochst. Würzburg (von A. S. Stumpf). Frkft. u. Lpz. 1794. 8. S. 88—108. Pantaleon Prosopographia P. III. 546. Hist. Bibl. Fabric. P. VI. 248. Gatterers Handb. d. Universalhist. 2. Th. 1. Bd. Einleit. S. 157.

1) Recherches du Chancelier Georges *de Montmollin* sur l'ancienne ville de Noidenolex. Handschrift. 2) *Bosquillon*, Mém. sur l'amélioration et l'entretien des chemins dans la Pté de Neuchâtel. 1804. p. 78. 3) *S. Bovve*. Recherches s. l'indigénat helv. de la Pté de Neuchâtel. Neuchâtel 1778. p. 181. 4) Vgl. auch Essai descriptif sur la Jurisdiction de Bevaix, par Moise *Matthey-Doret*. Neuchâtel 1801. in 8.

her von neuem bedeicht wurde. Die im N. O. belegne Insel Orisant ist bis auf den westlichen Theil, der mit Nordbeveland vereinigt ist, von dem Meere verschlungen. Der Hauptort von Nordbeveland ist der Marktflecken Kortgene. (*Hassel.*)

BEVENSEN, Marktfl. im Amte Medingen der hanöv. Prov. Lüneburg. Er liegt an der Ilmenau, hat 1 Kirche, 87 H. und 768 Einw., die sich von der Leinweberei, der Bienenzucht und 3 Jahrmärkten nähren. (*Hassel.*)

BEVER, 1) ein kleiner Fluß im Herz. Braunschweig, der auf dem Sollinge bei Schorborn entsteht, der dortigen Glashütte das Wasser gibt und bei Forst, Bevern vorbei, in die Weser geht. 2) Ein Fluß im preuß. Reg. Bez. Minden. Er entspringt unweit Heinholz und verbindet sich bei Beverungen mit der Weser. 3) Ein Fluß in der handöverschen Prov. Osnabrück, welcher auf der Feldmark von Averfehrden der Erde entquillt, bei Altenberge in den Reg. Bez. Münster übergeht, und unweit Telgte in die Ems geht. (*Hassel.*)

BEVEREN, Marktfl. in dem Distr. Dendermonde der niederländ. Prov. Ostflandern an der Genter Kunststraße, hat 1 Schloß, über 800 Häus. und 5360 Einwohner, die Märkte halten und mit Hopfen und Leinen handeln. (*Hassel.*)

BEVERGEREN, Marktflecken im tecklenburg. Kr. des preuß. Reg. Bez. Münster, an der Ems und von Morästen umringt, mit einem alten Schlosse, 2 Stiftern und 1 kathol. Kirche, 195 Häus. und 750 Einw. (*H.*)

BEVERIDGE, Beveregius (William), Bischof von St. Asaph in England, geb. 1638 zu Barrow in der Grafschaft Leicester. Er studirte zu Cambridge, legte sich vornehmlich auf die morgenländischen Sprachen, und schrieb, noch ehe er 20 Jahre alt war, De linguarum orientalium praestantia et usu, cum grammatica syriaca. Lond. 1658; 1684. 8. Nachdem er zu Cambridge die theologische Doktorwürde erhalten hatte, wurde er Kanonikus zu Carterburg, Präbendarius zu Westminster, Archidiakonus zu Colchester, Prediger oder Rektor an der Peterskirche zu London, und 1684 Kabinetsprediger König Wilhelms III. Die Königin Anna ernante ihn 1704 zum Bischof von St. Asaph, und er starb den 5. März 1708. Als Religion.lehrer und Kirchenvorsteher war er durch sein leuchtendes Beispiel der Frömmigkeit, seine Gewissenhaftigkeit in Erfüllung aller seiner Amtspflichten, und seinen aufgeklärten Eifer in Verbreitung christl. Erkenntnisse eine Zierde seines Standes. Als gelehrter Theolog, Sprach- und Geschichtforscher wurde er auch außer seinem Vaterlande rühmlich bekant, und erwarb sich achtungswerthe Verdienste, besonders durch seine Untersuchung und Bearbeitung der griechischen Quellen des Kirchenrechts, und durch seine wissenschaftliche Bearbeitung der Chronologie, die er auf einfache und leichte Grundsätze zurückführte, und, auf die Vorarbeitung Scaliger's und Petau's bauend, von vielen dunkeln und verwirrenden Fragen befreite. Sein durch Reichhaltigkeit und gute Methode ausgezeichnetes Handbuch (Institutionum chronologicarum libri duo una cum totidem Arithmetices chronologicae libellis. Lond. 1669; 1705. 4.; 1721; Traj. 1734. 8.) ist daher auch die Grundlage aller spätern bessern Arbeiten der Art geworden, und Joh. Dav. Köler verfertigte, zum Behuf seiner Vorlesungen, einen Auszug aus demselben: Elementa chronologiae, ex institt. chron. Beveregii ad lectiones publicas proposita. Norimb. 1717. 8. Wichtig, und zum Theil aus ungedruckten Quellen geschöpft, aber hie und da noch sehr unkritisch, ist seine Samlung der Canonum der Apostel und der Kirchenversamlungen, die in der griechischen Kirche angenommen sind, auch der kanonischen Briefe der Kirchenväter, samt alten Scholien und andern zur Sache gehörigen Schriften: *Συνοδικον*, sive Pandectae canonum SS. Apostolorum et conciliorum ab ecclesia graeca receptorum, nec non canonicarum SS. Patrum epistolarum, una cum scholiis antiquorum — et scriptis aliis huc spectantibus — totum opus in duos Tomos divisum G. Bever. recensuit, prolegomenis munivit et annotatt. auxit. Oxon. 1672. gr. Fol. Dazu gehört sein Codex canonum ecclesiae primitivae vindicatus et illustr. Lond. 1678. 4. Amst. 1697. 4.; wieder abgedr. im 2. Bd. der Samlung von Cotelier. Aus seinem Nachlasse gab T. Gregory Predigten (in 12 Oktavbänden 1708 und 2 Foliobänden 1719), einen Thesaurus theologicus. Lond. 1711. Vol. IV. 8. und Gedanken über die Religion heraus, eine Jugendarbeit, die ins Französische übersetzt, und öfters gedruckt wurde: Pensées secrètes ou libres sur la religion. Amst. 1731; 1756. Vol. II. 12. Alle diese nachgelassenen Werke hätten aber noch der Feile bedurft, um ihres Verfassers würdig zu seyn *). (*Baur.*)

BEVERIN (Piz) (Beverin-Spitze), hoher Berg im schweiz. Canton Graubünden, 8385 Fuß über dem Meere, heißt auch Cornudes oder Bafrin, und läßt sich nur mühsam und mit Gefahr ersteigen. An ihm brechen sich die vom Comersee herdringenden Gewitter, und er dient der Umgegend zum Witterungszeichen und zur Sonnenuhr; eine ausgedehnte Aussicht gewährt sein Gipfel, zwischen ihm und dem Muttnerhorn liegt die berühmte Via mala. (*Wirz.*)

BEVERINI, Bartolomeo, geb. zu Lucca 1629, gest. 1686, war ein Geistlicher, der sich als Literator nicht unrühmlich bekant machte. Von seinen zahlreichen Schriften bemerken wir als die vorüglichen seine Übersetzung der Aneis: Eneide di Virgilio, trasportata in ottava rima, die er in 13 Monaten verfertigte, woran er aber nachher fortwährend mit Sorgfalt feilte. Sie erschien zuerst Lucca 1680. 12, die letzte Ausgabe Rom 1700. 4. Seine Gedichte (Rime) erschienen zuerst Lucca 1654. 12., eine verbesserte und vermehrte Ausgabe, der Königin Christina von Schweden gewidmet, mit der er im Briefwechsel stand, Rom 1666. 12. Seine lateinischen Gedichte in 7 Büchern erschienen zu Lucca 1674. 12. Mehre Auflagen erhielt sein gelehrtes Werk Syntagma de ponderibus et mensuris, in quo veterum nummorum pretium ac mensurarum quantitas demonstratur; opus posthumum. Lucca 1711. 4. (*H.*)

*) Sein Leben vor den Institutt. chronol. *Chaufepié's* Dict. hist. *Koenig's* Bibl. vet. et nov. h. v. *Baillet* Jugemens. T. II. 262. *Clement* Biblioth. cur. T. III. 267. Biogr. univ. T. IV.

BEVERLAND (Adrian), ein holländischer Gelehrter und Schriftsteller in der letzten Hälfte des 17. und dem ersten Jahrzehend des 18. Jahrh., welcher durch den Inhalt und die geflissentlich schlüpfrige Darstellung in mehren seiner Schriften nicht nur den Widerwillen eines großen Theils seiner Zeitgenossen sich zuzog, sondern auch durch die, besonders in einem seiner Bücher vorgetragene, Auslegung des Sündenfalls unter den Theologen seiner Zeit, und vorzüglich seines Vaterlandes, mancherlei Bewegungen veranlaßte [1]), ja selbst bei der Nachwelt so übel berüchtigt worden ist, daß man ihm seine Stelle unter den neuern sogenanten Atheisten und unter den Feinden des Christenthums angewiesen hat [2]). Er wurde um die Mitte des 17. Jahrh., das Jahr finde ich nirgendswo bestimt angegeben [3]), zu Middelburg in Zeeland geboren, und widmete sich dem Studium des Rechts, worin er auch, vielleicht aber erst in der Folge, den Doktorgrad annahm [4]); beschäftigte sich indeß auch viel mit andern, selbst mit den theologischen Wissenschaften; mit vorzüglicher Liebe trieb er aber, nach der Weise der holländischen Gelehrten, das Studium der Alten, von denen gerade diejenigen, welche eben nicht als die züchtigsten bekant sind, ihn am meisten anzogen. Von seinen Lehrern in der Jurisprudenz nent er vorzüglich den Ulrich Huber, einen auch als gelehrten Kenner der alten bekanten holländischen Rechtsgelehrten jener Zeit [5]); einen besondern Gönner fand er aber an Isaak Vossius, seinem Oheim mütterlicher Seite [6]), als dessen Hausgenosse und Amanuensis er auch genant wird, und der wol manches dazu beigetragen haben mag, daß der talentvolle und mit vielen Kentnissen begabte Jüngling auf so unzüchtige Liebhabereien hinsichtlich seines gelehrten Treibens verfiel [7]). Vossius war es auch sicher vorzüglich, der den vielleicht noch nicht 20jährigen Jüngling anzog, schon im J. 1672 England und vorzüglich die Hochschule zu Oxford, zu besuchen [8]). Im J. 1677 finden wir Beverland indeß, und zwar als Sachwalter, wieder in Holland [9]), und im J. 1678 trat er mit der bekantesten seiner Schriften auf, welche eben so obscön hinsichtlich der Darstellung, als profan, ja frech, hinsichtlich des Inhalts ist [10]). Wie es heißt, hielt er sich damals im Haag auf, wo auch sein Buch verbrant, er selber in Verhaft, und in Eidespflicht genommen worden seyn soll, niemals wieder über dergleichen Dinge schreiben zu wollen. Aus Utrecht, wohin er sich vom Haag begeben, soll er, auch seines ärgerlichen Lebenswandels wegen, verwiesen worden seyn; in Leiden, wohin er darauf ging, gerieth er gleichfalls in gerichtliche Untersuchung, ward festgesetzt, von dem Senate der Universität zum Widerrufe seiner ärgerlichen und obscönen Behauptungen gezwungen, mit einer Geldstrafe belegt und mußte gleichfalls die Stadt meiden [11]). Nach seiner Verweisung aus Leiden muß er indeß im Haag wieder eine Zuflucht gefunden haben, denn hier war er im Julius 1679, wie die Dedicationsepistel vor einer andern, an Schlüpfrigkeit in der Darstellung und im Inhalte die erst genante noch übertreffenden Schrift, welche 1680 daselbst heraus-

1) Vgl. Abraham Berkels Brief an Joachim Kuhn in Baumgarten's Nachrr. von einer hall. Biblioth. St. 1. p. 88. 2) S. *J. F. Reimmanni* Hist. Atheismi et Atheorum. p. 481 sqq. und Ebendas. Catal. Biblioth. theol. T. I. p. 1055 sqq. Man weiß, wie freigebig Reimmann samt vielen Theologen seiner Zeit mit diesem Namen gewesen ist. Beurhem sagt S. 453: „Es fand bei Beverland die ganze christliche Religion schlechten Beifall.“ 3) Wäre Widekind's Angabe, S. 420 u. f. w., daß Beverland im 27. Lebensjahre die Schrift de stol. virginit. jure herausgegeben habe, erwiesen, so ließe das Geburtsjahr Beverland's sich genau bestimmen; ich habe in der Dedication vor dieser Schrift aber nur gefunden, daß Beverland im J. 1672 angefangen habe, den Stoff zu dieser Schrift zu sammeln; vermuthe indeß auch, daß er zwischen 1650 und 1652 geboren ist, da er in dieser Dedication mehrmals von der eben gedachten Schrift als von einem Jugendwerke spricht. 4) Wahrscheinlich wurde Beverland erst während seines zweiten Aufenthalts in England zu Oxford Doktor des Rechts, da er sich nach 1679 nur noch I. U. Licentiatum nent. M. s. Beyer S. 226. Vgl. Niceron S. 42. 5) S. die an ihn gerichtete Dedication vor der Schrift: De stol. virginit. jure. Es zeugt von der damals in Holland herrschenden freien Denkungsweise über Bücher dieser Art, daß diese Schrift einem so geachteten Manne, als Huber zu seiner Zeit in mehrfacher Hinsicht war, zugeschrieben werden konte. 6) „Avunculus autem meus nil minus est, quam peccator“ sagt Beverland selbst in dem Briefe an Jac. Gronov (Ep. II.), in welchem er zu diesem seinem Freunde von Is. Vossius Tode spricht. Von Beverland's Hochachtung für Vossius zeugt der an diesen geschriebene Brief, der erste in der kleinen Samlung der Beverland'schen Briefe. Des Todes von Vossius wird auch noch anderswo in den Briefen gedacht. 7) Vgl. Tentzel in den Monatl. Unterr. v. J. 1693 (abgedr. in *Placcii* Theat. Anonym. et Pseudonym. I. p. 149. und Reimmann Hist. Ath. p. c., wie auch Beyer p. 226. 8) Der Brief an Jacob Gronov (Ep. VII.) ist von Oxford aus im J. 1672 geschrieben, denn es wird in diesem Briefe von dem jüngst erfolgten Tode von Jacob Gronov's Vater, Joh. Friedr. Gronov, gesprochen. M. vgl. Niceron S. 42. Isaac Vossius war 1672 auch zu Oxford. 9) Da gab er die gerichtliche Verhandlung: Pleydoy, gedaen by N. N., Advocate, in Saake van N. N., Gedaegden, in cas van faliteyt ter eene, tegen N. N., *Bailjau* lane (?) officy, Eyscher ter andere zyde 1677. 8. heraus. M. vgl. Widelind p. 419. 10) Peccatum originale *κατ' ἐξοχήν* sic nuncupatum, philologice *ΠΡΟΒΛΗΜΑΤΙΚΩΣ* elucubratum a Themidis Alumno. Vera redit facies, dissimulata perit, psalmographus Ps. LVIII. commate IV. Abalienati sunt impii inde a vulva, erraverunt ab utero, loquentes mendacia. Proba merx facile emptorem reperit, tametsi in abstruso sita sit loco. Eleutheropoli. Extra plateam obscuram, sine privilegio Auctoris, absque Ubi et Quando. 8. Am Schlusse steht: In Horto Hesperidum Typis Adami Exae Terrae Filii. 1678. Die zweite Ausg. erschien unter Beverland's Namen (Ex Typographeio 1679. 8.). Die dritte aber nicht erschienene Ausgabe sollte den Titel führen: Poma Amoris per Hadr. Beverlandum J. U. Licentiatum adornata etc. M. s. Beyer S. 226. und nach ihm Vogt S. 86. In den Jahrszahlen der beiden ersten Ausgaben haben bei Beyer sich die Druckfehler M. DC. LXX. u. M. DC. LXXXIX. eingeschlichen. Es irrt Beyer auch, wenn er sagt, daß auf die Dedication an Bernard de Gomme (sie lautet in der Überschrift dieß: Nobili Consultissimoque Viro Domino N. N. Elegantiori Sophia Initiato A. B Bene rem gerere) ein Brief an Jacob de Goyer folge. Den Hauptgedanken des Buchs mag Abraham Berkel (Ep. cit.) hier angeben: „Statuit auctor, primum protoplastorum peccatum in coitu consistere, et per arborem conscientiae boni et mali intelligi debere truncum illum, quem in meditullio corporis Adami plantaverat naturae auctor, cujusque florem decerpere vetuerat.“ M. vgl. hiemit die Unschuld. Nachrichten vom J. 1706. S. 26. u. f. w. 11) Die Folge dieser Begebenheiten ist nach Fr. Halma (Toneel der vereenigte Nederlanden — vervolgt door *Math. Brouerius v. Nideck.* Leeuw. 1725. 2 Vol. fol.) bei Niceron angenommen; im J. 1678 muß dieses alles aber schon geschehen seyn, denn in diesem Jahre wurde, nach Berkels Briefe, Beverland schon aus Leiden verwiesen. Für die Richtigkeit von Halma's Erzählung kann ich nicht

kam, beweist [12]). Nicht gar lange nach der Herausgabe dieser Schrift verließ er Holland und ging nach England, denn im März 1680 finden wir ihn schon zu Windsor bei seinem Gönner Isaac Vossius [13]); es mag sogar seyn, daß er seine unter dem Namen eines im Januar 1680 verstorbenen Leidenschen Professors [14]) herausgegebene bittere Schmähschrift gegen die Geistlichkeit in Holland, von welcher einige auch in Schriften gegen ihn aufgetreten waren [15]), und gegen den akademischen Senat zu Leiden erst von England aus besorgt hat. Bei Vossius, der, selbst Canonicus zu Windsor, ihm sogar ein Jahrgeld aus gewissen geistlichen Gefällen zu verschaffen wußte, fand er Trost gegen die in seinem Vaterlande erduldete Verfolgung [16]), und wir finden ihn in der Folge an verschiedenen Orten in England [17]); sicher wird er auch diesmal Oxford besucht haben; vielleicht nahm er jetzt erst daselbst die juristische Doctorwürde an [18]). Einer seiner Zeitgenossen, ein Teutscher, welcher ihn auf einer in den letzten Achtzigen des 17. Jahrh. oder, wie es mir glaublicher ist, auf der 1694 von ihm unternommenen Reise durch England persönlich kennen lernte [19]), spricht von dem unmäßigen Leben, welches Beverland auch in England führte, und bedauert die von ihm gemachte üble Anwendung so vieler Talente und so guter Wissenschaft. Auch in England fand Beverland, besonders unter den Geistlichen, der Gegner viele, wie die beißenden und schmutzigen Schmäh- und Vertheidigungs-Schriften, mit welchen er gegen mehre Häupter der engländischen Kirche auftrat, beweisen [20]). Durch den im Februar des J. 1689 erfolgten Tod des Isaac Vossius verlor er aber seine Stütze, und es mochte wol mit eine Folge seiner Lage in England seyn, daß er in einer schon 1693 abgefaßten Schrift [21]) das Aergerniß bereuete, welches er durch seine frühern Schriften angerichtet hatte, den Inhalt und die Ausführung derselben widerrief, vor dem warnte, was er bisher so schlüpfrig dargestellt und geschildert hatte, dem akademischen Senate zu Leiden auch das Manuscript eines seiner Bücher über unzüchtige Dinge zusandte [22]); möglich ist es sogar, daß er wirklich auf einige Zeit wieder nach Holland gegangen ist [23]). Aus Noth mußte er endlich in England seine Bücher, Münzen und andere literarische und artistische Samlungen, welches Alles er mit großem Kostenaufwande zusammengebracht hatte, verkaufen; er irrte von einem Orte zum andern herum, und fiel zuletzt in Wahnsinn, indem er sich einbildete, daß 100 von Menschen sich verschworen hätten, ihn zu ermorden. Zu Windsor und London scheint er sich am meisten aufgehalten zu haben; im November 1710 war er aber, und in eben nicht züchtiger Gesellschaft, zu Fullham unweit London und in einem Zustande, daß ein berühmter teutscher Reisender

bürgen. 12) Hadriani Beverlandi Justinianaei de Stolatae Virginitatis Jure Lucubratio Academica. Nuda recede Venus: non est tuus iste Libellus; Tu mihi, tu Pallas Caesariana, veni. Lugduni in Batavis Typis Joannis Lindani. CIↃIↃLXXX. 8. Die Dedication an Ulrich Huber (m. vgl. Note 4.) ist datirt: Hagae Comitum CIↃIↃLXXIX. a. d. XVIII. Quintil. Zu Oxford hatte er wahrscheinlich angefangen, den Stoff zu dieser Schrift, die eigentlich eine gelehrte juristische Abhandlung seyn sollte und auch mit Gelehrsamkeit allerlei Art überfüllt ist, zu sammeln. M. vgl. Epist. VII. Auf dem Titel steht als Vignette ein auf ein Unthier tretender Hercules mit der Umschrift: Virtus non territa monstris. 13) M. s. den Brief von Beverland an seinen Bruder Jebann (Ep. IX.) am 1. März 1680, und zwar, wie aus dem Inhalte erhellt, aus Windsor geschrieben, wo Isaac Vossius damals als Kanonikus lebte. 14) Des Aldus Uchtmann. *Aldi Uchtmanni, viri clarissimi, νῦν ἐν αγίοις*, Vox Clamantis in deserto. Ad doctissimum juvenem Adrianum Beverlandum Jurisperitum. Mediohurgi prost. ap. Theoderum de la Maire. O. J. 12. (nach Ebert 8.) Kurz vor seiner Abreise aus Holland muß Beverland sie haben drucken lassen, oder vielleicht von England aus, gleich nach seiner Ankunft daselbst. In dem schon genanten Briefe an Jac. Gever (Ep. II.) spricht er auch diese seine Schrift an. Ebert stellt es zweifelhaft hin, ob diese Schrift wirklich von Beverland ist. Vgl. übrigens Reimmann in dem Catal. Bibl. Theol. p. 1058, u. den Artikel Uchtmann. 15) Wie Leonhard Rossenius in der Justa detestatio sceleratissimi libelli Adr. Beverlandi lecti de peccato originali. Gorich. (Gerdüm) 1680. 8. und ein Anderer, mit Namen Lantmann. Reimmann l. c. Vgl. den Artikel Ryssenius und Lantmann. Ebert kann durch die Art, wie er des Rossenius Buch anführt, Veranlassung geben, zu der irrigen Vermuthung, als bieten Einige dasselbe für ein Beverland'sches Werk. 16) Beverland schreibt an seinen Bruder: „Quis nollet integra cum mente frui convictu Vossii — — — quam in patria Homilistiarum naeniis illudi et tyrannide premi? — — Omnia, quae perpessus sum Leydae, laeto temperatur risu, dum Cocceanorum et Voetianorum tumultus voce *Βατραχομυομαχίαι*" (Ep. IX.). Von den Cocceanis (Coccejanis) und Voetianis wird auch in der Vox Clamantis oft gesprochen. S. Reimmann l. c. Die bekannten holländischen Theologen Gisbert Voet und Johann Coccejus, die beide übrigens schon vor 1678, da Beverland auftrat, gestorben waren, standen an der Spitze zweier heftig kämpfender theologischer Hauptparteien jener Zeit in Holland; daher die Namen Voetianer und Coccejianer bei Beverland für Theologen überhaupt. 17) Zu Windsor (1680. Ep. IX.), in villa Smallaeana (1681. Ep. VIII.), zu Richemont (1684. Ep. I.), zu London (1684, 1685. u. 1689. Ep. V. XI. u. XII.), zu Windsor (1693. Note 21.) und zu Fullham (1710. öffenb.). 18) Vgl. d. Note 4.

19) H. L. Benthem. S. S. 453. des im Text genanten Buches. 20) Er gab mehre derselben unter dem versteckten Namen: Perin del Vago heraus. Blos der Vollständigkeit wegen, und um aus den Titeln auch den wahrscheinlichen Inhalt schließen zu können, mögen sie hier aus Beyer S. 227. u. 228. genant werden. A Discovery of the three Impostors, Turd-Sellers, Slanderers and Piss-Sellers, by Seign. Perin del Vago. 8. O. O. u. J. — Perini del Vago, Equitis de Maltha, Epistolium ad Batavum in Britannia de tribus Impostoribus *Τυτογοφόροις, Σκυφοπώλαις, Φαρμακεύταις*. O. O. u. J. 8. — A Hue and Cry after the Bulls of Bathan. P. D. V's (sicher Perini del Vagonis) Epistola ad H. Beverland. O. O. u. J. 8. — Although my innocency etc. Lond. 1709. 8. 21) *Hadriani Beverlandi* De fornicatione cavenda admonitio, s. adhortatio ad pudicitiam et castitatem. Lond. ap. Christoph. Batemann. 1697. 8. Mehrmals gedruckt. (M. s. Widetind S. 419). Der Widerruf findet sich vollständig abgedruckt bei Vogt S. 87. Es ist dieses Buch nach der Angabe des Verf. am Schlusse schon 1693 zu Windsor geschrieben; vielleicht mag die allererste Ausgabe auch schon 1693 oder 1694 im Druck erschienen seyn.

22) Die Schrift De Prostibulis Veterum, zu welcher er seit langem gesammelt und keine Kosten gescheut hatte. Nach Vogt ist sie noch auf der Universitäts-Bibliothek zu Leiden. Isaac Vossius soll den Hauptinhalt derselben, wie allgemein behauptet wird, schon 1684 seiner bekanten Ausgabe des Catullus einverleibt gehabt haben. Vgl. Placcius i. angef. B. S. 149. u. 150. 23) In dem Briefe an Ulrich Huber (Ep. V.) äußert er große Lust zur Rückkehr nach Holland; König Wilhelm (Wilhelm von Oranien) sagt er, habe sie ihm verstattet; der akademische Senat zu Leiden selbst wünsche sie. Da Ulrich Huber 1694 gestorben ist, so kann dieser

Bedenken trug, ihn zu sehen [24]); nach dem J. 1712 findet sich keine Nachricht mehr von ihm, so daß es mehr als wahrscheinlich ist, daß er bald nach diesem Jahre gestorben [25]). Die Grabschrift, welche er selber in seinem Testamente sich gemacht hat, zeugt von seiner Gesinnung und Gemüthsstimmung in den letzten Jahren seines Lebens [26]). Als ein höchst interessanter Beitrag zur Lebensgeschichte des in mehrfacher Hinsicht nicht unmerkwürdigen Mannes ist die kleine von Keinem, soviel ich weiß, bisher eigentlich benutzte Samlung seiner Briefe zu betrachten, welche erst im J. 1747 erschien; und beweist, daß Beverland bei vielen Gegnern auch mehre der berühmtesten Gelehrten, und besonders Philologen, seiner Zeit zu Freunden hatte [27]). Von seinen ungedruckten Schriften sind noch einige handschriftlich vorhanden [28]); von einer zu Oxford von ihm zusammengestellten Samlung kleiner Aufsätze, wahrscheinlich größtentheils theologischen Inhalts, ist etwas Weniges durch den Druck, und zwar von einem teutschen Gelehrten, bekant gemacht worden [29]).

Die besonders in der Schrift von der Erbsünde ausgesprochene Ansicht Beverland's ist aber von ihm weder zuerst geäußert worden, noch ist er der letzte gewesen, welcher dieselbe gehabt hat [30]). Seine Vorliebe zur Beschäftigung mit schlüpfrigen Dingen und zur üppigen, oft ekelhaften Darstellung derselben gehört zu denjenigen Verirrungen, welche wir bei mehren großen holländischen Philologen des 17. Jahrh. antreffen [31]); auch ist hiebei nicht zu vergessen, daß es mit besonders die antiquarisch-historische Seite dieser obsconen Gegenstände ist, welche Beverland auffaßt. Was aber einmal dem Gebiete der Geschichte, mag es der politischen oder literarischen sein, anheimgefallen ist, läßt sich der Vergessenheit nicht leicht wieder übergeben, und auch das Giftige im Reiche des Geistes und der Sittlichkeit muß genant werden, doch mit dem Gefühle, daß es besser sey, es wäre nimmer gekommen. Die Nachrichten von Beverland's unsittlichem Wandel mögen vielleicht etwas übertrieben sein.

Übrigens war Beverland ein ausgezeichneter Humanist und besaß eine große Belesenheit in den Alten, mit welcher, so wie mit seiner Gelehrsamkeit überhaupt, er nur zu oft Ostentation treibt; sein Latein in den Briefen ist treflich; in seinen eigentlichen Schriften aber hascht er nach seltenen Worten und Constructionen, und überhaupt nach gekünstelten Wendungen, so daß es, was aber größtentheils auch von den wol fast allen Lesern sehr wenig bekanten Gegenständen, auf welche es ankomt und von deren Bezeichnungen sich herschreibt, nicht leicht ist, ihn zu verstehen; auch möchte schwerlich jetzt noch jemand sich überwinden, diese Bücher anders als eines wissenschaftlichen Zweckes wegen durchzulesen. Die Commentatoren der leichtfertigen und schlüpfrigen Schriftsteller unter den Alten werden aber in Beverland's Hauptschriften Aufhellung mancher sonst dunkler Stelle in ihren Autoren finden. Beverland's sämtliche Schriften gehören endlich zu den seltenen und seltensten [32]). (*Mohnike.*)

Brief nicht nach diesem Jahre geschrieben seyn. Die Zeit stimt mit der in Note 21 befindlichen Angabe überein. 24) J. C. von Uffenbach. S. die merkwürdigen Reisen desselben, 3. Th. S. 245 u. 246. und beachte, was von Beverland's sehr wohlfeil verkauften Büchern und Kunstsachen, so wie von dem von ihm selbst angefertigten Catalogе derselben, den Uffenbach selbst sah, daselbst erzählt wird. Von diesem angefangenen Catalogе spricht Beverland selbst in dem Briefe an Friedrich Spanheim (Ep. IV.). 25) M. s. bei Niceron S. 38. 26) Simulac exspiravero, meum cadaver condant sepulchro puro, jubeantque insculpi saxo, sedibus ut saltem placidis in morte quiescam. Parieti affigatur marmor hac inscriptione spectabile: Hadrianus Beverlandus, non unus e multis peccator, hic jaceo; hic, ubi tu, qui haec legis, esse nolles. Velles, si Vossianos Heinsianosque manes Beverlandianis susurris mulcere possis. Beyer S. 28. 27) *Hadriani Beverlandi*, elegantioris Sophiae Magistri, Epistolae XII., ad viros sui temporis clarissimos conscriptae, hucusque enecdotae, et prima nunc vice, ob raritatem materiae et eleganiem dictionis modum publici juris factae. Amstelodami MDCCXLVII. 8. Nur ein einziger Bogen (nicht 8., wie Widekind sagt, nach welchem der rechte Druckort Berlin seyn soll). Am Schlusse stehen die Buchstaben J. C. F. B., die wahrscheinlich den Herausgeber andeuten sollen. Die Briefe sind geschrieben an Isaac Vossius, Jacob Goner (2), Peter Bayle, Friedrich Spanheim (ein gelehrter Theologe war dem Beverland also doch auch gewogen), Ulrich Huber, Jacob Gronov (2), Nicolaus Heinsius, an Beverland's Bruder Johann, an J. J. Grävius und Gerhard Vossius. Bei den meisten fehlt das Datum, doch läßt es sich oft aus dem Inhalte herausbringen. Nach der Zeitordnung folgen übrigens diese Briefe nicht auf einander. 28) Ueber Horatius, Martialis, Juvenalis und Petronius schrieb er schon im J. 1672 Erläuterungen (Ep. VII.); die Kemmentare über Horatius und Juvenalis werden von Beyer S. 227. auch als noch vorhanden angeführt. Auch auf die dem alten Rechtsgelehrten Theophilus Antecessor gewöhnlich zugeschriebene griechische Paraphrase der Justinianischen Institutionen hat Beverland zu verschiedenen Zeiten seines Lebens (von 1672 bis 1694 wenigstens, Ep. VII. u. V.) vielen Fleis verwandt, sowol hinsichtlich der Kritik als der Erklärung derselben; ist diese Arbeit noch vorhanden, so möchte sie, bei Beverland's gelehrter Kenntniß des alten Rechts, vielleicht Ausbeute für die Wissenschaft geben. Auch mit den dem Steiter Kleanthes zugeschriebenen Überresten scheint er sich, und zwar, wie er zu Leiden verhaftet war, beschäftigt zu haben. Ep. XI. 29) Die Samlung führt den Namen Otia Oxoniensia, und mag vielleicht schon 1672 geschrieben seyn. Der gelehrte Pastor zu Hamburg Joh. Christoph Wolf besaß sie eigenthümlich, und hat in seinen Curis philol. et crit. in IV. priores Pauli Epistolas. Ed. Sec. Hamb. 1737. 4. p. 483—485. eine Observatio ad 1. Cor. XI. 14. aus ihr abdrucken lassen. Vgl. Vogt S. 88. Vielleicht ist das ganze Manuscript jetzt im Besitze der Hamburger Rathsbibliothek. Wolf sagt S. 483: er habe das Manuscript von Joh. Heinr. Majus zum Geschenke erhalten. 30) Schon einige mystisch-allegorisirende gnostische Ketzer-Parteien der ersten Jahrhunderte neigten sich zu ihr hin; die Ansicht des Juden Philo und einiger spätern Rabbinen läuft am Ende auch darauf hinaus; deutlicher scheint wird sie vorgetragen von Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim und von Baptist Helmont; am schlüpfrigsten und umständlichsten aber sprach Beverland sie aus. Man vgl. auch, was aus Theoph. Spizelius bei Placcius l. c. abgedruckt ist. Übertreffen soll er indeß noch sein von dem Verfasser des Etat de l'homme dans le peché originel. O. O. 1714. 8. u. öfter teutsch (von Bertram). Frkf. u. Leipz. (eig. Halle) 1746. 8. Auch in dem vor mir liegenden Buche: Die mosaische Geschichte des Menschen von seinem Ursprunge bis zum Entstehen der Völker, von Dr. J. L. H. Frkf. und Leipz. 1793. 8. wird jedoch sehr züchtig, die mosaische Erzählung auf diese Weise ausgelegt. Man vgl. hinsichtlich der ersteren historischen Angaben in dieser Note das J. G. Walch'sche philos. Lexicon nach der Ausg. von J. C. Henning's unter den Artikeln Erbsünde und Fall der ersten Menschen. 31) Man denke nur an Joh. Meursius und Is. Vossius, und erinnere sich der den Literatoren nicht unbekanten mancherlei schlüpfrigen Bücher, welche im 17. Jahrhundert, vorzüglich in Holland, geschrieben wurden und sicher sonst sehr berühmte Männer zu Verfassern haben. 32) Nur die beiden Hauptschriften Beverland's und seine

BEVERLEY, eine Stadt in der britischen Shire York in England, und zwar in Eastriding. Sie liegt nahe am Flusse Hull, ist etwa ½ M. lang, und bietet mit ihren breiten, gut gepflasterten und erleuchteten Straßen ein schönes Panorama dar; sie hat 2 Kirchen, wovon die Marienkirche von schöner gothischer Bauart und das Münster mehre Denkmäler der Grafen von Northumberland besitzt, 1 gute Freischule, 1 Armenschule, 1 Zuchthaus, 7 Armenhäuser, 1 Provinzialhaus, worin die Quartersessions gehalten werden, 1 Assembly-Room, 1 Theater, 1135 gutgebaute Häuser und 1811. 6035 Einw. Außer Gerbereien und Spitzenklöppelei, womit sich die geringere Volksklasse beschäftigt, hat sie keine Manufakturen, wol aber treibt sie einen ausgebreiteten Handel mit Korn, Steinkohlen, Malz und Leder; ein Kanal, der Beverley-Beck, verbindet die Stadt mit dem Hullflusse, er ist 240 Ruthen lang und seit 1727 vorgerichtet. Auch hält sie zwei bedeutende Wochenmärkte. Beverley, ein Borough, der 2 Dep. zum Parl. sendet, ist ein alter Ort, dessen Magistrat aus 1 Major, 12 Aldermen und 13 Bürgern besteht, und die Gerichtsbarkeit über die Stadt und die liberties of Beverley ausübt. — Noch führen den Namen Beverley 1) eine Stadt in der County Esser des nordamerikanischen Staats Massachusetts unter 42° 31′ Br. und 281° 10′ L. an der Salembai und dem Flusse Porters, worüber eine 1500 Fuß lange Brücke führt und sie mit dem nahen Salem verbindet. Sie hat 3 Kirchen der Congregationalisten, 1 der Baptisten, 1 Bank mit einem Fond von 160,000 Dollars, 740 Häus. 1810. 4608 Einw., die 1 Baumwollenmanufaktur unterhalten und sich von Fischerei und Schifffahrt nähren; der Hafen ist klein, die Rhede gut. 2) eine Stadt in der County Frederik des nordamerikanischen Staats Virginia. (*Hassel.*)

BEVERN, ein Marktflecken im Kreisgerichte Holzminden des braunschw. Distr. an der Weser. Er liegt an der Bever, und ½ Meilen von Holzminden, hat ein altes Schloß und Garten, wovon eine apanagirte Linie des Hauses Braunschweig-Wolfenbüttel, welche 1809 im Mannsstamme erloschen ist, den Namen führte, 1 Landgut, 2 Kirchen, 1 Hospital, womit ein Wollspinninstitut verbunden ist, 148 Häus. und 1818. 1200 Einwohner, worunter mehre Handwerker und Leinweber. Es sind große Bleichen vorhanden, und der Ort hält zwei Jahrmärkte. (*Hassel.*)

BEVERN (**August Wilhelm**, Herzog von Braunschweig-Lüneburg), ein bekannter preußischer Feldherr, wurde zu Braunschweig am 10. Oktober 1715 geboren. Sein Vater, Ernst Ferdinand, preußischer Generalmajor und Dompropst der Stifter St. Blasii und Cyriaci zu Braunschweig (geb. 1682, gest. 1746), hatte sich am 4. Aug. 1714 mit Eleonore Charlotte, Tochter des Herzogs von Kurland, Friedrich Kasimir vermält. Unter 11 Kindern aus dieser Ehe war August Wilhelm der älteste. Er trat schon im Jahr 1731 in preußische Kriegsdienste und wurde am 24. Juni dieses Jahrs bei dem damaligen Kalksteinschen Regiment (Nr. 25. der preuß. Infanterie), als Hauptmann angestellt. Im J. 1734 wohnte er im Gefolge des Königs Friedrich Wilhelm I. dem Feldzuge am Rhein bei, und diente unter seinem Oheim, Herzog Ferdinand Albrecht, dem Reichsfeldmarschall, als Major, 1739 stieg er bis zum Obersten und Kommandeur des Kalksteinschen Regiments. 1740 zog er in den ersten schlesischen Krieg, wurde im folgenden Jahr in der Schlacht bei Mollwitz (10 April) verwundet und erhielt ein eignes Regiment Füselier (Nr. 41 des preuß. Fußvolks), welches aus dem in preußische Dienste getretenen wirtembergischen Leibregiment zu Wesel für ihn errichtet wurde. Er vertauschte dasselbe schon im November desselben Jahrs gegen das damalige Bredowsche Regiment alter Infanterie (Nr. 7), welches er 40 Jahr lang, bis an seinen Tod, behielt. Im zweiten schlesischen Kriege zeichnete er sich in der Schlacht bei Hohenfriedberg (4 Juni 1745) vorzüglich aus. 1743 war er zum Generalmajor befördert worden; im März 1746 ernante ihn der König zum Kommandanten der Festung Stettin, im Juli des folgenden Jahrs zum Gouverneur derselben und am 17. Mai 1750 zum Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens. Beim Ausbruch des 7jährigen Kriegs führte er eine, meistens aus pommerschen Regimentern bestehende, preußische Kolonne nach Sachsen und Böhmen, und befehligte in der Schlacht bei Lowositz (1. Okt. 1756) auf dem linken Flügel des preuß. Heers. Im Frühling 1757 ward ihm der Auftrag, mit einem Corps von 20 Bataillons u. 25 Eskadrons von Zittau aus in Böhmen einzudringen, und sich dort mit der Heeresabtheilung des Feldmarschalls Schwerin zu vereinigen. Am Tage nach seinem Einmarsch, den 21. April 1757, traf er bei Reichenberg auf das wohlverschanzte Corps des östreichischen Feldzeugmeisters Grafen von Königseck, welches aus 36 Bataillons und 30 Eskadrons bestand. Obgleich durch Absendung mehrer Truppen zur Bedeckung der Lebensmittel, bis auf 15 Bataillons geschwächt, bedachte sich der Herzog dennoch nicht, den Feind in seinen Verschanzungen anzugreifen, ein muthiger Entschluß, der durch vollständiges Gelingen belohnt wurde. Die Östreicher mußten dem stürmischen Anfall des preußischen Fußvolks weichen und sich mit einem Verlust von mehr als 1000 Mann zurückziehen. Der Herzog vereinigte sich nun mit dem Oberfeldherrn Schwerin und kämpfte bald

Briefe habe ich vor mir, und zwar aus der Greifswald'schen Universitäts-Bibliothek. In biographischer Hinsicht sind außer Beverland's eigenen Briefen von mir besonders benutzt worden: Henr. Lud. Benthem's holländischer Kirchen- und Schulen-Stat. Leipz. 1698. 8. Th. 2. S. 451 u. f. w. und Joh. Pet. Niceron's Nachrichten von den Begebenheiten und Schriften berühmter Gelehrten. Teutsch. Uebers. Th. 2. (Halle 1754.) S. 36 bis 42. (Franz. Ausg. T. 14 u. 20.). Niceron selber sagt, der Artikel Beverland bei ihm sey aus des Halma holländischem historischen Wörterbuche genommen. — In dem holländischen Großen Allgemeinen Wörterbuche (Groot Algemeen Woorden-Boek etc.) von David van Hoogstraten und Matthäus Brouerius van Nidek, dessen zweiter Theil (den Buchstaben B enthaltend) im J. 1725 herauskam, sucht man den Artikel Beverland vergeblich. In literarischer und bibliographischer Hinsicht sind vorzüglich Aug. Beyer's Memoriae historico-criticae librorum rariorum Dresd. et Lips. 1734. 8. p. 225 sqq.; Joh. Vogts Catalog. hist.-critic. libr. rarior. Ed. 3. Hamb. 1747. 8. p. 85., Melch. Ludw. Widekind's ausführl. Verz. von raren Büchern u. s. w. St. 3. Berl. 1755. (S. 427 u. f. w.) u. J. A. Ebert's Allgem. bibliogr. Lexicon. Erste Liefer. Leipz. 1820. gr. 4. S. 168 von mir gebraucht. Die andern benutzten Schriftsteller sind in den Noten nachgewiesen.

darauf in der großen Schlacht bei Prag (6. Mai), nach welcher er mit 20,000 Mann dem fliehenden Theil des östreichischen Heeres folgte und darauf dem Feldmarschall Daun so lange gegenüber stand, bis Friedrich II. zur Schlacht von Kollin heranzog. In dieser unglücklichen Schlacht (18. Juni) bewies der Herzog die größte Tapferkeit; sein Regiment litt vor allen andern und wurde fast vernichtet, denn 1045 Mann waren todt oder gefangen und überdies noch 174 verwundet. Als der König hierauf den Franzosen entgegenging, und der Bruder desselben, August Wilhelm, das Heer verließ, erhielt der Herzog den Oberbefehl über die den Östreichern entgegenstehende preußische Macht in der Lausitz (August). Er eilte im Sept. der kaiserlichen Armee zuvor nach Schlesien, um diese Provinz zu decken; bei der Unmöglichkeit aber, mit einer viel geringern, noch überdies durch die Besetzung mehrer Festungen geschwächten Macht dem Feinde die Spitze zu bieten, blieb ihm nichts übrig als hinter die Oder zu gehen, und am 1. Oktober ein festes Lager vor Breslau zu beziehen, wo er beinahe zwei Monate lang stehen blieb und die Festungen des Landes ihrem Schicksal überließ. Nachdem die Östreicher am 12. Nov. Schweidnitz erobert und darauf ihre Streitkräfte unter dem Herzog Karl von Lothringen, Daun und Nadasti vereinigt hatten, eilten sie den Herzog noch vor der Ankunft des Königs, der nach dem Siege von Rosbach zur Rettung Schlesiens heranzog, anzugreifen. Am 22. Nov. 1757, Vormittags 9 Uhr begann die Schlacht bei Breslau. Das verschanzte Lager der Preußen wurde wie eine Festung mit schwerer Artillerie beschossen, und an 5 Orten zugleich angegriffen. Die Preußen kämpften gegen die feindliche Übermacht mit großem Heldenmuth und auf dem linken Flügel unter Ziethen's Befehlen auch mit siegendem Erfolg; der rechte Flügel litt schweren Verlust. Die Nacht brach ein, der Ausgang war noch unentschieden, und ein heroischer Entschluß von preußischer Seite hätte vielleicht zu einem glücklichen Ausgange geführt. Aber der Verlust an Menschen, wenn auch auf beiden Seiten fast gleich, wurde doch in dem schwachen preußischen Heer weit schwerer empfunden und der Herzog zog sich, ohne durch Angriffe des Feindes gezwungen zu seyn, in der Nacht nach Breslau zurück, weil er sich einem neuen Kampfe mit dem überlegenen Feinde nicht gewachsen fühlte. Nach einigen Nachrichten gingen die preußischen Regimenter, im Gefühl ihrer Schwäche, ohne erhaltenen Befehl zurück, während der Herzog mit dem Feldherrn Ziethen einen neuen Angriff verabredete. Dieser unglückliche Tag, an welchem das preußische Heer durch einen Verlust von 6200 Todten und Verwundeten u. 3600 Gefangenen aufs Höchste geschwächt wurde, benutzte auch die kriegerische Laufbahn des Herzogs. Er gerieth am zweiten Tage nach der Schlacht in östreichische Gefangenschaft, als er in der ersten Frühe bei Mondschein ausritt, um die feindlichen Stellungen zu besichtigen. Da er keine Bedeckung mitgenommen hatte, so vermuthete man allgemein, er habe, um sich dem ersten Zorn des Königs zu entziehen, absichtlich die Gefangenschaft erwählt. Er wurde nach Wien geführt und der Kaiserin Maria Theresia, seiner Verwandtin, vorgestellt, die ihm im folgenden Jahr 1758, als man sich über die Bedingungen seiner Auswechslung nicht vereinigen konte *), ohne Ersatz die Freiheit wiedergab. Friedrich II., geschlagenen Feldherrn abhold, verlieh ihm kein neues Kommando im Felde und ließ ihn nach der ihm anvertrauten Festung Stettin abgehen. Der Herzog verlebte hier mehre Jahre des 7jährigen Krieges, zwar entfernt von dem Schauplatze der Hauptbegebenheiten, aber darum nicht unthätig für den Vortheil des Königs, indem er nichts von dem unterließ, was die gefahrvolle Lage Stettins in der Nähe der schwedischen und russischen Heere erfoderte. Die Festung blieb im Laufe des ganzen 7jährigen Krieges unangegriffen. Der Herzog erhielt am 28. Februar 1759 seine höchste militärische Beförderung zum General der Infanterie, und berichtigte in einer Zusammenkunft mit dem Fürsten Wolkonsky, am 16. März 1762, zu Stargard, den zwischen Preußen und Rußland geschlossenen Waffenstillstand. In eben diesem Jahr erschien er mit Ruhm noch einmal im Felde. Er führte die in Pommern gestandenen Regimenter nach Schlesien und erhielt während der Belagerung von Schweidnitz durch die Preußen, den Oberbefehl über ein bedeutendes Corps, welches bei Reichenbach, zwischen der östreichischen Armee und Schweidnitz, von der Armee des Königs abgesondert, aufgestellt war. Der Feldmarschall Daun beschloß dieses Corps von allen Seiten anzugreifen und zu vernichten, ehe ihm der König zu Hilfe kommen könte. Man hoffte die Scene von Maxen zu erneuern. Vier Heerhaufen, unter den Feldherrn Lasey, O'Donel, Beck und St. Ignon griffen den Herzog am 16. August 1762 zu gleicher Zeit von vorn, auf beiden Flügeln und im Rücken an. Er zeigte sich hier als großer Feldherr, ließ die Feinde ungestört die preußische Bagage plündern und antwortete denen, die sie vertheidigen wollten: „Wenn wir geschlagen werden, so dürften wir in unserer Lage schwerlich etwas von der Bagage retten, siegen wir aber, so soll sie bald wieder unser seyn.“ Diesem Grundsatz gemäß, boten die Preußen ungetrennt dem Feinde von allen Seiten die Stirn, und rechneten auf die Hilfe des Königs. Bald eilte auch die preußische Reiterei unter dem Prinzen von Wirtemberg herbei, welchem der König mit einem Theil der Infanterie folgte. Noch vor seiner Ankunft aber waren die Östreicher mit einem Verlust von einigen Tausenden gänzlich aus dem Felde geschlagen, 44 Kanonen und 9 Fahnen fielen in die Hände der Sieger, die von ihrem Gepäck nur einen geringen Theil vermißten. Nach dieser ruhmvollen Waffenthat befehligte der Herzog die Preußen in Schlesien und der Lausitz bis zum Hubertsburger Frieden. Er ging darauf in sein Gouvernement zurück, welches er auch während des baierischen Erbfolgekrieges nicht verließ, da er schon die Schwächen des Alters fühlte. Er starb zu Stettin in der Frühe des 2. Augusts 1782 unvermält, und erhielt ein feierliches Leichenbegängniß. Er war von sehr hohem Wuchs, so daß er für einen der längsten Männer im preußischen Heer galt, und hatte eine sehr militärische Haltung. Krieger aus innerster Neigung der Sele, war er zugleich wissenschaftlich gebildeter

*) Man wollte ihn östreichischer Seits als kommandirenden Oberfeldherrn, preußischer Seits aber nach seinem eigentlichen militärischen Range, nur als Generallieutenant betrachtet wissen.

Feldherr und ein sehr tüchtiger praktischer Soldat; nur hätte er, nach der Meinung Einiger, mehr Vertrauen auf sich selbst besitzen sollen **). (*Rese.*)

BEVERNEGEN, eine Stadt im preuß. Regirungsbezirk Minden, Kreis Höxter, liegt (Br. 51° 40′ 5″ L. 27° 0′ 45″), an dem Einflusse der Bever in die Weser, ist ummauert, hat 3 Thore, 2 Wasserpforten, 1 Kirche, 1 Knaben- und 1 Mädchenschule, 1 Armenhaus, 1 Synagoge, 1 königl. Domäne, 1 Rathhaus, 1 Brauhaus, und 19 Brunnen, ist aber ein schmutziger Ort mit engen, wenn schon gepflasterten Straßen, 245 Häus., 13 Scheunen, und 1817. 1592 Einw., worunter 175 Juden. Die Nahrung besteht in Ackerbau und Viehzucht, in der Brauerei mit 9 Pfannen, in der Brennerei mit 10 Blasen, und in bürgerlichen Gewerben mit 49 Kaufleuten und Krämern und 165 Handwerkern, worunter 17 Leinweber und 11 Weißgerber. Eine Rothgerberei verarbeitet 700 bis 800 größere und 1600 kleinere Häute; die Seifensiederei liefert 8 Entr. Seife, die Papiermühle 180 Ballen. Zum Handel liegt der Ort vortrefflich, und für die Produkte Paderborns als Korn, Leinwand, Eisen und Holz ist es ein Stapelplatz, doch könte der Handel weit blühender seyn. An der Weserschiffahrt nehmen 4 Schiffer mit eben so vielen Bullen Theil. Es werden 3 Kram- und 1 Viehmarkt gehalten. Eine hier hervorsprudelnde Salzquelle ist zu geringhaltig und wird nicht benutzt. (*Hassel.*)

BEVERNINGK (Hieronymus van), ein großer holländischer Diplomat und Statsmann, lebte in den blühendsten Zeiten des Stats, in der Mitte des 17. Jahrh. Er wurde in Gouda 1614 geb. Im J. 1651 nahm er als Deputirter dieser Stadt zu den holländischen Staten Antheil an der großen Versamlung (S. Art. van Beuningen). De Witt, der als Rathpensionär die Republik durch sein Genie, wie Perikles und die frühern Medicis regirte, vertraute Beverningk den größten Antheil in der schwierigen Unterhandlung mit Cromwel, dessen Politik die Entfernung des Oranischen Hauses von der Leitung des niederländischen States verlangte. Freilich war dies auch der Wunsch de Witts, aber die Liebe zu jenem Hause war zu stark in der Nation, um dessen Ausschließung bei den Generalstaten durchzusetzen; da aber Cromwel seine Lieblingsidee, die Coalition, oder enge Vereinigung beider (damaliger) Republiken wegen des allgemeinen Widerwillens dagegen in Holland, hatte aufgeben müssen, und jetzt den Frieden durchaus weigerte, wenn der damals vierjährige Wilhelm III. nicht wenigstens für immer aus der Regirung der Provinz Holland geschlossen würde, so setzte de Witt diesen Punkt ohne die Generalstaten durch, freilich gegen die Utrechter Vereinigung, welche Friedensverhandlungen und Traktaten nur dieser Behörde zuerkant hatte. Beverningk hatte den meisten Antheil an dieser Verhandlung, worüber die Provinz Friesland ihn zur Strafe foderte. Doch Holland, welches keinen Statthalter wollte, beschützte seinen Gesandten, und erhob ihn sogar zum Schatzmeister der Union, welches Amt er bis 1665 verwaltete. Im folgenden Jahre schloß er eine Allianz zu Kleve mit dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, gegen den Bischof von Münster, damals Feind der Republik, und war im J. 1667 einer der Unterhändler zu Breda, welche den Frieden mit England nach dem uti possidetis, zu Stande brachten, die Republik verlor dabei Neu-Niederland (Neuyork), doch gewann sie Surinam. Auffallend hiebei ist die Äußerung des französischen Gesandten d'Estrades, als sey Beverningk, dessen Unterhandlungen dem Oranischen Hause bisher so schädlich waren, „ein Diener des Kurfürsten von Brandenburg und jenem Hause sehr ergeben gewesen." Freilich liebte Beverningk, wie de Witt, van Beuningen und andere edle Männer der aristokratischen Partei sein Vaterland über alles, und hatte vielen Antheil an dem Aachner Frieden von 1668, mit welchem die lange Fehde zwischen Ludwigs XIV. Herrschsucht und der ihr durchaus entgegengesetzten Republik anfing. Im J. 1670, da der Krieg schon drohte, bereitete Beverningk als Gesandter zu Madrid die Allianz mit Spanien vor, die nachher so vieles zur Rettung der Republik beitrug. Als nun die Franzosen, nach der Eroberung dreier Provinzen, auch Holland bedrohten, mußte Beverningk einen Separatfrieden mit zwei englischen Gesandten, Buckingham und Arlington, einleiten, welcher aber damals nicht gelang. Auch die erste Unterhandlung mit Frankreich zu Köln (im J. 1673), wozu Beverningk als Gesandter abgeschickt wurde, hatte keine Folgen, indem Frankreich die vorzüglichsten Festungen, und die Südgränze der Republik verlangte. Doch Beverningk und seine Kollegen hatten indessen mit zwei andern Feinden des States, dem Bischof von Münster und dem Kurfürsten von Köln einen sehr vortheilhaften Frieden bewirkt. Im J. 1675 waren die nämlichen Abgeordneten zu Nymegen beisammen; die Unterhandlung, wobei fast ganz Europa befriedigt werden sollte, währte drei Jahre, und man kann nicht leugnen, daß Beverningk, der sehr auf Separatfrieden drang, wobei Holland nichts verlor, mehr das Interesse seines Vaterlandes, als das Wohl Europens und die Ehre der Republik, die ihre treuen Bundesgenossen im Stiche ließ, beherzigte; daß also Frankreich, gerade durch diesen Frieden, den Gipfel seiner Macht, und das Vermögen erreichte, Europa noch drei Jahrzehnte hindurch zu beunruhigen. Beverningk, der bei dieser Gelegenheit sehr gegen Spanien eiferte, kam dabei in die Gunst Ludwigs XIV. Doch Geschenke nahm der ehrliche Republikaner, den d'Estrades schon im J. 1665 für unbestechlich erklärt hatte, nicht an. Er genoß seitdem der Ruhe, und starb im J. 1690 *). (*v. Kampen.*)

BEVERSTEDT, ein Flecken im Herzogthum Bremen mit einer Kirche, zu welcher eins der größten Kirch-

**) Vgl. sein Leben (mit seinem Bildniß) in dem berliner militärischen Kalender auf das Jahr 1793, welches zwar nicht genügt, aber doch die in König's biographischem Lexicon der preußischen Helden und Militärpersonen Th. 1. S. 220 — 222 enthaltenen Nachrichten entbehrlich macht. Außerdem die Geschichten des 7jährigen Kriegs von Tempelhoff u. a.

*) Lettres d'Estrades, T. VII. p. 141. 168. 174. Thurloe's Papers, Vol. I. p. 309. 369. Vol. II. p. 7. 454. Actes de la Paix de Nimégue p. 407. Brieven van de Witt III. D. bl. 310. Temple Memoirs (holl. Übers.) S. 540—542. Wicquefort Traité de l'Ambassadeur T. II. p. 443. Basle Dict. (1730) T. I. p. 545. Hugenaar Vaderl. Historie XII. XIII. XIV. XVI. B. (auf mehren Stellen). Leven van Nederl. Mannen en Vrouwen IV. D. p. 198—219.

spiele auf dem Lande in dieser Provinz gehört, auch de Sitz eines nach ihm genanten mit Civil- und Criminaljurisdiction versehenen adeligen Gerichts, worunter das Kirchspiel Beverstedt selbst, und die benachbarten Kirchspiele Bexhövede, Lockstedt, Kirchwistedt und Kuhstedt gehören. Es ist daher von ziemlichem Umfange; es wird begränzt, im O. vom Amte Bremervörde, im N. vom A. Bederkese, im W. vom Vielande, und den Ämtern Stotel und Hagen, und im S. vom Amte Osterholz und dem adeligen Gerichte Hanstedt. Mit dem Gerichte ist seit vielen Jahren die ehemalige Amtsschreiberei Beverstedter Mühle, vereinigt *). (*Schlichthorst.*)

BEVERWYK, Marktfl. im Distr. Haarlem der niederländ. Prov. Nordholland, am Wyker Meere, einem Theile des Y, ist gut gebaut, hat 1 Kirche, 1 Hospital, 430 Häus. und 1639 Einw., die sich hauptsächlich mit der Gärtnerei und Viehzucht beschäftigen. (*Hassel.*)

BEVERWYK (Joh.), am 7. Nov. 1594 zu Dordrecht geboren, ein bekanter medizinischer Schriftsteller und Staatsbeamter seines Vaterlandes, dem er als Abgeordneter in der Ständeversamlung diente. Er starb 1647 am 19. Januar. Berühmt wurde seine Epistolica quaestio de vitae termino fatali, an mobili. Dordr. 1634. LB. 1636. 39. 51. 4. Er untersucht hierin die Frage, ob man sein Lebensende verkürzen oder verlängern könne. Eine Lobschrift auf das weibliche Geschlecht: de excellentia feminei sexus. Dordr. 1636. 12., war eigentlich der Anna Maria Schurmann zu Ehren geschrieben. Montanus elenchomenos. Dordr. 1639. 12., ist eine Ehrenrettung der Medizin gegen Montaigne. Ferner schrieb er 1642 eine interessante Abhandlung über die holländischen Arzneimittel, worin er zu beweisen suchte, daß jedes Land reich genug sey, um das Leben und die Gesundheit seiner Bewohner zu bewahren. Dieses Werkchen erschien auch unter dem Titel: Introductio ad medicinam indigenam, Leidae 1663, und wurde zugleich außer Holland rühmlich bekant. Schat der gesondheyd. 1656. ist ein sehr bekantes Buch, welches in mehre Sprachen übersetzt ist, und einen Inbegriff der ganzen Medizin enthält. Endlich ist sein Buch: de calculo renum et vesicae. LB. 1638. eine nützliche Compilation. (*Gittermann* u. *Sprengel.*)

BEVILAQUA, Stammort der Familie Bevilaqua, im lombardisch-venetianischen Reich, Deleg. Verona, am Flüßchen Rabiosa, unweit Legnago. (*Röder.*)

Bevilaqua, Lor. u. Sim. s. Abstemius.

BEVÖLKERUNG, (statistisch und politisch.) I. Von der Volksmenge ist die Bevölkerung verschieden, wie von dem Raume die Geschwindigkeit, wie die einzele Größe von dem Verhältniß. In der Bevölkerung drückt sich die Dichtigkeit aus, mit welcher ein Theil der Erde bewohnt ist; sie ist das Verhältniß der Menschenmenge zu dem Raume, auf dem sie angesidelt ist, welches, nach bekanter Weise, durch die Formel $B = \frac{M}{R}$ bezeichnet werden kann. Wie die Bevölkerung gleicher Räume um so größer ist, je mehr die auf ihnen befindl. Menschenzahl beträgt, so ist sie auch, wenn die letztere gleich bleibt, desto höher, je kleiner der bewohnte Raum ist. Die Bevölkerung wird nach dem gewöhnlichen größten Flächenmaße, in Teutschland also nach der geographischen Geviertmeile bestimt, und dadurch, wenn es einmal bekant ist, die Mühe erspart, in jenem Verhältniß den Nenner immer von Neuem anzugeben. Da in einerlei, oder gleichgroßen Ländern, Bezirken ꝛc. die Bevölkerung mit der Volksmenge steigt und fällt, so können beide Ausdrücke vielfältig für einander gebraucht werden, und der Sprachgebrauch thut dies auch gern, wo er fühlt, daß das Unterscheidende beider Begriffe ohne Einfluß ist. Bei der Berechnung, die blos in der Division d. Volksmenge durch die Zahl der Geviertmeilen besteht, ist nur dies zu bemerken, daß man auf diesem Wege von einem größern Lande zwar ein Durchschnittsverhältniß im Ganzen, aber keine gerade in den einzelen Gegenden richtige, eine Vorstellung von den Nahrungsverhältnissen gewährende Angabe erhalte, während dagegen eine solche Angabe von einem kleinen Bezirke keinen Schluß auf das Ganze zuläßt. Am meisten würde man fehlen, wenn man die Bevölkerung des Bezirks, in dem sich eine große Stadt befindet, z. B. die Grafschaft Middlesex oder das Departement der Seine zu irgend einer Nichtschnur nähme.

II. Als Stoff für die nachherigen Betrachtungen folgen hier die Bevölkerungszahlen der europäischen Staten und einzeler Theile derselben, nach den neuesten Angaben berechnet.

Menschen auf 1 □Meile.	Land.
33	in Island.
218	Schweden und Norwegen.
268	Grafschaft Sutherland (schottisches Hochland).
393	— Roß (schottisches Hochland).
475	Europäisches Rußland.
540	Grafschaft Argyle (schottisches Hochland).
640	Wallis (England).
724	Europäische Türkei.
1000	Dalmatien (östr. Kaiserthum).
1010	Jütland (Danemark).
1150	Glarus, Kanton.
1240	Landschaft Drenthe (Niederlande).
1244	Spanien.
1270	Pommern (preuß. Provinz).
1290	Schottland.
1300	Westpreußen (Provinz).
1310	Tirol.
1320	Ungern und Siebenbürgen.
1390	Ostpreußen (Provinz).
1630	Posen (Prov.).
1668	Isarkreis (Baiern.)
1720	Oldenburg.
1730	Mecklenburg-Schwerin.
1750	Bern, Kanton.
1860	Hanover (Königreich).
1870	Illyrien (Östreich).
1880	Schweiz.
1890	Brandenburg (Prov.).
1900	Portugal.
1910	Steiermark (Östreich).
1950	Northumberland (engl. Grafschaft).
2083	Lincoln (engl. Grafschaft).

*) Pratje Herzogth. Br. und Verden III. 1 fgg.

Menschen auf 1 □Meile.	Land.
2218	Preußischer Stat.
2270	Holstein (Dänemark).
2300	Östreich ob der Ens.
2350	Östreichischer Stat.
2390	Seeland (Dänemark).
2400	Gallizien (Östreich).
2600	Baiern.
2640	Schwarzburg-Rudolstadt.
2660	Kurhessen.
2680	Meiningen.
2750	Sachsen (Preuß. Provinz).
2850	Frankreich.
2860	Schlesien (Provinz).
2890	Nassau.
2950	Östreich unter der Ens.
2966	Cork (Irländische Grafschaft).
2980	Westfalen (Prov.).
3000	Weimar. Kirchenstat.
3020	Großh. Hessen. Toscana.
3110	Sardinischer Stat.
3140	Britisches Reich in Europa.
3150	Mähren.
3240	Neapel und Sicilien. Irland.
3340	Gotha.
3440	Böhmen.
3500	Oxford (Engl. Grafsch.).
3670	Baden.
3761	Clydesdale (Schott. Niederland).
3880	York (Engl. Grafsch.).
3920	England.
3930	Wirtemberg. Sachsen.
4125	Modena.
4220	Basel.
4284	Nottingham (Engl. Grafsch.).
4410	Niederrhein (Preuß. Prov.).
4780	Niederlande.
4920	Lombardisch-venezianisches Königreich.
5200	Appenzell (Kanton).
5238	Warwick (Engl. Grafschaft).
5420	Hennegau (Niederlande). Clackmann (Grafsch. im schott. Niederland).
6020	Jülich-Cleve-Berg (Preuß. Provinz).
6200	Lucca.
7630	Westflandern (Niederlande).
8290	Düsseldorf (Preuß. Regirungsbezirk).
13,330	Malta.

In den vereinigten Staten von Nordamerika, nach Bristed und Seybert:

13	Missuri	Westliche Landschaften.
16	Illinois	
21	Mississippi	
22	Alabama	
30	Ohio	
48	Indiana.	
85	Ganzer Statenverein.	
585	Neu-York.	
720	Delaware.	
910	Rhode-Island	Östliche Landschaften.
1160	Connecticut	
1340	Massachusets	

Der Anblick dieser großen Verschiedenheit würde schon, wenn auch nicht die hohe praktische Wichtigkeit für die Statsverwaltung hinzukäme, zu der Untersuchung auffodern, von welchen Umständen die Bevölkerung bedingt werde.

III. Während die Alten in der Lehre, wie in der Ausübung, eine nahe Gränze angenommen zu haben scheinen, über welche hinaus die anwachsende Bevölkerung den Stat nur schwächen und gefährden könne [1]), hat man in neuerer Zeit wenig an die Möglichkeit eines Übermaßes gedacht. Ob zwar Einzele an die Gefahr desselben erinnerten, so hielt man sie doch in größeren Staten für so entfernt, daß man dadurch sich nicht abhalten lassen wollte, mancherlei künstliche Beförderungsmittel der Bevölkerung eifrig anzuwenden, weil man in der Zunahme derselben das sicherste Kenzeichen des Gedeihens aller Statsanstalten, eines blühenden Zustandes der bürgerl. Gesellschaft zu finden meinte [2]). Hiezu kam die Erwägung, daß mit der Bevölkerung zugleich die streitbare Mannschaft wachse, und der Fehlschluß, daß der Ertrag der Steuern ebenfalls mit der Zahl der Köpfe in Verhältniß stehe [3]). Allmälig wurde erkant, daß wenigstens alle künstlichen Mittel höchst entbehrlich sind, weil einer der stärksten Naturtriebe schon von selbst die Menschenmenge zu vermehren strebt [4]). Der Britte Malthus ging noch weiter, und bekämpfte die frühern Irrthümer, indem er selbst in die entgegengesetzte Einseitigkeit fiel (vgl. den Artikel Armenpolizei). Seine Lehre, welche große Aufmerksamkeit erregt und nicht minder lebhafte Vertheidiger als Widersacher gefunden hat, besteht wesentlich aus folgenden Hauptgedanken:

1) Die Erfahrung zeigt, daß unter günstigen Umständen die Volksmenge sich in kurzer Zeit verdoppeln kann. Sie würde daher, wenn der Geschlechtstrieb ungehindert wirken könte, in der geometrischen Reihe 1, 2, 4, 8, 16.... zunehmen.

2) Dagegen ist die Menge der Nahrungsmittel durch besseren Anbau des Bodens bei weitem nicht in gleichem Grade vermehrbar, und es ist schon viel, wenn wir annehmen, daß sie sich in der arithmetischen Reihe 1, 2, 3, 4, 5.... vergrößern lasse.

3) Da nun durch die vorhandene Nahrung die Menschenmenge, welche sich erhalten kann, nothwendig bedingt wird, so ist eine, dies Gleichgewicht überschreitende Vermehrung der Menschen fruchtlos, und die Gesellschaft steht stets in der Gefahr, dieses schädliche Mißverhältniß (Übervölkerung) eintreten zu sehen, welches sich im-

1) Auch ohne Beziehung auf den Flächenraum wurde eine große Volksmenge, wegen der Schwierigkeit, sie gut zu regiren, für nachtheilig gehalten. 2) Aristoteles erörtert dies im 4. Kap. des 7. B. seiner Politik. 3) Platon will in seinem idealischen State gerade 5040 Bürger, wegen der großen Theilbarkeit dieser Zahl. 4) Vgl. z. B. Gr. v. Soden, Nationalökon. I. Bd. S. 175. fg.

mer durch vergrößerte Sterblichkeit, vorzüglich der Kinder in den untern Ständen, wieder aufhebt.

4) Es läßt sich zeigen, daß in jedem Volke entweder freiwillige Enthaltsamkeit, äußere Erschwerungen des Heirathens, Klima ꝛc. die Menge der Zeugungen bis zum Ebenmaße mit den jedesmaligen Erzeugnissen von Lebensmitteln beschränken müssen, oder daß durch Kriege, Laster, Seuchen, Hunger ꝛc. der Überfluß von Gebornen wieder zu Grunde geht.

5) Daher ist seltneres Heirathen aus freiwilliger Entsagung das einzige zureichende Mittel gegen ein Übel, welches durch andere wohlgemeinte Maßregeln nur noch vergrößert wird.

Was in diesen Sätzen Übertriebenes ist, haben neuere Forscher mit Glück berichtigt [5]). Malthus hat besonders in England heftige Gegner gefunden, wie Gray, Purves [6]) u. A. Seine Anhänger werden dort Subsistenzialisten, seine Gegner Populationisten genant.

IV. Die Menschen begehren im Allgemeinen so lebhaft die Genüsse des häuslichen Lebens, die ihnen der Eintritt in die Ehe bereitet, daß sie sich zu diesem drängen, so lange sie die Aussicht haben, eine Familie ernähren zu können. Einzele Ausnahmen von dieser Erfahrungsregel kommen nicht in Betracht, wenn es sich um die Gesamtwirkung handelt. Der Bevölkerungsgrad in jedem gegebenen Falle ist daher aus der Stärke der Hindernisse zu erklären, welche den Spielraum jenes Triebes mehr oder weniger beengten, und es kann zu nichts führen, auszurechnen, wie schnell ohne alle Hindernisse die Vermehrung erfolgen würde; unter gleicher Voraussetzung würde ein einziges Getreidekorn, ein paar Hausthiere sich in noch viel schnellerem Fortgange vervielfachen. Allerdings würde die Quantität Lebensmittel, welche mit dem größten Fleiße der ganzen Erde abzugewinnen ist, eine unübersteigliche Schranke der Bevölkerung bilden, aber es ist füglich zu bezweifeln, ob diese einer solchen Schranke je nahe wird kommen können. So lange aber noch ein Land, ein Bezirk dem andern seinen Überfluß von Lebensmitteln mittheilen kann, ist es möglich, daß die Bevölkerung über die güterzeugenden Kräfte des eignen Bodens hinaus anwachse, und durch Arbeit verschiedener Art Zufuhr von Nahrung zu Wege gebracht werde, obgleich die größere Unsicherheit eines solchen Unterhaltes nicht in Abrede zu stellen ist.

Bei Jäger-, Fischer- und Hirtenvölkern, deren Gewerbewesen nothwendig noch in der Kindheit ist, kann die Menschenmenge unmittelbar an die, durch das Erzeugniß von Lebensmitteln gesetzte Gränze anstoßen; die Ergiebigkeit der Beschäftigung, welche alle treiben müssen, um sich zu erhalten, läßt sich hier durch Kunst wenig oder gar nicht erhöhen, auch kann in diesem Zustande die Bevölkerung nur sehr niedrig seyn. Die von Malthus gesammelten Nachrichten geben hierüber anschauliche Überzeugung. Das Verhältniß ändert sich, wenn die Bedürfnisse der Gesellschaft mannigfaltiger, und zu ihrer vollständigeren Befriedigung die Arbeiten getheilt werden, so daß mehre Stände in der Gesellschaft auseinander treten. Die Landbauenden ernähren von dem Überschusse, der ihnen nach Abzug der eignen Verzehrung von ihrem Erzeugniß bleibt, die übrigen Klassen, indem sie ihnen denselben verkaufen. Der Preis, den sie dafür lösen, ermuntert sie, wenn er hoch ist, den Boden fleißiger anzubauen, um mehr Lebensmittel zu Markt bringen zu können. Über das eigne Bedürfniß hinaus wird der Landbau, wie ein anderes Gewerbe, des Gewinnes willen getrieben; sein Erzeugniß bleibt daher schon weit unter dem überhaupt möglichen Umfang zurück, wenn es an vermögenden Käufern fehlt, um alles, was man hervorbringen könte, mit Nutzen abzusetzen. Auf Fähigkeit zu kaufen, d. i. auf das Einkommen der nicht mit dem Landbau beschäftigten Klassen komt es also vorzüglich an, um so mehr da, wenn die Nachfrage darnach den Preis der Nahrungsmittel erhöht, alsbald auch Einfuhr von außen dem Bedürfniß entgegen komt. Weit öfter, als durch die Unmöglichkeit, die Lebensmittel schnell genug zu vermehren, steht darum die Bevölkerung still, weil sich für eine größere Anzahl von Menschen keine Gelegenheit zum Erwerbe zeigt. Zu einer fortwährenden Vermehrung wird erfodert, daß das gesamte Einkommen des Volkes sich zweckmäßig vertheile, damit von der einen Seite Kapital daran gewendet wird, eine größere Zahl von Arbeitern in Thätigkeit zu setzen, und von der andern Seite das auf diese Weise vermehrte Erzeugniß auch Käufer findet, welche das dazu verwendete Kapital wieder erstatten. Die Größe des reinen Nationaleinkommens und die Art seiner Vertheilung unter die verschiedenen Glieder der Gesellschaft bedingt in den meisten Fällen die Zunahme der Bevölkerung, obschon den Einzelen dies Verhältniß im Großen nicht bekant zu seyn pflegt, sondern nur die nächste Erscheinung, Niedrigkeit des Arbeitslohnes und Mangel an Unterkunft, ihnen vor Augen steht. Selbst wenn der Absatz von Erzeugnissen des Gewerbfleißes noch große Erweiterung zuließe, so würde doch die Volksmenge nicht schneller als das gesamte Kapital wachsen können.

V. Hieraus erklären sich leicht die mannigfaltigen Erscheinungen, von denen nur einige zur Anwendung der obigen Sätze ausgehoben werden sollen.

1) Große Menschenverluste, durch Kriege, Seuchen ꝛc. bewirkt, ersetzen sich bekantlich schnell wieder, wenn nur die Kapitalien bleiben, weil die stärkere Nachfrage nach Menschen den Arbeitslohn erhöht und die Ehen vermehrt. Dies beweist in unsern Tagen Frankreich.

2) Solche Länder, die viel Getreide zur Ausfuhr übrig haben, sind nicht stark bevölkert; nicht die landbauende, sondern die in der Fabrikation (den Gewerken) und dem Handel beschäftigte Klasse bewirkt hohe Bevölkerung. Wenn nur überhaupt viel Einkommen erworben wird, so können, mit Hilfe der Zufuhr, auf unwirthbaren Gebirgen mehr Menschen Unterhalt finden, als in fruchtbaren Ebenen; man vergleiche z. B. Appenzell mit den Ostseeprovinzen Preußens.

3) Warme Länder können höhere Bevölkerung haben als kältere, sowol darum, weil dort weniger Land zum Waldgrund nöthig und der Boden ergiebiger ist, als

5) Vorzügl. Storch, II. B. S. 392. der teutschen Übersezung, — und *Simonde*, nouveaux principes d'économie politique, II, 266. 6) Gray versus Malthus. The principles of population and production investigated etc. London, 1818.

auch, weil die Bedürfnisse einfacher sind und die Landleute einen kleinern Überschuß über ihren eigenen Verbrauch zu verkaufen brauchen. Daher steht Neapel dem weit gewerbfleißigern England und Mähren nahe. Die Lombardei verdankt aber doch ihre Blüthe den vielen Gewerken, deren Mangel, aus welchen Ursachen er herrühre, Länder wie Portugal und Ungern hinter viel weniger gesegneten zurück bleiben läßt.

4) Länder, in denen weder gute Gelegenheit zu Gewerksbetrieb, noch auch Ergiebigkeit des Bodens besteht, müssen die unterste Stelle einnehmen. Beides, hohe und niedrige Bevölkerung kann sowol von gewerblichen als von natürlichen Ursachen herrühren, und die erstern können wieder, wie in der Türkei und bisher in Spanien, von den fehlerhaften Statseinrichtungen herrühren.

5) Kolonien haben, so lange die Bodenerzeugnisse im Ausland vortheilhaft abgesetzt werden können, äußerst schnellen Anwachs der Bevölkerung, dagegen sind sie, wenn dieser Absatz so weit getrieben worden ist, daß er keine Erweiterung mehr gestattet, einem Stillstande ausgesetzt, wofern nicht allmälig Fabrikationszweige in ihnen einheimisch werden. Die Volksmenge der vereinigten nordamerikanischen Staten hat sich beinahe in 17 Jahren verdoppelt, da sie 1800 nur 5,303,000, 1817 aber 10,405,000 betrug; indeß erfolgte in den westlichen Gebieten der Zuwachs viel schneller als in den östlichen, schon länger angebauten und bevölkerten; er betrug in 10 Jahren

in Indiana	800 Prozente der bisherigen Bevölkerung.
Illinois	700
Missuri	600
Ohio	180
Mississippi	160
Louisiana	150
Neu-York	44
Virginien	20

6) Wo die Umstände günstig sind, da erfolgt die Vermehrung mehr durch häufigere und fruchtbarere Ehen bei geringerer Sterblichkeit, als durch Einwanderungen. Dies erhellet z. B. aus folgender Zusammenstellung, A enthält daß Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen, B von wieviel Lebenden im Durchschnitt einer stirbt, und C auf wie viel Lebende eine Geburt komt.

	A.	B.	C.
in Europa	100 : 77	36	28
in den vereinigten Staten	100 : 48	40	19
in den gesundesten Theilen derf.	100 : 44	56	17

dagegen betrug von 1795 — 1815 die Zahl der Einwandernden in Nordamerika jährl. nur 5000.

In Südafrika kann man auf jede Ehe bei den Kolonisten 10 Kinder rechnen [7]).

VI. Die alte, öfter verneinte als bejahte Frage, ob ein Land zu viel Einwohner haben könne, ist, wenn man gegebene Umstände zu Grunde legt, allerdings zu bejahen. Bei einer bestimten Ausdehnung der Betriebsamkeit, bei einer gewissen Größe des Kapitals, kann auch nur eine gewisse Zahl von Menschen Unterhalt finden. Eine Störung dieses Gleichmaßes nent man Übervölkerung; sie kann mit gleichem Rechte Nahrungslosigkeit heißen, weil es bei einem Misverhältnisse gleich viel ist, ob wir das eine Glied gegen das andere als zu groß, oder das andere als zu klein ansehen wollen. Doch ist der Begriff von Übervölkerung nicht im strengen Wortverstande zu fassen, weil, wenn wirklich mehr Menschen vorhanden wären, als die Unterhaltsmittel reichten, der Überschuß sofort auswandre oder zufolge der strengen Mittel, mit denen die Natur die Verletzung ihrer Gesetze bestraft, zu Grunde gehen müßte; wir haben unter jenem Ausdrucke nur einen solchen Zustand zu denken, in welchem die Bevölkerung nahe an der, durch gegebene Verhältnisse bestimten Gränze steht, und die Vorläufer jener Übel, häufigere Armuth, Entbehrung, größere Sterblichkeit der arbeitenden Klasse, zum Vorschein kommen. Dies Misverhältniß rührt weniger aus einer ungewöhnlichen schnellen Mehrung der Menschen, als aus einer Lähmung des Gewerbwesens her, wobei in der Hervorbringung, oder in der Vertheilung des Vermögens eine solche Änderung vorgeht, daß ein Theil der bisherigen Nahrungsquellen versiegt. Die Verheerungen des Kriegs hinterlassen leicht dieselbe Folge, auch der Wechsel in den Handelsverhältnissen kann für ein Land diese Wirkung haben. Eine Abhilfe ist von Auswanderungen nur in geringem Maße zu erwarten, wenn nicht gerade denen, die zunächst leiden, fremder Beistand dazu geleistet wird; das beste Gegenmittel, wo es möglich ist, besteht darin, daß vereinte Kraft und Einsicht neue Wege des Erwerbes ausfindet und gangbar macht.

VII. Den Zwecken des States ist hohe Bevölkerung allein, ohne eine verhältnißmäßige Ausdehnung des Gewerbwesens, nicht günstig. Einer darbenden, aller Genuß- und Bildungsmittel sowol für sich, als für die Jugend beraubten Mehrzahl ist eine geringere Anzahl von Bürgern, die sorglos den Lohn ihres Fleißes ernten, und ein tüchtiges Geschlecht in ihren Kindern auferziehen, vorzuziehen. Es liegt dem State daran, daß jene harten Heilmittel der Natur nicht nöthig werden, daß nicht Hunger, Seuchen, ungesunde Beschäftigungen, Kriege, Aussetzung der Kinder und andre Übel die zu üppig heranwachsende Bevölkerung niederzumähen brauchen, daß vielmehr nur soviele Menschen ins Daseyn gerufen werden, als das Maß der Unterhaltsmittel rathsam macht. Es werden daher zuvörderst manche, sonst gebräuchliche Mittel, wie die Belohnung solcher Ältern, welche viele Kinder haben, die Belastung des ehelosen Standes, die Erschwerung des Auswanderns, die Anlockung zum Einwandern u. dgl., aufgegeben werden müssen. Wenn die Regirung den Bürgern zur Eröffnung neuer Erwerbsmittel beisteht, so kann dies nur für die Gegenwart dem Misverhältniß steuern, es wird dasselbe sicher nur auf ein späteres Geschlecht hinausschieben, weil dadurch nur eine größere Ermunterung zum Heirathen entsteht und die Erweiterung der Gewerbe nicht immer fortgesetzt werden kann. Die einzige Bedingung, unter welcher das Gleichgewicht zwischen der Volksmenge und den Erwerbswegen

7) Bristed, Hilfsquellen der vereinigten Staten, S. 26 — 31. d. teutschen Übers. — Lichtenstein, Reise, I. 180.

dauernd erhalten werden kann, besteht folglich darin, daß nur eine angemessene Zahl neuer Ehen geschlossen werde. Das scheinbare Harte dieses Satzes liegt nothwendig in dem Verhältniß der Menschen zur Erde; auch wird er im gemeinen Leben, obwol mit schmerzlichen Gefühlen, meistens anerkant. Wo aber die besonnene Vorsicht, das Pflichtgefühl, welches verbietet, ohne Wahrscheinlichkeit des Auskommens eine Familie zu stiften, wo auch Sitten, Gewohnheiten, Einrichtungen (z. B. Hindernisse der unbegränzten Zerstückelung alles Grundeigenthums) nicht darauf hinzielen, da kann die Regirung nur schwer und näherungsweise für diesen Zweck wirken; indeß hat schon die Gemeinde, die ihre Armen ernähren muß, das Recht zu fodern, daß wie bei einer einwandernden, so auch bei einer erst zu stiftenden Familie ihr Rechenschaft abgelegt werde über die Aussicht, die neuen Bürger durch Renten, Gewinn oder Arbeitslohn unterhalten zu können.

VIII. Die Bevölkerung allein kann demnach keineswegs als ein sicherer Maßstab des Wohlstandes, der Macht und Blüthe eines States genommen werden. Erst dann wäre dies gestattet, wenn die Volksmenge auch mit dem ganzen Volkseinkommen (dessen Ausmittelung äußerst schwer ist) verglichen werden könnte, und der Antheil, der von diesem Einkommen auf jeden Einzelen fällt, sich zugleich als beträchtlich zeigte [8]). (*K.H. Rau.*)

BEWÄSSERUNG. Wasser und Kohlensäure sind sehr wahrscheinlich die einzigen Nahrungsmittel, welche von den Gewächsen aus Luft und Boden aufgenommen und durch Zersetzung in die verschiedenen Gebilde derselben verwandelt werden; das Wasser ist aber um so dringenderes Bedürfniß, weil die Kohlensäure hauptsächlich mit ihm verbunden aus dem Boden in die Pflanzen übergeht. Die Menge Wasser, welche zur Ernährung jedes Gewächses erfodert wird, ist indeß sehr verschieden, in einer Abstufung, die von Callitriche, Nymphaea, Lemna u. a. bis zu Sedum acre und ähnliche reicht, die ihren ganzen Wasserbedarf aus der Luft schöpfen können. Das Bewässern der Ländereien im Großen, wie das Begießen im Kleinen, im Gartenbau, ist daher ein sehr wesentliches Beförderungsmittel des Wachsthums. Selbst auf Sandstrecken, die gar keinen pflanzlichen und thierischen Moder (Humus) enthalten, läßt sich durch das Bewässern eine üppige Begrasung hervorbringen; noch wirksamer wird dasselbe auf einem Boden, der entweder natürlichen Reichthum von Moder hat, oder zugleich durch Düngung künstlich befruchtet wird. Zur Erzeugung einer großen Menge reifer Samen würde indeß, weil diese vielen Kohlenstoff zu ihrer Bildung erfodern, die bloße Bewässerung auf einem armen Boden nicht so zureichend seyn, als zur Gewinnung eines beträchtlichen Vorraths von Stengeln und Blättern, besonders der Gräser. Im Klima Teutschlands bedürfen nur die Wiesen der Bewässerung, welche aber auch das sicherste Mittel ist, den Ertrag derselben um vieles zu erhöhen. In wärmeren Ländern trocknet die von keinem Regen gekühlte Sommerhitze den Boden aus, daß auch Feld- und Gartenfrüchte in den meisten Gegenden ohne Wässerung nicht gedeihen können, und von der Kunst, mit welcher diese betrieben wird, die Ernährung, der Reichthum, selbst die Anmuth des Landes großentheils abhängt.

Wie der schlammreiche Nil schon in früher Zeit zur Bewässerung diente, wie Assyrien seine fast unglaubliche Fruchtbarkeit dem, künstlich verbreiteten Wasser des Euphrat und Tigris verdankte, ist schon aus Herodot bekant [1]). Auch die Römer bewässerten Feld und Garten:

> — Deinde satis fluvium inducit rivosque sequentes,
> Et cum exustus ager morientibus aestuat herbis,
> Ecce supercilio clivosi tramitis undam
> Elicit — [2]).

Cato unterscheidet 9 Klassen des Bodens und räumt darin dem Wässergarten die zweite Stelle ein [3]). Bei Hierapolis in Asien wurde warmes Quellwasser zum Wässern verwendet [4]). — In keinem Lande wird jedoch soviel Kunst und Eifer auf die Bewässerung gewendet, als in Persien, wo auch besondre Beamte (Mirab) in jeder Provinz, mit vielen Untergebenen, über die genaue Vertheilung des Wassers an alle Berechtigte Aufsicht halten [5]); gleichwol haben die bürgerlichen Kriege dieses Landes die Wässerungsanstalten dergestalt zerstört, daß eine Menge von Quellen wegen nachlässiger Behandlung sich verloren haben, blos in der Provinz Tauris 400 in 80 Jahren, wodurch die Fruchtbarkeit des außerdem sehr trocknen Bodens bedeutend abgenommen hat [6]). Ähnliche Ordnung und Hochschätzung der Bewässerung ist in Spanien zu finden; die Zeit, während jedes Grundstück das Wasser erhält, ist genau bestimt; hohe Preise werden bisweilen für dasselbe bezahlt, die Einweihung einer neuen Quelle als Volksfest gefeiert [7]). Hier, in der Lombardei, in den Morgenländern ist es der Reisbau, der die sorgfältigste Bewässerung in Anspruch nimt. Die Erfahrungen dieser Länder, die Beispiele einzeler Gegenden im nördl. Europa und Amerika, haben zu dem patriotischen Wunsch und Vorschlag geführt, daß auch in unsern Staten für bessere Benutzung des Wassers gesorgt werden möge, durch Gesetze, Aufseher und Bauwerke auf gemeinschaftliche Kosten [8]). Welche Erhöhung des Bodenertrages auf diese Weise bewirkt werden könte, ist leicht daraus zu bemessen, daß durch gute Wässerung ohne Schwierigkeit zweischürige Wiesen in dreischürige verwandelt werden können.

Das Flußwasser ist wirksamer als das Quellwasser, wegen der Schlammtheile, die es mit sich führt, und je mehr diese betragen, desto mehr nützt es, weil in diesem Falle zugleich eine Düngung Statt findet [9]). Wasser,

*) In med. politischer Hinsicht ist der Art. Fortpflanzung zu vergleichen. (*H.*)

1) II, 193. 2) *Virgil.* Georg. I. v. 105. sq. 3) *Varro*, de re rust. I, 7. 4) *Ulpian.* in L. 1. §. 13. Dig. de aqua quotid. und *Brisson.* de verb. sign. s. v. *aqua.* 5) *Chardin*, voyage, IV, 221. Amsterd. 1711. 6) *Tavernier*, Six voyages, I, 416. Paris, 1692. — Die Gegend um das alte Basra ist eine Wüste geworden, weil der Kanal Pallakopas verfallen ist; Niebuhr, Reise. II, 223—25. 7) Fischer, Gemälde von Valencia, I, 71. 180. Leipzig, 1803. 8) *Tatham*, national irrigation, London, 1801, im Auszuge in Hürtners engl. Misc. III, 1. 43. *Bonstetten's* pensées sur divers objets de bien publ. S. 44. fg. Genève, 1815. 9) Daher ist in Persien Quellwasser wohlfeiler zu haben. Chardin, Tavernier.

welches lange gestanden, oder schon über viele Grundstücke gelaufen ist, gewährt geringeren Nutzen.

Die Herbeischaffung des Wassers geschieht am einfachsten, wenn es die Örtlichkeit gestattet, durch Ableitung aus einem Bache, Flusse, oder Auffangung einer Quelle. Genauere Untersuchung der höhern und tiefern Stellen einer Gegend wird häufig die Möglichkeit zeigen, ohne künstliche Mittel, blos vermittelst des natürlichen Gefälles, Wasser auf ein Grundstück zu führen; nur müssen, wenn ein Fluß langsam fällt, die Zuleitungsgräben oft ziemlich weit oben von ihm ausgehen. Laufen sie über durchlassenden Boden, z. B. Sand, weg, so muß ihnen wenigstens durch einen Lehmbeschlag Haltung gegeben werden. Durch Schleusen oder kleinere Schützen, deren Größe sich nach der Wassermenge des Flusses richtet, wird dieser unterhalb eines jeden Zuleitungsgrabens angeschwellt; ähnliche Vorrichtungen an verschiedenen Stellen des Haupt- und der Neben-Gräben dienen dazu, das Wasser beliebig zum Eintritt in jeden Theil des Grundstückes zu nöthigen. Sind tiefere Stellen im Wege, so kann das Wasser in hölzernen, auf Pfählen ruhenden Leitungen, oder auf Dämmen von Lehm, deren Wände mit Rasen belegt werden, und die etwa noch oben eine Rinne von Bohlen oder Steinen erhalten können, über sie weg geführt werden. In hölzernen Rinnen läßt sich auch ein Graben quer über einen andern wegleiten; die Ufer des untern erhalten dazu eine Versetzung mit Bohlen [10]) Unterirdische Wasserleitungen, bei uns blos für Berg- und Hüttenwerke gebräuchlich, sind in Persien häufig erbaut, um Quellwasser, zumal von den Anhöhen, in die niedern Gegenden zu bringen und zu verbreiten. Sie heißen Kerises, Karazes, und haben gewöhnlich 8—9′ Tiefe bei 2—3′ Breite. Blos in Chorasan sollen vor Alters 42,000 solcher Stollen gewesen seyn; ihre Anzahl hat sich aber beträchtlich verringert [11]).

Wasserbehälter können in mehrfacher Hinsicht bei Bewässerungsanlagen nützlich werden; theils sammeln sie einen Vorrath für die Jahrszeit, wo der Wasserzufluß aufhört, wie die spanischen Norias, von denen manche durch ihre Größe Erstaunen erregen; theils nehmen sie die kleinen Quellwasser auf, die zu einer ununterbrochenen Bewässerung nicht zureichen würden, und machen es möglich, in zweckmäßiger Abwechselung die Grundstücke zu befeuchten und wieder abtrocknen zu lassen. Hiezu komt, daß sie Gelegenheit geben, dem Wasser mit Mist, Jauche u. s. w. eine weit kräftigere Wirksamkeit mitzutheilen. Die letztern Gründe machen die kleinern Wässerweiher sehr empfehlenswerth. Ein französischer und ein schweizerischer Landmann haben sinnreiche Vorrichtungen erdacht, um das Öffnen und Schließen der Behälter, statt daß es von Menschen geschehen muß, durch das Laufen des Wassers selbst zu bewirken [12]).

Ländereien, die entweder gar nicht oder nur mit unverhältnißmäßigem Kostenaufwande durch bloße Wasserleitungen zu bewässern sind, bedürfen eines Wasserhebemittels. Eine große Mannigfaltigkeit von Maschinen ist in verschiedenen Ländern für diesen Zweck in Anwendung gekommen. Ein Eimer, an einem Seile von dem einen Ende eines Balkens herabhängend, der wie ein Wagbalken in einem senkrechten Pfosten befestigt ist, wird in Ägypten durch ein, am andern Ende angebrachtes Gewicht, in Ostindien durch einen darauf stehenden Menschen, herauf gezogen [13]); Ochsen, eine kleine Erhöhung hinabgehend, ziehen den Wassereimer an einem, um eine große Rolle geschlungenen Seile, auf welches sich noch Jemand setzt, in Persien [14]). Weit vorzüglicher ist das in Ägypten und Spanien übliche Schöpfwerk mit irdenen Krügen, die an einem, oben um ein Rad laufenden Seile befestigt sind, und mit demselben durch das Wasser gehen. Die Welle des Rades wird durch ein Getriebe und einen Göpel (Erdwinde) von Ochsen umgedreht. Die Krüge ergießen sich in einen Trog [15]). Dieses Werk, wie das Paternosterwerk, welches die Chinesen beim Reisbau gebrauchen [16]) hebt auf beträchtliche Höhe; für geringere ist genügend das hohle, mit Öffnungen an Stirn und Seite versehene, gleichfalls mit einem Göpel verbundene Rad [17]), und das mit Eimern besetzte Schöpfrad, wie es zwischen Nürnberg und Bamberg an der Regnitz in Gebrauch ist. Das letztere ist um so vorzüglicher, da es, mit schief eingesetzten Schaufeln quer in den Fluß gestellt werden kann und dann die Anschwellung durch ein Wehr nicht mehr nöthig hat [18]). Bei stehenden Wasserbehältern müßte es gleichfalls durch Windflügel, Thierkraft ꝛc. bewegt werden. Sonst bietet die Maschinenlehre noch viele andere Wasserhebungsmittel dar, unter denen der, von Montgolfier und Argand erfundene hydraulische Widder (bélier hydraulique) sich durch Einfachheit und Wirksamkeit auszeichnet [19]).

Die Anwendung des Wassers kann auf mehrfache Weise geschehen:

1) Die Überstauung, indem ein ganz horizontal liegendes, mit Dämmen umschlossenes Grundstück ganz unter Wasser gesetzt wird. Dies Verfahren gestattet den vollständigsten Niederschlag des Schlammes, erfodert aber auch, weil der Boden innig vom Wasser durchdrungen wird, eine größere Menge desselben, und könte, zu lange fortgesetzt, die Pflanzen tödten und in Fäulniß bringen. Ein solches Übermaß der Nässe ist auf solchem Boden, der wegen seiner thonigen oder steinigen Beschaffenheit den

10) Zeichnungen zu den hiezu erfoderlichen Einrichtungen finden sich unter andern in den Annalen des Ackerbaus, 1805. November. 1. 11) *Chardin*, IV, 218. Vgl. Ritter, Erdkunde, II, 103. 12) Ökonom. Hefte, Sept. 1804, VII.— Wochenblatt des landw. Vereins in Baiern, Jahrg. 4. (1812), Seite 241. fg.

13) *Norden*, Voyage d'Egypte. Tab. XL. — *Sonnerat* Voyage aux Indes orient. I, 107. Tab. 23. Paris, 1782. Vielleicht waren die in Assirien üblichen Pumpen, Brunnenschwengel (*κηλωνεῖα*) Herodots I, 193. von dieser Art. 14) Chardin, a. a. O. 15) *Norden*, Tab. X. XL. LIII. — Niebuhr, I, 148. Taf. XV. Fig. 1. — *Maillet*, description de l'Egypte, S. 6*. Nach diesem Schriftsteller sind dort wol 50,000, oder vielleicht doppelt so viele Ochsen hiezu in Bewegung. 16) *Du Halde* II. 80. der teutschen Übers. — Leonhardi, Beschreibung zweier chines. Maschinen zur Bewässerung, Leipz. 1798. 17) *Norden*, Tab. LIII. Niebuhr, a. a. O. fig. 3. 18) In genanter Gegend steigt der Mittelertrag des bair. Morgens (3 bair. M. = 4 preuß.) Wiese bei 3 Schnitten auf 60 Centner, der Preis auf 800—1000 Fl. 19) Vgl. z. B. Poppe Lehrbuch der Maschinenkunde. S. 191. fg. Tübingen, 1821.

Abzug in die Tiefe verhindert, am leichtesten zu besorgen. Es muß dafür gesorgt werden, daß das Wasser, wenn es lange genug gestanden hat, schnell in den geöffneten Abzugsgräben weggeführt wird. Im Herbst und Frühling ist die günstigste Zeit zur Überstauung; im Sommer darf sie nur mit Vorsicht, nach der ersten Heuernte angewendet werden.

2) Die Berieselung bei welcher das Wasser über die etwas geneigte Fläche des Grundstückes langsam hinabläuft. Wenn hiebei die Benetzung des Bodens und der Gewächse in gleicher Zeit schwächer, also auch die Wirksamkeit des ganzen Verfahrens geringer ist, so gewährt dasselbe dagegen den großen Vortheil, daß man zu jeder Zeit ohne Gefahr für den Pflanzenwuchs und die Zuträglichkeit des Futters dem schädlichen Einfluß der trockenen Witterung widerstehen und die Gewächse frisch erhalten kann. Die Berieselung darf im Herbst und Frühling am anhaltendsten seyn, sie läßt sich aber auch den Sommer hindurch fortsetzen, wenn man nur dazwischen zum Abtrocknen Zeit läßt, und während der Hitze nur Nachts wässert. Das Wasser wird durch größere und kleinere Gräben, nach dem Abhange des Grundstückes gezogen, in diesem verbreitet, und in Rinnen (Grippen) geführt, aus denen es übertretend sich auf die zu berieselnde Fläche vertheilt. Die Anlegung dieser Rinnen muß mit Rücksicht auf die Oberfläche des Landes geschehen, dergestalt, daß jeder Abhang durch einen, auf der Höhe fortgeleiteten Graben Wasser erhält, solche Höhen aber, auf die man kein Wasser bringen kann, umgangen werden. Beispiele von solchen Anlagen findet man in Thaer's Grundsätzen der rationellen Landwirthschaft [20]). Eine ganz wagerechte Fläche wird am besten berieselt, wenn man sie in Beete legt, die im Verhältniß ihrer Höhe sehr breit, also wenig geneigt sind. Da läuft die Wassergrippe auf dem Rücken jedes Beetes hin, und ergießt sich in die Abhänge auf beiden Seiten. Die Stelle der Furche nimt der zum Auffangen und Fortführen des Wassers bestimte Graben ein. Nicht blos auf den lombardischen Winterwiesen (marcite) [21]), sondern auch hin und wieder in Teutschland ist diese Einrichtung anzutreffen. Damit das Wasser nicht in den tiefern Stellen stehen bleibe, muß mit der Berieselung zugleich die Vorrichtung zum Abwässern verbunden werden. Viele kleine Auffangerinnen führen das Wasser größern Gräben zu, von denen es entweder einer tiefer liegenden Wässerwiese, oder dem nahen Bache, Flusse, Teiche ꝛc. zugeleitet wird.

Thäler in Gebirgsgegenden lassen sich mit den wenigsten Kosten am vollkommensten berieseln, weil bei dem starken Gefälle der zahlreichen Bäche die Zu- und Ableitungsgraben sehr kurz seyn dürfen.

3) Die Bewässerung der Gärten und Felder in den wärmeren Ländern geschieht so, daß das Wasser in Gräben durch die Grundstücke geleitet und angeschwellt wird, damit es sich nach den Seiten hin in die Erde ziehen kann. Die Gräben müssen zu diesem Ende nahe an einander angebracht werden; so läuft z. B. in Portugal um eden Obstbaum einer. Jedes Grundstück empfängt das Wasser durch einen Seitengraben von dem Hauptkanal; die Zeit, während welcher es einfließt, wird genau beobachtet, in Persien vermittelst einer Schale von dünnem Blech, die auf das Wasser gesetzt wird, und sich nach bestimter Frist durch eine ganz kleine Öffnung soweit anfüllt, daß sie niedersinkt [22]). Schon in Spanien ist der Wasserdiebstahl trotz der strengen Strafe häufig.

Weitere Belehrung bietet vor Allem das schon angeführte Thaerische Werk. Vgl. noch Meyer, über die Anlage der Bewässerungswiesen, in den Annalen der niedersächs. Landw., II. B. 3. St. und Bürgers a. Lehrbuch, II, 104—110. (*K. H. Rau.*)

Bewaldrechten, s. Holzbereitung.

BEWDLEY, eine Stadt in der britischen Shire Worcester in England an der Severn, mit einer schönen Kirche und mehren Bethäusern der Dissenters, 644 Häuser und 3454 Einw., die Mützen verfertigen, feine Hornarbeiten liefern, 1 Wochen- und 3 Jahrmärkte halten und mit Salz, Malz, Leder und Eisenwaren handeln. Sie ist ein Borough, der 1 Dep. zum Parl. sendet. Heinrich VII. erbaute hier einen Pallast für seinen Sohn Arthur. (*Hassel.*)

BEWEGLICHE SACHEN sind im teutschen Rechte dieselben, welche auch im gemeinen Civilrechte dahin gerechnet werden, welche daher a) ihrer Natur nach es sind (Moventien) also unbeschadet ihrer Substanz von einem Orte zum andern gebracht werden können, oder b) welche rechtlich als bewegliche erklärt sind, d. h. alle Rechte und Foderungen, welche bewegliche Sachen zum Gegenstande haben, oder in den Gesetzen selbst ausdrücklich als beweglich erklärt sind, z. B. dingliche und persönliche Klagen, welche bewegliche Sachen zum Gegenstande haben. Nach teutschem Rechte entstehen aber Modifikationen und besondere Bestimmungen; die Abtheilung von beweglich und unbeweglich ist hier schon nicht gleichbedeutend mit der gemeinrechtlichen Abtheilung in res mobiles und immobiles, sondern steht im Zusammenhang mit den Begriffen von Erb- und Stammgut. In sofern als Habe (auch fahrende Habe genant, im Gegensatze von Gut genommen, welches unbewegliches Vermögen bezeichnet) bewegliches Vermögen bedeuten soll [1]), bezog sich ihr Unterschied vom Habe und Gut 1) auf den Charakter des echten Eigenthums, in sofern die Trennung eines vorzugsweisen feierlich zu erwerbenden durch Volksrecht geschützten Eigenthums (wie einst dominium quiritarium) von einem abgeleiteten Eigenthum nur bei unbeweglichen Sachen Statt fand; 2) auf die Veräußerungsbefugnisse, in sofern Eigen nur mit der nächsten Erben Laub veräußert werden konte, während über Habe frei verfügt wurde [2]); 3) auf die Erwerbsbefugnisse, in sofern die Habe von jeder Person, da auch kein Volksrecht durch die gewöhnlichen anerkannten Erwerbsarten erworben werden konte, und es zur Erwerbung nur der Erwerbung der Gewehre bedurfte [3]). In solchen Beziehungen wurden auch der Natur nach be-

20) 3. B. Taf. VIII — XI. 21) Bürger, Lehrb. der Landwirthsch. II, 106. 110.

22) Chardin, a. a. O.

1) z. B. Urkunde in *Tolner* Cod. dipl. p. 104. 2) Sachsenspiegel I, 29. 34. 52. 3) Eichhorn's Staats- und Rechtsgeschichte §. 358.

wegliche Sachen den unbeweglichen beigezählt, d. h. nicht nach den Grundsätzen von beweglichen Sachen behandelt; in sofern waren z. B. Kleinodien, unverwirktes Geld und Silber zu den unbeweglichen Sachen gezählt [4]), was vorzüglich bei der Erbfolge von Bedeutung wurde. Bei einigen Gegenständen bestimte der Gebrauch ihre Natur; in sofern werden Kure zu den unbeweglichen, die Ausbeute zu den beweglichen Sachen gerechnet [5]). Je mehr sich das Vermögen an beweglichen Sachen vermehrte, je mehr an einigen Orten der Satz galt, daß der überlebende Ehegatte Erbe aller Mobilien wurde, desto mehr wurde es wichtig, genau zu bestimmen, was zu den beweglichen (oder wie's in den niederrheinischen Gegenden heißt, zum Gereidegut) gezählt werden durfte; in dieser Beziehung, und in Ansehung auf Gütergemeinschaft und Retratt kommen daher in den Land- und Stadtrechten [6]) genauere Aufzählungen der beweglichen und unbeweglichen Sachen vor. Auch in Ansehung der Formen der Testamente wurde die Abtheilung wichtig [7]), nur muß man sich hüten zu glauben, daß schon im Mittelalter eine gleichförmige Ansicht darüber, was zur fahrenden Habe gehörte, in ganz Teutschland sich gebildet hätte, und daß dasjenige, was nach einigen Partikularrechten als unbeweglich betrachtet wird, wenn von bestimten Rechtsverhältnissen die Rede ist, z. B. von Erbfolge, als unbeweglich auch allgemein und in allen übrigen Rechtsverhältnissen betrachtet werden dürfte. So sagen selbst Landesgesetze [8]), daß es anders auf dieser, anders auf der andern Seite des Rheins gehalten werde. Wenn daher z. B. in den kölnischen Statuten [9]) in Erbungsfällen bei Kauf- und Handelsleuten Waren und Güter, die in ihre Handlung und Gewerb einschlagen, oder bei Schiffern ihre Schiffe und Geräthe für unbeweglich zu achten sind, so folgt daraus nicht, daß diese Gegenstände auch in den übrigen Rechtsverhältnissen als unbeweglich gelten. In diesem Sinn sind Handelsgüter in Frankfurt bei Erbschaften unbeweglich und z. B. bei Verpfändung beweglich [10]). Mit Unrecht hat man daher aus dem Satze: was die Fakel verzehrt, ist Fahrniß [11]) eine gemeine Regel machen und beweisen wollen, daß Häuser nach teutschem Rechte zu den beweglichen Sachen überhaupt gezählt worden seyen; es beweiset vielmehr der Satz nur, daß in einigen Gegenden, z. B. in Hessen, in Wirtemberg, in Erbfällen die Häuser nicht demjenigen zufielen, der sonst die unbeweglichen Sachen erbte, sondern demjenigen zugewiesen wurden, der das Gereide oder bewegliche Vermögen bekam [12]). (*Muttermaier.*)

4) Schwabenspiegel cap. 268. 270. Augsburg. Stadtr. von 1273 bei Walch. Verm. Beitr. IV. Thl. S. 257. Urk. von 1415 in Mon. boic. Vol. III. p. 213. 5) Currius sächs. Civilr. II. Thl. §. 400. 6) z. B. köln. Rechtsordn. Tit. II. §. 3. Tit. VIII. Berg und Jülich Rechtsord. cap. 95. Trier Landr. Tit. VII. Aachner Stat. in Nappii Chronic. S. 137. s. noch mein Lehrbuch des teutschen Privatr. §. 193. 7) z. B. köln. Stadtrecht Art. 2. Daniels von den Testamenten. S. 50. 8) Hessische Gerichtsordnung von 1497. cap. XXXIII. 9) Rechtsordn. Tit. 8. §. 8. 10) Orth's Anmerk. zur Frankf. Ref. I. Forts. S. 231. 11) S. Lit. und Stellen in meinem Lehrbuch des Privatr. §. 193. ***) 12) S. über Unterschiede *P. Voet* de distinct. rerum immobil. et mobil. Ultraject. 1666. *Rheden* de differ. bon. mobil. et immobil. Brem. 1713.

BEWEGUNG. Wir handeln unter diesem Artikel von einer im Verstande denkbaren Erscheinung rein mathematisch*), also wie von einem Gegenstande der reinen Mathematik, die sich ihre Gegenstände selbst schafft, ohne sinnlicher Wahrnehmungen zu bedürfen. Die Gegenstände der Mechanik sind Raum und was der Raum ausfüllt: das Bewegliche im Raume (Materie, Masse, Körper); das Bewegende, was Ortsänderung, Bewegung, hervorzubringen strebt, oder wirklich hervorbringt: die Kraft; Größe einer Ortsänderung in Vergleichung mit der zugehörigen Zeit: Geschwindigkeit; und Größe der Geschwindigkeit in Bezug auf bestimte Kräfte und Massen: Wirkung, Effekt hervorgebrachter Bewegung.

Mannigfaltig ist die Bewegung eines Punkts in Bezug auf die damit verbundene Zeit; sie heißt gleichförmig, wenn der Punkt in gleichen Zeittheilchen, so klein solche immer genommen seyn mögen, gleiche Räume durchläuft; sonst ungleichförmig.

Der Raum, welchen ein Punkt mit gleichförmiger Bewegung in einer bestimten Zeit durchläuft, heißt seine Geschwindigkeit. Die Zeiteinheit ist gewöhnlich eine Secunde. Ist also c die Geschwindigkeit, s der mit dieser Geschwindigkeit in t Sec. durchlaufene Raum, so hat man für gleichförmige Bewegung

$$\text{I.}\quad s = t.c$$

Bei der ungleichförmigen Bewegung können sehr unregelmäßig abwechselnde Geschwindigkeiten vorkommen, von welchen aber hier in Aufsuchung allgemeiner Bewegungsgesetze nicht die Rede seyn kann. Es wird hier zunächst die gleichförmig-beschleunigte und gleichförmig-verzögerte Bewegung betrachtet. Bei ersterer nimt die Geschwindigkeit in gleichen Zeiten gleichviel zu, bei letzterer gleichviel ab. Es kommen aber auch Fälle vor, wo weder die Zunahme noch die Abnahme der Geschwindigkeit in gleichen Zeiten gleich groß ist, wo aber doch ein bestimtes Gesetz der Zu- und Abnahme Statt findet. In solchen Fällen ist also die ungleichförmig-beschleunigte Bewegung sowol, als die ungleichförmig-verzögerte allgemeinen mechanischen Gesetzen unterworfen.

Die gleichförmig beschleunigte oder verzögerte Bewegung ist nothwendiger Erfolg absoluter unveränderlicher Kräfte (s. d. Art. Kraft).

Der Raum, den ein Punkt vermöge einer solchen Kraft in der 1. Sec. durchläuft, sey = k, die am Ende dieser Bewegung erlangte Geschwindigkeit = c, so ist vermöge der Natur dieser Bewegung, weil die Geschwindigkeit mit den Zeittheilchen in gleichem arithmetischen Verhältnisse wächst, die mittlere während der ersten Sec. nothwendig = ½ c, so daß mit der Geschw. ½ c in der 1. Sec. gleichfalls der Raum k durchlaufen werden würde. Demnach müßte der Punkt, wenn er durchaus von Anfang an die Geschwindigkeit c hätte, in der 1. Sec. den Raum 2.k durchlaufen. Bezeichnen wir also die,

*) In philosoph. und physikal. Hinsicht, s. Raum u. Zeit. wie auch Trägheit.

der Zeit proportional bleibende, Geschwindigkeit für den Augenblick am Ende von t Secunden mit C, so ist für die gleichförmig-beschleunigte Bewegung

II. $C = t.c = 2tk$

Der in t Sec. durchlaufene Raum sey = S, so gehört zur Differentialänderung der Zeit d t die des Raums d S, und es ist vermöge (I.) auch

III. $dS = C.dt$

Also wegen (II.) $dS = 2tk.dt$; demnach

IV. $S = t^2.k$

und V. $t = \sqrt{\frac{S}{k}}$; daher in (II.) $C = 2k.\sqrt{\frac{S}{k}}$

oder

VI. $C = 2.\sqrt{kS}$

und

VII. $S = \frac{C^2}{4k}$

Wird daher ein Punkt mit einer bestimten Geschw. C in Bewegung gesetzt, und wirkt eine der Richtung dieser Bewegung entgegengesetzte absolute unveränderliche Kraft in ihn, so nimt die Geschwindigkeit C von Augenblick zu Augenblick ab, bis sie = o wird. Die hiezu erfoderliche Zeit ist (II.) $t = \frac{C}{2k}$, wo uns k für die wirkende Kraft gegeben seyn muß; und der in dieser Zeit durchlaufene Raum, an dessen Ende der Punkt seine Bewegung fortzusetzen aufhört, ist (VII.) $S = \frac{C^2}{4k}$. Hat dieser Punkt in seiner Bewegung den Raum s durchlaufen, so ist ihm noch der Weg S — s zur Vollendung seiner Bewegung übrig. Hat er also an dieser Stelle, am Ende von s, noch eine Geschwindigkeit c, so ist $S - s = \frac{c^2}{4k}$, und

VIII. $c = \sqrt{4k.(S-s)}$

auch

IX. $s = S - \frac{c^2}{4k}$; X. $S = s + \frac{c^2}{4k}$

Aber vorhin war $S = \frac{C^2}{4k}$, folglich auch

XI. $C = \sqrt{(4ks + c^2)}$. XII. $c = \sqrt{(C^2 - 4ks)}$

In (VIII — XII.) ist die Bewegung des Punkts eine gleichförmig-verzögerte.

Wir wollen uns als allgemeines Maß aller absoluten Kräfte eine Kraft denken, für welche k = 15,09 Pariſ. Fuß oder = 15,625 rhl. F. sey, und wollen diesen bestimten Werth mit g bezeichnen; auch wollen wir die so bestimte absolute Kraft die Schwerkraft nennen (ſ. d. Art. Kraft), so gelten alle die vorstehenden Formeln für die Schwerkraft, wenn wir darin g statt k schreiben. Da uns die Schwerkraft als Einheit für jede andere absolute Kraft gelten soll, so wollen wir sie d. h. den momentanen Eindruck, den sie in jedem Augenblick in einem von ihr getriebenen Punkt macht, = 1 setzen, und dann jede andere unveränderliche absolute Kraft durch φ ausdrücken. Wird nun der in der Zeit t vermöge der Schwerkraft von einem Punkte durchlaufene Raum mit h, der in derselben Zeit vermöge der Kraft φ (die = ½ oder = $\frac{1}{100}$ oder = 2 oder = 3 etc. seyn könte) durchlaufene mit S bezeichnet, so hat man

XIII. $S : h = \varphi : 1$

Ändert sich die Zeit t um irgend ein kleines Theilchen, z. B. um $\frac{1}{1000}$ Sec., wofür wir allgemein $\triangle t$ setzen wollen, so daß $t + \triangle t$ aus t wird, so muß sich auch S um einen gewissen Theil ändern, den wir gleichfalls durch $\triangle S$ ausdrücken wollen, so daß $S + \triangle S$ aus S wird; und nothwendig bleibt auch noch $\triangle S : \triangle h = \varphi : 1$, so lange wir unveränderliche Kräfte voraussetzen.

Wir können uns aber die in den Punkt wirkende Kraft auch als stetig veränderlich denken; unter dieser Voraussetzung wollen wir f statt φ gebrauchen. Jetzt findet die Proportion (XIII.) nicht mehr Statt, und selbst die Proportion $\triangle S : \triangle h = f : 1$, die sich zwar der Wahrheit sehr nähert, wenn sie sich auf äußerst kleine Zeitänderungen (z. B. auf $\frac{1}{1000}$ Sec.) bezieht, wird nur dann in aller Strenge richtig, wenn wir sie durch Differentialänderungen ausdrücken. Daher erhalten wir

XIV. $dS : dh = f : 1$

oder $f = \frac{dS}{dh}$

Auch haben wir jetzt f.g statt k, und aus (VI.) $dC = 2.d\sqrt{kS}$, oder

XV. $dC = (2\sqrt{fg}).d\sqrt{S}$

Auch aus (II.)

XVI. $dC = 2fg.dt$

Die Formel (XIV.) bezieht sich auf gleiche Zeittheilchen, d. h. wenn ein Punkt von der Schwerkraft getrieben in der Zeit t den Raum h, und von einer veränderlichen Kraft f getrieben in derselben Zeit t den Raum S durchlaufen soll, so muß $f = \frac{dS}{dh}$ seyn.

Man kann aber auch die Voraussetzung zum Grunde legen, daß sich die durchlaufenen Räume S und h auf erlangte gleichgroße Geschwindigkeiten beziehen sollen. Für diese Voraussetzung wird aus (XIII.) $2\sqrt{\varphi}.gS = 2\sqrt{gh}$, oder $\varphi S = h$ und $\varphi = \frac{h}{S}$

und so auch $\varphi = \frac{\triangle h}{\triangle S}$; aber für veränderliche Kräfte müssen die Änderungen auf Differentialänderungen beschränkt werden, und es wird für solche

XVII. $f = \frac{dh}{dS}$

in Bezug auf gleiche Geschwindigkeit.

Alle diese Formeln (XIV — XVII.) gründen sich auf (XIII.). Man könte nun noch fragen, ob nicht statt (XIII.) z. B. $S : h = \varphi^2 : 1$, oder $S : h = \varphi^3 : 1$ u. dgl. gesetzt werden könne? In der That enthält XIII. nichts anders als eine Erklärung der Art, wie wir das Verhältniß absoluter Kräfte gegen einander ausdrücken. Wenn nämlich im Falle verhinderter Bewegung (durch entgegengesetzten Widerstand) der von einer angebrachten Kraft entstehende Druck eines Punkts doppelt so groß ist, als der von der Schwerkraft bewirkte, so sind wir berechtigt, für jeden Eindruck der Schwerkraft allemal zwei dergleichen Eindrücke der Kraft φ anzunehmen, wovon jeder bei entstehender Bewegung dasselbe bewirken muß, was die Schwere bewirkt; für jede einfache Orts-

änderung des Punkts bei den Eindrücken der Schwerkraft müssen also 2 dergleichen Ortsänderungen bei den Eindrücken der Kraft φ erfolgen. Hievon ist (XIII.) eine unmittelbare Folge. Die Anwendbarkeit des Satzes sodert also weiter nichts, als daß wir in vorkommenden Fällen den Werth von φ in der Anwendung auf einen Körper aus Vergleichung der bewegenden Kräfte (s. Kraft) ableiten. Ist die von der Schwerkraft herrührende bewegende Kraft eines Körpers $= p$, die von einer andern φ herrührende bei demselben Körper $= \pi$, so hat man $\varphi : 1 = \pi : p$, oder

$$\text{XVIII. } \varphi = \frac{\pi}{p}$$

Wird diese Gleichung noch mit den bisherigen verbunden, so erhellet die Nothwendigkeit von XIII, aus der dann die XIV — XVII. nothwendige Folgen sind. Da auf diesen Sätzen die ganze Mechanik beruht, so dürfen wir hier nichts unbemerkt lassen, was etwa noch dagegen erinnert werden zu können scheinen möchte. Es sey nämlich $\frac{\pi}{p} = n$, so daß n Eindrücke der Kraft φ gegen einen einfachen Eindruck der Schwerkraft in Rechnung kommen, so könte man noch fragen, ob diese n Eindrücke nicht auch nach einander in dem Zeittheilchen dt erfolgen könten. Bezeichnen wir jetzt ein einzelnes solches Zeittheilchen mit $d\tau$, so wird $dt = n \cdot d\tau$, und $t = n\tau$, also nach (III.) $dS = C \cdot n \cdot d\tau$ und wegen (II.) $dS = 2tk \cdot dt = 2n\tau k \cdot n \cdot d\tau = 2n^2k \cdot \tau \cdot d\tau$; folglich $S = n^2k \cdot \tau^2$. Für die Schwerkraft wäre $n = 1$, also $h = k \cdot \tau^2$, und

$$S : h = n^2 : 1 = \varphi^2 : 1 \text{ (statt XIII.)}$$

Daher dann auch

$$dC = 2f^2gdt \text{ (statt XVI.)}$$

Hiemit wäre aber zugleich die Voraussetzung verbunden, daß die Bewegung durch dS beschleunigt wäre, daß also dt ein Zeittheilchen wäre, worin Änderungen der Geschwindigkeit Statt fänden, welches geradezu gegen den Begriff von dt streitet. Es läßt sich also $\varphi : 1$ nicht als das Verhältniß nach einander folgender Eindrücke, sondern nur als Verhältnißzahl für die Größe gleichzeitiger momentaner Eindrücke ansehen. Wie andere Schriftsteller hierüber gedacht haben, s. *Dan. Bernoulli* in Comment. Acad. Petrop. T. I. p. 127. *Euleri* Mech. T. I. §. 146 sqq. Kästner's höh. Mech. S. 87. Wir können also alle vorstehende Ausdrücke als streng erwiesene rein mathematische Sätze ansehen, zumal wenn wir hiemit noch den Artikel Kraft verbinden.

Übrigens beruht aber diese rein mathematische Darstellung auf der Voraussetzung, daß nicht nur die Bewegung stetig sey wie die Zeit, sondern auch daß jede Kraft stetig wirke, so daß kein Zeittheilchen denkbar sey, in welchem die absolute Kraft keinen neuen Eindruck in den bewegten Punkt mache. Ob es dergleichen in der Natur wirklich gebe, gehört nicht hieher, weil hier nur von der Bewegung und den Gesetzen der Bewegung die Rede ist, welche eintreten müssen, wofern diese Stetigkeit Statt hat. So ist also hier eigentlich nur hypothetische Nothwendigkeit von (XIII.) und den daraus abgeleiteten Sätzen bewiesen. Über diesen Punkt sind andere Schriftsteller ganz weggegangen, und haben eben darum, wie es uns dünkt, die Nothwendigkeit von (XIII.) und den folgenden Sätzen in Bezug auf Kräfte in der Natur, keineswegs gegen Bernoulli, der sie zu den zufälligen Wahrheiten zählt, vollständig bewiesen. S. mehr gedachten Art. Kraft. (*Langsdorf.*)

Bewegungsmoment (Grösse der Bewegung, Gewalt), s. Kraft.

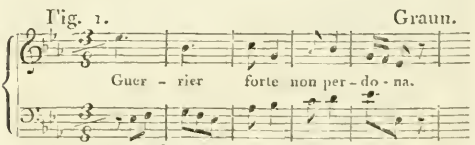
BEWEGUNG. In der Musik wird der Ausdruck Bewegung in zweierlei verschiedenem Sinne gebraucht.

I. Einmal versteht man darunter zuweilen eben das, was man sonst auch Zeitmaß oder Tempo nent, und sagt z. B. dies Tonstück muß in gemäßigter Bewegung (tempo moderato) gespielt werden. Von der Bewegung in diesem Sinne des Wortes wird unter dem Artikel Tempo oder Zeitmass gehandelt werden.

II. In einem anderen und eigentlicheren Sinne aber versteht man unter Bewegung das Fortschreiten einer Stimme von einem Tone zu einem anderen, die Art und Weise, wie sie sich auf- oder abwärts, springend oder gehend, schnell oder langsam u. s. w. fortbewegt: motus melodicus.

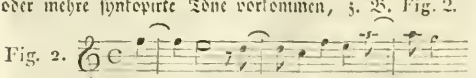
Wenn man in dieser Hinsicht die Bewegung einer Stimme I) für sich allein, und zwar A) in der Zeit, oder der Zeit nach betrachtet, so ist dieselbe entweder schnell oder langsam, je nachdem sie viele Töne in kurzer Zeit durchläuft, viele Stimmenschritte schnell nach einander vollbringt, oder nicht. Jene entspricht natürlicherweise mehr dem Charakter von Eile, Unruhe, Fröhlichkeit oder Leidenschaft, diese mehr dem Ernste, der Gravität und Würde, Traurigkeit u. dgl. — In wiefern schnelle oder langsame Bewegung der Eigenthümlichkeit der Baßstimme angemessen ist, wurde schon im Art. Bassstimme berührt.

B) Gleichfalls in der Zeit, und insbesondere in Ansehung der rhythmischen Symmetrie, kann man die Bewegung einer Stimme, in welcher rhythmische Rükkungen oder sogenante Verrückungen vorkommen, wie z. B. im 3. und 4. Takte von Fig. 1.



rhythmisch gerückte oder verrückte Bewegung nennen. Daß diese etwas gleichsam Verzerrtes oder Hinkendes hat, und in wiefern diese Eigenheit vortheilhaft zu benutzen ist, wird im Art. Rückung erwähnt werden.

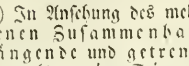
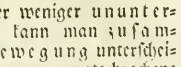
C) Ebenfalls in Ansehung des rhythmischen Gewichtes sagt man von einer Stimme, in welcher ein oder mehre synkopirte Töne vorkommen, z. B. Fig. 2.



sie synkopire, sie bewege sich in syncopirten Noten, sie habe syncopirte Bewegung.

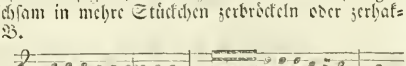
Von dem Werth und Gebrauch dieser Bewegungsart wird im Artikel Synkope weitere Erwähnung geschehen.

D) In Ansehung des mehr oder weniger ununterbrochenen Zusammenhanges kann man zusammenhängende und getrennte Bewegung unterscheiden, je nachdem eine Stimme eine ganz ununterbrochene Reihe oder Kette von Tönen bildet, oder nicht. In Fig. 3.

Fig. 3.  Fig. 4. 

besteht die obere Stimme in einer Reihe von Tönen, welche sich unmittelbar an einander schließen; der erste Ton währt so lange, bis der zweite anfängt, an diesen schließt sich eben so unmittelbar der dritte an, u. s. w. Bei Fig. 4. hingegen erscheinen dieselben Töne c, h, b, a u. s. w.; aber durch Zwischenräume von einander getrennt.

E) In ähnlicher Hinsicht kann man auch noch den Unterschied bemerken, ob die Töne einer Tonreihe an einander geschleift, oder ob sie abgestoßen vorgetragen werden: geschleifte oder gebundene und abgestoßene Bewegung. Was man hierunter versteht, bedarf, als bekant genug, keiner weitern Erklärung, sowie, daß es nicht auf jedem Instrumente möglich ist, Töne recht eigentlich in einander zu schleifen. So ist es z. B. wol auf der Violine möglich, auf einer und derselben Saite, während eines und desselben Bogenstriches, zwei verschiedene Töne nach einander anzugeben, indeß im Gegentheil z. B. auf dem Fortepiano, oder auf der Harfe, das Angeben eines jeden Tones ein neues Anschlagen erfodert. Zuweilen läßt man auch nicht blos jeden Ton abstoßen, sondern sogar jeden einzelen mehrmal anschlagen und gleichsam in mehre Stückchen zerbröckeln oder zerhakken, z. B.

Fig. 5. 

welches man ziemlich gewöhnlich durch den Ausdruck gehackte Noten, oder gehackte Bewegung zu bezeichnen pflegt. Wenn es Noten von sehr kurzer rhythmischer Geltung, sehr schnelle Noten sind, so bedient man sich dafür auch des Ausdruckes vibrato, d. h. vibrirend, schwingend, erzitternd.

F) In Ansehung der Richtung ist die Bewegung entweder steigend, oder absteigend, je nachdem die Stimme von einem Tone aufwärts zu einem höheren, oder abwärts zu einem tieferen schreitet.

Über den Werth oder Unwerth der einen oder der anderen dieser Bewegungsarten läßt sich nichts allgemeines sagen. Daß in diesem oder jenem Falle diese oder jene Stimme nothwendig aufwärts, oder nothwendig abwärts geführt zu werden verlangt, daß gewisse Intervalle aufwärts, andere abwärts streben, dies alles gehört nicht in die Lehre von der auf- oder absteigenden Bewegung im Allgemeinen.

G) In Ansehung der Größe der Schritte, welche eine Stimme macht, ist ihre Bewegung entweder gehend, oder springend. Gehend ist sie, wenn sie sich von einem Tone nicht weiter, als zu dem, der dicht nebenanliegenden höheren oder tieferen Tonstufe, bewegt, der Schritt welchen sie macht also nicht größer, als von einer Sekunde ist; springend aber, wenn sie sich durch grössere Intervalle bewegt, und also über eine oder mehre Stufen wegspringt.

Ein Stimmenschritt vom Umfang einer übermäßigen Sekunde ist gewissermaßen ein Mittel- und Zwitterding zwischen den hier erwähnten Gattungen. Obgleich er nur von einer Stufe zur nächstfolgenden Stufe geht, und also in sofern kein Sprung, sondern nur ein Schritt heißen sollte, so ist er doch allerdings wenigstens ein übermäßiger Schritt, und deshalb pflegt man ihn denn auch im Grunde gewöhnlich mehr als einen Sprung, denn als einen Schritt zu betrachten.

Die stufenweise oder gehende Bewegung beträgt entweder eine sogenante diatonische große oder kleine Stufe, und eine solche Bewegung kann man diatonische Bewegung nennen; beträgt der Schritt aber eine halbe Tonstufe, so pflegt solche Bewegung oder Fortschreitung der Stimme chromatisch zu heißen; betrüge er gar nur ein enharmonisches Intervall, (eine verminderte Sekunde) was aber freilich bei unserm temperirten Tonsystem nicht, oder doch nur auf dem Papiere vorkomt, so hieße diese Stimmenbewegung enharmonische Fortschreitung, oder enharmonische Bewegung.

Eben so ist die springende Bewegung je nach der Größe des Sprunges von verschiedener Art, nämlich bald Terzen-, bald Quarten-, Quinten-, Sextensprung u. s. w.; und zwar bald größer, bald kleiner, bald verminderter, bald übermäßiger Terzen-, Quartensprung, u. s. w.

Man wird die hier erwähnten Sekunden-, Terzen-, Quartenfortschreitungen u. s. w. der Melodie nicht verwechseln mit Sekunden-, Terzen-, Quartenfortschreitungen u. s. w. der Grundharmonie, und noch weniger mit Ausweichungen in die Tonart der Sekunde, Terz, Quarte, u. s. w. der bisherigen Tonart; noch auch mit Sekunden-, Terzen-, Quartenparallelen, u. s. w.

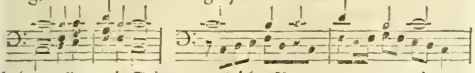
Was den Werth oder Unwerth der gehenden oder springenden Bewegung betrift, so kann man im Allgemeinen sagen, die diatonisch stufenweis fortschreitende sey die natürlichste und fließendste, und diejenige, deren ununterbrochenen Faden das Gehör am leichtesten verfolgen kann, indeß eine Stimme, welche sich in Sprüngen bewegt, eine größere Aufmerksamkeit des Gehöres, wenn es ihr auf ihrem Wege folgen soll, in Anspruch nimt. Es folgt hieraus, daß die sprungweise Stimmenbewegung, wenn gleich durchaus nicht an sich selber unrecht, doch nicht überall gleich gut und gleich zweckmäßig ist. Ein Mehres hierüber wird im Artikel Sprung erwähnt werden.

II. In Ansehung des Verhältnisses der Bewegung einer Stimme gegen die einer anderen Stimme, und zwar

H) in der Zeit betrachtet, unterscheidet man gleiche, und ungleiche Bewegung. Zwei Stimmen haben gleiche Bewegung, wenn sie gleichzeitig fortschreiten, die eine also einen Schritt in derselben Zeit vollbringt, wie die andere; ungleich aber nent man ihre

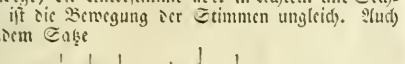
Bewegung, wenn dies nicht der Fall ist. In Fig. 6.

Fig. 6. Fig. 7.



haben alle drei Stimmen gleiche Bewegung, denn in derselben Zeit, wo die Oberstimme von c zu h schreitet, geht die Mittelstimme von e zu f, und in demselben Augenblicke schreitet auch die Baßstimme von c zu d. Eben so sind alle folgende Schritte aller drei Stimmen gleichzeitig, die Bewegung also durchaus gleich. In Fig. 7. hingegen, wo die Oberstimme sich in halben und Viertelnoten bewegt, die Unterstimme aber in Achteln und Sechzehnteln, ist die Bewegung der Stimmen ungleich. Auch in folgendem Satze

Fig. 8.



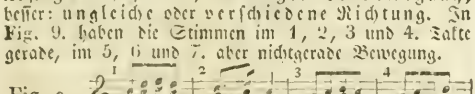
ist die Bewegung nicht eigentlich gleich zu nennen, weil zwar beide Stimmen mit gleicher Geschwindigkeit fortschreiten, und die Unterstimme binnen gleicher Zeit nicht mehr oder weniger Schritte macht, als die obere, aber nicht eigentlich zugleich mit derselben, die Schritte also, zwar von gleicher Dauer, aber doch nicht eigentlich gleichzeitig sind.

Man sieht leicht, daß die gleiche Bewegung mehrer Stimmen mehr Ähnlichkeit, Gleichförmigkeit, und folglich mehr Einheit, die ungleiche hingegen mehr Verschiedenheit, mehr Kontrast, und folglich mehr Mannigfaltigkeit gewährt. Stimmen, welche rhythmisch gleiche Bewegung haben, sehen dadurch einander mehr ähnlich, und verschmelzen, rhythmisch betrachtet, gleichsam in nur eine und dieselbe Bewegung; indeß im Gegentheil, wenn von mehren Stimmen eine jede eine andere rhythmische Bewegung hat, eben dadurch sich auch jede derselben deutlicher und fühlbarer vor den anderen auszeichnet, und somit die Mehrstimmigkeit fühlbarer, der Faden einer jeden Stimme von dem der übrigen leichter unterscheidbar, leichter vor den anderen Stimmen erkenbar wird.

I) Wenn man die Richtung der Bewegung verschiedener Stimmen vergleicht, so bewegen sich dieselben entweder beide nach einerlei Richtung, also beide zugleich aufwärts oder zugleich abwärts; oder nicht.

Ist ersteres der Fall, so sagt man, beide Stimmen haben gerade Bewegung (motus rectus); besser, aber freilich ungewöhnlich wäre der Ausdruck: gleiche oder einerlei Richtung; — andernfalls aber heißt ihre Bewegung: nichtgerade, oder ungerade Bewegung; besser: ungleiche oder verschiedene Richtung. In Fig. 9. haben die Stimmen im 1, 2, 3 und 4. Takte gerade, im 5, 6 und 7. aber nichtgerade Bewegung.

Fig. 9.



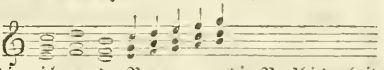
Die gerade Bewegung kann an sich selbst wieder von zweierlei Art seyn, je nachdem nämlich beide Stimmen sich beim Fortschreiten auch in gleicher Entfernung von einander halten, oder nicht. Im obigen Beispiele Fig. 9. bleiben die Stimmen in den drei ersten Takten immer in der Entfernung einer Terz aus einander, im 4. aber bilden sie gegen einander bald eine Quinte, bald eine Terz, bald eine Oktave.

Man kann die erstere Art von gerader Bewegung, wo die Stimmen immer in gleicher Entfernung neben einander berlaufen, parallele Bewegung oder Richtung nennen, die andere aber nicht parallele.

Insbesondere sind im ersten und zweiten Takte die Stimmen bald um eine große, bald um eine kleine Terz von einander entfernt; im dritten Takt aber bildet die Oberstimme gegen die untere lauter kleine Terzen. Die Stimmen sind also in den ersten Takten nur in Ansehung der Zahlnamen, im dritten Takte aber auch in Ansehung der Beinamen oder des Maßes der Intervalle parallel. Man kann daher diese letztere Art vorzugweise Parallelbewegung, oder streng parallele Bewegung nennen.

Die parallelen Stimmen schreiten bald in größerer, bald in geringerer Entfernung neben einander einher. In Fig. 9. laufen beide Stimmen im dritten Takte in Terzenentfernung neben einander, und zwar in der Entfernung von kleinen Terzen. In Fig. 10. bewegen sich die beiden oberen Stimmen in parallelen Quarten, die beiden äußeren aber in Sextenparallelen u. s. w.

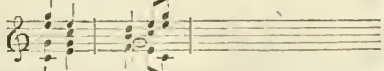
Fig. 10.



Auch die nichtgerade Bewegung, die Verschiedenheit der Richtung, kann an sich selber wieder von zweierlei Art seyn. Nämlich es bewegen sich die Stimmen entweder in entgegengesetzter Richtung, indem die eine auf-, die andere absteigt, oder die eine bleibt unbewegt, indeß die andere auf- oder abwärts schreitet; jenes nennen die Tonlehrer Gegenbewegung (motus contrarius), dieses aber pflegt man Seitenbewegung oder schräge Bewegung (motus obliquus), zu nennen. In Fig. 9. findet man, im fünften Takt, entgegengesetzte oder Gegenbewegung, im sechsten und siebenten aber Seitenbewegung.

In folgendem Beispiele

Fig. 11.



haben die beiden Oberstimmen unter sich gerade Bewegung, die Bewegung des Basses ist, im Vergleich gegen die der Oberstimme, Gegenbewegung, und alle drei haben gegen die dritte Stimme Seitenbewegung.

Man sieht wol, daß gerade und Gegenbewegung immer gleiche, Seitenbewegung aber ungleiche Bewegung ist.

Ferner ist jede Bewegung zweier nicht parallelen Stimmen entweder konvergirend oder divergirend; mit andern Worten: zwei Stimmen, welche sich nicht in gleicher Entfernung von einander halten, welche also entweder Gegen-, oder Seiten-, oder gerade, doch nicht parallele Bewegung, gegen einander haben, nähern sich entweder einander, oder sie entfernen sich: erstenfalls heißen sie konvergirend, d. h. sich nähernd, im zweiten Falle hingegen divergirend, d. h. sich von einander entfernend, aus einander laufend. Z. B. in Fig. 9. im 4. Takt, ist die Bewegung vom ersten zum zweiten Achtel konvergirend, vom zweiten zum dritten aber divergirend. Im sechsten Takte divergiren die Stimmen vom ersten zum zweiten Achtel, und konvergiren vom zweiten zum dritten.

Genau betrachtet wären also die verschiedenen Arten von Bewegung zweier Stimmen, in Ansehung ihrer Richtung gegen einander, folgendermaßen zu klassificiren.

Die Bewegung zweier Stimmen ist entweder

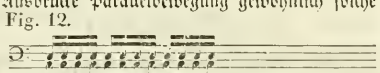
1. parallel, und zwar entweder
   a) streng parallel, oder
   b) nicht streng parallel;
2. oder aber ihre Bewegung ist nicht parallel, und dann entweder
   a) gerade (nur nicht parallele), oder
   b) nicht gerade, und zwar entweder
      α) Gegenbewegung, oder
      β) Seitenbewegung.

Jede nicht parallele Bewegung ist ferner zugleich entweder

a) konvergirend, oder
b) divergirend.

Nur beiläufig ist anzuführen, daß die Tongelehrten unter dem Ausdrucke Parallelbewegung gewöhnlich solche Fälle, wie Fig. 12.

Fig. 12.



zu verstehen pflegen, weil dabei die beiden Stimmen immer in gleicher Entfernung von einander bleiben. Dies Letztere ist freilich unwidersprechlich wahr, da beide Stimmen auf einer und derselben Stelle sitzen bleiben: allein man muß wunderliche Begriffe von Bewegung haben, um das Sitzenbleiben zweier sich nicht von der Stelle bewegenden Stimmen eine parallele Bewegung zu nennen. Oder man muß sich eine solche Parallelbewegung etwa so vorstellen, wie die Bewegung der Infanterie auf das Kommandowort: „Auf der Stelle gerührt!" wo jeder Mann mit den Füßen trappelt, und sich rührt, und thut, als ob er marschire, ohne doch von der Stelle zu kommen. Allein auch hier wird kein Mann von sich sagen können, er schreite mit seinem Nebenmann in paralleler Richtung fort.

In Rücksicht der karakterischen Verschiedenheit der geraden von der nicht geraden Bewegung, kann man, ungefähr eben so, wie wir von der gleichen oder ungleichen Bewegung bemerkten, im Allgemeinen nur so viel sagen, daß die gerade Bewegung mehrer Stimmen mehr Ähnlichkeit, Gleichförmigkeit, und folglich mehr Einheit, die nicht gerade hingegen mehr Verschiedenheit, mehr Kontrast, und folglich mehr Mannigfaltigkeit gewährt. Stimmen, welche gerade, zumal parallele Bewegung haben, sehen dadurch einander mehr ähnlich, und verschmelzen in dieser Hinsicht gleichsam in nur eine und dieselbe Bewegung, indeß im Gegentheil zwei Stimmen, deren eine steigt, indem die andere ruht oder fällt, eben dadurch sich auch deutlicher und merklicher von einander auszeichnen.

Nächst dieser allgem. Bemerkung ist übrigens in Ansehung der verschiedenen Parallelbewegungen noch Verschiedenes bemerkenswerth, namentlich auch die Lehre von den sogenanten verbotenen Quinten und Octaven, u. a. m., von welchem allen in eigenen Artikeln gehandelt wird. (*Gottfr. Weber.*)

BEWEGUNG (psychologisch). Bewegung wird nicht allein den äußern Dingen zugeschrieben, sofern sie ihren Ort im Raume verlassen und in einen andern übergeben; sondern auch von Bewegungen in der Sele wird geredet. Denn so wie man überhaupt Benennungen des Äußern auf das Innere überträgt, so hat man auch den Ausdruck Bewegung angewandt, jede in der Sele vorgehende Veränderung dadurch zu bezeichnen. Von jedem Vermögen der Sele, das man zu irgend einer Thätigkeit aufgeregt hat, wird gesagt, daß man es in Bewegung gesetzt habe. Vorzugsweise aber wird ein festes, bestimtes Begehren und eine starke innere Empfindung Bewegung genant. Denn diese innere Veränderungen sind es hauptsächlich, die den Menschen auch äußerlich in Bewegung setzen, und so am klärsten in die Außenwelt hervortreten. Wenn ein Redner seine Zuhörer im hohen Grade gerührt, also lebhafte Gefühle bei ihnen erweckt hat, so sind sie sehr bewegt; und es gelingt uns, Jemanden zu etwas zu bewegen, wenn wir ihn dahin bringen, daß er dies will, da er es vorher nicht wollte.

Es scheint auffallend, daß wir denjenigen, dessen Gefühle aufgeregt sind, bewegt und nicht bewogen, und denjenigen dagegen, dessen Wille wozu ist bestimt worden, bewogen und nicht bewegt nennen. Einen Grund, wenn auch nicht gerade einen deutlich gedachten, hat diese Unterscheidung gewiß. Aber welchen? — Die Fälle sind eben nicht selten, wo sich in den Begriff eines Wortes der Begriff eines andern, ihm ähnlich klingenden, mit eingemischt hat (s. meine sinnverwandten Wörter u. Feil). Das, glaube ich, ist auch hier geschehen. In den Begriff von Bewegen, auf den Willen bezogen, hat der Begriff von Wägen, als welchem die Abwandlungsform wogen angehört, sich eingemischt. Man hatte dabei die Vorstellung im Sinne, daß das Bestimmen des Willens gleichsam ein Auflegen eines Gewichtes sey, welches den Ausschlag gebe.

Bewegungsgründe. Es werden zwar die Gemüthsveränderungen überhaupt unter dem Bilde von Bewegungen vorgestellt; vorzüglich aber doch die Begierden und Verabscheuungen, weil diese auch äußerlich durch Bewegung sich offenbaren, indem sie uns zu Handlungen treiben, und so uns in Bewegung setzen. Hienach würde also ein Bewegungsgrund überhaupt alles dasjenige seyn, wodurch Jemand zu einer Begierde oder Verabscheuung, mit einem Worte, zu einem Begehren bestimt wird. Allein im engern und gewöhnlichen Sinne beziehet man Bewegungsgründe blos auf den Willen, in sofern hierunter das vernünftige Begehrungsvermögen verstanden

wird. Dies gehet, unter andern, daraus hervor, weil in Bezug auf vernunftlose Thiere, die also keinen Willen haben, auch von Bewegungsgründen keine Rede ist, und niemals gesagt wird, daß sie zu einer Handlung, die sie ausgeübt, diese oder jene Bewegungsgründe gehabt haben.

Was Bewegungsgrund, oder, Bestimmungsgrund für den Willen, seyn könne, läßt sich aus dem Naturgesetze des Willens leicht beurtheilen, welches dahin geht, daß der Wille begehrt, was von der Vernunft für gut, und verabscheuet, was von derselben für böse anerkant wird. Nur eine Frage, welche tiefere Untersuchungen fodert, komt dabei vor. Die Vernunft gibt den freien Handlungen ein Gesetz (das Sittengesetz); und man behauptet, daß eine freie Handlung sittlichen Werth nur in sofern haben könne, als sie nicht allein nach dem Gesetze, sondern auch um des Gesetzes willen geschehe. Das Vernunftgesetz soll also nicht blos die Richtschnur, sondern zugleich auch der Bewegungsgrund des Handelns seyn. Die Frage ist: ob und wie dies möglich sey? Diese Frage zu beantworten, war die Hauptaufgabe für Kant's Kritik der praktischen Vernunft. (*Haass.*)

BEWEIS (probatio, argumentatio) Beweisarten. I. In mathematischer und logischer Hinsicht. Beweis ist die Darstellung der nothwendigen Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekte eines Satzes nach den logischen Gesetzen des Schlusses. Die Gesetze desselben sind daher eben so viele Gesetze für die formelle Giltigkeit des Beweises (s. d. Art. Satz und Schluss). Wenn jene Verknüpfung vermöge des Grundes als eine absolut-nothwendige dargestellt wird, so heißt der Beweis ein absoluter (probatio κατ' ἀληθειαν), welcher Überzeugung, Gewißheit begründet; ist aber jene Verknüpfung nur eine relativ-nothwendige, vermöge des auf der Individualität des Urtheilenden beruhenden Grundes; so heißt der Beweis ein relativer (probatio κατ' ἀνθρωπον); dieser bewirkt nur subjektive Überzeugung, Überredung. Nur der erste Beweis ist der eigentliche Beweis; alle übrigen sind Scheinbeweise. Die Haupteintheilungen der Beweise sind die nach ihrem Wesen, ihrer logischen Beschaffenheit, den Quellen der Beweisgründe, und nach dem Gange oder der Methode des Beweises.

1) Der Beweis ist seinem Wesen nach entweder intuitiv, oder discursiv, akroamatisch (von ακροαματικον, zum Hören Gehöriges). Intuitiv heißt der Beweis (demonstratio), wenn sowol bei den Vordersätzen, als dem Schlußsatze, die nothwendige Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekte in concreto, d. i. durch reine Konstruktion dargestellt, die Wahrheit des Satzes demnach gleichsam vorgezeigt wird. Die Demonstration, in deren Besitze der Mathematiker ist, gibt daher anschauliche Gewißheit (Evidenz). Discursiv heißt der Beweis, der aus Begriffen geführt wird, die durch reine Einbildungskraft nicht konstruirbar sind, d. h. nicht zugleich mit ihren Gegenständen anschaulich gemacht, folglich blos durch Worte ausgedrückt werden können.

2) Der Beweis ist seiner logischen Beschaffenheit nach entweder direkt (probatio directa, ostensiva), oder indirekt, apagogisch (prob. indirecta, apagogica); jener zeigt die Richtigkeit des Satzes geradezu, d. i. aus einem in der Natur der Sache liegenden Grunde, so, daß man eine deutliche Einsicht der Wahrheit erhält; — dieser zeigt die Richtigkeit des Satzes aus der Unmöglichkeit des Gegentheils, indem kein Drittes Statt findet, gemäß dem Grundsatze des Widerspruchs (zuweilen auch des Widerstreites) und des ausgeschlossenen Mittlern (principium exclusi medii s. tertii). Dieser Beweis zeigt nämlich, daß jede Annahme des möglichen Gegentheils des Satzes entweder auf etwas Ungereimtes, Widersinniges führe (deductio ad absurdum), oder einen sonst schon gewissen Satz umstoße. Man könte die direkten Beweise aufhellende, die indirekten zwingende Beweise nennen. Die Letzten kommen besonders in der Mathematik bei den umgekehrten Sätzen, und im Anfange der Elementartheile vor, wo erst die Kentniß der Hauptobjekte dieser Wissenschaft begründet werden muß. Da nun ein Theil dieser Kentniß durch die indirekten Beweise eben so gut, als durch die direkten, zur Evidenz gebracht wird, so haben beide Beweise gleichen Werth in der Mathematik.

3) Hinsichtlich der Quelle der Beweisgründe ist der Beweis entweder empirisch, oder rational. Im empirischen Beweise wird die Wahrheit des Satzes durch Versuche, oder Beobachtungen, oder mit Hilfe der Geschichte gezeigt. Alle Beweise, die sich überhaupt nicht auf das Erfahren-Haben stützen, können unter dem Namen „Vernunftbeweise" zusammengefaßt werden. Diejenigen, die sich der empirischen Beweise bedienen, bescheiden sich oft selbst, daß sie dadurch nicht immer strenge Gewißheit, sondern nur möglichste Annäherung zur Wahrheit im Gebiete der Erfahrung begründen, oder der weitern Nachforschung eine gewisse Richtung geben wollen, wodurch man nicht selten zum gewünschten Ziele kömt. Dieses ist besonders der Fall mit den empirischen Beweisen durch Induktion und Analogie, in sofern jene unvollständig ist. Diese Beweise durch Induktion haben den Obersatz des Schlusses: „Was im Einzelen oder Besondern als wahr und zutreffend befunden ist, wird auch allgemein wahr und zutreffend seyn:" die Beweise durch Analogie haben den Obersatz: „Dinge, die in mehren Stücken mit einander übereinkommen, werden auch in dem einen Stücke stimmen, welches an dem einen Dinge, nicht aber am andern, bemerkt oder erkant ist." In der reinen Mathematik gibt es keine eigentlichen Beweise durch Analogie, wenn sich gleich der Mathematiker sehr häufig der Analogie gleichsam als Fingerzeiges bedient, die richtige Auflösung einer Aufgabe, das wahre Gesetz einer Reihe zu finden u. dgl. Wenn er daher analogisch schließt, daß z. B. eine für gewisse Größen giltige mathematische Operation auch auf dieselben, nur in einem Stücke, z. B. im Exponenten, geänderten, Größen anwendbar sey; so hält er dieses für keinen eigentlichen Beweis, vielmehr bemüht er sich, einen solchen aufzufinden. Ähnliches gilt von den Beweisen durch Induction. Wenn z. B. der Mathematiker ausspricht, daß das Gesetz der Binomial-Coefficienten darum allgemeingiltig seyn werde, weil wir es an allen, wirklich erzeugten Binomialpotenzen zutreffen sehen; so weiß er, daß dieses wegen der Unvollständigkeit der Induktion kein

eigentlicher Beweis sey; er sucht diesen daher entweder auf einem ganz andern Wege, oder bemüht sich, die Induktion indirekt dadurch zu vervollständigen, daß er mit Kästner streng beweist, daß, wenn jenes Gesetz für irgend eine Binomialpotenz gelte, es auch für die nächst höhere Potenz gelten müsse. Auf diese Weise erhält er für jede zwei bestimte, unmittelbar auf einander folgende, Potenzen einer Binomialgröße denselben giltigen, immer wiederkehrenden Schließakt, und hiedurch die Vervollständigung der Induktion. In der Geometrie gibt die Nachweisung der möglichen Konstruktionen bei einem Satze die vollständige Induktion; z. B. bei dem Satze: „der Peripheriewinkel ist halbmal so groß, als sein entsprechender Centrumswinkel" wird geschlossen: welche der 3 möglichen Konstruktionen dieser einander entsprechenden Winkel man auch zum Grunde legen mag, so ist der Satz giltig, also ist er wahr. Man sieht hieraus, daß diese Beweise keine eigentlichen Beweise durch Induktion, wie die erwähnten empirischen, sind. Denn in dieser Art der geometrischen Beweise erscheint die Wahrheit als absolute, die man nur an den möglichen Konstruktionen vorzuzeigen nöthig hat, und diese Konstruktionen vertreten nur die Stelle einer einzigen Konstruktion. Dagegen kann in den eigentlichen Beweisen durch Induktion die Wahrheit als eine nur durch Induktion aufgefundene erscheinen.

4) Rücksichtlich des Ganges, den die Beweise nehmen, sind diese entweder synthetische oder analytische. Der synthetische Beweis des als gegeben oder bekant vorausgesetzten Satzes geht von den Eigenschaften des Subjekts oder den ausgesprochenen Bedingungen des Satzes aus, und verbindet damit einen oder mehre gewisse Sätze, bis er auf das Prädikat des Satzes komt, um mit logischer Konsequenz die nothwendige Verknüpfung desselben mit dem Subjekte auszusprechen. Von dieser Art sind die Beweise der Geometrie nach Euklid's Methode; man sehe z. B. in dessen 1. Buche die Demonstration des 5. Satzes (vom gleichschenkligen Dreiecke). Der analytische Beweis eines Satzes, in wiefern dieser ebenfalls als gegeben vorausgesetzt wird, geht vom Prädikate oder der Folgerung aus, und verbindet damit einen oder mehre begründende Sätze, bis er auf einen unmittelbar gewissen oder zugestandenen Satz komt. So kann man z. B. in der Mathematik jeden folgenden Satz als Folgerung aus den vorhergehenden Sätzen betrachten, so, daß der vollständige Beweis des spätern Satzes nur dadurch möglich ist, daß man ihn, von Satz zu Satz aufsteigend, auf ein Axiom oder Postulat zurückführt. Ist aber der Satz noch nicht bekant, sondern soll erst gefunden werden, so geht der analytische Beweis von den Bedingungen aus, unter welchen etwas Bestimtes gefunden werden soll, und verbindet damit nach Art des Entwickelungsprozesses andere Sätze, bis er bei dem angekommen ist, welcher dem Gesuchten Genüge leistet, demnach der aufzufindende Satz ist. Diese Art Beweise, ein Erzeugniß der Erfindungskraft und mitunter des glücklichen Genies, lassen am allereigentlichsten das Entstehen der Wahrheit anschauen. In der mathematischen Analysis werden gemäß jenen Bedingungen algebraische Ausdrücke geformt, die zur gesetzmäßigen Entwickelung anderer Ausdrücke leiten, bis man auf den komt, der, mit Worten ausgedrückt, den gesuchten Satz enthält. (*Schön.*)

Beweis. II. in juristischer Hinsicht, heißt: die Hervorbringung der richterlichen Überzeugung von der juristischen Wahrheit (S. Wahrheit, juristische) einer Thatsache, auf welche es wesentlich ankömt, um eine Entscheidung abgeben zu können.

Die Mittel, um jene Überzeugung hervorzubringen, nent man Beweismittel, die Art und Weise, auf welche durch jene Mittel die gedachte Überzeugung hervorgebracht werden soll, die Beweisführung.

I) Beweismittel sind: Zeugen, Urkunden, Besichtigung oder Einnahme des Augenscheins, das Gutachten von Kunstverständigen, der Eid, u. Schlußfolgerungen [1]). Über den wesentlichen Begriff eines jeden dieser Mittel, seine Zulässigkeit, seine Eigenthümlichkeiten, und das besondere Verfahren, mittelst welchen jedes zur Hand zu nehmen ist, siehe die einzelen von ihnen handelnden Artikel.

II) Die Beweisführung selbst läßt sich aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. 1) In Hinsicht auf ihren Zweck, unterscheidet man Beweis und Gegenbeweis. Die Führung des ersten bezweckt die Überzeugung des Gewichts von der Wahrheit einer eigenen Behauptung des Beweisführers (Producenten), die Führung des letztern eigentlich das Darthun der Unwahrheit jener Behauptung, durch den Gegner (Producten) [2]). Soll diese Behauptung durch den Gegenbeweis unmittelbar als unwahr dargethan werden, so nent man dieses die Führung eines direkten Gegenbeweises; soll dagegen durch den Gegenbeweis eine andere Thatsache erwiesen werden, als diejenige ist, welche zum Beweise gestellt ist, und zwar um durch den Beweis der erstern das Resultat zu entkräften, welches der Producent aus dem Beweise der letztern gewonnen haben würde, so heißt dieses die Führung eines indirecten Gegenbeweises. 2) In Hinsicht auf den Gegenstand unterscheidet man die Beweisführung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, von der Beweisführung in peinlichen Fällen, je nachdem die Entscheidung eines bürgerlichen Rechtsfalls oder die eines peinlichen Falls, von dem Beweise der Thatsache abhängig gemacht wird. 3) In Hinsicht auf das Verfahren bei der Beweisführung selbst, unterscheidet man zwischen feierlichem Beweise, und Demonstration, oder Bescheinigung [3]), je nachdem die in Frage seyende Thatsache entweder förmlich erwiesen, oder nur nothdürftig bescheinigt werden soll.

A. Beweisführung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. 1. Verschiedenheit derselben. Bei derselben unterscheidet man wiederum die ordentliche Beweisführung von der außerordentlichen, und die gewöhnliche von der summarischen. Eine ordentliche Beweisführung ist diejenige, welche von dem Richter auferlegt worden ist, eine außerordentliche, wenn

1) Den Beweis durch solche, nent man auch wol einen künstlichen Beweis. 2) Der Gegenbeweisführer wird Producti und Reproducent, sein Gegner Producent und Reproduct genant. 3) Z. B. außergerichtliche Abhörung von Zeugen, Überreichung von Attesten.

die Partei von freien Stücken, und ohne auf die richterliche Auflage zu warten, den Beweis angetreten (anticipirt) hat. Zu der außerordentlichen Beweisführung gehört dann auch der Zeugenbeweis zum ewigen Gedächtnisse (S. Zeuge, Zeugenbeweis).

Die gewöhnliche Beweisführung ist an alle und jede Förmlichkeiten, die bei der Art und Weise, wie ein bestimtes Beweismittel zur Hand genommen werden soll, vorgeschrieben sind, gebunden; bei der summarischen ist dagegen eine Abweichung von einigen Förmlichkeiten *) erlaubt. Dagegen hat die letztere nicht das rechtliche Gewicht, was die erstere hat.

2. Allgemeine Grundsätze über die Beweisführung. 1) Da die Beweisführung zum Zwecke hat, den Richter von der juristischen Wahrheit einer Thatsache zu überzeugen, so muß jeder, welcher in einem Rechtsstreite eine factische Behauptung aufstellt, von deren Wahrheit die Anerkennung seines Rechts abhängig ist, solche erweisen. Gleichgiltig ist es hiebei, ob die Wahrheit dieser Thatsache vom Gegner ausdrücklich abgeleugnet ist, oder ob sie, bei dem Stillschweigen desselben, wie es, wenigstens bei bedeutenden Gegenständen, üblich ist, von dem Richter für abgeleugnet angenommen wird; gleichgiltig ferner, ob derjenige, welcher sich auf eine solche Thatsache gründet, solche bejahend oder verneinend ausdrückt, indem jeder verneinende Ausdruck auch in einen bejahenden aufgelöset werden kann. Von dieser Regel über die Beweislast, oder Verpflichtung zum Beweise, können nur besondere gesetzliche [5]) Anordnungen, Ausnahmen begründen, zu denen aber die gewöhnlich angenommenen Befreiungsgründe, von denen noch weiter unten die Rede seyn wird, wo von den Pflichten des Richters bei der Beweisauflage gehandelt wird, nicht gehören, weil sie nur zeigen, daß die Thatsache bereits als juristisch wahr angesehen werde, für welche diese Gründe eintreten. 2) Jeder Beweisführer hat eine freie Wahl unter allen erlaubten, und im einzelen Falle zulässigen Beweismitteln, indem das gemeine Recht keines derselben für blos subsidiarisch achtet [6]). Ja er kann sogar mehre verschiedenartige, selbst zum Beweise des nämlichen Satzes, gleichzeitig mit einander zur Hand nehmen; und gestattet die eigenthümliche Natur der Eideszuschiebung in einem solchen Falle nur, daß dieselbe eventuell zur Hand genommen werden kann. 3) Jede Beweisführung ist an die Beobachtung der ihr entweder gesetzlich, oder durch den Richter vorgeschriebenen Frist, gebunden; mit deren unbenutzten Ablaufe geht in der Regel für den Beweisführer alles Recht verloren, irgend ein ihm bekant gewesenes und nicht benutztes Beweismittel noch zu gebrauchen. Indessen bezieht sich diese Beobachtung der Beweisfrist nur auf den ordentlichen Beweis; der außerordentliche ist an eine solche nicht gebunden, und gestattet, namentlich bei dem anticipirten Beweise, auch nach abgelaufener Frist, noch die Auflage eines ordentlichen bessern Beweises, der jedoch dann an eine neue Frist geknüpft werden muß. 4) Jede Beweisführung, wenn sie keine bloße Demonstration bewirken soll, muß ihrem Zwecke gemäß, allein vor dem Gerichte des rechtshängigen Rechtsstreits, oder vor dessen beauftragten und requirirten Stellvertretern geschehen, wenn sie giltig und zulässig seyn soll. 5) Ist der Beweis von einer der Parteien nicht freiwillig übernommen, so muß der Richter denselben derjenigen von ihnen auferlegen, die zu der Übernahme der Beweislast rechtlich verpflichtet ist; in dieser Auflage aber zugleich den Beweissatz (Beweisthema) speciell und namentlich ausdrücken. Bei einer solchen speciellen Bestimmung des Beweissatzes dürfen aber nur solche Thatsachen, die von einer Partei behauptet, oder von dem Richter als zur richtigen Entscheidung des Rechtsstreits wesentlich nothwendig, betrachtet werden, und die dann auch wirklich zu diesem Zwecke wesentlich nothwendig aufzuklären (relevant) sind, zum Beweise ausgestellt werden. Der Richter kann daher darüber keinen Beweis mehr fodern, wovon die Prozeßakten selbst, ein unbezweifelt vorhandenes, giltiges und unumwundenes Geständniß des Gegners derjenigen Person, welche ohne solches diese Thatsache erweisen müßte, enthalten. Und ebensowenig kann eine Thatsache noch zum Beweise verstellt werden, für deren Wahrheit eine Rechtsvermuthung (s. Rechtsvermuthung), oder eine wahre Notorietät (s. Notorietät) ausgemacht eintritt. 6) Ferner muß der Richter, insofern die Gesetze nicht eine Beweisfrist vorgeschrieben haben, den Termin, binnen welcher der Beweis angetreten werden soll, ausdrücklich bestimmen, auch dem Gegner die Antretung des Gegenbeweises binnen dieser Frist ausdrücklich vorbehalten. 7) Ist im Laufe der Beweisführung die Thatsache durchaus und vollständig dargethan, so nent man dieses den vollkommenen Beweis; ist dieses aber nicht der Fall, so ist der Beweis nur unvollkommen, und wird gewöhnlich durch den Erfüllungseid ergänzt.

3. Verfahren über die Beweisführung. Das Verfahren über die Beweisführung theilt sich in drei Abschnitte: Beweisantretung, Beweisfortsetzung (Productions- und Reproduktionsverfahren) und Beweis-Ausführung und Anfechtung (Hauptverfahren, Deductions- und Impugnations-[Contradeductions-] Verfahren). Die Obliegenheiten in demselben betreffen theils den Producenten, theils den Produkten, theils den Richter. Der Producent, sey er Beweis- oder Gegenbeweisführer, hat in demselben folgende Verrichtungen. Er muß den Beweis innerhalb der Beweisfrist gehörig antreten, d. h. dem Richter, die von ihm gewählten Beweismittel speciell anzeigen, und denselben auffodern, alles dasjenige zu veranstalten, was die Produktion derselben, oder deren wirklichen Gebrauch möglich machen und befördern kann. Vor Ablauf der Beweisfrist, und insofern sein Gegner nicht schon aus dem Gebrauch der Beweismittel Rechte erworben hat, ist der Producent berechtigt, diese Beweisantretung zu verbessern, neue Beweismittel hinzuzufügen, oder die bereits erwählten wieder fallen zu lassen. Sodann muß er den angetretenen Beweis gehörend fortsetzen, d. h. die Handlungen auf gehörige Art verrichten, welche ihm Behuf des wirklichen Gebrauchs der erwählten Beweismittel ob-

4) Z. B. Abhörung von Zeugen, ohne daß Artikel und Fragstücke überreicht sind; u. s. w. 5) Fr. 11. 25. pr. D. XXII. 3. de probat. c. A. C. IV. 30. de non num. pecun. 6) Nach den Provinzialgesetzgebungen ist dieses freilich in Betreff der Eideszuschiebung oft anders.

liegen. Hieher gehört besonders die wirkliche Darbringung der Beweismittel in das Gericht, oder deren Production. Endlich hat derselbe auszuführen, daß der Beweis gehörig geführt worden sey. Dieses geschieht durch einen schriftlichen Vortrag, Deductions- oder Salvations-Schrift genant, in welchem er die Förmlichkeiten der Beweisführung zu rechtfertigen, und dann zu zeigen sich bestrebt, daß er vollständig, oder wenigstens genug erwiesen habe, um selbst zum Erfüllungseide zugelassen werden zu müssen. Nur dann fällt diese Schrift hinweg, wenn er sich des Beweismittels der Eideszuschiebung bedient hat; hat er andere Beweismittel zur Hand genommen, so kann er auch hier noch, wenn solches durch die Territorialprozeßgesetzgebung gestattet wird, die Eideszuschiebung nachholen. — Der Producent hat dagegen folgendes zu besorgen. Ist der Beweis von dem Producenten durch specielle Angabe seiner Beweismittel angetreten, so kann er die Zulässigkeit und Zweckmäßigkeit derselben, oder auch die Förmlichkeiten der Beweisantretung selbst bestreiten, und dadurch die Produktion der erstern verhindern. Diese Bestreitung nent man die Verhandlung der Beweiseinreden. Soll durch dieselben aber das Beweisverfahren aufgehalten werden, so müssen diese Einreden eben so wichtig, als gleich liquide seyn; widrigenfalls werden sie ihm bis zur Beweisanfechtung vorbehalten, und mit dem Beweisverfahren selbst dennoch fortgefahren. Wird der Beweis von dem Producenten solchergestalt fortgesetzt, so hat der Produkt einiges selbst zu verrichten, welches sich nach der Verschiedenheit der Beweismittel näher bestimt. Nach beendigter Beweisführung, und zwar, nach den Reichsgesetzen [7]), vor, nach den meisten Territorialprozeßordnungen und der allgemeinen Praxis aber, nach Überreichung der producentischen Deductionsschrift, sucht er, in der Impugnations- oder Contradeductionsschrift, den Beweis anzufechten, und auszuführen, daß Producent dasjenige, was ihm zu erweisen obgelegen habe, nicht erwiesen habe. Mit dieser Schrift endet in der Regel die Thätigkeit der Parteien; nach einigen Territorialprozeßordnungen, wird aber noch dem Producenten eine Replik, so wie dem Produkten eine Duplik gestattet, und dann erst die Sache, zur Abgabe eines Erkentnisses über den Beweis, geschlossen [8]). — Was nun endlich die Obliegenheiten des Richters anbetrifft, welche er während des Beweisverfahrens zu beobachten hat, so bestehen solche darin, darauf besonders zu achten: 1) daß die Handlungen der Parteien dem Zwecke der zu bewirkenden Überzeugung entsprechen, und nichts vergebliches oder unnützes gestattet werde; 2) daß die Förmlichkeiten des Beweisverfahrens genau beobachtet werden. Auch hat er über den Grund der Beweiseinreden schon während der Beweisführung zu erkennen, wenn solche zur Hemmung des Beweisverfahrens vorgeschützt werden, wobei es sich dann von selbst versteht, daß gegen seine Verfügungen in dieser Hinsicht allerdings auch Rechtsmittel zulässig sind.

4. Erkentniß über den geführten Beweis. Ist das Beweisverfahren solchergestalt beendigt, so hat der Richter nunmehr über den geführten Beweis zu erkennen. Ist derselbe vollkommen geführt, so muß der Produkt zur Anerkennung des producentischen Rechts verurtheilt werden; ist er gar nicht geführt, oder der Beweis durch den Gegenbeweis vollkommen entkräftet, so findet eine Abweisung des Producenten mit seinen Ansprüchen Statt. Ist der Beweis nur unvollständig geführt, so muß der Richter in der Regel, die Wahrheit durch einen von ihm von Amtswegen aufzuerlegenden Eid (juramentum necessarium) aufzuklären suchen. Ein solcher Eid ist verschieden genant, je nachdem er dem Beweisführer, oder seinem Gegner auferlegt wird. Der erstere leistet den Erfüllungs- oder Ergänzungseid, der letztere den Reinigungseid. Bei nicht einmal halb geführtem Beweise wird auf den letzteren, bei mehr als halb erwiesenen Thatsachen, auf den erstern erkant. Ist aber gerade ein halber Beweis vorhanden, so ist bei Auflegung des Eides auf die bessere Sachkentniß des einen oder andern Theils, hienächst auf die höhere Glaubwürdigkeit der einen oder der andern Partei, und endlich auf die mehre Rechtsbegünstigung derselben, eine gebührende Rücksicht zu nehmen. Die Bestimmung, welcher Beweis für halb, mehr als halb, oder weniger als halb geführt zu betrachten sey, richtet sich nach der Eigenthümlichkeit der einzelen Beweismittel, nach dem Vorzuge derselben unter einander bei ihren Collisionen, und nach dem Ermessen des Richters selbst [9]).

B. Beweisführung in peinlichen Fällen.

1. Verschiedenheit derselben. Auch bei der Beweisführung in peinlichen Fällen kann man die gewöhnliche und summarische unterscheiden; dagegen ist alle Beweisführung ohne Unterschied eine ordentliche, indem eine außerordentliche unzulässig ist. Die summarische tritt in den Fällen ein, wo das Verbrechen durch das Eingeständniß des Verbrechers dargethan ist, und es sich überdem von einem geringen Verbrechen handelt, die gewöhnliche wird nicht allein bei größern Verbrechen, sondern auch ganz vorzüglich für den Fall, wo der Verbrecher dasselbe ableugnet, nothwendig.

2. Allgemeine Grundsätze über die Beweisführung.

1) Der Beweis in Strafsachen kann entweder die Anschuldigung oder die Entschuldigung einer Person zum Zwecke haben. Letzterer ist allemal Gegenbeweis, indessen findet bei dem Beweise sowol als bei dem Gegenbeweise der Unterschied Statt, daß beide in bürgerlichen Rechtssachen durch die Parteien selbst zur Hand genommen werden müssen, und als zwei für sich bestehende Beweisführungen vorkommen, wogegen in Strafsachen, und namentlich bei dem Inquisitionsverfahren, ganz vorzüglich der Richter die Handlungen der Beweisführung übernehmen muß, weil er die Thatsachen der Unschuld und Entschuldigung mit eben der Genauigkeit und Sorgfalt zu erörtern verbunden ist, als die Thatsachen der

7) Jüngster Reichsabschied §. 56. 8) Wird der Beweis zu gleicher Zeit mit einem directen Gegenbeweise geführt, so erscheinen alle die gedachten Verhandlungen doppelt, und in besondern Schriftsätzen gerent.

9) S. *Joh. Marcardus* de probationibus (zuletzt 1734. Fol.), v. Tevenar Theorie des Beweises im Civilprocesse. 1780. E. Ch. Gottl. Schneider vollständige Lehre vom rechtlichen Beweise in bürgerlichen Rechtssachen. 1803., die Handbücher von Claproth, Danz, Gönner, Martin u. s. w.

Schuld. In jedem Falle hat die Beweisführung drei Gegenstände zu beachten und aufzuklären, nämlich die Thatsache, aus welcher das rechtsverletzende Ereigniß besteht, den Urheber derselben, und die Umstände, auf welchen die Zurechnung beruht. In Rücksicht des ersten Gegenstandes ist nicht nur das Daseyn des rechtsverletzenden Ereignisses an und für sich, und nach seinem Umfange, sondern auch noch seiner Entstehung und Folgen in Frage; in Ansehung des zweiten bezieht sich der Beweis auf die Frage, ob eine gewisse Person das rechtswidrige Ereigniß hervorgebracht habe oder nicht, und in Hinsicht des dritten fragt es sich, ob die als Urheber des Ereignisses erkante Person mit Willensfreiheit gehandelt habe, oder nicht, ob ihr dabei böse Absicht, oder bloße Fahrlässigkeit zu Schulden komme; ob sie sich in einem gewissen Drange der Umstände befanden habe oder nicht u. s. w. 2) Als Beweismittel sind Zeugen, Urkunden, das Gutachten von Kunstverständigen, und Schlußfolgerungen, die hier vorzüglich Anzeigen oder Indicien [10]) heißen, zu betrachten; der Eid jedoch wenigstens nicht in sofern, als er von dem Ankläger dem Angeklagten, und umgekehrt, zugeschoben werden könte. Bei deren Gebrauch ist aber das Merkwürdige, daß, wenn gleich die That und der Urheber derselben durch dessen Geständniß klar ist, in der Regel dessen ungeachtet, alle möglichen Beweismittel zur Hand zu nehmen sind, um die äußern Umstände der That, und die Zurechnungsfähigkeit ihres Urhebers, so wie die Gewißheit, daß er auch wirklich der Urheber der That gewesen sey, zu erforschen. Der Richter ist verbunden, sich aller vorhandenen Beweismittel zu bedienen, sie mögen nun auf die Schuld oder Unschuld des Angeschuldigten abzwecken, oder durch eigene Erkentniß des Richters, Geständniß des Angeschuldigten, oder andere schon gebrauchten Beweismittel überflüssig scheinen oder nicht; und nur dann, wenn mit Gewißheit vorausgesetzt werden kann, daß die Beweismittel schlechterdings keinen Nutzen mehr gewähren können, darf sie der Richter unbeachtet lassen. Übrigens sind die Beweismittel in peinlichen Fällen, von den sogenanten Wahrheitserforschungsmitteln (media eruendae veritatis), (s. Wahrheitserforschungsmittel) verschieden, indem letztere nur als Handgriffe zu betrachten sind, um den Angeschuldigten zur Ablegung eines Geständnisses zu bewegen. 3) Die Beweisführung in Strafsachen ist weder an eine Zeit, noch an Förmlichkeiten gebunden; dagegen müssen diejenigen Förmlichkeiten, von deren Anwendung die Glaubwürdigkeit des Beweises selbst abhängt, auf das genaueste beobachtet werden. 4) Auch in Strafsällen kann die Rede von einem vollkommenen und von einem unvollkommenen Beweise seyn; die Ergänzung des letztern wird gewöhnlich durch ein Wahrheitserforschungsmittel, oft durch das Ermessen des Richters, und, da wo Geschworne vorhanden sind, durch einen Ausspruch derselben bewirkt.

10 Diese begründen dann einen künstlichen Beweis. Ob dieser dieselbe Kraft habe, wie bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, so daß auf denselben auch ein verurtheilendes Erkentniß abgegeben werden könne, ist wegen des Artikels 22 der peinl. Gerichtsordnung bestritten. Die Rechtslehrer sind in dieser Hinsicht eben so verschiedener Meinung, wie der Gerichtsgebrauch der einzelen Criminalgerichtshöfe.

3. Verfahren über die Beweisführung. Das Verfahren über die Beweisführung ist ebensowenig, wie die Beweisführung selbst an eine Zeitfrist oder an irgend eine Förmlichkeit gebunden; indessen dem Angeschuldigten eine Vertheidigung durch einen erbetenen oder gerichtlich bestellten Vertheidiger (s. Vertheidigung) gestattet, vor deren Beibringung die Abgabe eines Bekentnisses über die Sache selbst, in der Regel unzulässig ist.

4. Erkentniß über die Beweisführung. Das Erkentniß über die Beweisführung in peinlichen Fällen, ist zugleich ein Erkentniß über die Schuld oder Unschuld des Angeschuldigten selbst. Ist der Beweis vollkommen geführt, so erfolgt im erstern Falle ein verurtheilendes, im letztern ein lossprechendes Erkentniß. Ist er dagegen unvollkommen geführt, so wollen die ältern Strafrechtslehrer nach Beschaffenheit der Umstände auf Wahrheitserforschungsmittel, z. B. Tortur, Territion, den Reinigungseid, eine außerordentliche Strafe, oder auf Lossprechung von der Instanz (s. Lossprechung von der Instanz) erkant wissen [11]). Seitdem jedoch in den neuern Zeiten auf die Abschaffung der Tortur, Territion und des Reinigungseides gedrungen, und die Zulässigkeit einer außerordentlichen Strafe bestritten worden ist, fängt die Ansicht an, herrschend zu werden, daß man den Angeschuldigten von der Instanz loszusprechen, allenfalls aber der Statsgewalt das Recht einzuräumen habe, gegen den Losgesprochenen Sicherheitsmaßregeln auf polizeilichem Wege zu nehmen [12]); eine Ansicht, die freilich hiedurch der Polizei eine größere Willkür einzuräumen scheint, als man durch die Verbannung der außerordentlichen Strafen dem richterlichen Stande zu entziehen gedachte. Dieses hat dann auch in den neuesten Zeiten, andere Rechtslehrer veranlaßt, auf die Einführung von Geschwornengerichten, oder doch wenigstens auf die Einführung eines mündlichen Verfahrens, im Gegensatze des jetzt üblichen schriftlichen zu dringen, um den Richter in den Stand zu setzen, dasjenige, was an seiner juristischen Überzeugung mangelte, durch den auf blos moralische Überzeugung unparteiischer Geschwornen gebaueten Ausspruch, zu ergänzen, oder solche durch seine eigne, aus eigner Ansicht des Angeschuldigten, und der gegen oder für ihn abgehörten Zeugen, gewonnene moralische Überzeugung zu ersetzen [13]). (*Spangenberg.*)

Beweis (anticipirter), Beweiseinreden, Beweisfrist, Beweisführung, Beweis (künstlicher), Beweislast, Beweismittel, Beweissatz, Beweisthema, Beweisverfahren, s. Beweis.

11) *Carpzov* Quaest. crim. Qu. 16. nr. 51. Qu. 60. nr. 36. Böhmer zu demselben. Qu. 114. med. 8. 9. Quistorp rechtl. Gutachten, wie in Ermangelung eines vollständigen Beweises gegen einen Angeschuldigten zu verfahren. Rostock 1774. 12) Die Schriften von Eisenhart, Wezin, Bergt und Zachariae im Archiv für das Kriminalrecht. Bd. III. u. IV. Klein über außerordentl. Strafen. Berlin 1805. Kleinschrod Abhandl. Th. I. Nr. 1. 13) S. Joh. Fr. Rauffr über den Beweis in peinlichen Sachen. Freiberg 1801. Kleinschrod Grundzüge der Theorie vom Beweise in peinlichen Sachen; im Archiv des Kriminalrechts IV. B. III. St. Nr. 4. S. 44. u. f. Mittermaier, Theorie der Beweise im peinl. Prozesse, und die Handbücher des Kriminalprozesses von Bauer, Tittmann, Mittermaier, Henke u. s. w.

Beweisartikel, s. Zeugenbeweis. Beweis durch Anzeigen, s. Anzeige. Beweis durch Besichtigung, s. Besichtigung. Beweis durch Eid, s. Eid, Eideszuschiebung. Beweis durch Kunstverständige, s. Kunstverständige. Beweis durch Schlussfolgerungen, s. Schlussfolgerungen. Beweis durch Urkunden, s. Urkunden, Urkundenbeweis. Beweis durch Zeugen, s. Zeugen, Zeugenbeweis. Beweis zum ewigen Gedächtniss, s. Zeugenbeweis.

BEWERFEN, Abputzen, Putzen, Verputzen, im Bauwesen, eine besondere Art des Verkleidens, welches auf Bruchstein- und Ziegelmauern, auf Holzwerk und Lehmwände geschieht, hauptsächlich, um das rohe Mauerwerk oder das Holzwerk zu verblenden, und den hieraus verfertigten Bautheilen eine schöne Ebene zu verschaffen, dann aber auch, um die Einflüsse der Witterung von den Hauptmassen der Bauwerke abzuhalten. — Das Bewerfen ist ein für den Bauherrn sehr wichtiger, dem Maurer angehöriger Gegenstand des Ausbaues der Gebäude, und das Resultat der Arbeit sowol, als auch das Material hiezu wird Anwurf, Bewurf, Abputz, Putz und Verputz genant. Beim Bewerfen muß erstlich das Material, zweitens die für die verschiedenen ebenbenanten Bautheile eben so verschiedene Behandlung des Materials und die Vorbereitung der Bautheile selbst berücksichtigt werden.

Zu dem gewöhnlichen Verputze auf Mauerwerk wird gemeiner, doch nicht zu fetter Mörtel, d. i. ein solcher, der eher zu viel als zu wenig Sand in seiner Mischung hält, genommen, und der Sand selbst muß ein grober, reiner Fluß- oder Bergsand seyn. Zu fetter Mörtel löst sich leicht wieder von dem Mauerwerke ab, oder verursacht Risse und Sprünge im Bewurfe, welches ebenfalls von dem zu feinen Sande zu fürchten ist. — Zu dem feineren Verputze wird indessen feiner Sand gewählt, der zu dem ganz feinen noch überdies geschlemt werden muß, damit sich seine Oberfläche ganz glatt abreiben, auch architektonische Glieder leicht und sauber mit Lineal und Schablone darin ziehen lassen. Um diesem Bewurfe aber ein festeres Haften auf dem Mauerwerke zu verschaffen, muß dem Mörtel weniger oder mehr, nämlich ¼, die Hälfte, bis ⅔ Gyps zugesetzt werden, welches auch, selbst für den gewöhnlichen Verputz auf Holzwerk geschehen muß, wo dann derselbe schnell festhaftet, welches beim gemeinen Mörtel auf Holzwerk nur durch allmäliges Antragen des Putzes, und langsames, höchstfleißiges und geübtes Verfahren, das mit unzweckmäßigen Kosten verbunden ist, erreicht werden kann; überdies auch nur im höchsten Nothfalle bei Reparaturen alter Decken, nie aber bei neuen Decken, wo das Holz noch eintrocknet, seine Anwendung findet; vgl. übrigens Gypsmörtel im Art. Mörtel. Aller dieser bisher erwähnte gewöhnliche Verputz muß so dünne als möglich, ½ bis höchstens 1 Zoll stark, aufgetragen werden, weil er bei größerer Dicke im Innern der Gebäude leicht abgestoßen wird, an den äußern Wänden aber zu viele Feuchtigkeit zum Schaden der Hauptmassen anzieht, auch von harten Steinen, welche den Putz nicht so gern wie weichere Steinarten annehmen, wegen großer Schwere leicht abfallen kann. — Der feinste Abputz, den man gemeinhin Weißstuck zu nennen pflegt, ist derjenige, der aus zwei Theilen reinem guten Weißkalke und einem Theile feinem Gypse ohne Sand gemischt wird. Er wird nur ½ Zoll stark aufgetragen, hat eine schöne weiße Farbe, und nimt zwar keine Politur, aber eine dem Gypsmarmor gleichglatte Oberfläche an, auf welcher der Staub nicht gern haftet. Daher ist er auch für Kirchen und große Säle, wo das Ausweißen beschwerlich und kostbar ist, besonders zu empfehlen. — Ein sehr fester Bewurf, eigentlich zum Grunde des künstlichen Marmors bestimt, ist eine Mischung von einem Theile scharfem geschlemten Grande und zwei Theilen Gyps ohne Kalk, den man, wenn es nöthig ist, 9 Zoll stark auftragen darf, ohne daß man sein Ablösen, noch Risse im Putze zu befürchten hätte. Er wird in kurzer Zeit so hart, daß er sich mit Eisen, wie Sandstein bearbeiten läßt. Um das schnelle Erhärten dieses Bewurfes zu verhindern, wird er mit Leimwasser aus Tischlerleim vermischt. Suche übrigens künstlichen Marmor im Art. Stuccaturarbeit. — Für Kellermauern, Abtritte, überhaupt für Mauerwerk an feuchten Orten und im Wasser wird zum Bewurfe ein Theil guter Kalk und zwei Theile Ziegelmehl, oder zerstoßene Dachziegel, überhaupt zerstoßene Scherben von gutgebranter Erde genommen. — Zum Bewurfe der Feuermauern wird eine aus Lehm und ganz frischem Pferdemist bereitete dicke Masse gebraucht, weil der gewöhnliche Bewurf unter den Einwirkungen des Feuers leicht abspringt. Zum Bewurfe für Wandgemälde auf nassem Kalke muß man besonders gutgebranten Kalk und feinen Sand nehmen. Für Helmalereien auf der Mauer aber sollen zwei Anwürfe gemacht werden. Der erste soll gemeiner Mörtel seyn, für den andern aber soll dem Mörtel gestoßener Marmor zugesetzt werden, damit sich der Bewurf recht glatt abreiben lasse. Für Lehmwände, von welchen der gewöhnliche Mörtel leicht abfällt, wenn nicht der größte Fleis und besondere Vorsicht angewandt wird (s. weiter unten bei Vorbereitung der Wände zum Verputz) soll man nach Einigen, statt des gewöhnlichen guten Steinkalkes, Erd- oder Mergelkalk in die Mischung des Mörtels zum Bewurfe bringen, welcher wegen seiner nähern Verwandtschaft mit dem Lehme fester auf den Lehmwänden haftet. Nach Gilly ist eine Mischung von frischgelöschtem Kalke mit Ochsenblut vermischt zum Abputze auf Lehmmauern geeignet, allein auf der Wetterseite nicht haltbar. Die Fugen der Lehmsteine müssen dabei zuvor mit Lehm wohl ausgefüllt, und die Wände mit scharfem Sande besonders vermittelst des Reibebrets abgerieben werden. Nach Hermbstädt ist für Lehmmauern der vorzüglichste Abputz, eine Mischung von geschlemtem Lehme und Steinkohlenasche, welche zuletzt mit Steinkohlentheer überzogen wird. Von andern Überzügen, Anstrichen u. dgl. welche die Dauer der Lehmwände zum Zwecke haben (s. den Art. Lehmwand).

Das Auftragen, Anwerfen des Putzes geschieht mit der Maurerkelle und wird entweder, besonders an den Außenseiten der Bauwerke, in Kellern und in unansehnlichen Abtheilungen landwirthschaftl. Gebäude, rauh gelassen, welches man berappt oder den Spritzwurf zu nennen pflegt; oder er wird, wie gewöhnlich, mit dem Reibebrette abgerieben, welches man gefilzt nent. Einige

pflegen das Filzen auch fein Berappen, oder Putzen im engern Sinne, Andere wol auch schon, doch uneigentlich, Tünchen zu nennen. Der Spritzwurf wird beim gewöhnlichen Mauerbewurfe für den dauerhaftesten gehalten, weil er nicht so leicht wieder abfällt, welches beim gefilzten Kalkanwurfe öfters der Fall ist; denn durch das Abreiben erhitzt sich der Kalk und erhärtet dadurch zu frühe, ehe er von den Steinporen gehörig angezogen werden konte; weswegen man auch beim Filzen die Wand häufig mit Wasser vermittelst des Sprengpinsels benetzen muß. Damit aber die Wand auch eine vollkommen gerade und ebene Fläche erhalte; so müssen zuerst, besonders bei Mauern von sehr unförmlichen Steinen ungefähr 6 Zoll breite Streifen 5 Fuß weit auseinander angelegt, von oben herab abgerieben, und hierauf die Flächen zwischen ihnen beworfen und mit einem großen Reibebrette, das von einem Streifen bis über den andern reicht, abgezogen werden, bis der Anwurf überall gleich dick und eben ist, wo dann das Ganze mit kleinern Reibebrettern vollkommen abgeputzt und gefilzt wird. Kömt endlich hierüber noch ein dünner Überzug von feinem Mörtel; so wird diese letzte Putzarbeit Schlemmen, wol auch von einigen abermals Putzen im engeren Sinne, und Tünchen genant; worauf aber endlich das Ausweissen, das eigentliche Tünchen, oder das Anstreichen mit Farben erfolgt.

Für die Vorbereitung der Bautheile zum Bewurfe hat man folgende Regeln zu beobachten: das Mauerwerk muß vollkommen ausgetrocknet seyn, weil sich die Feuchtigkeit sonst in den Mörtel zieht, und Flecken im Putze, oder gar das Herabfallen desselben verursacht. Mauerwerk, welches schwer trocknet, und daher beim Bewerfen noch naß ist, soll zuerst mit Thon oder mit klarem Lehm, der mit Spreu vermischt ist, bekleidet und auf diese Bekleidung der Kalkputz geworfen werden, damit sich die noch in dem Mauerwerke befindliche Feuchtigkeit in den Lehm und nicht in den Putz ziehe. — Vor dem Anwerfen sollen die Steine vom Staube wohl gereinigt und mit dem Sprengpinsel angefeuchtet werden; das eine, damit der gegenseitigen Verbindung des Bewurfes und der Steinmasse kein Hinderniß im Wege stehe, das andere, damit die Steinporen desto geneigter werden, die Theile des Bewurfsmörtels anzuziehen und sich mit ihnen enge zu vereinigen. Ebene Steinseiten aber müssen noch vor dem Reinigen gehörig bepickt werden (s. Bepicken), damit ihre rauhe Oberfläche das Eingreifen der Steinmasse in den Anwurf befördere, und das Feststitzen desselben auf dem Mauerwerke vermehre. — Alles Holzwerk in Wänden oder Decken muß vor dem Verputzen berobrt werden, wodurch allein das feste Haften des Holzbewurfes, der überdies noch, wie oben gesagt, wenigstens zur Hälfte aus Gyps bestehen muß, gesichert wird. — Zur Auftragung des Weißstuckes sowol als des Putzes für Ölgemälde, muß die Mauer zuerst mit dem gemeinen Kalkbewurfe, das vorbereitete Holzwerk aber mit einem Gypsanwurfe versehen werden; beide aber werden nicht abgerieben, sondern bleiben rauh; und auf diesen ersten Bewurf wird der Weißstuck ½ Zoll stark aufgetragen und bis zu der ihm möglichen Glätte gefilzt. — Lehmwände auf welchen der gewöhnliche Mauerverputz wohl haften soll, müssen, nach Goldfuß und Gilly, auf folgende Weise behandelt werden: vor allem müssen die Steinfugen mit einem Besen, dessen Ruthenspitzen etwas abgestutzt sind, vom Staube vollkommen gereinigt, hierauf angefeuchtet und mit Lehmstroh, zu dessen Bereitung man kurzes und zartes Stroh zu nehmen hat, ausgefüllt werden, welches man mit dem gewöhnlichen Reibebrette, unter stetem Anfeuchten, mit der Wand eben abreibt. Wenn sofort dieser erste Abputz in soweit abgetrocknet, daß er immer noch etwas weich ist; so werden mit abgehackten Besen überall kleine Löcher dicht neben einander in die Wand gestoßen, und gleich darauf der aus grobem und scharfen Quarzsande zubereitete Kalkmörtel angeworfen, welcher endlich mit Reibebrettern, deren untere Flächen mit Hutfilz überzogen seyn müssen, wohl abgefilzt wird, damit durch den Druck des Reibens alle vorhinbeschriebenen kleinen Löcher gehörig angefüllt werden. Um das Eindringen des Bewurfes zwischen die Lehmtheile noch mehr zu befördern, pflegt man endlich auf dem bereits abgefilzten Putze das Einstoßen solcher Löcher noch einmal zu wiederholen, wodurch der Bewurf zuletzt das Ansehen eines Spritzwurfes erhält. Auch kann man die Lehmwände dadurch zur Haltung des Kalkmörtelbewurfes vorbereiten, wenn man scharfe Ziegeltrümmer, oder Scherben von wohlgebranten irdenen Gefäßen 2 bis 3 Zoll tief also in den Lehm eindrückt, daß nur ungefähr ¼ Zoll über die zu bewerfende Wandfläche vorsteht. Je größer die Anzahl solcher eingedrückten Ziegelstücke auf einer Wandfläche ist, desto sichrer wird der Anwurf auf ihr haften.

Dies sind die Grundsätze der Neuern und die jetzt herrschende Behandlungsweise des im Bauwesen so wichtigen Verputzens. Es bleibt uns also noch übrig, des musterhaften Verfahrens der Alten, die so wie in allen Stücken auch vorzüglich im Bauwesen unsere Lehrer sind, bei Anfertigung des Bewurfes zu erwähnen. — Ihnen war diese Arbeit des Ausbaues eine so große Angelegenheit, daß sie die größte Sorgfalt darauf verwendeten, ja nicht nur allein Bruchsteinmauern, Holz- und Lehmwände, sondern auch Quadersteinmauern und von Werkstükken aufgeführte, selbst von einem Steine verfertigte Säulen verputzten; ohne Zweifel darum, weil die Steinarten, bei welchen sie dieses thaten, wegen ihrer Weichheit, Sprödigkeit oder löcherigen Masse sich nicht scharf und richtig genug in Hauptform und Verzierung bearbeiten ließen, sie selbst aber von der großen Haltbarkeit ihrer Bewurfsmasse in einem hohen Grade überzeugt waren. Diese Bewurfsmasse (tectorium) war aber nichts anders, als gemeiner Mörtel [1]), wozu der aus weichem löcherigen Kalksteine gebrante [2]), gleich nach dem Brennen abgelöschte und lange Zeit in Gruben wohlverwahrte Kalk [3]) (vgl. auch Mörtel), so wie der Flußsand, weil er mager ist, und durch langsames Trocknen die Festigkeit des Bewurfes befördert, vorgezogen wurden [4]). Ein

1) *Vitruvius* VII, 3. 2) *Vitr.* II, 5. *Plinius* XXXVI, 53. 3) *Vitr.* VII, 2. *Plin.* XXXVI, 55. 4) *Vitruvius* II, 4.

Theil des erstern wurde mit zwei Theilen von letzterm gemischt [5]); die Mischung aber durch tüchtiges Untereinandertreiben der Theile vermittelst hölzerner Stäbe befördert [6]). Für Mauerwerk an feuchten Orten und im Wasser nahmen sie statt des Sandes drei Theile feingestoßene oder zerriebene Trümmer von gebrannten Ziegeln zu einem Theile Kalk [7]). Und zur Vollendung des Putzes setzten sie dem Kalke Marmorsand zu, den sie theils aus Bruchsteinen, theils aus dem Abfalle der Marmorarbeiten durch Zerstoßen und Zerreiben der Stücke gewonnen. Sie hielten zu diesem Zwecke jenen Marmor, der ein den Salzkörnern ähnlich glänzendes Korn hatte, für den vorzüglichsten, und schieden den daraus bereiteten Sand durch 3 verschiedene Arten von Sieben in groben, mittelfeinen und feinsten aus [8]). Jeder wurde beim Gebrauche mit dem altgelöschten Kalke vermischt, die Mischung gehörig durchgearbeitet, und für gut gehalten, wenn sie nicht mehr an der Kelle hängen blieb [9]), sondern das Eisen rein aus dem Mörtel herausgezogen werden konte [10]). Auch des Gypsmörtels bedienten sich die Alten zum Weißstucke (in albariis) und zur Anfertigung der Gesimse und Versierungen [11]); obgleich Vitruvius [12]) seinen Gebrauch hiezu wegen des schnellen Trocknens und der dadurch erzeugten schlechten Dauerhaftigkeit der Werke verwirft. — Zu einem vollkommen guten Bewurfe aber foderte man 3 Hauptstücke oder 7 Überzüge; sie waren: 1) der Spritzwurf (trullisatio) [13]); 2) der dreimalige Sandbewurf (arenatum) [14]); 3) der zweimalige [15]), besser aber ebenfalls dreimalige Marmorputz (marmoratum) [16]). Die Arbeit selbst aber wurde für eine jede Art Wände, Mauern, Holz- und Lehmwände auf folgende Weise ausgeführt. Vor allem wurde Mauer oder vorbereitete Holz- und Lehmwand mit dem Mörtelbewurfe berappt. Hierauf ließ man noch nicht trockene Spritzwurf durch drei mit Kalk vermengte Sandlagen (directiones arenati) der Länge, Höhe und den Ecken des berappten Bautheiles nach mit Richtscheid und Schnur, mit Bleiloth und mit Winkelhaken abgeglichen, so daß immer der vorhergehende Bewurf kaum anfing zu trocknen, wenn der nachfolgende darauf gebracht wurde. Auf dieselbe Weise wurde auf den letzten Sandbewurf zuerst der Marmorputz aus grobem Marmorsande und Kalk gelegt, auf diesen der zweite, der mittelfeinen Marmorsand in seiner Mischung hielt, und dann eben so der dritte von Kalk und feinstem Marmorsande gemischt, welcher, naß bemalt, die dauerhaftesten Wandgemälde darstellte, oder geschliffen, den herrlichsten Marmorglanz von sich strahlte [17]). Der ganze Bewurf wird in den noch vorhandenen Werken der Römer 2½ bis 3 Zoll dick gefunden [18]). Er war bei den Griechen, die sich eben dieses Verfahrens bedienten, so fest, daß nach Vitruvius Versicherung [19]), die von alten Wänden losgerissenen Stücke als Marmorplatten gebraucht werden konten, und für seine Festigkeit bei den Römern zeugen die noch vorhandenen Denkmäler, besonders in den aufgegrabenen Städten Herkulanum und Pompeji, wo der Bewurf ohne Verletzung seiner Masse losgesägt und von dem Mauerwerke getrennt werden konte. — An feuchten Stellen des Mauerwerkes, so wie an ganz feuchten Mauern und am Mauerwerke im Wasser setzten die Alten dem Kalke, wie bereits oben erwähnt wurde, statt des Quarzsandes, zertrümmerte und zerriebene Brennsteine zu. Das Holzwerk aber bereiteten sie wie wir, durch Berohrung zum Bewurfe vor; doch brachten sie in die Berohrung noch Thon, damit der daraufzubringende Kalk das Holzwerk nicht angreife (s. im Art. Berohren); worauf sie sich eben desselben Anwurfs und Verfahrens wie beim Mauerwerke bedienten [20]), welches auch endlich auf Lehmwänden dasselbe war, nur mußten die Lehmwände wohl ausgetrocknet, und ihre Oberflächen rauh bearbeitet seyn [21]). Der Bewurf hielt auch auf ihnen so fest, und war so dauerhaft und schön, daß man, wie Vitruvius [22]) und Plinius [23]) erzählen, Gemälde heraushauen, und in hölzerne Rahmen gefaßt von Sparta nach Rom zur Ausszierung des Comitiums bringen konte, ohne daß die ausgebrochenen Tafeln, noch die Malereien auf ihnen beschädigt wurden, ja so dauerhaft, daß der Anwurf auf den Lehmmauern in Königs Mausolus Palaste zu Halikarnaß zu Vitruvius Zeiten, also fast vier Jahrhunderte nach ihrer Erbauung, noch wie ein Glasspiegel glänzte [24]). (*Leger.*)

Bewidmen, s. Leibgeding.

BEWUNDERUNG, ist diejenige angenehme Empfindung, die ein Gegenstand durch ungewöhnliche Größe dem Betrachtenden erregt; es sey diese übrigens Größe der Ausdehnung oder Größe der Kraft. Zur Bewunderung fühlen wir uns hingerissen, sowol, wenn wir den Umfang der Sonne, den tausend mal tausend Erden noch lange nicht ausfüllen, uns anschaulich machen, als auch, wenn wir ihre gewaltige Macht, wodurch sie alle ihr angehörigen Schweif- und Wandelsterne und deren Begleiter in ihren Bahnen hält und bewegt, uns lebhaft vergegenwärtigen. Eben so bei geistigen Kräften. Wer hätte nicht einen Leibnitz und Newton bewundert, wenn er die Riesengröße ihrer Denkkraft in ihren unsterblichen Erfindungen zu erfassen vermochte! — Das Angenehme, was die Bewunderung hat, beruhet auf mehren Gründen, aus deren Zusammenwirken das Eigenthümliche dieser Empfindung hervor geht. Denn 1) finden wir an einem Gegenstande der Bewunderung schon darum Wohlgefallen, weil er das an sich hat, was man überhaupt den Reiz der Neuheit nent. Denn seine Größe ist ungewöhnlich, außerordentlich. 2) Je größer der Gegenstand ist, desto mehr Beschäftigung gibt er der Vorstellungskraft des Betrachtenden; wenn auch nicht gerade durch Mannigfaltigkeit, doch durch Vielheit. Nun ist aber Vergnügen nichts anders, als Lebensgefühl, und dieses nichts anders, als Gefühl von Thätigkeit seiner Kräfte. Also muß ein Gegenstand durch ungewöhnliche Größe den Betrachtenden Vergnügen gewähren. 3) In der Betrachtung des ungewöhnlich Großen fühlt die Sele sich selbst gleichsam erweitert, empfindet die Größe ihrer eignen

5) *Vitr.* II, 5. 6) *Vitr.* VII, 3. *Plin.* l. c. 7) *Vitr.* VII, 4. Vgl. ibid. 1. *Plin.* l. c. 8) *Vitr.* VII, 6. 9) *Vitr.* VII, 3. *Plin.* l. c. 10) *Vitr.* l. c. 11) *Plin.* XXXVI, 59. 12) VII, 3. 13) *Vitr.* l. c. 14) *Vitr.* l. c. *Plin.* XXXVI, 55. 15) *Plin.* l. c. 16) *Vitr.* l. c. 17) *Vitr.* VII, 3. 18) Hirth Baukunst nach den Grundsätzen der Alten S. 232. 19) *Vitr.* l. c.

20) *Vitr.* l. c. 21) *Palladius* I, 11. 22) *Vitr.* II, 8. 23) *Plin.* XXXV, 49. 24) *Vitr.* l. c.

Kraft, indem sie fühlt, daß diese hinreicht, das Große zu umfassen und sich zu vergegenwärtigen. Dies ist ein erhebendes Gefühl, was sich in die beiden vorigen mit einmischt, und alle drei zusammen machen das Angenehme aus, was die Bewunderung mit sich führt. — Daß uns übrigens die Größe dessen, was wir bewundern sollen, anschaulich seyn muß, darf nicht erst besonders nachgewiesen werden. Denn dasselbe gilt in Bezug auf Alles, dessen Betrachtung uns merkliche Empfindung verursachen soll.

In die Empfindung aber, welche durch alles ungewöhnlich Große, als solches, erregt wird, mischt sich ausserdem noch etwas besonderes, wenn dasselbe im eigentlichen Sinne erhaben ist; wie dies von Kant mit eben so viel Scharfsinn als Klarheit nachgewiesen ist. Erhaben heißt nämlich eigentlich, was so groß ist, daß es die Idee von Unermeßlichkeit, von Unendlichkeit (der Ausdehnung oder der Kraft) erregt; es mag übrigens an sich selber in der That unendlich seyn oder nicht. Wenn nun etwas Erhabenes gegeben ist, so strebt die Einbildungskraft die dadurch erregte Idee von Unendlichkeit zu versinnlichen, das dadurch Gedachte anschaulich zu machen; eben so, wie sie jedem gegebnen Begriffe ein Bild unterzulegen strebt. Dies aber vermag sie nicht, indem Unendliches durch keine Anschauung umfaßt werden kann. Daher entsteht uns dann ein Gefühl von Beschränktheit unsrer anschauenden Kraft, was uns nothwendig niederschlägt und demüthigt. Eben dieses Gefühl aber trägt dazu bei, daß wir uns auf der andern Seite desto mehr wieder erhoben fühlen. Denn indem wir zugleich das Vermögen der Ideen, ein Vermögen, was unendlich höher ist, als unsre Anschauungskraft, indem es Unendliches zu fassen vermag, in uns empfinden, so wird diese Empfindung durch jenes, so mächtig dagegen abstechende Gefühl dergestalt erleuchtet und verstärkt, daß wir derselben kräftiger und lebendiger inne werden, und uns also dadurch mehr erhoben fühlen, als unter allen andern Bedingungen, wo dieselbe durch keinen solchen Abstich besonders hervorgehoben wird. Betrachtung des Erhabnen, kann man also sagen, erhebt durch Demüthigung, und diese Mischung des Gefühls ist eben das Besondre und Eigenthümliche, wodurch die Bewunderung des Erhabnen von der Bewunderung des Großen, was nicht gerade erhaben ist, sich unterscheidet, und was ihr den Zauber verleihet, der dafür empfängliche Gemüther so unwiderstehlich anziehet. — —

Je größer ein Gegenstand ist, desto mehr muß die anschauliche Vorstellung seiner Größe unsre Vorstellungskraft erfüllen, spannen und fest halten; dergestalt, daß dieselbe entweder gänzlich still steht, wie versenkt in dieses Anschauen, oder doch nur langsam von einer Vorstellung zur andern fort gehet. Daher die Erscheinung im Äußern: Stillstand, oder feierliche, wenigstens gemessene Langsamkeit der Bewegungen. Es ist dies ein wesentlicher Zug in dem Bilde des innern Zustandes, was sich in dem Äußern überhaupt bei demjenigen, der von Bewunderung erfüllt ist, so sprechend darstellt, und dessen übrige Züge eben so leicht erklärlich sind (s. meine Rhetorik, 3. Ausg.).

Der Name der Bewunderung ist übrigens von einem äußern Umstande hergenommen, der bei ihr gar nicht Statt findet, auf den vielmehr nur das Stammwort, wovon er herkomt, hindeutet. Denn Wundern ist ein Wiederholungswort von Wenden, und deutet ursprünglich auf dasjenige Hin- und Herwenden des Kopfes, was sich bei denen die sich über etwas wundern, wol zu zeigen pflegt. (*Maass.*)

BEWUSSTSEYN. Nach der bekanten Bedeutung des Ableitungslautes Be heißt Bewußt buchstäblich: mit Wissen versehen, ein Wissen habend. Wenn wir uns also einer Vorstellung bewußt seyn sollen, so müssen wir sie nicht allein haben, sondern auch wissen, daß wir sie haben. Dieses ist nun blos dadurch möglich, daß wir dieselbe als unsere Vorstellung auf uns beziehen, und sie also von uns selbst unterscheiden. Dieses wieder nur dadurch, daß wir irgend Etwas als Gegenstand, d. i. als etwas unserm Ich Vorgestelltes und insofern von diesem Verschiedenes, durch dieselbe uns vorstellen; und dieses endlich nur dadurch, daß wir einen vorhandenen Stoff in eine Einheit zusammen fassen, als wodurch derselbe eben erst so gestaltet wird, daß er als Gegenstand hervor tritt. Auf dieser Handlung der Vorstellungskraft, wodurch sie ein Mannigfaltiges (wenn man hierunter jeden gegebnen Stoff versteht) in eine Einheit zusammen faßt, beruht also alles Bewußtseyn, es mag übrigens gedachtes Zusammenfassen, je nachdem das Mannigfaltige anschaulich oder nicht anschaulich ist, durch die Einbildungskraft oder durch den Verstand geschehen. — Wenn wir uns einer Vorstellung bewußt sind, so wird auch von ihrem Gegenstande gesagt, daß wir uns desselben bewußt seyen. Wer an eine Übereilung, die er begangen hat, mit Bewußtseyn denkt, der ist auch dieser Übereilung selbst sich bewußt. Eben die Bedingungen also, von welchen es abhängt, ob gegebene Vorstellungen zum Bewußtseyn kommen, oder nicht, bestimmen auch, ob wir uns der Gegenstände derselben bewußt werden oder nicht. Die Entwickelung jener Bedingungen, die so wichtig und folgenreich ist, s. in meinem Vers. üb. d. Einbildungskraft, §. 26. u. f.

Man nent unsre Vorstellungen klar oder dunkel, je nachdem wir derselben uns bewußt sind, oder nicht. Dabei pflegt man es als das Kennzeichen klarer Vorstellungen anzugeben, daß wir sie von einander unterscheiden können. Ganz richtig. Denn durch jede stellen wir uns Etwas als Gegenstand vor, und jede hat, wofern es in der That verschiedne Vorstellungen sind, ihren eignen Gegenstand, wodurch sie also von jeder andern unterschieden werden kann. Nur ist dies, wie man sieht, erst ein abgeleitetes Merkmal klarer Vorstellungen, nicht das Wesen der Klarheit selbst. Dasselbe gilt von einer andern, übrigens ebenfalls richtigen Bestimmung; wenn man nämlich sagt: unsere Vorstellung von Etwas sey klar, sofern wir angeben können, was wir uns vorstellen. Denn da wir, dem Vorigen zufolge, eine klare Vorstellung durch ihren Gegenstand von andern zu unterscheiden vermögen; so müssen wir, wenn auch nicht gerade durch Worte ausdrücken, doch wenigstens uns selber in Gedanken ange-

ben, bestimmen können, welchen Gegenstand wir durch dieselbe uns vorstellen.

Das jenige Bewußtseyn, welches jedem andern zum Grunde liegt, indem es jedes andere erst möglich macht, ist die von Kant sogenante transscendentale Apperception, das ist, das reine Selbstbewußtseyn, ohne alle nähern, durch innere Wahrnehmung gegebnen Bestimmungen. Denn soll ich irgend einer Vorstellung mir bewußt seyn, so muß ich sie als meine Vorstellung auf mein Ich beziehen. Das kann ich nur, sofern ich auch meines Ichs mir bewußt bin; also nur vermöge des reinen Selbstbewußtseyns. Hiebei ist freilich mein Ich Vorstellendes und Vorgestelltes zugleich. Aber es ist auch leicht zu erkennen, daß darin kein Widerspruch liegt. (*Maass.*)

BEX, Pfarrdorf im schweiz. Kanton Waadt, mit 709 Häus. und 2500 Einw., nahe bei der Rhone und der Gränze des Wallis, 1328 F. üb. Meer. Es ist wegen eines Salzwerkes merkwürdig, welches bis dahin das einzige in der Schweiz ist. Das Salz ist trefflich, wird aus verschiedenen Quellen gesammelt, und in mehren zerstreuten Gradirhäusern und Siedereien sorgfältig bereitet. Der Ertrag steigt jährlich auf 15,000 Centner, vor einem Jahrhundert bis auf 38,000 Centner. Die Arbeiten im Berge selbst sind außerordentlich; ein Stollen, Galérie des Invalides, ist 6½ Fuß hoch, 3½ Fuß breit u. 4000 Fuß lang, in einem Felsen, wo der Bergmann in 8 Stunden nur um 1½ Zoll weiter komt; durch einen senkrechten Schacht, Puits de Bouillet, von 677 F. sieht man am Mittag die Sterne; der große Sohlenbehälter ist 100 Fuß lang, 60 F. breit und 9 Fuß tief, ein Rad von 36 F. Durchmesser setzt 3000 F. unter der Oberfläche der Erde, das Wasser in Bewegung. Mehre Schwefelquellen, und dazwischen eine Quelle süßen Wassers, sprudeln auf den Wiesen bei Bex; die ganze Umgegend ist ungemein malerisch, fruchtbar, reich an den merkwürdigsten Mineralien, Versteinerungen und Pflanzen, daher sich hier 2 Pflanzenhändler aufhalten, und einige Herbarien zu suchen sind. Mehre Gletscher liegen oberhalb Bex auf den Anhöhen, während das Thal sich südlicher Wärme erfreut. Die Salzquellen selbst liegen in Thonschiefer, der mit Kalk und Quarz gemengt ist. Während die Waadt noch zum Kanton Bern gehörte, war der große Haller 6 Jahre lang Salinen-Inspektor und wohnte als solcher zu Roche; seine Regirung hatte 1683 die angefangenen Arbeiten um 103,943 Fr. an sich gekauft, die Quellen selbst wurden 1554 entdeckt. Verschiedene Schriften betreffen dieses Salzwerk; von Haller, 1776, Wild, 1788; Struve 1803 und 1819; Lardy, 1819. — Der Kreis Bex hat 2823 Einw., die auf gebirgigem Boden Viehzucht, in der Ebene Korn u. etwas Wein bauen. (*Wirz.*)

BEXON (Gabriel Leopold Charles Aimé), aus Remiremont oder Reimersberg in Lothringen, geboren im März 1748, widmete sich dem geistlichen Stande, erhielt zu Paris ein Kanonikat, und starb daselbst den 15. Febr. 1784. Seine Mußestunden waren der Naturgeschichte gewidmet, und Buffon hatte an ihm, bei Herausgabe der letzten Bände seines großen naturhistorischen Werks, einen fleißigen Mitarbeiter. Beifall fanden und verdienten sein Système de la fertilisation. Nancy. 1773; 1797. 8. (wo er den Vorschlag that, durch Hilfe eines besonders eingerichteten Brennspiegels Kalk zu brennen und damit zu düngen). Catéchisme d'agriculture, ou bibliothèque des gens de la campagne. 1773. 12. Histoire de Lorraine. T. I. Nancy. 1777. 8.; geht bis auf den Herzog Leopold, und ist zum Theil aus handschriftlichen Quellen geschöpft; ein zweiter Theil, der die neueste, und ein dritter, der die Naturgeschichte enthalten sollte, ist nicht erschienen. François von Neufchateau ließ im Conservateur 25 Briefe von Buffon an den Abbe Bexon, und einiges andere aus dem Nachlasse des Letztern abdrucken. Da sich Bexon auf seiner ersten Schrift Scipion Bexon nante, so wird er öfters irrig unter diesem Vornamen aufgeführt *). (*Baur.*)

Bey, s. Beg.

BEYAH oder BEGAH, ein Strom, welcher das Pundschab oder die Prov. Lahore in Hindustan bewässert. Er hat 2 Quellenflüsse die Beas Gunga und die Ban Gunga, die beide etwa unter 32° Br. und 105° L. in den Vorbergen entspringen, die sich vor dem Himalih hinziehen und das Kuhistan von Lahore vom Pundschab scheiden. Sie vereinigen sich bei Hureepoor, nehmen eine südwestliche Richtung und stoßen bei Hurecke mit dem Sutuleje zusammen, worauf dann beide vereinigte Ströme ihre Namen aufgeben und als Gharra durch Lahore und Multan zum Rhenaub, und mit diesem zum Sind laufen. Er ist vom Byronwal Passe, wo er während der Regenzeit 740 Yard breit wird, schon als Begah schiffbar, seine Ufer aber sind von Baumwuchse entblößet. Sein ganzer Lauf als Begah und Gharra beträgt 118 Meilen. Bei den Alten war er unter dem Namen Hyphasis bekant. (*Hassel.*)

BEYBAZAR, (nach Gardane) eine Stadt in Anadolien, Sandsch. Angouri, mit 4000 Einw., die starken Reisbau treiben. (*H.*)

Beycaneer, s. Bicanere.

Beycheri, s. Konieh.

BEYENBURG, Beienburg, Bienburg, Marktfl. an der Wipper in dem Cleve-Bergischen Reg. B. Düsseldorf, mit 200 H. u. 1100 Einw., die Siameisen- u. Zwillichmanuf. unterhalten. (*H.*)

BEYER (Georg), geboren zu Leipzig den 10. Sept. 1665, wo sein Vater Aktuarius bei dem Oberhofgerichte war, studirte daselbst unter Christian Thomasius, und nachher in Frankfurt an der Oder, unter Samuel Stryk und Peter Schulze, kehrte endlich aber wieder nach Leipzig zurück, wo er unter Schwendendörffer und Ludw. Menke seine Studien vollendete. Im J. 1706 wurde er Professor der Rechte zu Wittenberg, wo er am 16. August 1714 starb. Er war ein frommer, ehrlicher und duldsamer Mann, und als Schriftsteller wegen der Deutlichkeit seines schriftlichen Vortrags, und der in demselben herrschenden Beurtheilungskraft geschätzt. Was sein Andenken ganz vorzüglich erhalten wird, ist daß er der erste war, welcher das teutsche Recht von dem Vortrage des römischen trente, und ein eignes Lehrbuch darüber abfaßte. Dieses erschien jedoch erst nach seinem Tode, von

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV. Ersch's gelehrtes Frankr.

Mich. Heinr. Griebner unter dem Titel: Specimen juris Germanici. Hal. Magd. 1718. 4. herausgegeben und vollendet. Es ist nachmals öfters aufgelegt, und als der erste Versuch, bemerkenswerth. Außer mehren Abhandlungen, die zu Leipzig 1723 zusammengedruckt sind, einigen vergessenen Compendien des Römischen-, Lehn-, Natur- und Kriminalrechts, hat er noch ein literarisches, nachmals von Gottl. Aug. Jenichen, Karl Ferdinand Hommel, und Heinr. Gottlieb Franken fortgesetztes Werk über die juristische Bibliographie (Schediasma de utili ac necessaria autorum juridicorum notitia, seit 1698 herausgegeben. Endlich hat er noch eine Ausgabe von Volkmann's Notariatskunst, von dem Antitribonian des Hotmann, von Friedr. Brummer's Opuscula juridico – historico – philologica, von Ziegler's Disceptationes selectae, und von der peinl. Gerichtsordn. Kaisers Karl V. besorgt *). (*Spangenberg.*)

Beyer (Augnst), namhafter Literator und Bibliograph in der ersten Hälfte des vorigen Jahrh., geboren zu Bertholsdorf bei Freiberg am 16. Jan. 1707. Nachdem er zu Leipzig studirt und zu Wittenberg die Magisterwürde angenommen hatte, beschäftigte er sich einige Jahre in dem Hause des Joh. Diederich von Schönberg mit der Ordnung der Bibliothek desselben, wurde darauf Bibliothekar bei dem bekanten Grafen von Bünau zu Dresden, verwaltete auch daselbst Schul- und kirchliche Ämter und starb 1741 als adjungirter Pastor zu Zörbig. Seine Schriften sind fast alle literarischen und bibliographischen Inhalts, und die beiden bekantesten und vorzüglichsten unter ihnen sind: die Memoriae historico-criticae librorr. rarior. etc. Dresd. 1734. 8. und die Arcana Bibliothecar. Dresdensium mit zwei Fortsetzungen. Dresd. 1738 bis 1740. 8. Beide Werke haben das Auszezeichnete vor manchen ihrer Art, daß Beyer die aufgeführten Bücher alle vor Augen hatte; dieses Urtheil spricht, wenigstens über das erstere dieser Werke, auch Ebert in seinem bibliographischen Lexicon aus. Auch das Leben des bekanten Linguisten Georg Gentius hat Beyer (Dresd. 1733. 8.) lateinisch herausgegeben (Historia vitae, fatorum atque meritorum G. Gentii), so wie einige andre kleine Schriften, welche man bei Adelung zum Jöcher genant findet. Dem Schweden Phil. Johann von Strahlenberg soll er bei der Beschreibung des Nord- und Östlichen Theils von Europa und Asia u. s. w. (Stockholm 1730. 4.) hilfreiche Hand geleistet haben †). (*Mohnike.*)

Beyer (Joh. Rudolph Gottlieb), Prediger zu Sömmerda im Erfurtischen, und Mitglied der kurzmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, geb. daselbst den 20. Jan. 1756, wo sein Vater Schullehrer und Kirchner war. Er bildete sich auf den niedern und höhern Lehranstalten seiner Vaterstadt, und auf der Hochschule zu Jena, wo vornehmlich Danow sein Lehrer war. Zu Ende des Jahres 1775 kam er nach Erfurt zurück und erhielt gleich darauf die Konrektorstelle an der Johannisschule, 1780 aber wurde er Rektor an der Thomasschule und Nachmittagsprediger an der Kirche gleiches Namens. In dieser Zeit ward er in die bekanten Froriepschen Streitigkeiten verwickelt, an welchen er den lebhaftesten Antheil nahm. Nachdem er seit 1782 die Predigerstelle zu Schwerborn im Erfurtischen bekleidet hatte, wählte ihn 1790 die Bonifacius-Gemeinde in dem Städtchen Sömmerda zu ihrem Selsorger, wo er in glücklichen Verhältnissen lebte, bis der Ausbruch des französisch-preußischen Krieges 1805, und der darauf folgende Regierungswechsel mancherlei Ungemach über ihn brachte. Drei Jahre vor seinem Tode ernante ihn das französische Gouvernement zum Superintendenten über die Dorfschaften der Kameral-Diöces und zum Oberschulrath in Erfurt. Besonders drangsalsvoll waren für ihn die letzten Wochen seines Lebens, indem seine Pfarrwohnung zu einem Militärhospital eingeräumt werden mußte. Eine dort ausgebrochene und überhand nehmende epidemische Krankheit machte seinem thätigen Leben im December 1813 ein unerwartetes Ende. Er war ein beliebter Prediger und geschätzter Schriftsteller im katechetischen Fache und in allen Predigerwissenschaften, arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit, und besaß in einem ausgezeichneten Grade das Talent einer gemeinfaßlichen, populären und deutlichen Entwickelung der Begriffe. Sehr vielen Beifall fand und verdiente in dieser Beziehung sein Handbuch für Kinder und Kinderlehrer über den Katechismus Lutheri. Lpz. 6 Bdchn. 1785. 8. 2. Ausg. in 2 Bdn. Eb. 1787. 8. Anhang dazu oder 7. Bdchn. Eb. 1787. 8. Auszug aus dem Handbuche ꝛc. Eb. 1789. 8. Allgemeines und vollständiges (viersaches) Register zu beiden Auflagen vom Beyerschen Handbuche ꝛc. von T. L. Kämpfe. Eb. 1796. 8. Mit Recht hat sich dieses Buch bei Predigern und Schullehrern sehr beliebt gemacht, indem Beyer die Gegenstände eben so vernünftig als freimüthig behandelt, überall richtige Begriffe von den biblischen Stellen und Lehren zu geben bemüht ist, den echten sokratischen Ton meistens gut trift, und einen eben so deutlichen, ordentlichen und bündigen Gang im Denken geht, als sich faßlich, anziehend und edel ausdrückt. Sein allgemeines Magazin für Prediger nach den Bedürfnissen unsrer Zeit. 12 Bde. Lpz. 1789 — 96. 8. und die Fortsetzung desselben unter dem Titel: Museum für Prediger. 4 Bde. Eb. 1797 — 1800. 8. steht zwar in Hinsicht auf Auswahl und innern Gehalt den ähnlichen Arbeiten von Teller, Löffler und Ammon weit nach, enthält aber doch auch viel Belehrendes und Gemeinnütziges, besonders für Landprediger, aus den Fächern der Pastoraltheologie, Katechetik und Liturgik, und in den sehr populären Predigtentwürfen ist wenigstens die praktische Tendenz und eine aufgeklärte Ansicht über die wesentlichen Lehren des Christenthums unverkennbar. Durch diese Eigenschaften empfehlen sich auch Beyers übrige Predigtsamlungen, in denen aber der Styl öfters gemein, breit und weitschweifig, und die Disposition vernachlässigt ist, eigentliche Beredsamkeit überdies gänzlich vermißt wird. Dahin gehören seine Predigten zur Auf-

*) S. Jugler Beiträge zur juristischen Biographie. Bd. I. St. 1. Nr. XII. S. 184. fgg.

†) Hinsichtlich der teutschen Einkleidung, die dem gebornen Schweden Mühe machte. Strahlenberg selber erwähnt übrigens in der Vorrede und Einleitung zu seinem Buche dieser Hilfleistung Beyer's nicht. Beide sollen zu Leipzig in einem Hause gewohnt haben. S. Adelung; sicher aus einem der Dietmannschen Werke über die Geschichte der churfächsischen Prediger.

klärung der Volksreligion. 3 Bde. Lpz. 1782 — 1794. 8. 2. Aufl. des 1 Bd. 1795. Die Geschichte der Urwelt in Predigten, ein Versuch, auch den Ungelehrten mit dem Sinne und Geist der mosaischen Urkunden bekannter zu machen. 2 Bde. Eb. 1795. 8. Geschichte der Ifraeliten, eine Fortsetzung vor der Geschichte der Urwelt. Erf. 1811. 8. (Empfehlenswerth, als gemeinnützige Vorlesungen für Landleute). Predigten über Sprüchwörter, in Verbindung mit den Sonn- u. Festtagsevangelien. 2 Bde. Eb. 1800. 8. (mehre der behandelten Sprüchwörter sind der Würde der Kanzel entgegen). Predigten über Gegenstände der Natur nach Anleitung der evangelischen Texte. Lpz. 1805. 8. (als populäre naturhistorische Abhandlungen nützlich, aber ohne lebendige Darstellung). Seine übrigen Schriften können übergangen werden *). (*Baur.*)

BEYERFELD, königl. sächs. Kirchdorf im erzgebirg. Amte Grünhain ist, nebst dem nahen Dorfe Sachsenfeld seit dem Anfang des 18. Jahrh. der Hauptsitz der Blechlöffelfabrikation, welche über 10 — 12 Dörfer und 2 Städte, Aue und Grünhain, sich verbreitet, und vom Bauer- bis zum Vorleglöffel, mehr als 70 Sorten, überhaupt jährlich weit über 200,000 Dutzend liefert. Die eigentlichen Arbeiter theilen sich in Plattenschmiede u. Löffelmacher. Die erstern fertigen nur die Platten, die letztern schneiden und vertiefen sie zur Löffelform. Jeder Arbeiter kann täglich 25 Dtzd. liefern. Das Verzinnen der Löffel geschieht meist in Beyerfeld, übrigens auch in den nahen Dörfern Bernsbach, Wildenau und Neuwelt. Drei Arbeiter können täglich 300 Dtzd. und genante Orte täglich 50,000 Löffel verzinnen. Doch sind die Zinnhäuser nicht immer mit Arbeit belegt. Nach dem Verzinnen erhält der Löffel erst Politur, welche bei den feinsten Sorten fast der des Silbers gleich komt. Ein Polirer kann täglich 25 Dtzd. poliren. Der Löffelstecher endlich, sticht oder punktirt Figuren, Verse ꝛc. auf die Löffel. Der jährliche Vertrieb der gesamten Fabrikation kann auf 30,000 Thlr. angeschlagen werden. Die meisten Blechlöffel gehen in die Rhein-, Main- und Wesergegenden. Unfern Beyerfeld liegt eins der größten Vitriol- und Schwefelwerke, das Köhlersche, welches die nöthigen Vitriol- und Schwefeltiefe aus der nahen Zeche, Stamm Asser am Graul, bezieht. Sämtliche Vitriolwerke Sachsens, unter welchen, nächst dem Beyerfelder, das zu Geier das bedeutendste ist, liefern jährlich gegen 6000 Centn. Vitriol und daraus gegen 100,000 Pfd. Vitriolöl, das meist in Sachsen selbst verbraucht wird, zum Theil auch Scheidewasser, Salz- und Hirschhorngeist; 2 Stunden von Beyerfeld liegt ein großes Arsenikwerk. (*Engelhardt.*)

BEYERLAND, eine Insel in dem Distrikt Dortrecht der niederländischen Provinz Südholland in der Maas, auf welcher das Dorf Oudbeyerland gelegen ist. Mit dieser Insel hängt das Eiland Stryen, worauf das Stryensche Saß ist, zusammen. (*Hassel.*)

Beygtach, s. Janitscharen.

Beykaneer, s. Bicanere.

*) Sein Bildniß und Leben, von ihm selbst beschrieben, im 8. Bde. 5. St. seines Magaz. S. 105 — 111. Leipz. Lit. Ztg. 1814. Nr. 7. Meusel's gel. Teutschl.

BEYTULBARRY, ein Distrikt in der Provinz Berar in Decan, welcher im S. des Ajuntcepasses zwischen 20 bis 21° Br. gelegen ist, dem Nizam gehört und die Städte Sailoor, Paulood und Ajuntee einschließt. (*Hassel.*)

BEZA (de Bèze) (Theodor), der berühmte Nachfolger Calvins an der Spitze der genferschen Kirche, wurde den 24. Juni 1519 zu Vezelai in Nivernois, wo sein Vater, Peter, das Amt eines Bailli bekleidete, geboren. Er war kaum entwöhnt, als ihn sein Oheim, Nikaus v. Beze, Parlamentsrath in Paris, zu sich nahm. Dieser schickte ihn im 9. Jahre nach Orleans, wo er unter Melchior Volmars trefflicher Leitung die alten Sprachen, insbesondere die Griechische, sehr gründlich lernte, und zugleich sich mit den Lehrsätzen des Protestantismus bekant machte, zu dessen ersten Verbreitern in Frankreich Volmar gehörte. Als dieser eine Professorstelle zu Bourges erhielt, begleitete ihn Beza, und blieb auch daselbst bis 1535 in seinem Hause. Er hatte schon große Fortschritte in den Wissenschaften, insbesondere in den alten Sprachen, gemacht, und die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als er sich in seinem 16. Jahre wieder nach Orleans begab, um die Rechte zu studiren. 1539 wurde er Licentiatus juris, obgleich er auch während dieser Zeit mehr in der Philologie gelebt, und die meisten jener Gedichte verfertigt hatte, welche nachher die Samlung seiner Poëmata juvenilia bildeten. Er ging nach Paris, erhielt zwei sehr einträgliche geistliche Benefizien, erbte von seinem ältern Bruder; und ein anderer Oheim, Abt zu Froidmont, war Willens, diese Stelle, welche auf 15,000 Pfund geschätzt wurde, zu seinem Vortheile niederzulegen. Für Theodor, welcher mit einem einnehmenden Äußern geistige Bildung verband, hatten diese Vortheile keinen entscheidenden Reiz. Unter mancherlei Zerstreuungen und selbstgewählten Studien verflossen 9 Lebensjahre des wegen seiner Kentnisse geschätzten, aber unsteten Jünglings, den Freunde und Verwandte umsonst auf eine bestimte Berufsart hinzuweisen versuchten. Mit den bedeutenden Männern, welche in Frankreich bereits der Glaubensverbesserung beigetreten waren, stand er noch in keiner Verbindung. Schon seit geraumer Zeit war er in Verhältnissen mit Claudine Denosse, welcher er insgeheim versprochen hatte, sie zu heirathen; aber die Furcht, seine Benefizien zu verlieren, hielt ihn zurück. Er selbst schildert in den Briefen an Volmar seine Verlegenheiten und den Kampf der Neigung und Überzeugung mit Reichthum, Ehre und Auszeichnung, in welchen er Fallstricke Satans erblickte. Eine schwere Krankheit befiel ihn 1548, und brachte sein Schwanken zum Entschlusse. Nach seiner Genesung ging er mit seiner Geliebten nach Genf, verband sich mit derselben, und bekante sich öffentlich zur evangelischen Lehre, womit er sich, wie er selbst sagt, schon in seinem 16. Jahre beschäftigt hatte. Nun besuchte er seinen gewesenen Lehrer Volmar, dem er sehr ergeben war, und wenige Monate vorher die erste Ausgabe seiner Gedichte zugeeignet hatte, zu Tübingen, und trat, auf dessen Rath 1549 die Lehrstelle der griechischen Sprache auf der Akademie zu Lausanne an. Er bekleidete dieselbe 9 Jahre lang, und gab daselbst mehre gelehrte Arbeiten heraus, welche den Ruf seines Namens verbreiteten. Seine, an C. Geßner ge-

richtete Zoographia Jo. Cochleae, Genev. 1549. 8. ist im muthwilligen und derben Tone der damaligen Streitschriften geschrieben. Er empfiehlt dem Herausgeber des Thierbuches die Schilderung seines misgestalteten Gegners Cochläus als einen Nachtrag zu diesem Werke. In seinem Buche: De haereticis a civili magistratu puniendis 1554. 8. (Französisch 1560 durch Nic. Colladon unter dem Titel: Traité de l'autorité du magistrat etc.) suchte er Servets Hinrichtung gegen Castelio zu rechtfertigen, und behauptet in demselben Sätze, welche die Religionsverfolgungen überhaupt begünstigen würden, und die weltliche Obrigkeit gewisser Massen nur zum Vollzieher der geistlichen Untersuchungen und Befinden machen. In diesen Zeitraum fallen auch seine Abhandlungen und Gespräche über Prädestination und Nachtmahl gegen Joachim Westphal, Tillemannus Heshusius und Castelio. In einigen von diesen polemischen Schriften, insbesondere in den dial. contra Heshus., herrscht oft noch der spottende Ton einer ungebändigten Laune, der in spätern Auflagen sorgfältig vermieden wird. Sein französisch geschriebenes Trauerspiel: Le sacrifice d'Abraham, Laus. 1550. 8. und Paris 1553. 8. wurde ins Lateinische übersetzt, und allgemein bekannt, ist aber von dem Geschmacke des neuen französischen Theaters sehr verschieden. 1556 erschien die Übersetzung des N. T., welche, von Castelio angegriffen und von Beza vertheidigt, mit immer fortgesetzten Verbesserungen oft wieder aufgelegt wurde. Die Mishandlungen vierhundert zu Paris versammelter Reformirten 1557, von denen sieben zum Feuer verurtheilt, und viele andre in Ketten gelegt wurden, veranlaßten eine Sendung Beza's, Farels und Joh. Budeus an Kurpfalz, die Häuser Hessen und Wirtemberg, um ihre Verwendung zu bewirken. Auf dieser Reise sprach er Melanchthon zu Frankfurt. — Calvin hatte ihm immer mehr Neigung zur praktischen Theologie beigebracht. Er ging 1559 nach Genf, erhielt daselbst, auf Calvins Empfehlung, das Bürgerrecht, und wurde desselben Mitarbeiter an der Kirche und auf dem Lehrstuhle. Bald hernach reiste er, auf Ansuchen der französischen Großen, welche die Reformation angenommen hatten, nach Nerac, um den König Anton, den Gemal der Johanna von Navarra, welche der Reformation ergeben war, für dieselbe zu gewinnen. Öffentlich wurde die Glaubensverbesserung daselbst eingeführt. 1561, im Frühjahr besuchte er, auf Verlangen des Königes von Navarra, mit Bewilligung der genfer Regirung, das Religionsgespräch zu Poissy, wo die geschicktesten Männer beider Religionstheile gegen einander auftraten, ohne sich zu belehren. Beza war eine der wichtigsten Personen. Mit kühner Standhaftigkeit behauptete er seine Sätze in Gegenwart des jungen Königs Karls IX., der Königin Mutter und der Prinzen vom Geblüte. Als er in der Lebhaftigkeit der Disputation über die wirkliche Gegenwart beim Abendmahle sich des Ausdruckes bediente, der Leib Jesu Christi sey, wenn von dem Orte die Rede wäre, vom Abendmahle so weit entfernt, als der Himmel von der Erde, beschuldigten der Kardinal Tournon und seine übrigen zahlreichen Gegner ihn der Gotteslästerung. Man wollte davon den Anlaß hernehmen, dem Gespräche ein Ende zu machen; doch dieser Angriff gegen ihn war ohne Folgen. Beza blieb noch einige Zeit in Frankreich. Man findet in den Akten des Rathes zu Genf vom 22. Dec. 1561 die Bewilligung, daß Beza, auf das Ansuchen des Prinzen von Condé, der Königin von Navarra und des Admirals von Chatillon, noch 3 bis 4 Monate bleiben möge; und unterm 7. Mai 1563 die Danksagungen aller Großen der reformirten Partei für diese Bewilligung und die Dienste, welche Beza ihrer Kirche geleistet habe. Das Pacificationsedikt vom Januar 1562 hatte den Reformirten die Übung des Gottesdienstes in den Vorstädten zugesichert. Oft predigte er in denjenigen von Paris; auch vor der Königin von Navarra, dem Prinzen von Condé, u. s. f. Nach dem Morde der Reformirten zu Vassy wurde er an den König abgeordnet, um Beschwerde zu führen. Als hierauf der Krieg ausbrach, wohnte er als Prediger des Prinzen von Condé 1562 der Schlacht bei Dreux bei. Nach desselben Gefangennehmung begleitete er den Admiral Coligny bis zum Frieden. Von Calvins Tode 1564 bis 1580 bekleidete er die Präsidentenstelle in der Versammlung der genferschen Prediger und öffentlichen Lehrer, von welcher Zeit an mit seiner Zustimmung eine Abwechslung eingeführt wurde. 1568 riefen ihn, nach seines Bruders Tode, Familienangelegenheiten nach Vezelay. Man finden ihn in diesem Jahre oft in den Rathsregistern von Genf: 18. März Mr. de Beze declare, au nom de ses collegues, que les Sgrs. du Conseil doivent avoir le pas sur eux dans les cérém. publ., et que c'est faire trop d'honneur aux Ministres, etc. 14 Mai schlägt er eine Unterstützung ab, welche man ihm in seiner Krankheit geben will. 7. Juni wird ihm, ungeachtet seines dringenden Ansuchens, die Pest-Kranken besuchen zu dürfen, dies von seinen Kollegen abgeschlagen, nicht um ihn zu schonen, sondern weil man ihn aufsparen müsse, so lang es Gott gefalle. Auf sein erneuertes Ansuchen gestattete ihm der Rath, 2. März 1570, mit seinen Kollegen für diese Verrichtung das Loos zu werfen. 1570 bewilligte der Rath zu Genf, auf das Ansuchen der Königin von Navarra und des Admirals von Coligny, seine Abreise auf die allgemeine National-Synode zu Rochelle, wo ihm einmüthig der Vorsitz übertragen wurde. Im folgenden Jahre wohnte er derjenigen zu Nismes bei. Er widersetzte sich den Anhängern des Johann Morel, welcher eine neue Kirchenzucht einzuführen suchte. 1574 traf er mit dem Prinzen von Condé zu Straßburg zusammen, und übernahm eine Sendung an den Administrator der Pfalz, Johann Casimir. On n'ignoroit pas, sagt Bayle Dict., qu'il savoit faire autre chose que des lecons et des livres. Seine gelehrte Thätigkeit hatte während dieser Zeit nie aufgehört, und ihn auch wieder in Streitschriften nicht nur mit katholischen, sondern auch mit protestantischen Theologen verwickelt. Dem Zeitgeiste unterliegend hatte er die schon bald nach seiner Ankunft zu Genf gegen Castelio über die Prädestination geführte Fehde später auch gegen Andere erneuert. Von hellern Ansichten ausgehend, aber nicht weniger heftig kämpfte er mit Brentius, Andreä u. A. über Ubiquität und andere damalige Streitfragen der Lutheraner und Reformirten, und führte zum nämlichen Zwecke 1586 zu Mümpelgard das Religionsgespräch mit Jakob Andreä. Er war Mit-

arbeiter an der Bibelüberſetzung, welche 1560 und 1588 zu Genf erſchien. In demſelben Jahre entriß ihm der Tod ſeine erſte Gattin. Er wohnte hierauf einer Synode zu Bern bei. Des für Beza ehrenvollen Dankſchreibens der berneriſchen Regirung erwähnt das genf. Rathsreg. vom 28. April. Hierauf verheirathete er ſich mit ſeiner zweiten Gattin Katharina Plania von Aſti, der Witwe Franz Taraſſi, der ſorgſamen Pflegerin ſeines Alters, die er bisweilen ſeine Sunamitin zu nennen pflegte, und zu ſeiner Univerſalerbin einſetzte, denn auch dieſe Ehe blieb kinderlos. Noch lange behielt er eine große Lebhaftigkeit des Geiſtes und des Körpers. In ſchwierigen Lagen holte die Regirung ſeinen Rath ein. Z. B. über die Erneuerung des Krieges mit Savoyen, 14. Dec. 1586, die nämlichen Regiſter zeugen von der Beſchränktheit ſeiner Glücksumſtände. 20. Mai 1597 wurde ihm eine Unterſtützung an Getreide und Wein gegeben, weil er Mangel leide. Anfälle von Schwindel hatten ihn 1597 in ſeinen öffentlichen Vorträgen unterbrochen. Er zog ſich deswegen im Jan. 1599 von dem Lehrſtuhle, und im Jan. 1600 von der Kanzel zurück. Im Dec. 1600 wurde er von Heinrich IV., den er in der Nähe von Genf bewillkomte, mit Auszeichnung empfangen. Als ihn der König fragte, was er wünſchen möchte, antwortete er, ſein einziger Wunſch ſey, Frankreich in Ruhe zu ſehen. Er erhielt auch von ihm Begünſtigungen für die Reformirten zu Lyon, und, wie Thuan ſagt, ein Geſchenk von 500 Thalern. Die votiva gratulatio war ſein letztes Gedicht. Am Ende ſeines Lebens wurde das Gehör ſchwächer, und die Eindrücke der neueſten Ereigniſſe hafteten nicht mehr getreu, während daß früher geſammelte Kentniſſe ihm ganz deutlich vorſchwebten, und ſein Urtheil gründlich blieb. Thuan erzählt, er habe die hebräiſchen Pſalmen, ganze griechiſche Stellen aus den Pauliniſchen Briefen ohne Anſtoß noch herzuſagen gewußt. Nach Caſaubons Erzählung brachte er in derſelben Unterhaltung, bei welcher er Plutarchs Lebensbeſchreibungen noch ganz inne hatte, nachdem das Geſpräch auf die Regirung Jakobs I. ſich lentte, die Frage an, obwol die Nachricht von Eliſabeths Tode gegründet ſey. — Er ſtarb den 13. October 1605, und wurde nicht auf dem gewöhnlichen Begräbnißplatze au plain palais, ſondern am cloître de St. Pierre beerdigt, welches an die Peterskirche angebaut war, ſeither aber, 1722, niedergeriſſen wurde. Man vermuthete, dieſe Begräbnißſtätte ſey gewählt worden, um zu verhüten, daß ſein Leichnam nicht ausgegraben und entführt werde. Doch beſchloß der Rath am 14. Oktober: Künftighin ſollen die Rathsherrn und Prediger, als eine Auszeichnung, ihr Begräbniß im cloître haben. — Der ungezähmte Witz und Spott ſeiner frühern Schriften und der ausgezeichnete Ruf ſeiner ſpätern Jahre, während welcher man ihn als das ſichtbare Haupt der Bekenner und Freunde des Proteſtantismus in Frankreich und im ganzen mittäglichen Europa betrachtete, erweckten ihm zahlreiche Gegner, welche ſeine Äußerungen und Handlungen aufs ſtrengſte beurtheilten. Man gab Stellen ſeiner Juvenilia, welche sylvas, Elegien, Gemälde, Grabſchriften, Epigramme enthalten, insbeſondere demjenigen de sua in Candidam et Audebertum benevolentia die gehäſſigſten Deutungen, welche ſich aber nicht beweiſen laſſen, und auch nicht in dem Sinne der Worte liegen. Seine erſte Gemalin war nie Mutter, und Audebert ein Mann, der allgemeine Achtung genoß. Er ſelbſt misbilligte ſpäter die freiern Stellen, und reinigte das Werk ſtrenge von jeder unüberlegten Äußerung des, den freien Ton der ältern Dichter nachahmenden und dem Geiſte der Hauptſtadt und des Zeitalters Franz I. ſich hingebenden Jünglings. Seine Anhänglichkeit an ſeine Gattin, welcher er Reichthum und Unabhängigkeit opferte, beſpotteten Viele, welche ſeine Verbindung mit derſelben, ſo lange er noch im Genuſſe der geiſtlichen Beneſizien war, nicht rügten. Patin, und andere, welche dieſem nachſchrieben, gaben ihm ſogar drei Frauen, und wollten Verſe Stephan Pasquiers auf ihn beziehen, wo von prima propter opus, altera propter opes, tertia propter opem geſprochen wird. Man machte ihm zum Vorwurfe, daß er zu keiner Vereinigung der Religionsparteien gewirkt habe, ohne zu bedenken, daß er dies unter den damaligen Verhältniſſen nicht thun konte, ohne die Grundlage ſeines Bekentniſſes aufzugeben. Während daß man ſeine angeführte Äußerung zu Poiſſy, wo er mit ſeinen zwölf Begleitern vier Kardinälen, dem General der Jeſuiten, einer großen Anzahl Biſchöfe und Gelehrten gegenüber ſtand, als Läſterung und als Hohn gegen die Königin darſtellte, erwog man nicht, daß ſie aus dem Geiſte ſeines Syſtems hervor ging, und überſah die Äußerung des Jeſuiten-Generals Lainez, Lojolas Nachfolger, welcher der Königin vorgeworfen hatte, ſie maße ſich die Rechte des Papſtes an; und in Beziehung auf die wirkliche Gegenwart Gott mit einem Könige verglich, welcher ſein eigener Geſandter werde. Die Beſchuldigung Poltrot's, welcher den Herzog von Guiſe ermordet hatte, Beza und Coligny hätten ihn zu dieſer That bewogen, war ſchwankend, und wurde von den Schuldigen ſo ganz zurück genommen, daß auch die billigern Ligiſten kein Gewicht auf dieſelbe legten. Als auf das Gerücht von Beza's Tode 1597 die Jeſuiten ausbreiteten, er habe ſich noch vor ſeinem Ende zum katholiſchen Glauben bekant, antwortete er ihnen in einem Spottgedichte, welches, obgleich gemäßigter, wieder an den Geiſt ſeiner jugendlichen Schriften erinnerte. Zu ſeinen vorzüglichſten Verdienſten gehört das, was er für die Akademie zu Genf während der 40 Jahre, in welchen er derſelben vorſtand, gethan hat. Der Druck der Zeiten hatte den Rath genöthigt, zwei Lehrſtühle eingehen zu laſſen. Unbezahlt und ohne in ſeinen übrigen Geſchäften etwas zu verſäumen, beſorgte der mehr als 70jährige Beza die dahin gehörenden Vorträge; und man kann ihn als den Begründer dieſer Anſtalt anſehen, aus welcher ſo viele vorzügliche Männer hervor gegangen ſind, welchen er ſeinen Geiſt mittheilte, und durch ſie denſelben auch auf folgende Geſchlechter fortpflanzte. Die genferſche Geiſtlichkeit nante ihn in ihren Trauerbezeugungen gegen die Regirung vom 15. Oktober „un beau chandelier en la maison de Dieu," und ſetzt das bemerkenswerthe Zeugniß bei: „et qui a montré pendant sa vie de très-beaux exemples d'union et de bonne correspondance avec nos Seigneurs." — Papſt Sixt V.

soll besondere Berathschlagungen über die Frage gehalten haben, wie man am leichtesten Beza's und seines Einflusses los werden könte, weil man glaubte, dadurch auch der Stadt Genf desto eher Meister zu werden, und den Protestantismus in der Schweiz und in Frankreich unterdrücken zu können. Salesius, der Bischof v. Genf, soll seine Meinung dahin eröffnet haben, daß dies nur möglich seyn werde, wenn man den Herzog von Savoyen hinlänglich unterstütze, um Genf erobern zu können. Auf diese Nachricht sollen sich auch die folgenden weissagenden Verse Scaligers in seinem Epicedium auf Beza beziehen, in welchem dieser zugleich als der Genius Genfs dargestellt wird:

Utque Dei famulo non Hippo superstite capta est,
Quum quateret Lybicas Vandalus hostis opes,
Indulsit tibi sic praesentia numinis, isto
Cernere ne posses ulteriora malo.
Utque utinam celeres rapiant procul omina venti
Et potius mendax finxerit ista metus!

Seine zahlreichen Schriften führen neben seinem vorzüglichsten Biographen, Anten la Faye, der sie aber nicht vollständig aufzählt, auch Leu und Holzhalb größtentheils an. Die poëmata juvenilia erschienen Paris. apud Conr. Badium, 1548. 8. Ad insigne capitis mort., sine dato, ll. 12. Die Ausgaben von 1568. 8. 1576. 8. 1597. 4. und 1599. 16. sind, wie oben bemerkt wurde, nicht mehr vollständig. Der letzten ist die poetische Übersetzung des hohen Liedes beigefügt. Mit andern spätern lateinischen Dichtern abgedruckt erschienen die juvenilia wieder zu Paris 1757 und 1779. Neben den bereits in der Lebensbeschreibung angezeigten, sind vorzüglich noch folgende von seinen gelehrten Arbeiten zu bemerken, Confessio christianae fidei et ejusdem collatio, cum papisticis haeresibus, ex typ. J. Bonae fidei, 1560. 8. Eine Rechtfertigung gegen seinen Vater. — Comédie du Pape malade, par Thrasibule Phénice, Genève 1561. 8. 1584. 16. Im Auszuge in der Bibl. du Théâtre Franç., par la Vallière. — Traduction en vers français des Psaumes omis par Marot, Lyon, 1563. 4. Sehr oft wieder aufgelegt mit derjenigen Marots. — De peste quaestiones duae explicatae: una sitne contagiosa? Altera an et quatenus sit Christianis per secessionem vitanda? Genev. 1578. 8. de 35 pag., Lugd. Bat. 1636. 12. — Histoire ecclésiastique des Eglises réformées au royaume de France, depuis l'an 1521 jusqu'en 1563. Anvers (Genf) 1580. 8., 3 vol. — Icones virorum illustrium, cum emblematibus, Genev. 1580. 4. ins Französische übersetzt durch Simon Goulet. — Tractatio de repudiis et divortiis; accedit tractatus de polygamia; Genev. 1567. 1590. 8. und Daventr. et Lugd. Batav. 1651. Gegen Bernhardin Ochin, welcher die Polygamie vertheidigt hatte. — Epistola Magistri Benedicti Passavantii, an Präsident Lizet. 1553. — Für die beste Ausgabe der Übersetzung des N. T. hält man diejenige von Cambridge 1642. Fol. — Man schreibt ihm auch zu: Histoire de la Mappemonde papistique, par Frangidelphe Escorche-Messes, impr. à Luce-Nouvelle (Genf) 1567. 4. — Le Réveil matin des François et de leurs voisins, par Eusèbe Philadelphe, Edimbourg 1574. 8. *). (*Meyer v. Knonau.*)

Bezalel, s. Rabbinen.

BEZAU, Marktfl. in Tyrol, Kreis Bregenz, mit 740 Einw., die Batist-Musselin- und Kattunmanufaktur unterhalten. (*H.*)

BEZBORODKO (Alexander, Fürst von), kais. russischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten am Ende des 18. Jahrh., unter den Regirungen Katharinens II. und Pauls I., war geboren 1742 auf einem Gute seines Vaters in Kleinrußland, studirte zu Kiew, und kam hierauf als Offizier zu einem Infanterie-Regiment. In der Folge begleitete er als Sekretär den Feldmarschall Grafen Romanzow auf seinen Feldzügen gegen die Türken, wo er insbesondere die Geschäfte in der Moldau und Walachei besorgte. Bei Gelegenheit der Feste zur Feier des Friedens im J. 1774, stellte ihn Katharina mit dem Titel eines Obersten in der kaiserlichen Kanzlei an, wo er sich durch seine Thätigkeit und Leichtigkeit im Arbeiten so auszeichnete, daß ihn die Kaiserin bald nachher zu ihrem Kabinets-Sekretär ernannte. Sein Haupttalent war Kentniß der russischen Sprache, die er sehr fertig schrieb, und Schnelligkeit in schriftlichen Entwürfen und Ausarbeitungen. Einst hatte er von Katharina den Befehl erhalten, einen Ukas abzufassen, er ließ aber die Sache außer Acht, und erschien ohne daran zu denken, vor der Kaiserin. Als nun diese nach dem Aufsatze fragte, nahm er, ohne sich lange zu besinnen, das erste beste Blatt aus seinem Taschenbuche, und fing an zu lesen, als ob er den Ukas vor Augen hätte. Die Kaiserin war mit der Abfassung sehr zufrieden und nahm ihm das Blatt aus der Hand, um ihren Namen zu unterzeichnen. Zu ihrem Erstaunen sah sie, daß es ein ganz unbedeutendes Papier war; allein die Gegenwart des Geistes und die Leichtigkeit, mit der sich der Sekretär zu helfen gewußt hatte, gefielen ihr so, daß sie, statt ihm einen Verweis zu geben, ihn in den geheimen Rath berief, und im Jahr 1780 zum Minister des Innern ernannte [1]). Bezborodko zeigte auch in diesem Posten eine große Geschäftsthätigkeit und machte mehre wichtige neue Einrichtungen.

Nach Panin's Tode (im J. 1783) schenkte ihm Katharina ihr ganzes Vertrauen, und Kaiser Joseph II. erhob ihn zum teutschen Reichsgrafen. Mit seinem Ansehn wuchs auch sein Reichthum, und mit der Familie Woronzow eng verbunden, von welcher Graf Simon Woronzow, russischer Botschafter in London, zu seinen vertrauten Freunden gehörte, wirkte er insgeheim dem Ein-

*) Vgl. *Favius* (de la Faye) de vita et obitu Th. Bezae. Bayle Dict. Thuan. L. Meister's helv. ber. Männer. Biograph. univ. Fragmens biogr. et hist. extr. des registres du cons. d'état de la Rep. de Gen. etc. — Noel Taillepied, Lainge oder Laingeur, Bolsec, u. A. haben auch sein Leben beschrieben; der Letztere, der von Genf wieder weggewiesen wurde, und zur kathol. Kirche zurückkehrte, ist einer seiner bittersten Gegner. Diese Lebensgeschichte enthält aber die spätern Jahre Beza's nicht, weil Bolsec früher starb.

1) Vgl. *Masson* Mémoires secrets de la Russie etc. Paris 1800. I, 339.

flusse Potemkins entgegen. Nach dem Tode dieses Fürsten im J. 1791, sandte ihn die Kaiserin an dessen Stelle als ersten Bevollmächtigten, zu dem Kongresse nach Jassy, wo er die Unterhandlungen mit der Pforte glücklich beendigte, und zur großen Zufriedenheit der Kaiserin den Frieden am 9. Januar 1792 unterzeichnete. Katharina gab ihm den St. Andreas-Orden und stellte ihn an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten. Hier galt er anfangs Alles, und entwarf, nebst Markow, die meisten Staatsschriften; insbesondre leitete er die Wendung des endlichen Schicksals von Polen; allein in der Folge ward er durch den Günstling, Platon Subow, verdrängt, und verlor, ohne eben in Ungnade zu seyn, nach und nach fast allen Einfluß. Vergebens bot er die Künste des Hofmanns auf, um seiner Monarchin zu gefallen. Er gab z. B. dem jungen Könige von Schweden, bei dessen Anwesenheit im J. 1796, glänzende Feste; er ließ sich's große Summen Geldes kosten, um Katharinen, die nicht gut gehen konnte, bei einem solchen Feste, das er in seinem Palaste dem Könige von Schweden gab, das Treppensteigen zu ersparen; er wandte seine ganze Beredsamkeit an, um den König zur Unterzeichnung des Ehevertrags zu bewegen[2]). Umsonst: er blieb dennoch der ohnmächtige Minister. Doch damals waren in Rußland schnelle Glückswechsel nicht ungewöhnlich. Paul I. erhob, bei seiner Thronbesteigung im J. 1797, den Grafen Bezborodko in den Fürstenstand, und ertheilte ihm die erste bürgerliche Rangstufe, die eines Kanzlers, welche dem Grade eines Feldmarschalls entspricht[3]). Fürst Bezborodko leitete jetzt, außer andern Angelegenheiten, vorzüglich die Verhandlungen mit dem Malteser-Orden und die Bildung einer neuen Coalition gegen Frankreich. Für den Zweck der letzteren brachte der russische Minister General Tamara in Konstantinopel die Verbindung zwischen Rußland und der Pforte am 23. Dec. 1798 zu Stande, und Bezborodko selbst unterzeichnete zu St. Petersburg die beiden Allianzverträge gegen Frankreich, den mit dem Könige von beiden Sicilien am 29. Nov. 1798, und den mit Großbritannien am 29. Decbr. 1798. Der Kaiser war mit seinen Diensten so zufrieden, daß er ihm eines Tages durch einen Federzug Güter von 250,000 Rubeln Einkünften schenkte. Fürst Bezborodko starb im Anfange des Jahres 1799 zu St. Petersburg. Nach dem Urtheile Aller, die ihn kannten, zeichnete sich dieser Staatsmann durch Lebhaftigkeit des Geistes und Tiefe des politischen Blicks aus; dabei besaß er eben so mannigfaltige als ausgebreitete Kentnisse, und eine außerordentliche Gedächtnißkraft, wovon er, wenn es eben der Zufall fügte, überraschende Beweise gab. So wußte er einst, als man ihn um den Namen eines Festungs-Kommandanten befragte, alle Kommandanten dieser Festung, nach ihrem Namen, Range, Verdienst und Dienstzeit in richtiger Folge herzusagen, ohne sich nur in der kleinsten Angabe zu irren. Sein Äußeres fand man linkisch, plump, und gänzlich vernachlässigt, selbst im Anzuge. Als Geschäftsmann war er, wenigstens in Rußland, auf seinem Posten nicht ohne Verdienst; denn wenig Minister kamen ihm gleich, was Schnelligkeit und Güte der Arbeiten betraf. Um Zeit zu gewinnen, schrieb er Alles mit Bleistift so abgekürzt, daß nur Einer von seinen Sekretären seine Hand entziffern konte. Noch jetzt werden Bezborodko's Dienstvorschriften für die Gesandten, seine Manifeste und Staatsbriefe als Muster angesehen. Es ist zu bedauern, daß er keine handschriftlichen Nachrichten über die Geschichte seiner Zeit hinterlassen hat. Dagegen tadelte man die Regellosigkeit seiner Sitten, die Unordnung und Nachlässigkeit in mehren Zweigen seiner Verwaltung, vorzüglich beim Postwesen, und seine Unzugänglichkeit für Viele, die bei ihm etwas suchten[4]). Seine edlere Leidenschaft war Liebe zur Kunst. Er besaß eine ausgewählte Gemälde-Samlung, darunter zwei und dreißig Vernets, mit welchen er sein Schlafzimmer ausgeschmückt hatte. Da er nicht vermält gewesen war, so beerbte ihn sein Bruder.

Ein rühmliches Denkmal seines Namens ist das von ihm mit 25,000 Rubel jährlichem Einkommen gestiftete Bezborodko'sche Gymnasium in Neshin, eine latein. Schule, unter dem Namen Athenäum. (*Hasse.*)

BEZDAN, Bezdány, 1) Fluß in Niederungern diesseit der Donau, Bátscher Gesp., gegen dessen Ergießungen ein schöner Damm aufgeführt ist*). 2) Kameralherrschaft und Marktflecken in Niederungern, diesseit der Donau, Bátscher Gespansch., mittl. Bezirk, an der Donau, mit einer ungrisch. und teutschen kathol. Pfarre, einem Postwechsel und einer Wegmauth, hat über 6000 magyar. und teutsche Einw. Im J. 1813 waren darunter (nach dem kolocsaer erzbisch. Schematism.) 4660 Kathol., 3 Ref., 71 Juden; im J. 1819: 6025 Kathol., 45 Ref., 87 Juden. Der Boden ist fruchtbar an Getreide, der Wiesewachs ist nicht sehr gut (wegen der häufigen Donau-Überschwemmungen), die Weide jedoch für das Hornvieh hinreichend. (*Rumy.*)

2) Der König sollte mit der Großfürstin Alexandrine verlobt werden; allein er weigerte sich, ihr eine griechische Kapelle im königlichen Palaste zu Stockholm zuzusichern. S. Masson a. a. O. I, 23. 3) Masson erzählt a. a. O. III, 92. folgende Veranlassung zu Bezborodko's Erhebung in den Fürstenstand. Er hatte die Absicht, sich von den Geschäften ganz zurückzuziehen, und in dieser Absicht ein prächtiges Haus in Moskau gebaut. Hier wohnte Kaiser Paul zur Zeit seines Krönungsfestes. Der große Raum, den die Gärten einnahmen, fiel ihm auf. „Welch' ein herrlicher Platz, rief er aus, um ein ganzes Regiment zu exerciren!" — Bezborodko hörte dies, und sogleich ließ er in der Nacht Bäume, Gebüsch, Blumenbeete, Springbrunnen — Alles zerstören und wegräumen; am nächsten Morgen war der schöne Garten ein großer, nackter Sandboden, ein trefflicher Exercirplatz! Bezborodko hatte noch eine andere Aufmerksamkeit für Fräulein Nelidow; — kurz der Kaiser war entzückt; er kaufte das Haus für den ungeheuern Preis von 600,000 Rubel, und Crösus-Apicius-Bezborodko — wie man den Grafen scherzweise seiner Schätze und seiner Kentniß der feinen Küche wegen nante — wurde Fürst und Hoheit.

4) Masson a. a. O. I, 285. und 340, erzählt Folgendes: Ein Bittender, der nicht vor ihn kommen konte, hatte den Einfall, sich in des Ministers Wagen zu setzen, und ihn hier zu erwarten. Bezborodko erstaunte über die Verwegenheit; allein der Einfall belustigte ihn, er hörte den Mann an, und versprach ihm seine Verwendung bei der Kaiserin. Unterdessen blieb jener auf seinem Posten, und wartete im Wagen die Rückkehr des Ministers aus dem Palais der Kaiserin ab, um die Antwort zu hören; sie soll günstig gewesen seyn.

*) S. Telky's Reisen durch Ungern. Pest 1805. S. 138.

BEZDICKAU, Bezdickow. Diesen Namen führen 23 Ortschaften in Böhmen (im Czaslauer (6), — Klattauer, Pilsner, Prachiner (3), — Taborer, Rakonitzer (3), — Chrudimer, Königgrätzer (3) Kreise); — 3 in Mähren, (1 im Iglauer, 2 im Ollmützer Kreise.) (*André.*)

BEZDIN, ein Kloster der griechischen nicht unirten Kirche in Oberungern jenseit der Theiß, Temescher Gespansch., Szent Andrásch er Bezirk, unweit dem Fl. Maros (Marosch). Es steht demselben ein Archimandrit oder Abt vor. (*Rumy.*)

Bezeichnung, s. Zeichen.

BEZEK (בֶּזֶק), Sitz eines kleinen kanaanitischen Königs, Adonibezek genant (Richt. 1, 5. ff.), welchen der Stamm Juda eroberte. Zur Zeit des Eusebius[1]) gab es 2 Flecken dieses Namens, unweit von einander, etwa 12 römische Meilen von Sichem in der Richtung nach Scythopolis. Auch der Engländer Sand[2]) erwähnt eines Fleckens Bezek, 2 Meilen westlich von Bethzur. Bezeth (Βηζέθ), dessen 1 Macc. 7, 19. gedacht wird, hält Reland[3]) für den s. Ort[4]). (*A. G. Hoffmann.*)

BEZENYE, Bezonya, Palesdorf, Pallersdorf, großes Pfarrdorf in Niederungern jenseit der Donau, Wieselburger (Mosonner) Gespansch., Neusiedler Bezirk, zur Herrschaft Ungrisch-Altenburg (Magyar Ovár) gehörig, an der Preßburger Landstraße, mit einer kathol. Pfarre und neu erbauten Kirche, 888 kroatischen Einwohnern, worunter 64 Bauern, 120 Häuser, hat guten Ackerbau und Schäfereien†). (*Rumy.*)

BEZER (בֶּצֶר) ist eine Levitenstadt (Jos. 21, 36.) im Stamme Ruben und zugleich Asyl für unvorsätzliche Todtschläger (5 Mos. 4, 43. Jos. 20, 8.). Sie ist wol einerlei mit der 1 Macc. 5, 26. 28. genanten Stadt Bosor (Βοσσόρ) in Gilead; dagegen ist Josephus und Eusebius Meinung gewiß falsch*), wonach es mit der arab. St. Bostra verwechselt wird**). (*A. G. Hoffmann.*)

Bezestan, s. Besestan.

Bezetha, s. Jerusalem.

BEZIERS, Hauptst. eines Distr. von 49,91 □Meilen und 107,809 Einw. im franz. Depart. Herault. Sie liegt (Br. 43° 20′ 11″ L. 20° 52′ 35″) in einer der fruchtbarsten und schönsten Gegenden des südlichen Frankreichs auf einer Anhöhe an der Orbe, worüber eine Brücke führt, und an dem Kanal von Languedoc, welcher sie mit dem mittelländischen Meere und mit Cette verbindet. Ihre mit Thürmen bepflanzten Mauern sind in einem verfallenen Zustande; aus denselben führen 5 Thore; ihr Inneres ist ziemlich gut gebauet, sie besitzt 2 öffentliche Plätze, 12 Kirchen, worunter die Kathedrale mit ihrer Terrasse sich auszeichnet, 2 Hospitäler, 2406 Häus. und 14,366 Einw. Hier haben den Sitz 1 Bischof, 1 Handelsgericht, 1 gelehrte Sozietät, auch hat sie eine Börse. Manufakturen und Fabriken sind wichtig, besonders die Brantwein- und Spritbrennereien, wovon große Quantitäten nach dem Norden von Europa, nach Großbritannien und Amerika gehen, die Essigbrauereien, die Weinstein- und Grünspanfabriken, die Seidenspinnerei, die Weberei von seidnen Strümpfen, seidnen Handschuhen, Tuch und Droguets, und der Handel mit diesen Fabrikaten, mit Wein, Seide, edlen Früchten, Olivenöl, Kork, Lorbeeren, Honig, Soda und andern Artikeln ist sehr ausgebreitet, vorzüglich versendet sie die vins chauds von Languedoc, besonders Muscat, wovon ein herrlicher weißer Muscat in der Umgebung der Stadt gebauet, der starke schwarze aber zum Verschneiden der geringern Sorten verbraucht wird, welche Kunst der Weinhändler von Beziers so gut, wie der von Bourdeaux versteht. In der Nähe ist eine Glashütte. Beziers war als civitas Biterrensium oder Biterrae, auch Beterrae (Baeterrae) als eine Stadt der Tectosagen (in der Gallia narbon.) schon den Römern bekant, zeigt auch noch manche Alterthümer, worunter die Überreste eines Amphitheaters, und ist der Geburtsort von Fontanier, eines guten Historikers, 1693, und Paul Riquets, welcher mit Andreossy die Verrichtung des Kanals von Languedoc leitete. ¼ Meile von der Stadt sieht man an diesem Kanale die merkwürdigen Schleusen von Fonserane. (*Hassel.*)

BEZIFFERUNG, 1) in linguistischer Hinsicht, nennen wir die bei verschiedenen Völkern verschiedene Art, die Zahlen durch gewisse Zeichen, welche man Ziffern nent, auszudrücken. Die alten Völker der frühern Zeit wählten dazu größtentheils die Buchstaben ihres Alphabetes, aber sie befolgten darin nicht immer einerlei Gesetz, und nahmen auch wol, so wie wir, die Bezifferungsweise fremder Völker an. Es wird daher nicht unnütz seyn, die verschiedenen Bezifferungsweisen, so weit wir sie kennen, in einer kurzen Übersicht zusammen zu stellen.

Wir haben jetzt zweierlei Zahlzeichen, von welchen wir die eine von den Römern, die andere erst während des Mittelalters von den Arabern in Spanien empfingen. Wir nennen dieser Ursache wegen die einen römische, die andern arabische Ziffern; es scheinen jedoch, obgleich die eigentlichen Erfinder nicht bekant sind, jene so wenig von den Römern, als diese von den Arabern erfunden zu seyn: und ob wir gleich die ersten ganz wie lateinische Buchstaben schreiben, die letzten hingegen wie paßgraphische Bezeichnungen der Zahlwörter behandeln; so sind doch nur diese aus den neun ersten Buchstaben eines Alphabetes hervorgegangen, welches mit dem phönikischen Uralphabete nahe verwandt war, jene dagegen aus hieroglyphischen Bezeichnungen der Finger und Hände vermittelst geometrischer Linien und Figuren entsprungen, welchen man erst späterhin die Gestalt lateinischer Buchstaben gab. Beiderlei Bezeichnungen folgen auch einem ganz verschiedenen Rechnungssysteme, und müssen daher jede besonders von uns behandelt werden; denn während die eine Bezifferungsart alle Zahlen nur additionsweise bezeichnet, schreibt sie die andere multiplicationsweise nach dem dekadischen Systeme, so daß jede der neun Grundziffern einen zehnfach höhern Werth erhält,

1) Onomast. u. d. W. Βεζέκ. 2) Itinerar. pag. 182. 3) Palaest. ed. Traj. pag. 663. 4) Michaelis Meinung, daß darunter der nachher zur Stadt Jerusalem gezogene Hügel Bezetha zu verstehen sey, wird durch die angeführte Stelle 1 Macc. 7, 19. nicht begünstigt.

†) S. Grailich's Beschreibung der Wieselburger Gespansch., in den vaterländischen Blättern für den österr. Kaiserstat. 1820. S. 131.

*) Reland a. a. O. p 661. sqq. **) S. d. Art. Bostra.

je weiter sie in der Ziffernreihe von der Rechten zur Linken rückt. Man hat eben darum einen morgenländischen Ursprung der arabischen Ziffern vermuthet, weil ihr Werth nach der Richtung von der Rechten zur Linken steigt; allein daß sie dessen ungeachtet als von der Linken zur Rechten geschrieben betrachtet werden müssen, zeigt die senkrechte Schrift der Chinesen, in welcher dieselben Ziffern von oben nach unten so geschrieben werden, wie wir sie von der Linken zur Rechten schreiben. Auch schreiben wir wirklich die arabischen Ziffern nicht blos in ihren einzelen Zügen, sondern auch in ihrer Verbindung bei der Numeration von der Linken zur Rechten. Es entsteht daher die neue, sehr räthselhafte Frage, wie es kam, daß diejenigen Ziffern, die wir wirklich aus dem Oriente empfangen haben, und in ihrer heutigen Gestaltung noch eine unläugbare Verwandtschaft mit den neun ersten Buchstaben des phönikischen Uralphabets verrathen, gleichwol in einer bei den sogenanten orientalischen Völkern ungewöhnlichen Richtung geschrieben werden.

Waren vielleicht die Äthiopen in Meroe Erfinder des dekadischen Ziffernsystems? Sie können wenigstens am besten als der Mittelpunkt aller derjenigen Völker gedacht werden, bei welchen man die sogenanten arabischen Ziffern vorgefunden hat; und die neuern Äthiopen haben erst später das koptisch-griechische Alphabet als Zahlenbezeichnung in ihre von der Linken zur Rechten gehende Sylbenschrift aufgenommen. Auch gleicht unsere dekadische Zahlenbezeichnung ganz der Einrichtung eines Rechenbrets, dessen Namen Abacus sich am leichtesten aus der äthiopischen Buchstabenbenennung erklärt. Wie auf dem Rechenbrete jede nächsthöhere Ordnung das Zehnfache der niedern begreift, so erhält im dekadischen Ziffernsysteme jedes Zeichen einen zehnfach höhern Werth, je nachdem es zu einer höhern Ordnung hinaufrückt. Statt daß nun das römische Ziffernsystem, gleich der mexikanischen Bilderschrift, eine jede höhere Ordnung durch ein besonderes Zeichen darstellte, und, sie nur nach der Ähnlichkeit unserer Hände in zwei Theile theilend, jedes Zeichen so oft wiederholt, als das Rechenbret in jeder Ordnung Rechenmarken enthielt; stellte das dekadische System jede Anzahl der Rechenmarken durch ein besonderes Zeichen dar, und gab dabei nur die Ordnung des Rechenbretes an. Das einfachste und wahrscheinlich älteste Verfahren hiebei war das, welches sich nach Indien, und von da zu den Chinesen verbreitete. In der tamulischen Bezifferung auf der malabarischen Küste, wo die Zahlzeichen von den Buchstaben des Alphabetes verschieden sind, fügt man hinter jede Zahl die Benennung ihrer Ordnung; und eben so schreibt man auf der Küste von Koromandel, wo die Zahlzeichen zwar die Gestalt der Buchstaben, aber nicht ihren Werth nach der alphabetischen Ordnung haben, 1,2,3,4..... Zehner, 1,2,3,4..... Hunderte, 1,2,3,4..... Tausende, u. s. w. Gerade so verfahren die Chinesen, nur daß sie, nach der Eigenthümlichkeit ihrer senkrechten Zeichenschrift, die Benennungen der Zehner, Hunderte, Tausende, durch besondere Zeichen ausdrücken, wie wenn wir statt ein Tausend, zwei Hundert, drei Zehner und Vier 1m2c3x4 schreiben. Läßt man in dieser chinesischen Bezifferung, welche, da die neun ersten chinesischen Ziffern aus Indien stammen, wo man schon in frühen Zeiten die sogenanten arabischen Ziffern gebrauchte, ganz unserer Schreibart in benanten Zahlen gleicht, die Nenner aus, so geht daraus das jetzt übliche dekadische Ziffernsystem hervor, worin man die Nenner aus der Ordnung der Ziffern erkent. Sobald man aber den Werth der Ziffern blos nach ihrer Stelle bestimte, mußte man ein Zeichen zur Ausfüllung der leeren Stellen haben. Dieses ist die Null in unserm Ziffernsysteme, deren Gestalt man aus dem Anfangsbuchstaben des griechischen Wortes *οὐδέν* ableitet. Allein schon das alte indische, und das daraus stammende tibetanische Ziffernsystem hat dieses Zeichen; und man hat eben dieses Zeichen samt allen übrigen Ziffern auf den ägyptischen Mumienbinden gefunden, wenn gleich noch bezweifelt werden mag, ob Büttner und Caylus recht daran thaten, danach das Alphabet der ägyptischen Mumienschrift zu ordnen. Die Araber, welche ihre Ziffern auch den neuern Persern mittheilten, wählten, weil ihr aus dem He entsprungenes Zahlzeichen für 5 schon unserer Null gleicht, ein wie einen kleinen Punkt geschriebenes Kreuz. Da nun die französische Benennung der Null durch Zéro aus demselben arabischen Worte zu stammen scheint, woraus wir unser Ziffer gebildet haben; so war auch das Zeichen der Null bei den Arabern keine Wort-Abkürzung, sondern ein willkürlich gewähltes Zeichen, oder ein Kreuz gleich der chinesischen Zehn.

Ob die Phöniker schon unser Ziffernsystem kanten, dessen Zeichen so auffallend mit den neun ersten Buchstaben ihres Alphabetes zusammenstimmen, ist nicht bekant, ob man wol auf den phönikischen Münzen und in den palmyrenischen Inschriften schon Ziffern gefunden haben will. Vielleicht deutet aber eine schwierige Stelle des Irenäus adv. haeres. II, 24. auf ein dekadisches Ziffernsystem hin, worin es heißt: Ipsae antiquae et primae Hebraeorum literae, *sacerdotales* nuncupatae, decem quidem sunt numero, scribuntur autem quoque per quindecim (vielleicht ter decem), novissima litera copulata primae: et ideo quaedam secundum subsequentiam scribunt, sicuti et nos, quaedam autem retrorsum a dextra parte in sinistram retorquentes literas. Die letzten Worte beziehen sich wahrscheinlich auf die Gewohnheit der Hebräer und Syrer, nach welcher sie die 22 Buchstaben ihres Alphabets auch zu Zahlzeichen gebrauchten. Die neun ersten Buchstaben bezeichneten die Einer, die neun folgenden die Zehner, und die vier letzten Buchstaben Hunderte; die übrigen Hunderte wurden durch Addizion der vier letzten Buchstaben ausgedrückt, oder auch durch andere Zeichen ausgefüllt. Die Araber füllen, sofern sie in ihren Schriften dem hebräischen Bezifferungssystem folgen, die Zahlen von 500 bis 1000 mit den sechs Buchstaben aus, welche ihr Alphabet mehr als das hebräische hat. Die Hebräer wählten dazu in der später üblichen chaldäischen Quadratschrift die fünf Finalbuchstaben, und fingen zur Bezeichnung der Tausende mit dem Alphabete wieder von vorn an, indem sie über die Buchstaben zwei Punkte setzten, wovon selbst die Benennung רבוא für tausend ihren Ursprung genommen zu haben scheint. Weil nach diesem Bezifferungssysteme die Zahl

15 durch יה ausgedrückt werden mußte, welches zugleich als Abkürzung des bei den Juden unaussprechbaren Namens Jehovah gilt; so pflegen die Juden dafür טו, und eben so auch wol טז für יו = 16 zu schreiben. Ein gleiches Bezifferungssystem befolgten die Griechen, welche, um mit ihren 24 Buchstaben auszureichen, noch drei sogenante *Ἐπίσημα* oder Buchstaben des alten phönitischen Alphabetes an ihrer gehörigen Stelle einschalteten, nämlich das *Βαῦ* für 6, das *Κόππα* für 90, und das *Σάμπι* für 900. Den Griechen folgten die Kopten am Nil und die Gothen an der Donau, weil sie von denselben ihr Alphabet entlehnten; ja auch die Äthiopen in Abessinien, die aus ihrer Sylbenschrift nicht wol ein ähnliches Ziffersystem herausbilden konten, führten unter sich das griechische Alphabet mit einiger Umgestaltung der Charaktere zur Bezifferung ein. Doch pflegten diese mehre Hunderte nur durch Einheiten vor dem Zeichen für Hundert zu umschreiben, wie man im Mittelalter ixc für 900 schrieb. Da nun das Zeichen für 100 gerade Res oder Raz hieß, so scheint es fast, daß daher die Pehlewi-Mundart der Perser den eigentlichen Gebrauch entlieh, die Zahl 100 durch das Wort raz, sowie 1000 durch das Wort ragh auszudrücken, während man die niedern Zahlen durch Zusammensetzungen der vier ersten Mitlaute des Alphabetes b, d, r, sch, bildete, welchen man die Bedeutungen von 1, 10, 20, 40 gab. Wie das Pehlewi sämtliche Einer blos aus Strichen zusammensetzt, so pflegen auch die Araber ihre drei ersten Ziffern also zu schreiben, daß sie aus bloßen Reihen zusammengesetzt scheinen. Das Sanskrit hat aber vermittelst der 28 ersten Buchstaben seines Alphabetes eigene Charaktere bis Tausend, und das georgische Alphabet mit seinen 37, wie das armenische mit seinen 38 Buchstaben, hat sogar für alle Einer, Zehner, Hunderte, Tausende bis Zehntausend eigene Zeichen.

Von allen diesen Bezifferungsweisen ganz verschieden ist die römische, welche aus hieroglyphischen Bezeichnungen der Finger und Hände vermittelst geometrischer Linien und Figuren entsprang. Den einzelen Finger bezeichnete man durch einen Strich, und eine ganze Hand oder fünf Finger durch einen spitzen Winkel, dessen einer Schenkel den Daumen, der andere vier geschlossene Finger darstellte. Die Zahlen von I — 4 setzte man dem gemäß aus einzelen Strichen zusammen, so wie die Zahlen von 6 — 9 aus dem Zeichen der Hand mit der Zahl der übrigen Finger. Das Zehnfache bezeichnete man vermittelst der Zusammensetzung zweier Handzeichen in umgekehrter Richtung zur Bezeichnung der linken und rechten Hand, woraus dann ein Kreuz ward. Dadurch bildete sich ein pentedyadisches System, dem zufolge man die Funfzig durch einen rechten Winkel, so wie die Fünfhundert durch ein Viereck darstellte, aus deren verkehrt an einander gesetzten Verdoppelung die Bezeichnungen für Hundert und Tausend entstanden. Die eckigen Figuren wurden mit der Zeit zum bequemern Schreiben abgerundet, und zum Theil auch dadurch verändert, daß man sie in Einem Zuge schrieb. Daraus gingen am Ende sieben Buchstaben des lateinischen Alphabetes hervor, wovon das aus einem verkehrt unter und übereinander gesetzten **L** abgerundete **C** nur zufällig dem Anfangsbuchstaben von **Centum** entsprach, so wie die Zusammensetzung des in **D** abgerundeten Quadrates cIↃ nach und nach in den Anfangsbuchstaben von Mille umgeformt worden ist, obgleich man, um durch Vervielfältigung des **c** in IↃ und cIↃ eine je zehnfache Vermehrung ausdrücken zu können, so daß z. B. IↃↃ 5000, ccIↃↃ 10,000, und IↃↃↃ 50,000, cccIↃↃↃ 100,000 bedeutet, die älteren Figuren beibehalten hat. Die Römer pflegten statt dessen, um mehre Tausende zu bezeichnen, nach der Sitte der Griechen und anderer östlich wohnenden Völker, nur einen Querstrich über die Anzahl der Tausende zu ziehen, oder auch die Tausende, und eben so die Hunderttausende, weil sie nach ihrer Zählweise, die noch den Ausdruck Million nicht kante, bei diesen eine neue Ordnung begannen, von den folgenden Zeichen durch einen Punkt zu trennen, so daß z. B. MDC.LXVI so viel als 160,066,006, und MCCXXXIIII.LVI.DCCLXXXVIII soviel als 123,456,789 bedeutete. In andern Fällen zeigten ein oder zwei niedere Ziffern hinter höhern eine Addizion, vor höhern Ziffern aber eine Subtraktion an, so daß z. B. VI = 6, aber IV = 4, und XII = 12, aber IIX = 8 war. Ungeachtet die römische Bezifferung aus einer hieroglyphischen Darstellung des Zählens mit den Fingern und Händen, wahrscheinlich in Etrurien, entsprungen war, so erfand man späterhin doch noch eine besondere Fingersprache, welche Beda bei Gothofredus pag. 1548. beschreibt, und welche darin besteht, daß jeder Buchstab nach seiner Folge im Alphabet gezählt, und dessen Zahl alsdann durch die Finger angedeutet wird. Wieder verschieden davon ist die wallisische Bezifferung, nach welcher nicht blos die vorherangeführten sieben Buchstaben, sondern alle Buchstaben des lateinischen Alphabetes gewisse Zahlen bezeichnen, welche man bei Putsch p. 1685. und Gothofr. p. 1479. aus alten Handschriften verzeichnet findet. Auch die spätern Griechen hatten in ihren Rechnungen eine der römischen ähnliche Bezifferung, mit dem Unterschiede, daß sie zur Bezeichnung der 5, 10, 100, 1000, 10,000 die Anfangsbuchstaben der Wörter, *Πέντε*, *Δέκα*, *Ἑκατόν*, *Χίλια*, *Μύρια* wählten, und die fünffachen Vervielfältigungen derselben durch ein umgewendetes *Π* ausdrückten. In Schriften blieb man bei der alten Bezifferung durch das griechische Alphabet, welche daher auch der Gothe Ulfila zugleich mit dem griechischen Alphabete annahm. Die gothische Bezifferungsweise findet man noch in den ältesten teutschen Urkunden der Ostgothen in Italien; die Longobarden nahmen aber von den besiegten Römern Alphabet und Bezifferungen, gleich andern teutschen Völkern, die daraus allmälig die sogenante Mönchsschrift formten, in welcher man z. B. iiiiwiclxxxix für 4989 schrieb. Schon im 12. Jahrh. lernte man in Teutschland die arabischen Ziffern kennen; aber es währte bis in das 15. Jahrh. und darüber, ehe sie auch im gemeinen Leben gebräuchlich wurden, und die römischen Ziffern allmälig verdrängten. (*Grotefend.*)

Bezifferung, 2) in musikalischer Hinsicht. In der Kunst des sogenanten Generalbasses werden die Töne, welche zu der, mit gewöhnlichen Noten geschriebenen Baßstimme erklingen sollen, durch Ziffern und einige andere Zeichen über oder unter der Notenzeile ange-

deutet. Man nent solche Ziffern und andere Zeichen die Bezifferung oder Signatur.

§. 1. Sie sind folgendermaßen zu verstehen: Jede über eine Note gesetzte Ziffer bedeutet, daß zu jener derjenige Ton erklingen soll, welcher auf der so vielten Stufe über der Baßnote liegt, als die Ziffer besagt; oder mit andern Worten: jede über eine Note gesetzte Ziffer stellt einen, zu jener erklingen sollenden, höhern Ton vor, und zwar denjenigen, welcher gegen die Baßnote das durch die Ziffer angedeutete Intervall bildet. Wenn z. B. über der Baßnote e eine Ziffer 2 steht, wie Fig. 1a*), so heißt dies, daß zu dem Baßtone in einer höhern Stimme der Ton der 2. Stufe vom Baßton an, die Sekunde der Baßnote, der Ton f, ertönen soll, wie bei b. Stehen über der Baßnote die Ziffern $\frac{6}{3}$, wie bei Fig. 3a, so sollen zum Baßtone dessen Terz und Quinte in den höheren Stimmen angegeben werden, wie bei b; und ebenso bedeuten in Fig. 2. die Ziffern bei a den Zusammenklang.

Es wird dabei jeder durch eine Ziffer angedeutete Ton so verstanden, wie er der ein für allemal vorangesetzten chromatischen Vorzeichnung entspricht, so daß, wenn ein Intervall anders vorkommen soll, als die Vorzeichnung angibt, z. B. Fig. 4a, 5a, 6a, dies durch Voransetzung eines Versetzungszeichens vor die Ziffer angedeutet werden muß, wie in eben diesen Figuren bei b geschehen ist.

Dem bisher Gesagten zufolge würden also, wenn man den bei Fig. 8a in Noten ausgeschriebenen vierstimmigen Satz in Generalbaßmanier schreiben wollte, die drei oberen Stimmen so durch drei Zifferzeilen vorgestellt werden, wie bei b geschehen ist, Fig. 8h so, wie bei i, und k so, wie l.

§. 2. Bleiben wir hier, ehe wir diese Zeichenlehre weiter verfolgen, einen Augenblick betrachtend stehen, so bemerken wir, daß die Signaturen im Grunde nichts anderes bedeuten, als eben Noten. Es sind nur andere Zeichen für eine und dieselbe Sache. Eine über eine Baßnote gesetzte Ziffer stellt nur eben das vor, was in der gewöhnlichen Notenschrift eine um so viel Linienstellen, als die Ziffer besagt, höher stehende Note vorstellt.

Ebendarum ist denn auch ein in der Bezifferung z. B. durch die Ziffer 3, vorgestellter Ton, zwar allemal die Terz vom Baßtone, aber durchaus nicht allemal auch Terz der Grundharmonie, oder Grundterz. Eben so bezeichnen die Ziffern 5 und 7 nur überall die Quinte und Septime vom Baßton, nicht aber allemal die Quinte oder Septime der Grundnote, und es kann gar wol eine Baßnote mit $\frac{7}{3}$ beziffert seyn, ohne daß dabei eine wirkliche Septharmonie (ein Grund-Vierklang) zu Grunde liegt, wie man dies z. B. aus Fig. 9a, verglichen mit b, ersieht. Dort ist im ersten Takte der Zusammenklang (c e g h) keineswegs eine eigentliche Septharmonie, und im 3. Takte beim Akkorde (e g h d) die durch eine Ziffer 7 vorgestellte Note d wenigstens nicht Grundseptime; und doch werden diese beiden Akkorde in der Ziffernsprache unbedenklich Septakkorde genant, indem man hier jeden Zusammenklang nach den Ziffern benamset, durch welche er angedeutet wird, und deshalb auch z. B. in Fig. 10a den ersten Akkord einen Quartsextseptenakkord nent, weil er durch die Ziffern $\frac{7}{4}$ vorgestellt wird, und eben so auch die, durch dieselben Ziffern vorgestellten, aber ganz verschiedenen Akkorde bei b und c. Kurz, eine durch eine Ziffer 7 angedeutete Note kann bald die große, bald die kleine, bald die verminderte Septime vom Baßtone seyn, und eben so die Ziffer 7 bald eine große, bald eine kleine, bald eine verminderte Septime, und zwar beide bald eine wirkliche oder eigentliche Septime, des Vierklangs der ersten Stufe, oder der zweiten, der dritten, vierten, fünften, sechsten, oder siebenten Stufe, der harten oder der weichen Tonart, — bald auch keine Grund-Septime, sondern entweder eine None, oder auch eine andere harmoniefremde, bloße Durchgangs- oder Vorhaltnote, oder, wenn der Baßton selber durchgehend ist, vollends gar jedes Intervall irgend einer Harmonie. — S. Fig. 34 — 37.

§. 3. Wenn über einer und derselben Baßnote mehre Signaturen nach einander stehen, so bedeutet dies, wie man leicht erräth, daß die oberen Stimmen erst diejenigen Intervalle angeben sollen, welche den ersten Signaturen entsprechen, und dann die der folgenden. Mithin ist Fig. 11a so zu verstehen, wie b, Fig. 12a so wie b. Wie lang aber ein jeder von solchen mehren, auf einer und derselben Baßnote anzugebenden Zusammenklängen, dauern soll? muß der Leser einer solchen Ziffernschrift nach Umständen bemessen.

Es komt zuerst darauf an, ob die Baßnote, zu welcher mehre Zusammenklänge nach einander angegeben werden sollen, ihrer rhythmischen Stellung und Gliederung zufolge, zunächst in zwei, oder in drei Theile, in Hälften, oder in Drittheile zerfällt.

1) Wenn über Einer Baßnote, welche in rhythmischer Hinsicht zunächst in zwei Theile, in Hälften zerfällt, zwei Signaturen neben einander stehen, so liegt es, natürlicherweise, am nächsten, die erste Signatur für die erste Hälfte gelten zu lassen, die 2te aber für die 2te, und deshalb sind die in Fig. 13a und b unter der Baßnote stehenden zwei Ziffern so zu verstehen, wie die darüber gesetzten Noten.

Sind über Einer solchen zunächst in Hälften zerfallenden Note drei Zusammenklänge chiffrirt, so pflegt man es so zu verstehen, daß der erste derselben auf die Dauer der ersten Hälfte der Baßnote gilt, die zwei andern aber sich in die zweite Hälfte gleichmäßig theilen. Siehe Fig. 14a, b.

Nach ähnlichen Grundsätzen verstehen sich vier Zusammenklänge auf Einer solchen Baßnote so, daß jeder für den vierten Theil derselben gilt; fünf Zusammenklänge aber so, daß deren drei auf die drei ersten Viertheile fallen, die zwei übrigen aber auf das letzte: Fig 15a, b und Fig. 16a, b u. s. w.

2) Sind zu Einer Baßnote, welche zunächst in Drittheile zerfällt, drei Zusammenklänge angedeutet, so gilt jeder derselben für ein Drittheil: Fig. 14c. Zwei Zusammenklänge über Einer solchen Note theilt man so, wie bei Fig. 13c zu ersehen; viere oder fünfe so, wie bei 15c und 16c u. s. w.

*) Man sehe hier und in der Folge dieses Artikels die Figuren auf dem nebenstehenden Blatte.

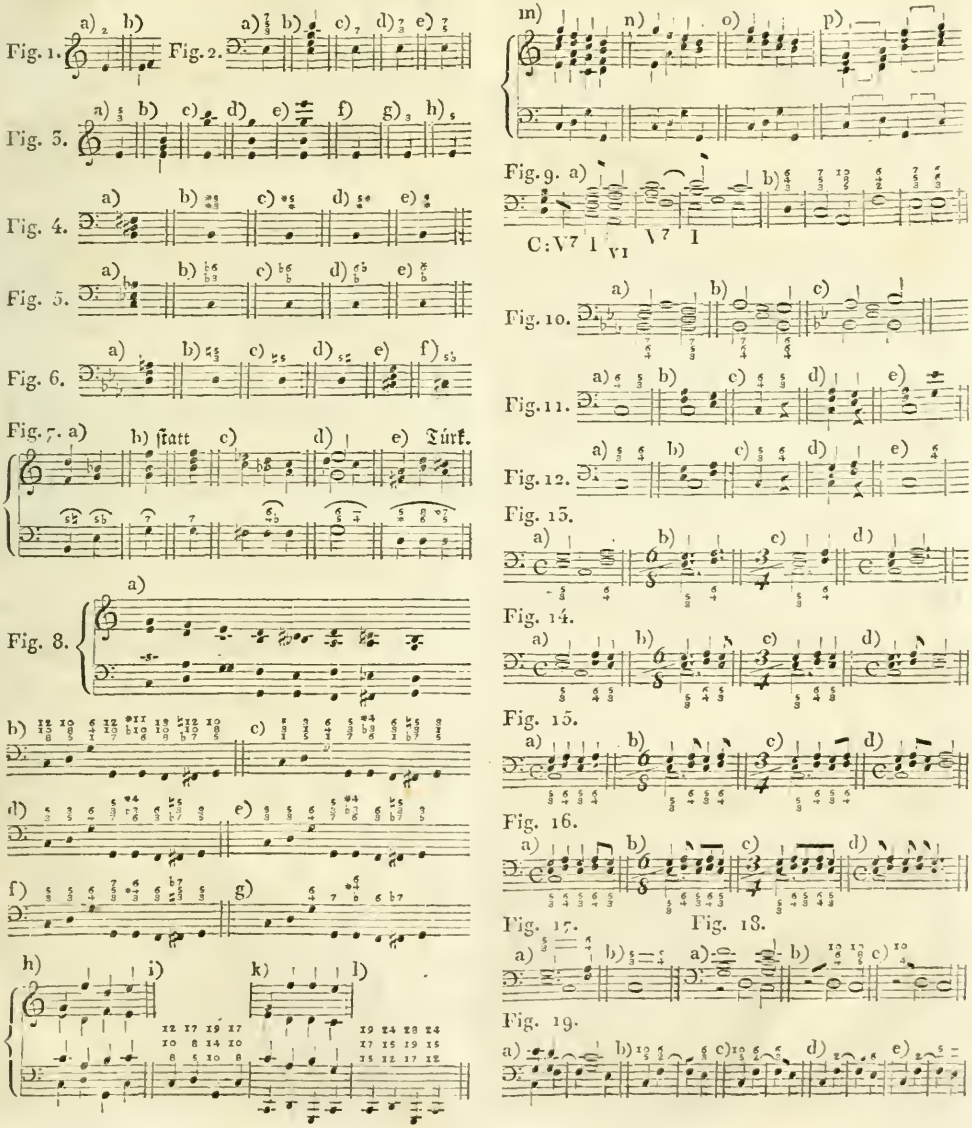


Fig. 1.
Fig. 2.
Fig. 3.
Fig. 4.
Fig. 5.
Fig. 6.
Fig. 7.
statt
Türk.
Fig. 8.
Fig. 9.
C:V7 I VI V7 I
Fig. 10.
Fig. 11.
Fig. 12.
Fig. 13.
Fig. 14.
Fig. 15.
Fig. 16.
Fig. 17.
Fig. 18.
Fig. 19.

Fig. 20.

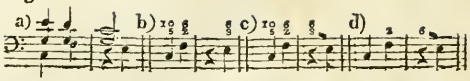


Fig. 21.

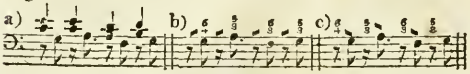


Fig. 22.

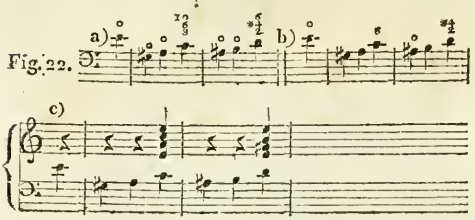
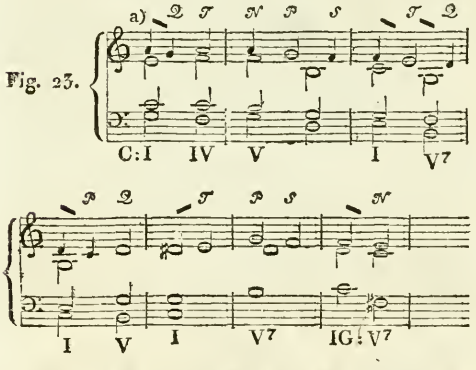


Fig. 23.



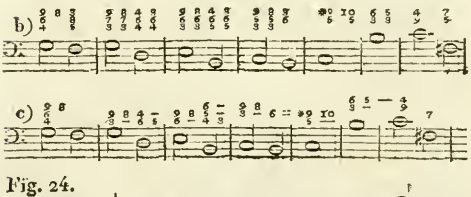


Fig. 24.

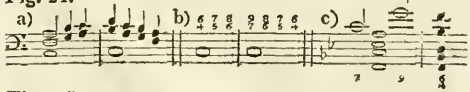


Fig. 25.

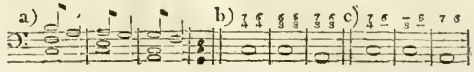


Fig. 26.

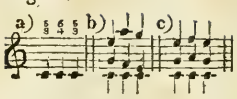


Fig. 27.

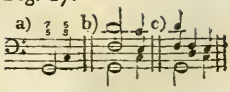


Fig. 28.

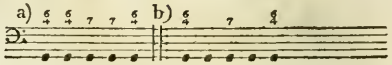


Fig. 29.

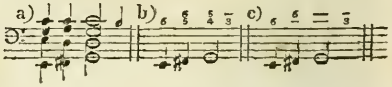


Fig. 30.

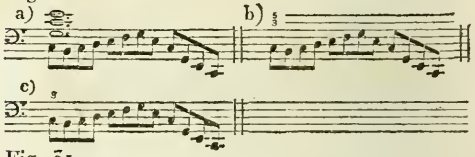


Fig. 31.

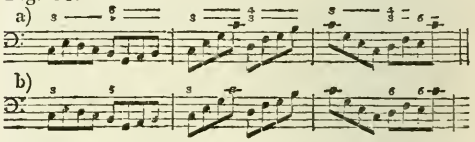


Fig. 32.

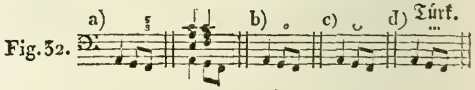


Fig. 33.

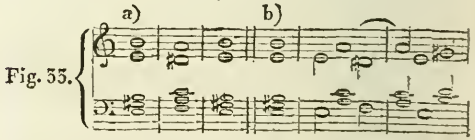


Fig. 34.

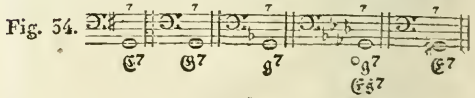


Fig. 35.

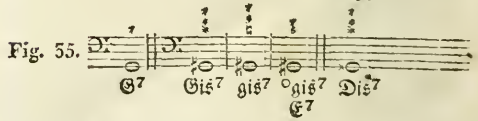
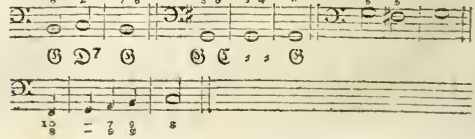


Fig. 36.



Zuweilen bedient man sich zwischen den Signaturen auch der Verlängerungspunkte, und legt ihnen hier ungefähr die nämliche Bedeutung bei, wie einem nach einer wirkl. Note gesetzten Punkt, z. B. Fig. 17a, b.

Andere und nähere Bestimmungen der Dauer mehrer über eine Baßnote gesetzter Signaturen gibt es nicht, und kann es, der Natur der Ziffernschrift nach, nicht wol geben. Sie ist und bleibt daher freilich in dieser Hinsicht eine sehr mangelhafte und unvollkommene, und für gar viele Fälle nicht zureichende Zeichensprache. Denn so kann man z. B. den Satz Fig. 13d auf keine Weise unzweideutig und gemeinverständlich in Ziffern ausdrücken; noch viel weniger andere mehr zusammengesetzte Fälle, z. B. Fig. 14d, 15d, 16d.

§. 4. Wenn nach einer Baßnote eine Pause folgt, und über dieser letzteren Signaturen stehen, so bedeutet dies, daß die Oberstimmen während der Pause diejenigen Intervalle angeben sollen, welche die, über der Pause stehenden Signaturen andeuten würden, wenn, an der Stelle der Pause, die vorhergehende Baßnote noch fortwährte; oder, mit andern Worten: die so über eine Pause geschriebenen Intervalle werden von der vorhergehenden Baßnote abgezählt. Somit ist Fig. 11c so zu verstehen, wie d, und 12c wie d.

§. 5. In allen bis hieher besprochenen Fällen war die Bezifferung so gemeint, daß der durch die Signaturen vorgestellte Zusammenklang entweder zugleich mit der Baßnote eintreten sollte, auf welche sich die Signaturen bezogen, wie in Fig. 1. bis 6, 8, 9, 10, oder zum Theil später, wie in Fig. 11, 12, oder mit andern Worten: die Signaturen bezogen sich entweder auf die Baßnote, über welcher sie stehen, oder auf die vorhergehende.

Es können aber auch Fälle kommen, wo man gern andeuten möchte, daß der durch die Signaturen vorgestellte Zusammenklang schon früher eintreten soll, als die Baßnote, auf welche die Ziffern sich beziehen; oder mit andern Worten: wo es nöthig wird, die in den oberen Stimmen erklingen sollenden Töne auch wol durch Ziffern vorzustellen, welche sich auf eine erst folgende Baßnote beziehen, auf eine Baßnote, welche selber erst später eintrit, als der durch die Ziffern vorzustellende, in den oberen Stimmen erklingen sollende Zusammenklang.

Wenn man z. B. den Satz Fig. 18a in Generalbaßmanier schreiben, und die, in den oberen Stimmen gleich anfangs, und schon während der Pause des Basses, anschlagenden Töne, durch Ziffern anzeigen will, so kann dies nur durch Ziffern geschehen, welche sich auf die Baßnote d beziehen, welche doch selbst erst später eintrit, als die durch solche Ziffern vorgestellten Töne. Um nun in solchen Fällen anzuzeigen, daß die durch die Signaturen vorgestellten Töne in den Oberstimmen schon früher angeschlagen werden sollen, als die Baßnote, auf welche die Signaturen sich beziehen, schreibt man diese letzteren zwar über die Baßnote, setzt aber, zum Zeichen, daß die durch die Signaturen vorgestellten Töne nicht erst zu dieser Baßnote, sondern schon früher angeschlagen werden sollen, einen schräg aufwärts gerichteten Diagonalstrich (/) an die Stelle, wo das Anschlagen der durch die folgenden Ziffern vorgestellten Intervalle geschehen soll, wie bei b, wo der schräge Strich über der Pause anzeigt, daß die durch die Signaturen über dem Baßtone d angedeuteten Töne g, h und f. schon während der Pause, über welcher der Diagonalstrich steht, angegeben werden sollen. Nach gleichen Grundsätzen kann der Satz Fig. 19a auch so geschrieben werden, wie b, und 20a wie b, 21a wie b.

Etwas natürlicher und anschaulicher wäre vielleicht die Schreibform 18c, 19c, 20c, 21c.

§. 6. So wie die bisher besprochenen Ziffern Noten oder Töne bedeuten, welche eine obere Stimme angeben soll, so hat man, um anzudeuten, daß eine oder mehre obere Stimmen keinen Ton angeben, daß sie einen Augenblick schweigen sollen, das Nullzeichen (o) eingeführt.

Mit Hilfe dieses Zeichens kann also das Beispiel Fig. 22c in Generalbaßmanier so geschrieben werden, wie bei a.

Sollen die oberen Stimmen aber eine längere Zeit hindurch schweigen, so deutet man, statt fortgesetzt überall Nullen über jede Baßnote zu setzen, das Schweigen der Oberstimmen kürzer an durch die Chiffre T. S., d. h. Tasto Solo, welcher Ausdruck, von Tasteninstrumenten entlehnt, bedeutet, daß blos der Baßton, die Baßtaste allein, und keine höheren Töne dazu angeschlagen werden sollen. Als gleichbedeutend gebraucht man auch den Ausdruck Unisono, Unis., All' unisono, d. h. einklängig, worunter man jedoch zuweilen auch das versteht, daß die übrigen Stimmen in höheren Oktaven mit der Baßstimme fortschreiten sollen, nämlich im Einklang nach verjüngtem Maßstabe.

§. 7. Die bisher beschriebene Signaturenschrift würde, wenn sie überall so ausführlich ausgeübt werden sollte, wie in den bisherigen Beispielen geschehen, freilich keine Abkürzungsschrift heißen können, da sie in dieser Gestalt nicht selten vielmehr merklich umständlicher, weitläufiger und mühsamer ausfällt, als wenn man die oberen Stimmen in Noten ausschriebe. Sie ist aber wirkliche Abbreviaturschrift dadurch geworden, daß man folgende Ersparungen eingeführt hat.

1) Da, fürs Erste, die höheren Zählnamen der Intervalle nur Wiederholungen kleinerer nach höherem Maßstabe sind, da schon die Oktave nur eine Wiederholung der Prime, die None eine bloße Verjüngung der Sekunde, die Dezime nur eine höhere Terz ist, u. s. w.; so konte man leicht auf den Gedanken verfallen, zu Ersparung der Ziffern, die höheren und zum Theil zwei Ziffern erfodernden Intervallzahlen 10, 11, 12, u. s. w., gar nicht zu gebrauchen, sondern an deren Stelle die einfachern 3, 4, 5, u. s. w., und überhaupt überall keine höhere, als 7. Hienach konte das Beispiel Fig. 8. mit wenigeren Ziffern so geschrieben werden, wie bei c.

Nur in wenigen eigenen Fällen macht man von höheren Ziffern Gebrauch, und zwar in folgenden:

a) man pflegt jedes harmoniefremde Intervall, welches eben auf der zweiten, neunten, sechszehnten, u. s. w. Stufe vom Baßtone steht, nicht durch eine 2, sondern durch 9 anzuzeigen, wie in Fig. 23a und 24a.

b) In den ebenerwähnten Fällen pflegt man, wenn das durch 9 bezeichnete Intervall abwärts zur Prime

oder Oktave u. s. w. desselben Baßtones fortschreitet, diese Prime oder Oktave auch nicht durch 1, sondern durch 8 vorzustellen. Löst sich das mit 9 bezeichnet gewesene Intervall in eine Terz oder Dezime des Baßtones auf, so bezeichnet man dieselbe gewöhnlich nicht durch 3, sondern durch 10. Darum ist in Fig. 23 bei b und c im ersten Takte das $\overline{g}$ nicht durch 1, sondern durch 8 angedeutet, und aus gleichem Grunde stehen im 2ten, 3. und 4. Takte die Ziffern 8, im 5ten Takte aber die Ziffer 10.

c) Endlich bedient man sich der höheren Ziffern überhaupt auch in manchen Fällen, wo man glaubt, recht bestimt anzeigen zu müssen, ob die Stimmen sich auf- oder abwärts bewegen sollen.

So gebraucht man z. B., um den Satz Fig. 24a in Zifferschrift darzustellen, gern die Ziffern 8 und 9, so wie bei b, damit der Leser recht unzweideutig erkenne, daß von dem durch 7 angedeuteten Tone h nicht abwärts, sondern aufwärts zu $\overline{c}$ fortgeschritten werden soll, und von diesem $\overline{c}$ nicht herab, sondern hinauf zu $\overline{d}$, u. s. w.

§. 8. 2) Eine zweite Ersparung bezweckt man dadurch, daß man jeden Ton, welcher blos eine Verdoppelung des Baßtones ist, in der Bezifferung gar nicht andeutet, wie bei Fig. 8d, wo bei dem ersten Akkorde das $\overline{c}$ der dritten Stimme, als bloße Verdopplung des Baßtones c, durch keine Ziffer angezeigt ist; eben so wenig das $\overline{d}$ des zweiten, und beim 3ten Akkorde das g der dritten Stimme, u. s. w.

§. 9. 3) In allen bisherigen Darstellungen, z. B. Fig. 8b bis d, ist jede Ziffer in die Zeile derjenigen Stimme geschrieben, in welcher er vorkommen soll. Allein auch auf diese Ordnung verzichtet man, und schreibt, ohne solche Zeilen zu beobachten, die Ziffern ohne weiteres über die Baßnoten hin, wie bei e, und zwar so, daß man nicht einmal die Ziffer des Intervalles, welches zu oberst gehört werden soll, auch gerade zu oberst schreibt, und die in den Mittelstimmen ertönen sollenden in die Mitte: sondern in anderer, oft ziemlich willkürlich gewählter Ordnung, meist die höchsten Ziffern zu oberst, die geringeren zu unterst, wie bei f.

§. 10. Wollen wir hier wieder einen Augenblick betrachtend verweilen, so bemerken wir leicht, daß die generalbaßmäßige Bezifferung durch die bis hieher erwähnten Ersparungen zwar allerdings kürzer und gedrängter geworden, dabei aber auf der andern Seite gar sehr bedeutend an Bestimtheit verloren hat, wie dies auch nicht wol anders möglich ist, indem ja auch jede andere, nur mit halben Worten und sonstigen Abkürzungszeichen geschriebene Schrift allemal unvollkommener ist, als eine, worin alles fein deutlich ausgeschrieben steht.

Wir wollen diese, aus den bisher erwähnten Ersparungen entspringenden Unbestimtheiten aufzählen.

a) Gleich der schon erwähnte Umstand: daß die Tonhöhe, in welcher jedes Intervall ausgeführt werden soll, nicht mehr durch die Größe der Ziffer angedeutet wird, indem z. B. die Ziffer 3 sowol zu Bezeichnung eines Tones dient, welcher wirklich nur um zwei Stufen höher als der Baßton ist, als auch zu Bezeichnung eines um zehn Stufen höheren — gleich dieser Umstand ist schon der Grund einer nicht unerheblichen Unbestimtheit, indem man z. B. die zwei ersten Bezifferungen bei Fig. 8f ebensowol so verstehen kann, wie bei a, wo die Oberstimme von $\overline{g}$ zu $\overline{f}$ schreitet, als auch so, wie bei b, wo sie von $\overline{g}$ zu $\overline{\overline{f}}$ aufspringt.

b) Noch bedeutendere Zweideutigkeiten entspringen aus dem unter Nr. 3 §. 9. erwähnten Umstande, denn dadurch bleibt bei mehren übereinanderstehenden Ziffern ganz unbestimt,

α) ob der durch die Eine derselben vorgestellte Ton in einer höheren Stimme vorkommen solle, als der durch die andere Ziffer vorgestellte, oder in einer tieferen: und Fig. 3a kann daher ebensogut so ausgeführt werden wie b, als so, wie bei c, oder d oder e.

β) Es bleibt ferner unbestimt, ob diese oder jene Stimme von diesem oder jenem Intervalle des einen Zusammenklanges, zu diesem, oder ob sie zu jenem des folgenden schreiten soll; und Fig. 26a kann daher entweder so ausgeführt werden, daß beim ersten Harmonieschritte die Oberstimme von $\overline{e}$ zu $\overline{a}$ aufspringt, die Mittelstimme aber von $\overline{g}$ zu $\overline{f}$ herabschreitet, wie bei b, oder aber so, daß Erstere von $\overline{e}$ zu $\overline{f}$, schreitet, Letztere aber von $\overline{g}$ zu $\overline{a}$, wie bei c: Ebenso kann man, den Generalbaßziffern nach, Fig. 11a ebensowol so ausführen, wie bei b, als auch so, wie bei c.

γ) Noch mehr! es bleibt dem Ausführer sogar überlassen, die durch die Signaturen angedeuteten Intervalle entweder durch mehre, oder durch wenigere Oberstimmen ausführen zu lassen, z. B. Fig. 8f; entweder vierstimmig, wie bei a, oder fünfstimmig, wie bei m, oder dreistimmig, wie bei n oder o, u. s. w., und also bald häufige Verdoppelungen anzubringen, wie bei m, bald Auslassungen, wie bei n, und noch mehr bei o.

δ) Ja, in vielen Fällen bleibt es ihm auch anheimgestellt, die Stimme, je nach Belieben oder Erfoderniß, entweder ruhen, oder fortschreiten zu lassen, und z. B. Fig. 27a entweder so auszuführen, wie bei b, oder auch so, wie bei c.

Wenn man das von α bis δ Bemerkte zusammennimt, so sieht man wol, daß die Generalbaßschrift die ganze Stimmenführung unbestimt läßt. (Die geringfügige Ausnahme, wovon wir oben bei d) gesprochen, ist nicht in Betracht zu ziehen.) Die ganze Sorge für die Anordnung, Vertheilung und Führung der Stimmen bleibt also demjenigen überlassen, welcher eine solche Generalbaßstimme auszuführen hat, und die Signaturenschrift ist daher nur für denjenigen gemacht, welchem die Gesetze der Stimmenführung bekant sind, und man muß z. B. das Verbot von Quinten- und Oktavenparallelen, und das Abwärtsstreben der Hauptseptime, kennen, um zu wissen, daß man den Satz Fig. 8f nicht so ausführen darf, wie bei p; und ebenso muß man aus der Lehre von Fortschreitung harmoniefremder Töne wissen, daß man Fig. 11a nicht so ausführen soll, wie bei e.

ε) Endlich läßt die Ziffernschrift es auch ganz unbestimt, auf welchem Instrument sie abgespielt werden soll; u. a. m.

§. 11. 4) Wieder eine weitere Ersparung hat man dadurch eingeführt, daß man übereinkam, manche Zif-

fern in manchen Fällen als sich von selbst verstehend anzusehen, ohne daß es nöthig sey, sie hinzuschreiben. Nämlich:

a) Wenn über einer Baßnote gar keine Ziffer steht, so soll dies eben so viel bedeuten, als wären die Ziffern $\frac{5}{3}$ darüber gesetzt; und Fig. 3f heißt also in der Generalbaßsprache ganz eben so viel, wie a.

So wie bei einer ganz unbezifferten Baßnote sich 3 und 5 von selber verstehen, so versteht sich bei einer solchen, über welcher zum Überfluß etwa eine 3 gesetzt ist, die 5 von selbst, und umgekehrt bei der 5 die 3; so daß also auch Fig. 3g und h nichts anderes bedeuten, als a oder f, Fig. 6c so viel wie b.

b) Bei einer blos mit 7 signirten Note werden ebenfalls 3 und 5 als sich von selbst verstehend angesehen, und Fig. 2c bedeutet daher eben so viel wie a; d. h. der aus Baßton, und dessen Terz, Quinte und Septime bestehende Zusammenklang wird nicht mit all diesen Ziffern signirt, sondern nur mit der Ziffer 7, und ebendaher auch, in der Sprache der Generalbaßisten, nicht Terzquartquintseptimenakkord, sondern nur Septimenakkord genant.

Ebenso versteht sich bei der Bezeichnung $\frac{3}{7}$ die 3 von selbst, so wie die 5 bei $\frac{7}{3}$; so daß also auch Fig. 2d und e nichts anders bedeuten, als a oder c.

c) Bei einer allein mit der Ziffer 9 signirten Baßnote verstehen sich 3 und 5 von selber, und ebenso auch bei der Bezifferung $\frac{9}{7}$.

Ebenso wird bei $\frac{9}{3}$ und $\frac{9}{7}$ die 3 als sich von selbst verstehend angesehen, und ebenso die 5 bei der Bezifferung $\frac{9}{3}$ oder $\frac{9}{7}$.

d) Bei einer blos mit 6 bezifferten Baßnote wird 3 stillschweigend mit verstanden, so daß also die Bezifferung 6 eben so viel bedeutet als $\frac{6}{3}$, und der aus Baßton, Terz und Sexte bestehende Zusammenklang nicht Terzsextenakkord, sondern nur Sextenakkord genant wird.

e) Bei $\frac{6}{5}$ wird ebenfalls 3 mit verstanden: (Quintsextakkord).

f) Bei $\frac{6}{4}$ versteht sich stillschweigend auch 6: (Terzquartakkord).

g) Bei 2 verstehen sich 4 und 6: (Sekundenakkord).

Übrigens bilde man sich auch hier wieder nicht ein, jeder Zusammenklang welcher z. B. durch die Generalbaßziffer 6 vorgestellt ist, und deshalb in der Generalbaßsprache freilich allemal ein Sextenakkord heißt, sey darum auch allemal eine Dreiklangharmonie in erster Verwechslung. Das Gegentheil ersieht man sehr leicht aus Fig. 25, wo der mit 6 signirte sogenante Sextenakkord keineswegs die weiche a-Dreiklangsharmonie in erster Verwechslung ist.

Dem von a) bis g) Gesagten zufolge, kann nun der Satz Fig. 8a in Generalbaßmanier kurz so chiffrirt werden, wie bei g.

h) Wenn eine und dieselbe Baßnote zwei- oder mehrmal nacheinander ertönt, und zu derselben auch in den Oberstimmen jedesmal dieselben Intervalle erklingen sollen, so braucht man die Signatur nur das erstemal über die Note zu setzen, welche dann auch für die darauf folgende Wiederholung derselben Baßnote, und so lange gilt, bis wieder andere Signaturen auftreten. Darum heißt also Fig. 28. bei b ebendasselbe, wie bei a, indem über der 2ten Baßnote die Ziffern $\frac{6}{5}$ sich als noch fortwährend von selbst verstehen, und ebenso über der vierten Baßnote die Ziffer 7.

i) Es wird indessen nicht selten nöthig, Ziffern, welche sich sonst von selber verstehen würden, dennoch wirklich zu schreiben.

Dies ist fürs Erste alsdann der Fall, wenn das einer solchen Ziffer entsprechende Intervall anders genommen werden soll, als es in der Vorzeichnung liegt, wo es dann nöthig wird, die sich sonst von selbst verstehende Ziffer dennoch ausdrücklich hinzuschreiben, nur um das erforderliche Versetzungszeichen davor setzen zu können. Z. B. wenn man in einem Tonstücke, worin nichts vorgezeichnet ist, den Zusammenklang [h, d, fis] generalbaßmäßig zeichnen will, muß man über die Baßnote die sonst von selbst zu verstehende Ziffer 5 blos darum hinschreiben, um ein Erhöhungszeichen davor anbringen zu können, und daher so schreiben, wie bei Fig. 4a. Ähnliches findet man in Fig. 5b, 6b, c.

Doch auch hierin hat man noch ein Ersparniß einzuführen gewußt: man hat nämlich

α) angenommen, daß auch selbst in dem vorerwähnten Falle die Ziffer 3, die Terz des Baßtones, nicht geschrieben zu werden brauche, sondern statt dessen nur das Versetzungszeichen allein, so daß man z. B. statt $\frac{\#}{3}$, $\frac{\flat}{3}$, oder $\frac{\natural}{3}$, nur das Zeichen #, ♭ oder ♮ allein über die Baßnote setzt. Auf diese Art kann z. B. in einem Stücke, worin nichts vorgezeichnet ist, der Zusammenklang (H dis fis), statt so wie bei Fig. 4b, kürzer so geschrieben werden, wie bei c, und der Akkord (c es as), statt wie bei 5b, kürzer so, wie bei c.

β) Ein zweiter Fall, wo es, wenn auch nicht nöthig, doch, der Bestimmtheit zu liebe, rathsam ist, solche sonst von selbst zu verstehende Ziffern dennoch hinzuschreiben, tritt alsdann ein, wenn die Regeln von dem Vonselbstverstehen mancher Ziffern gleichsam mit einander in Collision kommen.

Soll z. B. der Satz Fig. 11b generalbaßmäßig chiffrirt werden, so kann dies auf keine andere Art geschehen, als, indem man die Ziffern $\frac{6}{5}$, welche sich zwar in anderen Fällen von selbst verstehen würden, hier wirklich hinschreibt, weil auf keine andere Art angezeigt werden kann, daß auf derselben Baßnote c, nach dem Quartsextakkorde (c f a) der Dreiklang (c e g) folgen soll. Aus gleichem Grunde muß auch in Fig 26 über der dritten Baßnote c die Zifferung $\frac{6}{5}$ stehen.

Aus ähnlichem Grunde kann auch Fig. 12b nicht gut anders in Ziffern ausgedrückt werden, als so, wie bei a. Zwar könte es auch etwa so geschehen wie bei e, wo die Zifferung $\frac{6}{5}$ seitwärts, nicht gerade über, sondern erst neben und nach der Baßnote steht, zum Zeichen, daß die Töne $\frac{6}{5}$ erst später angeschlagen werden sollen: allein unzweideutiger und sicherer ziffert man allemal so wie bei a.

§. 12. 5) Ferner liegt eine Zeichenersparung auch noch in Folgendem;

Es trifft sich sehr häufig, daß, bei zwei aufeinan-

derfolgenden, wenn gleich verschiedenen Zusammenklängen, doch ein, oder mehre Töne sowol im ersten, als im zweiten Zusammenklange liegen, wie z. B. in Fig. 29, wo der Ton c im ersten, im 2ten und 3ten Zusammenklange vorkomt, der Ton d im 2ten, 3ten und 4ten. In solchen Fällen bedient man sich, um einen solchen, den beiden Zusammenklängen gemeinschaftlichen Ton beim zweiten Zusammenklange zu bezeichnen, nicht jedesmal einer Ziffer, wie bei b, sondern, wenn derselbe beim vorigen Zusammenklange durch eine Signatur vorgestellt worden war, so setzt man beim folgenden, statt einer neuen Ziffer, auch wol einen waagerechten oder Horizontalstrich (—) grade der Signatur, welche im ersten Zusammenklang diesen Ton vorgestellt hatte, gegenüber; und daher kann man einen Satz wie 29a, statt so wie bei b, auch blos so wie bei c chiffriren, Fig. 30a kurzweg, so wie bei b: und, wenn man will, auch 19a, statt wie bei b, so, wie bei c, auch 23a so wie bei c, und Fig. 25a, so wie c.

§. 13. 6) Man findet endlich nicht selten, daß solche Stellen der Baßstimme, aus welchen die dazugehörigen Zusammenklänge sich leicht von selbst errathen lassen, gar nicht beziffert werden, z. B. Fig. 30 nur so wie bei c, indem man auch hier annimt, der Leser könne es leicht von selbst verstehen, daß die harte C-Dreiklangs-Harmonie, während der ersten vier Achtelnoten fortwähre, und die Hauptsepten-Harmonie während der vier folgenden, u. s. w.

Auf ähnliche Art schreibt man auch statt Fig. 31a, kürzer so, wie bei b.

§. 14. Durch das Bisherige ist die Generalbaßschrift so beschrieben worden, wie sie am allgemeinsten gebräuchlich ist. Manche Musiker weichen aber in manchen Stükken von dieser Schreibart ab, so, daß nicht selten ein und dasselbe Zeichen bei verschiedenen Schriftstellern ganz verschiedene Dinge bedeutet, und eine und dieselbe Sache bei verschiedenen Schreibern durch verschiedene Zeichen angezeigt wird; durch welches alles die Ziffernschrift, wenn nicht vervollkomnet, doch verwirrter geworden ist.

Verschiedene Musiker setzen nämlich die chromatischen Zeichen, ♯, ♭, ♮, ×, statt vor die Ziffer, nach derselben, und schreiben demnach 4d, statt wie c, 5d statt c, 6d statt c.

Andere finden es kürzer, die chromatischen Erhöhungen, statt durch ♯ oder ×, vielmehr dadurch anzudeuten, daß sie die Ziffern ein- oder zweimal durchstreichen; und diesemnach würde denn Fig. 4e ebendas bedeuten wie b.

Wieder andere hingegen geben dem durch eine Ziffer gezogenen Striche die Bedeutung eines Erniederungszeichens, z. B. Fig. 5e statt c.

Noch andre sind auf die wunderliche Idee gerathen, jede Ziffer 5, welche gegen den Baßton eine kleine oder sogenante verminderte Quinte bildet, mit einem ♭ zu versehen, und schreiben daher Fig. 6e so, wie bei f.

Dahingegen haben wieder andere für gut gefunden, zu Bezeichnung einer solchen kleinen Quinte den Bogen ⁀ zu gebrauchen, z. B. Fig. 7a.

Eben diesen Bogen gebrauchen aber andere wieder, um ganz andere Dinge anzuzeigen, und zwar, entweder daß irgend ein Intervall des Akkordes, worüber der Bogen steht, ausgelassen werden solle, z. B. Fig. 7b, oder daß das Intervall, worüber er steht, ein durchgehender Ton, oder ein Vorhalt sey. Fig. 7c, d, oder daß die also bezeichnete Stelle nur dreistimmig ausgeführt werden solle, Fig. 7e.

Ferner findet man, statt des Diagonalstriches / zuweilen das Zeichen o, oder ~, oder auch ⁀ gebraucht, so daß also, statt Fig. 32a, so geschrieben wird, wie bei b, c oder d.

Manche gebrauchen auch, statt der Punkte, waagerechte Striche (–), und schreiben daher statt Fig. 17a, lieber so, wie bei b.

§. 15. Nachdem wir die Generalbaßschrift vollständig kennen gelernt, ziehen wir leicht folgende Resultate.

Da diese Schrift nicht nur sehr Vieles unbestimt läßt, sondern auch Manches überhaupt gar nicht zu bezeichnen vermag, so ist sie an sich selbst eine mangelhafte Zeichensprache, ein überall nur unvollkommenes, in manchen Fällen sogar ganz untaugliches Mittel, die zur Baßstimme ertönen sollenden Oberstimmen anzudeuten.

Eben darum ist es denn auch natürlicherweise weit schwerer, einen Generalbaß mehrstimmig auf einem Instrumente zu spielen, als wenn die Oberstimmen in Noten über dem Baß ausgeschrieben wären; und die Generalbaßschrift ist also auch zum wirklichen Vortrage weit weniger bequem und brauchbar, weniger zweckmäßig und zuverlässig, als die gewöhnliche Notenschrift, mittelst welcher man dem Spieler alles so hinschreiben kann, wie er es spielen soll, ohne daß er, wie beim Abspielen eines Zifferbasses, nöthig hätte, eine Menge Dinge theils zu errathen, theils aus sich selber den Gesetzen des reinen Satzes gemäß einzurichten, sondern sich darauf beschränken kann, blos das zu spielen, was, und so wie es dasteht.

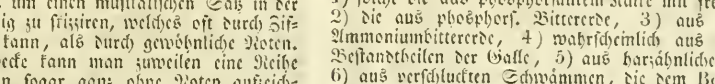
Vorzüglich zweckwidrig ist aber der Gebrauch, den man nicht selten von der Generalbaßschrift macht, indem man zu einem vollständig besetzten Musikstücke, zugleich auch eine Generalbaßstimme abspielen läßt, so daß, neben dem, vom Tonsetzer gegebenen, dem Generalbaßspieler aber nicht vorliegenden Stimmengewebe, dieser auch eines von seiner Erfindung dazu abspielt, welches, je nachdem es der Himmel fügen mag, zweckmäßig oder nicht, zu den vom Tonsetzer gesetzten Stimmen paßt — oder auch nicht. Die Zweckwidrigkeit und Verkehrtheit dieses, freilich als Zunftgebrauch, einer gar hohen Veneration genießenden Mißbrauches, habe ich mit einiger Ausführlichkeit beleuchtet in meiner Abhandlung „Über das sogenante Generalbaßspielen" u. s. w., Leipzig, Mus. Ztg. 1813. Seite 105.

Ferner ergibt sich aus dem Umstande, daß die Generalbaßschrift im Wesentlichen nichts Anderes, als eine Abbreviaturschrift ist, deren Zeichen überall nichts anderes vorstellen, als eben Noten, nur unvollkommener, daß sie aber über den inneren harmonischen Sinn und Zusammenhang der vorgestellten Töne eben so wenig Aufschluß geben, als wenn die Töne in gewöhnlichen Noten ausgesetzt wären, ergibt sich, sag ich, wie unverständig es ist, auf diese Generalbaßziffern, deren Gebrauch vollständige Kentniß und Fertigkeit im reinen Satze voraus-

setzt, die Lehre vom reinen Satze gründen zu wollen; gerade als wollte z. B. ein Schulmann die lateinische Sprachlehre auf die Lehre von den Abbreviaturen der lateinischen Wörter und Phrasen bauen.

Fast noch unverständiger ist es, daß man sogenante Generalbaßschulen geschrieben hat, die da nur lehren sollen, einen Zifferbaß kunstgemäß abzuspielen, ohne gerade der Theorie des reinen Satzes mächtig zu seyn; ungefähr als wenn man einen Schüler nur abrichten wollte, ein in lauter Abbreviaturen geschriebenes Buch zu lesen, ohne die Sprache zu verstehen, in welcher es geschrieben ist.

Wirklichen Werth hat hingegen die Ziffernschrift zuweilen zu dem Ende, um einen musikalischen Satz in der Geschwindigkeit flüchtig zu skizziren, welches oft durch Ziffern kürzer geschehen kann, als durch gewöhnliche Noten. Ja, zu solchem Zwecke kann man zuweilen eine Reihe von Zusammenklängen sogar ganz ohne Noten aufzeichnen, indem man statt der Baßnoten, Buchstaben setzt. So können z. B. die Zusammenklänge von *Fig.* 33a und b auch wol folgendermaßen skizzirt werden.



Eine andere Art von Nutzen der Zifferschrift, besteht darin, daß sie sehr geeignet ist, zum Zweck kontrapunktischer Übungen gebraucht zu werden.

Diese Brauchbarkeit beruht nämlich eben auf dem Umstande, daß die Chiffern überall nur andeuten, welche Töne in den übrigen Stimmen vorkommen, also überall nur Noten, nicht aber zunächst die dabei statt findenden Grundharmenieen, und daß dabei die ganze Anordnung und Führung der übrigen Stimmen der Selbstthätigkeit des Übenden überlassen bleibt. Vgl. in dieser Hinsicht m. Theorie d. Tonsetzkunst.

§. 16. Von der wirklichen Anwendung der Bezifferung zum musikalischen Gebrauche, wird übrigens im Artikel Generalbass gehandelt werden. (*Gottfr. Weber.*)

Bezifferung, heißt auch die Bezeichnung der beim Spiel eines Instrumentes zu gebrauchenden Applikatur oder Fingersetzung, mittelst Ziffern über die Noten geschrieben. Auf Geigeninstrumenten bedeutet die Ziffer 1. den Zeigefinger der linken Hand, 2 den Mittelfinger u. s. w. Die leere oder bloße Saite wird durch das Zeichen o angedeutet (s. das Noten-Beispiel Fig. 2. im Artikel Bedeckt), durch ½ oder ¼ aber die mittelst leiser Anlehnung des vierten oder dritten Fingers u. s. w. an die Saite in der Hälfte ihrer Länge, flageolettmäßig entlockte Oktave (s. den Art. Beitöne), für das Violoncell bezeichnet man das Aufsetzen des Daumen durch das Zeichen δ. — Auf Tasten-Instrumenten wird gewöhnlich der Daumen jeder Hand durch 1, der kleine Finger aber durch 5 angezeigt; doch zählen manche andere die Finger der linken Hand nicht vom Daumen, sondern vom kleinen Finger an, nennen also diesen 1, und jenen 5. — Auf Blasinstrumenten pflegt man den, dem Mundloch nächsten Zeigefinger 1, zu nennen, die beiden folgenden abwärts 2 und 3, den Zeigefinger der rechten Hand 4, und sofort den kleinen Finger 7. Solche Bezifferung ist jedoch nur für diejenigen Instrumente genügend, welche mehr nicht, als sieben Tonlöcher haben; für Instrumente mit mehren Tonlöchern und Klappen, zumal wenn deren mehre von einem und demselben Finger zu bedienen sind, ist sie durchaus unzureichend. (*Gottfr. Weber.*)

Bezirk, s. Kreis.

BEZOAR (Belzahar, Badzahar, Bedezaher, arab.), bedeutet überhaupt ein Concrement, das sich in den Eingeweiden verschiedener Thiere bildet, im engern Sinne aber die Steine, die man in dem Darmkanal gewisser Gemsen- und Ziegenarten findet. — Fourcroy und Vauquelin unterscheiden 7 Arten dieser Steine: 1) solche die aus phosphorsaurem Kalke mit freier Säure; 2) die aus phosphors. Bittererde, 3) aus phosphors. Ammoniumbittererde, 4) wahrscheinlich aus den fetten Bestandtheilen der Galle, 5) aus harzähnlichen Stoffen, 6) aus verschluckten Schwämmen, die dem Boletus ignarius ähnlich sind, und 7) die aus verschluckten Haaren bestehen (Aegagropilae, Haarbälle), (vgl. Concretionen, thierische).

Der occidentalische Bezoar findet sich im Magen von Camelus Lacma und Vicunna, auch mehrer Antilopenarten und alter Hirsche, und war sonst ein sehr kostbares und berühmtes Arzneimittel.

Der orientalische Bezoar komt aus dem Magen der Begasoargemse, oder Cema Alzel, des Pasano, oder Cema Pasan, und mehrer Antilopen. Diese Bezoare sind bei den Asiaten noch jetzt, als Gegengifte, in großem, unbezweifelten Ansehen. Aus unserm Arzneivorrathe sind sie längst verschwunden. (*Th. Schreger.*)

Bezoar animale, hieß sonst die Leber und das Herz der getrockneten und gepulverten Vipern, und gehört jetzt unter die verrufenen Arzneimittel.

Bezoardicum, wurde vormals jedes Gegengift genant.

Bezoardicum oder Bezoar ioviale, hieß weiland ein Gemenge aus Bezoar minerale (s. unten), und Zinnoxyd, indem man 2 Theile Spiesglanzmetall und 1 Zinn mit 4 Ätzsublimat behandelte, und die übergegangene Flüssigkeit mit vielem Wasser verdünnte. Diese Composition, ehemals unter dem Namen: Antihecticum Poterii, ein Geheimmittel gegen Abzehrung, ist, gleich dem Bezoardicum martiale — einem Gemenge aus gleichviel Spiesglanz und Eisen mit 3 Theilen Salpeter verpufft, das Stomachicum Poterii hieß — jetzt außer allem Gebrauch.

Bezoardicum minerale (Mercurius correctus Sylvii), ward 1) unnöthiger Weise ein Stibicum vom höchsten Grade der Oxydation genant, wenn man es nochmals mit dreimal soviel Salpeter behandelte, und war ein Bestandtheil des sogenanten Antihecticum und Stomachicum Poterii; 2) wird auch eine gewisse Erde auf Sicilien von Einigen so genant, der man giftwidrige Kräfte zuschrieb. (*Th. Schreger.*)

BEZOARSTOFF, ein eigenthümlicher Mischungstheil der orientalischen Bezoare, der wol sogenanter oxydirter Extractivstoff seyn dürfte. Er ist außen braun, innen pistaziengrün, und besteht aus concentrischen Lagen. Lackmus wird von ihm nicht geröthet. In kaltem Wasser löst er sich nicht, in kochendem nur sehr wenig auf, mit

gelblicher Farbe. Mit Kalilauge bildet er augenblicklich eine grünliche braune Flüssigkeit, die an der Luft oberflächlich rabenschwarz wird, einige spießige Krystalle absetzt, und mit Schwefelsäure einen schmuziggrünen Niederschlag gibt. Dieser löst sich nicht in kohlens. Ammonium, unvollkommen und mit grünlicher Farbe in Kali, mit rother, beim Kochen verschwindender Farbe in Salpetersäure und auch in überschüssiger Schwefelsäure auf. Erhitzt stößt der Bezoarstoff, ohne zu schmelzen, einen nicht unangenehm riechenden Dampf aus. (*Th. Schreger.*)

Bezogen haben in der Jägerei, s. Tragend.

BEZONS (Jacques Bazin, Graf von), Marschall von Frankreich, aus einem angesehenen französischen Geschlechte, Sohn von Claude Bezons, der 1684 als königl. Staatsrath in Paris starb. Jacques, geb. 1645, machte 1667 unter dem Marschall von Schomberg einen Feldzug in Portugal, begleitete im folgenden Jahre den Herzog von Feuillade nach Candia, und wohnte von der Zeit an, in den Eroberungskriegen Ludwigs XIV., vielen Schlachten und Belagerungen bei, besonders in den Niederlanden und in Teutschland, bis 1697 der Friede zu Ryswick den Waffen Ruhe gebot. Er war damals General-Inspektor und Direktor der Kavallerie, und erhielt nun das Gouvernement von Grevelingen. Der Ausbruch des spanischen Successionskrieges rief ihn wieder ins Feld, und im Laufe desselben, gab er in Teutschland, Italien und Spanien viele rühmliche Beweise von militärischer Einsicht, Klugheit und Tapferkeit. Daher erhielt er 1704 das Großkreuz des Ludwigsordens, und 1709 den Marschallsstab. In den letzten Jahren dieses Krieges kommandirte er in Teutschland, zwang 1713 Landau zur Übergabe, und nach dem Tode Ludwigs XIV., 1715 war er ein Mitglied des Regentschaftsrathes. Ludwig XV., dessen Krönung er 1722 beiwohnte, beehrte ihn mit dem Ritterorden des heil. Geistes, und d. 22. Mai 1733 schloß er seine rühmliche Laufbahn. Er hinterließ 4 Töchter und 3 Söhne, von denen 2 ebenfalls Kriegsdienste thaten, der dritte aber 1730 Bischof zu Carcassone wurde. Jacques hatte auch einen Bruder, Armand Bazin de Bezons, der den 8. Okt. 1721 als Erzbischof von Rouen starb, ein Mann, der sich bei den kirchlichen Verhandlungen seiner Zeit bedeutend machte *). (*Baur.*)

BEZONSONER, das Land dieser Nation auf Madagaskar, das an das der Betanimener stößt, besteht nur aus 14 Dörfern, die ein fruchtbares mit hohen Bergen und dem Walde Ancove umgebenes Thal füllen. Es sind gutmüthige und gastfreie Menschen, bei welchen man übrigens die vortheilhafte Bildung der übrigen Insulaner nicht mehr findet (nach Fressange). (*Hassel.*)

BEZOUT (Etienne), geb. zu Nemours am 31. März 1730, empfahl sich schon früh durch mehre mathematische Abhandlungen so, daß er von der Akademie der Wissenschaften zu Paris im J. 1758 zum Mitgliede derselben aufgenommen wurde. Im J. 1763 wurde er als Examinator der Flaggen- und Marine-Garden angestellt, für die er einen Cours de mathém. (1764 — 69. 6 V. 8.) schrieb, und 1768 als Examinator bei dem Artilleriecorps, für das er ein ähnliches Werk (1770 — 74. 4 V. 8.) herausgab. Beide Werke wurden mehrmals aufgelegt mit Anmerkungen von Garnier und Reynaud; Peyrard vereinigte beide. Auch fand seine Théorie gén. des équations algébriques (1779. 4.) den verdienten Beifall. (*H.*)

Bhabeit, s. Baalbeit.

BHADRAKALI, die gnädige Göttin, einer von den vielen Namen der Gemalin des indischen Gottes Shiva, Bhavani (oder Parwadi), s. diese. (*H.*)

BHADRINATH, kleine Stadt der britischen Prov. Gurwal in Hindostan (30° 43′ Br. und 97° 13′ L.), am rechten Ufer der Alicananda, eines der Quellenflüsse des Ganges, in der Mitte eines schmalen Thals auf einem vom Strome bespülten Abhange, und enthält außer einem höchst heiligen Tempel der Hindus nur 31 Häuser, die fast allein von Brahminen und Tempeldienern bewohnt werden. Der Tempel steht auf einer Anhöhe, wohin eine Treppe vom Rande des Stroms führt: er hat eine konische Gestalt mit einer kleinen Kuppel, worauf eine vergoldete Kugel und Spitze steht, ist dem Wishnu geheiligt und aus dem grausten Alterthume. Im Heiligthume selbst sieht man die 3 Fuß hohe, aus einem Steine gehauene Bildsäule des Gottes in menschlicher Gestalt, der hier unter dem Namen Bhadruath — höchstes reines Wesen (Lord of purity) — von unzähligen Pilgern, deren jährlich 40,000 bis 50,000 aus allen Gegenden, wo Bramas Kultus herrscht, hieher wallen, verehrt wird. Dieser Tempel gilt für einen der reichsten in Hindostan, er besitzt nicht weniger als 700 Dörfer und Weiler in Gurwal und Kumaon, die von dem hiesigen Oberpriester verwaltet werden. Die Brahminen, die bei dem Tempel stehen, gehören zu der Unterkaste der Deccan. Bei dem Tempel sprudeln 2 heiße Quellen Taptacund und Suryacund hervor, aber das schönste Schauspiel gewährt der Strom selbst, der hier aus den Eisgletschern des Himalih in 400 Fuß hohen Kaskaden in ein großes Becken herabstürzt, und 20 Fuß breit es wieder verläßt; die umliegende Gegend ist eine der wildesten die man sich denken kann, doch angefüllt mit heiligen Stellen, Pagoden und Felsblöcken, die für die Hindupilger von Bedeutung sind. 1808 fiel in diesem Thale der Schnee so hoch, daß er selbst den Tempel begrub *). (*Hassel.*)

BHAGAVADA (Bagavadam), ist der achtzehnte Theil der heiligen Gedichte der Hindu, welche Puranas heißen, und dieser Theil wird von den Hindu so sehr geschätzt, daß sie, wenn man ihnen einige Verse daraus vorsagt, sogleich aufstehen und ihr Haupt entblößen, wovon Fra Paolino (Reise nach Ostindien S. 374.) mehre Beispiele erzählt. Der Inhalt des in reimlosen Versen verfaßten Gedichts ist das Leben des Krischna, oder die Geschichte der neunten Verwandlung des Gottes Wischnu. Die 13 ersten Strophen der Urschrift theilte im J. 1790 Fra Paolino mit in seiner Samscrdanischen Grammatik Sidharubana. Die von Méridas Poulé, Dolmetscher der französischen ostindischen Kompagnie verfertigte französische Übersetzung, welche sich in der kön. Bibliothek in Paris befindet, gab Foucher d'Obson-

*) *Anselme* hist. généal. T. VII. 681. IX. 270. und aus diesem in der Fortsetz. des allg. hist. Lex. Leipz. 1740. s. v. *Bazin.* Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV. beide s. v. Berons.

*) Nach Rapur in den Asiatic Researches und Hamilton.

ville (jedoch ohne seinen Namen) heraus: Bagavadam, ou doctrine divine, ouvrage indien canonique sur l'être supreme, les Dieux, les géans, les hommes, les diverses parties de l'univers (Par. 1778. 8. übers. in der Samlung asiat. Originalschriften, Zürich 1791. Bd. I.). Ein Bruchstück hatte früher Ith bekant gemacht im Ezour-Vedam Bd. 2. Beurtheilungen erschienen von Deguignes: Réflexions sur un livre indien, intitulé Bagavadam (Mém. de l'Ac. d. Inscr. XXXVIII. 312.), im Monthly review 1788. LXXIX. 591. u. Fr. Schlegel's Geschichte der Literatur I. 180. — Bei Niebuhr (Reisebeschr. II. 26.) wird der Titel angeführt Shri baha gavant poram, welches, nach Fra Paolino zu verbessern ist in Shri bhagavada purâna. (*Gruber.*)

BHAGAVADI, die heilige, glückliche, Name der Göttin Bhavani (oder Parwadi), s. diese. (*H.*)

Bhagiratty, s. Ganges.

BHAGMUTY, einer der größern Ströme von Nepaul. Er entspringt auf dem Gebirge Scheopuri in der Nähe von Katmandu, bewässert das Thal von Nepaul, nimt den Bischenmutty auf, strömt auf Hurripur und vereinigt sich im britischen Gebiete wenige Meilen von Monghir mit dem Ganges; er ist für Boote, und während der Regenzeit auch für größere Schiffe schiffbar (nach Kirk Patrik). (*Hassel.*)

Bhagnagor, s. Hyderabad.

Bhagpur, s. Hurdyar.

BHAGUAT-GEETA (Bhagavat-Geta, Bhogovotgita, Bhuguvud-geeta, Bhaguat-Dschita), d. i. das Lied vom Bhaguat, d. i. von Krischna oder Bhaguat, Bhogovan, wie Krischna hier meist genant wird. Dieses indische Gedicht, dem man ein Alter von 4000 Jahren zuschreibt, wird von allen für eine Episode des großen heiligen Gedichtes Maha-Bharata gehalten, und nur Anquetil du Perron hält es für ein eignes Werk (Asiat. Researches I. 287. fgg.). Allerdings fehlt es in mehren Handschriften des Maha-Baratha, wogegen es in andern, unähnlich dem übrigen und nicht zusammenhängend mit ihm, in dem sechsten Buche sich findet. Wie dem nun sey, es ist ein wichtiges Werk, ein dialogirtes philosophisches Lehrgedicht über die ewige Einheit Gottes und die Nichtigkeit aller übrigen Erscheinungen, welches man nicht mit Unrecht zum Maßstab nehmen kann, bis zu welcher Höhe und Tiefe der philosophische Geist in Indien vor- und eingedrungen sey. In Europa wurde dieses merkwürdige Gedicht zuerst in englandischer Übersetzung bekant: The Bhaguat-Geeta, or Dialogues of Kreeshna and Arjoon, in eigtheen Lectures, with notes. Translated from the original Samskreet, by Charles Wilkins. Lond. 1785. 4. (dieselbe Übersetzung unter dem Titel: Bhuguvndgeeta, or Dialogues between Krishnu and Urijoonn, extracted from the Mahabarut, printed at Khizurpoor near Calcutta. 1809). Es verdient Beherzigung, was der Übersetzer in der Vorrede sagte. „Der Hauptzweck dieser Gespräche scheint die Vereinigung aller damals existirenden Gottesverehrungen gewesen zu seyn, und die Umstürzung der durch die Vedas eingeführten Dogmen, durch die Lehre von der Einheit Gottes, als Gegensatz der abgöttischen Opfer u. Bilderverehrung. Obgleich der Verfasser die unter dem Volke eingeführten Vorurtheile und das Ansehn dieser alten Bücher nicht geradezu anzugreifen gewagt hat, zeigt er doch durch die Anerbietung eines ewigen Glücks an alle die, welche Brahma, den Allmächtigen, anbeten, während er zur Belohnung derer, welche Anbeter anderer Götter sind, nur den vergänglichen Genuß eines niedern Himmels, dessen Dauer ihren Tugenden angemessen seyn wird, verheißt, daß sein Endzweck war, die Vielgötterei zu zerstören, oder die Menschen wenigstens zu dem Glauben aufzumuntern, daß Gott in den Bildern, vor denen sie sich beugten, gegenwärtig sey, und daß sie ihn als den Gegenstand ihrer Zeremonien und Opfer betrachten sollten." So verriethe sich denn hier der Geist des Buddhaismus. — Nach der englandischen Übersetzung ist die französische von Parraud verfertigt (Par. 1787. 8.). Für die Teutschen gab Herder zuerst Bruchstücke in den zerstreuten Blättern (Bd. 4. S. 253. Sämtl. Werke, Samlung für Philos. und Geschichte Bd. 1.), dann erschienen teutsche Übersetzungen in der züricher Samlung Asiat. Originalschriften Bd. 1. und in Klaproths asiatischem Magasin (Weimar 1802) von Fr. Majer. Einige der für die Philosophie merkwürdigsten Stücke übersetzte im Versmaas des Originals Fr. Schlegel in seiner Schrift üb. Sprache und Weisheit der Indier S. 286. fgg. — Übrigens s. Langlès Catalogue des mscrr. de la biblioth. impér. p. 19. 62. fgg. Monthly review 1787. Vol. 76. p. 198. 295. Unter englandischem Titel, aber in hindostanischer Sprache, erschien: Prom Sagur; or the History of the Hindo Deity Sree Krishn, containing in the Xth Chapter of Sree Buhaguvut of Vyasudevu. Translated into Hinduvee from the Brij Bhasha (der dem Samskrit ähnlichste Dialekt). Calcutta 1810. gr. 4. (*Gruber.*)

Bhaila, s. Bheels.

BHAIRAVANATH, ein Hindutempel in dem Distrikte der 22 Rajas des Reichs Nepaul unweit der Stadt Chinachin, wohin stark gewallfahrt und wo jährlich ein besuchter Markt gehalten wird. (*Hassel.*)

BHAKAR, feste Stadt der Seiks auf einer Insel des Sind in der Provinz Multan, mit Zucker- u. Mandelbau. (*H.*)

Bharada (Bharata), s. Maha-Bharata.

Bharatpura, s. Bhurtpur.

BHARAWI, indischer Dichter, Verfasser eines sehr hochgeschätzten epischen Gedichtes in 18 Büchern: Kiratardschunija, die Kirata (wilde Bergbewohner) und Ardschun. S. Asiat. Research. X. 398. (*Gruber.*)

BHATGONG, Stadt im Reiche und Thale Nepaul (27° 32′ Br. und 103° 19′ L.), im S. von Katmandu am Bhagmuty, hieß vor Alters Oburmaputtea, bei den Newars Khopodaise, hat mit dem dazu gehörigen Distrikte 12,000 Häuser, die von Steinen gut gebauete Stadt aber mehr als 12,000 Einw., und 1 Palast des Raja von Nepaul, wird meistens von Brahminen bewohnt und für das Benares von Nepaul oder den Sitz der Gelehrsamkeit dieses Landes gehalten; in den hiesigen Büchersamlungen sollen sich auch viele im Samskrit geschriebene Handschriften befinden. Die Einwohner verfertigen geschätzte Arbeiten in Kupfer, Messing und Eisen,

wovon die Leuchter und Geschirre auswärts nach Tibet gehen, unterhalten Baumwollweberei, und Papierfabriken; das hiesige Papier wird aus der Rinde der Daphne odora bereitet (nach Hamilton u. Kirkpatrik). (*Hassel.*)

BHATTIA, Stadt auf der hindostanischen Halbinsel Guzurate in dem Distrikte Okamundel des Guicowar. Sie hat etwa 500 Häus., die von den fleißigen Ahirs bewohnt werden, und liegt in einer schönen hochkultivirten Gegend. (*Hassel.*)

BHATTIER, ein hindusches Volk in der Provinz Rajaputana oder Aschmir, das zu den Dschaten, einer Unterkaste der Sudra, gehört. Grausame, wilde Menschen, die gegen alle Gebräuche des civilisirten Lebens den größten Abscheu hegen, und geborne Räuber sind, indem der Hang zum Stehlen bei ihnen Nationalsitte ist. Sie verbreiten ihre Raubzüge über alle benachbarte Länder, sind aber in Masse nicht furchtbar, da sie sich selten vereinigen und noch seltner ihren Oberhäuptern gehorchen. Sie bekennen sich zum Koran, unterscheiden sich aber dadurch von den übrigen Orientalen, daß sie ihren Weibern eine gewisse Freiheit zugestehen und selbige unverschleiert sehen lassen. Das Land, das sie bewohnen, die Landschaft der Bhattier, macht den nordöstlichen Theil der Provinz Aschmir aus, gränzt im N. an den Strom Sutuledsche, im Osten an die Gebiete der Sikhs, an Delhi und Hurriana, im S. an Schekawutty, im SW. an Bicanes, im W. an Multan und im SW. an die Gurrah, und besteht meistens aus Sandwüsten, hat aber am Steppenflusse Cuggur auch gutes Land, das alle Produkte Hindostans, besonders Indigo, Zucker und Tabak im Überflusse darbietet. Hier findet man Anbau; der Überrest oder die Wüste wird von den Bhattiern durchzogen, für deren Kamele, Schafe und Ziegen sich doch noch Futter genug findet. Auch umschließt diese Landschaft den weidereichen Distr. Lakdschengel (Laky Jungle), wo die besten Pferde Hindostans fallen. Die Bhattier, die fast alle Hirten und Räuber sind, stehen unter Radsbutischen Häuptlingen, worunter der Khan von Futtebabad der mächtigste ist und wol 10,000 Mann in das Feld stellen kann. Doch haben die Briten seit 1818 alle Häuptlinge des Landes, deren Einfälle in die benachbarten Provinzen nicht nachließen, sich unterworfen, und sogar die Hauptstadt Futtehabad mit allen festen Plätzen im militärischen Besitze behalten (nach Hamilton). (*Hassel.*)

BHAVA, BHAVANI. Bhava, der Erzeugende, war ein Name des indischen Gottes Shiwa, und seine Gemalin hieß nach diesem, mit weiblicher Endung, Bhavani, die Gebärerin, die Daseyn Verleihende. Sie ist das Urbild aller Naturgöttinnen der asiatischen Naturreligionen, und mithin sehr wichtig. Die indischen Mythen über sie lauten indeß sehr verschieden, und Fra Paolino sagt: der Fabeln, welche die Indier, Tibetaner und Sineser von ihr zu erzählen wüßten, wären so viele, daß es nicht möglich seyn würde, sie alle anzuführen. Die wichtigsten, die in Betrachtung gezogen zu werden verdienen, sind indeß folgende. Nach Einigen ist sie die erste und direkte Schöpfung des Allmächtigen, und wird auch seine Gemalin genant. Aus ihr soll nun die große Götter-Dreieinheit (Brahma, Wischnu und Shiwa) hervorgegangen seyn, durch welche alle Schöpfung wird, besteht und untergeht. Einige sagen, Bhavani habe, entzückt über das erhaltene Daseyn, Hymnen zu Ehren des Urhebers desselben angestimt, und in diesem Entzücken so stark in die Hände geschlagen, daß Blasen entstanden, aus welchen jene drei Wesen hervorgingen; Andere sagen, —und dies ist die am meisten angenommene Meinung,— sie habe vor Entzücken so heftig getanzt und gesprungen, daß ihr drei Eier entfielen, aus denen jene drei Wesen entstanden. Noch Andere berichten, Wischnu sey die unmittelbare Hervorbringung der Bhavani, und aus ihm seyen die zwei übrigen Wesen der Trimurti (Drei-Einheit) entstanden. Wieder Andre lassen sie die drei Söhne, Brahma, Wischnu und Shiwa, gebären, worauf sie sich in drei Mädchen verwandelt und mit ihren drei Söhnen vermählt. Nach der Lehre der Brahmanen, sagt Fra Paolino, verändert und verwandelt sich diese Göttin Bhavani in tausenderlei Gestalten, und erscheint bald als Mann, bald als Weib.

Sobald man weiß, daß Bhavani die Natur bedeutet, kann man dieses mythische Philosophem leicht enträthseln. „Die Natur, als bloßer leidender Bildungsstoff, als chaotische Materie genommen, sagt Müller, war, nach brahmanischer Ansicht, von Ewigkeit her mit der vor der Schöpfung in sich selbst verschlungenen Gottheit existirend, und kann in diesem Sinne, weiblich erfaßt, allegorisch eine Schwester des Ewigen heißen. Insofern die männliche Zeugungsmacht der Gottheit wirksam in die Weltbildungsmaterie eintrat, darf sie bildlich seine Gattin genant werden, und die Gottheit ist ihr Vater, da er sie zu dem geschaffen hat, was sie ist, da er seines Lebens einen Theil zu dem Ihrigen machte, seines Lichtgeistes einen Theil zu dem Ihrigen.“ Indeß sind damit doch nicht alle Widersprüche gehoben, denn immer bleibt zu entscheiden übrig, wie es doch komme, daß Bhavani bald mehr in die Dogmen von einem Weltschöpfer verflochten, bald mehr dem Wischnuismus, am Ende aber vorzugsweise dem Shiwaismus angehörig vorkomme? Will man sich freilich auf die Weise der Brahmanen hiebei helfen, die nicht blos viele Menschwerdungen der Bhavani, sondern sogar dies zugeben, daß sie zu gleicher Zeit an zwei Orten und eine doppelte Person habe seyn können (*Polier* I, 195.), so ist es freilich leicht, sich aus der Verlegenheit zu helfen; allein wer, der nicht auf der Brahminen Dogmatik schwören muß, wird dies wollen? Hierüber würden wir indeß ohne mancherlei vorhergehende Untersuchungen nicht entscheiden können, und ersparen daher die Entscheidung auf den Artikel Parwadi, welches der Name ist, der gewöhnlich der Gemalin Shiwa's gegeben, und von welcher Bhavani nur ein bloßer Beiname ist. Vorläufig läßt sich auf das eben angeführte Werk von Niklas Müller verweisen: Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt und im Gewande der Symbolik (Mainz 1822.) Bd. I. S. 321. u. 561. Vgl. *Polier* Mythologie des Indous Chap. I., wo es S. 154. heißt: „Selbst in ihren Menschwerdungen stellen alle Sagen die Bhavani so erhaben über alle übrigen weiblichen Gottheiten vor, daß sie noch jetzt der Gegenstand einer besondern Verehrung ist, die in Opfern und Festen ihr bewiesen wird, welche selbst die großen

Deiotas (die Dreieinheit) ihr darbringen und feiern." Über die Feste, die ihr noch gefeiert, und die Opfer, die ihr noch gebracht werden, s. Fra Paolino Reise nach Ostindien S. 329. 358. fgg. (*Gruber.*)

BHAWABHUTI, indischer Dichter, Verfasser des Schauspiels Malati-Madhawa, Malati und Madhawa. *Asiat. Res.* X, 435. (*Gruber.*)

BHEELS (Bhaila), ein hindusher Volksstamm, der eigentlich an der Nerbudda und in den Gebirgen von Babbeah zu Hause gehört, sich aber gegenwärtig über einen großen Theil von Malwah und Guzurate verbreitet, und seine Hauptsitze in den Gebirgen bei Songhur aufgeschlagen hat. Ein wildes räuberisches Volk, das nur einen geringen Ackerbau treibt und sich meistens vom Rauben und Stehlen nährt; sie dienen in großer Menge bei den Mahararten theils als Fußvolk, theils zu Pferde, und werden vorzüglich zu Streifpartien und, da sie jeden Winkel von Hindostan kennen, als Wegweiser gebraucht. Sie gehen ohne alle Bekleidung, und haben keine andre Waffen, als Bogen u. Lanzen (nach Hamilton). (*Hassel.*)

BHEER, der Hauptort eines Distritts der Provinz Ourung abad, zu dem Reiche des Nizams gehörig. Er liegt unter 19° 1′ Br. und 93° 32′ L. an der Kundscha, ist gut bevölkert und hat 1 Fort. (*Hassel.*)

BHILARAH, Stadt in dem Radsbutenstate Bundi in der hindostanischen Provinz Aschmir. Sie liegt im W. von Bundi, war einst blühend durch Gewerbe und Handel, ist aber in den bürgerlichen Unruhen fast zu Grunde gerichtet. (*Hassel.*)

BHIMA, 1) dem Wörterbuch Amarasinha zufolge, ein Beiname des Shiwa nach seinem Charakter als Zerstörer; der Furchtbare, Schreckliche. —— 2) Ein König von Widarbha (nach Colebroke das jetzige Berar, nach Wilford Burra-Nagpur), der schon in dem Rish-Veda unter sieben Fürsten genant wird, denen die dort befindlichen Verordnungen überliefert wurden (Asiat. *Res.* VIII. 419.). Zu dem Kinderlosen, der sich Kinder ersehnte, kam der Brahman Damana, und dieser gewährte ihm für die freundliche Aufnahme Erfüllung seines Wunsches. Seine Gemalin gebar ihm drei Söhne, Dama, Danta und Damana, und eine Tochter, die Perle der Jungfrauen, Damayanti. Nala's, des Königes von Nischada Liebe zu ihr, ist der Gegenstand einer Episode im dritten Theile des großen Heldengedichts Maha-Bharata, und war auch sonst ein beliebter Gegenstand für die indische Poesie. S. die Vorrede zu Franz Bopp's Ausgabe des Nalus (London 1819.) S. V. fgg. Vergl. Nala. (*Gruber.*)

BHIND, Stadt des Distr. Gohud in der hindostanischen Provinz Agra (26° 34′ Br. und 96° 21′ L.), treibt einen bedeutenden Baumwollenhandel, und ist seit 1804, nachdem sie öfters ihre Herrn gewechselt, der Rana von Gohud als Eigenthum überlassen. (*Hassel.*)

BHOGAVATI, nach der indischen Mythologie eine Stadt der Schlangen in der Unterwelt. (*H.*)

BHOWNUGGUR, Stadt des Distrikts Arrautum in dem britischen Antheile der Halbinsel Guzurate in Hindostan (21° 48′ Br. und 89° 50′ L.), unweit der Mündung der Goyla, die ihren Hafen macht, hat 1 Münze und ist ein reicher, von mehr als 20,000 Menschen bewohnter Ort, der eine starke Baumwollweberei betreibt und den Hauptmarkt für die umliegende Gegend macht. Von 1810 bis 1814 liefen im Durchschnitte 38 arabische Fahrzeuge mit 2716 Tonnen ein und 37 mit 2683 Tonnen aus (nach Hamilton). (*Hassel.*)

BHRIGU, aus der indischen Mythenwelt, wird unter den zehn Erzvätern des Menschengeschlechts genant (s. Maharschis). Nach dem Veda war er ein Sohn des Seegottes Varuna (Asiat. *Res.* VIII. 454.), nach Menu's Gesetzbuch (V. 1.) ging er, bei einer frühern Geburt, aus dem Genius des Feuers hervor, dann aber als Sohn des Menu oder Manu (I. 34. fg.). Am merkwürdigsten ist er als der, der Menu's Gesetzbuch unter den Menschen bekant machte. Nachdem der Befehl seines Vaters an ihn ergangen, spricht er durch das ganze Buch (s. Manu). Sein Sohn war Sumats. (*Gruber.*)

Bhuda, Bhudayagna, s. Sorggavarggam.

BHURTPUR (Bharatpura), die Hauptstadt der gleichnamigen Rajaschaft in der hindostanischen Provinz Agra (27° 17′ Br. und 94° 57′ L.), mit hohen und dicken Mauern und einem breiten Graben umgeben, hat 1 starkes Fort auf der Ostseite, worin der Raja residirt, einen großen Umfang und wird von Dschaten bewohnt, die Ackerbau, Gewerbe und Handel treiben. Die Rajaschaft oder das Land Bhurtpoor nimt einen Flächenraum von 2324 □M. ein, hat gegen 400,000 Einw. und wird von der Bungunga bewässert, liegt aber zum Theil so niedrig, daß zur Regenzeit mehre Gegenden unter Wasser stehen; sie ist reich an Reis, Weizen, Gerste, Baumwolle, Taback und Indigo. Der Raja, ein Dschate und Nachkomme des Eroberers Churamun, der während Aurengzebs Regirung das Fort Bhurtpoor gründete, ist seit 1803 ein Verbündeter oder vielmehr ein Vasall der Briten, indem er ganz von ihrem Willen abhängt und an seinem Hofe einen kontrolirenden Offizier dulden muß; seine Einkünfte belaufen sich auf 1,800,000 Rupien, seine stehenden Truppen auf 1000 Mann Infanterie, 2000 Mann Kavallerie und einiger Artillerie mit 20 Feldstükken (nach Hamilton und Crawfurd). (*Hassel.*)

BHUTIAS (Bhootias), ein asiatisches Volk, das auf einer langen Strecke von Sutuledsche bis zum Bramaputra beide Seiten des Himalih bewohnt und in Butan herrschend ist, sonst aber unter kleinen Rajas steht, die meistens die Oberherrschaft des Kaisers von Schina, des Raja von Nepaul und der Briten anerkennen. Es ist von mongolischer Abstammung, redet einen Dialekt der mongolischen Sprache und bekent sich zur lamaitischen Religion, wie denn überall eine Menge Lamas unter ihm leben. Ihr Charakter ist der jedes Naturvolks; sie sind unter sich umgänglich, dienstfertig und freundlich, gegen Fremde höchst gastfrei; man lebt bei einem Bhutia, mit dem man einen Freundschaftsbund geschlossen hat, so sicher wie in seinem eignen Hause, der Bhutia vertheidigt seinen Freund mit seinem Leben. Raub und Mord eines Fremden oder Reisenden sind unter ihnen unerhörte Dinge. Streitigkeiten unter sich werden meistens durch Schiedsrichter abgemacht, aber bei Mord gilt das Recht der Blutrache. Die Polygamie ist herrschend; der Ehebruch wird bestraft, doch ist Keuschheit bei ihnen keine Tugend. Die Weiber genießen mehr Freiheit, als

bei den übrigen Orientalen, es liegen ihnen alle häuslichen und Ackerbaugeschäfte ob, nur den Pflug führt der Mann. Die Bhutias sind meistens Ackerbauer und Hirten; sie bauen Reis, Hirse und Gemüse, betreiben eine starke Milchwirthschaft (der Yack ist ihr vornehmstes Hausthier) und bereiten Ghi und Käse. Dabei essen sie alles Fleisch, was die Tibetaner und übrigen Lamaiten nicht thun, und leben sonst nach chinesischer Weise; Thee ist ihr Hauptgetränke. Die Bhutias, die in Butan leben, haben mehr Kultur, als die übrigen Gebirgsbewohner; sie scheinen auch die Sitten der Tibetaner angenommen zu haben. Übrigens sind es, wie alle Gebirgsbewohner, starke kraftvolle Menschen (meistens nach Fraser). (*Hassel.*)

Bi, s. Bija.

BIA (*Bia*), die Tochter des Titanen Pallas und der Styx, Schwester des Zelos, Kratos und der Nike *). Sie fesselt mit Kratos den Prometheus an den Kaukasos **). (*Ricklefs.*)

BIA, volkreiches magyar. und teutsches Pfarrdorf in N.-Ungern, Kr. diess. der Donau, Pester Gespansch., Pilischer Bez., an der Landstraße, mit einer reformirten Pfarre und einer kath. Filial-Gemeinde, gutem Weinbau (der beste Wein wird auf dem Weingebirge Szarvas Hegy erzeugt), einem guten Steinbruch, der feste und dauerhafte Bau- und Pflastersteine liefert, gutem Feldbau, und einem See, der zwei Mühlen treibt, Fische und Rohr liefert, und seit einigen Jahren abgezapft wird. (*Rumy.*)

BIADIKE, des Kretheus Gemalin, die den Phrixos, Athamas Sohn, da er ihren Wünschen kein Gehör geben wollte, bei seinem Vater der Gewalttat auf ihre Ehre beschuldigte, Athamas wollte den Sohn bestrafen; aber Nephele rettete ihn *). (*Ricklefs.*)

BJÄLBO, ½ M. von der Stadt Skenninge in Ostgothland, ein alter Sitz der ostgothschen Jarle und dann Erbgut des Geschlechts der Folkunger, hochberühmt in der schwedischen Geschichte. Der Jarl Ulf auf Bjälbo, ein Folkunger, beförderte zugleich mit König Karl Sverkersson, den Stephanus 1162 zum ersten Erzbischof von Upsala; der Reichsvorsteher Birger Jarl war Besitzer von Bjälbo; das Zimmer seiner Mutter, der Ingrid Ulfva, wird noch im Kirchthurm gezeigt, wo auch die alte Glocke hängt, welche Ingrid Ulfva 1240 schenkte, die aber späterhin mehrmals umgegossen worden ist, doch ohne ihre alte Inschrift verloren zu haben. Nach Birger Jarls Zeit ward Bjälbo ein Krongut, und Ingrid Ulfva's Enkel, König Magnus Ladulås, hatte hier oft seine Hofhaltung. König Birgar Mansson lieferte hier 1309 die Bjälbo-Schlacht, gegen seine Brüder, die Herzöge Erich und Waldemar (nach Tuneld). (*v. Schubert.*)

Bialystock, s. Bialystock.

BJÄRTRÄ, ein Kirchspiel in der schwedischen Provinz Ängerman-Land am Ängerman-Strom; hier lag der alte Kronhof Bjärträ, wo einst Norrlands Ober-König Geirröder seinen Sitz hatte. (*v. Schubert.*)

*) *Ilos.* Theog. 361, u. 383; *Apollod.* I, 2, 4. **) *Aeschyl.* Prom. im A.

*) *Hyg.* Astr. II, 20 wahrscheinlich nach einem Tragiker.

BIAFARA, ein wenig bekantes Negerreich zwischen den Flüssen del Rey und Camarones, in Guinea, an dem Theile der Küste, der, nebst einer Bucht, von Biafara benant wird, zwischen dem Negerreiche Kalabari und den Wohnsitzen der Kalbongoer. (*H.*)

BIALA ist der Name zweier kleinen Flüsse Galiziens, deren einer, aus den Karpathen kommend, durch den Santrezer Kreis in den Dunajez fällt, der andere aber die Gränze von Galizien und östreich. Schlesien macht, und in die Weichsel fällt. An diesem Flüßchen liegt das gleichnamige gutgebaute Städtchen im Myslenicer-Kreise in Ostgalizien. Es hängt durch eine Brücke über demselben mit dem Städtchen Bielitz in Schlesien zusammen, und ward erst im J. 1789 zur eigenen königl. Stadt erhoben. Es hat 1 luth. und 1 kath. Kirche, 465 Häus. und an 4000 Einw. Der größte Theil seiner Einwohner besteht aus Teutschen, unter welchen sich viele Tuch- und Leinweber, Nagel- und Eisenschmiede befinden. — Außerdem führen diesen Namen noch einige andere unbedeutende Städtchen in Polen und Rußland. (*v. Schultes* u. *H.*)

Bial- oder Biel-bog (bug), s. Belbuck.

BIALLA, Stadt im johannisburger Kr. des Reg. Bez. Gumbinnen in der Prov. Ostpreußen, die erst 1722 von Friedrich Wilhelm I. Stadtgerechtigkeit erhielt, mit 940 Einw. (*v. Baczko.*)

BIALOCERKIEW (Weisskirch), befestigte Stadt im boguslawer Kr. des Gouv. Kiew, am Roß, mit 613 Häus. und 1840 Einw., in deren Nähe 1626 die Tatarn geschlagen wurden. (Noch beginnen mit Bialo u. Bialy die Namen mehrer unbedeutender Städtchen in Rußland und Polen). (*H.*)

BIALYSTOCK, Bialystock (russ. Beloistock), die Hauptst. der Provinz oder jetzigen Statthalterschaft Bialystock (vor 1807 Neu-Ostpreußen, seitdem Rußland gehörig), (53° N. B. und 51° östl. L.) am Bialy, der die Stadt von den Vorstädten trent. In einer angenehmen Gegend, ist regelmäßig gebaut, hat ziemlich breite und zum Theil gut gepflasterte Straßen, einen großen, schönen Markt und 466 Häuser, unter welchen sich vornehmlich das Schloß mit einem reizenden Lustgarten und einer ausgesuchten Orangerie auszeichnet. Außerdem sind hier noch einige hübsche Kirchen, 2 Klöster, 1 Hospital, 1 Gymnasium und 1 Stadtschule. Eine halbe Stunde davon liegt die schöne Fasanerie mit reizenden Umgebungen und angenehmen Spaziergängen. Sie hat 5 feste Thore, aber keine Mauern. Unter den 5000 Einwohnern befinden sich viele Teutsche und eine Menge Juden; die ersteren sind meistens Professionisten, die letzteren treiben einen starken Handel mit Tüchern, seidenen, baumwollenen, leinenen und wollenen Zeuchen, so wie mit Pelzwerk und Pretiosen. Im J. 1807 ward Stadt und Kreis, welche nach Wichmann beide 158 QM. und 200,000 Einwohner enthalten, in dem Frieden von Tilsit von Preußen an Rußland abgetreten und in 4 Kreise eingetheilt, in den eigentlichen Bialystocker, Bielskver, Sokolsker und Droguschinsker. Das Abgetretene ist aber nur ¼ des vormaligen preuß. Bialystocker Departements. Alles übrige kam zum Herzogthume Warschau. Gegen Süden gränzt es an die Weichsel und den Bug, gegen

Osten an den Niemen, gegen Norden und Westen an Ostpreußen. Es fehlt dem Boden nicht an Fruchtbarkeit *). (*J. Ch. Petri.*)

BIANCHI, Albi oder Albati, die Weißen, nannten sich Geißelbrüder, die gegen Ende des 14. Jahrh. Frankreich und Italien in großen Scharen durchzogen, wegen ihrer weißen Kleidung. Über ihre Eigenheiten und Schicksale vergleiche den Artikel Geisslergesellschaften. (*G. E. Petri.*)

BIANCHI, lat. Blancus, der Name vieler italiänischer Gelehrten, unter denen, in chronologischer Ordnung, folgende die bemerkenswerthesten sind: 1) Marco Antonio, geb. zu Padua 1498, lehrte daselbst seit 1525 die Rechte, und starb d. 8. Oct. 1548, berühmt als gerichtlicher Redner und Gelehrter, durch seine Konsultationen, seinen richtigen Blick und seine Rechtschaffenheit. Er schrieb: Tractatus de indiciis homicidii ex proposito commissi. Venet. 1545. fol. 1549. 8. Practica criminalis aurea. Ib. 1547. 8. Cautelae singulares ad reorum defensam, gewöhnlich der Pract. crim. angehängt. Tractatus de compromissis faciendis inter conjunctos, et de exceptionibus impedientibus litis ingressum. Ib. 1547. 8. öfter. — 2) Noe, ein Servit und Prior des Convents St. Maria zu Venedig, seiner Vaterstadt, machte eine Reise nach Jerusalem, schrieb Viaggio in terra santa. Ven. 1566. 8. und starb den 5. Aug. 1568 zu Perugia. — 3) Francesco, ein Albanier, lebte in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., und schrieb: Dictionarium latino-epiroticum. Romae 1635. 8. und Vita Ge. Castrioti vulgo Scanderbeg. Venet. 1636. 4. — 4) Giovanni Battista, geb. zu Turin den 12. Sept. 1681, aus einer adeligen Familie, die aus dem Mailändischen abstamte. Schon in seinem 17. Jahre erhielt er in seiner Vaterstadt die medizinische Doctorwürde, wurde bald als Arzt an verschiedenen Hospitälern angestellt, und erwarb sich vielen Ruhm als Lehrer der Anatomie, Pharmazie, Chemie und praktischen Medizin. Der König von Sardinien, welcher für ihn ein anatomisches Theater erbaute, ernante ihn zu seinem Leibarzt, und mehre in- und ausländische Akademieen, z. B. die kaiserl. Akademie der Naturforscher, zählten ihn unter ihre Mitglieder. Er starb den 20. Jan. 1761 in hohem Ansehen. Unter seinen zahlreichen Schriften ist die Geschichte der Leber, durch die er aber den Wahn von der Allgemeinheit gallichter Verwickelungen beförderte, die berühmteste: Historia hepatica, seu theoria et praxis omnium morborum hepatis et bilis, cum ejusdem visceris anatome. Taurin. 1710. 4.; auct. ib. 1746. 4. Genev. 1725. Vol. II. 4. c. fig., angehängt sind 6 lesenswerthe akademische Dissertationen von verschiedenen Verfassern. Außerdem schrieb er: Ductus lacrymales novi, eorum anatome, usus, morbi, curationes. Taurin. 1715. 4. Lugd. Bat. 1724. 8. auch in Mangets Theatr. anatomico, wo sich mehre Abhandlungen von ihm befinden. De lacteorum vasorum positionibus et fabrica. Taurin. 1743. 4. Storia del mostro di due corpi. Ib. 1749. 8. An allen diesen Schriften tadelt man den Mangel an Genauigkeit, und Bianchi fand an Morgagni einen gelehrten Gegner. Er selbst war unter den Bestreitern Hallers in der Lehre von der Reizbarkeit einer der heftigsten, indem er ihm vorwarf (Lettera sull' insensibilità. Turin. 1755. 8.), daß seine Lehre nicht neu sey, in der Anwendung aber große Verwirrung herbeiführe. Von einem großen anatomischen Werke, das er herausgeben wollte, erschienen 1757 zu Turin 54 Kupferplatten mit 270 anatomischen Figuren *). — 5) Giovanni Antonio, zu Lucca den 2. Oct. 1686 geboren, trat in den Minoritenorden, lehrte in demselben Philosophie und Theologie, wurde dann Provincial der römischen Provinz, Consultor der Inquisition und Examinator der Geistlichkeit in Rom, und starb den 18. Jan. 1758. Er wagte sich auf das Feld der dramatischen Dichtkunst, und schrieb, unter dem anagrammatischen Namen Farnabio Gioachino Annutini (eigentlich Fra Giovanni Antonio Bianchi), folgende Trauerspiele: Demetrio. Bol. 1721. 8. Giette. Ib. 1721. 8. Elisabetta. Ib. 1723. 8. sämtlich in Prosa: Virginia. Bol 1732 8. Attalia. Ib. 1735. 8. u. a. m., überhaupt zwölf Stükke, die ersten gesammelt, unter dem Titel: Tragedie sacre e morali. Bol. 1725. 8. Unter seinem arkadischen Namen Lauriso tragiense schrieb er De' vizj e dei difetti del moderno teatro. Rom. 1753. 4. zur Widerlegung der Schrift des Concinna: Collectio Dissertt. de Spectaculis. Rom. 1752. 4., welche Auszüge aus den Kirchenschriftstellern gegen das Theater enthält. Auf Befehl Clemens XII. schrieb Bianchi, gegen Giannone, ein weitläufiges Werk, worin er die alten unverschämten Ansprüche des römischen Stuhls zu vertheidigen sich anstrengte, unter dem Titel: Della potestà e polizia della Chiesa, contro le nuove opinioni di Pietro Giannone. T. I — III. Rom. 1745. T. IV. 1746. T. V. in zwei Bänden 1750 T. VI. 1751. 4. **). — 6) Giovanni, ein gelehrter und talentvoller Arzt, Natur- und Alterthumsforscher, öfters auch Janus Blancus oder Plancus genant, unter welchem Namen er einige Schriften herausgab. Er war den 3. Jan. 1693 zu Rimini geboren, studirte zu Bologna Botanik, Naturgeschichte, Mathematik und Physik, und erhielt 1719 die medizinische Doctorwürde. Er übte die Arzneikunst in seiner Vaterstadt mit dem glücklichsten Erfolge, verband damit ein eifrig fortgesetztes Studium der Naturgeschichte und Archäologie, sammelte ein schönes Kabinet, und machte mehre Reisen durch Italien. Im Jahr 1741 ging er als Professer der Anatomie nach Siena, kehrte 1744 in seine Vaterstadt zurück, und war ein wohlwollender, eifriger Pfleger der Kranken, und ein thätiger Beförderer der wissenschaftlichen Kultur, bis er am 3. Dec. 1775 starb. Die Päpste Benedict XIV. und Clemens XIV., der ihn sehr schätzte, hatten ihn zu ihrem Leibarzte ernant, und die Academie der Poncei

*) S. Wichmann's Darst. d. russ. Monarchie, Th. 1. Von Hoffche Beschreib. von Neu-Ostpreußen. Leonhardi's Erdbeschr. der preuß. Monarchie, B. 5. Journal von St. Petersburg von 1808, Nr. 11. u. a. m.

*) *Eloy* Dict. de la Médecine. *Carrere* Dict. de la Méd. *Corte* Medici Milani. *Manget* Bibliotheca scriptor. medicor. T. I. P. I. 299. *Fabronii* vitae Italor. doctrina excellent. Saec. XVIII. Vol. XI. Pisa 1785. 8. **) *Fabronii* vitae Italor. doctrina excellent. Saec. XVIII. Dec. III. p. 70.

zu Rimini, deren Restaurator er war, ließ ihm zu Ehren eine Denkmünze mit seinem Bildnisse prägen. Unter seinen Schriften und Abhandlungen, die er unter mancherlei erdichteten Namen herausgab, und die ihm manche bittere Kritik zuzogen, ist eine der wichtigsten: Janus Plancus Ariminensis de conchis minus notis liber, cui accessit specimen aestus reciproci maris superi ad littus portumque Arimini. Venet. 1739. 4. — 5 Kpf. Ed. II. duplici appendice aucta. Romae 1760. 4. mit 5, und der Anhang mit 19 Kupfern. Ferner: Se il vitto Pitagorico di soli vegetabili etc. Venez. 1752. 8. De' bagni di Pisa. Firenze. 1757. 8. m. Kpf. De duplici Tethyi genere et de manu marina. Siena 1763. fol. (auch in den Actis Acad. Scient. Sienensis. T. II. p. 217.) Ragguaglio delle Antich. nella Gall. Med. Imp. di Firenze. Fir. 1759. 8. Storia della vita di Catterina Vizzani, trovata pulcella nella sezione del suo cadavero. Ven. 1744.; Engl. Lond. 1751. 8. De monstris et rebus monstrosis. Ven. 1749. 4. Fabii Columnae Phytobasanos, accedit vita Fabii et Lynceorum notitia, cum annotatt. Flor. 1744. 4. m. Kpf. Viele Briefe und Abhandlungen über physische, medizinische, archäologische u. a. Gegenstände in den Novelle letterarie di Firenze von 1743—1759. und in andern wissenschaftlichen Zeitschriften*).— 7) Orazio (Horatius Blancus), als Rechtsgelehrter, Philolog und Geschichtforscher rühmlich bekant, war in Rom geboren, und ein Schüler des Giov. Vinc. Gravina. In Mailand lehrte er viele Jahre die lateinische und griechische Sprache, und war Professor des Muncipalrechts, General-Auditeur der kaiserlichen Truppen in Italien, und beständiger Podesta in Mailand. Ein Schlagfluß machte ihn 1753 zu Geschäften untauglich, und im Anfange des Jahres 1756 starb er. An den literarischen Unternehmungen seines Freundes Phil. Argelati (s. d. Art.) hatte er vielen Antheil, gab mit ihm die Samlung der Übersetzungen lateinischer Schriftsteller heraus, verfertigte im Namen desselben viele Vorreden und Dedikationen, und lieferte dem gelehrten Muratori viele Beiträge zur Herausgabe der Scriptt. rer. italicarum, z. B. *Pauli Warnefridi* de gestis Longobardorum lib. VI. cum annotatt., im ersten Bd. der genanten Scriptt. p. 513 sq. Landulphi, Senioris, Mediolanensis historiae lib. IV. im 4. Bd. p. 47 sqq. Ferner: *Car. Sigonii* historiae ecclesiast. lib. XIV. nunc primum e Ms. in lucem emissi a P. Argellati cum proleg. Hor. Bianchi. Mediol. 1736. 8. Übersetzungen ins Ital. von einigen dem Claudian zugeschriebenen Gedichten, in der Raccolta degli antichi poeti latini volgarizzati, deren vierter Theil ebenfalls von ihm bearbeitet wurde, u. e. a. — 8) Antonio, ein gemeiner Gondelier zu Venedig (Servito di gondola Veneziano), zeichnete sich um die Mitte des 18. Jahrh. durch sein poetisches Talent aus. Er schrieb mit echter Begeisterung, aber der wissenschaftlichen Ausbildung ermangelnd, und die Regeln der Kunst verschmähend, die er nicht kante, zwei Heldengedichte: Il Davide, re d'Israele, poema-eroico-sagro. Canti XII. Ven. 1751. fol. und in demselben Jahre noch einmal in 8. gedr. mit einem dramatischen Oratorium: Elia sul Carmelo. Das zweite: Il Tempio, ovvero il Salomone. Canti X. Ven. 1753. 4. mit historischen und theologischen Anmerkungen, die aber einen andern Verfasser haben sollen, wie die unter seinem Namen erschienenen Osservazioni — della commedia italiana etc. Ven. 1752. 8. gegen Costantini. — 9) Ignazio Lodovico, geb. zu Venedig 1704, trat in den Theatinerorden, lehrte in demselben Philosophie, Mathematik Theologie und kanonisches Recht, war Rektor eines Collegiums zu Warschau, dann Aufseher der Tolentinischen Bibliothek seines Ordens, und starb um 1770. Seine Schriften in italiänischer und lateinischer Sprache, sind philosoph., theol. u. ascetischen Inhalts*). (*Baur.*)

Bianchi, Vendramino, ein paduanischer Edelmann, war 1696 einer der Raths-Secretarien der Republik Venedig. Er wurde 1705 als Resident bei den Kantonen Zürich und Bern angestellt, und unterhandelte mit denselben ein Bündniß, welches den 12. Januar 1706 von dem Großen Rathe zu Zürich, den Abgeordneten von Bern und von ihm selbst im Namen seiner Republik beschworen wurde. Nachher schloß er als Resident bei der graubündnerischen Republik auch mit diesem Stat ein Bündniß, welches $\frac{4}{7}$ December desselben Jahres zu Chur beschworen wurde. Er starb 12. Januar 1738 als Secretarius des Rathes der Zehn. Er gab unter dem Namen Arminio Dannebuchi eine Relazione del Paëse de' Suizzeri e Grigioni e loro aleati, Venezia 1708, und mit einigen Verbesserungen 1719. 8. heraus. In einer Vorrede der zweiten Auflage sagt Lo Stampatore a chi legge (der Drucker dem Leser), der Name des Verfassers stehe in der Maske eines Anagramms an der Spitze des Buches, und spricht von einem kurz vorher erschienenen neuen Werke desselben. Dies letzte ist die Istorica Relazione della Pace di Passarowiz. Das Buch über die Schweiz wurde ins Engländische, Französische u. Teutsche übersetzt. Es enthält eine kurze Geschichte der Schweiz überhaupt, und eine geographisch-statistische Beschreibung der einzelen Kantone und zugewandten Orte. Beide sind oberflächlich und einseitig; der Styl ist oft gesucht. Das Eis wird mit den härtesten Bergkrystallen verglichen, um den schweizerischen Winter zu schildern. B. schreibt die Fabel nach, man könne den Lauf des Rheins durch den Bodensee unterscheiden. Der Lauf dieses Stromes, welcher den Salm zurück treiben sollte, trage ihn bis zum Rheinfalle, u. s. f. Uri, Schwyz und Glarus sollen Graf Rudolf von Habsburg, Alberts Sohn, zu ihrem Statthalter gewählt haben, S. 19. Morgar-

*) *Lamii* Memorab. Italor. erudit. praestant. T. I. 353 —407. Florent. 1742. 8. *Haller* Bibl. botan. *Saxii* Onomast. T. VI. 314. Die Leichenrede, die ihm G. P. Giovenardi 1776 hielt, wurde 1777 zu Venedig in 4 gedruckt, unter dem Titel: Orazione funebre etc., und wird gerühmt. Bernoulli's Zusätze zu den Reisen durch Ital. 2 Bd. 451.

*) Von merkwürdigen Männern, die den Namen Bianchi (Blancus) führten, handeln: Aurel. Bianchi (ein Rechtsgelehrter aus Mailand, der 1631 starb) Breve compendium nobilitatis et antiquit. familiae Blancorum. Milan. 1623. fol. u. Joh. Ambr. Bianchi (ein Rechtsgelehrter aus Mailand, der 1656 starb) Compendium nobilitatis familiae Blancorum. Milan. s. a. 4. Von allen in diesem Artikel angeführten Schriftstellern s. *Mazzuchelli* Scrittori d'Italia Vol. II. P. II. und aus diesem Abelungs Zusätze zum Jöcher. Von den meisten die Biogr. univ. T. IV.

ten heißt Morghesten, S. 21. Unterwalden wird durch sopra il bosco übersetzt, S. 132., und sey von Schwyz in nichts verschieden se non nella Religione, S. 133. Die Gränzen von Basel und einigen andern Kantonen sind wahrscheinlich nach einer Querkarte ohne Rücksicht auf den Kompaß angegeben, S. 144. Appenzell soll ein großes Thal seyn, und an Graubündten gränzen, S. 152. Berns Einkünfte werden nur auf 400,000 Fl. berechnet, S. 240, seine Waffenfähigen hingegen auf 90,000, S. 241. Neben noch vielen andern Fehlern findet man manches Richtige, und einzele Passende, psychologische und politische Bemerkungen. (*Meyer v. Knonau.*)

Bianchi, Künstler. 1) Francesco Ferrari genant il Frari, Bildhauer und Maler zu Modena. Wann er geboren, weiß man nicht; gestorben ist er 1510, und am meisten dadurch bekant, daß von Mehren Correggio als sein Schüler in der Plastik genant wird. Seine Gemälde haben noch etwas von dem Styl des 13. Jahrh., und erinnern an Cimabue. (*H.*) — 2) Isidoro, genant der Ritter Isidoro, ward geboren zu Campione in der Landvogtei Lugano 1602, und starb zu Mailand 1690. Er lernte zu Mailand bei Morazzone die Malerei, vervollkomte sich aber zu Rom durch das Studium der Meisterwerke der Malerei und der Antiken. Nachdem er sich hier durch seine Werke einen Namen erworben, wurde er nach Mailand zurück berufen, wo er für die Kirche St. Remigius das berühmte Altargemälde, Christus am Kreuz vorstellte. Diese ausgezeichnete Arbeit verschafte ihm einen Ruf nach Turin, wo er die angefangnen Werke seines Meisters mit solcher Geschicklichkeit beendigte, daß ihn der Herzog mit dem Orden des heil. Moriz beehrte. Allgemein durch seine Geschicklichkeit geachtet, erhielt er aller Orten Aufträge; er verfertigte für die Kirche des heiligen Hieronymus die Kreuzigung des Apostels Andreas auf nassem Kalk, sowol trestlich im Kolorit als Zeichnung. Aber sein Hauptwerk ist in der Kapelle der Kirche Madonna del Monte zu Varese, wo er die Auferstehung Christi darstellte; hier ist der Gedanke groß, und die Ausführung in einem edeln Geschmack beendigt*). (*Weise.*) — 3) Pietro, geb. zu Rom 1694, gest. 1740, Schüler des Gaulli, dann des Lutti, erregte zwar sehr frühzeitig viele Hofnung, erfüllte sie aber nicht ganz. Er hatte eine gefällige, aber kraftlose Manier, und verband damit das, was die Italiäner macchinoso nennen, die Kunst, große Flächen mit Figuren auszufüllen. Seine heil. Klara zu Gabbio mit einer himmlischen Erscheinung soll, nach Lanzi, durch die Beleuchtung eine große Wirkung thun. Der Irrthum bei Voltmann, Füeßli, d'Argensville u. A., als habe er den Entwurf zum Grabmal Pauls III. verfertigt, wird berichtigt von Fiorillo I. 216. — 4) Francesco, Schüler des Ligoli, malte um den Anfang des 17. Jahrh. in Öl auf gewisse Steine, die von dem Orte, wo sie gefunden werden (3 Migl. von Florenz) den Namen Rimaggio haben, kleine Figuren mit einigen Bäumen, um mit ihren natürlichen Flecken kleine Landschaften herauszubringen, welche vielen Beifall fanden. Daß jedoch die Erfindung ihm nicht gehört, zeigt Fiorillo I. 464. (*H.*)

*) S. Füeßli's Gesch. der schweizer. Maler. Th. 4. S. 39. Fiorillo II. 435.

Bianchi (Baron Friedrich von), Duca di Casalanza, kaiserlich östreichischer Feldmarschall, Großkreuz und Ritter mehrer östreichischer und auswärtiger Orden, als Held und Menschenfreund gleich ehrenwerth. Er wurde 1771 zu Wien geboren. Schon in der frühen Jugend äußerte sich bei ihm ein entschiedener Hang zum Militärstande. Als 8jähriger Knabe fand er einen thätig besorgten Vormund an einem Bürger zu Wien, als er dort mit seiner Mutter zurückbleiben mußte, während der Vater dem Rufe als Professor der Metaphysik nach Paris gefolgt war, wo er bald darauf starb. Durch Vermittelung einiger gelehrten Freunde seines Vaters wurde er in die k. k. Ingenieur-Akademie als Zögling aufgenommen, wo er solche Fortschritte machte, daß er 1788 als Unterlieutenant beim Geniecorps der Armee in Syrmien angestellt wurde, wo ihm die ungesunde Gegend, in welcher damals die Armee aufgestellt war, eine schwere Krankheit zuzog, die ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Im J. 1789 eröffnete Laudon, der das Oberkommando übernommen hatte, den Feldzug mit der Bestürmung der Festung Dubitza. Diese schon öfters mißlungene Unternehmung krönte sich mit dem besten Erfolge. Der mitstürmende Bianchi wurde unter den Bravesten genant, und von dem Feldherrn zum Oberlieutenant befördert. Nach dem Frieden mit den Türken ward er nach Kroatien und Slavonien geschickt und mit Mappirungs-Arbeiten beauftragt. In dieser Zeit bildete er sich zum vollkommenen Ingenieur aus. Der im J. 1792 ausgebrochene Krieg berief ihn wieder auf die kriegerische Laufbahn. Er wohnte verschiedenen Gefechten bei, und wurde Hauptmann im Generalstabe. Am 21. Mai 1794 wurde er in der Schlacht an der Sambre verwundet. In der Folge kam er als Adjutant des Feldzeugmeister Alvinczy zur italischen Armee, und wohnte mit Ruhm den Schlachten von 1796 bei. Als im J. 1797 der F. Z. M. Prinz Friedrich von Oranien das Kommando dieser Armee übernehmen sollte, wurde ihm Bianchi ebenfalls als Adjutant beigegeben; aber der Prinz starb noch vor Eröffnung des Feldzuges am 6. Januar zu Padua an einem bösigen Fieber. Inzwischen war der Ruf von Bianchi's Talenten bis zu dem Kaiser gedrungen, der ihm die ehrenvolle Bestimmung ertheilte, den jungen Erzherzog Ferdinand auf seinen Feldzügen zu begleiten. Nun begann für ihn eine raschere Beförderung. Er wurde Major beim Generalstab, Obristlieutenant bei dem ungr. Infanterie-Regiment vormals Erzherzog Ferdinand, und Oberst bei Vukassovich, nun Simbschen; endlich wurde er Ordens-Ritter, Freiherr, Regimentsinhaber und General en Chef. Seine Waffenthaten, unter welche der sechswöchentliche Feldzug gehört, welcher Murat's Herrschaft ein Ende machte, wird ganz Europa anerkennen. Nebst Auszeichnungen von mehren Höfen ernante ihn der König beider Sizilien zum Herzog von Casalanza mit einer namhaften Rente, und Kaiser Franz bewilligte ihm eine jährliche Zulage von 1000 Fl. (*Zipser.*)

BIANCHINI, BLANCHINI Blanchinius (Francesco), ein berühmter Astronom und Alterthumsforscher, aus einer alten adeligen Familie zu Bergamo entsprossen, und den 13. Dec. 1662 zu Verona geboren. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er im Kollegium der Je-

suiten zu Bologna, und die Theologie studirte er zu Padua, wo er die Doctorwürde erhielt. Aber sein wißbegieriger Geist, nicht befriedigt durch die Berufsstudien, strebte nach einer universellen Bildung, und er zog nicht nur die Philosophie und Mathematik nach ihrem ganzen Umfange, sondern auch Physik, Botanik, Anatomie, das Studium des kirchlichen und profanen Alterthums, der Geschichte und Archäologie in den Kreis seiner Forschungen, und brachte es daneben auch im Zeichnen antiker Denkmäler sehr weit. Schon damals stiftete er in seiner Vaterstadt die Akademie der Aletofili (Freunde der Wahrheit), die sich vornehmlich mit mathematischen und physikalischen Untersuchungen beschäftigte. Er handelt davon in einer zu Verona 1687 unter dem Titel gedruckten Abhandlung: De emblemate, nomine atque instituto Alethophilorum, dissertatio publice habita in eorundem academia. Die reichste Nahrung bot seinem wißbegierigen und emporstrebenden Geiste Rom dar, wohin er sich 1684 wandte. Der Kardinal Ottoboni, seit 1689 als Papst Alexander VIII., ernante ihn zu seinem Bibliothekar, und die berühmtesten Gelehrten, mit denen er in vielseitige Berührung kam, ehrten ihn und suchten seinen Umgang. Verschiedene Kanonikate, die er erhielt, und die Würde eines päpstlichen Ehren-Kämmerlings, die ihm Klemens XI. ertheilte, setzten ihn in den Stand, sich ungestört seinen Studien zu weihen. Auch die Päpste Innocenz XIII. und Benedikt XIII. gaben ihm viele öffentliche Beweise ihrer Achtung, und zogen ihn zu verschiedenen Congregationen, gebrauchten ihn auch bei Gesandtschaften, und der Senat in Rom nahm ihn 1705 mit seiner Familie und seinen Nachkommen unter den römischen Adel und das Patriziat auf. Er war Sekretär der Kommission, die sich, unter dem Präsidium des Kardinals Norvis, mit der Kalenderreform beschäftigte, und zeichnete sich bei den darüber gepflogenen wichtigen Verhandlungen eben so sehr durch seine tiefen kirchen-historischen und astronomischen Forschungen, als durch seine Bescheidenheit aus, wovon seine Schriften über diesen Gegenstand die Beweise enthalten. Dem Befehle, eine Mittagslinie in der Kirche S. Maria de Angelis, oder in den Thermis Diocletiani zu ziehen, entsprach er aufs vollkommenste; eine andere Mittagslinie, die er einige Jahre später zu Colomo auf Befehl des Herzogs von Parma zog, erhöhete sein Verdienst. Eine Reise nach Paris (auf päpstl. Befehl, zur Überbringung eines Kardinalshutes, unternommen), und von da nach Lothringen, Holland, Flandern und England in den Jahren 1712 u. 1713, brachte ihm in wissenschaftlicher Hinsicht reichen Gewinn, und erwarb ihm die Freundschaft aller Verehrer der Wissenschaften, die ihn kennen lernten. Nach seiner Rückkunft unternahm er es, nach dem Beispiele Cassini's, der eine Mittagslinie durch ganz Frankreich gezogen hatte, sich dasselbe Verdienst um Italien zu erwerben; allein die Arbeit blieb, nach 8jährigen mühevollen Observationen und Berechnungen, dennoch unvollendet, da Bianchini durch viele andere wissenschaftliche, besonders alterthümliche Forschungen davon abgezogen wurde. Klemens XI. hatte ihm unter andern die Aufsicht über alle Alterthümer der Stadt Rom anvertraut, so daß ohne seine Erlaubniß niemand auch nur einen Stein eines alten Gebäudes, eine Inschrift und dgl. zerbrechen, ausgraben oder wegführen durfte, und als der Kardinal Barberini als Legat zu dem Könige von Spanien, Philipp V., nach Neapel ging, wurde ihm Bianchini als Geschichtschreiber der Gesandtschaft mitgegeben. Innocenz XIII. erwählte ihn zu seinem Hausprälaten und zum Referendarius beider Signaturen, und unter Benedikt XIII. bekam er den ersten Rang unter den Geschichtschreibern des 1715 zu Rom gehaltenen Konciliums. Unermüdet im Forschen, setzte er, neben vielen andern wissenschaftlichen Beschäftigungen, auch die astronomischen Beobachtungen beständig fort, vornehml. über den Planeten Venus, über dessen Flecken er den Astronomen viele merkwürdige neue Entdeckungen mittheilte. Er hatte zum Behuf seiner Beobachtungen eine eigene Maschine erfunden, die sehr bequem war, Gläser von einem sehr großen Brennpunkte (von 100 oder 200 Spannen) zu halten, und die zugleich sehr leicht zu bewegen und fortzubringen war. Nur der Tod, der ihn am 2. März 1729 abrief, konte seinen wissenschaftlichen Bemühungen ein Ziel setzen. In der Kathedralkirche seiner Vaterstadt, welcher er seine Bibliothek und seine antiquarischen Samlungen vermachte, wurde ihm ein marmornes Denkmal errichtet, und viele in- und ausländische Akademien, deren Mitglied er gewesen war, ehrten sein Andenken als eines Gelehrten, der mit einem großen Umfange gründlichen Wissens, eine liebenswürdige Anspruchlosigkeit, ungeschminkte Frömmigkeit und die urbansten Sitten verband, und der, nach Fontenelle's Ausdrucke, die Tage in alterthümlichen Gewölben und die Nächte auf dem Observatorium zubrachte. Mit dem Studium der ernsten Wissenschaften verband er auch die Liebe zur schönen Literatur, und selbst seine Gedichte (abgedruckt in der Samlung: Academici concordi di Ravenna. Bolog. 1687. 12.) sind nicht ohne Verdienst. Außer vielen Dissertationen, Abhandlungen, Reden, Lebensbeschreibungen gelehrter Männer ꝛc., die in italiänischen Zeitschriften und wissenschaftlichen Samlungen nicht nur, sondern auch in den Leipziger Actis eruditorum, und in den Mémoires de l'acad. des sciences de Paris, deren Mitglied er seit 1705 war, abgedruckt sind, schrieb er: Storia universale, provata con monumenti, e figurata con simboli degli Antichi. Rom. 1697; 1747. 4. (bis zur Zerstörung des assyrischen Reichs, und in der Absicht geschrieben, die Erlernung der Geschichte und Zeitrechnung durch Figuren und Bilder, welche sie vorstellen, und durch Tabellen, die sie leicht wieder ins Gedächtniß bringen, zu erleichtern. Die Figuren hat Bianchini selbst gezeichnet und gestochen). De calendario et cyclo Caesaris; de cyclo paschali S. Hippolyti episcopi et martyris. Adjecta est epistola de nummo et gnomone Clementino Rom. 1703; 1704. fol. (gegen Scaliger, und wegen mancher neuen Entdeckungen geschätzt). Solutio problematis paschalis. Ib. 1703. fol. Camera ed inscrizioni de' liberti, servi ed ufficiali della casa di Augusto, scoperta nella via Appia. Ib. 1727. fol. mit 7 Kpf. Circi maximi et antiqui imp. Rom. palatii iconographia. Ib. 1728. fol. Del palazzo de' Cesari, opera postuma in lingua italiana e latina. Veron. 1738. fol. mit 27 Kpf. (der Herausgeber und Verfasser der lateinischen Über-

setzung ist Giuseppe Bianchini, s. den folg. Art.) Hesperi et Phosphori nova phaenomena, sive observationes circa planetam Veneris. Rom. 1728. fol. Astronomicae ac geographicae observationes selectae ex ejus autographis excerptae una cum meridiani romani tabula, cura et studio Eust. Manfredi. Veron. 1737. fol. Dissertatio posthuma de tribus generibus instrumentorum musicae veterum organicae. Rom. 1742. 4. Opuscula varia nunc primum in lucem edita. Ib. 1754. Vol. II. 4. eine Samlung, welcher nach dem Versprechen der Herausgeber mehre Bände hätten folgen sollen. Die Resultate vieljähriger kirchenhistorischer Forschungen, zur Begründung einer zuverlässigen Geschichte der römischen Bischöfe, legte Bianchini nieder, in seiner reichhaltigen und prächtig gedruckten, aber durch viele typographische Fehler verunstalteten Ausgabe von Anastasii Bibliothecarii de vitis roman. pontif. a Petro Apost. ad Nicol. I. adjectis vitis Hadriani II. et Stephani VI. auctore Guilielmo Bibl. cum variis lectionibus. Romae 1718—28. Vol. III. Fol. und Vol. IV. 1735. von Giuseppe Bianchini (unvollendet und nur bis auf Stephan III. reichend). Muratori hat diese Lebensbeschreibungen der Päpste, nebst der Vorrede des ersten Bandes, wieder abdrucken lassen in den Scriptor. rer. Ital. Vol. III. [1]). (*Baur.*)

Bianchini (Giuseppe), Neffe des Vorigen, geb. zu Verona den 9. Septbr. 1704, ein Sohn des Grafen Giovanni Battista Bianchini, eines Bruders des obigen Francesco. Er studirte unter den Augen des Letztern in dem Kollegium von Montefiascone, erhielt 1725 ein Kanonikat in seiner Vaterstadt, begab sich 1732 wieder nach Rom, wo er in die Congregation des Oratoriums von St. Philipp Neri trat, und nach 1759 starb. Er war der erste Geschäftsführer der von Benedikt XIV. gestifteten gelehrten Gesellschaft, welche die Akademie der Kirchengeschichte genant wurde [2]), und machte sich als gelehrter Kenner der Geschichte und der kirchlichen Alterthümer, durch seinen Antheil an mehren Werken seines Oheims (s. d. vor. Art.), und durch die Herausgabe einiger andern Schriften rühmlich bekant, unter welchen die schätzbarsten sind, die Vindiciae canonicarum scripturarum vulgatae latinae editionis, wovon aber nur Pars I. Romae 1740. Fol. gedruckt ist, welcher unter andern die, aus einer Veronesischen Handschrift bekant gemachte Alexandrinische Übersetzung des Psalters, mit einer alten lateinischen enthält, und sein Evangeliarium quadruplex latinae versionis antiquae, seu veteris italicae, nunc primum in lucem editum ex codd. mscpt. etc. Romae 1749. Fol., eigentlich 4 Bände, mit vielen gelehrten Abhandlungen und Kupfern, sehr prächtig, überhaupt ein für die Kritik wichtiges Werk; Bianchini verglich auf Befehl Benedikts XIV. fünf Codices der alten lateinischen Bibelübersetzung. Eine schätzbare Samlung alter kirchenhistorischer Denkmäler aus den zwei ersten christlichen Jahrhunderten enthält seine Demonstratio historiae ecclesiasticae quadripartitae monumentis ad fidem temporum et gestorum Rom. 1752. Fol., und von guten historischen und archäologischen Kentnissen zeugt sein Werk Delle porte e mura di Roma, con illustrazioni. Rom. 1747. 4. und seine mit Zusätzen vermehrten Ausgaben der Schriften verschiedener Autoren [3]). (*Baur.*)

Bianchini (Giuseppe Maria), aus Prato im Toskanischen, öfters blos mit dem Vornamen Giuseppe, und daher mit dem Vorigen verwechselt. Er war am 18. Novbr. 1685 geb., studirte zu Florenz und Pisa, wurde 1709 Priester, und erklärte, durch den Bischof von Prato aufgefodert, in öffentlichen Lehrstunden die Kirchenväter. Der Bischof von Pistoja berief ihn als Pfarrer nach Ajola, und hier starb er den 17. Febr. 1749. Als Literator und Beförderer der literarischen Kultur stand er in besonderer Achtung, und war ein Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften in Italien, stiftete auch selbst in seiner Vaterstadt die Akademie degli Infecondi, und schrieb viele kleine Abhandlungen, Lobreden, Gedichte u. dergl., die in verschiedenen Samlungen abgedruckt wurden, mehre in den 5 Bänden der Prose fiorentine. Ven. 1754. 4. An größeren Werken hat man von ihm, außer einer italiänischen Übersetzung des Hohenliedes in versi toscani con annotazioni. Ven. 1735. 8., folgende zwei, die mit verdientem Beifalle aufgenommen wurden: Dei granduchi di Toscana della reale casa de' Medici, ragionamenti istor. Ven. 1741. Fol., mit 9 Portraits prächtig gedruckt, und Trattato della Satira italiana. Massa. 1714. 4. Ed. II. mit einer Abhandlung dell' ipocrisia degli nomini letterati. Flor. 1729; Rover. 1759. 4. [4]). (*Baur.*)

Bianchini (Giovanni Fortunato), Professor der Medizin zu Padua, geb. 1720 zu Chieti im Neapolitanischen, studirte die Arzneikunst zu Neapel, und übte sie auch daselbst einige Jahre. Von da ging er nach Venedig, 1759 als erster Arzt nach Udine, und 1777 als erster Professor der praktischen Medizin nach Padua, wo er den 2. Septbr. 1779 starb. Als gelehrter Arzt und guter Beobachter ist er bekant durch seine Saggi di esperienze intorno la medicina elettrica fatte in Venezia da alcuni amatori di fisica. Ven. 1749. 4. französ. Paris. 1750. 8. Lettere intorno all' indole delle febbri maligne, colla storia de' vermi di corpo umano e dell' uso del Mercurio. Ib. 1750. 8. Osservazioni intorno all' uso della elettricità celeste, e su l'origine del fiume Timavo. Ib. 1754. 8. u. m. a. kleine Schriften und Abhandlungen [5]). (*Baur.*)

Bianco bei Vollmachten und Wechseln, s. Blanco.

1) Eloge hist. in den Mém. de Trevoux. 1730. p. 1269. Eloge par Fontenelle, in der Hist. de l'acad. des sciences. 1729. p. 140. Mém. de *Niceron*. T. XXIX. p. 77. *A. Mazzoleni* vita di F. Bianchini. Verona 1735. 4. Leipziger Zeitungen von gel. Sachen. 1731. S. 145 — 158. *Maffei* Verona illustr. 254. *Chaufepié* Dict. voc. Blanchini. *Clement* Bibl. cur. T. III. 302. *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Vol. II. P. II. *Fabronii* vitae Italor. T. VI. 284. *Saxii* Onomast. Vol. V. 314. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV. 2) Notizia delle Academie erette in Roma 1740 per ordine della Santità di N. S. Papa Benedetto XIV. per Giuseppe Collini. Rom. 1741.

3) *Mazzuchelli* l. c. Biogr. univ. *Saxii* Onomast. Vol. VI. 432. Adelung's Zus. zum Jöcher. 4) Mazzuchelli und Adelung a. a. O. Biogr. univ. 5) Sein Leben in dem zu Padua 1789 herausgekommenen 2. Tbl. der Saggi scientifici e letterarii dell Academia di Padova. — Biogr. univ.

Bianco, Biancho (And.), s. Weltkarten*).

BIANCO (Bartolomeo), Architekt, geb. zu Como gegen Anfang des 17. Jahrh., gest. 1656 zu Genua, für welche Stadt er den Plan zu ihrer Befestigung entwarf, und das Kollegium der Jesuiten und den Palast Balbi, jetzt Durazzo, erbaut hat. Sein Sohn Giambattista widmete sich der Bildhauerei, und seine Statue der heil. Jungfrau, mit einer Gruppe von Engeln umgeben, in Bronze, zu Genua, beweist ein ausgezeichnetes Talent. Er starb aber schon 1657 an der Pest. (*H.*)

BIANCO, ein bolognesischer Weißgroschen, zwölf Bajocchi am Werth, dessen Rückseite das Stadtwapen Bologna's, den stehenden Löwen mit wehender Fahne und die Umschrift: Bononia docet, trägt. Die Hauptseite hat den Kopf und den Namen nebst Regirungsjahr des jedesmaligen Papstes. Frühere haben Bononia mater studiorum. Noch bis zur franz. Revolution in Italien sind welche in Bologna geprägt worden. (*Hase.*)

BIANCOLINI (Giambattista Giuseppe), geb. zu Verona 1697, gest. gegen 1780, der Sohn eines reichen Kaufmanns, studirte in seiner Jugend, widmete sich aber nachher, weil er keine Neigung zum geistlichen Stande fühlte, dem Geschäfte seines Vaters, welches ihn jedoch keinesweges der Kunst und Wissenschaft entfremdete. Er hatte große Fertigkeit in der Musik und komponirte auch, mit leidenschaftlichem Eifer aber fühlte er sich zu der Geschichte seines Vaterlandes, zu der Untersuchung dazu gehöriger Handschriften und Denkmale hingezogen. Beförderud und theilnehmend erwarb er sich hiedurch ungewöhnliche Verdienste. Er gab in drei Bänden 1745 — 49 des Pietro Zagata Chronik von Verona heraus. Der dritte Band (Supplemente dazu) gehört ihm, und unter anderem zeichnet er sich aus durch den Plan des alten Theaters zu Verona, dessen Entwerfung Maffei für unmöglich gehalten hatte. Geschätzt werden auch seine Werke über die Kirchen und Bischöfe zu Verona. Um die Samlung der Übersetzungen griechischer Geschichtschreiber unter dem Titel: Collana degli storici greci (seit 1733) sind seine Verdienste groß, indem er sie nicht nur auf alle Weise betrieb und unterstützte, sondern auch mitarbeitend Theil nahm. Das Leben des Polybius, die Chronologie, die Zusätze, die Tabellen der alten und neuen Städtenamen bei Thucydides, Xenophon und Gemistus Plethon sind von ihm. (*H.*)

BIANCONI, Blanconius (Gian Lodovico), ein berühmter Arzt und Archäolog, geb. den 30. Septbr. 1717 zu Bologna, aus einer sehr geachteten Familie. Er erhielt eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung, und bildete sich frühe, auf eine in Italien ungewöhnliche Weise, ins Allgemeine aus, ohne dabei die ernsthaften Studien zu vernachlässigen. Als Fakultätsstudium wählte er die Arzneiwissenschaft, practisirte seit seinem 19. Jahre an einem Hospital seiner Vaterstadt, erhielt 1742 die medizinische Doktorwürde, und wurde im folgenden Jahre Mitglied des berühmten wissenschaftlichen Instituts seiner Vaterstadt. Seine vortreffliche italiänische Übersetzung von Winslow's Anatomie (Esposizione anatomica della struttura del corpo umano del signor Winslow etc. 1743 — 44. Vol. VI. 8.) gab die nächste Veranlassung, daß er 1744 zum Leibarzt des Landgrafen von Hessen und Bischofs von Augsburg berufen wurde. Sechs Jahre lebte er in Augsburg, und schrieb daselbst Due lettere di Fisica al Sig. March. Scip. Maffei. Venet. 1746. 4.*) über die Glastropfen und über die Geschwindigkeit des Schalls (della diversa velocità del suono), der letzte Brief teutsch im Auszuge von Schulze im Hamburg. Magaz. Bd. 16. S. 476 — 485. Auch eine Dissertation sur l'Electricité ließ er 1748. 8. in Holland drucken, die zu Basel ins Teutsche übersetzt wurde, und war Herausgeber eines Journal des nouveautés litéraires d'Italie. Amsterd. (eigentlich Leipzig) 1748 und 49. Vol. III. 8. Mehre gelehrte Gesellschaften, unter andern 1749 die Berliner Akademie, nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf, und 1750 kam er mit einem Empfehlungsschreiben Benedikts XIV. nach Dresden, wo er von August III. nicht nur sehr gut empfangen, sondern auch als Leibarzt der königl. Prinzen und Prinzessinnen, und in der Folge des Königes selbst, in Dienste genommen, und mit dem Hofrathskarakter ausgezeichnet wurde. Mehre wichtige Aufträge, die ihm gegeben wurden, vornehmlich eine Sendung an den französischen Hof im J. 1760, rechtfertigten das in ihn gesetzte Vertrauen seines Königs, und die Folge davon war, daß er in den Grafenstand erhoben wurde, und 1764 die Stelle eines kursächsischen residirenden Ministers in Rom erhielt. Mit der Zufriedenheit seines Hofes und der besondern Achtung Pius VI., im Genusse alles Schönen und Guten, was Rom damals enthielt, verlebte er daselbst viele glückliche Jahre, und starb am 1. Jan. 1781 zu Perugia im Genuß einer allgemeinen Achtung. In allen Verhältnissen des Lebens bewahrte Bianconi eine reine Liebe zu den Wissenschaften, und war ihr treuer Pfleger. Mit einer gründlichen Einsicht in die Arzneiwissenschaft und Naturlehre, verband er viele archäologische Kentnisse, und besaß überhaupt ein sehr feines Gefühl in den schönen Künsten und in der schönen Literatur. Beweise davon enthalten seine von Dresden aus, an den Marchese Filippo Hereulani, geschriebenen Lettere sopra alcune particolarità della Baviera e di altri paesi della Germania. Lucca. 1763. 8. teutsch (von Henriette v. Mankel) Leipz. 1764. 8. ital. und teutsch mit Zusätzen von Franz Alberti. München 1792. 8. Diese Briefe verrathen eben so viel Kunstkentniß als Unbefangenheit des Urtheils, und es war zu jener Zeit kein Kunstwerk und keine literarische Merkwürdigkeit in München, die der Aufmerksamkeit und gerechten Würdigung des sachkundigen Italiäners entgangen wären. Die Resultate vieljähriger gründlicher Forschungen enthalten seine Lettere sopra A. Cornelio Celso, all' Abate Tiraboschi. Roma 1779. 8. teutsch von K. L. Krause. Leipz. 1781. 8.**). Diese Briefe wurden durch eine Stelle in Tiraboschi's Storia della Let. ital. T. II. 178. veranlaßt, worin derselbe den römischen Arzt in die letzten Lebensjahre des August,

*) Weil von den Lebensumständen dieses Mannes eben nicht viel mehr als seine Weltkarte (1436) bekant ist. Vgl. vorläufig Sprengel's Gesch. d. wicht. geogr. Entdeck. (2. A. 1792. a. m. O.) und Biogr. univ. T. IV. (*H*)

*) S. Nova acta Erud. 1748. Jan. p. 21 — 27. **) S. die Zugabe zu den Gött. gel. Anz. 1781. S. 485 — 490. und 1795. S. 215. f.

und noch unter einige seiner Nachfolger versetzte. Bianconi beweist aber, daß Celsus in den ersten Jahren der Regirung des August gelebt habe, entwirft zugleich ein reizendes Gemälde jener Zeit, und theilt eine Menge anderer philologischer und historischer Berichtigungen mit. Eine Ausgabe des Celsus selbst, zu der er auf seinen Reisen sehr viele Handschriften verglichen hatte, kam nicht zu Stande, und erst lange nach seinem Tode gab der bekannte Advokat Fea aus Bianconi's Nachlasse eine Beschreibung des berühmten Cirkus des Caracalla außerhalb der Thore von Rom heraus: Descrizione dei circi, particolarmente di quello di Caracalla e dei giuochi in essi celebrati, opera postuma ordinata e publ. con note dal C. Fea et con vers. francese. Roma 1789. gr. Fol. mit 20 Kupf. prächtig gedruckt. Zur Herausgabe der Effemeridi letterarie di Roma gab Bianconi die erste Veranlassung, und bereicherte sie mit vielen Beiträgen, unter andern mit Lobreden auf den berühmten Antiquar und Steinschneider Piranesi, auf Mengs (mit einem Verzeichniß seiner Werke und der nach ihnen gestochenen Kupfer), und auf den Arzt Venanzio Lupacchini, ferner mit Erklärungen von Inschriften, von dunkeln Stellen in den alten Gedichten und dergleichen mehr. Die meisten der bisher genanten, und einige andere Abhandlungen von ihm sind gesammelt in den Opere del Consigliere Gian Lod. Bianc. Milan. Vol. IV. 1802. 8., wobei sich auch die, vorher einzeln gedruckte, mit mehr Liebe als Belehrung geschriebene Lobrede auf Bianconi von Mariotti befindet***). (*Baur.*)

BIAR, 1) Nebenfluß des Guadalquivir in der span. Prov. Sevilla. — 2) Villa in der span. Prov. Valencia, Govierno de Xixona (16° 4′ L. 38° 48′ B.), in einer sehr reizenden Gegend, mit 2800 Einw., Kastell, Bienenzucht, die den vorzüglichen, durch seinen Rosmaringeschmack sich auszeichnenden Honig liefert, Leinenweberei, Alkargatesfabriken, Töpfereien, Ziegeleien. (*Stein.*)

BIARD (Paul), Jesuit, geb. zu Grenoble, gest. zu Lyon 1622, war einer der ersten Missionarien, die nach Amerika gingen. Es erschien von ihm Relation de la Nouvelle-France et du voyage que les Jésuites y ont fait. Lyon 1616. Außerdem s. über ihn Bibliothèque du Dauphiné. (*H.*)

Biarmien, s. Permien.

BIAS, 1) Amisthaons und der Idomene Sohn, Bruder des Sehers Melampus, der ihm die Rinder des Iphiklos verschafte, wodurch er die Neleide Pero erhielt [1]). Er zeugte mit dieser den Talaos, Areios, Perialtes und die Alphesiba [2]) oder (bei Apollodor) Anaxibia. Bias erhielt, als Melampus die Proetiden vom Wahnsinne geheilt hatte, die Lysippe zur Gemalin, und mit ihr einen Theil des Argeiischen Reiches [3]). 2) einer der Söhne des Priamos [4]). (*Rickleſs.*)

Bias aus Priene in Jonien verdient die Stelle, die ihm die Griechen unter ihren sieben Weisen gaben, durch seine Weisheitsliebe, gebildeten Geist, Menschenkentniß, mit Klugheit gepaarten sittlichen Sinn. Diesen Geist athmen die Sprüche, welche Plutarchus in dem Gastmahl der sieben Weisen, Diogenes von Laerte, Stobäus u. A. aufbewahrt haben, in welchen nicht alles der Dichtung anheim fallen kann, und seine Handlungen, seine Vaterlandsliebe, die Loskaufung, Erziehung und Ausstattung der kriegsgefangenen messenischen Jungfrauen beweisen ihn durch die That. Weisheit hielt er für das Menschen unverlierbares Eigenthum und für das Zehrgeld auf der Reise von der Jugend zum Alter. Einen Menschen ohne Weisheit verglich er mit der Eule, weil er, nach der Art dieser, scharfsichtig ist in eiteln Dingen, und in dem, was wahrhaft gut ist, blind. Es ist kein Wunder, daß er bei dieser Denkart die Erfahrung gemacht hatte, daß die meisten Menschen schlecht sind. Seine Landsleute ehrten sein Andenken durch ein prachtvolles Begräbniß und einen nach seinem Vater benanten Tempel Teutamium. (*Tennemann.*) — Sein Bildniß und jene der übrigen Gefierten, mit dem des Äsop an der Seite, soll nach einem Epigramme des Agathias [1]), das Alterthum von Lysippus besessen haben. Ein glücklicher Fund zu Tivoli hat uns dasselbe [2]) nebst dem des Periander in Marmor mit Namen und Sprüchen, so wie auch Bruchstücke von Bildnissen des Solon, Pittakus und Kleobulus verschaft. Eine Doppelbüste [3]), ihn und wahrscheinlich seinen Landsmann Thales vorstellend, wurde zu Rom auf dem Berge Cälius ausgegraben. Eine Blume, aus griechischem Samen gezogen, streute noch unserer Weisen einer [4]) auf sein Grab. (*Goldmayer.*)

Bias, Blas (St.) Stadt der Intendantschaft Valladolid in Mexico, an der Mündung des Santiago, mit Hafen, Schifswerften, Magazinen. (*Stein.*)

BIBAGO*), Abraham, Ben Jom Tov, aus Arragonien, blühte ums Jahr 249 (Chr. 1489) oder 252 (1492). Er schrieb 1) דוך אבירה eine philosophische Behandlung der Glaubensartikel, den Christen entgegengesetzt, weshalb ihn auch de Rossi in seiner Biblioth. jud. antichr. p. 21. aufgenommen. Gedr. Konstantinopel 281 (Chr. 1521 nicht 1522), auf 100 S. Im Mss. besitzt diese Schrift die K. Biblioth. zu Paris. 2) זה יהוה ein Bändchen philosoph. Reden; gedr. zu Thessalonich. 3) Zwei Briefe, welche de Rossi**) im Mss. besitzt, mit den Antworten darauf von R. Moses Arondi. 4) ב"ר בירחה de demonstratione, ein Kommentar über Aristoteles Analytica priora mit Noten aus dem Kommentare des Averroes übersetzt. Dieses Mss. — wahrscheinlich ein Autograph — befindet sich in der Mss.-Samlung der Vatikanischen Biblioth. Cod. 350. 5) Eine andere philosophische Schrift עץ חיים betitelt, ist ebenfalls noch

***) *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Adelungs Zus. zum Jöcher. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1 Bd. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV. *Saxii* Onomast. T. VII. 99. Ergänzbl. zur Jen. Litztg. 1817. Nr. 66.

1) Schol. in Oed. X1, 286. und 289. 2) *Apoll. Rh.* I, 118; Schol. in Oed. I. c. 3) *Paus.* II, 18. *Apollod.* I, 9, 11. nach Pherekydes und II, 2, 2. 4) *Apollod.* III, 12, 5.

1) *Brunk* Anal. Tom III. Agath. XXXV. 2) S. *Visconti* Museo Pio-Clementino Tom. VI. tav. XXII. XXIII. u. besonders dessen Iconographie grecque Pl. X. No. 1. 2. 3) S. Museo Pio-Clement. tav. XXIV. und Iconogr. grec. Pl. X. No. 3. 4) Herder's Schriften z. griech. Literat. S. 55.

*) Oder Bivago — nicht Bivas, Bivasch, Bilbag, Bilbao; oder gar: Abr. Ben Laduni, auch nicht Ben Schem Tov — unter welchen Namen er hier und dort auch angeführt wird.
**) S. ad Cod. 457.

Mss. Vielleicht gehören auch ihm als Verf. an 6) die לקוטי ורמאה welche sich im Mss. in der Biblioth. der Sorbonne befinden und von *Wolf* Paralipomena Medica interpretirt werden***). — (*Hartmann.*)

BIBART, (Mtfl.) Städtchen an der Landstraße von Nürnberg nach Würzburg, 5 St. von Kitzingen, Sitz des gleichnamigen Landgerichts, im baierischen Rezatkreis, mit 104 Häus. und 613 Einw., welche sich größtentheils vom Feldbau nähren. Die katholische Pfarrkirche ist vom Bisch. Julius zu Würzburg erbaut. (*Fenkohl.*)

BIBBIENA, Bibiena, Dorf im Casentiner Thale in Toskana, dadurch merkwürdig, daß berühmte Gelehrte (S. d. folg. Art.) und eine ganze Künstlerfamilie (s. Galli) den Namen dieses Ortes annahmen. Auch die Familie des zu Lamporichio gebornen Dichters Fr. Berni war daselbst ansäßig. (*H.*)

BIBBIENA (Bernardo Divizio oder Dovizio), wurde 1470 zu Bibbiena im Casentinischen von unbekannten Altern geboren, deren Namen er, als er anfing, Ruf und Rang zu gewinnen, mit dem seines Geburtsortes vertauschte. Sein Bruder, der dem Lorenzo Magnifico als Sekretär diente, verschafte ihm Eintrit und Anstellung in diesem berühmten Hause, wo er sich besonders an die Person des Giovanni de' Medici, nachmaligen Papstes Leo X., anschloß. Er begleitete diesen, als er noch Kardinal war, in das Exil, und zeigte sich überall in Stürmen und Bedrängnissen als einen treuen, thätigen Anhänger des Medicei'schen Hauses. Nach dem Tode des Papstes Alexander VI. kehrte Bibbiena mit dem Kardinal Medicis nach Rom zurück, und wußte sich Julius II. eben so angenehm als unentbehrlich zu machen. Er diente ihm mit Glück und Gewandtheit in den wichtigsten und schwierigsten Geschäften, wußte aber nichts desto weniger, Zeit und Muße zu gewinnen, seinen Geist zu bilden und zu ergötzen; und er verschmähete es, trotz seines geistlichen Standes nicht, den Dienst der Musen mit dem der Venus zu verbinden. Er machte hierin keine Ausnahme von dem Charakter des Hofes der beiden Päpste, denen er diente. Nach dem Tode Julius II. spante Bibbiena alle Kraft seines Geistes, alle Anmuth und Eindringlichkeit seiner Beredsamkeit an, den Kardinal Medicis auf den päpstlichen Stuhl erheben zu helfen; man wirft ihm selbst vor, unerlaubte Mittel, List und Trug, zur Erreichung seines Zweckes nicht verschmäht zu haben†). Wie dem auch sey, Leo X. war nicht unwürdig seiner Bemühungen und auch nicht undankbar: er machte ihn zum Schatzmeister und bald darauf zum Kardinal. Bibbiena theilte mit seinem Papste die Liebe für Wissenschaften und Künste und den schönen Beruf, sie zu ermuntern und zu unterstützen. Seine Zeitgenossen schildern ihn als einen Mann voller Liebenswürdigkeit und Anmuth, glanzliebend, wie sein Hof, verschwenderisch in seiner Leidenschaft für die schönen Künste und Wissenschaften, und dem Vergnügen ergeben. Eine innige Freundschaft verband ihn mit dem großen Raphael, an den er seine Nichte verlobt hatte††). Leo X. gebrauchte den Bibbiena fortwährend in den wichtigsten Angelegenheiten. In dem Kriege mit dem Herzoge von Urbino kommandirte er das päpstliche Heer, und endigte diesen Handel auf die glänzendste Weise. Bald nachher ging er als Gesandter nach Frankreich, um den König zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu ermuntern, und nachdem er 1519 nach Italien zurückgekehrt war, starb er 1520 eines plötzlichen Todes, nicht ohne Verdacht des Giftes, das Leo selbst ihm beigebracht haben soll, weil er erfahren, Bibbiena habe sich mit Franz I. zu seinem Sturze verschworen. Dieser Verdacht beruhet jedoch nur auf dunkeln Sagen †††).

Als Dichter ist uns Bibbiena durch seine Komödie La Calandria merkwürdig, die mit den Komödien des Machiavelli und Ariosto zu den ersten italiänischen Originalen gezählt wird. Es wird daher nicht unschicklich seyn, hier einige Worte über den Ursprung der italiänischen Komödie zu sagen.

Bald nach der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften in Italien wurden auch die Komödien des Plautus und Terenz aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen und gewannen Eintrit in die feine Gesellschaft. So konte es denn nicht fehlen, daß das unterhaltendere und geschmackvollere Personal der heidnischen Komödie die Helden und Heldinnen der Bibel und Legenden verdrängte, die bisher den Hof, die Geistlichkeit und das Volk in den heiligen Vorstellungen, die unter dem Namen Mysterien bekant sind, ergötzt hatten. Pomponio Leti ließ zuerst gegen Ende des 15. Jahrh. Terenzische und Plautinische Lustspiele in den Vorhöfen einiger römischen Prälaten aufführen, durch junge Leute, die er dazu anlehrte. Dem Beispiele der römischen Geistlichkeit folgten mehre italiänische Fürsten, vor allen Herzog Ercole I. von Ferrara, der in seinem Palaste ein prächtiges Theater zu diesem Behufe erbauen ließ, und Ludovico Sforza von Mailand. Nach den Originalen erschienen Übersetzungen und Bearbeitungen, z. B. die Menaechmi von dem erwähnten Herzog Ercole, und mehre Lustspiele der beiden Römer von Arioste, die noch in Handschriften vorhanden sind. Wie schon gesagt, streiten Ariost, Machiavelli und Bibbiena um den Ruhm, das erste italiänische Originallustspiel geschrieben zu haben.

Die Calandria hat ihren Namen von dem Calandro, der komischen Person des Stückes. Sie wurde zuerst am Hofe des Herzogs von Urbino aufgeführt, nachmals zu Rom im Vatikan, bei der Anwesenheit der Isabella von Este, Prinzessin von Mantua. Sie ist eine Nachahmung der Menächmi des Plautus und dreht sich um Verwechslungen und Verkleidungen. Um sich dem Geschmack und der Gewohnheit des Zeitalters zu nähern, schrieb Bibbiena sein Stück in Prosa, und der Dialog ist leicht, schnell und lebendig. Eine Analyse des Lustspiels gibt *Ginguéné* VI, 171. (*W. Müller.*)

Bibbiena, Künstler, s. Galli.

Bibeh, s. Bebe.

***) Vgl. *Basnage* hist. des Juifs. T. IX. p. 539. *Jo. Henr. Wolf* Annot. ad praefat. בוכתם לדויד p. 14.

†) S. den Artikel Leo X.

††) S. d. Art. Raphael. †††) S. *Paul. Jovius* Elog. Bibb.

AE 27 E7 Sect.1 Bd.9
Ersch, Johann Samuel
Allgemeine Encyclopä-
die der Wissenschaften
und Künste

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 03 16 06 011 9